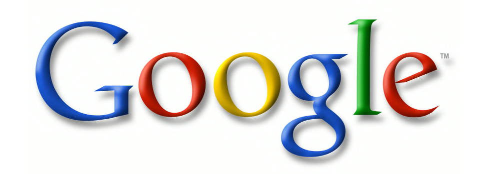
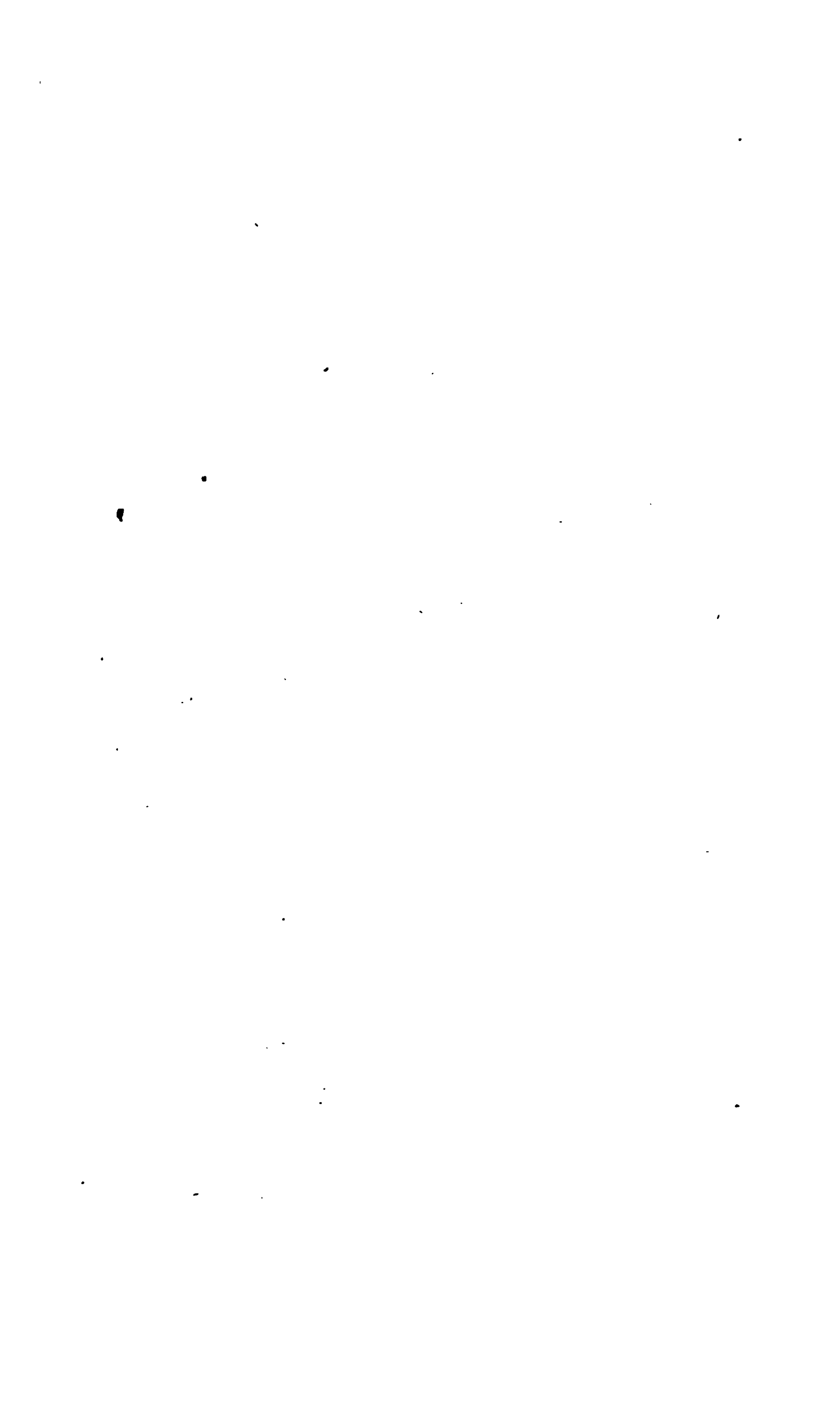








ARCHIV

für

das Studium der

NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

Eine Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von

Ludwig Herrig und Heinrich Viehoff.

Erster Jahrgang.

Erster Band.

Mit 1 lith. Tafel.

Elberfeld u. Iserlohn.
Julius Bädeker.
1846.


BIBLIOTHECA · BODLEIANA ·

des Studiums der

NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

Eine Vierteljahrsschrift

Ludwig Herrig und Heinrich Viehoff.

Erster Jahrgang.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

II. Beurtheilungen und Anzeigen.

III. Programmenschau.

IV. Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Realschulen die Bearbeitung der modernen Philologie überneh- men. Aber auch die Gymnasien können, wenn sie ihre Aufgabe ganz lösen wollen, der modernen Philologie nicht entrathen, und so werden sich auch die Gymnasiallehrer an dem Anbau eines Gebiets der Philologie und Didaktik betheiligen, das bisher, auch zum Nachtheil der Gymnasien, nur allzusehr vernachlässigt worden ist. An Zeitschriften für klassische Philologie und Alterthumskunde hat es bekanntlich schon seit Langem nicht gefehlt, und fehlt es noch jetzt nicht; es dürfte nun endlich an der Zeit sein, auch für die moderne Philologie wenigstens Ein ähnliches Organ in's Leben zu rufen, das der sonst so leicht sich zersplitternden und zerstreuenden Thätigkeit der Einzelnen, der Lehrer an Gymnasien, wie an Realschulen, zum Vereinigungs- und Anhaltspunkte dienen könnte.

Die Aufgabe einer solchen Zeitschrift wird aber eine zweifache sein müssen. Einerseits wird sie die Wissenschaft (wenn man ein so komplicirtes Ganze, wie die Philologie und jeder ihrer Zweige ist, so nennen darf) und andererseits die Schule in's Auge zu fassen haben. Jene wird sie nicht ausschließen dürfen, auch wenn sie sich rein als pädagogisch-didaktische Zeitschrift betrachtet. Denn, wenn es einer Disciplin noch in dem Grade an wissenschaftlicher Durchbildung mangelt, wenn noch so große Strecken in ihrem Gebiete der ersten Urbarmachung harren, wie dies bei der modernen Philologie der Fall ist: so kann die Schule noch unmöglich den rechten, vollen Gewinn für die Bildung der Jugend aus ihr ziehen. An dem bloßen Anbau der Wissenschaft darf es indeß unserer Zeitschrift eben so wenig genügen, da ihr letztes und Hauptaugenmerk die Schule ist, die es nicht auf die Wissenschaft, sondern auf die Bildung abgesehen hat. Sie wird also auch dahin zu wirken haben, daß das Studium der neuern Sprachen und Literaturen ein ächtes Humanitätsstudium werde.

Eben deßwegen aber, weil es ihr hauptsächlicher und letzter Zweck ist, den Schulunterricht in neuern Sprachen und Literaturen zu fördern, und ihm mehr Gehalt und bildende Kraft zu geben, wird sie aus dem Gesammtgebiet der modernen Philologie sich denjenigen kleinern Kreis ausscheiden müssen, der zu unsern Schulen in der nächsten Beziehung steht; sie wird sich auf die jetzigen drei bedeutendsten Culturvölker, die Deutschen, Franzosen und Engländer zu beschränken haben. Es versteht sich indessen, daß dieser Kreis nicht nach allen Seiten hin als ein scharf abgegränzter betrachtet werden kann. Wenn gleich z. B. das Italienische, Provençalische, Spanische, Portugiesische, das Lateinische an und für sich nicht in

denselben gehört, so wird es der Zeitschrift doch unerläßlich sein, bisweilen in das Gebiet dieser Sprachen hinüberzugreifen, schon aus dem Grunde, weil der französische Philolog auf diesen Namen keinen Anspruch hat, wenn er nicht zugleich Romanist ist, wenn er nicht sein Studium comparativ und historisch betreibt. Aus demselben Grunde würde die Zeitschrift selbst in dem Falle, daß man sich allgemein über die Ausschließung des Alt- und Mittelhochdeutschen aus den Schulen vereinigte, dennoch sich nicht durchaus strenge auf das Neuhochdeutsche beschränken dürfen, so wie auch die englische Philologie zu einer tiefern Begründung nicht das Angelsächsische, Wälsche u. s. w. entbehren kann. Nur muß die Zeitschrift, indem sie zuweilen sich nach diesen Seiten hin ausbreitet, nie ihren Mittel- und Ausgangspunkt aus dem Auge verlieren und ihrer Hauptaufgabe eingedenk bleiben.

Nach dem Gesagten wird es nicht nöthig sein, bei der folgenden nähern Inhaltsangabe der Zeitschrift dem Einzelnen jedesmal beizufügen, ob ihm eine größere oder geringere Berücksichtigung zu Theil werden soll. Die Redaction wird es sich angelegen sein lassen, dem, was in nächster Beziehung zur Aufgabe der Zeitschrift steht, stets ein bedeutendes Uebergewicht über das Fernerliegende zu erhalten.

Im Wesentlichen wird der Inhalt unserer Zeitschrift dem des Archivs für den deutschen Unterricht analog sein. Im Interesse der Wissenschaft sollen, wie in dem genannten Archiv, Beiträge zur historisch-vergleichenden Grammatik und zur Onomatik (nach dem von Mager festgestellten Begriffe), zur Literaturgeschichte, zur Metrik, Poetik und Prosaik, zur Interpretation (der ästhetischen, sprachlichen und sachlichen) und zur Kritik der Texte gebracht werden. Und weil der ächte Philolog des Zurückgehens auf Quellen, Urkunden, Sagen u. s. w. nicht entrathen kann, so müssen auch diese, wie es gleichfalls im Archiv für den deutschen Unterricht geschehen ist, die ihnen gebührende Berücksichtigung finden. — Was dann aber den andern Hauptzweck unsrer Zeitschrift betrifft, einen wahrhaft geist- und herzbildenden Unterricht der modernen Sprachen und Literaturen fördern zu helfen, so wird dies die Aufgabe einer besondern Art eigens für diesen Zweck berechneter Beiträge sein, die sich nun wieder entweder auf Grammatik und Onomatik, oder auf Styl- und Redeübungen, oder auf den literargeschichtlichen Unterricht, oder auf den in Poetik, Metrik und Prosaik, oder auf die *Interpretation im weitesten Sinne* beziehen; und zwar

gilt es hier, nicht bloß allgemein räsonnirende Abhandlungen über Methodik und Didaktik zu liefern, sondern, wie dies gleichfalls bisweilen in dem Archiv für das Deutsche versucht worden, auch das zweckmäßigste Verfahren an Gegebenem und Besonderm möglichst praktisch darzulegen.

Es wird nicht nöthig sein, jenen innern Unterschied der beiden Hauptarten von Beiträgen auch äußerlich in zwei gesonderten Rubriken oder Sektionen hervortreten zu lassen, da die einzelnen Aufsätze sich selbst deutlich genug entweder als wissenschaftliche, oder als didaktische charakterisiren werden. Als eine durchgreifende Abtheilung gedenken wir, wie in dem Archiv für das Deutsche, nur die in Abhandlungen und Recensionen festzuhalten, welche letztere dann, je nach der Bedeutsamkeit der Schriften, bald tiefer eingehende Kritiken, bald kürzere Anzeigen sein werden. Die jährlich steigende Zahl von Schriften wird es wünschenswerth machen, zur Erleichterung der Uebersicht über die Literatur der einzelnen Lehrzweige, von Zeit zu Zeit Collectivrecensionen zu geben. Endlich dürften auch eine kurze Programmenschau, ein fortlaufender bibliographischer Anzeiger und eine Rubrik „Miszellen“ für allerlei unsern Gegenstand betreffende Notizen nicht unwillkommene Beigaben zu unserer Zeitschrift bilden.

Damit hätten wir den Plan des neuen Unternehmens nach seinen Hauptumrissen gezeichnet. Wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, daß recht viele wackere Schulmänner uns die Hand zur Ausführung eines Werkes bieten werden, welches nur durch das Zusammenwirken vieler Kräfte zu etwas Erfreulichem gedeihen kann. Auf die Herren Mitarbeiter des Archivs für den deutschen Unterricht dürfen wir mit Zuversicht rechnen; von der Mehrzahl derselben sind uns darüber schon bestimmte Erklärungen zugegangen. Außer diesen hat aber auch noch eine bedeutende Anzahl anderer tüchtiger Schulmänner Deutschlands, Frankreichs und Englands uns ihre Unterstützung zugesagt und zum Theil uns schon durch Zusendungen von Beiträgen erfreut, was wir als ein glückliches Prognostikon für die zukünftige Theilnahme betrachten wollen.

Die Herausgeber.

Ueber Goethe's kleinere dramatische Dichtungen.

Die größern dramatischen Productionen Goethe's: Götz, Clavigo, Egmont, Iphigenia, Tasso u. s. w. sind schon so oft und aus so vielfachen Gesichtspunkten beleuchtet und erörtert worden, daß es für eine eindringende Lectüre derselben weder der Schule noch den sinnigen Lesern Goethe's überhaupt an Hülfsmitteln und Wegweisern fehlen kann. Darüber hat man aber seine kleinern dramatischen Dichtungen zu sehr unberücksichtigt gelassen. Mögen auch manche derselben an Kunstwerth und Bedeutsamkeit jenen umfassendern Productionen weit nachstehen, so sind dagegen andere auch wahre Meisterwerke im Kleinen, ganz so vollendet in sich und musterhaft, als die besten jener größeren Schöpfungen; und selbst die absolut minder werthvollen haben noch eine große relative Bedeutsamkeit, indem sie entweder eine Stufe in Goethe's Entwicklung bezeichnen, oder auf größere Kunstwerke Licht werfen, oder nach einer oder der andern Seite hin von dem hervorragenden Talente ihres Verfassers eine lebendige Anschauung gewähren. Diese Betrachtung bestimmt mich zu dem Versuche, die kleinern dramatischen Dichtungen Goethe's in unserm Archiv in einer Reihe von Artikeln einer mehr auf das Besondere eingehenden Besprechung, als sie bisher gefunden haben, zu unterziehen; und zwar gedenke ich dabei die chronologische Ordnung zu befolgen.

1. Die Laune des Verliebten.

Dieses Drama entstand frühestens im Jahre 1766, oder noch wahrscheinlicher nicht vor dem Frühjahr 1767*). Goethe sagt

*) Düntzer („Goethe als Dramatiker") setzt es „um 1765;" die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften (Anhang zu Goethe's Werken, Ausg. in 40 B.) *führt es unter dem Abschnitt* 1766—69 zuerst auf.

zwar selbst (Bd. 35, S. 358. Ausg. in 40 B.): „Die Laune des Verliebten ward im März 1805 aufs Theater gebracht, eben als diese kleine Production 40 Jahre alt war," wornach die Entstehung derselben in den Frühling 1765 zurückfallen würde. Allein er bezog die Universität Leipzig erst im Herbste dieses Jahrs. In Wahrheit und Dichtung erzählt er uns, daß er, nach Art junger und ungebildeter Leute, seinen Namen überall anzuschreiben gepflegt und sie auch einstens ihn sehr schön und glatt in die Rinde eines Lindenbaums geschnitten habe. „Den Herbst darauf" (also doch wohl im Herbste 1766), als seine Neigung zu Annetten, von der unten mit Mehrerm die Rede sein wird, in der besten Blüthe war, habe er sich die Mühe gegeben, den ihrigen oben darüber zu schneiden. Indessen habe er gegen Ende des Winters (17⁶⁶/₆₇), als ein launischer Liebhaber, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, sie zu quälen und ihr Verdruß zu machen. Im Frühjahre (also 1767) habe er zufällig die Stelle besucht, und der Saft, der mächtig in die Bäume getreten war, sei durch die Einschnitte, die ihren Namen bezeichneten, und die noch nicht verharrscht waren, hervorgequollen, und habe mit unschuldigen Pflanzenthränen die schon hart gewordenen Züge des seinigen benetzt, was ihn, als eine bildliche Darstellung des Leidens seiner Geliebten, nicht wenig in Bestürzung versetzt habe. Da sich nun unsere Dichtung, wie wir gleich hören, auf eben diese seiner Annette verursachten Leiden bezieht, so müssen wir wohl annehmen, daß Goethe bei der obigen Angabe aus späteren Lebensjahren sich der Entstehungszeit seiner Dichtung nicht deutlich erinnerte *).

Die Laune des Verliebten ist das älteste seiner uns erhaltenen dramatischen Stücke. Die Neigung, alles Bedeutende, was ihm begegnete, dramatisch zu gestalten oder, wie er selbst sagt, „in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung eines Schauspiels zu bringen," trat zwar sehr frühe in ihm hervor; auch hatte er schon als Knabe in Frankfurt, durch den Besuch des französischen Theaters angeregt, ein französisches Stückchen gedichtet, „in dem die Scene ländlich war, und es weder an

*) Jedenfalls ist mehr Gewicht auf eine andere Angabe Goethe's aus frühern Jahren zu legen, die uns in einem Briefe von Fräulein v. Göchhausen an Goethe's Mutter aufbewahrt ist. „Gestern (den 20. Mai 1779)", schreibt sie, „hat uns der Herr Geh. Leg.-Rath ein Schäferspiel, die Laune des Verliebten, hier (zu Ettersburg) aufgeführt, das er sagt in seinem 18. Jahre gemacht zu haben, und nur wenig Veränderung dazu gethan."

Königstöchtern, noch Prinzen und Göttern fehlte." Aber dieses ist ohne Zweifel, bei dem Autodafé, dem er in Leipzig seine Ju- gendversuche opferte, mit in Rauch aufgegangen.

Wie fast alle poetischen Erzeugnisse Goethe's, so ging auch ie Laune des Verliebten aus wirklichen Lebenserfahrungen hervor. r berichtet uns selbst darüber in Wahrheit und Dichtung Fol- endes: „Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf n Aennchen (die Tochter des Hauses, wo er den Mittagstisch ahm) übertragen, von der ich nicht mehr zu sagen wüßte, als aß sie jung, hübsch, liebevoll und so angenehm war, daß sie ohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang*) als eine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu idmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt als zu em- fangen. Ich sah sie täglich ohne Hindernisse, sie half die Speisen reiten, die ich genoß, sie brachte mir wenigstens Abends den ein, den ich trank, und schon unsere mittägige abgeschlossene Tisch- sellschaft war Bürge, daß das kleine, von wenigen Gästen außer r Messe besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente. Es nd sich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Lust. Da sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte noch durfte, wurde der Zeitvertreib etwas mager. Wir sangen die Lieder n Zachariä, spielten den Herzog Michel von Krüger, wobei ein sammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten ußte, und so ging es eine Zeit lang noch ganz leidlich. Weil er dergleichen Verhältnisse, je unschuldiger sie sind, desto weniger Mannigfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward ich von jener sen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Ge- bten eine Unterhaltung zu schaffen, und die Ergebenheit eines ädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. ie böse Laune über das Mißlingen meiner poetischen Versuche, er die anscheinende Unmöglichkeit hierüber in's Klare zu kommen, d über Alles, was mich hie und da sonst kneipen mochte, glaubte an ihr auslassen zu dürfen, weil sie mich wirklich von Herzen bte und, was sie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch gegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich mir d ihr die schönsten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit un- ublicher Geduld, die ich grausam genug war, auf's Aeußerste

*) Dieses „eine Zeit lang" ist recht charakteristisch und zeigt, wie Goethe, auch noch in spätern Jahren, den häufigen Wechsel seiner Jugendnei- gungen ansah.

zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß sich ihr Gemüth von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die ich mir ohne Noth und Ursache erlaubt hatte. Es gab auch schreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann; und nun fühlte ich erst recht, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist; ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche suchte ich hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch Andere Freude zu verschaffen; denn ich konnte mir die Hoffnung, sie wieder zu gewinnen, nicht versagen. Allein es war zu spät! ich hatte sie wirklich verloren; und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sittlichen etwas zu Leide zu thun, hat sehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor; ja ich wäre vielleicht an diesem Verlust völlig zu Grunde gegangen, hätte sich hier nicht das poetische Talent mit seinen Heilkräften besonders hülfreich erwiesen. — Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich sie so ganz ohne Noth von mir verletzt sah. Ich stellte mir ihre Lage, die meinige, und dagegen den zufriedenen Zustand eines andern Paares aus unserer Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen konnte, diese Situation, zu einer quälenden und belehrenden Buße, dramatisch zu behandeln. Daraus entsprang die älteste meiner überbliebenen dramatischen Arbeiten, das kleine Stück: die Laune des Verliebten, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird."

Um nun für unsere Bemerkungen über das Stück, das aus diesen Anlässen hervorging, dem Leser einen bequemern Boden zu bereiten, rufen wir es ihm zunächst durch eine kurze Inhaltsangabe in's Gedächtniß zurück.

Als ganzes Personal des Dramas begegnen uns zwei liebende Paare: das eine, Eridon und Amine, unserm Dichter und seiner Annette entsprechend, zärtlich liebend, aber durch die eifersüchtigen Launen des Geliebten geplagt und unglücklich; das andere, Lamon und Egle, vertrauensvoll und heiter in seiner Liebe, allen Grillen, aller selbstquälerischen Eifersüchtelei entschieden fremd und unzugänglich, gleich dem Paare aus Goethe's Gesellschaft, wovon er

in der eben angeführten Stelle spricht. Egle macht im Anfange des Stücks Aminen Vorwürfe, daß sie sich den eifersüchtigen Launen Eridons so geduldig füge und bezeichnet dann in der zweiten Scene die Mittel, ihn zu bessern:

„Begegn' ihm, daß er glaubt, du könntest ihn entbehren;
Zwar wird er rasen, doch das wird nicht lange währen;
Dann wird ein Blick ihn mehr, als jetzt ein Kuß erfreun,
Mach', daß er fürchten muß, und er wird glücklich sein.

Aber Amine fühlt sich zu schwach dazu. — Darüber kömmt Eridon. Seine Eifersucht gibt sich bald kund. Er hat erlaubt, daß Amine mit den beiden Andern zum Tanze gehe; das quält ihn jetzt; er erkundigt sich, mit wem sie tanzen werde. Egle schilt ihn wegen seiner Eifersucht. Er wird dadurch und durch Aminens liebevolles Benehmen zuletzt gerührt, droht aber gegen den Schluß der Scene wieder in seinen Fehler zurückzufallen. Nach seiner Entfernung sucht Egle die Freundin weiter von ihrem unglücklichen Zustande zu überzeugen und gibt ihr ein Beispiel eifersuchtfreier Gelassenheit, als der hinzukommende Lamon gesteht, daß er eben der schönen Chloris einen Kuß geraubt habe. Amine spricht dann in einem Monologe den Entschluß aus, ihrer Freundin Lehre zu befolgen und an dem eben zurückkehrenden Geliebten in Ausübung zu bringen. Aber sie wird bald von ihren Gefühlen überwältigt und entschließt sich, vom Tanze zurückzubleiben. Als Eridon sich entfernt hat, um seine Flöte zu holen, fühlt sie mit Aerger und Reue, daß er dieses Opfer nicht verdient; und da in diesem Augenblick die lockende Tanzmusik ertönt, wirft sie sich weinend auf den Rasen hin. Lamon und Egle kommen, um sie zum Tanze abzuholen, und schärfen, als sie ihren veränderten Entschluß erfahren, durch neue Vorwürfe ihren Schmerz. Endlich zieht Lamon Aminen mit zum Tanze fort, während Egle zurückbleibt in der Absicht, an dem eifersüchtigen Eridon einen Bekehrungsversuch zu machen. Dieser tobt anfangs, wie er erfährt, daß Amine dennoch zum Tanze mitgegangen ist, wird aber, als Egle von ihren Vorwürfen zu schmeichelnder Begütigung übergeht und dabei mit affectirter steigender Zärtlichkeit an seine Brust sinkt, durch die zauberische Nähe der schönen Freundin zu einem Kuß verleitet. Bald darauf kommt Amine zurück, die es ohne Eridon beim Tanze nicht aushalten konnte, und erfährt mit Bestürzung, was geschehen ist. Eridon bittet, sie bekehrt, voll Reue um Verzeihung und ist nun bereit, sie selbst zum Tanze zu begleiten.

Wir sehen, die Handlung unsers kleinen Schäferspiels ist, nach dem Muster des französischen Dramas und der Schäferspiele Gellert's, der als damaliger Lehrer Goethe's ohne Zweifel stark auf ihn einwirkte, so einfach, wie sie nur immer sein kann; die Personenzahl durfte nicht geringer genommen werden, wenn der Gegensatz zwischen einer ruhigen, zufriedenen Liebe und einer von ängstlicher Eifersucht gequälten veranschaulicht werden sollte; und Einheit der Zeit und des Ortes sind so strenge, wie nur in irgend einem seiner französischen Vorbilder, beobachtet. Auch der Vers ist der des französischen Dramas, der Alexandriner. Die Leichtigkeit und Anmuth, womit Goethe ihn hier behandelt, deutet auf vielfache Vorübungen in diesem Metrum. Ohne solche würde sich die Sprache unsers Dichters hier nicht mit so spielender Freiheit in den Fesseln einer metrischen Form bewegt haben, die nur zu leicht zu Steifheit und Eintönigkeit verleitet *). Die antithetische Gedankengliederung, der syntaktische Parallelismus, wozu die scharfe Sonderung des Alexandriners in zwei Hemistichien, „die zweischenkelige Natur" dieses Verses, wie Schiller sagt, den Dichter so stark hindrängt, und welche die poetische Sprache der Franzosen durchweg charakterisirt, tritt hier nur stellenweise, dann aber recht ausdrucksvoll und wirksam, hervor. Aus dem Einfluß des Alexandriners erklärt sich Schiller **) den antithetischen Charakter, den das französische Drama nicht bloß im syntaktischen Bau der Sprache, in der Periodisirung, sondern in der ganzen Form und Anlage zeigt. „Die Charaktere," sagt er, „die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes." Darnach läge es nun nahe, die streng dualistische und antithetische Gruppirung der Charaktere in unserm Stücke, den Gegensatz in den Gesinnungen und dem Betragen der Personen, auch auf die Einwirkung des Alexandriners zurückführen zu wollen. Allein schon die Natur der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hatte, mußte ihn das Stück auf einer antithetischen Grundlage aufbauen lassen; und es war nur ein glückliches Zusammentreffen, daß der damals übliche dramatische Vers sich diesem Grundcharakter der Dichtung so harmonisch anschloß.

*) Einiges mag an dem Sprachlichen und Metrischen noch vor der Aufführung zu Ettersburg (1779) nachgebessert worden sein, doch waren es schwerlich bedeutende Aenderungen, da das Ganze zu sehr wie aus Einem Gusse entstanden scheint. Vergl. oben die Note auf S. 6.

**) Brief an Goethe vom 25. Oct. 1799.

So klein und unscheinbar diese Dichtung ist, so zeugt sie doch von einer merkwürdigen Frühreife ihres jungen Verfassers, und zwar durch viel bedeutendere Eigenschaften, als die schon erwähnte Gewandtheit der Versification und Gefälligkeit des Ausdrucks. Als Mensch, wie als Dichter, erscheint hier Goethe auf einer Entwickelungsstufe stehend, auf der wir ihn, der eine ganze Welt ungeborener Dichtungen, und darunter einen Götz und Werther, in seiner Brust trug, in solchem Alter zu finden nicht erwarten sollten. Gerade, wie in dem ungefähr gleichzeitig entstandenen Leipziger Liederbüchlein *), fühlen wir uns hier sowohl durch die feine Psychologie, die etwas laxe Moral und ganze Lebensanschauung des Dichters, wie durch die besonnene, gemäßigte und geschmackvolle Art und Weise, in welcher er seine Herzenserfahrungen poetisch zu bewältigen und zu gestalten weiß, nicht an einen stürmischen, unklar gährenden Dichterjüngling, sondern an einen ältern Mann erinnert, in dessen Innerm die Gewitterstürme der Jugend ausgetobt und einer friedlichen, sogar mit etwas herbstlicher Kühle verbundenen Heiterkeit Platz gemacht haben. Recht frappant wird diese Bemerkung, wenn man Schiller's dramatisches Erstlingswerk, die Räuber, neben unser Schäferspiel hält. Dort eine Fülle nach allen Seiten um sich greifender, genialer Kraft, ein schrankenloser ethischer Ungestüm, eine glühende Phantasie, die den Dichter oft über alle Gränzen des Geschmacks und der Mäßigung hinwegreißt; hier die schärfste Beschränkung auf ein kleines Gebiet, feine Abstufung und Gradation der Empfindungen, besonnene Zügelung der Einbildungskraft, geschmackvolle Darstellung. In Schiller's dramatischem Erstlingsproduct erscheint jene Gährung aller Kräfte auf ihrem Gipfelpunkte; wir sehen seinen Dichtergenius in den spätern Erzeugnissen sich allmälig beruhigen und läutern, bis uns endlich in den dramatischen Productionen seiner letzten Periode der klare, goldne Wein seiner Poesie geboten wird. Anders bei Goethe. Von der beschränkten Form, der Mäßigung und Ruhe seiner Laune des Verliebten und den Mitschuldigen, steigt er im Götz, in den Anfängen des Faust, den Puppenspielen, Bahrdt, Pater Brey, Satyros, Götter, Helden und Wieland, Prometheus zu einer alle Schranken durchbrechenden Kühnheit und Freiheit empor, um sich erst nachher wieder zu der strengen, ge-

*) Vergl. mein „Archiv für den deutschen Unterricht" Jahrg. 1844, Hft. 4. S. 72 ff., oder meinen Commentar zu Goethe's Gedichten (Düsseldorf, 1846) Thl. 1. S. 72 ff.

messenen Form zurückzuwenden, so daß seine frühesten dramatischen Producte eine weit größere Aehnlichkeit mit denen seiner spätern Periode, als mit denen der mittleren Zeit, haben. Ganz dasselbe zeigt sich bei seiner lyrischen Poesie. Die Leipziger Lieder tragen ein Gepräge, das an die dreißig und mehr Jahre später entstandenen Gedichte lebhaft erinnert, wogegen sie mit den lyrischen Erzeugnissen der nächsten Periode (Wanderers Sturmlied, An Schwager Kronos, Kunstlieder, Hans Sachs, Seefahrt u. s. w.) nur eine sehr geringe Verwandtschaft zeigen. Es scheint nun eine naheliegende Erklärung dieser Erscheinung sich darin anzubieten, daß Goethe's Erstlingsproducte noch nicht unter dem Einfluß der „Sturm- und Drangperiode“ entstanden sind, die erst ihre hohen Fluthen zu schlagen begann, als er auf der Universität zu Straßburg war, während Schiller's früheste dramatische Erzeugnisse und die Gedichte der Anthologie recht mitten in diese Periode fallen. Indeß lassen sich noch triftigere Erklärungsgründe aus Goethe's eigenthümlicher Natur, aus seinem bisherigen Bildungsgange und seinen damaligen Lebensverhältnissen ableiten. Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich auf das, was hierüber bei Gelegenheit der Besprechung des Leipziger Liederbüchleins in meinem Archiv für den deutschen Unterricht *) gesagt worden.

Hält man die oben mitgetheilten Eröffnungen Goethe's mit unserm Schäferspiel zusammen, so erscheint dieses fast als ein psychologisches Räthsel, mag man es sich nun nach der Auflösung des Verhältnisses zu Annetten, oder, worauf Goethe's Worte hinzudeuten scheinen, in einem ruhigern Intervall seiner Leidenschaft entstanden denken. Im erstern Falle muß man sich wundern, wie er so quälende, reuevolle Erfahrungen, die sogar seine physische Natur zu untergraben drohten, zu einer so leicht tändelnden Dichtung zu sublimiren vermochte; im andern Falle ist es befremdend, daß Jemand, der über die Natur seiner Leidenschaft so völlig im Klaren ist und sie durch poetische Darstellung objectivirt und in die Ferne gerückt hat, noch solchen Rückfällen ausgesetzt sein kann! Jedenfalls aber ist unser Schäferspiel ein Document, welches recht anschaulich macht, wie früh schon, und in wie eminentem Grade schon damals, Goethe jene Kraft besessen hat, von der Gervinus sagt, daß sie allein den Dichter mache, die Kraft, sich selbst zu theilen, sich mitten in der Leidenschaft zu fassen, sich im Uebermaß der innern Bewegungen aus sich selbst zu setzen, zu vergleichen und zu

*) Jg. 1844, Hft. 4, S. 71 ff.

beruhigen. Daß man, wie Goethe meint, an dem Stücke nach „den Drang einer siedenden Leidenschaft“ gewahr werde, kann ich nicht finden. Der Verfasser dürfte hier wohl mit Unrecht von sich selbst, dem allerdings die Lectüre der Dichtung den Zustand, aus dem sie geflossen, lebhaft vergegenwärtigen mochte, einen Schluß auf andere Leser gemacht haben. Vielmehr spricht uns, wenn wir nicht den Charakter des Eifersüchtigen allein, sondern, wie billig, den Geist des ganzen Stücks in Anschlag bringen, darin eine vollkommene Gemüthsheiterkeit, ein freies poetisches Schweben über dem Gegenstand an. Ja, es scheint mir hier die Dichtung aus der beengenden Nähe der individuellen Zustände, aus der unruhigen Erregtheit des Augenblicks selbst weiter entrückt zu sein, als in andern, spätern poetischen Beichten unsers Dichters, die man als Hauptbeweise seiner über die Gewalt des Stoffes siegenden heitern Geistesenergie zu rühmen pflegt. Zum Theil ist dieß freilich auf Rechnung der hier gewählten dramatischen Gattung zu setzen. Das Schäferspiel kann eine Menge Bezüge und Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens nicht gebrauchen, indem es die Handlung in eine ganz ideelle Sphäre rückt, und nöthigt zugleich, alles Leidenschaftliche und Pathetische zu mäßigen und zu mildern.

Indeß mag unser kleines Drama, ungeachtet es in einer fingirten idyllischen Welt spielt, doch aus der Wirklichkeit mehr entlehnt haben, als auf den ersten Blick erscheint. Nicht bloß die allgemeinen Verhältnisse der beiden Paare, auch Besonderheiten, wie die Tanzlust Aminens und die dadurch hervorgerufene leidenschaftliche Scene, könnten leicht auf unmittelbaren Erlebnissen Goethe's beruhen, so wie auch wahrscheinlich die Katastrophe eine von ihm selbst gemachte Erfahrung ausdrückt. Uebrigens ließe sich bezweifeln, ob die hier angewandte Kur des Eifersüchtigen sich psychologisch rechtfertigen lasse, wenigstens ob sie von nachhaltiger Wirkung sein könne. Wird er dadurch beruhigt werden, daß er fühlt, wie schwach man sein kann? Die Scham über seine eigene Schwäche bringt ihn für den Augenblick zum Schweigen, zur Nachgiebigkeit; aber muß nicht seine Besorgniß durch die gemachte Erfahrung verdoppelt werden? Das Stück schließt:

> Ihr Eifersüchtigen, die ihr ein Mädchen plagt,
> Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.

Gerade die ihren eigenen Streichen nachdenken, sind, wie die Erfahrung lehrt, die schlimmsten Eifersüchtigen. Der Dichter würde indeß gegen eine solche Prüfung der Katastrophe protestiren. Es fragt sich in der That auch nur, ob durch das von Egle ange-

wandte Mittel ein angemessener Abschluß der Handlung herbeigeführt wird; und das läßt sich nicht bestreiten. Der Eifersüchtige wird für jetzt wenigstens zum Schweigen gebracht, Amine darf an dem Tanze Theil nehmen, und auch in Zukunft wird vielleicht bei Rückfällen Eridon's die Erinnerung an den Kuß noch gut nachwirken:

Und kehrt die Eifersucht in seinen Busen wieder,
So sprich von diesem Kuß, dies Mittel schlag' ihn nieder.

Unser Zeitgeschmack ist im Allgemeinen dem Schäferspiel durchaus abhold; diese Hirtenwelt erscheint uns doch gar zu dürftig und einförmig, und dies Tändeln mit Gefühlen und Leidenschaft finden wir lächerlich, ja widerwärtig. Wenn demungeachtet die Laune des Verliebten noch nicht ganz von den Repertoirs verschwunden ist, so spricht dieß für eine gesunde Lebenskraft, die dem Stücke inwohnt. In Weimar kam es zuerst 1805 auf das Theater. Der Erfolg hängt, wie Goethe auf Anlaß dieser Aufführung richtig bemerkt, durchaus von der Rolle der Egle ab. „Findet sich eine gewandte Schauspielerin," sagt er, „die den Charakter richtig ausdrückt, so ist das Stück geborgen und wird gerne gesehen. Eine unsrer heitern und angenehmen Schauspielerinnen, die sich nach Breslau begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geistreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters und verfaßte einige Stücke dieser Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gerne gesehen." Am 26. Jan. 1814 meldet Zelter an Goethe: „Dein kleines allerliebstes Stück: die Laune des Verliebten wird hier mit vielem Beifall oft wiederholt und recht artig gespielt." Noch im höchsten Greisenalter hatte Goethe die Freude, sein Jünglingswerk nicht ganz veraltet zu sehen. Am 31. Aug. 1831 schreibt Zelter: „Was ich schmählich vergessen Dir zu sagen, ist daß ich am 28. d. von der allerschönsten jungen Frau einen Kuß für Dich in Empfang genommen habe. Es war die nämliche, die vorher die Rolle der Egle so artig und reizend gesprochen hatte. Als bei Tisch Dein Toast ausgerufen wurde, kam sie, die weitab ihren Platz hatte, mit mir anzustoßen. Ich wollte ihr den weichen, weißen Arm küssen; sie reichte mir den Mund und küßte mich herzhaft. Nach Mitternacht, als wir auseinanderzugehen aufgestanden waren, trat ich zu ihr und brachte ihr Deinen Kuß. Sie sagte: da werd' ich Händel kriegen mit meiner lieben Amine; warum aber folgt sie mir nicht? Ich hab's ihr genug gesagt, sie ist incorrigibel. So wurde ein Stück diesen Abend ausgespielt, das Dir selbst, unvollendet, und der Geliebten so viele Schmerzen gemacht hat."

2. Die Mitschuldigen.

Ungefähr gleichzeitig mit der Laune des Verliebten scheinen die **Mitschuldigen** entstanden zu sein; wenigstens gedenkt Goethe in seiner Selbstbiographie dieser beiden Stücke unmittelbar nach einander. Jenes Schäferspiel ist indeß früher geschrieben worden; Goethe nennt es ausdrücklich „die älteste seiner überbliebenen dramatischen Arbeiten."

Die **Anregung** zu den Mitschuldigen hat er jedoch aus frühern Erlebnissen geschöpft, als zu der Laune des Verliebten. Wir wollen darüber den Dichter selbst vernehmen. „Bei meiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben," sagt er, „hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten, und Jedermann beträgt sich daselbst anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus, und ein glattes Aeußere übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt, und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten: denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten, oder was sonst nur Alles geleistet werden kann; wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir selbst, als durch Andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verschaffen, entwarf ich mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen von den meisten. Da aber die Verwickelungen jederzeit ängstlich werden mußten, und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten, ließ ich eines nach dem andern fallen. Die **Mitschuldigen** sind das einzige fertig gewordene."

Richten wir nun zunächst unsern Blick auf das Aeußerlichste der Form, auf das Sprachliche und Metrische, so setzt uns die

Gewandtheit und Sicherheit, womit der junge Dichter Wort und Wendung, wie das Versmaß handhabt, noch mehr als bei dem vorhergehenden Stück in Erstaunen. Diese Leichtigkeit des Ausdrucks und der Versification mag allerdings zum Theil auf Rechnung der wiederholten Nachfeile zu setzen sein, die Goethe unserer Dichtung, wofür er eine besondere Vorliebe hegte, hat angedeihen lassen. Aber größtentheils waren diese Vorzüge dem Stücke ohne Zweifel schon in seiner ältesten Gestalt eigen. Wer Goethe's dichterische Sprache in ihrer allmäligen Entwickelung aufmerksam verfolgt, wird in den Mitschuldigen ganz die Ausdrucksweise seiner frühesten Periode wiederfinden und daher nicht der Ansicht beipflichten können, daß der Dichter in späterer Zeit bedeutende sprachliche Aenderungen an dem Stücke vorgenommen habe. Um dieß durch eine Einzelnheit zu erläutern, mache ich auf die häufige Auslassung des bestimmten Artikels in den Mitschuldigen aufmerksam, z. B. gleich in der ersten Scene:

> Um so in (den) Tag hinein von meinem Geld zu leben . . .
> Ich will doch gleich hinauf in (den) kleinen Vorsaal gehen . . .

die wir auch in den kleinern Gedichten jener Zeit (s. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, Thl. 1, S. 212 Anmerk.) und im Götz von Berlichingen (z. B. in Thurm sperren) antreffen. Eben so unbedeutend mögen im Ganzen die metrischen Nachbesserungen gewesen sein. Goethe sagt in den Annalen, man werde dem Stücke bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium Molière's nicht absprechen können. Dieß bewährt sich schon gleich an der metrischen Form desselben. Wir finden hier den Alexandriner weit mehr, als in der Laune des Verliebten, nach dem Vorbilde Molière's und der Franzosen überhaupt behandelt. Jene parallelisirende und antithetische Vertheilung der Gedanken in die beiden Hemistichien des Alexandriners, jene streng symmetrische Absonderung der Sätze und Satzglieder durch den Einschnitt, welche besonders die metrische Sprache des französischen Lustspiels charakterisirt, findet sich in unserm Stücke in ausnehmend hohem Grade, z. B. in Sc. 1:

> Er sieht nicht, was er ist, er denkt nicht, was er war . . .
> In einem Ohr hinein, zum andern flugs hinaus . . .
> Doch da gilt's fleißig sein, und nicht sich dumm zu saufen!
> Nach Mitternacht zu Bett, und Morgens auf bei Zeit! u. s. w.

Dabei lag nun die Gefahr einer ermüdenden Monotonie unserm Dichter sehr nahe; denn der deutsche Alexandriner ist bei seiner streng jambischen Accentuirung dieser Klippe bei Weitem mehr aus-

gesetzt, als der französische, indessen beiden Hemistichien die Sprache weder an Accent noch an Quantität gebunden ist. Allein auch vor diesem Fehler hat sich Goethe mit bewunderungswürdig feinem Takt zu hüten gewußt, indem er solche streng symmetrisch gebaute Alexandriner mit freier spielenden umkleidet hat, wodurch die Wirksamkeit jener nur erhöht wird. Wenn er es auch nicht selbst ausgesprochen hätte, daß er in jenen frühen Jahren von einer ganzen Reihe von Schauspielen die Expositionen geschrieben hat, so würden wir doch schon an der vortrefflichen Behandlung des Metrums erkennen, daß die Mitschuldigen nicht, neben der Laune des Verliebten, ein Erstlingsversuch unsers Dichters gewesen sein können.

Ehe wir nun weiter die dramaturgische Gestaltung und die Charaktere unsers Stückes betrachten, vergegenwärtigen wir uns in der Kürze den Inhalt desselben.

Ein Wirth hat seine einzige Tochter Sophie unlängst an einen jungen Mann, Namens Söller, verheirathet, in der Hoffnung, an ihm eine Stütze seiner alten Tage zu finden. Allein dieser führt ein lustiges und leichtsinniges Leben, spielt und macht Schulden. Seit vierzehn Tagen logirt in dem Wirthshause ein junger Herr, Alcest, der in frühern Jahren Sophiens Liebhaber war. Er ist in der Zwischenzeit ein Libertin geworden und hat sich nicht eben in guter Absicht hier einquartirt. Sophie hat sich bisher gegen ihn zurückhaltend benommen; jetzt aber entreißt ihr Alcest, durch seine Drohung, abzureisen, das Geständniß der Fortdauer ihrer frühern Neigung, und das Versprechen, ihm in der Nacht, wo Söller einen Ball besuchen will, ein Rendezvous auf seinem Wohnzimmer zu geben. Unterdeß hat Alcest einen Brief mit großem Siegel bekommen. Der neugierige Wirth, der darin wichtige politische Nachrichten vermuthet, möchte gar zu gerne den Inhalt desselben wissen. Söller aber ist inzwischen an eine Spielschuld dringend gemahnt worden und entschließt sich in der Nacht Alcest's Casse zu plündern. Schon hat er mit einem Dietrich die Schatulle geöffnet und einen Theil ihres Inhalts eingesteckt, als er, durch Geräusch auf dem Gange geängstigt, in einen Alkoven zur Seite des Zimmers springt. Es war der Wirth, der, von Neugier gequält, nach dem Briefe suchen wollte. Er wird durch das Herannahen Sophiens gestört, bläs't seinen Wachsstock aus, den er in der Eile fallen läßt, und entflieht zur Thüre hinaus. Durch eine andere Thüre tritt nun Sophie mit einem Licht herein. Söller muß in seinem Versteck zuerst einen für ihn nicht sehr

schmeichelhaften Monolog Sophiens und dann ihr Gespräch mit Alcest anhören. Während Alcest sie durch die Mittelthüre zurück begleitet und einen Augenblick noch bei ihr stehen bleibt, entwischt Söller durch die Seitenthüre. Alcest bemerkt zurückkommend sogleich den Diebstahl und weiß nicht, was er davon denken soll. Sophie erfährt am Morgen den Diebstahl und meldet ihn dem Vater. Dieser hält Sophie für die Diebin, so wie umgekehrt Sophie im Vater den Dieb vermuthet. Der Wirth läßt Alcesten merken, daß er den Schuldigen kenne, und bezeichnet ihm endlich gar, durch den Brief geködert, seine Tochter geradezu als die Diebin. Alcest, bei dem die lüsternen Gedanken schon einer inneren Neigung zu Sophien Platz gemacht hatten, baut nun auf diese Entdeckung den Plan, sich Sophiens pecuniäre Bedrängnisse zur Erreichung seiner anfänglichen bösen Absicht zu nutze zu machen, wird aber, als er seinen Verdacht merken läßt, von ihr mit Stolz und leidenschaftlichem Zorne abgewiesen; in der Aufregung nennt ihm Sophie ihren Vater als den Dieb. Zu dem erstaunten Alcest kommt nun Söller, etwas angetrunken, und verräth durch allerlei Andeutungen, daß er Zeuge des nächtlichen Rendezvous gewesen, wodurch Alcest auf den Gedanken kömmt, daß er den Diebstahl begangen habe. Alcest entlockt ihm das Geständniß seiner Schuld und erklärt dann dem herzukommenden Wirth und seiner Tochter die ganze Sache, worauf zuletzt, im Bewußtsein der allgemeinen Mitschuld, ein wechselseitiges Vergeben erfolgt.

Der Verfasser der Schrift „Goethe und sein Jahrhundert" nennt (S. 22.) die Anlage dieses Lustspiels „vorzüglich gut, besser als in irgend einem andern Stücke des Verfassers." Ist damit auch etwas zu viel behauptet, so läßt sich doch dem Stücke eine treffliche, wohldurchdachte Organisation nicht absprechen. So ist gleich die Exposition lebendig und leicht faßlich durchgeführt. Goethe sagt uns in Wahrheit und Dichtung, daß er, als das Lustspiel schon fertig war, die Exposition nochmals durchgearbeitet habe, um sie zugleich bewegter und klarer zu machen. „Lessing hatte," fügt er hinzu, „in den zwei ersten Acten der Minna ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sei, und es war mir nichts angelegener, als in seinen Sinn und seine Absichten einzudringen." Die drei ersten Scenen enthalten die wesentlichsten exponirenden Züge. In der ersten finden wir Söller im Domino vor einer Flasche Wein sitzen, im Begriffe auf den Ball zu gehen. Dieß führt auf die ungezwungenste Weise die Veranlassung herbei, durch seinen darüber erzürnten Schwiegervater sein

bisheriges Betragen schildern zu lassen. Auch auf den Alcest wird das Gespräch hingelenkt, und zuletzt weiß der Dichter noch durch eine sehr geschickte Wendung die Leidenschaft des Alten für politische Neuigkeiten anzudeuten und dadurch sein Weggehen zu motiviren. In der zweiten Scene wird mit noch größerer Gewandtheit Alcest's Verhältniß zu Sophien, das frühere wie das jetzige, durch ein Gespräch zwischen Sophie und Söller, dem Alcestens Absicht nicht entgangen ist, exponirt. Ich mache nur darauf aufmerksam, wie scheinbar kühn, und doch durchaus natürlich und streng motivirt, exponirende Züge, wie der folgende, in das Gespräch eingestreut sind:

Söller.

Ist es nicht vierthalb Jahr,
Daß Herr Alcest dein Freund und hier im Hause war?
Wie lange war er weg?

Sophie.

Drei Jahre denk' ich.

Söller.

Drüber.
Nun ist er wieder da, schon vierzehn Tage u. s. w.

Das Weitere, und besonders der dritte Auftritt läßt uns dann tief in Sophiens Herz blicken, so daß wir ihr ferneres Betragen ganz erklärlich finden.

Die Glanzpartie des Stückes ist die vortreffliche Verwickelung in dem zweiten Aufzuge, der nur etwas kurz gerathen ist, und weil er lebhaft spannt, um so rascher vorüberfliegt. Diese Scenen müßten zu den glücklichsten und affectreichsten Situationen, die unsre komische Literatur aufzuweisen hat, gezählt werden, wenn nicht ein Theil ihrer Wirksamkeit, durch das dem Komischen beigesellte „Bängliche", worüber wir unten noch besonders sprechen wollen, wieder aufgehoben würde. Der im Alkoven versteckte Söller begleitet das Selbstgespräch seiner Frau, worin sie ein so unvortheilhaftes Bild von ihm entwirft, und die darauf folgende Unterredung zwischen Sophie und Alcest mit höchst drolligen Exspectorationen. Auch die weitere Verwickelung im dritten Aufzuge und die sich unmittelbar anschließende Entwickelung sind lebendig durchgeführt; nur schadet es der Wirksamkeit der letztern, daß die hier stattfindende Auflösung bloß für die Personen des Stückes, und nicht auch für die Zuschauer, eine Entwirrung der Räthsel ist.

Die Charaktere sind mit meisterhafter Bestimmtheit und Sicherheit gezeichnet. In dem Charakter des Alten ist die Neugier der

hervorstechendste Zug; besonders ist er auf frische politische Nac richten versessen, die er als etwas ganz Neues seinen Gästen au tischen könnte. Er klagt, daß es mit der Zeitung doch ein ewig Aufenthalt sei,

Das Neuste, was man hört, ist immer monatsalt.
Und dann ist das auch schon ein unerträglich Wesen,
Wenn Jeder sagt: O ja, ich hab' es auch gelesen.
Wär' ich nur Cavalier, Minister müßt' ich sein,
Und jeglicher Courier ging bei mir aus und ein.

Auch ist der Wirth zum schwarzen Bären, wie der Wirth zu goldnen Löwen in Hermann und Dorothea, nicht wenig von si selbst eingenommen. Er rühmt von sich:

Mein Ruf hat lang gewährt, und soll noch länger währen;
Es kennt die ganze Welt den Wirth zum schwarzen Bären.
Es ist kein dummer Bär, er conservirt sein Fell.
Jetzt wird mein Haus gemalt, und dann heiß ich's Hotel u. s. w.

Und, wie gleichfalls der Vater in Hermann und Dorothea, fäh er schnell auf und macht seinem Zorn in kräftigen Worten Lu läßt sich aber auch, wie dieser leicht besänftigen. Sehr ergötzli ist es, wie er im Zorn über sich selbst, weil er um den Bri seiner Tochter vermeintliche Schuld dem Alcest verrathen hat, (einem Sessel durch Prügel seinen Aerger fühlt. Söller weiß i Anfange des Stückes seinem Zorn gleich einen Ableiter unterz halten, indem er durch ein Apropos das Gespräch auf die Am rikanischen Unruhen lenkt. In der letzten Scene kommt seine Ve söhnlichkeit für den raschen Abschluß des Stückes zu statten.

In Alcest hat Goethe einen Charakter gezeichnet, der, wen wir das damalige Alter des Dichters in Betracht ziehen, uns Erstaunen setzen muß. Wie ist es möglich, daß Goethe in jen Jahren schon solche innere Erfahrungen gemacht haben konnt Oder ist es die geniale Anticipation, wovon Goethe bei Ecke mann spricht*), was ihm diesen Charakter eingegeben hat? Alc ist vor Jahren ein besseres Gemüth und edlerer Empfindung fähig gewesen; seit jener Zeit aber haben sich seine Grundsä sehr geändert, und er ist mit dem Plane in Sophiens Haus g kommen, durch die Erinnerung an die frühere Zeit die junge Fr zu berücken. Aber die herzliche Vertraulichkeit, womit Sophie ih bei dem Rendezvous ihre unglückliche Lage schildert, weckt d Geister der alten Zeit wieder in seiner Brust, und ruft eine edle

*) I, 126 ff.

Neigung in ihm hervor. Er spricht diese plötzliche Umstimmung in der 5. Scene des 2. Actes aus:

> Was willst du nun, mein Herz! — Es ist doch wunderbar!
> Dir bleibt das liebe Weib noch immer, was sie war.
> Hier ist die Dankbarkeit für jene goldnen Stunden
> Des ersten Liebesglücks nicht ganz hinweggeschwunden.
> Was hab' ich nicht gedacht! Was hab' ich nicht gefühlt!
> Und jenes Bild ist hier noch nicht herausgespült,
> Wie mir die Liebe sie vollkommen herrlich zeigte,
> Das Bild, dem sich mein Herz in tiefster Ehrfurcht neigte.
> Wie anders ist mir's nicht? Wie heller seit der Zeit?
> Und doch bleibt ihr ein Rest von jener Heiligkeit.
> Bekenn' es ehrlich nur, was dich hierher getrieben;
> Nun wendet sich das Blatt, fängst wieder an zu lieben,
> Und die Freigeisterei, und was du fern gedacht,
> Der Hohn, den du ihr sprachst, der Plan, den du gemacht,
> Wie anders sieht das aus! Wird dir nicht heimlich bange?
> Gewiß, eh' du sie fängst, so hat sie dich schon lange!

Daraus erklärt sich nun auch seine sonst auffallend erscheinende Schweigsamkeit in der Rendezvous-Scene, wo Sophie fast allein das Wort führt. Es ist aber natürlich, daß, als die Insinuation des Alten, der Sophien den Diebstahl zuschrieb, ihr in seinen Augen „den Rest von jener Heiligkeit" geraubt hatte, nun auch der böse Geist auf einen Augenblick wieder in ihm aufwachte, obwohl der Kampf in seinem Innern nicht leicht war, wie uns die 1. Scene des 3. Actes zeigt:

> Solch einen schweren Streit empfand dies Herz noch nie u. s. w.

Die Art aber, wie ihm Sophie in der nächsten Scene entgegentritt, und die bald folgende Auflösung alles Räthselhaften tilgt den bösen Flecken wieder aus seiner Seele, und Alcest macht zuletzt noch einen recht wohlthuenden Eindruck, indem vorzüglich durch ihn in der Schlußscene die allseitige Versöhnung und Vergebung beschleunigt wird.

Auch in der Ausführung von Sophien's Charakter legt der Dichter eine seltene Welt- und Menschenkenntniß, und namentlich eine feine Beobachtung des weiblichen Herzens, an den Tag. Wußte Schiller in seinen dramatischen Erstlingswerken nur so wesenlose, aus träumerischen Empfindungen und Dichterreminiscenzen zusammengeflossene weibliche Gestalten, wie die Amalia in den Räubern und die Luise Millerin, zu schaffen: so finden wir hier einen durchaus objectiv gehaltenen, in festen Umrissen dargestellten weiblichen Charakter, dessen Zeichnung man nur einem

ältern, vielerfahrnen Dichter zutrauen sollte. Goethe hat sich seh gehütet, diesen Charakter, wenn er gleich, mit Alceſt, einen etwa edlern Anstrich hat, zu einer bedeutenden Höhe hinauf zu heben denn „ordinäre Personen“ sollten alle sein, damit nicht durc irgend ein tieferes Gemüth höhere sittliche Forderungen in der Zuschauer angeregt würden. Wir finden Sophie im Anfange de Stückes bemüht, zwischen ihrem Manne und dem Vater den Frie den zu erhalten; dann aber, als sie mit Söller allein ist, und die ser nicht abläßt, sie mit Anspielungen auf Alceſt zu ärgern, sag sie ihm derb die Wahrheit, wobei sie zugleich sich selbst von einige Seiten charakterisirt:

Willst du ein braves Weib, so sei ein rechter Mann!
Verschaff' ihr, was sie braucht, hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das Uebrige, kannst du dann ruhig bleiben...
Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch seine Gaben,
Man hat so viel man braucht, und glaubt noch nichts zu haben.
Die Lust, die jede Frau, die jedes Mädchen hat,
Ich bin nicht hungrig drauf, doch bin ich auch nicht satt.
Der Putz, der Ball! — Genug, ich bin ein Frauenzimmer.

Der Monolog in der 3. Scene des 1. Actes deckt ihr Innere klar vor uns auf:

Da sitz' ich nun und bin nicht besser als begraben.
Anbeter könnt' ich wohl noch in der Menge haben;
Allein was sollen sie? Man quälet, sind sie dumm,
Zur Langenweile nur mit ihnen sich herum;
Und einen klugen Freund ist es gefährlich lieben:
Er wird die Klugheit bald zu eurem Schaden üben.
Auch, ohne Liebe, war mir jeder Dienst verhaßt, —
Und jetzt — mein armes Herz, warst du darauf gefaßt?
Alceſt ist wieder hier u. s. w.

Auf eine feine Weise läßt der Dichter in Act 1. Scene 6. durc blicken, wie sehr sie sich der mit Alceſt verabredeten Zusammen kunft entgegensehnt.

Nun, Söller, gehst du denn? Wie wär's, du nähmst mich mit?

Söller.

Aha! es kommt dir jetzt. —

Sophie.

Nein, geh! ich sprach's im Scherze.

Söller.

Nein, nein, ich weiß das schon, es wird dir warm ums Herze.
Wenn man so Jemand sieht, der sich zum Balle schickt,
Und man soll schlafen gehn, da ist hier was, das drückt.
Es ist ein andermal.

Sophie.

O ja, ich kann wohl warten.
Nun, Söller, sei gescheit und hüt' dich vor den Karten.
(zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken gestanden)
Nun, gute Nacht, Papa, ich will zu Bette gehn.

So ist es auch ein feiner Zug, daß sie, durch die Liebe zu Alcest verschönert, in diesem Augenblick von Söller selbst doppelt liebenswürdig gefunden wird. In dem Rendezvous mit Alcest und dem vorhergehenden Selbstgespräch scheint mir der Dichter sie zu dem Portrait von Söller allzu grelle Farben wählen zu lassen. Sie nennt ihn ein Vieh, ein Scheusal, einen Teufel. Wahrscheinlich wollte Goethe dadurch die Wirkung der Situation, worin sich Söller befindet, verstärken; aber es frägt sich, ob hierdurch nicht dem Charakter Sophiens, wie dem Söller's, Nachtheil zugefügt wird, den jener Vortheil nicht aufwiegt.

Söller endlich, der leichtsinnig in den Tag lebende, verschwenderische, sittlich rohe Taugenichts, der voller Albernheit und Thorheit steckt, ist gleichfalls mit sicherer Hand gezeichnet, aber leider ein aus so widerwärtigen Elementen zusammengesetzter Charakter, daß gerade an ihm, als an der Hauptklippe, die Wirksamkeit des Lustspiels scheitert. Mit welcher Kunst auch der Dichter bei diesem Charakter das moralisch Abstoßende durch das Burleske zu mildern gewußt hat, so zieht er doch wie ein dunkler Schatten durch die Dichtung und läßt keine recht heitere und freie Stimmung aufkommen. Goethe erkannte es selbst an, daß das Stück bei der Vorstellung im Ganzen ängstige, wenn es auch im Einzelnen ergötze. „Die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen," setzt er hinzu, „verletzen das ästhetische und moralische Gefühl, und deßwegen konnte das Stück auf dem deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen desselben, welche sich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen werden." In den Annalen spricht Goethe von „dem Fremdartigen der Sitten, wodurch das Stück lange vom Theater ausgeschlossen geblieben," und führt dieß auf das Studium Molière's zurück. Er kann damit nichts Anderes meinen, als die kecke Verletzung des sittlichen Gefühls, besonders durch Söller's Diebstahl, wie sie sich vielleicht ein großstädtisches französisches Publicum, aber kein deutsches, gefallen lassen mochte.

An einer andern Stelle (B. 32, S. 364 f. Ausg. in 40 B.) sucht Goethe sein Stück auf folgende Weise zu rechtfertigen: „Verbrechen können an und für sich nicht lächerlich sein, sie müßten

denn etwas von ihrer Eigenschaft verlieren, und dieß geschieht, wenn sie durch Noth oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stückes. Was sie thun, sind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und somit wäre nichts daran auszusetzen.“ Ist dem aber wirklich so? Ist, was Söller verübt, nur ein Vergehen zu nennen? Sein Schwiegervater, seine Frau schildern ihn als einen Menschen (Sophie: „Er lügt, verläumdet, trägt —“), bei dem wir eine solche That mehr als eine nothwendige Consequenz seines ganzen Lebens und seiner Gesinnungen ansehen müssen. Scheint er doch sogar schon vor langer Zeit sich für einen solchen Fall vorgesehen zu haben; denn indem er mit seinen Dietrichen die Schatulle zu eröffnen sucht, sagt er:

Ich hatt' als Accessist einmal beim Amt gelauert,
Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang gedauert.
Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerlei;
Erst in der Ferne Brod, und täglich Plackerei,
Das stand mir gar nicht an — Ein Dieb ward eingefangen,
Die Schlüssel fanden sich, und er, er ward gehangen.
Nun weiß man, die Justiz bedenkt zuvörderst sich.
Ich war nun Subaltern, das Eisen kam an mich.
Ich hob es auf. Ein Ding scheint euch nicht viel zu nützen,
Da kommt ein Augenblick, man freut sich's zu besitzen.

Und als er am Schlusse des Stückes so gut wegkommt, freut er sich, „dießmal noch ungehangen“ zu bleiben.

Eben weil Söller's That aber ein Ausfluß seines Charakters, und nicht bloß momentaner „Noth und Leidenschaft“ ist, hinterläßt der Blick in den „düstern Familiengrund,“ der nach Goethe's Zugeständniß der Handlung untergebreitet ist, auch nach der Lösung der augenblicklichen bedrohlichen Verwicklung, im Zuschauer einen unangenehmen Eindruck. Wir müssen für den künftigen Frieden dieser Familie nur um so besorgter sein, nachdem sich die Mitglieder derselben durch das Vergangene genauer kennen gelernt haben. Alle vier Personen des Stückes stehen am Ende mit sehr deprimirten Gefühlen da, was sich dem Zuschauer nothwendig mittheilen muß. Auch wirkt noch Manches im Laufe der Handlung einem heitern ergötzlichen Eindruck entgegen; so erregt z. B. der Verdacht des Diebstahls, der bei Alcest eine Zeit lang auf Sophien lastet, ein peinliches Gefühl. Kurz, es sind dem Gegenstande so viel widerwärtige Ingredienzien beigemischt, daß man die „Apprehension,“ die, wie Goethe selbst bekennt, das Stück bei

Publicum hervorzubringen pflegt, ganz wohl begreiflich und gerechtfertigt findet.

Dabei kann man aber den großen Kunstwerth des Stückes wohl anerkennen und ihm nicht bloß, wie Goethe, „einiges theatralische Verdienst," sondern selbst ein bedeutendes zuschreiben. Wer im Stande ist, den sittlichen Eindruck zu beherrschen, und die eigne Welt, die es darstellt, und die Menschen, die es vorführt, zu nehmen, wie sie der Dichter gibt, muß sogar dieses Lustspiel vorzüglich gut finden. Zelter nennt es bezeichnend „ein nettes Kunstwerk von natürlichen Gliedmaßen."

Es wird dem Leser nicht uninteressant sein, wenn wir ihm hier zum Schlusse Zelter's briefliche Unterhaltungen mit Goethe über das Stück mittheilen. Am 27. Nov. 1824 schreibt er an Goethe: „Ich habe gestern die Mitschuldigen zum ersten Mal in meinem Leben und zwar recht gut gesehn. Die vier Hauptpersonen gut besetzt und gut eingelernt; Schmelka und Mlle. Sutorius ganz ausgezeichnet und — nicht zu vergessen — gut aufgenommen. So habe ich denn auch die Herzhaftigkeit der Direction wie ihre Kenntniß des vorstädtischen Publicums bewundert, das, jedes gute Schauspiel gerne sehend, in Dreistigkeit seines Beifalls sich hervorzuthun wüßte gegen den ersten Rang, wo ich heute meinen Platz hatte. Die Wirkung auf uns als den ersten Rang möchte ich mit der Wirkung der Wahlverwandtschaften vergleichen, indem sie geistig ist, ohne wohlthuend zu sein. Ja sogar Kotzebue's Kleinstädter fielen mir ein, wo Keiner Pranger stehen will, weil sie alle zusehen wollen. Ein gemeiner Diebstahl vor den Augen der Welt von einem Leichtsinnigen ausgeübt, und alle Guten oder Bessern mitschuldig, das ging uns so bitter an, daß man das Gesicht verhüllen mochte, um in den Spiegel zu schauen. Kurz und gut oder nicht gut — es durfte uns einfallen: Je größer Dieb, je feiner Publicum." Goethe antwortete darauf: „Die Wirkung der Mitschuldigen ist ganz die rechte. Ein sogenanntes gebildetes Publicum will sich selbst auf dem Theater sehen und fordert ungefähr eben so viel vom Drama, als von der Societät; es entstehen Convenanzen zwischen Acteur und Zuschauer; das Volk aber ist zufrieden, daß die Hanswürste da droben ihm Späße vormachen, an denen es keinen Theil verlangt. Uebrigens könntest du lesen, was ich über das Stück, ich weiß nicht wo, gesagt habe, so würdest du es mit den Gefühlen des ersten Ranges ganz gleich gestimmt finden." Darauf erwidert ihm Zelter: „Da du mein Geschreibe über die Mitschuldigen beifällig beantwortest, lege ich

ein abschriftlich Blatt bei, worin ich mich gegen einen Deiner Verehrer zu verantworten hatte, der von der Direction des Theaters ist. Ihm hatte ich das Dir darüber Geschriebene zu lesen gegeben. Er ist von dem Stücke hoch eingenommen, und er schreibt mir, daß er mit meinem Urtheile nicht einverstanden sei, und doch sind wir Einer Meinung." Die Beilage lautet:

„Sie sagen, lieber Freund, daß Sie mit meinem Urtheile über das gestrige Stück nicht einverstanden sind, und doch bin ich mit Ihnen einverstanden.

Habe ich denn aber auch geurtheilt? oder getadelt? — ich denke — nicht!

Liegt denn die Kunst, sagen Sie, im Gegenstande oder in der Behandlung?

Ich antworte: in beiden, wie das Licht zugleich in der Flamme und im Auge. Denn die Behandlung ist die Betrachtung der Aufgabe.

Die Aufgabe besteht hier in einem moralischen Verbrechen, woran alle Andere Mitschuldige sind, ohne deßwegen Diebe zu sein.

Die Personen sind ordinaire Leute, doch Keiner von ihnen ausgemacht lasterhaft, und die Moral, daß Thorheiten, die sich als solche Jeder gern verzeiht: müßiges Treiben, Neugier, Leichtsinn, Unwahrheit, ja heimliche Zuneigung und Liebe selbst hier zu einem in der Gesellschaft verpönten Verbrechen führen.

Das habe ich als Eigenschaft des Stücks, nicht als Fehler erkannt; doch ist es eben darum von keiner angenehmen Wirkung, weil es vor jede Thür tritt, weil es die Guten mittrifft, und so habe ich es mit den Wahlverwandtschaften verglichen, wo auch die Besten was zu verheimlichen haben und sich selber anklagen müssen, nicht auf dem rechten Wege zu sein.

Ich hatte das Stück unmoralisch nennen hören, die poetische Gerechtigkeit verletzt, weil der Dieb nicht — gehangen wird. Das geben Sie nicht zu; ich gebe es aber auch nicht zu.

Es liegt hier vielleicht mehr Kunst, als auf den ersten Anblick sichtbar ist. Aristoteles selber möchte zufrieden sein.

Die Intrigue knüpft sich zwischen den vier Wänden eines und eben desselben Hauses, ja eines Gasthauses in- und auseinander, und das Gesetz des Hauses wird an allen erfüllt; alle sind durcheinander bestraft, wie sie strafbar sind, um Besserung zu finden, freilich ohne daß die Welt etwas zu gaffen findet.

In Summa: halten wir uns so schön, als wir mögen; gerecht ist Keiner, und der Psalmist hat uns längst vorgebetet: Herr, gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knecht, denn vor Dir ist kein Lebender gerecht."

Mit dem hier über die Moral des Stücks Gesagten hatte sich Goethe schon früher in Wahrheit und Dichtung ganz übereinstimmend ausgesprochen. „Beide genannten Stücke (die Mitschuldigen und die Laune des Verliebten)," heißt es dort, „sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höhern Gesichtspunkte geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung, und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf!"

V.

Die Entwicklung des englischen Drama's.

Erster Artikel.

Als die Völker Europa's von der Barbarei wieder erwachten, in welche das Mittelalter den menschlichen Geist versenkt hatte, war es vorzugsweise die dramatische Literatur, welche sich schnell und eigenthümlich entwickelte. Es bedurfte für das Drama der eigenthümlichen Handlung, und diese war nicht in dem Süßlichen des Romans und den Abenteuern der Ritter zu finden; es bedurfte eines Gegenstandes, welcher nicht nur die Gränze des Möglichen nicht überschritt, sondern der auch zugleich mehr oder weniger den Zuschauern bekannt war und ihnen einiges Interesse abzugewinnen vermochte, nur so konnte das Drama für die Nation die Blüthe einer begeisterungsvollen, historischen Thätigkeit und ihr stolzestes nationales Bewußtsein werden. Welchen Einfluß es auf die Entwicklung des englischen Drama's ausübte, daß es noch vor der Wiederbelebung der Wissenschaften beachtet und gepflegt wurde, das wird sich in dem Folgenden deutlich herausstellen; doch läßt sich auch schon von vorn herein mit gutem Grunde behaupten, daß sich das englische Drama mit weit mehr Eigenthümlichkeit und Nationalität entwickeln mußte, als z. B. das französische, dessen Abhängigkeit von der antiken Form, welche den modernen Ideen oft ganz widerstrebt, im Allgemeinen sehr hemmend einwirkte.

Die ältesten Spuren des englischen Theaters verlieren sich bis in die dunkelsten Zeiten, und man weiß nur mit Sicherheit, daß man schon zur Zeit Heinrichs II. (etwa 1160) in England eine Art von historischen Dramen darstellte, deren Inhalt vorzüglich aus der Geschichte Jesu und seiner Apostel, wie auch aus den Legenden der Heiligen genommen war. Nach der Ansicht Voltaires

und Warton's *)) hatte schon Gregor von Nazianz den Versuch gemacht, die altgriechischen heidnischen Stücke durch moderne christliche zu ersetzen, und es läßt sich auch sehr leicht denken, daß die spitzfindigen Theologen zur Zeit Constantins und seiner Nachfolger eben nicht geneigt waren, die Tragödien des Äschylus und Sophocles zu billigen, noch viel weniger aber sie mit anzusehen.

Gregor, welcher zum Gebrauche der Schulen mehrere Nachahmungen der Alten verfaßte, hinterließ uns ein altes Stück: *Χριστὸς πάσχων*, welches in einem Manuscripte ein *δράμα κατ' Εὐριπίδην* genannt wird, und Warton als Hauptstütze für seine Ansicht diente. Es muß hier indessen gleich bemerkt werden, daß die Authentie dieses Stücks sehr zweifelhaft ist, und nach Einigen Apollinaris von Laodicea zum Verfasser hatte und daß es an Gedankenreichthum und Schönheit der Form den andern poetischen Werken Gregor's bei weitem nachsteht. Der Prolog ist fast ganz mit Euripides übereinstimmend, und eigentlich bemerkenswerth bleibt nur noch die Thatsache, daß in diesem Stücke die Jungfrau Maria zum ersten Male auf die Bühne gebracht wurde.

Unbezweifelt verfaßte auch der Patriarch Theophylact (etwa 990) christliche Stücke, welche mit großer Pracht aufgeführt wurden, um dadurch den Lockungen der heidnischen Feste des Götzendienstes das Gegengewicht zu halten und die Vorliebe für dieselben völlig zu unterdrücken. Wenn gleich diese Stücke die Ursache zu den später in Constantinopel entstandenen Narren- und Eselsfesten waren, so hatte doch Theophylact ohne Zweifel eine bessere Absicht, als ihm in der Folge von dem byzanthinischen Annalisten Cedrenus (1050) beigelegt wurde **). In Italien fanden diese seltsamen Schöpfungen Eingang unter dem Namen Mysterien, und diese erhielten um so leichter überall Beifall, weil sie so ganz

---

*) Warton Hist. of Eng. Poet. III. 193.

**) *Ἔργον ἐκεῖνον καὶ τὸ νῦν κρατοῦν ἔθος, ἐν ταῖς λαμπραῖς καὶ δημοτέλεσιν ἑορταῖς ὑβρίζεσθαι τὸν θεόν, καὶ τὰς τῶν ἁγίων μνήμας, διὰ λογισμάτων ἀπρεπῶν καὶ γελοίων, καὶ παραφόρων κραυγῶν, τελουμένων τῶν θείων ὕμνων· οὓς ἔδει, μετὰ καταλύξεως καὶ συντρίμμου καρδίας, ὑπὲρ τῆς ἡμῶν σωτηρίας, προσφέρειν τῷ θεῷ. Πλῆθος γὰρ σύστησάμενος ἐπιῤῥήτων ἄνδρων, καὶ ἔξαρχον αὐτοῖς ἐπιστήσας Εὐθύμιόν τινα Κάσνην λεγούμενον, ὃν αὐτὸς Δομεστικὸν τῆς ἐκκλησίας προὐβάλλετο· καὶ τὰς σατανικὰς ὀρχήσεις, καὶ τὰς ἀσήμους κραυγάς, καὶ τὰ ἐκ τριόδων καὶ χαμαιτυπείων ἠρανισμένα ᾄσματα τελεῖσθαι ἐδίδαξεν.*

für die Richtung der Zeit paßten, und von der Geistlichkeit auf alle Weise unterstützt wurden. Mit wahrer Begeisterung bedienten sich besonders die Mönche dieses herrlichen Mittels, um ihren religiösen Dogmen überall Eingang zu verschaffen und schwankende Gemüther in ihrem Glauben zu befestigen.

Man ist indessen ohne Zweifel im Irrthum, wenn man mit Voltaire und Warton den Ursprung der Mysterien allein auf jene Nachahmungen griechischer Tragiker zurückführen will; denn es fehlte ihnen an der eigentlichen poetischen und religiösen Begeisterung, und sie waren zu entschieden ein aus Citaten zusammengetragenes Machwerk und trugen nur in einem sehr geringen Grade einen volksthümlichen Character an sich, so daß sie durchaus nicht geeignet sein konnten, bei dem Volke rechten Eingang zu finden *).

Als das Christenthum in die Welt kam und auf alle Verhältnisse seine neugestaltende Kraft ausdehnte, war der von den Römern überall verbreitete Geschmack an dramatischen Darstellungen so tief gesunken, daß die Christen, welche überhaupt jede Berührung mit heidnischen Sitten und Gebräuchen zu vermeiden suchten, gegen die herrschenden Spectakelstücke und deren saubere Darsteller mit großer Energie ihren Abscheu zu erkennen gaben, und wie sie in ihrem heiligen Eifer sogar die schönsten Kunstwerke des Alterthums verwarfen, riefen sie laut das Anathema über die grobe Unsittlichkeit der volksbeliebten Possen. Cyprian und Lactantius, Tertullian und Chrysostomus schilderten das aus diesen „Teufelswerken" emporwachsende Verderben mit den glühendsten Farben, und mehrere Beschlüsse von Concilien **) beweisen zur Genüge, wie sehr der

---

*) Vergl. Voltaire Essai sur les moeurs et sur l'esprit des Nations und das treffliche Werk von Fr. v. Schack: Die Geschichte der dram. Literatur und Kunst in Spanien. Berlin 1845.

**) Der heilige Augustin sagt: Isti enim infelices ac miseri homines, qui balationes ac saltationes ante ipsas basilicas sanctorum exercere nec metuunt nec erubescunt. (Aug. Frober. B. 763.)

Das Gesetz des Concils von Laodicea wurde in Tours und Aachen wiederholt: Sacerdotes histrionum turpium et obscoenorum jocorum spectacula effugere jubentur. Conc. Tur. III. 7. Und ferner: Quod non oporteat sacerdotes aut clericos quibuscunque spectaculis in scenis aut in nuptiis interesse. Conc. Aqu. (816) Can. 83.

Aus der so häufigen Wiederholung dieser Gesetze läßt sich wohl nicht ohne Grund der Schluß ziehen, daß dieselbe nothwendig war, und also der Geschmack an mimischen Darstellungen noch immer fortdauerte.

christliche Sinn überhaupt das Unwesen erkannte und zu würdigen wußte.

Ihrer Entstehung nach schloß sich die dramatische Kunst *) unmittelbar an die Religion und die in der alten Kirche herrschenden Gebräuche. Die Neigung zu mimischen Darstellungen, welche sich schon häufig in den Spielen der Kinder ausspricht, ist den Menschen gleichsam angeboren, und hierin, wie auch andrerseits aus den liturgischen Gebräuchen in den alten Wechselreden des Priesters, Diaconus und des Volkes in Antiphonien und Responsorien, den Reden und symbolischen Handlungen der Geistlichen zeigen sich ganz deutlich die beiden Hauptelemente, aus denen das christliche Drama emporwuchs. Ebenso hat auch der ganze christliche Festcyclus, wie er sich schon in den frühesten Zeiten gestaltete, einen entschiedenen dramatischen Character, und da das religiöse Schauspiel gerade in diesem erhabenen Drama ein Vorbild fand, so war eine schnelle, bedeutungsvolle Entwicklung desselben zugleich gegeben **). Auch die festlichen Aufzüge und Processionen enthielten ein bedeutendes dramatisches Element und waren theils den Gebräuchen des Paganismus nachgebildet, theils aber wurden sie sogar in derselben Zeit gefeiert, in welcher man früher heidnische Feste mit großem Lärm begangen hatte.

Das oben angedeutete Eifern gegen dramatische Aufführungen hörte natürlich auf, als die Priester, welche die menschliche Neigung wohl in ihrer Stärke erkannt hatten, zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß sie aus derselben auch für die Religion Nutzen ziehen könnten, und selbst Stücke christlich religiösen Inhalts zur Aufführung brachten. Für wie wichtig und folgenreich man diese Leistungen hielt, das beweist wohl schon der eine Umstand, daß man sie mysteria benannte, welches fast mit dem Begriffe sacrificium zusammenfällt und nur deßhalb so genannt wird nach dem Corp. Jur. Can. „quod secretam et reconditam habeat dispensationem.“ Als die Gelehrsamkeit allmählig weiter verbreitet ward, ging in England die Sitte der dramatischen Aufführungen von den Klöstern (wo ursprünglich die Bildung allein war) auch auf die Schulen ***) und Universitäten über, und dies um so leichter, weil sie ursprünglich ganz nach mönchischem Wesen eingerichtet waren. Die Stücke

*) Ulrici über Shakespeare's dram. Kunst. Halle 1839.

**) Vergl. Schack I. p. 19

***) Boulay nennt diesen Gebrauch mit Rücksicht auf die Schulen eine vetustissima consuetudo.

waren in lateinischer Sprache abgefaßt, und man bediente sich anfangs besonders der Pantomimen, um sich Allen verständlich zu machen, und da dieses Mittel nicht immer vollständig genügen mochte, nahm man allmählich zur Muttersprache seine Zuflucht.

In England waren es bekanntermaßen zuerst die Mönche der Abtei von Dunstaple, welche im eilften Jahrhundert das Mysterium von dem Tode der heiligen Catharina aufführten, welches in französischer Sprache abgefaßt war. Nach der Erzählung des Mathew Paris wurde Godefroi (Geoffrey) aus der Normandie vom Abt Richard zur Leitung der Klosterschule von St. Albans nach England gesendet; er kam indessen zu spät und wendete sich nach Dunstaple, wurde späterhin Abt von St. Albans und brachte das von ihm selbst verfaßte Mysterium *) der heiligen Katharina zur Aufführung, welches nach der Ansicht Vieler das erste seiner Art in England gewesen sein soll. Das Jahr der Catherina bestimmt Warton auf 1110 **), doch kann man aus den von de la Rue beigebrachten Beweisen ***) mit Sicherheit schließen, daß das Stück erst 1131 aufgeführt wurde; er suchte zugleich zu zeigen, daß der ursprüngliche Text normännisch gewesen sei, doch ist er hierin nicht sehr glücklich, und es steht jetzt wohl fest, daß das Original lateinisch war. Nach Bulaeus war das Stück der Scl. Kat. durchaus nichts Neues, denn bei der Schilderung desselben setzt er die Worte hinzu: non novo quidem instituto, sed de consuetudine magistrorum et scholarum. Von dem Jahre 1268 bis 1577 fanden solche Aufführungen mit besonders großem Pompe und in regelmäßiger Folge jährlich in Chester, in der Wildkirk Abtei und zu Coventry statt, und es gab überhaupt bald fast keine nur einigermaßen große Stadt in England, in welcher solche theatralische Darstellungen nicht zur Aufführung gekommen, ja sogar bis nach Schottland verbreitete sich die Kenntniß und die Liebe zu denselben. Die geheiligsten Personen traten in diesen Stücken redend und handelnd auf, und sogar die Gottheit ward davon nicht ausgeschlossen.

*) Apud Dunestapliam . . . . . quendam *ludum* de sancta Katerina (quem *miracula* vulgariter appellamus) fecit. Ad quae decoranda petiit a sacrista sancti Albani, ut sibi Capae Chorales accommodarentur, et obtinuit cf. Vitae Abbat. ad. fin. Hist. Mat. Paris 1639. p. 56.

**) Percy gibt in seinen Reliques of anc. Engl. Poetry, Lond. 1839, p. 34, das 11te Jahrhundert an.

***) de la Rue Bardes et Jongleurs II. 52.

Für einen Kreis von Zuschauern, deren Aufmerksamkeit auf jede nur mögliche Weise angestachelt werden sollte, hielt man die einfachen Erzählungen der Evangelien noch nicht für wunderbar genug, und wählte deshalb den Stoff zu den dramatischen Darstellungen mit besonderer Vorliebe aus den Pseudo-Evangelien, welche mehr den Character des Romantischen an sich trugen. Besonders das Nicodemus-Evangelium war es, dessen wunderbare Erzählungen man in höchst abgeschmackter Weise darstellte.

Ueber die eigentliche Beschaffenheit der Miracles findet sich in Robert de Brunne's Uebersetzung des Anglonormannischen Manuel de peché von Robert Grosheab folgende bemerkenswerthe Stelle, welche wir unserer weitern Auseinandersetzung voranschicken:

Hyt ys forbode hym yn the decre
Myracles for to make or se;
For myracles, zyf you begynne,
Hyt ys a gaderynt, a syght of synne.
He may yn the cherche, thurgh thys resun,
Pley the resurreccyun;
That is to soye, haw god rose,
God and man yn nyght and los,
To make men be yn beleve gode,
That he ros with flesshe and blode;
And he may pleye wyth outyn plyght
Howe god was bore yn thole nyght,
To make men to beleve sted fastly
That he lyght yn de vyrgyne Mary
Zyf thou do hyt in weyys or grenys
A syght of synne truly hyt semys.

Wie man gewiß mit Grund vermuthet, waren diese Mysterien*) anfangs wahrscheinlich nichts als stumme Scenen, die wohl nur von kurzen Reden unterbrochen wurden, doch allmählich gestalteten sie sich in eine regelmäßige Folge zusammenhängender Gespräche und diese wurden nun später in Scenen und Acte eingetheilt. Die ältesten Stücke sind nur sehr rohe Versuche und referiren eigentlich nur in vorherrschend epischem Tone. Gewöhnlich beginnt das Ganze mit einem Prologe und nach der eigentlichen Exposition folgt dann zum Schlusse eine Art von Epilog; da man sich immer Großartigeres zum Gegenstande der Behandlung wählte, so ward die Aufführung bald auf mehrere Tage ausgedehnt.

*) Im Lateinischen sagte man ludus oder miracula; im Englischen marvels oder miracles. Dodsley gebrauchte (1744) zuerst das Wort mystery zur Bezeichnung der alten religiösen Schaustücke.

Wie früh schon auch in London diese religiösen Schauspiele beliebt waren, das beweist unter Andern eine Stelle der Descriptio nob. civit. Lundoniae von William Fitz-Stephen, Mönch von Canterbury, die im Jahre 1174 geschrieben ward. Er sagt: Lundonia pro spectaculis theatralibus, pro ludis scenicis, ludos habet sanctiores, repraesentationes miraculorum, quas sancti confessores operati sunt, seu repraesentationes passionum, quibus claruit constantia martyrum.

Die Miracles wurden am hellen Tage in den Kirchen oder auf den Kirchhöfen dargestellt und es erging sogar in der Kirche eine Einladung zur Theilnahme an denselben; häufig führte ein Abt oder ein Bischof mit dem Krummstabe in der Hand während der Aufführung den Vorsitz und Clemens II. verhieß allen den Frommen eine Indulgenz von 1000 Jahren, welche den heiligen Stücken in Chester beiwohnen würden. Das Ganze endete sehr oft mit Thiergefechten, Kämpfen und Tänzen und war mit dem bereits sehr großen Apparate*) für das Volk etwa dasselbe, was die Turniere dem Adel waren.

Das Mittelalter hatte überhaupt viele solcher Volksfestlichkeiten, an denen die neuere Zeit keinen Gefallen mehr findet, und sie verdankten vorzüglich dem ächt nationalen religiösen Glauben ihre Entstehung, der sich später mehrfach zersplitterte.

In späterer Zeit ging das Recht der dramatischen Aufführungen allmählich in andere Hände über; als nämlich die Laien sahen, welcher Einfluß sich durch dieselben ausüben und wie unendlich viel sich gewinnen ließ, fing man auch von dieser Seite an, einzelne dramatische Versuche dem Volke vorzuführen; man machte daraus ein Geschäft, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben,

---

*) For I am siker there be sciences
By which men make divers aparences
Soche as these sotill tragetores playe,
For oft at festis have I well heard saie,
That tragitors within an halle large,
Have made to come in watir and a barge
And in the halle rowin up and doun;
Sometime hath semid come a grim lioun;
And sometime flouris spring as in a mede,
Sometime a vine and grapis white and rede,
Sometime a castill all of lime and stone,
And when 'hem likid voidin 'hem anon;
Such semid to every mann 'is sight.

Chaucer's Works. I. 3.

welches um so leichter ging, da eine große Zahl von Schauspielern auftrat, die wirklich entschiedenes Talent in sich verspürten, welches man früherhin als ein besonderes ausschließliches Vorrecht der Mönche und Geistlichen betrachtet hatte. Wie groß der Beifall war, welchen man ziemlich allgemein diesen umherziehenden Schauspielern zollte, kann man schon daraus schließen, daß sich die Mönche unaufhörlich wegen dieser gefährlichen Concurrenz bei den Machthabern beklagten, und sie auf alle Weise zu vernichten bemüht waren. Die Monks of the Choir des St. Paul's Kloster richteten an Richard II. im Jahre 1378 eine höchst komische Petition, in welcher sie unter Andern die Bitte aussprachen: „es möchte doch mehreren unerfahrenen und unqualificirten Personen verboten werden, das Neue Testament dramatisch zu behandeln, da dieses nur zum großen Nachtheile der genannten Geistlichkeit des St. Paul's Kloster geschehe, welche sich bereits in große Kosten gesetzt habe, um in der letzten Woche vor Weihnachten passende und geeignete Vorstellungen über dasselbe N. T. zu veranstalten."

Wie bereits oben angedeutet wurde, arteten diese Mysterien sehr bald aus, indem man statt des großen Ganzen unbedeutende Einzelheiten darstellte, und so allmählich an Nuditäten und völligen Gemeinheiten so viel Gefallen fand, daß mehrere Synoden mit vollem Rechte die Theilnahme an solchen Mysterien völlig untersagten. Die Synode in Worms bestimmte deßhalb im Jahre 1316: Destricte inhibemus, ne sacerdos, qui in festo S. Johannis, more solito Missam celebret, assumetur, aliquam personam Ecclesiasticam vel mundanam, mimos, vigellatores vel tympanatores ad coenam vel ad prandium invitet, vel illos aut alios, qui musicis instrumentis canere consueverunt, in Ecclesia vel extra in domo vel platea eundo vel chorizando sequatur. Ueberdies verlor sich der Geschmack an diesen dramatischen Leistungen auch allmählich, weil man seine Vorliebe anderen Darstellungen zuwendete, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts hörten sie in Chester, Coventry und an andern Orten völlig auf, und wenn gleich sie in Lancaster, Preston und Kendall noch bis zur Zeit Jacob's I. fortdauerten, so war doch auch hier das Interesse dafür schon lange Zeit vor ihrem völligen Verschwinden nur sehr schwach.

Bemerkenswerth für den Fortschritt des Dramas bleibt es, daß es jetzt mehr und mehr Sitte ward, bei festlichen Veranlassungen auch weltliche Gegenstände dramatisch darzustellen. Die sogenannten Dumb shows und die stummen pantomimischen Darstellungen wurden immer beliebter, und da man die Darsteller bei

Hofe und in den Palästen der Reichen glänzend belohnte, so bildete sich ein förmlicher Stand *) umherziehender Schauspieler, die in ihre Pantomimen allegorische Figuren einmischten.

Diese eben angeführten Schaustücke wurden vorzüglich bei dem Empfange der Fürsten dargestellt; man errichtete mitten auf der Straße ein bewegliches Theater, auf dem gewöhnlich zwei Personen auftraten, die sich in Beziehung auf das zu feiernde Fest miteinander unterredeten. Ursprünglich waren diese Stücke nur Schaugepränge (Pageants oder eigentliche Dumb Shows) und Stowe schildert ein solches vom Jahre 1367, wo zur Unterhaltung des jungen Prinzen Richard (Sohn Edward's des Schwarzen Prinzen) 130 Bürger vermummt von Newgate (am Sonntag vor Lichtmesse) mit unzähligen Fackeln und Musik nach Kennigton zogen. Sie waren theils als Ritter, theils als Geistliche verkleidet, und es befanden sich sogar 24 Cardinäle unter ihnen und ein Papst; es ward bei diesem Aufzuge indessen durchaus nichts geredet, sondern nur gescherzt, gegessen und dann getanzt.

Die Einführung redender Personen in dieses pantomimische Marionettenspiel war ein ungeheurer Fortschritt. Im Jahre 1456 kam Margaretha, die Gattin Heinrichs VI., mit ihrem kleinen Sohne nach Conventry, und bei dieser Gelegenheit führte man ein Pageant in Versen auf, in welchem König Eduard der Bekenner, der Evangelist Johannes und die Heilige Margaretha auftraten und nacheinander die hohen Gäste anredeten. Wir theilen zur Charakterisirung des Ganzen folgendes Bruchstück mit.

St. Edward.

Mother of mekeness, dame Margarete, princes most excellent,
I king Edward wellcome you with affection cordial,
Testefying to your highnes mekely myn entent.
For the wele of the king and you hertily pray I shall,
And for prince Edward my gostly chylde, who I love principal.
Praying the, John Evangelist, my help therein to be,
On that condition right humbly I give this ring to the.

John Evangelist.

Holy Edward, crowned king, brother in verginity,
My power plainly I will prefer thy will to amplefy
Most excellent princes of wymen mortal, your bedeman will I be.

*) Lydgate nennt zuerst einen gewissen John Rykell in seinem — Daunce of Macaber — tragitour of Henry V., und seit dieser Zeit findet man in den Ausgabebüchern der Könige und der Großen des Reichs häufig die Summen aufgeführt, welche den Schauspielern (mimi, lusores, menestralli, interludentes oder auch players) gegeben wurden.

I know your life so vertuous that God is pleased thereby.
The birth of you unto this reme shall cause great melody:
The vertuous voice of prince Edward shall dayly well encrease,
St. Edward his Godfader, and I shall prey therefore doubtlese.

St. Margaret:

Most notabul princes of wymen earthle,
Dame Margarete, the chefe myrth of this empyre,
Ye be hertely welcome to this cyte.
To the plesure of your highnesse I will set my desyre;
Both nature and gentlenesse doth me require,
Seth we be both of one name, to shew your kindnesse;
Wherefore by my power ye shall have no distresse.
I shall pray to the prince that is endlese
To socour you with solas of his high grace;
He will here my petition, this is doubtlesse,
For I wrought all my life that his will wace,
Therefore, lady, when you be in any dredfull case,
Call on me boldly, thereof I pray you,
And trust in me feythfully, I will do that may pay you.

Eine ähnliche theatralische Festlichkeit fand in Coventry noch bei einer andern Gelegenheit statt, als Prinz Edward, der Sohn König Edward's IV. im Jahre 1474 Coventry besuchte, und auch bei dem großen Hoflager, welches die Königin Elisabeth in Kenilworth Castle abhielt, zeichneten sich die Coventry men durch ihre Geschicklichkeit in dramatischen Darstellungen höchst vortheilhaft vor allen andern aus. Auch an andern Orten wurden dergleichen weltliche Pageants mit vielem Pompe abgehalten, und wir erwähnen hier unter vielen Städten nur Londons, wo Catharina von Spanien im Jahre 1501 aufs Glänzendste empfangen wurde; schon früher (1487) als Heinrich VII. den Norden bereis'te, hatte man ihn überall mit solchen Shows bewillkommnet und nach Bacon's Henry VII. *) befanden sich unter denen, welche ihn von der Bühne aus begrüßten, sogar die Heilige Jungfrau und König David, auch König Georg und Ethelbert.

Neben diesen Darstellungen blieben aber auch die eigentlichen stummen Schaustücke noch fortwährend in Gebrauch und man bediente sich ihrer besonders, indem man in der ältesten Zeit vor den einzelnen Acten jedes Stückes eine Art von allegorischer Darstellung, Dumb show, zur Aufführung brachte, worin gleichsam in kurzen Zügen die Umrisse der folgenden Handlung gegeben wurden; wir haben noch in Hamlet eine Probe dieser Spiele

*) C. Hist. Engl. I. 628.

welche Shakespeare übrigens sonst weiter nicht zur Anwendung gebracht hat. Zur besseren Veranschaulichung führen wir ein Beispiel aus der Tragödie Ferrex and Porrex an, auf deren Inhalt und Werth wir unten näher eingehen werden.

The order of the *Domme Shew* before the first Act and the signification thereof.

First, the musicke of violenze began to play, during which came in upon the stage sixe wilde men, clothed in leaves. Of whom the first bare on his necke a fagot of small stikes, which they all both severallye and together assayed with all their strengthes to breake, but it could not be broken by them. At the length one of them plucked out one of the sticks one after another, did easely breake the same being severed, which being enjoyend, they had before attempted in vaine. After they had this done they departed the stage and the music ceased. Hereby was signified, that a state knit in unitie doth continue strong against all force, but being divided, is easily destroyed; as befel upon duke Gorboluc dividing his lande to his two sonnes, which he before held in monarchie, and upon the discention of the brethren to whom it was divided.

Unter den älteren Stücken verdienen genannt zu werden: Candlemas-Day oder The slaughter of the Innocents von Jhan Parfre (gedr. 1512), und The Promises of God von John Bale (gedr. 1538); am ältesten und umfassendsten ist aber die Sammlung von The Chester Miracles, welche der Mönch Ralph Higden im Jahre 1328 verfaßte *). Zur näheren Verdeutlichung geben

*) Es sind von den Miracles noch drei verschiedene Sammlungen vorhanden:

1) Die Towneley Collection mit 30 Miracles, welche früher der Abtei Widkirk zugehörte. (The creation and rebellion of Lucifer. Mactatio Abel. Processus Noae cum filiis. Abraham. Jacob and Esau. Processus prophetarum. Pharao. Caesar. Augustus. Annunciatio. Salutatio Elisabethae. Pastorum. Alia eorundem. Oblatio Magorum. Fugatio Josephi et Mariae. Joannes Baptista. Conspiratio Christi. Colaphizatio. Flagellatio. Processus Crucis. Processus talentorum. Extractio animarum ab inferno. Resurrectio domini Peregrini. Thomas Indiae. Ascensio domini. Judicium. Lazarus. Suspensio Judae.

2) Das Ludus Coventriae mit 42 verschiedenen Miracles, welche bei Gelegenheit des Festes Corpus Christi von den trading companies in Conventry aufgeführt wurden.

wir den Inhalt des Miracle, welches betitelt ist: The Deluge. Die erste dramatische Anweisung, womit das Ganze beginnt, lautet: Et primo in aliquo supremo loco, sive in nubibus, si fieri poterat, loquatur Deus ad Noe, extra archam existentem cum tota familia sua. Der Allmächtige bedauert, die Menschen erschaffen zu haben, und will nun die Sünden der Menschheit rächen. Er ertheilt Noah den Auftrag eine Arche zu bauen und spricht:

Man that I made I will destroye,
Beast, worme, and fowle to fley,
For one earth the doe me nye,
The folke that are herone.
It harmes me sore hartefully
The malice that doth nowe multiplye
That sore it grieves me inwardlie
That ever I made man.
Therefore, Noe, my servant free,
That righteous man arte, as I see,
A shipp soone thou shalt make thee
Of trees drye and lighte.
Litill chambers therein thou make,
And byndinge pytche also thou take,
Within and without ney thou slake
To anoynte yt through all thy mighte.
u. s. w.

Nach einigen Reden zwischen Noah, Sem, Ham, Japhet und ihren Weibern findet sich folgende stage direction. „Then Noe with all his family shall make a signe as though the wrought uppon the shippe with divers instruments" — und dann spricht Gott zu Noah:

Noe, take thou thy meanye,
And in the shipp hie that ye be,
For non so righteous man to me
Is now on earth linvinge.
Of clean beastes with the thou take
Seven and seven, or thou slake,
He and she, make to make,
By live in that thou bring.
u. s. w.

Darauf geht Noah nebst seiner ganzen Familie mit Ausnahme seiner Frau in die Arche. In Beziehung auf letztere ist in dem

3) Die Chester-Whitsun plays mit 24 Abtheilungen.
Außerdem könnte man noch die Digby Miracle Plays anführen; indessen sie bestehen nur aus 3 Stücken, von denen das letzte nur sehr unvollständig vorhanden ist.

Originale vorgeschrieben: „The arke must be boarded round aboute, and uppon the bordes all the beastes and fowles hereafter rehearsed must be painted, that there words maye agree with the pictures."

Nach der Beschreibung aller einzelnen Thiere, welche Sem liefert, redet dann Noah seine Frau an, welche noch immer nicht eingetreten ist:

Wife, come in, why standes thou there?
Thou art ever forward, that dare I swere,
Come in on Godes halfe; tyme it were,
For fear lest that wee drowne.

Die Frau Noah's ist sehr ungehalten über ihres Mannes ängstliches Zureden und entgegnet ihm:

Yea, sir, set up your saile,
And nowe forth with evil haile,
For withouten anie faile
I will not oute of this toune;
But I have my gossepes everich one,
One foote further I will not gone
They shal not drown by St. John,
And I maye save ther life.
They loved me full well by Christ:
But thou will let them in thie chist,
Ellis rowe forth, Noe, when thou list,
And get thee a newe wife.

Die Söhne Noah's sehen, daß die Reden ihres Vaters ganz erfolglos sind, und sie eilen deßhalb herzu und schleppen ihre Mutter mit Gewalt in das Schiff. Noah freut sich, seine Frau gerettet zu sehen, und begrüßt sie mit den Worten: „Welcome, wife, into this boate" — doch ihr Zorn steigert sich dadurch nur, und indem sie ihm eine Ohrfeige gibt, ruft sie ihm zu: „Take thou that for thy note!"

Von den neutestamentlichen Stücken erwähnen wir noch des Slaughter of the Innocents. Zu Anfange tritt ein Messenger *) auf, und indem er die Macht des Großen Herodes rühmt, zählt er alle die Reiche auf, welche er beherrscht:

Tuskane and Turky, all Inde and Italy
Cecyll and Surry drede hym and dowtys,
And hym lowtys:

*) So benannte man in den alten Stücken den Sprecher des Prologs.

From Paradise to Padwa, to mount Flascon
From Egyp to Mantua, unto Kemp towne;
From Sarceny to Susa, to Grece it abowne;
Both Normandy and Norwa lowtys to his crowne.
His renowne
Can no tong tell.
u. s. w.

Nach dieser pomphaften Lobrede tritt plötzlich Herodes selbst auf und gebietet Ruhe unter Androhung der entsetzlichsten Strafen. Er erkundigt sich nach den drei Weisen, und als er erfährt, daß sie sich heimlich entfernt haben, wüthet er entsetzlich und fordert seine Rathgeber auf, in „Vyrgyll oder Homere" nachzulesen, ob sie nicht dort eine Kunde über die Geburt Christi finden möchten. Als man ihm die Prophezeihung des Jesaja mittheilt, erneuert sich sein Zorn, und er erklärt unter Flüchen und Drohungen seine Rathgeber für „thefys and dotty pols." Letztere werden so eingeschüchtert, daß ihm einer endlich den Rath ertheilt, alle Kinder männlichen Geschlechts umbringen zu lassen. Dieser Vorschlag erhält den vollständigsten Beifall des Monarchen, welcher dem klugen Hofmanne das Versprechen gibt, ihn zum Papst zu machen. Es werden sogleich Soldaten abgeschickt, um den Befehl auszuführen, und es folgt nun eine Scene, in welcher sich drei Krieger mit drei Müttern umherschlagen und ihnen zuletzt ihre Söhne nehmen und sie tödten. Sie eilen zum Könige zurück, und bringen ihm die Kunde ihrer That; Herodes ist erfreut über die Schnelligkeit, mit welcher sie seinen Willen in Ausführung gebracht, und indem er sie für ihren Diensteifer belohnen will, läßt er Jedem von ihnen die Wahl zwischen einer Summe Geldes und dem Besitze schöner Frauen. Nachdem sie sich für den Mammon entschieden, beschließt Herodes das Stück mit den Worten:

Bot adew to the Devyll
I can no more French.

Dieser Schluß ist auffallend, weil Herodes in dem ganzen Stücke gar nicht französisch redet. Ampot suchte diesen Widerspruch zu erklären, indem er meinte, die Phrase sei so viel als das französische Je suis au bout de mon Latin; indessen Collier hat dagegen mit Recht bemerkt, daß die fragliche Redensart in dem Sinne nirgends vorkomme, und stellt deßhalb die Vermuthung auf, daß das Stück ursprünglich französisch geschrieben sei.

Das Stück hat viele Anachronismen und Seltsamkeiten, z. B. schwören die hebräischen Soldaten bei „Mahound" oder Mahomet,

und die Ritter müssen auf der Bühne hin und her gehen, während (wie es im Texte heißt) „Mery and the Infant are conveyed into Egypt; ungeachtet aller dieser und ähnlicher Absurditäten findet man in unserm freilich sehr rohen Stücke viele Spuren von Geist, und dies ist besonders im Charakter des Königs der Fall, dessen Worte sich an mehreren Stellen durch einen besonderen Schwung in der Sprache auszeichnen. Man entdeckt auch in den Versen eine Art von Alliteration, welche die Sänger des Nordens erfanden und deren sie sich schon früh in ihren Runischen Versen bedienten, welche dann späterhin bei vielen englischen Dichtern ein sehr beliebter Schmuck war.

Kurz nach dem Anfange des 15. Jahrhunderts treten wir in die 2. Periode der Geschichte des englischen Drama's — es entstanden um diese Zeit die sogenannten Moralitäten *) (morals oder moral plays) und der Name allein deutet schon hinlänglich an, daß hier wenigstens ein Schein von eigentlicher Handlung mit besonderen Characteren sein muß. Wie wir schon früher angedeutet, hatte man bereits bei den profanen Mummereien mehrfach allegorische Charactere gebraucht und indem man diese in die oft wiederholten Miracles einmischte, um den Geschmack an denselben, welcher sehr im Sinken war, wiederzuleben, entstanden die morals. Eine gesunde Moral sollte zugleich durch diese Stücke verbreitet werden, und da man es jetzt größtentheils nur mit eigentlichen Schöpfungen der Phantasie zu thun hatte, so konnte sich hieran der Geist des wahrhaft Poetischen und Dramatischen weit besser und schneller entwickeln. Während die Miracles eigentlich ganz ohne Plan und Erfindung waren und sich viel mehr meistentheils an dem Buchstaben der betreffenden Legenden hielten, ist doch in den Morals ein Tagen der dramatischen Kunst, sie enthalten doch wenigstens rohe Umrisse eines Planes und versuchen sogar schon Characterschilderung. Diese neuen Stücke hätten unendlich viel wirken können, wären sie nur in einem etwas besseren Style geschrieben; in der Krisis der Reformationszeit wurden sie sehr bald zu einem Werkzeuge für den alten und für den neuen Glauben, und während die Miracles religiös gewesen, erlangten die Morals schon früh einen entschieden theologischen Character. Abstracte Ideen wie Justice, Mercy, Truth, Death, Charity, Faith, Hope u. s. w. wurden personificirt und der einzige Character der Mi-

*) Malone gebraucht auch das Wort morality; es läßt sich indessen hierüber dasselbe sagen, was wir bereits oben über mystery bemerkt haben.

racles, welcher zuletzt noch übrig blieb, war der Teufel mit langer rother Nase nebst Schwanz und gespaltenen Klauen, der in höchst drolliger Gestalt nebst seinem treuen Begleiter Vice (Laster) im bunten Kleide mit Peitsche (der jetzige Punch oder Clown) nie fehlen durfte. Wie das alte Stück des Etienne Langton aus dem 13. Jahrhundert beweis't, waren solche allegorische Dramen schon sehr alt und auch die ganze Vorliebe des Mittelalters für Allegorie zeigt hinlänglich, daß diese Morals schon durch die ganze Richtung der Zeit gehörig vorbereitet waren, so daß sie die Miracles im 15. Jahrhundert völlig verdrängen konnten. Bei den Personifikationen in den Morals *) blieb man nun aber nicht etwa dabei stehen, allgemeinere abstracte Ideen darzustellen, wie oben angedeutet, sondern man ging so sehr zuletzt ins Einzelne, daß man sogar das Blut Abels, die Todtenvigilien, ja selbst die verschiedenen Tempora von Zeitwörtern persönlich darstellte, z. B. Regno, regnavi, regnabo. Satan wurde in diesen Stücken stets gehörig durchgeprügelt und zum Schluß ward die Tugend gewöhnlich reich belohnt **). Man glaubte hierdurch zur Verbesserung der Sitten viel beitragen zu können, und wie hoch man überhaupt die Wirkung dieser Morals anschlug, geht wohl schon daraus hervor, daß gegen Ende der Regierung Heinrichs VII. John Rastel den Plan faßte, sie sogar zur Förderung der Wissenschaften zu benutzen, und in dieser Absicht schrieb er ein Stück, „um viele besondere Punkte der Naturwissenschaft aufzuklären und Kunde von fremden Ländern zu geben" ***).

Die Sprachbildung in diesen Morals war nicht ohne deutliche Spuren des Fortschritts; das Ganze bestand aus kurzen gereimten Versen, welche stellenweise mit Prosa untermischt waren und lyrischen Charakter trugen. Das episch-historische Element ging dabei allmählig fast ganz verloren. Anfangs traten in den Stücken nur

*) Malone ist der Ansicht, daß zur Zeit Eduards IV. das erste Moral aufgeführt wurde; es sind indessen noch 3 Stücke vorhanden, welche mindestens bis zur Zeit Heinrichs IV. hinauf reichen.

**) Der Teufel erschien auch oft verkleidet z. B. in — The Life and Repentance of Mary Magdalen — als Liebhaber (Infidelity) der Maria vor ihrer Bekehrung; ebenso trat auch the Vice zuweilen in besondern Gestalten auf z. B. als Iniquity oder Hypocrisy, wobei es in höchst anständiger Kleidung den Schein der Tugend annahm.

***) In dem Moral: The nature of the four Elements wird überhaupt die Nothwendigkeit des Studiums der Philosophie bewiesen.

4—5 Personen auf, weil die königliche Bande*) oder auch die umherziehenden Truppen aus nicht mehr Mitgliedern bestanden; als man indessen den Stoff erweiterte, mußte auch die Zahl der Schauspieler vergrößert werden, ein Ereigniß, welches zugleich die eigentliche Allegorie ihrer Auflösung entgegenführte.

Es läßt sich nun keinesweges mit völliger Bestimmtheit angeben, wann die Miracles eigentlich völlig aufhörten und die Morals an ihre Stelle traten; nur so viel darf man mit Sicherheit behaupten, daß die Morals gleich nach dem ersten Erscheinen fast alles Interesse absorbirten, und die Miracles demzufolge immer weniger Beachtung fanden; dessen ungeachtet existirten sie beide neben einander noch zur Zeit der Elisabeth und Jakobs I., nachdem schon das vollständige Drama ins Leben gerufen war, fanden jedoch in der letzteren Zeit fast gar keinen Anklang mehr und verschollen allmählig.

Die Tendenz und die Form der Morals, deren Hauptblüthezeit unter Heinrich VII. waren, blieb ziemlich unverändert; erst unter Heinrich VIII. nahm man mehr auf die Wirklichkeit Rücksicht, führte manchfachen Prunk ein, um das Interesse rege zu erhalten und veränderte dadurch wesentlich ihren eigentlichen Character. Von den nur noch handschriftlich vorhandenen Morals aus der Zeit Heinrichs VI.: The Castle of Perseverance — Mind, Will and Understanding und Mankind hat Collier in seinem oben erwähnten Werke sehr vollständige Auszüge geliefert und zugleich mit großem Scharfsinne die Zeit der gedruckten Morals bestimmt, welche noch in bedeutender Zahl vorhanden sind. Every-man, welches wahrscheinlich unter der Regierung Edward's IV. verfaßt und von Pynson vor dem Jahre 1531 gedruckt wurde, ist eine der vollkommensten Allegorien, die sich im Kreise dieser Stücke auffinden läßt und wir geben deshalb ganz kurz den Inhalt. Every-man ist eine Personification des ganzen Menschengeschlechts. Nach dem Prologe erscheint Gott, klagt über die Sünden der Menschen und fordert den Tod auf, Every-man vor seinen Richterstuhl zu führen. Der Tod bringt unserm Helden die Kunde, welcher voll von Furcht und Schrecken sich an seine Verwandten wendet und sie bittet, ihn in seinem Elende nicht zu verlassen. Doch Alle geben ihm leere Entschuldigungen und in seiner Verzweiflung nimmt er zu Good-Dedes (gute Thaten) seine Zuflucht, welche ihm anfangs seine frühere Geringschätzung vorwirft, ihn

*) The Kyng's Menstralys genannt.

aber zuletzt aus Mitleid mit ihrer Schwester Knowledge bekannt macht; diese führt ihn später zur Confession (dem freien Bekenntniß seiner Sünden), welche ihm Buße auferlegt, deren er sich öffentlich unterzieht. Durch den Genuß des Abendmahls fühlt er sich innerlich gestärkt, doch seine äußere Kraft schwindet; er gelangt an den Rand des Grabes, da verlassen ihn auch Strength, Discretion, Beauty, Five Wits (Sinne) und sogar Knowledge — nur Good-Dedes bleibt ihm treu. Nach seinem Tode erscheint ein Engel, welcher ihm eine Seelenmesse liest; zuletzt folgt ein Epilog, in welchem es am Schlusse nach Aufzählung aller jener treulosen Freunde heißt:

They all at last do every man forsake
Save his good dedes there do he take.
But beware, for and they be small,
Before god he hathe no helpe at all:
None excuse may be there for every man.
Alas, howe shall he do than?
For after deth amendes may no man make
For than mercy and pyte dothe hym forsake.
If his reckenynge be not clere whan he do come,
God will say, ite maledicti in ignem eternum.
And the that hath his accounte hole and sounde
Hye in heven he shall be crounde.
Unto whiche, please god, brynge us all thether,
That we may lyve body and soule togyder.
Thereto helpe the trinyte:
Amen, saye ye for saynt charyte.

Einen gewissen Uebergang von diesem Standpunkte bis zur eigentlichen Tragödie und Comödie bildeten die sogenannten Interludes oder Zwischenspiele, als deren vorzüglichster Verfasser John Heywood genannt wird. Er verließ nämlich in seinen kurzen Stücken, mit denen er zuerst im Jahre 1520 hervortrat, den Weg der heiligen Historie und ließ zugleich die Tendenz der Morals ziemlich unbeachtet. Nach völliger Abstreifung des religiösen Gewandes wurden in den Interludes Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben mit heiterem Witze, ja oft mit bitterer Satire behandelt und sie fanden bald so großen Beifall unter dem Volke, daß man sie den religiösen und moralischen Dramen weit vorzog.

Gleich nach seiner Thronbesteigung zeigte Heinrich VIII. den besten Willen, die dramatische Kunst auf jede Weise zu fördern; er ließ zuvörderst für die öffentlichen Darstellungen kostbarere Zurüstungen machen, schuf zu den ihm von seinem Vater überkom-

menen old players eine neue Bande von Schauspielern, gestattete auch den gentlemen of the Chapel fortwährend ihre Aufführungen und bewilligte den Künstlern ziemlich bedeutende Besoldungen. Unter der Zahl der Letzteren findet man im Jahre 1519 den John Heywood mit dem Zusatze „the Singer“ aufgeführt, und es wird gesagt, daß er einen vierteljährigen Gehalt von 5 £ erhalten habe, was für damalige Zeiten eine bedeutende Summe war. Wie wir nun aus den wenigen Lebensnachrichten unseres Dichters erfahren, war er schon in früher Jugend wegen seiner außerordentlich schönen Reime sehr geschätzt. Späterhin wurde er Schauspieler, schrieb mehrere heitere Gedichte und verfaßte eine Anzahl launiger Stücke.

In der Jugendzeit Heinrichs VIII. waren die Feste besonders häufig und sie gaben besonders die Veranlassung zur Entstehung der Interludes, welche ihrer Bestimmung zufolge einen leichtern und scherzhaftern Character haben mußten. Heywood (oder Heewood), welcher gegen das Ende des Jahres 1562 starb, besaß ein außerordentliches Talent zum Scherze und man betrachtet ihn noch jetzt in England als den Vater des Epigramms. Er wurde in London geboren und erhielt seine Erziehung in Oxford, zeichnete sich indessen in späterer Zeit mehr durch gute Laune und Witz aus, als durch gelehrte Bildung. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich nach North Mims, wo er einige Besitzungen hatte und wo er mit Sir Thomas More bekannt und bald sehr befreundet ward. Letzterer war gerade mit der Abfassung seiner Utopia beschäftigt und soll unserm Dichter bei seinen ersten Epigrammen vielfach unterstützt haben. Sie liebten sich gegenseitig mit großer Hingebung und Th. More fand auch die Gelegenheit, Heywood bei Hofe einzuführen, wodurch er nicht nur bei Heinrich VIII., sondern auch bei der Königin Marie zu hohem Ansehn gelangte. Als treues Kind der Kirche vertheidigte er auch unter Edward VI. die katholischen Glaubenssätze und wagte dadurch mehrere Male sein Leben. Nach dem Tode der Königin Marie soll er England aus religiösen Gründen verlassen und sich in Brabant niedergelassen haben, wo er im Jahre 1565 starb und mehrere Söhne hinterließ, die sich ebenfalls um englische Literatur verdient gemacht haben.

Was den Namen Interludes betrifft, so bedeutet er eigentlich nichts als dramatische Darstellungen, welche, wie es immer mehr Sitte ward, zwischen den Festmählern der Großen zur Abwechslung stattfanden. Der Name Interludentes oder players in In-

terludes wurde schon zur Zeit Edwards IV. für Schauspieler gebraucht und da der Name „Players of Interludes“ in den königlichen Rechnungen zur Zeit Heinrichs VII. sich aufgeführt findet, so beweis't dies wohl seine Allgemeinheit und erklärt es, daß er auch unter Heinrich VIII. beibehalten ward.

Das älteste von Heywoods Stücken ist: „A mery Play betwene the Pardoner and the frere, the curate and neybour Pratte,“ (von 1521 gedruckt 1533), welches eine bittere Satire auf die Ablaßkrämerei umherziehender Prediger und die Bettelei der Mönche enthält. Beide erhalten von einem Pfarrer die Erlaubniß zu den Gläubigen in der Kirche zu reden; der Eine bietet seine Reliquien feil (die große Zehe der Trinität, Kinnbacken von allen Heiligen, die im Kalender verzeichnet sind u. s. w. Der Andere rühmt das wahrhaft Christliche seiner Armuth — aber beide wollen Geld und suchen sich deshalb aus Eifersucht einander lächerlich zu machen. Ein anderes Stück „The four P's“ enthält ebenfalls äußerst komische Scenen und ist voll von guten Verwicklungen und witzigen Bemerkungen. Das Stück behandelt die zwischen Palmer, Poticary, Pardoner und Pedlar entstandene Frage, wer von ihnen die größte Lüge sagen konnte; Palmer trägt den Sieg davon, weil er behauptet, er habe noch nie eine Frau gesehen, welche ungeduldig geworden. Außer dem bekannten Stücke Johan the Husband, Tyb his wife and Sir Jhan the priest, welches die Ehe eines gehörnten Pantoffelhelden witzig und originell, aber stellenweise ziemlich nackt und plump schildert, müssen wir noch beiläufig des Play of the Weather erwähnen, in welchem Heywood die Zuschauer nicht eigentlich ergötzen, sondern vielmehr über einen Gegenstand der Naturphilosophie belehren will, indem er zugleich die Vorsehung vertheidigt und nachweis't, wie sich ihre Weisheit gerade in dem Wechsel der Jahreszeiten deutlich zeige.

Wenn man nun festhält, daß die verschiedenen Genossenschaften keineswegs ihre Thätigkeit auf geistliche Darstellungen auch während der Zeiten der Miracles und Morals beschränkten, daß sie vielmehr (nach den Zeugnissen über die Mimen und Joculatoren) oft rein weltliche Stücke gespielt hatten, so begreift man um so leichter, welchen Einfluß nun das neu hinzukommende Element, das Studium der classischen Literatur haben mußte. Wie schon die Einführung allegorischer Character belebend gewirkt hatte, so mußten historische und wirkliche das Interesse noch weit mehr auf sich ziehen, als personificirte Ideen. Ein wahrhaft mensch-

liches Wesen mit menschlichen Gefühlen und Handlungen erregte mehr Sympathie unter den Zuschauern und hinterließ in ihrem Gemüthe einen nachhaltigern moralischen Eindruck; so kam es denn, daß sich das englische Theater ohne fremde Einwirkung aus eigner Kraftfülle zu großer Vollkommenheit entwickelt. Das religiöse Drama blieb freilich ganz auf der Stufe des Mittelalters stehen, weil eben die Reformation die ganze Richtung der Zeit geändert hatte, doch das weltliche Drama ward kräftig weiter geführt, ohne sich von dem Buchstaben des Alterthums hemmen zu lassen.

Wie wir schon oben sahen, hatten die Morals neben dem Zwecke der Belehrung ganz vorzüglich den der Unterhaltung und sie waren deshalb (besonders aber die eigentlichen Interludes) ihrer ganzen Haltung nach meistentheils komisch und führten deshalb ganz natürlich zur Comödie, und die Vorliebe für das Humoristische ward so vorherrschend, daß man es selbst in die später entstehenden Tragödien mit einmischte und diese unter dem Namen der Tragi-Comödie lange beibehielt. Selbst da, wo man ohne possenhafte Unterbrechung eine Reihe von wichtigen Ereignissen neben einander stellte, fehlte es doch an aller künstlerischer Verknüpfung und einer gewissen Einheit. Solche Stücke, Histories genannt, auf welche wir unten noch näher eingehen werden, würden gewiß noch lange fortbestanden haben, wenn nicht einzelne Männer von Bildung und Geschmack zu classischen Mustern ihre Zuflucht genommen und nach diesem Vorbilde die eigentliche Tragödie allmählig wieder ins Leben zurückgerufen hätten. Diese neuen Schöpfungen waren anfangs für gelehrte Zuhörer in den inns of court und den Universitäten aufgeführt, weil man das Volk nur mit solchen Dingen glaubte unterhalten zu müssen, die für seinen Gesichtskreis paßten.

Jack Jugler ist das älteste Stück (Interlude), welches vom classischen Boden verpflanzt wurde und zwar von Plautus; Collier ist der Ansicht, daß es aus inneren Gründen nicht vor der Zeit Eduards IV. entstanden sein kann. Schon vor 1530 wurde außerdem die Andria des Terenz unter dem Titel: „Terens in Englysh," gedruckt, und man benutzte seit dieser Zeit wieder viele von den classischen Stücken, von denen man hoffen durfte, daß sie dem Volke gefallen würden.

Das älteste Beispiel der eigentlichen Comödie, welche aus den Interludes oder früher schon aus den komischen Partien der Moral plays hervorging, war das Werk eines Lehrers an der

Westminster Schule, Nicholas Udall*), welches den sonderbaren Namen trug: Ralph Royster Doyster, und etwa um 1530 entstanden sein mag. Der Schauplatz ist London und die ganze Anlage nicht ohne Geschick und Witz. Der Verfasser schildert vorzugsweise Charaktere aus den mittleren Classen der damaligen Zeit. Das Stück zerfällt in 5 Acte, und es treten 13 Personen darin auf, von denen Matthew Merrygreek besonders gut gezeichnet ist, welcher in seiner Eigenschaft als Witzbold schon auf einer bei weitem höheren Stufe stand, als the Vice in den Morals. Der Held unseres Stückes klagt seinem Diener Matthew zu Anfange des ersten Actes seinen Liebesschmerz, und will Alles aufbieten, um sich in den Besitz der Christian Custance zu setzen. Alle Ränke, welche sie im Verlaufe des Stückes ersinnen und mit vereinten Kräften auszuführen suchen, bleiben ohne Erfolg; der Renommist R. R. D. wird aufs Schnödeste behandelt und erhält zuletzt von einem begünstigten Nebenbuhler eine Einladung, dem Hochzeitsschmause beizuwohnen. Die letzte Scene führt eine allgemeine Versöhnung herbei, und ein Chor, der das Lob des Ehestandes besingt, schließt das Ganze.

Gammer Gurton's Needle (1565) von John Still, M. A. (der nachher Bischof von Bath und Wells wurde), hält sich auf einer sehr niederen Stufe des Witzes, wenngleich man nicht in Abrede stellen kann, daß einzelne Charaktere recht schön und treffend gezeichnet sind. Der eigentliche Gegenstand des Stückes ist der Verlust und das Wiederauffinden einer Nadel, deren sich Gammer Gurton bedient hatte, um einen Anzug ihres Mannes Hodge wieder ausbessern zu lassen. Zu bedauern ist es, daß der Verfasser bei seinem entschiedenen Talente nicht einen besseren Gegenstand sich erwählte und in der Ausführung desselben zuweilen allen Anstand verletzt.

Collier hat außerdem bei seinen eifrigen Nachsuchungen 4 Acte von einem im Jahre 1560 geschriebenen Stücke Misogonus von Thomas Rychardes aufgefunden, in welchem Italien der Ort der Handlung ist, die darin gezeichneten Sitten aber ganz englisch sind.

Bei einer großen Einfachheit des Planes (ein unglücklicher Vater sucht seinen ungerathenen Sohn zu bessern) findet sich eine

*) Udall war früher in Eton Lehrer und ging später an die Schule in Westminster, wo er im Jahre 1564 starb. Es ist von ihm bekannt, daß er „plures Comoedias" verfaßte und eine Tragödie „de Papatu," welche von seinen Schülern aufgeführt wurde.

ungewöhnliche Mannigfaltigkeit in den einzelnen Charakteren, deren Zeichnung im hohen Grade gelungen ist, und besonders die Person des Hausnarren, welche in der alten Comödie durchaus erforderlich war, ist wahrhaft unübertrefflich.

Zu Anfange des Jahres 1561 (?) wurde von den Mitgliedern des Temple *) das von den Dichtern Sackville und Norton verfaßte Stück Ferrex and Porrex oder Gordobuc aufgeführt und schon im nächsten Monate folgte ihm ein anderes historisches Stück, Julius Cäsar, welches zum ersten Male einen Gegenstand aus der römischen Geschichte zur Aufführung brachte. Die alte Chronik berichtet darüber, daß man den größten Glanz dabei in Anwendung gebracht habe und schildert zugleich die Theilnahme der Zuschauer als auffallend und außerordentlich**).

Sackville (Lord Buckhurst, oder, wie er später hieß, Earl of Dorset, geb. 1536), war ein großer Staatsmann und ein guter Dichter. Durch Anna Boleyn mit der Königin Elisabeth verwandt erhielt er seine Erziehung zu Hart-Hall in Oxford, besuchte dann Cambridge und ward später ein Mitglied des Temple. In seiner Jugend machte er eine längere Reise durch Frankreich und Italien und widmete sich schon früh der Dichtkunst. Später trat er in eine bedeutungsvolle politische Laufbahn und erhielt 1571 nach großer Thätigkeit im Parlamente den Posten eines Gesandten bei Karl IX. in Frankreich; 1587 ging er in gleicher Eigenschaft nach den Niederlanden, ward dann Kanzler der Universität Oxford und 1598 Lord High Treasurer und Ritter hoher Orden. Nach einem thatenreichen Leben starb er plötzlich im Jahre 1608 an der Apoplexie***). Der Hauptwerth seiner im heroischen Versmaß verfaßten Tragödie besteht im Style und sie ist vielfach wegen ihres poetischen und moralischen Werthes gelobt worden, wenn

---

*) a play in the quens hall at Westmynster by the gentyll men of the Tempull after a grett maske has bene sene.

**) The furst day of Feybruary atnyght, was the goodlyst maske ca[me] owt of London that ever was sene, and a hundred and od gorgyousl[y] be sene, and a hundred cheynes of gold; and as for trumpetts an[d] drumes, and as for torche lyght a hundered, and so to the cowr[t] and dyvers goodly men of armes in gylt harnes, and Julyus Sesa[r] played.

***) In Beziehung auf die Unterstützung des Rechtsgelehrten Norton, welch[e] er bei Ausarbeitung seiner Tragödie hatte, weiß man, daß dessen Wir[k]samkeit sich auf die Einrichtung der Dumb shows beschränkte, welch[e] den einzelnen Acten vorher gingen.

gleich man (so schon Ph. Sydney in seiner Defence of Poetry) sie wegen ihrer Mangelhaftigkeit in Beziehung auf die Einheit des Orts und der Zeit häufig tadelte. Der Inhalt der Tragödie ist folgender:

Gorbobuc, König von Britannien (600 v. Chr.) theilte während seiner Lebzeit das Reich unter seine beiden Söhne Ferrex und Porrex. Leider geriethen diese bald in einen heftigen Streit, worin der ältere Bruder von der Hand des jüngeren getödtet wurde. Die Mutter (Videna) hatte stets dem älteren eine besondere Vorliebe zugewendet, und aus Rache tödtete sie nun ihren jüngeren Sohn. Das Volk war über diese Unthat aufgebracht und vernichtete in unseligem Zorneseifer das beklagenswerthe Aelternpaar. In dieser allgemeinen Aufregung vereinigte sich der Adel zu kräftigem Widerstande gegen die Rebellen, und nachdem diese unterworfen waren und Niemand gerechte Ansprüche auf den Thron zu erheben vermochte, entstand ein furchtbarer Bürgerkrieg, in welchem das Land verwüstet und vielen Menschen das Leben genommen ward.

Das Stück basirt auf einer Fabel aus der alten britischen Geschichte und ist voll von Schilderungen des Blutvergießens und bürgerlicher Kämpfe. Wäre es zu Ende des 4. Actes nach dem Eintreten der Catastrophe geschlossen, so würde das Ganze offenbar weit mehr abgerundet sein. Verschieden von allen früheren tragischen Versuchen ist es zuerst in blank verse (ohne Reime) geschrieben und enthält 5 Acte. Der Verfasser scheint sich einigermaßen den Regeln des classischen Drama's anschließen zu wollen*) und läßt unter Andern einen in lyrischen Stanzen redenden Chor auftreten, der nur moralische Bemerkungen über die Handlung zu machen hat. Gewiß ist es auffallend, daß wir schon in der ersten englischen Tragödie Worte wie die folgenden vernehmen:

Acastus.

Your grace should now, in these grave years of yours
Have found ere this the price of mortal joys;
How short they be, how fading here in earth;
How full of change, how little our estate,
Of nothing sure save only of the death
To whom both man and all the world doth owe
Their end at last: neither should nature's power
In other sort against your heart prevail,
Than as the naked hand whose stroke assays
The armed breast where force doth light in vain.

*) Er beobachtet die Einheit der Zeit, aber nicht die des Ortes.

Gordobuc.

Many can yield right sage and grave advice
Of patient sprite to others wrapp'd in woe,
And can in speech both rule and conquer kind,
Who, if by proof they might feel nature's force,
Would show themselves men as they are indeed,
Which unow will needs be gods.

Die Handlung schreitet großentheils durch Erzählung weiter vor, die einzelnen Charakter sind gut gehalten, die Sprache ist nicht leidenschaftlich, aber kräftig und edel, und hierdurch wie ganz besonders durch die ernste politische Gesinnung bekundet sich das Stück als das Werk eines mächtigen Geistes.

Die Reden der drei Counsellors im 1. Acte sind herrliche Proben englischer Beredsamkeit, und der Bericht, welchen Marcella von dem Tode des Porrer liefert, ist wahrhaft antik und übertrifft an Einfachheit und Zartheit selbst den Euripides in der Alcestis. Wären die Nachfolger Sackville's auf dem von ihm betretenen Wege rüstig weiter vorangeschritten, so hätte sich die Tragödie wunderbar schnell entwickeln können; aber übermächtiger Ehrgeiz und Eigennutz veranlaßte sie leider, dem rohen Geschmacke der ungebildeten Menge sich anzubequemen.

Kurze Zeit nach dem Erscheinen des Ferrer und Porrer wurden Tragödien und Komödien ziemlich gebräuchlich und in den Jahren von 1570—90 entstanden zugleich eine große Menge von sogenannten Histories, oder historische Dramen, die auf die altenglischen Chroniken gestützt waren.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit eines Buches zu erwähnen, welches die erste Veranlassung zu historischen Stücken (storial shows) gab „Mirrour for Magistrates“. Dieses Buch hatte schon an sich einen dramatischen Charakter, indem darin viele bedeutende Personen aus der englischen Geschichte auftreten und ihre Schicksale erzählen; es lieferte indessen für die Histories wohl nur den Stoff, während die nach der Reformation mehr und mehr in Abnahme kommenden Miracles für den Plan und die Ausführung maßgebend blieben. Nach der früher verbreiteten Ansicht war Th. Sackville der Verfasser des Mirrour, es hat sich indessen herausgestellt, daß er nur einzelne Beiträge dazu geliefert hat. An Lebendigkeit der Darstellung und Kraft der Sprache verdient es den schönsten Stellen Spenser's gleichgeachtet zu werden, aber die Monotonie des Trüben und der Schwermuth ist darin so groß, daß es Campbell mit Recht als eine Landschaft bezeichnete, welche gar nicht von der Sonne beschienen wäre.

Damon und Pythias war die erste englische Tragödie, welche einen classischen Gegenstand behandelte und im Jahre 1556 vor der Königin in Oxford aufgeführt wurde. Sie war zwar in Versen und von einem gelehrten Mitgliede der Universität Richard Edwards *) verfaßt, stand indessen im Werthe dem Ferrer und Porrer bei weitem nach, insofern in ihr der Charakter der Tragödie nicht rein erhalten, sondern mit dem der Comödie zu stark vermischt war; überhaupt nimmt das ganze Stück einen nur sehr untergeordneten Rang ein, und würde ohne Zweifel bald ganz unbeachtet sein, wenn es sich nicht durch die besondere Gunst der Königin lange gehalten hätte.

Der Geschmack für das classische Alterthum wurde immer reger und so erschienen in kurzer Zeit nach einander außer der Andria von Terenz und dem Jack Juggler, eine Nachbildung des Plautus, mehrere Tragödien von Seneca, welche Jasper Heywood, der Sohn des berühmten John Heywood, für die englische Bühne bearbeitete.

Wir müssen außerdem noch des George Gascoigne erwähnen, welcher nach einem sehr bewegten Leben am 7. October 1577 etwa in seinem vierzigsten Lebensjahre starb. So viel man mit Genauigkeit über ihn weiß, übersetzte er in einem Alter von 29 Jahren The Supposes nach Ariost's Gli Suppositi in Prosa, und verfaßte im Verein mit Francis Kinwelmersh und Christopher Yelverton eine Bearbeitung der Jocasta nach Euripides **) in blank verse. Nach einem längeren Aufenthalte in Holland schrieb er einen Bericht über die Princely Pleasures at Kenilworth im 1575, denen er selbst beigewohnt hatte. Unangenehme öconomische Verhältnisse stürzten ihn nachher in große Bedrängnisse, und er mußte sich sogar für eine Zeitlang seiner Freiheit beraubt sehen; doch that dies seinem natürlichen Frohsinne keinen Eintrag und er schrieb noch später eine Erzählung The tale of Hermetes the Heremyte, welche er im Englischen, Lateinischen und Italiänischen

---

*) Er war im Jahre 1523 in Sommersetshire geboren, erhielt eine classische Bildung und zeichnete sich in seinem kurzen Leben († 1566) durch Gelehrsamkeit rühmlich aus. Außer der oben erwähnten Tragödie verfaßte er mehrere kleinere Gedichte und die Tragödie Palaemon and Arcyte, welche 1566 in Christ Church Hall aufgeführt ward. Wie hoch man ihn schätzte, läßt sich aus den Worten Th. Twine's schließen, welcher von Edwards sagte: The flower of our realm and phoenix of our age.

**) Phoenissae.

der Königin überreichte. Warton setzt ihn wegen der Reinh
seiner Sprache über alle seine Zeitgenossen, und man muß sei
Ansicht theilen, wenn man nur die bekannte klagende Roman
The Dole of Despair lies't, welche in den Supposes enthalten i

Blicken wir von hieraus noch einmal zurück in das Cha
gährender Elemente, welches wir unsern Lesern vorführen mußte
um die Zeitgenossen Shakspeare's richtig beurtheilen zu könn
und dadurch zu einem wahren Verständnisse unseres großen Di
ters zu gelangen: so müssen wir gestehen, daß das epische Eleme
in der neu entstandenen Tragödie vorherrschte, und man bei d
ziemlich willkührlichen Aneinanderreihung der einzelnen Situation
an eine künstlerische Entwickelung der Charactere noch gar ni
dachte; daß ferner bei einer eigentlichen Planlosigkeit des Ganz
nur die Nachtseite des Lebens mit ihren trüben Schattirungen en
schleiert wurde, wie dieses unmittelbar aus dem Wunsche der Z
schauer und dem Drange des Dichters hervorgehen mochte. D
dem ganzen Volke gemeinsame Stoff der Heldensage wurde ni
mehr beachtet, und es blieb einer späteren Zeit vorbehalten, d
eigentlich nationale Bühne zu schaffen.

Was die äußere Einrichtung der Bühne betrifft und das gan
Theaterwesen in der Zeit vor Shakspeare, so kann man lei
denken, daß beides auf einer noch sehr niedrigen Stufe stehen muß
denn einestheils wurden noch immer bis zur Regierung Elisabeth
einige Stücke in Kirchen, Schulen und Gerichtssälen aufgefüh
andrerseits fühlte man auch gar nicht das Bedürfniß, die Pha
tasie der Zuschauer durch äußeren Prunk zu unterstützen, und b
griff sehr wohl, daß durch einen verwickelten Mechanismus vi
leicht mehr gestört als gefördert wurde.

Die ältesten Schauspielhäuser waren das sogenannte Theat
und The Curtain in Shoreditch 1573—76; kurze Zeit nachh
ließ der Schauspiel-Director James Burbage das durch Shake
peare's Leben so bekannt gewordene Theater in Blackfriars erbaue
und weil der Magistrat Londons die Aufführungen in den Schenk
und Wirthshäusern durchaus nicht mehr gestatten wollte, entsta
noch vor 1508 ein neues Theater in Whitefriars. Die allgemei
Liebe zu dramatischen Darstellungen stieg in einem solchen Grad
daß man zu Shakspeare's Zeit schon 5 größere Schauspielhäus
in London zählte, von denen The Globe und The Fortune theat
wohl die bedeutendsten waren. Außerdem werden noch in der u
mittelbar darauf folgenden Zeit erwähnt: The Rose, Hope, Swa
Newington, Red Bull, Cockpit oder Phoenix-Theater. S

waren kreisförmig und von Holz gebaut; mehrere unter ihnen hatten keine eigentliche Bedachung, mit Ausnahme der Bühne, welche durch ein Strohdach geschützt war *). Sobald eine Aufführung stattfinden sollte, welches gewöhnlich um drei Uhr Nachmittags **) geschah, steckte man an dem Dache eine gewaltige Flagge aus, und der dritte Klang der Trompeten war das Zeichen des Anfangs. Das Erdgeschoß, welches man Yard nannte, hatte keine Sitze und war zur Aufnahme für die Mittelclassen ***) bestimmt; der Adel und die Hofleute dagegen erhielten eigentliche Logen, welche unterhalb der Gallerie waren und auf die Bühne führten, und man brachte auch für sie auf der Bühne an beiden Seiten Stühle und Binsenmatten an, wo die jungen Ritter oft mit großer Gemüthlichkeit den Luxus des Rauchens mitmachten. Die besten Plätze wurden etwa mit 1 Shilling bezahlt, ein Preis, der indessen gleich nach Shakspeare's Zeit auf eine halbe Krone gesteigert ward; für die andern Plätze war der Preis natürlich weit niedriger †). Es ist noch zu bemerken, daß sich auf der Bühne auch die eigentlichen Kunstrichter niederließen, doch war überhaupt der Besuch der Bühne nur in den bedeutendsten Theatern, wie z. B. Blackfriars gestattet, wohin gewöhnlich nur die höheren Stände sich begaben, während in den Allen zugänglichen Theatern dieser Gebrauch gar nicht vorkam.

Schon aus dem so eben Angedeuteten geht hinlänglich hervor, daß sich die Zuschauer in ihrem Benehmen sehr viel gestatteten, was man nach unserer Ansicht für unanständig halten würde; sie folgten indessen hierin mehr oder weniger dem Beispiele der Schauspieler. Außer dem Tabackrauchen war das Nüsseknacken eine Hauptbelustigung, und je nach der Jahreszeit genoß man auch andere Früchte, als Aepfel, Birnen und dergl., und tränk zuweilen Bier in großer Fülle. Andere unterhielten sich in den Zwischenacten durch Lectüre, und in jedem Schauspielhause wurde hinläng-

*) Nach einigen Nachrichten waren einige Häuser für den Winter und andere nur für den Sommer bestimmt; Letzteres war wohl in Beziehung auf The Globe der Fall, welches oben offen war.

**) In den Priat-Theatern spielte man des Abends bei Kerzenlicht und Fackelschein.

***) The groundlings, oder wie sie Ben Jonson scherzhafter Weise nennt, The understanding gentmemen of the ground.

†) Man hatte die sogenannten two-penny rooms oder galleries in den meisten Theatern, und im Curtain und Theatre war sogar ein Platz für einen penny.

licher Stoff zur Befriedigung aller dieser Bedürfnisse öffentlich feil geboten.

Die Einladung zu den Schauspielen geschah entweder durch die bekannten Verillators, welche mit Trompetenklang das neue Stück ankündigten, oder durch hochtrabende Zettel *), deren man sich schon in sehr früher Zeit bediente.

Wie man aus dem bekannten moralischen Stücke The Castle of Perseverance schließen kann, geschahen die öffentlichen Ankündigungen schon eine Woche vor der Aufführung, so daß sich die Kunde von derselben überall hin verbreitete. Nach dem Manuscripte des oben erwähnten Moral play theilen wir folgende Rede eines Verillator mit, die sich noch erhalten hat:

Grace if God will graunte us of his mykyl myth,
These percell in propyrtes **) we sposé us to playe,
This day sevenenyt before you in syth,
At N. ***) on the grene in ryal aray.

Ye, haste you thane thedyrward, syrs, hendly and hyth,
All good neybors ful specyally we you pray,
And loke that ye be there by tyme, luffely †) and lyth ††)
For we schul be onward be underne of the day.

Auf die eigentliche Ausstattung der Bühne, Decoration u. s. w. verwandte man schon in früher Zeit große Sorgfalt, und in den ersten Zeiten, als die Aufführungen unter freiem Himmel geschahen, gebrauchte man ein bewegliches Brettergerüst, um den nöthigen Glanz entwickeln und dadurch die Illusion um so bedeutender zu machen. Auf einem hohen Gerüste befand sich gewöhnlich eine Darstellung des Himmels und des Paradieses, in welchem ein Sitz Gottes, der Thron der Dreieinigkeit in seiner Umgebung von Engeln und Heiligen angebracht war. Vor dem Gerüst lag die

*) Die sonderbaren Titel, welche noch in der Quart-Ausgabe der Werke Shakspeare's enthalten sind, zeugen uns deutlich, wie die alten Theaterzettel lauteten, z. B.: *The most excellent* Historie of the Merchant of Venice. With the extreme crueltie of Shylocke the fewe towards the sayd Merchant, in cutting a just pound of his flesh, and obtayning of Portia by the choyse of three caskets. As it hath been diverse times acted by the Lord Chamberlaine his Servants. Written by W. Shakespeare. 1600.

**) apparel, die nöthige Zurüstung.

***) An die Stelle des N. mußte der Name der Stadt gesetzt werden, in welcher die Aufführung stattfinden sollte.

†) lovely, vergnügt.

††) light, in heiterer Stimmung.

Erde und das Purgatorium, und ganz unten die Hölle, welche durch einen Drachen dargestellt ward, dessen Rachen den Teufeln als Pforte diente. Eigentliche bewegliche Coulissen wurden erst nach der Restoration *) von Davenant eingeführt, und um den Ort der Handlung anzudeuten, sagte man entweder das Nöthige im Prologe, hing auch wohl ein großes Brett auf, an welchem die nöthige Andeutung durch colossale Buchstaben gegeben wurde, oder man stellte einige schwache Nachahmungen von Bäumen, Thürmen, Thieren, Hausgeräth und dergl. auf die Bühne, um dadurch der Phantasie der Zuschauer zu Hülfe zu kommen. Man ließ hellblaue Teppiche von oben herabhängen, um anzudeuten, daß es Tag wäre, dunkelfarbige dagegen, um die Nacht zu bezeichnen; als man in späterer Zeit Tragödien zur Aufführung brachte, führte man die Sitte ein, dabei den Saal ganz schwarz zu behängen, wie bei einem Begräbnisse. Die Bühne war mit Binsen bestreut und der Vorhang öffnete sich in der Mitte, und beim Beginn des Stücks wurde nach jeder Seite eine Abtheilung hingezogen. Schon zu Shakspeare's Zeit war die Sitte fast allgemein verbreitet, in den Zwischenacten Musik zu machen.

Die Schauspieler unterschieden sich ihrem Anzuge nach fast gar nicht von den Zuschauern; das einzige Bemerkenswerthe in ihrer äußeren Erscheinung war, daß sie auf den Hüten gewöhnlich Federn und auf den Schuhen besondere Bandschleifen trugen. Uebrigens war ihre Kleidung oft sehr ärmlich und keineswegs den Rollen stets angemessen, und nur am Hofe und in den Palästen der Großen wurde für Scenerie und Garderobe ein größerer Glanz entfaltet, welcher zuweilen pomphaft genannt werden konnte. War die Vorstellung bei einer solchen Gelegenheit vorüber, so schenkte man den Schauspielern zuweilen großmüthig den gebrauchten Flitterstaat, oder verkaufte ihnen denselben für einen billigen Preis.

Die weiblichen Rollen wurden noch lange nach der Restoration von Knaben oder jungen, zart aussehenden Männern dargestellt, welche Masken trugen; und da es durchaus für unangemessen

*) Es muß hier erwähnt werden, daß man eigentliche Scenerie zuerst bei den Darstellungen am Hofe anwendete, und bei einer Schilderung der Aufführungen, welche im Jahre 1605 stattfanden, als König Jakob Oxford besuchte, geschieht ihrer zuerst Erwähnung. Inigo James führte zuerst mit großem Erfolge einen Wechsel in die Scenerie ein (die sogenannten appearances), und brachte auch im Hintergrunde der Bühne verschiedene Vorhänge an (traverses), welche weggezogen werden konnten und dann einen anderen Schauplatz andeuteten (1636).

und unanständig gehalten ward, Frauenzimmer auftreten zu lassen, so kann man sich hieraus wohl das zuweilen Unzarte des Dialogs erklären und zugleich einigermaßen entschuldigen, welchen weibliche Personen zu sprechen hatten. In späterer Zeit, als man mit französischen und italiänischen dramatischen Darstellungen bekannt ward, führte man mehr und mehr die Sitte ein, Weiber auftreten zu lassen, was freilich von Vielen für impudent, shameful, unwomanish und graceless erklärt wurde. In der Desdemona aus Shakspeare's Othello soll zuerst eine Frau in einem englischen Stücke aufgetreten sein.

Zum Schlusse jeder Darstellung trat der Komiker (clown) auf, und sprach oder sang den sogenannten „jig" in Knittelversen, in denen bedeutende Persönlichkeiten und bestehende Verhältnisse oft mit bitterer Satyre gegeißelt wurden. Er durfte sich, wie der Harlequin in den italienischen Stücken, ungemein viel herausnehmen *), und ließ sich in seinen extemporirten Witzen oft in einen lebhaften Wettstreit ein mit irgend einem der Anwesenden. Dann erschien plötzlich das ganze Schauspielerpersonal, kniete nieder und sprach im Chore ein Gebet für das Wohl der Königin.

Philipp Henslowe, ein Theaterunternehmer, liefert uns in seinem Notizbuche, welches noch in Dulwich college aufbewahrt wird, die älteste zuverlässige Nachricht über den Verdienst, welchen dramatische Dichter für ihre Werke erwarben. Vor dem Jahre 1600 wurde für ein neues Stück nie mehr als 8 Pf. St. bezahlt; als indessen späterhin unter den verschiedenen Schauspielergesellschaften ein gewisser Wettstreit und eine Art von Eifersucht entstand, suchte man sich gegenseitig zu überbieten und es wurden zuweilen 20—25 Pf. St. einem beliebten Verfasser bewilligt; späterhin fügte man diesem Honorare sogar den Reinertrag von der Einnahme der zweiten Aufführung hinzu, und den größeren Gesellschaften wurde es dadurch leichter, geschätzte Dichter an sich zu fesseln, und sie zahlten noch überdies für die erforderlichen Prologe einige Schillinge als besondere Vergütung. War ein Stück an die Eigenthümer irgend eines Theaters abgetreten, so durfte es in den nächsten Jahren keine Gesellschaft aufführen; deshalb ließen manche Verfasser ihre Stücke drucken und verkauften nichts weiter als den einmaligen Abdruck an verschiedene Unternehmer,

*) Thomas Wilson und Richard Tarleton werden in dieser Eigenschaft sehr gerühmt, und sie waren außerordentlich beliebt wegen ihres wondrous, plentiful and extemporal wit.

wobei sie dann für ein Exemplar einen sixpence erhielten, außer einem Geschenke von wenigstens 40 Schill., welches ihnen ihr Patron für die Dedikation zu übersenden pflegte.

Die Einnahmen der Theaterunternehmer (housekeepers) waren nicht unbeträchtlich, und außer dem Ertrage von den öffentlichen Darstellungen erhielten sie noch für die kleineren Privataufführungen in den Häusern der Großen ansehnliche Geschenke. Die Schauspieler zerfielen in ordentliche Mitglieder einer Gesellschaft (gleichsam Actionäre whole sharers oder half sharers) und sogenannte Miethlinge hired men oder hirelings, welche für eine bestimmte Summe (gewöhnlich 5 Schillinge anfangs) auf eine Woche fest engagirt waren, und deren Gehalt ihren Leistungen angemessen erhöht ward. Die sharers, deren Stellung natürlich eine weit höhere war, erhielten einen bestimmten Antheil an der ganzen Einnahme und hatten deshalb ein doppeltes Interesse, daß die Vorstellungen Beifall fanden und stark besucht wurden.

Was den Stand der Schauspieler im Allgemeinen betrifft, so haben wir bereits eben gesehen, daß er anfangs nicht sehr geachtet wurde, welches vorzüglich durch die Zwistigkeiten mit den Geistlichen veranlaßt ward, die ihnen den gewonnenen Sieg nicht verzeihen konnten. Außerdem erregten die bei den Aufführungen fast immer vorkommenden Rohheiten den Unwillen der Gebildeten und fast bis zur Zeit der Königin Elisabeth blieben die Schauspieler in der verachteten Kategorie der Gaukler und Vagabonden. Die im Dienste des Grafen Leicester stehende Gesellschaft war die erste, welche schon seit 1574 sich ziemliches Ansehen zu verschaffen wußte. Die Königin Elisabeth bildete sich späterhin eine förmliche königliche Truppe, und König Jacob verlieh ihnen sogar den Titel: Servants of the king.

Um den häufigen Klagen wegen des Mißbrauchs der Possen entgegen zu kommen, bestimmte die Königin Elisabeth, daß die Schauspieler von den Mayors der Städte und Corporationen und den Lords-Lieutenant der Grafschaften eine förmliche Erlaubniß zu ihren theatralischen Aufführungen haben müßten, und es wurde ein für allemal untersagt, irgend ein Stück zu genehmigen, welches die Religion oder Politik berühre.

Da die Schauspieler in den „jigs" häufig gerade die Beamten der Städte und auch wohl die Geistlichkeit vor boshaften Lachern geschmäht hatten, so suchte man der Ausübung ihrer Kunst alle mögliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen und viele Mayors erließen die heftigsten Befehle; wir theilen zur Characte-

ristik derselben folgenden mit: For as much as the playing of interludes, and the resort to the same are very dangerous for the infection of the plague, whereby infinite burdens and losses to the Citty may increase, and are very hurtfull in corruption of youth with incontinence and lewdnes, and also great wasting both of the time and thrift of many poore people, and great provoking of the wrath of God, the ground of all plagues, great withdrawing of the people from publique prayer, and from the service of God and daily cried out against by the preachers of the word of God; thereforeit is ordered; that all such enterludes in publique places, and the resort to the same, shall wholy by prohibited as ungodly, and humble sute made to the Lords that lyke prohihition be in places neere unto the Cittie.

Man kann sich denken, daß sich die Schauspieler wegen solcher Verbote zu rächen suchten, und es gibt eine Menge komischer Gedichte und Satiren gegen die Machthaber, welche sie diesen zum Aergerniß in Umlauf zu setzen wußten z. B..

The fooles of the Cittie.
List unto my dittye
Alas! the more the pittye
From Troynovaunts olde cittie.
The Aldermen and Maier
Have drivn eche poore plaier:
The cause I will declaer.
They wisely doe complaine
Of Wilson*) and Jack Lane,*)
And them who doe maintaine,
And stablishe as a rule
Not one shall play the foole
But *they* — a worthy scoole.
Without a pipe and taber,
They onely meane to laber
To teche eche oxe-hed neyber.
This is the cause and reason,
At every tyme and season,
That Playes are worse then treason.

Das Theater in Blackfriars entging den gefährlichen Verfolgungen der Puritaner und überhaupt blieb das ganze Unternehmen, der asceetische Glaubenseifer der republikanischen Fanatiker ohne eigentlichen Erfolg, da sich die Königin des Schauspiels bereitwillig annahm und in der Resolution an Burbage und

*) Zwei Schauspieler.

vier andere Schauspieler erklärte, daß sie ihnen die Erlaubniß gäbe „to exhibet all kinds of stage-plays in any parts of England as well for the recreation of her loving subjects as for her own solace and pleasure when she should think good to see them.

Die Aufführungen fanden anfangs gewöhnlich Sonntags statt, da die ersten Stücke ja zur Verherrlichung der christlichen Religion verfaßt waren und noch bis gegen das Ende der Regierung der Königin Elisabeth durften die Schauspielhäuser nur an den God's Holidays *) geöffnet werden, bis sich endlich hierin die Sitte mehr und mehr änderte und man späterhin den Sonntag völlig ausschloß. Hg.

*) Es wurde hiergegen schon früh von vielen Seiten aufs Entschiedenste geeifert; wir theilen das Folgende als einen interessanten Beleg mit:

Inglond goith to noughte, *plus fecit homo viciosus*,
To lust man is brought, *nimis est homo deliciosus*;
Goddis halidays *non observantur honeste*,
For unthryfty pleyis *in eis regnant manifeste*.

Beiträge zur Geschichte der französischen Sprache.

I. Ronsard und sein Verhältniß zur Entwicklung der französischen Sprache.

Wie die allgemeine Geschichte erst dann sich auf eine sichere Basis stützt, wenn in allen ihren Partien die genügenden Materialien vorliegen, und wenn das Gebiet der Spezialgeschichte erst auf eine befriedigende Weise angebaut ist, so kann auch der Entwicklungsgang einer Sprache erst in einer gewissen Vollständigkeit überblickt werden, wenn in monographischer Fassung das Einzelne auf eine erschöpfende Weise berücksichtigt ist. Wir beabsichtigen hier eine Reihe von einzelnen Abhandlungen zu liefern, welche sich die Aufgabe stellen, verschiedene wichtige Momente aus der Bildungsgeschichte der französischen Sprache herauszugreifen und dieselben einer speciellern Beleuchtung zu unterwerfen, als ihnen in den allgemeinen Werken bis jetzt zu Theil geworden ist. Wir beginnen diese Arbeit mit der sprachlichen Würdigung der literarischen Erzeugnisse eines Mannes, der von seinen Zeitgenossen bis in die Wolken erhoben wurde, während die strengere Kritik der nachfolgenden Jahrhunderte an ihm mancherlei auszusetzen gefunden hat.

Wie man auch über die poetische Bedeutung Ronsard's denken mag, sei es, daß man einstimmt in das übertriebene Lob seines Jahrhunderts, welches ihn den „Fürsten der Dichter" und das „Genie und Orakel der französischen Poesie" (S. Oraison funèbre) genannt hat, oder sei es, daß man dem herabsetzenden Urtheile

Boileau's *) beipflichtet, so viel muß Jeder dem Haupte der glanzvollen „Plejade" einräumen, daß er, in rein sprachlicher Beziehung betrachtet, jedenfalls eine bedeutende Erscheinung genannt werden kann. Es ist nicht zu verkennen, daß viele von seinen Neuerungen spurlos der Vergessenheit anheimgefallen sind, und daß er sich bei seinen Schöpfungen mehr als Einen Mißgriff zu Schulden kommen ließ; aber man wird ihm dies weniger zum Vorwurf machen, wenn man seine Stellung in einer Uebergangsperiode, wo die verschiedensten Elemente durcheinander flutheten, in Anschlag bringt. Jedenfalls ist sein Erscheinen nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des modernen Französischen geblieben. Diese Bedeutung räumten ihm seine Zeitgenossen unbedingt ein; und wenn es in seiner Gedächtnißrede heißt: „il a étendu la gloire de nos paroles et les limites de notre langue," so wird man wohl nicht umhin können, diesen Ausspruch zum Theil wenigstens gelten zu lassen.

Der vorzüglichste Vorwurf, welcher gegen Ronsard erhoben zu werden pflegt, ist der, daß er seine Rede auf eine lächerliche Weise mit griechischen Wörtern und Wendungen verbrämt und gespickt haben soll. Boileau, der hier wie überall als einseitiger Krittler erscheint, hat dieser Anschuldigung in den angeführten Versen eine sehr schroffe Fassung gegeben. Ronsard's Vorliebe für classische Studien ist allerdings nicht zu verkennen, und das Verlangen, überall seinen anerkannten Vorbildern nachzustreben, mag der freien, ungekünstelten Entfaltung seines poetischen Talentes zum Theil hinderlich in den Weg getreten sein; aber der gelehrte Prunk und Flitterstaat, in dem er sich gefiel, war nun einmal die Mode seiner Zeit. Außerdem würde man, wenn man Boileau's Ausspruch ohne Weiteres für begründet halten wollte, sich offenbar eine übertriebene Vorstellung von seiner Gräcomanie machen. In diesem Punkte scheint es fast, als habe ein Kritiker dem andern ohne Prüfung nachgesprochen. Die Zahl der griechischen Wörter, durch deren Einführung er seine Muttersprache bereichern zu können glaubte, ist bei Weitem nicht so groß, als man sich gewöhnlich

*) Ronsard qui le suivit par une autre méthode
Reglant tout, brouilla tout, fit un art à sa mode,
Et toutefois longtemps eut un heureux destin.
Mais sa muse, en français parlant grec et latin,
Vit dans l'âge suivant, par un retour grotesque,
Tomber de ses grands mots le faste pédantesque.
Art poétique, Chant I.

vorgestellt hat. Und was die oft citirten Verse betrifft, in denen er ocymore, dispotme und oligochronien setzt, so sagt er ausdrücklich, er bedauere, diese Ausdrücke nicht anwenden oder durch entsprechende ersetzen zu können.

Einige der Wörter, welche er dem Griechischen entlehnt, sind allerdings gewagt. So erscheint es ziemlich lächerlich, wenn er seine Geliebte „ma seule entelechie“ nennt. Zu den Ausdrücken dieser Art, welche wenig Nachahmer gefunden haben, gehört auch sein „orgue“ von ὄρχος, während andere, wie metamorphose und prognostique im Laufe der Zeit gäng und gäbe geworden sind. Andere griechische Ausdrücke, deren er sich mit einiger Vorliebe bedient, waren schon vor ihm von französischen Dichtern in Anwendung gebracht. So z. B. carolle und caroler (von χορός), welche ebenso wie carolleur schon im Roman de la Rose und bei Froissart vorkommen. In Bezug auf die Form je parangonne (-j'égale) ist zu bemerken, daß wir zwar von diesem dem Griechischen entlehnten Zeitworte keine fernere Spur gefunden haben; aber dagegen findet sich noch bei Lafontaine ein mit derselben Etymologie zusammenhängendes Substantiv in folgenden Versen:

Car c'est un vrai parangon (-modèle)
De sagesse et de droiture.

Wir führen hier endlich noch phare an. Dieses Wort hat zwar im modernen Französischen Bürgerrecht erhalten; aber von Ronsard wird es sogar bereits im metaphorischen Sinne gebraucht, indem er in seiner bilderreichen Sprache Charles IX. seinen Leuchtthurm nennt.

Wenn wir so die Meinung, als strotzten seine Gedichte von griechischen Wörtern, auf ihr gerechtes Maß zurückführen möchten, kommt es uns natürlich nicht in den Sinn, in Abrede zu stellen, daß hier und da seine Lust am Classischen ihn zu Abnormitäten hinreißt. Dies zeigt sich weniger in der Wahl der Ausdrücke, als in den seltsamen Anspielungen auf classische Reminiscenzen, welche sich der Dichter ganz im Geschmacke seiner Zeit oft erlaubt. So ist es offenbar eine griechische Ausdrucksweise, wenn er vom „bal des estoiles“ spricht und zugleich an vielen Stellen den regelmäßigen Gang der Gestirne mit der Bezeichnung danse belegt. Ganz unverständlich dürften für denjenigen, welcher nicht in den classischen Dichtern bewandert ist, Gedanken wie folgende sein mascher le laurier, enfler sa bouche ronde und pour avoir part au bouc (statt à la tragédie). Auch die Wortbildungen wie le

chasse-mue u. s. w., von denen weiter unten die Rede sein wird, gehören hierher.

Zu allen Zeiten haben französische Schriftsteller durch Anleihen, welche sie beim altrömischen Sprachschatze machten, ihre Sprache zu bereichern gesucht. Von dieser Erlaubniß hat auch Ronsard reichlich Gebrauch gemacht, indem er häufig, wo ihm der Begriff durch die vorhandene Bezeichnung nicht schlagend genug ausgedrückt schien, zur Sprachmutter seine Zuflucht nahm. Einige der Ausdrücke, welche er unmittelbar aus dem Lateinischen entlehnte, z. B. indole, haben im Französischen keine Wurzel gefaßt, während andere, z. B. avidité, das er, wie er selbst sagt, vom Lateinischen erbettelt, weil er kein entsprechendes Wort im Französischen kannte, entschiedenes Glück gemacht haben. Auch aire (von area) und empenné, von denen indessen wenigstens das erstere schon höher hinaufreicht, sind jetzt noch im Cours. Was fasciner betrifft, so scheinen die Commentatoren Ronsard's demselben die Urheberschaft davon beizulegen. Unter den Wörtern, welche ihren römischen Ursprung nicht verläugnen können, und die im Ronsard auftauchen, sind folgende außer Gebrauch gekommen: mugler (statt mugir), macter (tuer), vate (für poète), moleste als Substantiv, almes (für douces); auch envis = malgré dürfte nur noch in einigen alterthümlichen Wendungen erscheinen; fere (von ferus ist ganz verschwunden, und das gleichstammige ferine *) wird nur noch in medicinischer Beziehung angewandt. La gente für Nation hat in der Bezeichnung le droit des gens wenigstens noch einen Nachklang.

Zuweilen findet sich bei Ronsard eine dem Lateinischen näher liegende Form, welche dafür zu bürgen scheint, daß das Wort dem Schriftsteller nicht auf dem Wege der eigentlichen Tradition überkommen ist. Dies bemerkt man im Substantiv intellect statt intelligence, welches sich nicht erhalten hat. Doch tritt auch gerade der entgegengesetzte Fall ein. So entfernt sich humblesse weiter vom Lateinischen, als das jetzt gebräuchliche humilité. Solche Anomalien zeigen sich bei allen Sprachen, wie denn auch das Mittelfranzösische in einzelnen Fällen dem Lateinischen ferner ist, als das Moderne (Vergl. Ampère, Formation de la langue fr. p. 192).

Es stoßen uns ferner bei unserm Dichter Wörter lateinischen Ursprungs auf, deren man sich zwar jetzt nicht mehr bedient, die

---

*) Das von Roquefort verzeichnete forein kommt bei Ronsard nicht vor.

aber wenigstens in einzelnen abgeleiteten Formen Spuren ihres Vorhandenseins zurückgelassen haben. So gebraucht man zwar das Adjectivum sagace nicht mehr — der Versuch Voltaire's, dasselbe wieder aufzufrischen, hat keinen Erfolg gehabt — aber dafür haben wir noch sagacité; asperir (Roquefort hat asperer) ist verloren, aber das damit zusammenhängende asperité ist noch gebräuchlich; auch das Adjectivum ord ist veraltet, während ordure und ordurier nichts Auffallendes haben.

Einige Wörter, welche lateinischen Stammes sind, haben ihre Bedeutung verändert, und zwar meistens so, daß sich der Kreis ihres Begriffs verengert hat. Das von moles abgeleitete meule (Felsen) hat jetzt nur noch die Bedeutung von Mühlstein, denn für die Bedeutung von Heuschober, welche Roquefort allein anführt, hat man jetzt meulon; muer (mutare) wird jetzt fast nur von dem Mäusern der Thiere gebraucht.

Zu den Ausdrücken dieser Etymologie, welche jetzt nur noch selten in Anwendung kommen, während sie bei Ronsard noch ganz gewöhnlich sind, gehören ire, das jetzt nur in der poetischen Sprache, z. B. ire de dieu, auftritt, dextre und senestre — beides eigentlich nur noch in der Wappenkunde, während es bei Ronsard im wirklichen Sinne, so wie in der figürlichen Bedeutung von glücklich und unglücklich vorkommt — veneur, das übrigens noch ziemlich häufig ist, und musser (von mussare, nach Andern von amicire).

Eine auffallende Ausdrucksweise, welche verräth, wie sehr dem Dichter die lateinische Wendung anklebt, ist sein lict genial, welches das lateinische lectus genialis fast unverändert wiedergibt; auch das d'esperance cassé = vide erinnert an die Bedeutung des lateinischen cassus. Zuweilen baute er auf dem lateinischen Grunde noch weiter z. B. bouuillon, was — wie man sieht — mit bovis im Zusammenhange steht.

Der Dichter will nicht, daß man sich allein das Gold der griechischen und römischen Literatur aneignen solle — er sagt selbst an irgend einer Stelle l'or grec et latin — sondern empfiehlt auch das Studium der italiänischen und spanischen Sprache. Er selbst verdankt dem Petrarca, den er le Florentin oder le Toscan nennt, so viel, daß Peschier (hist. de la litt. fr. p. 32—34) mit Recht von „pétrarquisme“ sprechen kann. Einige seiner Sonnette und andere Gedichte sind geradezu aus dem Italienischen entlehnt. Dies kann denn natürlich nicht ohne Wirkung auf das sprachliche Erscheinen seiner Dichtungen bleiben. Diese äußert sich zunächst

in einem gewissen Behagen am Diminutiv z. B. angelette, molette, tendrette, perlette, archerot statt petit archer und an ähnlichen Wortbildungen, welche an das Italienische erinnern. So finden wir predicantereaux.

Dabei laufen geradezu einige dem Italienischen entlehnte Wörter mit unter z. B. quadrelle. Wir zählen dazu auch accort, von dem Pasquier (Lettres 1, 105.) sagt, das Wort sei zu seiner Zeit erst in die französische Sprache aufgenommen. Auch von spätern Schriftstellern ist es in Anwendung gebracht; so sagt Corneille (an Otton) son éloquence accorte. Nach La Curne Sainte-Palaye wäre es im Sinne für civil, complaisant (bei Ronsard wird es von seinen Kommentatoren mit fin, avisé zusammengestellt) noch jetzt im Gebrauch.

Obgleich Ronsard, wie wir gesehen haben, vorzugsweise der classischen Bildung huldigt, so verschmäht er doch auch das Studium des Altfranzösischen nicht, dem er manchen bezeichnenden Ausdruck, manches passende Bild verdankt. Er dringt sogar an verschiedenen Stellen z. B. in der Einleitung zur Franciade darauf, daß der Dichter der alten Sprache ihr Recht widerfahren lassen müsse, und räth, alte passende Redeweisen wieder ins Leben zu rufen (remettre en usage les antiques vocables). Auch in seinen Grundzügen einer Art poétique sagt er ausdrücklich, der Dichter dürfe die alten Wörter der Romane d. h. der volksthümlichen Dichtungen des Mittelalters nicht zurückweisen oder gering schätzen. Hier und da verwahrt er sich sogar gegen die Vorwürfe, welche ihm in dieser Beziehung von seinen Verkleinern gemacht sind.

Einige dieser Ausdrücke, welche er aus dem Staube der Vergessenheit hervorgezogen hat, sind Perlen, die wieder ihre Geltung erlangt haben. Dahin gehört das Verbum grauir (gravir), welches, während die Kommentatoren Ronsard's es als zu seiner Zeit ungebräuchlich bezeichnen, jetzt in der Bedeutung von überschreiten allgemein verbreitet ist. Andere von den Ausdrücken, welche unser Dichter gewissermaßen wieder aufgefischt hat, wie s'accoiser (wovon noch coï) desroy (jetzt häufiger dessarroy) und biberon sind wenigstens theilweise noch im Gebrauch, während in Bezug auf andere Wörter dieser Art z. B. tançon (davon jetzt noch tancer) jazarder (jaser) béer *) (jetzt béant, bée und das damit zusammenhängende bayer) wenigstens noch einige jetzt

*) Bei Mad. de Sevigné kommt béer noch im Infinitiv vor.

vorhandene Ueberreste Zeugniß dafür abgeben, daß diese alterthümlichen Ausdrücke nicht ganz spurlos verloren gegangen sind. Einige seiner Archaismen haben weniger Gnade gefunden. So müssen die von ihm wieder in Anregung gebrachte Adjectiva mehaigne (perclus) und brehaigne (stérile), die Participien esbaudy (réjoui), adoloré (transi, traversé) und das Substantiv anchoison als unglückliche Versuche bezeichnet werden. Auch das alte Zeitwort douloir, von dem wir bei ihm die Form ils deulent mehrere Male vorfinden, scheint sich nicht lange gehalten zu haben. Das Substantiv desserte ist zwar noch vorhanden, dürfte aber nicht mehr, wie es bei Ronsard geschieht, als Synonym von forfait gebraucht werden. Ebenso hat das Zeitwort ävaller nicht mehr die Bedeutung von abaisser. Auch mon heure für ma fin, was allerdings noch lange hier und da sich vorfindet, so wie amadoueur gehören jetzt zu den Seltenheiten. Noch ungebräuchlicher ist ce jour d'hui und souvente-fois, obgleich Letzteres noch von Lafontaine gesetzt wird. Zuweilen zieht Ronsard die alterthümliche Form der eigentlich gebräuchlichen vor, so sagt er statt fumée, was gleichfalls bei ihm vorkommt, fumière und für flux et reflux bietet sich uns bei ihm an mehreren Stellen das auch im Roquefort verzeichnete flot et reflot.

Auch den von andern Schriftstellern seiner Zeit so verachteten Volksmundarten läßt Ronsard, welcher nach allen Seiten hin bedacht ist, den Wörtervorrath seiner Sprache zu erweitern und zu bereichern, eine gebührende Berücksichtigung zu Theil werden. Er stellt dies sogar als eine nothwendige Forderung in der oben beregten Vorrede zur Franciade und in der Art poétique auf, wo er u. a. zum Dichter sagt: „Tu sçauras dextrement choisir et approprier à ton oeuvre les mots plus significatifs des dialectes de nostre France.“ Jetzt bedarf es der Rechtfertigung solcher der Volksweise entnommenen Neuerungen nicht mehr, indem man mehr und mehr sich davon überzeugt, das dies der naturgemäße Weg ist, den Kreis und die Gränzen einer Sprache zu erweitern; aber zu der Zeit, als Ronsard dichtete, konnte ein so kühnes Beginnen nicht ohne eine Art von Entschuldigung auftreten. Er sieht sich also genöthigt, die Freiheit, welche er sich in dieser Beziehung nimmt, dadurch zu rechtfertigen, daß er sich auf den Vorgang und das Beispiel der Griechen stützt, deren wichtigste Vertreter ihren dichterischen Productionen durch die Einführung schlagender dialectischer Wendungen eine gewisse Lebhaftigkeit und Naivetät zu geben verstanden.

Einige der Ausdrücke, welche bei Ronsard noch als Provinzialismen bezeichnet werden müssen, haben sich als wirklich brauchbar erwiesen und sind jetzt im Laufe der Zeit in der französischen Sprache eingebürgert. Dahin gehört saouler, von dem die gelehrten Kommentatoren Ronsard's behaupten, daß es dem Patois von Vendome entlehnt sei. Jetzt kommt es bekanntlich wenigstens in der Sphäre der niedern Ausdrucksweise in der Form soûler vor. Gleichfalls provinziell ist das i in mesliez statt mêlez, so wie harsoir statt hier au soir und dougément, indem man wohl nur einen Umlaut von doucement zu erkennen hat, obgleich die Erklärer unsers Dichters es ausdrücklich von einem dem Patois Anjou's zugehörenden Worte dougé ableiten, womit die Spinner jener Gegend eine feine Eigenschaft der Wolle zu bezeichnen pflegen. Was den Ausdruck bers betrifft, so ist zu bemerken, daß er von den Kommentatoren gleichfalls dem Vendomer Dialekte beigeschrieben wird, während aus einer Andeutung Ampère's, (S. 193.) welcher berceau zu den Wörtern rechnet, in denen das Diminutiv die einfache Form überlebt hat, hervorzugehen scheint, daß dieser Gelehrte dem Worte bers oder berc früher eine mehr als provinzielle Bedeutung beimißt.

Wie Ronsard sich in Bezug auf die Berücksichtigung, welche er dem Patois widmet, auf griechische Muster stützt, so gründet er auch den Rath, welchen er dem französischen Dichter wegen der Anwendung technischer Ausdrücke ertheilt, auf die Gewohnheit griechischer Poeten. Besonders, meint er in der Art poëtique, biete das edle Waidwerk eine reiche Fülle schöner Wörter dar, welche vom Dichter nicht verschmäht werden dürfte. Er selbst hat denn auch einen fast übertriebenen Gebrauch derartiger Ausdrücke gemacht. Wir führen nur einige wenige zum Belege an: espois, andoüillers (nach Anderen antoüillers), embrunisseure, perleure, dague, broquar, empaumeure, hardoüers u. s. w. Diese vielen speciellen Ausdrücke, welche zum Theil ein genaues Eingehen in das Detail der einzelnen Gewerbe und Wissenschaften nothwendig machen, tragen nicht wenig dazu bei, das Verständniß mancher Stelle sehr zu erschweren; obgleich sich auch hier uns die Bemerkung aufdrängt, daß manche der Wörter, welche von Seiten Ronsard's noch als gefährliche Neuerungen erscheinen, jetzt durch eine immer allgemeinere Anwendung alles Auffallende, was sie anfangs an sich trugen, verloren haben. So weiß jetzt Jeder, was bauge bedeutet, während die ältern Kommentatoren dieses Wort noch einer besondern Erklärung für nöthig erachteten.

Aber Ronsard suchte, um seine Darstellung lebendiger und mannigfaltiger zu machen, nicht nur alle Farben, welche sich ihm irgend darboten, sich anzueignen, so daß man in seiner Leichenrede mit Recht von ihm sagen konnte, er gleiche der Biene, welche von allen Fluren ihren Honig zusammenträgt, sondern er zeigte auch darin sich als Meister seiner Sprache, daß er selbstschöpferisch zu Werke ging. Freilich hat er gerade hier mehr als einen Fehlgriff gethan; manche seiner Neuerungen haben, weil sie in ihrem Wesen gegen den Geist der französischen Sprache sündigten, sich als unhaltbar erwiesen, während andere unvermerkt in den eigentlichen Sprachschatz aufgenommen sind. Indem wir hier in Begriff stehen, einen Theil seiner neuen Bildungen zu überblicken, können wir uns nicht verbergen, daß diese Arbeit vorzüglich durch den Umstand erschwert wird, daß es unmöglich fällt, bei jedem Worte nachzuweisen, ob Ronsard selbst oder einer seiner Zeitgenossen und Mitstrebenden der Urheber desselben gewesen ist. Bei einigen läßt sich der Antheil, welchen unser Dichter dabei hatte, mit Bestimmtheit aus den positiven Angaben derjenigen seiner Erklärer darthun, die mit ihm selber im nahen Zusammenhange standen.

Am freiesten und willkührlichsten zeigt er sich in der Handhabung der Adjektiven und Verben. In Bezug auf diese Wortfamilien gestattet er seiner Neuerungslust und seinem schöpferischen Sinne den meisten Spielraum. So zeigt er eine besondere Vorliebe für die mit der Ableitungssylbe eux gebildeten Eigenschaftswörter. Hier bietet sich eine reiche Ausbeute, von der wir verhältnißmäßig nur wenige Proben auswählen wollen. Zu den Bildungen dieser Art, welche jetzt vollkommen eingebürgert sind, gehören vineux (bei Ronsard la vineuse rage = l'ivresse), venteux (les venteuses maisons = navires), ronceux; das Adjectivum poisseux (la poisseuse robe) war längere Zeit der Vergessenheit anheimgefallen, bis es derselben von Buffon entzogen wurde (Vgl. Pougens, Archéol. II, 124.); auch formenteux wird noch, wenigstens in der Gegend von Lyon, in der Bedeutung von „mit Korn bedeckt" gebraucht. Uebrigens findet sich dieses Wort auch bei Amyot und Fauchet. Veraltet scheinen germeux (= fécond), oblivieux (was noch bei Oudin [Decl. des trois Langues] vorkommt; Ronsard hat le grand fleuve oblivieux (= Lethe), pineux (couvert de pins), fleureux (= florissant), so wie auch fableux statt des jetzt gebräuchlichen fabuleux und das verlängerte pieteux für pieux, die nicht mehr in Anwendung kommen können.

Am kühnsten und gewagtesten sind die Adjectivbildungen auf in: hier schweift der Dichter zuweilen über die Linie des Erlaubten hinüber. Ganz ungebräuchlich ist bouquin als Adjectiv, wie es Ronsard in der Phrase les dieux bouquins = Sylvains setzt. Ebenso wenig Anklang haben auch Adjectiva wie orin (für d'or z. B. les tresses orines), arquencin (= de la couleur de l'Arc-en-ciel) und verdine (von vert) gefunden. Auch die Verkürzung printin für printanier ist verunglückt zu nennen. Von den mit der Ableitungssylbe let gebildeten Eigenschaftswörtern kommt verdelet, aber freilich nur noch im tropischen Sinne vor, während es bei Ronsard zum Theil wenigstens noch in seiner eigentlichen Bedeutung gefunden wird; blondelet ist ungebräuchlich geworden, obgleich man den Verlust dieses Wortes mit Carpentier allerdings bedauern muß: Bletier (la Déesse bletiere = qui préside aux bleds) und escumier (l'escumière Venus) scheinen kein günstiges Terrain gefunden zu haben. Sonst bemerken wir noch in Bezug auf erratique, daß dieses Adjectivum, welches jetzt der medicinischen Sprache anheim gefallen ist, bei Ronsard noch in verschiedener Bedeutung vorkommt.

Ein hervorstechender Zug ist es endlich noch bei diesem Dichter, daß er gern von historischen, mythologischen und geographischen Eigennamen Adjectivbildungen in Anwendung bringt, während diese Tendenz im Allgemeinen bekanntlich in der französischen Sprache keineswegs überwiegend ist. So finden wir Hymettien, Medusin, Navarrin (von Navarre), Ajacin, Dianière, sogar la secte Muncerienne (von Münzer) u. v. a. An einer Stelle nennt er Heinrich III. Xandrin, weil derselbe in seiner Jugend Alexander genannt wurde. Wir haben ferner Albion als Adjectiv (les Albionnes arenes) gefunden, wofür allenfalls Albionien gebräuchlich wäre, so wie auch Ithaquois für Ithaquien und Asien statt Asiatique jetzt nicht mehr in Anwendung kommen dürften.

Da wir einmal Einiges in Betreff der Adjectiven angeführt haben, so wollen wir auch noch gleich bemerken, daß sich für fou (cf. Ampère S. 233.) überall fol, vieil aber ohne Unterschied mit vieux abwechselnd bei Ronsard auch vor Konsonanten vorfindet, während Balzac vieux auch vor Vokalen setzt.

Mehr aber noch als beim Adjectivum läßt Ronsard seiner Lust an neuen Gestaltungen und seinem schöpferischen Triebe, der ihn fortwährend stachelt, in Bezug auf Verbalformationen die Zügel schießen. Hier läßt er sich durch den Vorgang italienischer Dichter, besonders des Petrarca, zu oft sehr kühnen Bildungen

hinreißen, obgleich man aus dem Umstande, weil viele seiner Formationen in Blut und Saft der französischen Sprache übergegangen sind, erkennen kann, daß er zum Theil wenigstens ein sehr glücklicher Neuerer war. Am häufigsten sind die durch die vorschlagende Sylbe en oder vor p und m em (doch findet sich auch en — manner). Hier nur eine kleine Lese. Zunächst solche Zeitwörter dieser Gattung, welche Nachahmung gefunden haben: emperler, das seit Scarron wieder in Aufnahme gekommen ist, emmanteler. Ungebräuchlich sind folgende Verba derselben Bildung, welche sich bei ihm zum Theil öfter finden: endorer, enfranger, enreter, enrocher, eneauer (tourner en roche, en eau), enfeuer, ennuer (envelopper d'une nue), encottoner. Ronsard erlaubt sich sogar vor ein solches Zeitwort noch des zu setzen; so finden wir des-emmurer. Freilich ist er hier nicht ohne mehrfache Nachfolge geblieben. Wir erinnern uns an das Moliere'sche des-enamourer. Ungebräuchlich sind jetzt de-neruer und de-ueiner, während édenter, welches von Ronsard aufgebracht sein soll, durchaus gewöhnlich ist. Es ist nicht zu verkennen, daß Ronsard bei seinen Neuerungen besonders darauf bedacht ist, weitschweifige Umschreibungen zu vermeiden. Besonders sucht er durch seine Verbalbildungen das schleppende faire, welches bei ihm meist noch für rendre steht, unnöthig zu machen. Dieses Streben zeigt sich in Ausdrücken wie horribler, welches zwei Mal vorkommt (für rendre horrible) accouarder (r. couard, von allen Kommentatoren als neu bezeichnet) pomper (in der Bedeutung von rendre pompeux). Einige dieser Bildungen haben sich eines so guten Erfolges zu erfreuen gehabt, daß sie jetzt zum Theil sehr geläufig sind z. B. assorter, serener, für das sich bei Ronsard auch sereiner findet (der Abbé Coyer machte mit seinem sereniser kein Glück), aviver, das in der Bedeutung von rendre vif ebenso wie das schon bei Ronsard vorkommende Zeitwort fantastiquer von Peschier in der Bearbeitung des Mozin'schen Wörterbuches als Neologismen bezeichnet werden *). Daß dies nicht begründet ist, läßt besonders bei aviver nachweisen, welches nicht nur von Ronsard, sondern auch noch von Rousseau (in seinen Confessions) und von Mirabeau gebraucht ist.

---

*) Ebenso verhält es sich mit fertiliser, von dem Carpentier meint, es sei ein jüngst erfundenes Wort, während es doch nachweislich schon bei Ronsard vorkommt.

Viele der Zeitwörter, welche Ronsard mit einer gewissen Vorliebe gebraucht, so daß er sie, wenn auch nicht erfunden, sich doch zu eigen gemacht hat, haben den Umfang ihrer Bedeutung verändert, oder können nur noch in einem bestimmten Sinne angewandt werden. So wird flageoler (Ronsard schreibt flageoller) nicht mehr in der Bedeutung: auf dem Flageolet blasen, sondern in einem ganz andern Sinne gebraucht; auch rouer, welches auch bei Montaigne und Pasquier vorkommt, kann jetzt nicht mehr ohne Weiteres für sich drehen (tourner en rond, wie die Commentatoren es erklären,) gebraucht werden, indem es nur noch rädern bedeutet. So gehört ferner empouper (le vent empoupant le navire) jetzt ausschließlich der Marinesprache an. Ein anderer Fall, welcher hiermit in Verbindung steht, ist endlich der, daß einige Zeitwörter dieser Art sich insofern fast verloren haben, als man sie jetzt nur noch in der vertraulichen Ausdrucksweise und im niedern Style gebrauchen kann. Dahin rechnen wir marmoter (für murmurer) und mediciner, welche bei Ronsard noch in den schwungvollsten Stellen stehen können.

Nicht eben sehr glücklich ist unser Dichter in der Bildung der Zeitwörter auf oyer; so hat weder blondoyer (les plages blondoyantes*), noch rousoyer (les herbes rousoyantes für das Lateinische herbae rosulentae), noch endlich vanoyer (von seinen Commentatoren durch se perdre erklärt) irgend einigen Anklang gefunden. Auch sourcer für ouvrir la source hat wenig für sich. So sagt auch Carpentier in Bezug auf montagner (Ronsard schreibt montaigner) für s'élever comme une montagne: ce mot nouveau (aber es war ja schon im 16. Jahrhundert gebräuchlich) n'a pas fait fortune. Ebensowenig haben sich verdeler (faire poindre la verdure) und printaner, was der Dichter als Synonym dafür gebrauchte, auf dem Repertorium erhalten, so wie auch vergogner nur noch äußerst selten vorkommen dürfte.

Es bleibt uns nun, indem wir den eigentlichen Wörtervorrath überblicken, über welchen Ronsard nach seiner Art schaltet, noch übrig, auch seinen Wortzusammensetzungen einige Aufmerksamkeit zu widmen. Die französische Sprache ist bekanntlich für die Wortcompositionen nicht sehr geeignet, wenigstens hat sie diese Eigenschaft, welche lange unter den Händen der starren Classiker verkümmert war, erst in jüngster Zeit einigermaßen wieder geltend gemacht. Ronsard hat seinerseits den freien Gebrauch

*) Peschier zählt blondoiement als Neologismus auf.

dieser Art von Wortbildungen zu erweitern gesucht, indem er sich bei diesem Streben theils von griechischen, theils auch von italienischen Vorbildern anregen und leiten ließ. Besonders liebt er solche Adjektive mit einander zu verbinden, deren Sinn scheinbar etwas Widersprechendes hat. Es sind dies Compositionen, welche sich bei dem eigenthümlichen Hange der Franzosen zur Antithese immer einer gewissen Gunst zu erfreuen gehabt haben. Hier folgen einige Wendungen dieser Art: doux-amer, humble-fier, mort-vivant. Selten findet sich die Zusammenschmelzung zweier Substantiva; doch lassen sich auch hier wenigstens einige Belege nachweisen z. B. femme-vierge. Nicht selten sind die Vereinigungen eines Adjektivums mit einem Substantivum; vorzüglich findet dies häufig mit demi statt, wie in demy-dieu u. s. w. Am häufigsten ist die Verbindung des Zeitworts in der dritten Person des Präsens mit einem Substantiv. Es kann dies offenbar als eine rein griechische Wendung bezeichnet werden. Am deutlichsten tritt dies hervor, wenn der Dichter den Boreas mit den Ausdrücken le chasse-nue, esbranle-rocher, irrite-mer belegt; Ferner heben wir noch heraus: le tombeau mange-chair, un vent rase-terre, le plaideur grippe-tout, la femme aime-laine, aime-fil, aine-estaim, le gosier mâche-laurier, quel poignat creue-coeur. Indem wir diese Ausdrucksweise einen Gräcismus nennen, wollen wir keineswegs leugnen, daß sie gerade zu den Wortbildungen gehört, in Bezug auf welche man im Französischen zu allen Zeiten am wenigsten streng gewesen ist. Vielfache Beispiele aus Schriftstellern aller Gattungen, so wie der gewöhnlichen Conversationssprache entlehnt, würden als Beleg dafür dienen, daß diese Eigenthümlichkeit der französischen Sprache jetzt allerdings vollkommen eingewachsen ist. Eben so gebräuchlich ist auch die Composition contrepoison, während contr' aimer und contrerepondre, die sich bei Ronsard vorfinden, jetzt nicht mehr in Anwendung zu kommen scheinen.

Wir haben nun ungefähr einen Ueberblick über den Umfang des Sprachschatzes gegeben, welchen Ronsard ebensowohl aus einem sorgfältigen Studium als aus seinem eigenen Bildungstriebe geschöpft hat. Wir müssen nun erst noch die äußere Form und Erscheinung der Wörter, wie sie sich bei ihm bieten, berücksichtigen. Der hervorstechende Grundzug in den orthographischen Eigenthümlichkeiten, welche wir bei Ronsard beobachten, ist das Streben, durch Beibehaltung einzelner Buchstaben, welche späterhin zum Theil sich weggeschliffen haben, auf den Ursprung und

die Etymologie hinzuleiten. Solche Buchstaben sind gewissermaßen die Nabelschnüre, durch welche das mehr und mehr sich selbstständig gestaltende Wort noch mit der Sprachmutter im Zusammenhange steht. Diese Tendenz, welche wir so eben bezeichnet haben, findet sich zwar überall in der alten Orthographie; aber Ronsard beobachtet sie zum Theil selbst da noch, wo die alterthümliche Weise von Andern schon aufgegeben und verlassen war. Hier einige Belege: la debte (debitum), aureilles, nopces, sainct, teste, poinct, toict, soulfre, prebstre, aduenture (doch auch auunture), nepueux (nepotes). Ueberall verräth hier die Erscheinung der Wörter ihren Ursprung viel unmittelbarer als die spätere Form es thut.

Indessen wird die Etymologie nicht überall mit derselben Consequenz beobachtet. In einigen Wörtern tritt sogar ein willkührliches Entfernen vom lateinischen Stamme hervor. So in indonté (das später eingeschobene p entfernt das Wort noch weiter von seinem Ursprunge), halesne (anhelo), wo das s ganz anomal erscheint und autonne, wo man aus der Vertauschung des m mit n schließen könnte, daß in diesem Worte der Nasalton noch Geltung hatte. Im allgemeinen muß man bemerken, daß sich die französische Orthographie zur Zeit Ronsard's, der ausdrücklich seine mehrfachen Widersprüche zu entschuldigen sucht, durchaus noch nicht so festgesetzt hatte, als daß nicht hier und da sich ein Umhertappen und Schwanken bemerklich machte. So finden wir bei ihm palle und pasle (das s wird wie häufig später Circumflex), naguere, naguieres, selbst n'aguere, ferner buclair und boucler für bouclier. Auch im Gebrauch des Diphthongen ai, den er nach alter Weise z. B. in campaigne statt des a setzt, ist er nicht consequent, so schwankt er zwischen montagne und montaigne, obgleich Letzteres noch überwiegt. Ebenso unsicher ist er noch in der Anwendung des l und u (diese Buchstaben vermischen sich bekanntlich vielfach in den romanischen Sprachen, besonders im Französischen); so findet sich ununterschiedlich soudard und soldart*). Auch findet sich bei ihm noch psalme. Bemerkenswerth ist endlich noch, daß Ronsard namentlich das h oft da zu setzen pflegt, wo es entweder späterhin bald verschwunden zu sein scheint, obgleich es etymologisch nicht ohne Begründung ist, z. B. in thresor (thesaurus), thrvsne (theouur — das s ist mü-

*) Sonst pflegt das l durch u verdrängt zu werden; aber hier findet das Gegentheil statt. Uebrigens bleibt das u z. B. in soudoyer.

ßig) oder daß er es sogar in Wörtern zur Anwendung bringt, wo es durchaus nicht an der Stelle ist. So finden wir das plumpe thraistre und Aehnliches. Die Verwechselung von h mit l in hierre (hedera) statt lierre ist um so auffallender, als h in den romanischen Mundarten überhaupt eine sonderbare Rolle spielt. Wir weisen nur auf die spanische Sprache hin.

Sehr verschwimmend und unsicher ist noch der pleonastische Gebrauch des e, welches häufig steht, wo es durchaus keine etymologische Begründung hat, und wo die Regeln der Aussprache, welche hier eingewirkt haben können, uns unbekannt sind. So meur statt mur u. s. w. Wir finden ferner prées und prés abwechselnd. Noch müßiger und unconsequenter ist die übertriebene Anwendung des y, welches sich bekanntlich überall in der ältern französischen Sprache in den Vordergrund drängt. Vielleicht war es eine Art von Vornehmthuerei, welche sich in dem häufigen Gebrauche eines der französischen Sprache fremden Buchstabens gefiel. Wir führen als Beleg nur das ungestaltete yurogne statt ivrogne und ny statt nid an, wo Ronsard sich aus Gefallen am y sogar von der lateinischen Etymologie der äußern Form noch weit entfernt.

Ein gewisses Schwanken legt der Dichter auch in der Verdoppelung der Consonanten an den Tag, so findet sich parole und parolle, souhaitte, egaller, infidelles. Wir wollen auch die Umstellung des Consonanten in fourmages statt fromages, so wie die Auslassung des o in tans und des d in gland nicht unerwähnt lassen, und bemerken endlich noch, daß er statt gn, wofür er ein dem Spanischen ñ entsprechendes Zeichen ausdrücklich vermißt, gern ngn setzt.

In dem obenangedeuteten Grundsatze der Festhaltung am Ursprung begründet ist es, daß Ronsard bei zusammengesetzten Wörtern gern durch ein äußeres Zeichen die Composition andeutet, während in der spätern Orthographie die verbundenen Theile in vollkommener Verschmelzung erscheinen. So schreibt er noch mit einiger Consequenz r'assembler, r'appeler und vray-semblable.

In der Rechtschreibung der Eigennamen, in Bezug auf welche der französische Sprachgeist sich überhaupt wenig zu binden pflegt, erlaubt er sich große Willkührlichkeiten. So bleibt er zwar in Antimache statt Antimaque, so wie in Herodes und Hannibal dem eigentlichen Stamme näher; dagegen weicht er in Brenne statt Brennus und Hippocras statt Hippocrate wieder mehr von der

ursprünglichen Form ab. Auffallende Bildungen sind endlich noch Beart statt Béarn, Rosne statt Rhone und Lozanne statt Lausanne.

Indem wir einige seiner orthographischen Sonderbarkeiten hier angeführt haben, dürfen wir wohl eine Stelle, wo er über seine auf diesen Theil der Grammatik bezüglichen Ansichten Einiges mittheilt, nicht unberücksichtigt lassen. Sie lautet: „Quant à nostre escriture, elle est fort vicieuse et corrompue et me semble qu'elle a grand besoin de reformation et de remettre en son premier honneur le k et le z et faire des characteres nouveaux pour la double N à la mode des Espagnols (ñ) pour escrire monseigneur et une double L pour escrire orgueilleux." An einer andern Stelle heißt es: „Tu eviteras toute orthographe superflue et ne mettras aucune lettre en tels mots si tu ne les proferes; au moins tu en useras le plus sobrement que tu pourras en attendant meilleure reformation, tu escriras écrire et non escripre, cieux et non cieulx." Besonders angesprochen fühlt er sich von den Neuerungen, welche Louys Maigret in die französische Sprache einführen wollte. Ronsard sagt ausdrücklich, daß er diesem Reformator, dessen Streben auf Vereinfachung und Uebereinstimmung der äußern Erscheinung mit der Aussprache ging, sich unbedingt angeschlossen haben würde, wenn ihm dies nicht von seinen Freunden dringend widerrathen worden wäre. Seine Freunde scheinen also den wahren Werth jener Modificationen, welche von der falschen Voraussetzung ausgingen, als könne Ein Schriftsteller, Ein Grammatiker willkührlich eine Sprache nach seiner selbstgeschaffenen Norm ummodeln, richtiger gewürdigt zu haben, als der sprachgewandte Dichter.

Die poetische Licenz war zu allen Zeiten ein bequemes Schild und eine gefügige Entschuldigung für alle Dichter, welche sich einen Verstoß gegen die Form oder eine durch Metrum, Reim und Construction nöthig gemachte willkührliche Umgestaltung erlaubt haben. Auch Ronsard hat zu diesem bequemen Ausgange vielfach seine Zuflucht genommen, ja er lehrt sogar in seiner „Art poëtique" ausdrücklich, daß dem Dichter Veränderungen des Reimes wegen durchaus gestattet sein müßten. Von dieser Erlaubniß, welche er den Poeten zugesteht, hat er denn, wie gesagt, einen reichlichen Gebrauch gemacht. So finden wir rotte statt route, repous statt repos, noud statt noeud, sogar rosart statt rosat, ensaig für enseigne, weil es auf campaigne reimen soll, bourrache statt bourrasque, guiterne statt guiterre, saiche statt sache, dispouse

statt dispose, orailles statt oreilles (weil es mit oüailles reimt), trope statt troupe.

Eine von den Regeln, welche er selbst dem Dichter vorzüglich ans Herz legt, ist die Vorschrift, daß er überall auf den Wohllaut vorzügliche Rücksicht nehmen müsse. Zunächst meint er also, daß man besonders bei der Wahl der Wörter auf den Ton und Klang der Buchstabenverbindungen seine Aufmerksamkeit richten müsse, damit keine unnöthigen Härten gehäuft werden. Es ist dies ein Gesetz, welches von den Dichtern aller Sprachen beobachtet werden muß, nur hat jedes Idiom seine eigenen Bestimmungen und Gesetze, welche die Vermeidung der Kakophonie bezwecken. So wird im Französischen bekanntlich oft das euphonische t gesetzt, wo es keinen andern Zweck hat, als das übellautende Zusammenstoßen zweier Vokale zu vermeiden. Es findet sich bereits im Ronsard, ja derselbe setzt es sogar in Verbindungen, wo es jetzt nicht mehr in Anwendung kommen dürfte. Als Beleg führen wir nur At-elle statt à elle an.

Besonders groß sind die Freiheiten, welche unser Dichter sich in Bezug auf die Anwendung der Elision erlaubt. Er verkürzt nicht nur um metrischer Rücksichten willen das Futurum, z. B. „ne ru'ront point à bas," pri'rà, tomb'ront, rent'ra, wo es noch am wenigsten anstößig erscheint (noch jetzt mourra statt mourira), sondern die Unterdrückung des tonlosen e findet sich auch in Substantiven, z. B. souv'rain, tourtrelle, und zwar vorzüglich am Ende, z. B. la rou', les eaux de tantal' et le roi. Auch beim Pronomen finden sich solche Elisionen — Ronsard nennt es selbst sehr bezeichnend manger la voyelle — z. B. ell' s'arme, ell's'est. Zuweilen fällt das persönliche Pronomen ganz weg, eut dit statt eut-il dit. Auch der Artikel wird in ähnlichen Fällen weggeschliffen, wo er eigentlich stehen müßte. So findet sich d'ame statt d'une ame, wie auch das eine Glied der Negation nicht selten wegfällt, z. B. ce n'est moy. Dies ist ein Gebrauch, der bei gewissen Zeitwörtern bekanntlich stehend geworden ist, während er in andern Fällen mehr in der familiären Ausdrucksweise auftaucht. Auch m'amie, was gleichfalls bei Ronsard vorkommt, ist noch jetzt in dieser Sphäre gebräuchlich. Härter sind Elisionen wie A'vous statt avez-vous, a'moit statt animoit, s'yura statt s'enyurera (s'enivrera), partiment statt compartiment, damner statt condamner, tu sembles aux enfans statt tu ressembles. Dagegen findet sich an einer andern Stelle ressembable statt semblable.

In Bezug auf die Auslassung des stummen e am Ende der Adjective im Femininum ist zu bemerken, daß diese Art der Elision, welche jetzt noch in einigen Phrasen nicht nur geduldet wird, sondern selbst ganz gewöhnlich ist (z. B. grand' mère, grand' envie), bei Ronsard ziemlich herrschend ist; so kommt grand' coupe vor.

Es bleibt uns nun noch übrig, einige Eigenthümlichkeiten, welche sich bei Ronsard in Bezug auf den Gebrauch der einzelnen Redetheile darbieten, hier kurz zu berücksichtigen. Was den Artikel betrifft, so mag es genügen, hier zu bemerken, daß es statt dans les (jetzt noch in docteur ès lettres) bei diesem Dichter, so wie überhaupt bei den Schriftstellern des 16ten Jahrhunderts (Vgl. Ampère 308) zwar noch seine volle Geltung hat, aber daß es sich doch verhältnißmäßig nur an wenigen Stellen findet. In Bezug auf das Geschlecht und den Numerus der Substantive bietet sich bei ihm als vom gewöhnlichen Gebrauche abweichend: une poison, une abysme, sa cimeterre, dagegen image als Masculinum, quel palme, du populace und l'heureux tige, von denen das letzte Wort auch bei Dubellay als Masculinum gebraucht wird (O tige heureux). So finden wir ferner les musiques und les fumées — Comines nennt die Unternehmungen der französischen Könige nach Italien des fumées) — obgleich diese Wörter im Allgemeinen nicht als Pluralia gebräuchlich sind. Dagegen sagt Ronsard raconter merveille, wofür man sonst raconter merveilles zu sagen pflegt.

Die Adjektiva werden von Ronsard nach griechischer und italienischer Weise auf eine absolute Art statt der Substantiva gebraucht z. B. le doux et l'amer, l'amertume et l'amer, mon chaut (statt mon chaud = ma chaleur). Dieser Gebrauch besteht, wenn auch nicht in so ausgedehntem Maße als bei Ronsard, noch jetzt. In Bezug auf grand haben wir schon oben gesagt, daß dasselbe häufig im Femininum das e entbehrt; so wie wir in Bezug auf vieil und fol gleichfalls bereits das Nöthige beigebracht haben.

Das persönliche Pronomen wird häufig, zum Theil aus metrischen Rücksichten, weggelassen. Wir haben bereits oben ein Beispiel angeführt; hier lassen wir noch einen Beleg folgen: ce me disoit statt elle me le disoit. Je steht zuweilen, wo wir moi setzen würden:

„je celui qui les songes
n'aguiéres n'estimois que fables et mensonges."

Dieser Gebrauch hat sich bekanntlich länger gehalten, und er kommt zum Theil selbst jetzt noch in der juristischen Sprache vor, welche

gern an alterthümlichen Wendungen haften bleibt. Die absolute Form mien des Possessivums steht, wenn sie statt der verbundenen gesagt wird, bei Ronsard gern nach, z. B. pour prestre sien, ce pourtrait mien. So findet sich auch repos aucun statt aucun repos; dagegen par chacuns lustres. Auffallend ist auch consacre tien statt que je te sonsacre. Zuweilen wird das Prossessivum durch Anwendung des persönlichen Pronomens umschrieben, z. B. la beauté d'elle statt sa beauté. Dies erinnert an einen ähnlichen Gebrauch mit en. Beim Relativ fehlt zuweilen ce z. B. par luy j'appris que pouvoit l'esperance. Doch auch dieser Fall kommt noch jetzt ziemlich häufig vor.

In Bezug auf die Conjugation der Zeitwörter findet sich manches Abweichende. Dahin gehört eslite für élue (daher das Substantivum élite, was Ampère S. 320 für la gente eslite erklärte) assisez-vous, je t'envoiray statt je t'enverrai, ils prindrent statt ils prirent, bouant statt buvant, vous les voirriez (doch findet sich auch schon je verrai) il peindoit statt peignait. Besonders unsicher ist Ronsard in Betreff der bei der Conjugation der Veränderung unterworfenen Endbuchstaben. So findet sich je supply, j'adoroy. Im Imperativ vermißt man häufig das s z. B. ren statt rends, n'oubli, verson statt versons. Das Participium ist, wie überhaupt während des 16. Jahrhunderts, auch bei Ronsard einer viel freiern Umwandlung fähig. Bemerkenswerth ist noch s'apparoitre für apparaitre.

Sehr gewöhnlich ist bei Ronsard die substantivische Behandlung des Infinitivs. Dieser Gebrauch kommt zwar auch noch später vor; jedoch ist er niemals wieder so ausgedehnt als während des 16. Jahrhunderts. Wir bemerken bei unserm Dichter: morts de trop aimer; leur doux chanter; à l'aller; au parler, au flomber de tes yeux; le naistre statt la naissance; le mourir, le vouloir, ce changer, ton aboyer, la déesse d'aimer. Zuweilen wird man an die Freiheit der griechischen und spanischen Sprache erinnert, welche bekanntlich leicht einem ganzen Satze durch Vorstellung des Artikels eine substantivische Fassung geben können z. B. le trop penser en vous.

Das Adverbium bietet im Allgemeinen wenig Stoff zu Bemerkungen. Wir begnügen uns daher, hier il siffle aigu, wo aigu adverbialisch gebraucht wird, und die Bildung constantement statt constamment anzuführen. In Bezug auf das Adverbium nagueres haben wir die meist in metrischen Rücksichten wurzelnde schwankende Orthographie bereits erwähnt. Die Verlängerung findet

sich noch jetzt in Versen; ebenso wird auch presques in der poetischen Sprache noch jetzt gebraucht. Bemerkenswerth ist noch mais statt plutôt (z. B. o princes, mais o dieu!) und trop statt beaucoup.

Die Präposition près wird mit dem Accusativ konstruirt (près mon lict), was um so auffallender erscheint, als dieser Gebrauch sich in der gewöhnlichen Sprache jetzt wieder mehr und mehr hervordrängt. Avecques läßt gleichfalls Verkürzungen und Verlängerungen zu. Dieses Wort erscheint übrigens dem Dichter schleppend und schwerfällig und er schlägt deshalb die Form o dafür vor z. B. ò luy statt avec lui. Statt sur findet sich bei ihm, wie bei andern Dichtern seiner Zeit, auch sus.

Wir haben uns absichtlich jeder ästhetischen Würdigung Ronsard's und seiner Leistungen enthalten; aber wir können, obgleich unsre Aufgabe nur auf die Berücksichtigung des rein sprachlichen Elementes gerichtet ist, doch nicht unterlassen, hier mit einer Bemerkung zu schließen, welche über die rein formale Frage hinüberschweift und zum Theil wenigstens das Gebiet der ästhetischen Kritik berührt. Das Antithesenspiel, an dem sich Ronsard, wie viele seiner Nachfolger, besonders gefällt, haben wir schon oben beiläufig erwähnt. Auffallender noch und ihm eigenthümlicher ist seine große Vorliebe für den bildlichen, metaphorischen Gebrauch gewisser Wörter. Hier verirrt der oft allzu kühne Dichter sich zuweilen vom Pfade des guten Geschmackes. Wenn Ausdrücke wie ma trame = vie, traict für la mort, ma journée = la vie, feux jumeaux und astres jumeaux = yeux noch einigermaßen erträglich sind, so dürften deux gazons = tetins, ma nef statt espérance, ulcère statt plaie amoureuse, une robbe de terre statt le tombeau, le sucre des Muses statt la douceur des vers, la neige Parienne statt le marbre schon etwas weniger zu billigen sein. Das Streben nach dem Pointenartigen wird außerdem noch charakterisirt in Phrasen wie la forge de ses dards (auch yeux, la forge d'Amour); je tondrai la fleur de son printemps; la perruque des prés; l'hiver enfarine les champs. Diese und ähnliche Abnormitäten, welche zum Theil an das Alberne streifen, sind indessen Ronsard nicht allein zur Last zu legen. Sie sind in der Tendenz seiner Zeit einigermaßen begründet und gerechtfertigt, und kein Schriftsteller reißt sich jemals so los von der Strömung seines Jahrhunderts, daß er alles das, was spätern Nachfolgern als Abgeschmacktheit erscheint, abstreifen und vermeiden könnte. Ueberhaupt haben wir hier Manches als

die Eigenthümlichkeit eines Einzelnen bezeichnet, was eigentlich auf Rechnung einer ganzen Periode zu setzen ist; aber es kam uns darauf an, indem wir ein möglichst abgeschlossenes Bild von den hervorstechenden Charakterzügen der sprachlichen Leistungen des vergötterten Ronsard entwarfen, zugleich einige allgemeine Beziehungen auf den Entwicklungsgang der französischen Sprache zu geben.

Bernburg.

G. F. Günther.

Uneigentliche Präpositionen der deutschen Sprache.

Man unterscheidet in der neuern deutschen Grammatik die uneigentlichen Präpositionen von den eigentlichen oder ächten, d. h. solchen, die, wenigstens soweit unsere Geschichte der Sprache reicht, als ursprünglich erscheinen. Erstere sind aus einer andern Wortart genommen, z. B. dem Substantiv: laut, kraft, trotz — oder dem Adjektiv: nächst, oder dem Verb, ungeachtet, während; oder dem Adverb: längs, unfern, unweit u. a. m. Diese Formen haben sich nach Art der Präpositionen mit einem Casus verbunden, und sind später in die Rechte derselben getreten. Die eigentlichen Präpositionen bezogen sich anfangs auf Raumverhältnisse, dann auf die der Zeit und erst später auf abstrakte Begriffe, besonders der Causalität. Becker sagt in seiner ausführlichen deutschen Grammatik (1. Abth. Frankfurt 1836. p. 330) treffend: „Nach der sinnlichen Vorstellungsweise, welche der Entwicklung der Sprache zum Grunde liegt, werden die Thätigkeitsbegriffe überhaupt als Bewegungen im Raum und die Verhältnisse derselben zu einem Seyn als Raumverhältnisse und zunächst als Verhältnisse räumlicher Richtungen gedacht und dargestellt. Diese räumlichen Verhältnisse der Thätigkeit zu einem Seyn machen die Grundbedeutung der Präpositionen aus." Hier machen nun die uneigentlichen Präpositionen, als spätere Gebilde, eine wesentliche Ausnahme. Sie haben die drei Grundbedeutungen nie zusammen, oft nicht die des Raums oder der Zeit. Sie gehören deßhalb auch nicht zu den älteren Redetheilen, sondern verdanken ihr Entstehen einer Zeit, als die innere Bildungsfähigkeit der Sprache fast verloren oder geschwächt war, und der Verstand durch äußere Mittel zu ersetzen suchte, was doch unumgänglich blieb. Sie lassen daher auch keine oder dürftige Vergleichung mit

andern Sprachen zu. Ihre erste Einführung denken wir uns so: Manche Substantiven und Adverbien nahmen in Verbindung mit einem von ihnen regierten Casus die Bedeutung einer Präposition an; wie sie ihren eigentlichen und frühern Begriff verloren, traten sie in ein Beziehungsverhältniß. Ihren Gebrauch findet man in der immer fortschreitenden logischen Entwicklung der Sprache so erklärt, wie den der schwachen Conjugation und Hülfswörter, nachdem die starke Conjugation nicht zureichen wollte. Uneigentliche Präpositionen trifft man, wie bemerkt, erst später und unterscheidet sie genau von den eigentlichen: 1) durch die Form, welche in der Flexion ihre Verwandtschaft zeigt; 2) durch die Bedeutung, weil diese, wie gleichfalls bemerkt, nicht ursprünglich räumlich und von da auf die als Ausdehnung betrachtete Zeit übergetragen und dann nochmals figürlich versetzt ist; 3) weil sie keine Zusammensetzung, auch nicht unter sich, dulden. Die ursprünglichen Substantiven unter ihnen haben meist noch den Genitiv bei sich, wozu man die Lateinischen causa, gratia vergleichen mag. Auch zeigen sie den einfachen Gang ihrer Bildung, indem sie eigentliche Präpositionen an sich ziehen, z. B. von wegen, anstatt, umwillen, inkraft; welche aber zum Theil in der neuesten Zeit wieder abfielen. Daß der Casus bei ihnen zuweilen schwankt, und daher z. B. zufolge, trotz, unfern mit Genitiv und Dativ; entlang sogar mit Genitiv, Dativ und Accusativ bei den besten Schriftstellern der neuesten Zeit gefunden wird, möchte daher kommen, weil man bei ihnen die Wortart nicht mehr bestimmt schied; wohl hat auch die Gewöhnung einer oder der andern Mundart beigetragen.

Es ist meine Aufgabe, die wichtigsten dieser uneigentlichen Präpositionen hier nach einander zu betrachten, für ihren Gebrauch Beispiele aus dem Neuhochdeutschen anzuführen, ohne die ältere Form und Rection zu vergessen, und dann einige Anmerkungen zu machen, wie man im Unterricht diese Präpositionen behandeln mag. Ich bescheid mich gern, wenn man sagt, es sei nichts Neues in dieser Abhandlung, Grimm, Graff, Becker, Götzinger, Weigand u. A. hätten das Material dazu geliefert; ja ich glaube sogar, es wird bei vielen Untersuchungen, die das Archiv aufzunehmen hat, nöthig sein, nicht nach dem Neuen zu fragen, sondern erst das Vorhandene und Gefundene für den Unterricht in unsern Lehranstalten „zurecht zu machen." Die Massen des Stoffes wachsen mit jedem Tage immer mehr, man wird sie bald nicht mehr bewältigen können. Mögen also die

Neues suchen und bringen, welche Beruf und Zeit haben, wir Lehrer prüfen ihre Resultate und führen in das Schulleben ein, was uns stichhaltig erscheint. Dieses Bestreben, wenn es nur einigermaßen günstige Erfolge hat, wird dem Archiv eine ehrenwerthe Stellung unter den ähnlichen Zeitschriften verschaffen und sichern.

Uneigentliche Präpositionen.

I. Halb.

1) Althochdeutsch. Form: halp. Casus: Genitiv.

Bedeutung und Beispiele: Notker braucht es allein als Präposition und setzt es dem Substantiv stets nach; halpa = Seite, und davon Zesuun halp, northalpa, nidarunhalpa und andere Adverbien finden sich schon in den ältesten Denkmälern: z. B. Ube got unser halb ist, uuer ist danne uuider uns, Notk. 77. 33. In dem Sinn: ex, secundum, in Betreff: lichamin halp pin ih arm, Notk. 108, 22. derohalb sie iniqui sint, hazzeta ih sie, nals derohalb sie menni̇sken sint, N. 118, 113.

Anmerk. Zusammensetzungen gelten auch als Präpositionen und haben den Casus hinter sich, namentlich: anderhalb, jenseits — diserhalb, diesseits — ininhalb, innerhalb — uzerunhalb, außerhalb, u. a. Vielleicht ist halb nur mundartlich.

2) Mittelhochdeutsch. Schon nicht mehr selbstständig, sondern angehängt, z. B. minhalp, bedenthalp, anderthalp.

Beispiele: der zoin ist minhalp (von meiner Seite) dahin: Iwein 8093. beidenthalp der berge weinde wîp unt man, Nibel 1462. wer heftes halp (von der Seite des Heftes = am Stiel) daz messer hat, Boner. 77, 39. noch stuont allez Hagne hie dishalp der fluot, Nibel. 1491. anderthalp des Rines sach man den Künec, Nibel. 538. 1455. libes halp, das Leben — Leib und Leben anlangend, K. v. Würzb. Trojan. Krieg. 19479.

Anmerk. Für die Synonymik sind Beispiele, wie Wackernagels Lesebuch, I. 1043: als aber vile halb der schuldigung, vnd von grösse wegen diser sach, diss ding desselben tags nicht mocht zuo end gebracht werden.

3) Neuhochdeutsch. Form: halb, halber, halben. Casus: Genitiv, der voransteht. Beispiele: Was der Herr den Aegyptern gethan hatte Israels halben. Luther in 2 Mos. 18, 8. Antonin hielt es unter seiner Würde, einen Menschen Worte halber zu strafen. Wieland. Wunders, Beispielhalber. Der Ehre halben.

Bei Fürwörtern: deinet=, seinet=, ihret=halben, aber auch: unsert=, euerthalben.

Anmerk. Halber wird nur gebraucht, wenn das Substantiv keinen Artikel vor sich hat. Grimm III, 267 nennt es eine schlechte Form und bemerkt noch dazu IV, 797, es scheine ganz unorganisch entstanden aus einer Vermischung des Substantivs, Halb mit dem Adjektiv, bei welchem die Form halber gern erschiene.

An dieses hängen sich als Präpositionaladverbien: 1) außerhalb und außerhalben. z. B. Außerhalben der Statt ist eine tiefe Gruben, Gest. Roman. 43. 2) innerhalb. Gegensatz des vorigen. Mhd. inrehalp, doch daneben auch innerhalp, innerthalp, inrenthalp, Accus. Subst. innerhalben, Dativ Plur. verbunden mit Genitiv und Dativ = binnen. Im Nhd. hat es gewöhnlich den Genitiv, doch Fischart Garg. Cap. 5 sagt: die auffgezogene Seyten innerhalb dem Lautenstern. 3) oberhalb = in der Höhe, bezeichnet die höhere Richtung von einem Dinge. 4) unterhalb, Gegensatz=Beispiele im Nhd. sehr häufig.

II. Inmitten.

Nur im Nhd., es kommt selten vor und die Ableitung ist leicht ersichtlich. Casus: Genitiv. Beispiele: Du aber stehest mit getheiltem Herzen inmitten doppelseitigen Verbands. Uhland. — Wohl über das Wasser flog er fort, inmitten des Sundes kam er. Heine.

III. Kraft.

Mhd. selten, z. B. von todes Kraft, durch den Tod. Boner.

Nhd. in Kraft, nachher: kraft. Casus: Genitiv. Beispiele: Notarisch inn krafft diß brieffs. Fischart, Garg. 1. Daß stets der Liebste, ohn' Ansehn der Geburt, in Krafft allein des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. Lessing, Nathan. Als ich die oberste Kiste kraft meiner Wurzel aufgesprengt, Simplicisſ. Bis Sie durch ein Versprechen Sich gebunden, kraft Ihres königlichen Arms zu meiner Genugthuung den Thäter mir zu stellen. Schiller, D. Karlos.

Anmerk. Weigand Synonym. 2114 bemerkt, es sei in Kraft das Schwedische i Kraft und das Niederländ. uit Kracht aus Kraft, gemäß dem gleichbedeutenden Französ. en vigueur, en vertu, im Sinn des Latein. vi und vigore entstanden. Daß es wie laut, vermöge, behufs u. a. vom Kanzleistyl eingeführt worden, vgl. Grimm. IV., 801.

IV. Liebe.

Mhd. durch mine liebe, mit Genitiv: durch liebe diner vriunde sô ist min sorge verswant, Nibl. 1444. durch der waete

liebe hât mîn muome dir gelogen, Nibl. 1479, Also = zu Liebe, aus Liebe; wofür das Nhd. einige Beispiele aufweist.

V. Laut.

Mhd. im 15. Jahrhundert nâch lût, abgekürzt; allein dies Laut ist das veraltete: die Laut, diu lûtâ, mhd. lûte = Laut.

Nhd. Formen: laut, auch lauts, Genitiv bei Luther: Röm. 2, 16. 16, 25. Casus: Genitiv, wenn dieser unkenntlich ist, kann man auch den Dativ brauchen, z. B. laut Briefen aus Rom. Beispiele: Wie vermessentlich ich mich laut der artikul verobligieret habe. Volksbuch von Dr. Faust 122. Laut seines juramenti; daselbst 239. Ich bin geboren Anno Eins, laut meiner Mutter Sage. Seume. — Daß eine Flotte Solimans bereits von Rhodus ausgelaufen den Monarchen laut des geschloßnen Bundes anzugreifen. Schiller.

VI. Mittelst.

Nur Nhd. Formen: Mittelst, mittels, vermittelst. Casus: Genitiv. Beispiele: Mittelst der Sprache wird eine Nation erzogen und gebildet, mittelst der Sprache wird sie ordnung- und ehrliebend. Herder. Die Nacht folgt auf den Tag vermittelst der Abenddämmerung, so wie der Tag auf die Nacht vermittelst der Morgendämmerung. Mendelsohn.

Anmerk. Weigand meint, mittelst sei dem Superlativ des Beiwortes mittel entnommen, aber auch vielleicht unorganisch anstatt mittels gebildet, wobei er einst aus eines und einst hätte vergleichen können. Zugleich erinnert er, daß es dem Sprachgebrauche zuwider und vielleicht fehlerhaft ist, mit Denis u. A. mittels und vermittels zu schreiben. Die Vorsylbe in vermittelst ist spätern Ursprungs, wenn nicht aus Anlehnung an das Zeitwort, vermitteln herzuleiten.

VII. Stat.

Nur Ahd. Beispiele: In mînan stal, pro me: Mons. 375. In den Stal, in persona: Noth. 10, 1. 89, 7. In unseren Stal, für uns: Noth. 37, 23. Mhd. und Nhd. verschwunden oder es ist dafür: an meiner Stelle eingetreten.

VIII. Statt.

Mhd. an mîne stat; ze stete, auf der Stelle. Beispiel: Der (vader) sande mich an ir (ihrer, der Frau) stat: Iwein, 6047.

Nhd. Anstatt, statt. Casus: Genitiv. Beispiele: Also ward Jonathas ihr Fürst, und regierte an seines Bruders Statt.

Luther in 1. Makk. 9, 31. Schiebt statt des Visirs die Brille den entzürnten Augen vor. Uhland.

Anmerk. An Statt nimmt das regierte Wort zwischen sich, statt aber nach sich und erscheint dann gleichsam wieder als Substantiv. Mundarten haben dafür das falsche: statts.

XI. Trotz.

Mhd. tratz und trutz, als Interjektion: Trotz geboten! Aus diesem drohend ausfordernden Zurufe ging die Präposition hervor, vgl. Weigand, 1989, welcher auch Belegstellen anführt. Eine Stelle, die für diesen Uebergang spricht, ist: Es trat einer von den knaben Joas neben ju, vnd sprach: Trotz vnd mach sich mir an Joab (d. h. Trotz geboten dem, der sich an Joab macht!) 2. Sam. 20, 11.

Nhd. Casus: Genitiv und Dativ.

Beispiele: Er achtet Niemand nicht, trotz Alles, was da lebt. Opitz. Der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe, recht dreist zu lügen wieder kam. Gellert. Recha's wahrer Vater bleibt, trotz dem Christen, der sie zeugt, — bleibt in Ewigkeit ein Jude. Lessing.

Anmerk. Manche Sprachlehrer wollen den Dativ nicht gelten lassen. Weigand bemerkt III., S. 859: „Dazu würde der Gegenstand der drohenden Ausforderung im Dativ gefügt werden, wie sich daran erkennen läßt, wenn uns trotz als Hauptwort erscheint, z. B. Beweisen sollt jrs nimmer, trotz euch, vnd aber trotz." Luther. Daher regiert das Vorwort trotz eigentlich den Dativ. — Er fügt noch einige Stellen bei und sagt dann: „Die Fügung mit dem Genitiv, die sich nach Aehnlichkeit der vorwörtlich gebrauchten Hauptwörter statt, kraft u. a. und auf den Grund der Ansicht, daß trotz eigentlich ein Hauptwort sei, eingeschlichen hat und von Sprachlehrern (z. B. Roth) unterstützt wird, ist ungut, aber auch sprachgebräuchlich." = Bei genauer Vergleichung wird die Zahl der Beispiele mit dem Dativ überwiegend sein.

X. Um willen.

Mhd. dur den willen mîn, etwa das Lateinische propter me. Nibl. 62. Weigand 890 macht die treffende Bemerkung: Der Ausdruck bezeichnet eigentlich den Gegenstand, der im Genitiv zwischenstehend genannt wird, als etwas Persönliches, durch dessen Willen wir bestimmt werden, oder auch das, wodurch unser Wille bestimmt wird. Doch wird um willen dann auch allgemeiner überhaupt in der Bezeichnung des Beweggrundes, ununterschieden von wegen gebraucht. Da nun schon um im Ahd.

bereits den Beweggrund angibt, so ist um — willen eine später erweiterte oder verstärkte Präposition und Weigand weis't nach, daß dieses um sogar mit halben oder halber zu einer vollern Form verknüpft worden sei, offenbar ein ähnlicher Vorgang wie in von — wegen. — Nhd. bleibt um — willen, welches seinen Genitiv in die Mitte setzt. Beispiele: Um des Freundes willen erbarmt euch. Schiller.

XI. Ungeachtet.

Nhd. Formen: ungeachtet, unerachtet, ohnerachtet, ohngeachtet.

Casus: Genitiv, wiewohl sich auch demungeachtet statt dessen ungeachtet findet. Beispiele: Ungeachtet des noch kindlichen Standes, oder der langen Verwilderung, worin sie leben, tragen die Nomaden und Wilden starke Züge der ursprünglichen Güte unserer Natur an sich. Wieland. Die Geschichte scheint, dieser Mängel ohnerachtet, noch immer das Brauchbarste für uns zu enthalten, wodurch wir ein richtiges Urtheil über das Verdienst bilden lernen. Abbt. Da sie mich aller ihrer Mühe ungeachtet nicht hätten zu Tode ärgern können. Möser. —

Weigand führt Beispiele aus Tauler und Stachel an, woraus sich ergibt, daß es anfangs nichts mehr, denn ein Partizip war = ohne Anerkenntniß des Werthes. Erst im 16. und 17. Jahrhundert nahm es den Genitiv seines Zeitwortes zu sich, nahm eine „hauptwörtlich“ vorwörtliche Natur an und regiert nun den Genitiv der Wörter, zu welchen es sonst attributiv gefügt wurde. Vgl. Grimm IV, 911. Die Formen mit ohn werden zwar noch bei Lessing und J. Möser angetroffen, müssen jedoch neuerdings für durchweg veraltet und unbrauchbar angesehen werden. Ihre Entstehung scheint allein dem alten förmlichen Kanzleistyl voriger Zeiten anzugehören, dessen übler Einfluß noch immer nicht ganz verwischt ist, wie ich noch bei Andern zeigen muß.

XII. von Schulden.

Mhd. Mit wegen, halben, um — willen verwandt: von schulden. Beispiele: Im müese von ir schulden (ihretwegen) liebe vil geschehen. Nibl. 579. daz al die friunde sin von minen schulden müesen immer Klagende sin. Nibl. 965. Von welhen schulden erschräket ir dô man mich bant? arm. Heinrich. Andere Beispiele in Wackernagels Wörterbuch zeigen, daß der Ausdruck häufig nur adverbial steht = mit Recht, aus zureichendem Grunde. Weigand meint, der Ausdruck sei ganz ver-

schwunden; ich verweise jedoch auf G. Schwab's „Mahl zu Heidelberg": Nun sprecht, von wessen Schulden ist so mein Mahl bestellt? — Ein anderes Beispiel weiß ich eben auch nicht.

XIII. Wegen.

Mhd. Form: von — wëgen, mit Genitiv. Es ist selbst Genitiv des Plural vom Ahd. wëc, Weg und würde wëgôno heißen, was aber noch nicht aufgefunden ist, vgl. Grimm IV., 797, auch wëgô. Die Bildung der Präposition scheint fast nur aus dem Dativ mit von entstanden, wie von schulden. Beispiele: von der edeln herren wegen von Wirtenberg. Wackernagel I, 937. von eines Knechtes wegen, das. 939. und beschaehe das von sache wegen dar umbe er vor gericht, das. 942. von schrecken wegen die siu gelitten hatt, das. 943. eins thails von jr grösse wegen vnnd zum andern vnnd allermayst von dises manns Kunst vnd wolredens wegen. Nicl. v. Weyl. von meinent wegen. ders.

Nhd. Formen: wegen, von — wegen. Casus: Genitiv. Beispiele: von Rechts wegen. Von wegen ihrer Tugendmacht. Fischart gl. Sch. 122. Von schlecht richtiger umständ. wegen. das. 163. Bitten Sie von meinetwegen den Monarchen. Schiller. Gebt Rechenschaft dem Könige des Himmels von wegen des vergossnen Blutes. Schiller. — Es kann seinem Genitiv vor oder nach stehen, mit dem Pronomen verbindet es sich wie halben und willen: unsertwegen, weswegen, deswegen. Mundartlich: wegen meiner. Weigand bemerkt zu 2236: „Diesem wegen gebührt, weil in ihm das hauptwörtliche Gefühl (Nominalgefühl) rege geblieben ist, nichts anders als der Genitiv, welchen es auch in der Schriftsprache regiert, in der Volkssprache oder wo diese nachgeahmt wird, hat es häufiger den Dativ, z. B. Brief an Andres, wegen den Geburtstägen im Aug. 1777. Claudius."

XIV. Zeit.

Nhd. Sehr selten, vielleicht = in Zeit, z. B. zeit Lebens. Beispiel: Wie nichtig bin ich doch zeit meines Lebens gewesen! Tieck. Aehnliche Ausdrucksweisen sind mir nicht vorgekommen.

XV. Zu folge.

Nhd. Casus: Dativ, gewöhnlich, wenn es hinter seinem Worte steht; zuweilen den Genitiv, wenn es voran geht. Bei-

spiele: Dem Sprachgebrauch nach heißt gemeiniglich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatz zu Folge unternommen wird. Lessing. Alle sogenannten Souveränitätsrechte, behaupten die Demokraten, sind ihrer Natur zufolge allen Menschen unveräußerlich eigen. Forster.

Anmerk. Man sollte es eben so wenig als zu Liebe, zu Muth, zu Richte, zu Wege u. a. als Ein Wort schreiben, doch ist dies in der neuesten Orthographie ganz gewöhnlich. Auch infolge kommt vor.

XVI. Vermöge.

Nhd. Nach Grimm III, 268 scheint diese schon zu Luthers Zeit vorhandene Präposition aus dem substantivisch gebrauchten Infinitiv verderbt. Weigand meint, vielleicht aus dem Mhd. Beiwort vermögen = Wirkung habend. Beispiele: Dagegen sage ich vermüge der mir fürgehalten Articul ab, allem Himmlischen Heer. Volksbuch von Dr. Faust, S. 60. Die Erdoberfläche ist vermöge ihrer hohen Berge vor den Ausbrüchen des Meers gesichert. Forster.

XVII. Zwischen.

1. Althochdeutsch. Form: zwisken — nach Schmitthenner „der Dativ des Plurals von dem Adjektiv zwisc = zwei scheidend, ursprünglich also binnen zweien, in der Mitte von zweien." Ebenso (nach Weigand zuiskêm von zwisc oder zuisc = zweifach, zweige, walten. Casus: Dativ. Beispiele: Zuerst bei Tat. als Adverb, und nur in der Redensart „sprechen unter einander": untar zuisgen, untar in zuiskên. Nur Notker und Willeram haben es als Präposition, Ersterer mit untar, Letzterer mit in. Er leita sio undar zuisken dien heiligen wazzeren. Notk. 105, 9. In zuischen den brusten liget. Willer. 1, 13. Under zuisken fisken, zwischen beiden Fischen.

2. Mhd. Formen: zwischen, zwüschen, zwischent, en zwischen, enzwischen u. a., wobei die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung immer mehr in den Hintergrund tritt. Beispiele: So ist ein Kampf gesprochen zwischen in beiden. Iwein 6028. Sus was min her Iwein zwischen den porten zwein („so ungefühlt ist der ursprüngliche Begriff des Wortes, daß zum Hauptwort noch zwei gesetzt wird": Weigand zur St.) beslozzen unt gevangen. Iw. 1127 f. Dô viel im zwischen dër herte ein lindenblat. Nibel. 845. ez wâs doch ein dikiu want enzwischen in unde mir. arm. Heinr. entzwischen himel und erde. Gottfr. v. Strassb. Casus: Dativ, selten Accusativ.

3. Nhd. Form: zwischen; denn inzwischen ist jetzt nur Adverb. Casus: Dativ, bei Zeit und Ort der Thätigkeit; Accusativ bei der Richtung, wohin sie führt. (Daher ist falsch: „Jedesmal, wenn er sich seiner Anvermählten nahen wollte, trat das heidnische Weibsbild zwischen ihm und ihr. Heine im Salon III, 250., der Verf. verräth seine jüdische Abkunft, eben wie wenn er schreibt: Ich glaube, die Rosen und Nachtigallen sind tief verwickelt in dieser Verschwörung). Selten der Genitiv, z. B. Luther in der Apostelgesch. 13, 42: zwischen Sabbaths. Beispiele: Schlaf und Tod der macht Vergleich zwischen Arm und zwischen Reich, zwischen Fürst und zwischen Bauer, zwischen Biedermann und Lauer. Logau. Wunderbar hat sich der Rhein zwischen den engen Thälern einen Weg gebahnt. Kaum begreift man auf den ersten Blick, warum er bei Bingen lieber zwischen die Felswände von Schiefer sich drängte u. s. w. Forster. Da fällt ein Handschuh zwischen den Tiger und den Leu'n. Schiller.

(Fortsetzung und Schluß später.)

Wie ist die Lehre von den Präpositionen überhaupt im deutschen Unterricht zu behandeln?

Seit vielen Jahren hat mich bei Erklärung älterer und neuerer deutscher Schriftsteller ganz besonders der Reichthum von Beziehungen und Wendungen beschäftigt, der im Gebrauch unserer Präpositionen zu entfalten ist. Ob und was dabei verloren oder gewonnen worden, seit das Gothische abstarb? Diese Frage ließ mich außer den gelehrtesten Schriftstellern im Neuhochdeutschen auch das Mittelhochdeutsche zuziehen, soweit es in Druckschriften — Manuscripte konnt' ich nicht benutzen — mir zu Gebote stand. Nun war der Schritt zum Althochdeutschen leicht, und hier bot Graffs Monographie über die althochdeutschen Präpositionen eine solche Fülle von Stoff, daß für meine Zwecke Vieles zurückgelassen werden mußte. So häuften sich Bemerkungen, Beispiele, Vergleichungen. Daß die eigentlichen Präpositionen vor Allen anzogen, ist begreiflich. Hier wählte ich indessen aus dem Material über die uneigentlichen Einiges aus, weil dieses kürzer zu fassen war, wenn gleich bei diesen weniger Hinblicke auf andere gebildete Sprachen zu richten sind. Vielleicht finde ich künftig Zeit und Lust, das Ganze nochmals zu durcharbeiten, um es öffentlich vorlegen zu können. — Hier nur einige Winke für den Lehrer.

Will man in höhern Lehranstalten den Unterricht bei den deutschen Präpositionen verweilen lassen, — (und ich weiß aus Erfahrung, daß es sich verlohnt, ich verwende ein Semester lang wöchentlich Eine Stunde in der sechsten Klasse unsers Gymnasiums darauf) — so mag man die Schüler zuerst mit dem Neuhochdeutschen bekannt machen und nach den mitgetheilten Beispielen in mündlicher Aufgabe andere suchen und zergliedern lassen. Ist der Schüler noch nicht sicher, so nimmt man ein ihm bekannt gewordenes Stück aus dem Lesebuch und sucht darin sämmtliche Präpositionen auf, trennt eigentliche und uneigentliche, bemerkt die Rektion, die Bedeutung als die des Raumes, der Zeit oder die figürliche u. s. w., bis Alle möglichst sicher die Aufgabe fassen. Später — in der dritten Klasse — vergleicht man damit den mitteldeutschen Gebrauch, etwa wenn ein bedeutendes Stück aus den Nibelungen — nach den Auszügen von Bach oder Kehrein — gelesen und erläutert ist. Die Abweichungen in Form und Gebrauch notirt sich der Schüler in sein Heft. Mit dem Althochdeutschen schließt diese Untersuchung, wenn man nicht etwa das Gothische mitaufnehmen, oder zur Vergleichung mit dem Griechischen, Lateinischen, Englischen u. a. anleiten will, was mir keineswegs für die Prima in unsern Gymnasien und für die Oberklassen der Gewerbschulen zu viel verlangt scheint. Wir wollen und sollen ja unsern Schülern das rechte Verständniß der besten vaterländischen Schriftdenkmäler — dieser Riesensäulen deutscher Kraft und Bildung! — auf historischem Wege eröffnen; dies ist aber nicht möglich, ohne daß man wenigstens einige Kapitel der Grammatik mit möglichster Gründlichkeit durcharbeitet. — Jüngern Schülern kann man solche Beispiele in großer Anzahl an die Tafel schreiben, worin ein Gedankenstrich die Stelle der Präposition vertritt, oder bisweilen absichtlich ein unrichtiger Casus gesetzt ist. Sie verbessern diese Beispiele gern und füllen die Lücken leicht aus. Es ist dann nicht einmal erforderlich, daß sie alle Sätze in ihr Heft eintragen; nur verstehen müssen sie alle. Selbst reifere Schüler verwechseln noch häufig jene Präpositionen, deren richtige Anwendung nur nach feiner Unterscheidung zu machen ist. Der Lehrer wird in den obern Klassen deshalb stets auf die „Synonymik der Präpositionen" verweisen, wozu ihm selbst Götzinger und Herling in der Syntax, vorzüglich aber das ausgezeichnete „Wörterbuch deutscher Synonymen" von Dr. Weigand in Gießen (Mainz 1843 f. 3 Thlr.) die beste Anleitung gibt und nie bei der Auswahl treffender Beispiele ihn verlegen macht. Auch das zu erwartende Schulwörter-

buch desselben Gelehrten wird der Synonymik die nöthige Sorgfalt widmen; ich kann es schon im Voraus empfehlen. Zugleich wird eine aufmerksame Lektüre der Dichter stets neue belehrende Beispiele zur Hand geben. Hat der Schüler in schriftlichen Aufsätzen und Ausarbeitungen eine Präposition falsch gebraucht oder gegen die übliche Rektion derselben verstoßen, so unterstreicht der Lehrer blos den Fehler, läßt ihn alsdann mündlich und im Nothfall von einem andern Schüler verbessern und zur leichtern Beseitigung künftiger Verstöße die Regel mit möglichst kurzen Worten bei der Reinschrift an den Rand setzen. Das Höchste wird erreicht sein, wenn man in den obersten Klasse, nachdem die Lehre von den Präpositionen vollständig erklärt ist, bei einzelnen neuhochdeutschen Beispielen schnell auf das Mittel- und Althochdeutsche zurückblicken läßt; wenn der Schüler sogleich, z. B. bei den uneigentlichen Präpositionen, anzugeben weiß, wann die vorhandene Form aufkam, was ihr in frühern Zeiten entsprach oder wodurch man eine ähnliche Beziehung nothdürftig ausdrücken konnte; wenn er endlich die an Präpositionalverhältnissen so reiche griechische Sprache — in Gymnasien — zu Rathe zieht, oder — in Realschulen — nachzuweisen vermag, in welchen Beziehungen die französische und englische Sprache die unsere übertreffen oder ihr nachstehen. Es ist alsdann sehr rathsam, eine Tafel der eigentlichen Präpositionen zur Vergleichung zu entwerfen, wie es unter Andern Jakob Grimm gethan. Nicht minder bieten bei den uneigentlichen Präpositionen die sogenannten Präpositionaladverbien Anlaß zu weiterer Besprechung und zur Frage: welche Verhältnisse sind etwa noch durch neue Präpositionen auszudrücken? gibt es jetzt Präpositionen auszudrücken? gibt es jetzt Präpositionen, die allmählich absterben, wie z. B. sammt, sonder u. a.?

Von selbst versteht es sich, daß der Lehrer die besten Beispiele immer in Bereitschaft halten muß, indem die der Schüler — sogar obersten — selten gewählt genug sein werden, um sogleich und durchweg ihrem Zwecke zu dienen. Man will in neuester Zeit von verschiedenen Seiten her wieder den grammatischen Unterricht in der Muttersprache verwerfen, man wird also auch den hier kurz angedeuteten Ansichten und Vorschlägen den Vorwurf der Trockenheit und Unfruchtbarkeit machen. Ich bin darauf gefaßt. Ich weiß, es gibt leider noch immer viele Lehrer, denen der deutsche Unterricht anvertraut ist, und die alle Stunden, demselben gewidmet, als ergötzliche Ruhestunden ansehen, in welchen sie lesen, vorlesen oder deklamiren lassen, höchstens einem schriftlichen Aufsatz

nige Minuten Aufmerksamkeit zuwenden. Die deutschen Stunden
[illegible]sen ihnen zu allen Dingen nützlich; da macht man einige ober=
[illegible]chliche Anmerkungen, erzählt und fragt, oder man hält sich ein=
g an den Stoff, die Stylgattung u. s. w. O was wird nicht
lles in diesen Stunden gesündigt und gesalbadert! Lehrer, denen
le historische Kenntniß unserer Sprache und somit aller tiefere
lick in den Geist und Bau derselben abgeht — ein Blick, den
as die bloße Sprachphilosophie nimmer zu schärfen vermag! —
e sind leider noch immer sogar in den obersten Klassen mit dieser
chwichtigen Lektion beauftragt. Warum? Man will von Einer
eite her noch keine deutsche Philologie anerkennen, man macht
ch kein Gewissen daraus, zu jenen Verirrungen still zu schweigen.
offentlich wird unser Archiv in seinem Kreise stets die Rechte
es Unterrichts in der Muttersprache zu wahren und zu verthei=
igen wissen!

Darmstadt.

A. Nodnagel.

Studien über englische Dichter.

I. Robert Burns.

In einem westlichen Bezirke des südlichen Schottlands, nahe den Ufern des Ayr führt ein Jüngling mit nervigem Arme den Pflug. Die Lerchen heben sich singend zum Morgenhimmel, und der Gesang des Jünglings mischt sich, bald trübsinnig, bald jubelnd in das Gezwitscher der Vögel und das leise Gemurmel der Quellen. Er besingt den gestrigen Abend, verbracht im zärtlichen Gespräche mit seiner Geliebten; er besingt die Freuden, die seiner nach Sonnenuntergang warten, wenn er sein Ackergeräth bei Seite gelegt, wenn seine Geliebte die Kühe gemelkt hat, und beide sich in einem abgelegenen Winkel des Thales, unter dem Laubdache einer Birke treffen werden. Dieser Jüngling ist Robert Burns. Die Lieder, welche er sang, pflanzten sich fort von Mund zu Munde, von Geschlecht zu Geschlecht, von einem Lande zum andern. Unglaublich groß ist die Zahl der Exemplare, in welchen sie sich über Großbrittanien, Amerika und Ostindien hin verbreitet haben. Hohe und Niedere kennen und lieben die Lieder dieses Landmanns, mehr als Einem erwecken sie die lieblichsten Erinnerungen aus seiner Kindheit, während sie den Andern an die glücklichsten Tage des Jünglings erinnern: es sind Laute der Natur, die jede Brust empfindet und die in des Dichters sangreichem Munde den festen und angemessensten Ausdruck gefunden haben.

Robert Burns wurde im Jahre 1759, also in demselben Jahre wie Schiller, auf dem kleinen Gute Doonholm an den Ufern des Doon, südlich von dem Städtchen Ayr, von armen Eltern geboren. Sein Vater war Pächter und erschwang nur

mit unsäglicher Mühe den zum Unterhalt seiner zahlreichen Familie erforderlichen Bedarf. Gleichwohl wurde Roberts Erziehung nicht vernachläßigt. Denn ein gewisser Grad von Kenntnissen war schon damals auch den ärmsten Bewohnern Schottlands leicht zugänglich geworden. Seine dichterische Anlage erhielt eine frühe Anregung durch die Gespenstermährchen, die eine alte Verwandte, die in der elterlichen Hütte lebte, ihm in den langen Winterabenden erzählte, während seine Mutter ihm häufig alte Balladen sang, welche die Namen schottischer Helden im Munde des Volkes erhielten. Sobald er das erforderliche Alter erreicht hatte, wurde er in die benachbarte Dorfschule geschickt, und da seine guten Anlagen sich hier schnell offenbarten, gab sein Vater ihm und seinem ältern Bruder, Gilbert,*) für einige Monate des Jahrs einen Hauslehrer, zu dessen Unterrichte sich noch einige andere Kinder aus der Nachbarschaft einfanden. Diese häusliche Unterweisung war umfassender, als die öffentliche es sein konnte, und bezog sich auf Geschichte, Geographie und Mathematik; und manches gute Buch kam durch Vermittlung des armen reisenden Lehrers dem lernbegierigen Zöglinge in die Hände; oft war dies auch nur ein abgerissenes Bruchstück oder ein vereinzelter Theil eines größern Werkes, der dann um so lebhafter die Wißbegierde seines strebsamen Geistes erregte. In seinem fünfzehnten Jahre hatte Robert einen nicht unbedeutenden Vorrath von Kenntnissen in den bezeichneten Fächern erworben, und selbst einen Anfang im Erlernen des Französischen gemacht. Aber nun war auch die Zeit, welche ihm zu seiner geistigen Ausbildung bewilligt worden war, vorüber. Der Knabe, der fast schon die Kräfte eines Mannes besaß, mußte bei den Geschäften des Tages hülfreiche Hand leisten: unverdrossen führte er den Pflug, indem er alte Balladen sang, von welchen es ihm gelungen war, sich eine Sammlung zu verschaffen. Trat er dann, vom langen Tagewerke ermüdet, in die väterliche Hütte, so fand er zwei Brüder und drei Schwestern um die greisen Eltern versammelt, und genoß mit ihnen, nachdem das herkömmliche Tischgebet gesprochen war, das bescheidne Mahl. Ein anziehendes Bild dieses strengen und genügsamen Lebens hat der Dichter später in seinem Gedichte: „des Hüttner's Samstagsabend" entworfen, das man als ein seinem Vater in dankbarer Erinnerung errichtetes Denkmal betrachten darf.

*) Dieser Gilbert ist der Großvater des berühmten Reisenden Alex. Burnes, der in Kabul seinen Tod gefunden hat.

Für die Neigung des Jünglings war dieser Kreis zu eng. Bald erwarben sein aufgeweckter Geist und seine dichterischen Anlagen ihm Theilnahme unter den gebildeten und bemittelten Bewohnern der Gegend; und in seinem neunzehnten Jahre verließ er auf einige Zeit das elterliche Haus, um in einer Spezialschule die Feldmeßkunst zu erlernen. Die sich ihm hier aufdringende Versuchung zu einem unregelmäßigeren Leben scheint ihn zu mancherlei Verirrungen geführt, und namentlich das ihm so schädlich gewordene Gefallen an ausgelassenen Gelagen angeregt zu haben.

Die Absicht, in welcher Roberts Vater ihn in einem schon vorgerückten Alter, in ihm bisher unbekannte Kenntnisse einzuweihen gesucht hatte, blieb ohne Ausführung; und da das von der Familie gemeinschaftlich bewirthete Gut statt Getreide nur Flachs hervorbringen konnte, so gab sich Robert einige Jahre später, in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre, zu einem weitläuftgen Verwandten, um die Flachsspinnerei zu erlernen und sich als Spinner seinen Unterhalt zu erwerben. Aber eine Feuersbrunst vereitelte bald auch diese Pläne, indem sie die mühsam gesammelten Vorräthe des Armen vernichtete.

Eine der liebsten Belustigungen unseres Burns wie seiner Standesgenossen in Schottland im Allgemeinen, war der Tanz, der auch noch immer von dem schottischen Landmanne fleißig geübt wird, obgleich ihn die älteren, strenggläubigen Leute als religionswidrig verdammen. Der Tanzplatz ist eine Scheune, der Ordner und Lehrer auf demselben ein Bauer von anerkannter Kunstgeschicklichkeit, welcher der Geige hinreichend kundig ist, um den reel, den strathspey und hornpipe zu spielen. Bei den ersten Tönen seines Instruments haben die anwesenden Burschen und Dirnen die Ermüdung eines oft stundenlangen Weges vergessen, und setzen das anstrengende Vergnügen ihres stark bewegten Tanzes oft bis in die späte Nacht oder bis zum frühen Morgen fort. Daß hierdurch eine sehr vertrauliche Annäherung beider Geschlechter entsteht, läßt sich wohl denken. Auch Robert machte bei einer solchen Gelegenheit die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, das ihm die zärtlichsten Gefühle einflößte. Ihnen verdankte er es, daß sich seine dichterische Begabung, die gleichsam noch in seinem Innern schlummerte, schnell und kräftig entwickelte. Zwar hatten schon früher die Reize eines andern Landmädchens, das bei den Feldarbeiten oft in seiner Nähe beschäftigt war, sein empfängliches Herz entzündet, und er hatte für sie den Text eines von ihr gesungenen Volksliedes verändert; aber erst dieser neuen Neigung

verdankte er, durch die Innigkeit und Dauer der angeregten Begeisterung, das Bewußtseyn von seinem dichterischen Beruf.

Die geräuschvollen Zerstreuungen befriedigten jedoch nicht den strebsamen Geist des Jünglings; und es gereicht ihm, wie seinen Landsleuten, zur Ehre, daß es ihm möglich wurde, mit seinen jungen Freunden regelmäßige Zusammenkünfte zu halten, in welchen literarische und religiöse Gegenstände auf eine ernste und für die Theilnehmer förderliche Weise besprochen wurden. Wir sehen aus Franklin's Leben, daß dieser Zeitgenosse unseres Dichters dasselbe Mittel gewählt hat, seine Erkenntniß zu fördern, ein Mittel, das freilich diesem so praktischen Geiste zu noch viel größerem Nutzen gereichte, als unserm Dichter.

Robert hatte nach dem 1784 erfolgten Tode seines Vaters, in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder, eine kleine Pacht übernommen, und wollte sich bald darauf mit seiner geliebten Mary verbinden, als er durch die Botschaft von ihrem Tode auf das Schmerzlichste betroffen wurde. „Nach lange bewährter inniger Liebe," erzählt der Dichter selbst, „brachten wir einen Sonntag des Wonnemonats in einer einsamen Gegend an den Ufern des Ayr zu, ehe meine Mary sich einschiffte, um mit ihren Verwandten im westlichen Hochlande die zu unserer Verheirathung nöthigen Vorkehrungen zu besprechen. Im nächsten Herbste wollten wir uns in Greenock wieder treffen. Sie kam; aber kaum war sie gelandet, so ergriff sie ein heftiges Fieber und raffte mein theures Mädchen hinweg, noch ehe ich von ihrer Krankheit Kunde erhalten hatte." Der Schmerz über diesen Verlust war tief und wurde auch durch den Besitz einer zweiten Geliebten, die der Dichter sich bald nach dem Verluste der ersten gewählt hatte, nicht aus seinem Herzen verdrängt. Im Jahre 1789, nachdem er länger als ein Jahr mit Johanna Armour verheirathet war, besang er den Todestag seiner Mary in einem seiner schönsten Lieder, dessen erste Strophe lautet:

> O Stern, nur zaudernd weicht dein Strahl,
>   Der auf den frühen Morgen harrt,
> Du bringst den Tag mir noch einmal,
>   Da Mary mir entrissen ward.
> O Mary, hingeschied'ner Geist,
>   Wo ist dein Platz der seel'gen Ruh?
> Siehst du mich niedrig und verwaist,
>   Und hörst du meinen Klagen zu?

Auch ein im Jahre 1792 gesungenes Lied: „das Bergschloß von Montgomery," kann sich nur auf diesen Gegenstand seiner innigsten Neigung beziehen.

Roberts Vorsatz, auf eine regelmäßige Weise, in Gemeinschaft mit seinem Bruder, den Acker zu bestellen, hatte keine sehr anhaltende Wirkung. Die Berechnung des wahrscheinlichen Ertrages seiner Aussaat, der niemals seinen Erwartungen entsprach, der Besuch des Marktes, der ihn nur stets deutlicher das Bedenkliche seiner Lage fühlen ließ, alle mit der Bewirthschaftung eines Gutes verbundenen Geschäfte wurden ihm bald überdrüssig, und statt seine Bücher über Landwirthschaft zu studieren, füllte er den leeren Raum auf denselben mit Bruchstücken von Liebesliedern.

Und doch war die Verpflichtung für seinen Erwerb zu sorgen dringend. Bald nach dem Tode seiner Mary hatte der Dichter ein Liebesverhältniß mit der so eben erwähnten Johanna Armour angeknüpft; sie sollte bald Mutter werden, und die öffentliche Anerkennung ihrer Verbindung war der Wunsch beider Liebenden. Aus dieser Verlegenheit ward Burns durch einen Vorfall gerissen, der ihn mit dem tiefsten Kummer erfüllte. Der Vater seiner Geliebten, der ihm wegen seiner Freigeisterei abgeneigt war, und die Unzuverläßigkeit seiner Lage fürchtete, verweigerte seine Einwilligung zu dieser Ehe, warf das von den beiden Liebenden unterzeichnete Ehegelöbniß ins Feuer und zwang seine Tochter, dieser Verbindung ausdrücklich zu entsagen.

Hörte hiermit auch das Dringende seiner Verpflichtung auf, so konnte Burns sich doch selbst nicht für frei erklären von den äußerlich gelösten Banden. Nach Westindien wollte er gehn, um ein Vermögen zu erwerben, das ihm zu seiner häuslichen Niederlassung dienen sollte. Schon hatte er sich die Stelle eines Aufsehers in einer Pflanzung auf Jamaika zu verschaffen gewußt, als er gewahr wird, daß er der zur Ueberfahrt nöthigen Baarschaft ermangelt. Auf den Rath einiger wohlwollender Freunde sammelt er Unterschriften zu einer kleinen Ausgabe seiner gesammelten Gedichte, die schon weit herum in der Umgegend bekannt geworden waren. Das Unternehmen gelingt: nicht allein kömmt das nöthige Reisegeld zusammen, sondern der arme Landmann wird auch plötzlich ein bewunderter Dichter. Wie alle Ereignisse seines Lebens sich in seinen Liedern abspiegeln, so hat auch der Gedanke, sein geliebtes Vaterland mit dem Aufenthalte im fernen Welttheile vertauschen und vielleicht Jahre lang von seiner Geliebten getrennt leben zu müssen, ihn zu mancher seiner schönsten Dichtungen angeregt. — Burns stand im Begriff sich einzuschiffen, als der Brief eines namhaften Gelehrten ihn auffordert, sich nach

Edinburg zu begeben, wo er von einflußreichen Gönnern und Beschützern den freundlichsten Willkomm erhalten würde. Er folgte der Einladung und wir erfahren von seinen Biographen, daß er, der freie Schotte, es nicht erst zu lernen brauchte, sich mit Freiheit und Sicherheit in den vornehmen Kreisen der Hauptstadt zu bewegen. Einen bedeutenden Geldertrag gewährte ihm hier eine zweite Ausgabe seiner Gedichte. Wie sehr die freundliche Aufnahme, welche der Dichter gefunden hatte, auf das Vertrauen wirkte, welches er zu seiner natürlichen Begabung gewann, ersehn wir deutlich aus einem Vergleiche der Vorreden der beiden ersten Ausgaben seiner Werke. In seiner ersten Vorrede nennt er sich nur einen Reimer, den Freunde beredet haben, daß einige seiner Werke verdienen dem Publicum gezeigt zu werden; in der Vorrede zur zweiten Ausgabe, einen schottischen Barden, stolz auf diesen Namen und begierig im Dienste seines Vaterlandes zu singen. Der Geist der Dichtkunst, fährt er fort, fand mich hinter dem Pfluge, wie einst der prophetische Barde Elias den Elisa, und warf seinen Zaubermantel über mich. In dem Gefühle seiner Geistesverwandtschaft mit dem schottischen Dichter Fergusson, sorgte er für die Errichtung eines Denkmals auf dessen Grab und nach einem fast anderthalbjährigen Aufenthalt in Edinburg, der indeß von einigen ihn sehr belehrenden und anregenden Ausflügen in das schottische Hochland unterbrochen war, kehrte er Ende April 1788 zu den Seinigen zurück. Nun da er die Mittel besaß, sich als Pächter häuslich niederzulassen, fand er keinen Widerstand gegen seine Verbindung mit seiner Geliebten Johanna Armour, die er bald darauf heirathete.

In der Wahl seiner Pachtung von Ellisland an den Ufern des Nith war Burns unbedachtsam gewesen: der Dichter hatte den Sieg davon getragen über den Landmann. Die liebliche Gegend war für ihn entscheidender gewesen, als die Beschaffenheit des Bodens, der leider nur schlecht die ihm zugewandte Mühe belohnte. Wie bekannt und beliebt schon damals seine Dichtungen waren, erkennen wir aus dem Umstande, daß als er diesen Wohnsitz bezog, seine neuen Nachbarn ihm unter dem fröhlichen Absingen einiger seiner Lieder entgegenzogen. Dennoch fand er in seiner jetzigen Umgebung weniger Freunde, als unter seinen frühern Genossen, unter welchen eine größere geistige Regsamkeit herrschte. Um diese auch in Ellisland zu erwecken, legte er eine Sammlung gemeinnütziger Bücher zum allgemeinen Gebrauch der

Umwohner an, und veranlaßte regelmäßige Zusammenkünfte, in welchen religiöse, politische und literarische Gegenstände besprochen wurden. Aber während dieser Bestrebungen gedieh der Landbau nicht sonderlich. Häufige Besuche, die er von neugierigen Reisenden erhielt, wurden eine neue Quelle von Ausgaben und Zerstreuungen. Die bei vermehrter Familie eintretende Verlegenheit bewog ihn, die Stelle eines Zollbeamten anzunehmen, die, bei einem geringen Gehalte ihm häufiges Umherreisen in der Umgegend nöthig machten. Auch dieses wirkte nur nachtheilig auf die Verwaltung seines Gutes. Als daher durch eine Zulage, die er im Jahre 1791 erhielt, seine Controleur-Stelle ihm 70 £ St. jährlich eintrug, faßte er den Entschluß, seine Pacht aufzugeben und zog am Ende dieses Jahres in das nahe gelegene Städtchen Dumfries, um dort ganz seinem Amte und der Dichtkunst zu leben. Ein geringes Einkommen, wie das seine, konnte nur bei einem sehr sparsamen Leben für ihn und seinen Hausstand ausreichen; für Burns aber war es ein Bedürfniß, sich Bücher anzuschaffen, mit entfernten Freunden in Briefverkehr zu stehen und mit geistreichen, aber sorglosen Gesellen zu zechen. Zu dem Kummer über seine bedrückte Lage gesellten sich Unannehmlichkeiten, die ihm aus seiner amtlichen Stellung erwuchsen. Der Ausbruch der französischen Revolution hatte auch in England eine lebhafte Aufregung und Parteiung der Gemüther hervorgerufen. Burns wurden unvorsichtige und der Regierung feindliche Aeußerungen zur Last gelegt, und er wurde darüber zur Untersuchung gezogen. Obwohl für unschuldig erklärt, sah er ein, daß er auf Beförderung in seiner Beamtenbahn, zu welcher er bisher Hoffnung gehabt hatte, nun nicht mehr rechnen konnte. Bald darauf, im August des Jahres 1795, verlor der unglückliche Dichter sein Lieblingskind, seine einzige Tochter; im Winter desselben Jahres verfiel er selbst in eine schwere Krankheit; er begab sich nach seiner Genesung, im Sommer des Jahres 1796 in ein Seebad, kehrte nach einigen Wochen, ohne Linderung von seinen Leiden zu spüren, nach Dumfries zurück und verfiel in ein hitziges Fieber, in welchem er am 21. Juli, im 37. Jahre seines Lebens verschied.

Je betrübender das Bild seiner äußern Lebensbahn ist, desto mehr müssen wir den Dichter bewundern, dessen edles Selbstgefühl und geistige Kraft durch äußern Druck nicht niedergebeugt werden konnten. Zur Feier seines 34. Geburtstages dringt ein Lied aus seinem Herzen, das mit den Worten beginnt:

Dir Geber dieses neuen Tages Dank
Dir, der mit Gold den Morgenhimmel schmückt;
Du gabst nicht Reichthum mir, du gabst Gesang,
Der höher mich als irdisch Gut beglückt.

Und noch in seinen letzten Jahren besingt er mit Begeisterung den Werth des freien Mannes mit hellem Geiste und edler Seele und sieht in froher Ahnung die Zeit voraus, wo auf dem ganzen Erdenrund ein Mann den andern, ohne Rücksicht auf die äußere Stellung, mit dem Brudernamen begrüßen werde. So ist auch er ein Mann der Zukunft, wie Chamisso an irgend einem Orte sagt, daß es jeder Dichter sei; aber er ist auch zugleich ein Mann der Gegenwart und hierdurch nicht weniger bewährt er seine sittliche Kraft und seinen wahrhaft poetischen Sinn. Nicht etwa im Genusse aller Gemächlichkeiten des städtischen Lebens preist er auf gepolstertem Pfühle die Freuden des glücklichen Schäfers und der genügsamen Spinnerinn; er kennt aus täglicher eigner Erfahrung alle Mühseligkeiten ihres Standes, und dennoch bleibt ihm die poetische Auffassung ihres Daseins ungetrübt. In diesem Sinne vorzüglich war Burns ein Naturdichter, wie es von jeher wohl nur wenige gegeben hat.

Das hier entworfene Bild des Dichters möge der Leser sich selbst durch die nachfolgenden Proben aus Burns Liedern vervollständigen; dieselben sind einer von dem Verfasser dieser Skizze vorbereiteten Uebersetzung *) des Dichters entnommen.

Schotten, Brucen's tapfrer Troß.

Schotten, Brucen's tapfrer Troß,
Deren Blut mit Wallace floß,
Grüßet eure Grabstätt' hier,
Oder Ruhm und Siegspanier.

Dies der Tag und dies die Stund',
Seht, wie dräut der Schaaren Rund;
Edward's Macht stürmt stolz herbei,
Edward! — Ketten, Sclaverei!

---

*) Ein Theil von Burns' Gedichten und Liedern ist übersetzt von Philipp Kaufmann, unter dem Titel: Gedichte von Robert Burns (Stuttgart und Tübingen 1839). Vollständiger sind die Uebersetzungen von Heintze, Lieder und Balladen des Schotten Robert Burns (Braunschweig 1840) und Robert Burns' Gedichte, deutsch von Gerhard (Leipzig 1840); doch ist in der zuletzt angeführten Uebersetzung der Charakter des Originals oft sehr verwischt.

Wer sich dem Verrath ergab,
Wer erwählt ein Memmengrab,
Wer mag niedrer Sclave sein,
Memm', Verräther aus den Reihn!

Wer für Schottlands Herr und Herd
Muthig zieht sein Heldenschwerdt,
Steh' und fall, als freier Mann.
Caledonier, drauf und dran!

Schwört's bei der Bedrückung Schand,
Bei der Söhne Knechtschaftsband,
Schwört's: ob auch das Leben flieh,
Frei sein, frei sein sollen sie!

Mit dem Feind die Knechtschaft sinkt,
Jeder Streich euch Freiheit bringt;
Laßt als Schotten uns bestehn,
Siegen oder untergehn!

Bessy am Spinnrade.

Spinnrädchen mein, Spinnrädchen mein,
Wie fröhlich muß ich bei dir sein;
Du kleidest mich von Kopf bis Fuß,
Wann ich vor Frost mich schützen muß.
Drum setz' ich mich und sing' und spinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Mit Milch und Brot begnüg' ich mich,
Dreh' ich, mein liebes Rädchen, dich.

Ganz nah' an meinem gelben Dach'
Rinnt in den Fluß der klare Bach;
Und froh verschlingend ihre Zweig'
Stehn Birk' und Hagebusch am Teich',
Als ob zum Schutz' der Vögelein
Und Kühlung den Fischen zu verleihn.
Die Sonne lächelt sanft auf mich,
Wie froh ich drehe, Rädchen, dich.

Die Taube in dem Eichenbaum
Erzählt dem Echo ihren Traum;
Im Haselstrauch der Hänfling zart
Singt aller Vögel Weis' und Art;
Die Amsel hüpfet in dem Klee,
Das Rebhuhn rauschet über'n See,
Die Schwalb' am Dach erfreuet mich,
Dreh' ich, mein liebes Rädchen, dich.

Geschützet gegen Dürftigkeit
Und zu gering für scheelen Neid,
Möcht' ich nicht lassen meinen Stand
Für aller Großen stolzen Tand.
Bei Flitter, Gold und Edelstein,
Bei lauter Festlichkeiten Schein
Beseelt sie Friede nicht, wie mich,
Dreh' ich, mein liebes Mädchen, dich.

Mein Herz es sagt.

Mein Herz es sagt, der Morgen tagt
Wo wir zuerst uns traulich sahn.
Ob Stürme wild die Luft erfüllt,
Wir fühlten Frühlingslüfte nahn.
Von Gütern schwer auf wildem Meer'
Zieht manches Schiff zum Hafen ein.
Doch Schätz' und Macht ich stolz veracht',
Denn du geliebtes Kind bist mein.

So lange nur sich die Natur
Im heitern Wechsel wird erneun,
Und meine Brust sich regt für Lust,
Leb' ich für dich, für dich allein.
Des Lebens Feind, ist er gemeint,
Zu senden uns der Trennung Schmerz:
Die Eisenhand, die bricht dies Band,
Sie bricht mein Glück, sie bricht mein Herz.

Zum Städtchen zieh' ich wieder ein.

Zum Städtchen zieh ich wieder ein,
Zu jenem Garten grün und frisch,
Zum Städtchen zieh ich wieder ein,
Zu sehn mein Mädchen jung und frisch.

Und keiner ahnt und keiner weiß
Was mich zurück zum Thore führt,
Sie aber ahnet es und weiß,
Daß nur zu ihr der Weg mich führt.

Zum Eichbaum wird sie sachte gehn
Sobald die Abendglocke schlägt;
Und werd' ich erst ihr Antlitz sehn,
O, wie sich's dann im Herzen regt!

Die finstre Nacht.

Die finst're Nacht thürmt hoch sich auf,
Laut tobt der Wind in jähem Lauf;

Von Regenwolken, schwarz verhüllt,
Seh' ich den Himmel angefüllt.
Heim zieht der Jäger von dem Moor;
Das Wild kommt furchtlos jetzt hervor;
Nur ich muß wandern sorgenschwer
An dem verlass'nen Strand des Ayr.

Der Herbst beweint die reife Saat,
Die früher Sturm verwüstet hat;
Doch am azurnen Himmelszelt
Ist bald des Windes Macht zerschellt.
Mir aber läuft's eiskalt durch's Blut,
Denk' ich des Meer's empörter Fluth,
Die mir gebiert ein Qualenheer
Fern von dem lieben Strand des Ayr.

Nicht ist's der Wogen Wuthgebrüll
Was mir den Sinn verwirren will;
Ich seh dem Tod in's Angesicht,
Wer elend ist, der fürchtet nicht.
Doch festgekettet ist mein Herz
Und wird durchbohrt von blut'gem Schmerz,
Wenn ich der Fesseln mich erwehr',
Um dich zu lassen, Strand des Ayr.

Lebt wohl, o Coila's Berg' und Thal,
Lebt wohl, ihr Wiesen, Grotten all,
Wohin mein trüber Geist noch strebt,
Wenn er der Liebe Schmerz durchlebt;
Leb wohl mein Freund, mein Feind leb wohl,
Mein Segen euch geleiten soll;
Es spricht mein Herz durch diese Zähr':
Leb wohl, du süßer Strand des Ayr!

Froh war ich auf jenen Höh'n.

Froh war ich auf jenen Höh'n
    Wie die Lämmlein vor mir
Lauter Lust und Freudenschall
    Drang zu Herz und Ohr mir.
Nun ist Scherz und Spiel vorbei,
    Sang und Klang verschwunden,
Denn es hat sich Lesley spröd
    Von mir losgewunden.

Hoffnungslos geb' ich mich hin
    Liebendem Verlangen,
Möchte, wo ich geh' und steh',
    Noch ihr Bild umfangen.

Will sie lindern nicht die Pein,
Die die Brust bestürmet,
Wird der grüne Rasen bald
Ueber mir gethürmet.

Mit Blumen kommt der Mai gezogen.

Mit Blumen kommt der Mai gezogen
Und decket grün die Laubenbogen;
Doch mir ist er zumal gewogen,
Er bringt mir meinen Willin.

Rings um der klaren Wasser Fall
Der heitern Vögel Liebesschall
Und duft'ge Blüthen überall
Verkünden meinen Willin.

Wenn es im Osten röthlich tagt,
Der Has' sich auf die Färthe wagt,
Eil' über's thau'ge Feld ich sacht,
Zu grüßen meinen Willin.

Und sinkt die Sonn' in's Meer hinab,
Eil' ich, daß Liebe mich erlab',
Zu dem, den ich am liebsten hab',
Es ist mein theurer Willin.

Erst jüngst geschaut in heiter'm Grün.

Erst jüngst geschaut in heiterm Grün
Erprangte froh der Hain,
Nach warmem Regen warf die Flur
Zwiefachen Farbenschein.
Nun ist die Lust vorbei,
Geraubt vom Winters Wehn,
Doch werden wir im jungen Mai
Sie wiederkehren sehn.

Mein weißes Haupt, daß Gott erbarm'!
Kein Thauwind schmilzt den Schnee;
Mein alter Leib, ein Hüttchen arm,
Sinkt um im Lebensweh.
Ein Greis hat lange Tag'
Schlafloser Nächte Qual;
O goldne Zeit der Jugendkraft
Was blühst du nur ein Mal?

Düsseldorf. Philippi.

Einiges über den Reim.

Die innere und tiefere Bedeutsamkeit des Reimes läßt sich einmal darin erkennen, daß er vielleicht in keiner Sprache gänzlich fehlt, und zeigt sich ferner darin, daß er im Munde des Volkes in allerlei Wendungen, besonders in sprüchwörtlichen Redensarten erscheint. So gut, wie der Deutsche sagt: mit Leib und Leben, sagt auch der Franzose: „sans rime et sans raison," und der Lateiner: „mores fingunt fortunam," und wie das deutsche Sprüchwort häufig sich reimt, z. B. „Heute roth, morgen todt," so reimt es auch im Französischen, z. B. „petit à petit l'oiseau fait son nid," und im Lateinischen: „omnia praeclara rara." *)

Da der Schüler nur durch eine Masse von Beispielen es inne werden kann, wie tief der Reim im Geiste der deutschen Sprache begründet sei, so wird es vielleicht manchem Lehrer nicht unlieb sein, wenn wir hier einige zusammenstellen, die ein jeder sich leicht vermehren kann.

I. Stabreim oder Alliteration.

a) Substantivische Verbindungen: in Bausch und Bogen; Butter und Brot; Bürger und Bauer; durch Dick und Dünn gehen; Donner und Doria; Disteln und Dornen; Fürst und Volk; Fahnen und Flaggen; weder Fisch noch Fleisch; Geld und Gut einsetzen; nach Gunst und Gabe etwas vertheilen; Haus und Hof verspielen; Himmel und Hölle einem vorhalten; mit Haut und Haar etwas verzehren; weder Huhn noch Hahn kräht darnach; Kappe und Kugel verspielen; Kling und Klang; Kind und Kegel;

*) Ueber den Reim im Hebräischen wird in Kurzem eine Abhandlung von uns in dem katholischen Magazin für Wissenschaft und Leben (Münster bei Coppenrath) erscheinen.

geben, was Küche und Keller vermag; Kisten und Kasten öffnen; Kronen und Kränze; mit Lust und Liebe etwas thun; Land und Leute an einander hängen; Leib und Leben daran setzen; das Schiff ist mit Mann und Maus untergegangen; bei Nacht und Nebel etwas thun; nicht Ruh und Rast haben; Schimpf und Schande davon tragen; mit Sing und Sang hinausziehn; sich in Sammt und Seide kleiden; über Stock und Stein davon eilen; mit Stumpf und Stiel etwas ausrotten; sich in den Schutz und Schirm jemandes begeben; Stütz' und Stab des Alters sein; es ist Sünde und Schande; mit Spieß und Speer herankommen; ohne Scham und Scheu; sein Tichten *) und Trachten ist darauf gerichtet; Thür und Thor öffnen; mit dem Thun und Treiben jemandes unzufrieden sein; durch Wind und Wetter sich nicht abhalten lassen; Wittwen und Waisen beschützen; am Wohl und Weh jemandes Theil nehmen; durch Wort und Werke etwas zeigen; mit Wissen und Willen etwas thun; Wonne und Wehmuth; nach Wunsch und Willen; Wehr und Waffen; Zaum und Zügel jemanden anlegen.

b) Adjektivische Verbindungen: blond und blau frieren oder jemand schlagen; frank und frei; fix und fertig; gänge und gebe; einem gelb und grün vor den Augen werden; müde und matt; niet- und nagelfest; wüst und wirr.

c) Verbale Verbindungen: es muß biegen oder brechen; bitten und beten; glänzen und gleißen; hoffen und harren; einen schildern, wie er leibt und lebt; lenken und leiten; pochen und prahlen; wanken und weichen; zittern und zagen.

d) Adverbiale Verbindungen: ganz und gar; hin und her; kreuz und quer; nun und nimmermehr; sammt und sonders.

e) Auch in Sätzen zeigt sich Alliteration, z. B.: Gleich und Gleich gesellt sich gern; er muß zu Kreuze kriechen; dat di dat Düseken hält (scherzende Drohung für Kinder); es ist nicht alles Gold was glänzt; unrecht Gut gedeihet nicht; wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; aller Anfang ist schwer; Uebung macht den Meister; in die weite Welt . . .

In der Wortbildung hat sich bekanntlich die Alliteration häufig neben dem Ablaute geltend gemacht, in Bildungen wie: Schnickschnack, Zickzack, Wirrwarr, Mischmasch, Ticktack, Himphamp rc. Hierher gehört auch: risch, rasch; rips, raps rc. rc.

---

*) Nach der richtigen Bemerkung Poggels ist hier dem Stabreime zu liebe sogar der Sprachrichtigkeit zu nahe getreten.

Eine besondere Art von Alliteration, auch Annomination genannt, findet sich ebenfalls, z. B.: das ist dümmer als dumm.

II. Stimmreim oder Assonanz.

Die Assonanz scheint nicht so häufig vorzukommen, als die Alliteration; doch finden sich auch hier Beispiele jeglicher Art. Denn sie kommt bei Substantiven vor: Donner und Doria; Freiheit und Gleichheit; Gram und Harm; unter Glas und Rahmen etwas sehen lassen; vom Hölzchen aufs Stöckchen springen; in Land und Stadt bekannt sein; Rath und Plan; ein Mann von altem Schrot und Korn; Spott und Hohn; Sonn' und Mond; Scherz und Ernst; bei Tag und Nacht; mit Wissen und Willen; bei Adjectiven, z. B.: angst und bange; kurz und gut; bei Verben, z. B.: sich grämen und härmen; endlich bei Adverbien, z. B.: ganz und gar. — Auch in Sprüchwörtern scheint die Assonanz mitunter unverkennbar zu seyn, z. B.: Hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde recht; ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn; Handwerk hat einen goldenen Boden.

III.

Viel häufiger kommt der eigentliche Reim vor.

a) Substantivische Verbindungen: Bekannte und Verwandte; ein Haus in Dach und Fach erhalten; Ehestand, Wehestand; Freud' und Leid; Feind und Freund; durch Felder und Wälder; Gut und Blut für etwas einsetzen; im Handel und Wandel; in Hülle und Fülle; Knall und Fall; auf Lug und Trug sinnen; es handelt sich um Mein und Dein; in Noth und Tod für jemand gehen; von Nichten zu Ichten*) kommen; mit Rath und That jemanden beistehen; in Saus und Braus leben; ohne Sang und Klang begraben werden; mit Sack und Pack von dannen ziehen; Schutz und Trutz; die Schritte und Tritte jemandes bewachen; ohne Salz und Schmalz; weder Weg noch Steg wissen; Stein und Bein klagen oder schwören; für Zeit und Ewigkeit.

b) Adjektivische Verbindungen: schlecht und recht; toll und voll; geschniegelt und gebügelt; ein erbauliches und beschauliches Leben führen.

---

*) In dieser provinziellen Ausdrucksweise ist das alte iht noch lebendig. Der Sinn ist klar: von nichts zu etwas kommen, Vermögen gewinnen. Gewöhnlicher sagt man: „van nihts te ihts," so wie auch sonst bisweilen gesagt wird: „dat is ihts."

c) Verbale Verbindungen: hehlen und stehlen; hegen und pflegen; leben und weben; nebeln und schwebeln; regen und bewegen; stehen und gehen; schwärmen und lärmen; schmeicheln und heucheln; schalten und walten; schwenzeln und scharwenzeln.

d) Adverbiale Verbindungen: hüben und drüben; weit und breit bekannt sein.

e) Besonders häufig erscheint der Reim in Sprüchwörtern, z. B.: wie gewonnen, so zerronnen; der Mensch denkt, Gott lenkt; heute roth, morgen todt; der Hehler ist so gut wie der Stehler; Glück und Glas, wie bald bricht das; heute mir, morgen dir; borgen macht Sorgen; trunkner Mund spricht Herzensgrund; je gelehrter, desto verkehrter; Fischen und Jagen macht hungrige Magen; der Lauscher an der Wand hört seine eigne Schand; ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen; es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen; Morgenstunde hat Gold im Munde; ein gutes Wort findet einen guten Ort; treue Hand geht durch's ganze Land; an Gottes Segen ist alles gelegen; Noth hat kein Gebot; Hoffen und Harren macht manchen zum Narren; mit Harren und Hoffen hat's mancher getroffen; einmal ist keinmal; mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen; Ehre verloren, Alles verloren; Friede ernährt, Unfriede verzehrt; erst besinn's, dann beginn's; zuvor gethan, hernach bedacht, hat manchen in großes Leid gebracht. Hierher rechnen wir auch Redensarten, wie: da muß einem Hören und Sehen vergehen. Bisweilen ist der Reim nicht ganz vollständig, z. B.: man muß sich nach der Decke strecken. Auch im Niederdeutschen gibt's viele derartige Sprüchwörter; wir entlehnen einige aus dem Werkchen: Münsterische Geschichten, Sagen und Legenden, nebst einem Anhange von Volksliedern und Sprüchwörtern (Münster im Verlag der Coppenrath'schen Buchhandlung. 1825): et is kin Hüsken, et het sin Krüsken; Kompanie is Biädbellie; Ellernholt und voßig Haor, sind up guden Grunde raor; Mai köhl und natt füllt Keller un Fatt; de April settet et Kaorn, es he will; Ruh und Rast, is de halwe Mast; up Andres Misse kümp de Winter gewisse; dat Moargenraut in den Gausken flaut, dad Avendraut gut Wiäder baut; so wie sick Bartelmeus hält, so is de ganze Herwst bestellt; lank un schmal het kin Gefall, kaort un dick het kin Geschick; en Miäken van de Mittelmaot, geith am wackersten över de Straot; Lechtmiß lecht, is de Buer en Knecht, Lechtmiß dunkel, is de Buer en Junker; Fabiaon und Sebastiaon lött den Saft in de Bäume gaohn; nim Naobers Kind, so weest du wat du findt; brenk

Rosemunde Sturm un Wind, so is Sibille us gelind; dör Wörpel, Kath un Kann wet mancher tom armen Mann; hauge Klemmer un deipe Schwemmer weret nich aolt; kollen. Mai giff viel Heu; Fraulüde Raoth un Rövesaot geröth alle sieven Jaohr; sünte Kathrin, is de Winter up en Rihn; sünte Mathis bräkt dat Ihs; en Drunk up en Salaot kostet den Dokter en Dukaot, en Drunk up en Ei, kostet em twei; sünte Magdelene frett die Nüte alene; drüge April is Landmanns Will; wel nich will Vader un Moder ehren, de mott dat Kalffell hören.

Coesfeld.

Teipel.

Tempus und Modus der englischen Sprache.

Die meisten Werke über die englische Sprache gehen von der Ansicht aus, daß, so wie der englische Wörterschatz und die englische Flexion Erbtheile verschiedenen Ursprunges sind, auch die englische Syntax nur eine Mischung aus Bruchstücken vornehmlich der deutschen und der französischen Grammatik sei. Bei näherer Prüfung erweist sich indessen diese Ansicht als ungegründet, und man überzeugt sich, daß ungeachtet vieler Uebereinstimmungen mit den Gesetzen des Deutschen und Französischen, die Syntax der englischen Sprache ein selbstständiges, sehr einfaches, mit großer Konsequenz und praktischem Takt durchgeführtes Ganzes ist, welches nur gewaltsam und mit Aufopferung seiner Vorzüge in die Grammatik einer fremden Sprache hineingezwängt werden kann. Ein Beispiel möge dies beweisen.

Die ganze Theorie der englischen Demonstrativa läßt sich folgendermaßen zusammen fassen:

Die demonstrativen Pronomina this und that sind adjektivische Wörter, welche als solche den allgemeinen Regeln für Adjektiva (namentlich also den Regeln über Erhebung der Adjektiva zu Substantiven) unterworfen sind. Beide unterscheiden sich dadurch von einander, daß durch this direkt auf den hervorzuhebenden Substantivbegriff, durch that dagegen indirekt (d. h. durch Hinweisung auf ein zufälliges Merkmal) auf den Substantivbegriff hingedeutet wird.

Geht man dagegen vom Deutschen aus, so wird für ein jedes der Demonstrativa: dieser, dieser hier, der hier, der da, jener, derselbe, derjenige und der, durch besondere Regeln festzusetzen sein, wie dasselbe in seinen verschiedenen Anwendungen ins Englische zu übertragen ist, da keines derselben einem der beiden genannten englischen Pronomina vollständig entspricht. Man sieht,

wie sehr durch dieses Verfahren die ursprüngliche Einfachheit des Englischen beeinträchtigt wird. Nun läßt sich zwar nicht läugnen, daß für solche Anfänger, welche nicht im Stande sind, von den Formen ihrer Muttersprache zu abstrahiren, der letztere Weg der einzige mögliche ist; jene Regeln mögen also ihre Stelle behalten in Werken, welche für das praktische Bedürfniß bestimmt sind; dagegen sollten billigerweise die einfachen Prinzipien, aus denen jene praktischen Regeln sich als besondere Fälle ergeben, in wissenschaftlichen Werken über die englische Sprache nicht fehlen.

Im Abschnitt über das Tempus und den Modus verfährt man in den englischen Grammatiken für Deutsche, dem Wesen nach, durchgängig folgendermaßen: Es werden diejenigen Tempus- und Modusverhältnisse erörtert, für welche die deutsche, allenfalls auch die französische oder die lateinische Sprache besondere Formen haben; alsdann folgt eine Angabe der Formen, durch welche in jedem speciellen Falle aus dem Deutschen ins Englische übersetzt werden muß. Bei diesem Verfahren geht es etwas bunt her; denn einerseits bleiben gewisse englische Formen übrig, denen keine deutsche Form recht entsprechen will (z. B. die periphrastischen Formen und die Participial-Formen); anderseits wird dieselbe deutsche Form in verschiedenen Fällen auf die verschiedenste Weise übersetzt (der deutsche Konjunktiv z. B. bald durch den englischen Indicativ, bald durch I may, bald durch I should, bald durch die elliptischen Formen), ohne daß dazu in den erörterten Prinzipien ein rechter Grund zu finden wäre. — Der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung ist es, die Andeutung der englischen Konjugationsformen Auffassung der Tempus- und Modus-Verhältnisse abzuleiten, und an die erlangten Resultate die praktischen Regeln zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische als Folgerung zu knüpfen.

I. Grundbedeutung der englischen Konjugationsformen.

1. Wirklich ist das was ist und das was gewesen ist. Eine wirkliche Thätigkeit ist entweder eine seiende (in der Ausführung begriffene, imperfekte), oder eine gewesene (ausgeführt, perfekte). Der reine Begriff der imperfekten Thätigkeit wird durch den Infinitivus imperfecti (vulgo Inf. Praes.) z. B. to ark, der reine Begriff der perfekten Thätigkeit wird durch den Infinitivus perfecti z. B. to have arked, ausgedrückt, an dessen Form schon man erkennt, daß durch denselben die ausgeführte Thätigkeit als ein Besitz des handelnden Subjekts dargestellt wird.

Eine wirkliche Beziehung zwischen dem Subjekte und dem Prädikate ist entweder eine seiende (gegenwärtige) oder eine gewesene (vergangene); die erste wird durch das Praesens, die letztere durch das Praeteritum ausgedrückt.

2. Die vier prädikativen Formen des Verbs, durch welche eine wirkliche Beziehung des handelnden Subjekts zu einer wirklichen Thätigkeit ausgesagt wird, sind daher:

Praesens imperfecti (vulgo Präsens.) z. B. I ask (I do ask).
Praeteritum imperfecti (vulgo Imperfekt.) z. B. I asked (I did ask).
Praesens perfecti (vulgo Perfekt.) z. B. I have asked.
Praeteritum imperfecti (vulgo Plusquamperfekt.) z. B. I had asked.

3. Der wirklichen Thätigkeit stehen gegenüber:
temporal: die bevorstehende Thätigkeit,
modal: die mögliche und die nothwendige Thätigkeit,
kausal: die vom Subjekt gewollte und die dem Subjekt vorgeschriebene Thätigkeit.

Innerhalb eines jeden der angeführten Gegensätze der wirklichen Thätigkeit ist die Bezeichnung zwischen dem Subjekte und dem Prädikate entweder eine gegenwärtige oder eine vergangene. Jeder der angeführten Gegensätze bezieht sich ferner entweder auf die imperfekte oder auf die perfekte Thätigkeit, deshalb werden für jede der angegebenen Kategorien im Allgemeinen vier Formen existiren.

3. Die bevorstehende Thätigkeit (periphrastische Formen).

Präsens. I am to ask.
Imperfekt. I was to ask.
(Perfekt. I am to have asked.)
(Plusq. I was to have asked.)

Beispiele: Is that all you *are to have* (was ihr bekommen sollt) for your two shillings. I *was to deal*, ich mußte Karten geben, es war an mir. This very evening I *was to have brought* him a gentleman. I *am* not *to be prejudiced* against my nephew.

Ob die Bildung eines Perfekts und Plusquamperfekts von dieser Form zu billigen ist, scheint fraglich; doch ist das Vorkommen desselben eine Thatsache.

8*

5. Die mögliche Thätigkeit.

Präs.	I can ask.	I may ask.
Imperf.	I could ask.	I might ask.
Perf.	I can have asked.	I may have asked.
Plusq.	I could have asked.	I might have asked.

Die Möglichkeit ist eine physische, eine moralische oder eine logische; zur Bezeichnung der erstern dienen die Formen mit can, zur Bezeichnung der letztern die Formen mit may. Beispiele:

A. Physische Möglichkeit; d. h. der Inhalt der Aussage verstößt gegen kein Naturgesetz; diese Form wird daher namentlich angewendet, wenn die Kraft oder Fähigkeit des handelnden Subjekts Gegenstand der Aussage ist; z. B. You jest, cried my wife, we *can* walk it perfectly well. They retired to the next room whence they *could* ovrhear the whole conversation.

B. Logische Möglichkeit; d. h. der Inhalt der Aussage trägt keinen Widerspruch in sich selbst; z. B. A book *may* be very amusing with numerous errors, or it *may* be very dull without a single absurdity. The believed, he *might* once have been a very fine gentleman.

C. Moralische Möglichkeit; d. h. der Inhalt der Aussage verstößt gegen keine Pflicht; z. B. She *may* read the book, it contains nothing contrary to moral. I thought I *might* follow the advice of a friend.

D. Wird die Möglichkeit vereint, so wird I can angewendet; z. B. Consent to a match which you *cannot* hinder, but *may* render unhappy. — In der Frage mit negativem Sinn wird gleichfalls I can angewendet; z. B. What controversy *can* she have read?

Anmerk. 1. Die deutsche Sprache wendet in den vier aufgezählten Fällen das Hülfsverb können an.

Anmerk. 2. Das Perfekt und Plusquamperfekt mit can wird seiner Bedeutung gemäß nur in negativen oder in konditionalen Sätzen Anwendung finden.

5. Die nothwendige Thätigkeit.

Präs. u. Imperf.	I ought to ask.	I must ask.
Perf. u. Plusq.	I ought to have asked.	I must have asked.

Da diese Formen nicht wie die periphrastischen eine in einem gegenwärtigen oder in einem vergangenen Augenblicke bevorstehende Thätigkeit, sondern das absolut Nothwendige ausdrücken,

so existiren für dieselben keine Formen durch welche Gegenwart und Vergangenheit unterschieden werden. Die physische und die logische Nothwendigkeit werden durch must, die moralische Nothwendigkeit durch ought ausgedrückt.

A. Physische Nothwendigkeit; d. h. Nothwendigkeit, welche aus einem Naturgesetze hervorgeht; z. B. All *men* must die.

B. Logische Nothwendigkeit; d. h. Nothwendigkeit, welche als Resultat eines Verstandesschlusses auftritt; z. B. It *must* be very late. You *must* have been in a deep sleep.

C. Moralische Nothwendigkeit; d. h. Nothwendigkeit, welche aus einer anerkannten Regel oder einer eingegangenen Verpflichtung hervorgeht; z. B. In this case the subjunctive *ought* to be used. We *ought* to appear at church as decently a possible.

Anmerk. Das deutsche müssen entspricht im Allgemeinen den Hülfsverben I must und I ought. Man beachte nicht als Abweichung von dieser Bemerkung folgende zwei Fälle:

1) Müssen, so viel als: einem innern Drange nicht widerstehen können, wird durch I cannot but mit nachfolgendem Infinitiv, oder durch I cannot help (avoid, forbear) mit nachfolgendem Particip ausgedrückt; z. B. Ich muß schreien, I cannot but cry oder I cannot help crying.

2) Anglicismus in der Anwendung von must: Want money, replied the host, that *must* be (das ist ja) impossible. The only pang my bosom dare not brave *must* be to find forgetfulness in thine.

7. Die gewollte und die vorgeschriebene Thätigkeit.

Präs.	I will ask.	I shall ask.
Imperf.	I would ask.	I should ask.
Perf.	I will have asked.	I shall have asked.
Plusq.	I would have asked.	I should have asked.

Beispiele: I *will* go this moment and inform the company of my circumstances. It was determined that he *should* write to his sister.

Anmerk. Das deutsche Verb wollen darf nicht durch will übersetzt werden, wenn von demselben ein Satz abhängt; z. B. You *want* me to furnish you (Sie wollen, daß ich Ihnen gebe) with arguments and intellects too. I *will have* her read (ich will, daß sie lese) this book.

II. Nebenbedeutungen der prädikativen Formen.

8. Die Hülfsverba I may und I shall werden angewendet, um eine Beziehung des Sprechenden zu der dem thätigen Subjekte beigelegten Thätigkeit auszudrücken.

Konzessive Bedeutung von I may.

9. I may dient dazu, die Einräumung der Möglichkeit von Seiten des Sprechenden auszudrücken; z. B. You *may* be in the right.

Imperativische Bedeutung von I may und I shall.

10. I may wird angewendet, um die Thätigkeit als eine vom Sprechenden gewünschte darzustellen; z. B. He *may* tell his mind. It *may* serve to moderate your wrath in the argument. *May* heaven's everlasting fury light upon him.

Anmerk. Im Deutschen wird in den entsprechenden Fällen das Verb mögen angewendet. — Das Subjekt wird hinter das Hülfsverb gesetzt, wenn angedeutet werden soll, daß die Verwirklichung der Thätigkeit nicht vom Wunsch des Sprechenden abhängt. — Steht das Subjekt vor may, so kann im Deutschen auch der Imperativ angewendet werden.

11. I shall bezeichnet eine vom Sprechenden getroffene Anordnung; z. B. You *shall* feel the effect of this insolence.

Anmerk. Der Natur dieser Bedeutung zufolge wird das imperativische I shall nicht in der ersten Person, und im Allgemeinen nur in selbständigen Sätzen angewendet.

Iterative Bedeutung von I will.

12. I will dient zur Bezeichnung der häufigen Wiederholung einer Handlung; z. B. He *would*, in a jesting manner, call her his little mistress.

Futur-Bedeutung von I shall und I will.

13. Der englischen Sprache fehlt ein eignes Hülfsverb für das Futur, sie bedient sich daher zu diesem Zwecke (ähnlich wie die alte deutsche Sprache) des Verbs I shall, in allen Fällen, in welchen dieses Hülfsverb nicht imperativisch angewendet wird (§. 11.); in den Fällen dagegen, in welchen Letzteres stattfindet, würde durch Anwendung von I shall die Thätigkeit als vom Sprechenden angeordnet erscheinen; deshalb wird, gewissermaßen als Protest gegen diese falsche Auffassung des auszusagenden Verhältnisses, nicht I shall sondern I will angewendet. Aus dem Gesagten ergiebt sich Folgendes:

A. Das Futur wird im Allgemeinen in der ersten Person durch I shall, in der zweiten und dritten dagegen durch I will bezeichnet. Dieser Regel zuwider sind folgende Fälle:

B. Die zweite Person Futuri wird in der Frage mit I shall gebildet, weil der Fragende das Verb I shall in der Antwort voraussetzt; z. B. *Shall* you take care of the children?

C. Die dritten Personen Futuri werden mit I shall gebildet:

C. 1. In temporalen Nebensätzen, durch welche eine zukünftige Begebenheit ausgesagt wird, die gemachten Anordnungen gemäß ist; z. B. As soon as you *shall* be here, we shall go to work. When the inhabitants of the island *shall* run to put out the fire, we shall make a general massacre.

C. 2. In relativen Sätzen wie die folgenden: Those who *shall* read (etwa lesen) his treatise will wish to know more of him. I will turn into Latin a part of any Greek author you *shall* fix upon.

D. In der direkten Rede und in der indirekten Frage wird shall oft in der dritten Person angewendet aus dem im §. 26. A. 1. zu ersehenden Grunde.

Anmerk. 1. Das Futurum unterscheidet sich in seiner Bedeutung von den Formen für die bevorstehende Thätigkeit (§ 4.) dadurch, daß durch diese zwar die Beziehung zwischen dem Subjekt und der Thätigkeit als eine wirkliche, die Thätigkeit selbst aber als eine noch nicht wirkliche aufgefaßt wird; während das Futurum die zukünftige Thätigkeit, welche zwar noch keine wirkliche ist, so auffaßt, als ob dieselbe eine wirkliche (seiende) wäre, indem der Sprechende seinen Standpunkt in der Gegenwart verläßt, und sich auf einen zukünftigen Standpunkt stellt.

Anmerk. 2. Von den im § 7. aufgeführten Formen bezeichnet man das Präsens und das Perfekt mit dem Namen Futurum und Futurum exactum; auch das Imperfekt und das Plusquamperfekt werden zu den Futurformen gerechnet, insofern dieselben einerseits dazu dienen, in der indirekten Rede und der indirekten Frage das in der direkten Rede oder der direkten Frage angewendete Futur zu vertreten (vergleiche §. 26, B.), andrerseits aber durch diese Formen eine zukünftige Thätigkeit konditional aufgefaßt wird (vergleiche § 14.). Diese Formen werden daher auch mit dem Namen Konditionale und Konditionale exactum bezeichnet, und sind in Beziehung auf die Anwendung der Hülfsverben shall oder will denselben Regeln wie die andern Futurformen unterworfen.

Der Modus konditionalis.

14. Durch den Modus konditionalis wird eine in der Wirklichkeit nicht statt findende Beziehung zwischen dem Subjekte und dem Prädikate als wirklich gesetzt, zugleich aber das wahre Sachverhältniß angedeutet. Der englischen Sprache fehlen eigene Kon-

ditionalformen, sie bedienet sich deshalb der Formen für die Vergangenheit, die in dieser Anwendung beziehlich Imperfektum konditionale und Plusquamperfektum konditionale heißen. Nur vom Verb to be existirt ein eigenes Imperfektum konditionale (I were), welches aber in dem Plural mit dem Imperfekt übereinstimmt.

Die deutsche Sprache bedient sich bekanntlich des Konjunktivs Imperfekti und Plusquamperfekti, um das konditionale Verhältniß auszudrücken.

Die im § 13. A. 2. mit dem Namen Konditionale und Konditionale exactum aufgeführten Formen, verhalten sich zum Futurum und zum Futurum exactum eben so, wie sich das Imperfektum konditionale und das Plusquamperfektum konditionale zum Präsens und zum Perfekt verhalten.

15. Ueber die Anwendung der konditionalen Formen ist Folgendes zu bemerken.

A. In konditionalen Sätzen stimmt die deutsche Sprache mit der englischen in Beziehung auf die Anwendung des Modus konditionalis im Prinzip überein. Die Abweichungen beider von einander haben nur darin ihren Grund, daß die deutsche Sprache in gewissen Fällen statt des etwas schleppenden Konditionale und Konditionale exactum das Imperfektum konditionale oder das Plusquamperfektum konditionale anwendet, was im Englischen nicht leicht geschieht.

B. Uebereinstimmend in beiden Sprachen werden die konditionalen Formen angewendet, um etwas Gemischtes als im Widerspruch mit der Wirklichkeit darzustellen; z. B. Hätte ich ihn doch nie gesehen, O that I *had* never seen him. Wäre er doch noch am Leben, Would that he *were* still alive. I wish I *were* an angel out of this frightful place.

C. Uebereinstimmend in beiden Sprachen wird das Imperfektum konditionale von I shall angewendet, um anzudeuten, daß einer vorhandenen Verpflichtung in der Gegenwart nicht genügt wird; z. B. His circumstances *should* exempt him from censure. Daran schließt sich im Englischen die Anwendung von should in Subjektivsätzen, dem deutschen Konjunktiv Präsentis entsprechend; z. B. He has been my companion in the task for the day, and it is fit he *should* share (daß er Theil habe) in its amusements.

D. Das deutsche Imperfektum und Plusquamperfektum konditionale wird fragend angewendet, um anzudeuten, daß eine vom Sprechenden für unmöglich gehaltene Thätigkeit nach der Angabe eines Dritten eine wirkliche ist; im Englischen werden in

diesem Falle die konditionalen Formen von I can angewendet; z. B. Wäre es wahr, *Could* it be true?

E. Daß „Ich hätte können, sollen, müssen," durch I could, I might, I ought, to, I must mit nachfolgendem Infinitiv Perfekti auszudrücken sind, geht aus dem Obigen hervor.

F. Das deutsche mögen, in der Bedeutung gern haben, ist im Allgemeinen durch I like zu übersetzen. Das Imperfektum konditionale ich möchte wird häufig als stellvertretende mildernde Form statt des Präsens ich will, ich wünsche, angewendet, und muß demgemäß entweder durch I wish, oder durch die konditionalen Formen I would, I should like ausgedrückt werden. Dem Plusquamperfektum konditionale ich hätte mögen entspricht I should like mit nachfolgendem Infinitiv Perfekti.

III. Prädikative Anwendung des Infinitivs.

Die elliptischen Formen.

16. Es fehlt der englischen Sprache an einem eigenen Hülfsverb um eine vom Sprechenden willkührlich gesetzte Thätigkeit, über deren Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit in der Gegenwart des Sprechenden noch keine Entscheidung möglich ist, auszudrücken. Deshalb läßt man in diesen Fällen das Hülfsverb gänzlich aus und setzt den Infinitiv Präsentis oder Perfekti ohne Verknüpfung mittelst eines Hülfsverbs; daraus erklären sich die in allen Personen unveränderlichen Formen:

Elliptisches Präsens: I ask.
Elliptisches Perfekt: I have asked.

17. Diese Formen werden in folgenden Fällen angewendet:

A. In temporalen, auf einen zukünftigen Zeitpunkt hinweisenden Nebensätzen; z. B. Tell him this news, before he *hear* it (ehe er dieselbe etwa hört) from your adversary. Till repentance *compose* his mind, he will be a stranger to peace. It is the worst policy in the world ever to bear up an appearance of doubt towards another, before he *have* given you just cause.

B. In konditionalen Nebensätzen; z. B. If your present objection *be* meant as (etwa zum Zwecke hat) an evasion of my offer, I desist. I shall walk in the fields unless it *rain*, wenn es nicht etwa regnet.

C. In den mit lest beginnenden Nebensätzen, deren Inhalt ein Gegenstand der Befürchtung ist; z. B. Love not idleness lest thou *come* to poverty.

18. Die elliptischen Formen möchten in den angeführten Fällen am einfachsten durch Auslassung des Präsens von I shall zu erklären sein; dafür sprechen einerseits die im § 13. C. angeführten Beispiele, andrerseits der Umstand, daß für die Vergangenheit das Imperfekt von I shall angewendet wird, wo für die Gegenwart die elliptischen Formen in Anwendung kommen; z. B. He had prudently retired, untill all excitement of feeling *should* have subsided. He proposed to take a walk, untill it *should* rain. They withdrew to some distance from his tent, lest he *should* overhear them. Daran schließe man die Anwendung von I should in Nebensätzen, welche von einem in der Vergangenheit stehenden Verb des Fürchtens regiert werden; z. B. He dreaded that the slaves *should* combine against him. He appeared at first fearful lest I *should* relent or waver in my purpose.

18. In einem andern, später (§ 30.) zu erwähnenden Falle sind die elliptischen Formen durch Auslassung des Hülfsverb I may zu erklären.

Imperativ.

20. Um eine Thätigkeit anzuordnen, deren Subjekt die zweite Person ist, bedient sich der Sprechende des bloßen Infinitivs Präsentis, der in dieser Anwendung Imperativ heißt; z. B. *Take* from me the same horse that was given him by the good Bishop Jewel, this staff. — Als einen Anglicismus bemerke man die imperativische Anwendung des Infinitivs Perfekti: *Have done*, mach, daß du fertig wirst, dem man auch *Be gone* anschließen kann.

IV. Die Tempora Indikativi der deutschen Sprache.

21. Die sechs indikativen Zeitformen der deutschen Sprache stimmen in ihrer Anwendung mit den gleichbenannten Formen der englischen Sprache im Ganzen überein. Nur in folgenden Fällen weichen beide von einander ab:

Das englische Imperfekt und das deutsche Perfekt.

22. Die deutsche Sprache wendet das Imperfekt nur dann an, wenn das Verhältniß mehrerer in die Vergangenheit fallender prädikativen Beziehungen zueinander ausgedrückt werden soll; andere in die Vergangenheit fallende prädikative Beziehungen werden als in der Gegenwart abgeschlossen angesehen, und deßhalb durch das Perfekt ausgedrückt. Die englische Sprache dagegen

wendet das Perfekt nur dann an, wenn ein Verhältniß der in die Vergangenheit fallenden prädikativen Beziehung zur Gegenwart ausgedrückt werden soll; ist dies nicht der Fall, so wird das Imperfekt angewendet. Man sagt daher zwar übereinstimmend in beiden Sprachen I *came*, I *saw* and *vanquished*, ich kam, ich sah, siegte. I *have been* young and now am old, ich bin jung gewesen, und bin jetzt alt, weil im ersten Beispiele das Verhältniß des in die Vergangenheit fallenden Prädikats zu anderen in die Vergangenheit fallenden Prädikaten, im zweiten Beispiele dagegen sein Verhältniß zur Gegenwart der Gegenstand der Aussage ist; in solchen Fällen dagegen, in denen der Zusammenhang weder unbedingt die eine, noch unbedingt die andere Auffassung fordert, weichen beide Sprachen von einander ab, und die englische wendet das Imperfekt an, während im Deutschen das Perfekt steht; z. B. You are going to London on foot, in the manner Hooker *travelled* there before you. Olivia delivered the whole in a summary way, only saying: We *were* thrown from our horses. Aus dem Gesagten fließt folgende praktische Regel:

Die englische Sprache wendet das Imperfekt an, bei der Erzählung von Begebenheiten, welche in einen vergangenen Zeitabschnitt fallen; z. B. *Were* you at the play yesterday, sind Sie gestern im Schauspiele gewesen? I *met* with him last week, ich habe ihn die vorige Woche getroffen.

Anmerk. 1. Bei der Angabe eines vereinzelten historischen Faktums, z. B. Napoleon *was* born in Corsica, Napoleon ist in Korsika geboren, scheint, wenn das Verbum ein Passivum ist, dem deutschen Präsens das englische Imperfekt zu entsprechen. Diese Erscheinung erklärt sich leicht aus der obigen Regel, wenn man berücksichtigt, daß die angewendete deutsche Präsensform „ist geboren“ das Perfektum Passivum „ist geboren worden“ vertritt.

Anmerk. 2. Der Fall, in welchem das deutsche Plusq. Konj. dem englischen Imperfekt entspricht, ist in §. 26, A. 3. behandelt.

Das Futur.

23. Das deutsche Futur wird zuweilen angewendet, um eine Muthmaßung auszudrücken; z. B. das kann nicht sein, er wird sich irren. Der Brief wird verloren gegangen sein. Im Englischen ist in diesen Fällen die Anwendung des Futurs nicht statthaft; man sagt etwa: That cannot be, he is mistaken. The letter has undoubtedly miscarried.

24. Das deutsche Präsens ist durch das Futur zu übersetzen, wenn dasselbe dazu dient, die Gewißheit einer zukünftigen Begebenheit auszusagen; z. B. Bitte ihn nur, so giebt er Dir alles, was du willst, request him only, and he *will* give you every thing you wish for.

V. Der deutsche Konjunktiv.

25. Der deutsche Konjunktiv wird angewendet, wenn der Sprechende die Bürgschaft für die Wirklichkeit des Inhalts eines Nebensatzes auf ein anderes, im Hauptsatze angedeutetes Individuum überträgt, d. h. in der indirekten Rede und in der indirekten Frage.

Anmerk. Die Hülfsverben wollen und sollen werden gleichfalls im Deutschen dazu angewendet, um die Bürgschaft für die Aussage vom Sprechenden auf ein anderes Individuum zu übertragen, und zwar wird namentlich durch wollen diese Bürgschaft auf das handelnde Subjekt, durch sollen dagegen auf ein nicht genanntes Individuum übertragen; z. B. Sie will mich gesehen haben. Er soll sehr reich sein. Beides ist im Englischen nicht zulässig.

Die indirekte Rede und die indirekte Frage.

26. In Beziehung auf das Tempus und den Modus der indirekten Rede und der indirekten Frage weicht die englische Sprache von der deutschen ab, und stimmt mit der französischen überein. Wie diese wendet sie daher den Indikativ an. In Beziehung auf das Tempus beachte man Folgendes:

A. Steht das Verb des Hauptsatzes in der Gegenwart (Präsens oder Perfekt), so bleiben die Zeiten der in das indirekte Verhältniß gerückten Rede oder Frage dieselben, wie sie in der direkten Rede oder Frage waren; z. B.: I have been told that he *has* (hat oder habe) lost his place (dir. R. He *has* lost his place). I don't know whether such flouncing and shredding *is* (ist oder sei) becoming even in the rich (dir. Fr. *Is* such flouncing becoming?).

B. Wenn das Verb des Hauptsatzes in der Vergangenheit (Imperfekt oder Plusq.) steht, so werden alle in der direkten Rede oder Frage stehenden Präsesformen in Imperfektformen verwandelt, sobald jene in das indirekte Verhältniß tritt; z. B. He asserted that I *was* (sei oder wäre) heterodox (dir. R. You *are* heterodox). He inquired who *was* (sei oder wäre) there (dir. Fr. Who *is* there?).

Anmerk. 1. Steht das Verb der indirekten Rede oder Frage im Futur, so treten Fälle ein, welche mit § 13, A. in scheinbarem Widerspruch stehen, die sich aber leicht durch Verwandlung der indirekten Rede in die direkte erklären lassen; z. B. He assured me that he *should* not be long in my debt (dir. R. I *shall* not be long in your debt).

Anmerk. 2. Auch über die in folgenden Beispielen stattfindende vom Deutschen abweichende Anwendung von will und shall wird man sich Rechenschaft geben können, wenn man die indirekten Sätze in direkte umwandelt: Their present mortification did not much displease me, as it *would* give me opportunities of future triumph (dir. R. It *will* give me opportunities of future triumph). When the white inhabitants of the island *should* (§. 13, C. 1.) run to put out the fire, the blacks were to seize this moment.

Anmerk. 3. Enthält die direkte Rede im Englischen ein Imperfekt, wo im Deutschen ein Perfekt steht (§ 22.), so wird in der entsprechenden indirekten Rede ein englisches Imperfekt da stehen, wo im Deutschen der Konjunktiv Perfekti oder Plusquamperfekti anzuwenden ist, vorausgesetzt, daß das Verb des Hauptsatzes in der Vergangenheit steht; z. B. At this account the ladies were greatly concerned, but being told the family *received* no hurt, they were extremely glad.

Wunschausdrückende Nebensätze.

27. Wird ein Nebensatz von einem Verb des Wünschens regiert, so steht im Deutschen der Konjunktiv, während im Englischen (nach § 10.) I may angewendet wird; z. B. Heaven grant she *may* be the better for it this day three months.

28. In den mit that, damit, beginnenden Nebensätzen entspricht das Verb I may gleichfalls dem deutschen Konjunktiv; z. B. He will prevent my girls from going to town, that he *may* have the pleasure of my youngest daughter's company. Diese Anwendung von I may ergibt sich gleichfalls aus dem im §. 10. Gesagten.

Konzessive Fragsätze.

29. Hält der Sprechende sein Urtheil über die Wichtigkeit des Inhalts eines Nebensatzes deßhalb zurück, weil diese Entscheidung ohne Einfluß auf den Inhalt des Hauptsatzes ist, so pflegt man dem Nebensatz die Form eines Fragesatzes zu geben, und nennt ihn deßhalb „konzessive Frage." In den konzessiven Fragen wendet die deutsche Sprache den Konjunktiv, die englische dagegen das Hülfsverb I may an (vergl. § 9.); z. B. Whatever *may* be thy fortune, let me see thee once a year. She conjured him to avert the wrath of the sorceress by obeying her commands, whatever they *might* be. Whatsoever his former

conduct *may* have been, his circumstances should exempt him from censure now. However dark the habitation of the mole *may* be to our eye, yet the animal itself finds the apartment sufficiently lightsome. Whereever you *may* be, you are in the presence of God. You shall have a sermon, whether there *may* be good company or not.

30. In konzessiven Fragesätzen wird das Präsens des Hülfsworts I may gewöhnlich ausgelassen, oder mit andern Worten, es werden die elliptischen Formen (§ 16) angewendet; dadurch verwandeln sich die obigen Sätze (§ 29) in folgende: Whatever *be* thy fortune, let me see thee once a year. Whatsoever his former conduct *have been*, his circumstances should exempt him from censure now. However dark the habitation of the mole *be* to our eyes, yet the animal itself finds the apartment sufficiently lightsome. Whereever you *be*, you are in the presence of God. You shall have a sermon, whether there *be* good company or not.

Wie der deutsche Konjunktiv in Nebensätzen, welche den Gegenstand einer Befürchtung ausdrücken, zu übersetzen sei, entnehme man aus § 18; wie der deutsche Konjunktiv in Subjektssätzen auszudrücken ist, geht aus § 15, C. hervor.

Nachtrag.

Die englische Sprache besitzt außer den im Obigen erläuterten Konjugationsformen noch eine bedeutende Anzahl Partizipial-Konjugationsformen, deren Anwendung gleichfalls aus einfachen und umfassenden Prinzipien abgeleitet werden kann. Es sei erlaubt, in dieser Beziehung auf die bald erscheinende dritte Auflage des wissenschaftlichen Theils von Fölsings Lehrbuch der englischen Sprache zu verweisen.

Berlin.

J. Fölsing.

Ueber das Prinzip der freien Rhythmen mehrerer Gedichte von Goethe.

Die freien Rythmen wurden, so viel ich weiß, zuerst von Klopstock in Oden angewandt. Als er 1759 eine Ode, welche Betrachtungen über die „Allgegenwart Gottes" enthält, in dem „nordischen Aufseher" veröffentlicht hatte, äußerte sich Lessing darüber in den „Briefen, die neueste Literatur betreffend" in folgender Weise: „Diese Betrachtungen scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen:

> Ich hebe meine Augen auf, und sehe,
> Und siehe, der Herr ist überall!
> Erde, aus deren Staube
> Der erste der Menschen geschaffen ward,
> Auf der ich mein erstes Leben lebe!
> In der ich verwese,
> Aus der ich auferstehen werde!
> Gott, Gott würdigt auch dich,
> Dir gegenwärtig zu sein!
> Mit heil'gem Schauer
> Brech' ich die Blum' ab!
> Gott machte sie!
> Gott ist, wo die Blum' ist!
> u. s. w.

Was sagen Sie zu der Versart, wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts, als eine künstliche Prosa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Sylbenmaaßes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam sein, zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte in diesem prosaischen

Sylbenmaaße abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählt, und alle Schwierigkeiten desselben so sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm sogar hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosaische (richtiger hieße es wohl: der metrische) Wohlklang von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet und Wohlklang zu sein aufhört: wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Sylbenmaaße schriebe, und eine Arbeit gänzlich unterließe, die ihm dieser doch niemals dankt? Ja, ich wollte noch weiter gehen, und diese freie Versart sogar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viele Leser sehr unzufrieden gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreißen zu wollen scheint. Diese würden sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metrum befriedigen lassen. Der Scribent behielte dabei in der That alle Freiheit, die ihm in der Prosa zu Statten kommt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich jetzt gar nicht erwähnen; wenn sich nämlich der Dichter bei der Abtheilung dieser freien Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem aussprechen müßte u. dgl."

Herder stimmte in seinen „Fragmenten zur deutschen Literatur" diesem Urtheile bei. Er meinte, daß dieses Sylbenmaaß uns vielleicht von vielem Uebel erlösen und viel „Aufschluß und Bequemlichkeit" bringen könnte. Es könne, nach jener scythischen Zeichensprache zu reden, wie ein Pfeil treffen, wie ein Adler sich aufschwingen, könne die Sprache durchgraben, und sich wieder, ohne zu sinken, schwimmend erhalten. Dann eigne es sich auch vortrefflich zu Gemälden der Einbildungskraft, die kein gefesseltes Sylbenmaaß ertrügen, ohne daß sie oder das Sylbenmaaß leide. Bei Pindar und Horaz laufe die Periode und das Gleichniß über die Strophe hinüber, wenn sie auch bei den meisten deutschen Dichtern zahm genug sei, sich in die Strophe einschließen zu lassen. Ferner empfiehlt er diese freien Rhythmen vorzüglich für das Recitativ, während er für die Arien die Assonanzen wünscht. Nicht minder hält er sie für das Drama geeignet. „Es kann sich dieser

Vers so prosaisch als möglich machen; und dies ist in den ersten Auftritten nöthig, wo das Sylbenmaaß oft unleidlich wird. Er kann sich aber auch hernach zum höchsten tragischen Affect erheben, und dem Brausen des Sturms nachahmen, der im Virgil auf den Wogen reitet. Er kann die Theatergemälde beleben, die Diderot will, und kann die heftigen kurzen Doppelgespräche füllen, welche die Alten auf ihren Bühnen so sehr liebten, und die bei uns so sehr ausarten. — Wenn nun in diesem Sylbenmaaß so viel Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik liegt, so muß es auch ein Muster von Declamation sein. Lies eine hinkende deutsche alcäische Ode, declamire sie gut, verbirg ihre Fehler, laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklanges hören; — es ist nicht mehr alcäische Ode, es ist eine Sprache, in diese Verse zerstückt! Höre einen Redner in seinem Feuer brausen, oder zerschmelzen; du wirst einige Fußstapfen dieser Abschnitte in seiner Declamation hören!"

Zwei so gewichtige Urtheile verfehlten nicht, Goethe für diese quasi-metrische Form günstig zu stimmen. Und so finden wir denn, daß er sie nicht blos in dramatischen Dichtungen, wie im Prometheus, und, etwas geregelter, noch im Elpenor versucht, sondern auch in einer ganzen Reihe kleinerer Gedichte, von den seinem Freunde Berisch gewidmeten Oden an bis zu den Gedichten „Meine Göttin," „Das Göttliche" u. s. w. angewandt hat. Vergleichen wir aber die Art der Behandlung dieser Form bei Klopstock und Goethe, so zeigt sich eine merkliche Verschiedenheit, die am klarsten hervortritt, wenn wir die „Frühlingsfeier," worin Klopstocks eigenthümliche Behandlungsweise sich am schärfsten ausprägt, zu unserer Vergleichung auswählen. Diesen Unterschied hat neuerdings Heinrich Kurz *) in Folgendem zu finden geglaubt: Klopstock habe für jede einzelne Empfindung, jeden einzelnen Gedanken eine gerade diesem anpassende Form gewählt, woraus am Ende eine wahre Formlosigkeit habe entstehen müssen, indem es den einzelnen rhythmischen Bewegungen an aller Einheit gebräche, und sie zuletzt sich gegenseitig auflösen. In der Frühlingsfeier und ähnlichen Gedichten von Klopstock lasse sich vom Anfange bis zum Ende in dem Wechsel des Rhythmus überall die Absicht des Dichters mit voller Sicherheit nachweisen. Bei Goethe dagegen zeige sich in den freiern Rhythmen nur selten eine Uebereinstimmung des

*) In seinem gehaltreichen Commentar zum Handbuch der poet. Nationalliteratur der Deutschen. S. 48.

Rhythmus und des Gedankens, die man, eben weil sie nur hie und da erscheine, für zufällig halten müsse. Aber dafür sei ihnen eine bestimmte, feste, wiederkehrende Form eigen, und diese beruhe im Parallelismus der Gedanken oder der Anschauungen, der durch seine Gedichte ganz durchgeführt sei.

Ich kann diesen Parallelismus der Gedanken und Bilder in den bezeichneten Gedichten von Goethe nicht entdecken, wenigstens gar nicht einen so regelmäßig und consequent durchgeführten, daß ich ihn als das formirende und Einheit hervorbringende Princip betrachten könnte. Es zeigen sich allerdings hier und da parallele Anschauungen und Vorstellungen; aber deren wird man, bei aufmerksamer Betrachtung, auch in andern Gedichten nicht wenige finden, namentlich in Oden und Hymnen, zu deren Gattung die in Rede stehenden Gedichte größtentheils gehören; denn die höhere Begeisterung ist wortreich und sucht sich durch einen gehäuften Ausdruck zu genügen. Auch müßte der Parallelismus, wenn in ihm eine ächte formirende Kraft beruhen sollte, ein durchweg gleichtheiliger sein; und zwar wäre er am besten, wie in der hebräischen Poesie, ein zweitheiliger. Untersucht man aber die Stellen jener Goethe'schen Gedichte, worin der Parallelismus erscheint, so finden sich bald zwei, bald drei oder vier einander parallele Gedanken, wie es eben der Zufall mit sich bringt. Ich kann demnach unmöglich in die Ansicht einstimmen, daß jene Gedichte durchweg auf dem Ebenmaaß der Gedanken und Vorstellungen als auf ihrer eigentlichen Grundlage aufgebaut seien, sondern muß dieses Ebenmaaß, wenn es sich hier in höherm Grade als in andern Gedichten zeigt, für etwas Secundäres, worüber ich mich unten näher erklären werde, und in manchen Stellen sogar für etwas Zufälliges ansehen. Umgekehrt kann ich in dem, was Kurz für rein zufällig bei Goethe erklärt, in der Zusammenstimmung des rhythmischen Ganges mit dem Gedankeninhalt, nicht einen bloßen Zufall anerkennen. Das ist allerdings richtig, daß bei Goethe nicht, wie Klopstock, sich ein klar bewußtes Streben zeigt, überall den geschilderten Gegenstand mittelst der rhythmischen Bewegung zur sinnlichen Anschauung zu bringen. Aber daraus folgt nicht, daß die Harmonie von Rhythmus und Gedanke, wo sie sich bei Goethe findet, dem Zufall beizumessen ist; sondern sie kann die Frucht eines Gefühls, eines poetischen Instinkts sein; und so verhält es sich in der That. Klopstock war Verskünstler im vollsten Sinne des Wortes; er hatte über die Bedeutsamkeit aller Arten von rhythmischer Bewegung nachgedacht; er hatte sich

feste Grundsätze darüber gebildet, was ein Molossus, ein Amphimacer, was jeder der Epitriten, Päonen u. s. w. auszudrücken fähig sei, und war sich dieser Grundsätze über dem poetischen Schaffen stets bewußt. Er ging so weit zu behaupten, „daß auch die Dichter der Alten nur zuweilen, und selbst Homer nur viel öfter als die andern, der wahren Vorstellung von der metrischen Schönheit genug gethan." Auch Homers Verse, sagte er, „gehen nicht selten ihren Weg für sich, und lassen den Inhalt den seinigen gehn; oder sie gehen geradezu gegen den Inhalt an." Eine so ängstliche und so sehr dem Einzelnen zugewandte Aufmerksamkeit auf Versmalerei aber, wie sie Klopstock verlangte, war nicht Goethe's Sache. Er brachte es überhaupt in seinem Leben nie zu einer recht systematischen Theorie der Verskunst. Interessant ist es zu sehen, wie er sich anstellte, um hinter die Künste des hexametrischen Versbaues zu kommen; Voß erschien ihm in dieser Beziehung wie ein Geheimkünstler, und er hätte große Lust gehabt, mit ihm einen förmlichen mündlichen Cursus über den Hexameter durchzumachen, wie er sich bei dem regelrechten Bau des fünffüßigen Jambus (in der Umarbeitung der Iphigenie zu Rom) des Beirathes von Moriz bediente. Er machte es aber zuletzt mit dem heroischen Versmaaß, wie fast in allen Dingen, er suchte durch die Praxis zu dem Nöthigsten von theoretischer Einsicht zu gelangen, und unternahm mit zu diesem Zwecke die Bearbeitung des Reineke in Hexametern. Auf solchem Wege brachte er es zu einem Hexameter, der vor dem Urtheil des gewöhnlichen nüchternen Theoretikers immerhin unter dem Vossischen stehen mag, aber sicher vor dem Forum eines unbefangenen Gefühls, und somit auch wohl vor dem einer allseitig freien Kunstkritik vor dem Vossischen den Vorrang behauptet. Aehnlich verhält es sich nun mit Goethe's freiern Rhythmen, den Klopstockischen gegenüber. Wie die letztern aus deutlich gedachten Principien hervorgegangen sind und somit der Verstand an ihrer Entstehung stark betheiligt ist, so wird es auch dem Verstande des Kunstrichters nicht schwer, in ihnen überall Zweck und Zweckmäßigkeit nachzuweisen, während die Goethe'schen, als ein Produkt einer mehr bewußtlos wirkenden künstlerischen Natur, eben deshalb auch, wie Naturprodukte, nicht so leicht, und mehr dem ahnenden Gefühle als der deutlichen Einsicht, ihre innere Bedeutung und Wahrheit erschließen. Auch in Goethe's freien Rhythmen stehen meistens Bewegung und Gedankeninhalt der Verse im Einklange; aber dieser Einklang ist natürlich und ungesucht, und daher leiser, zarter, ich möchte sagen

unschuldiger, und mithin auch schöner und wohlthuender, als bei Klopstock.

Es scheint mir bisher noch nicht gehörig erkannt worden zu sein, worin die Form der freien Rhythmen überhaupt beruhe. Ich finde sie in dem Gleichgewicht der einzelnen syntaktischen Glieder der Rede. Jeder einzelne Vers besteht aus einem besondern syntaktischen Gliede, und die einzelnen Glieder stehen untereinander in einem gewissen Gleichgewicht. Dies läuft keinesweges auf dasselbe hinaus, was Kurz, wie wir oben sahen, durch Parallelismus der Gedanken und Anschauungen bezeichnet hat; denn ein solcher besteht darin, daß jedem Gedanken regelmäßig ein Wiederhall nachtönt, wodurch freilich auch ein Balanciren ganzer Sätze, aber nicht nothwendig einzelner Satzglieder entsteht. Dem Parallelismus haftet eine weit größere Einförmigkeit an, als jenem Abwiegen der syntaktischen Glieder gegen einander, wobei eine große Mannigfaltigkeit von Combinationen statt finden kann. Bald werden Subjekt und Prädikat gegen einander abgewogen:

Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.

Oder eine Adverbialbestimmung bildet das Gegengewicht zum ganzen übrigen Satze:

Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hütersittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Oder ein Subjekt, Objekt u. s. w. wird durch einen relativen, oder überhaupt adjektivischen Zusatz aufgewogen:

Der du mich fassend deckest,
Jupiter Pluvius.

Oder auf gleicher Reihe stehende Satztheile werden mit einander parallelisirt:

Den Blumen-singenden
Honig-lallenden
Freundlich winkenden ...

Und so ließe sich noch eine Menge anderer Combinationen dieser Art aufzählen, die alle von Dichtern bereits angewandt worden sind. Schon aus den hier angeführten Beispielen geht hervor, daß nicht immer ein ganzes Satzglied einem ganzen gegenüber gestellt wird, sondern bisweilen auch eines mehrern zusammen,

oder einem ganzen Satze, oder ein ganzer Satz einem andern. Soll aber dieser Absonderung und Gegenüberstellung einzelner Satztheile und Sätzchen eine dichterisch formirende Einheit erzeugende Kraft innwohnen, so müssen die einzelnen Glieder sich das Gleichgewicht halten, und darin liegt vorzugsweise der Unterschied jener freien Rhythmen und der Prosa. Es wird zwar nicht erfordert, daß die Sylben, woraus ein einzelnes Glied oder der von ihm angefüllte Vers besteht, an und für sich d. h. außer dem Zusammenhange mit der ganzen Rede betrachtet, genau dasselbe Zeitquantum ausfüllen, noch weniger, daß sich eine gesetzliche Reihenfolge von Längen und Kürzen darin finde, aber wohl ist es nöthig, daß die Zeit, welche bei angemessener Deklamation jedes einen Vers füllende Satzglied der Sätzchen, mit Inbegriff der zugehörigen Pausen, verlangt, durchgehends im Stücke dieselbe sei.

Um meinen Gedanken in volles Licht zu setzen, muß ich etwas weiter ausholen, wobei vielleicht gelegentlich ein Irrthum beseitigt wird, der weit genug verbreitet und eine Quelle mancher schiefen Urtheile ist.

Die Alten lasen ihre Verse anders, als wir die unsrigen. Es war ihnen eine unverbrüchliche Regel, die Gliederung eines Gedichtes, die architektonische Zusammensetzung des tönenden Sprachkörpers, die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Klänge, die man in einem Gedichte vernimmt, dem Ohr des Hörers aufs Bestimmteste durch die Deklamation einzuprägen. Ihre Deklamation band sich nicht minder streng an ein festes Zeitmaaß, als bei uns der Gesang. Man wähne nicht, daß ein Rhapsode, der einen Gesang aus Homer vortrug, den Hexameter in einer so lockern, freien Weise ertönen ließ, als wir diesen Vers zu lesen pflegen. Wir lassen den logischen Pausen innerhalb des Hexameters ihr Recht widerfahren, mag dadurch seine Zeitdauer auch über Gebühr verlängert werden. Ein Beweis, daß die Alten es nicht so machten, liegt schon in der verschiedenen Art, wie sie bei logischen Abschnitten innerhalb des Verses hinsichtlich des Hiatus verfahren. Während es bei uns Regel ist, daß der Hiatus erlaubt wird, sobald er mit einer Interpunktion coincidirt, die eine bedeutende logische Pause bezeichnet: muß in lateinischen Versen der Hiatus selbst bei den wichtigsten logischen Einschnitten innerhalb des Verses vermieden werden. Daraus erhellt, daß sie in der Deklamation die logischen Pausen nicht beobachten, denn die zur Vermeidung des Hiatus angewandten Elisionen machen ein Anhalten an der Ein-

schnittstelle geradezu unmöglich. Die deutschen Lehrer der Deklamatorik stellen unbedingt den Grundsatz auf, daß in dem Vortrag der gebundenen Rede die freie logische Gliederung vor der metrischen vorwalten müsse. So heißt es bei Falkmann: „Die logische Behandlung der Rede muß die herrschende bleiben und darf keine Schmälerung durch die musikalische erleiden, denn wenn der Verstand die menschlichen Worte nicht mehr erleuchtet, so haben sie ihren edelsten Charakter verloren; die euphonische Seite nehme also die zweite Stelle ein und lasse sich nur da blicken, wo Raum für sie ist." Anders bei den Alten. Ihr regerer Sinn für Symmetrie, ihr lebhafteres Wohlgefallen an Schönheit der Form sträubte sich im mündlichen Vortrage gegen Verstümmelung des gesetzmäßigen Baues der Gedichte; ihre vollklingende, gesangreiche Sprache lud zu stärkerer Hervorhebung der rhythmischen Gliederung ein. Ohne Zweifel werden sie bei der Deklamation auch die logische Gliederung nicht außer Acht gelassen und Mittel zur Andeutung derselben gewußt haben. Aber sie, die uns das Erste und Wichtigste beim Vortrag ist, war ihnen das Zweite, das Untergeordnete.

Wenn es nun aber nicht zweifelhaft sein kann, daß unsere Neigung, die logische Gliederung der gebundnen Rede auf Kosten des metrischen Gesetzes beim Vortrage geltend zu machen, tief in der Natur unserer Sprache und unserer Poesie begründet sein muß: so folgt zunächst daraus, wie unklug es ist, deutsche Poesie in künstliche antike Rhythmen einzukleiden. Der deutsche Deklamator wird eine alcäische Ode unserer Dichter, wenn er sie mit Feuer und Ausdruck lies't in regellose syntaktische Gebilde, nicht aber, nach Herders Behauptung, in ähnliche Verse, wie Klopstocks freie Rhythmen sind, zerstücken. Wozu denn nun dem Dichter die Verpflichtung auferlegen, seine Sprache in das antike Metrum einzuzwängen, da es doch in der mündlichen Darstellung dem Ohr verloren geht?

Aber ist denn nicht ein Metrum möglich, so darf man nach dem Vorhergehenden weiter fragen, worin der logischen Gliederung beim Vortrag vollkommen ihr Recht geschehen kann, ohne daß die metrische darunter leidet? Wäre vielleicht gar eines denkbar, dessen rhythmischer Bau sich erst dann dem Sinne recht lebhaft darstellt, wenn man in lebendiger, begeisterter Rede, bloß nach oratorischen Gesetzen, den Gedanken- und Empfindungsgehalt des Gedichtes kräftig hervortreten läßt? Allerdings ist ein solches Metrum denkbar; es ist uns in den freien Rhythmen, wovon wir

reden, wirklich gegeben. Diese Rhythmen erscheinen nur so lange regellos, das Gesetz bleibt in ihnen nur so lange verhüllt, bis die Worte, die man an sie gebunden, in dem Munde eines ächten Declamators ihr eigentliches Leben gewinnen; dann gewahrt auf einmal das Ohr eine schöne symmetrische Gliederung, einen regelrechten Bau des Gedichtes. Bei ausdrucksvoller Declamation kann und soll bekanntlich oft ein einziges Wort mehrere an Zeitdauer und Nachdruck aufwiegen. Wenn nun bei antiken Strophenformen, und in geringerm Grade auch bei den modernen, dem Deklamator die Aufgabe gestellt ist, diesem oratorischen Gesetze nur so weit zu genügen, als dadurch nicht der architektonische Bau des Gedichtes zerstört wird: so ist bei den freien Rhythmen im Gegentheil von vornherein auf einen logisch-pathetischen Vortrag des Gedichtes als auf eine Bedingung gerechnet, ohne welche die Symmetrie des sprachlichen Materials nicht zur Anschauung gelangt. Hieraus erhellt, daß jene Rhythmen nur scheinbar frei sind; der Dichter ist bei ihnen vielleicht noch gebundener, als bei einem streng schematischen Metrum. Ferner ergibt sich, daß diese Verse Redeverse in höchster Potenz, also nicht, wie Lessing will, für den Gesang, sondern, mit Herder, höchstens für das Recitativ zu empfehlen sind. Weiter ist klar, warum Herder in diesen Rhythmen einen solchen „Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik" fand; er fühlte, obgleich er eben so wenig als Lessing die Natur dieser metrischen Form deutlich erkannte, daß die Gedichte, die darin abgefaßt waren, zu einem bewegten, pathetischen Vortrage drängten. Wenn aber er sowohl als Lessing diese Versart für das Drama vorschlägt, so kann man nicht unbedingt beistimmen, sondern den Vorschlag nur für eine bestimmte Art des Drama's oder vielmehr für Dramen von einem bestimmten Charakter gelten lassen. Goethe hat auch in dieser Beziehung wieder einen ungemein feinen Takt gezeigt. Er hütete sich wohl, seine Iphigenia durchgehends in diesem Metrum zu schreiben; auch die erste metrische Form derselben, die man gewöhnlich als eine Art poetischer Prosa bezeichnet, war nichts weniger als diesen freien Rhythmen ähnlich; sie trug schon ganz entschieden die Prädisposition zu der spätern Form, zum iambischen Quinar, in sich. Mit Recht aber dünchten ihm jene Rhythmen ein paar bewegteren Stellen zuzusagen, wohin das bekannte Lied der Parzen gehört. Ein Drama so subjectiv-lyrischer Natur jedoch wie der Prometheus, das sich stets auf der Höhe der Ode gehalten und dabei nur einen geringen Umfang bekommen hätte, konnte immerhin ganz in jenen Rhythmen

durchgeführt werden. Im Allgemeinen aber werden wir, ohne die Gründe noch entwickeln zu müssen, das Theorem aufstellen dürfen, daß diese Versart keiner Gattung von Gedichten mehr zusagt, als der Hymne und Ode; und in Productionen dieser Art hat Goethe sie auch vorzugsweise angewandt.

Vergleicht man aber Goethe's Hymnen aus den Jahren 1781 und 1782: „Gränzen der Menschheit, das Göttliche u. s. w." mit den ältern Oden: An Berisch, Wanderers Sturmlied, An Schwager Krono's Harzreise im Winter u. s. w. in Beziehung auf die Behandlung der freien Rhythmen: so stellt sich sogleich die Verschiedenheit dar, daß in den spätern Gedichten dieser Art das Metrum sich weit mehr einem bestimmten regelmäßigen Schema annähert, und zwar einestheils dadurch, daß die Verslänge mehr gleich und constant wird, und zweitens durch ein häufigeres Hervortreten des daktylischen Maaßes. Halten wir z. B. die Stelle aus den „Gränzen der Menschheit":

Steht er mit festen — ◡ ◡ — ◡
Markigen Knochen — ◡ ◡ — ◡
Auf der wohlgegründeten ◡ ◡ | — ◡ — ◡ ◡
Dauernden Erde. — ◡ ◡ — ◡
Reicht er nicht auf — ◡ ◡ —
Nur mit der Eiche — ◡ ◡ — ◡
Oder der Rebe — ◡ ◡ — ◡
Sich zu vergleichen. — ◡ ◡ — ◡

neben irgend eine Stelle aus der Ode „An Schwager Kronos":

Seitwärts des Ueberdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Frischung verheißender Blick
u. s. w.

so tritt uns die Annäherung an ein regelrechteres Versmaaß in dem ersten Bruchstück anschaulich genug entgegen. Diese Metamorphose einer metrischen Form darf uns bei Goethe nicht auffallend sein; vielmehr wird Jeder, der den Entwicklungsgang seines Geistes aufmerksam verfolgt, darin etwas Gesetzliches und Nothwendiges sehen, das eben in jenem Entwicklungsgange begründet ist. Als die hohen, strudelnden Wellen der Sturm- und Drangperiode sich zu beruhigen begannen, mußte sich die sanftere Strömung der Gedanken und Empfindungen schon von selbst bei ihm in der Poesie auch durch ein ruhigeres, gesetzmäßigeres Metrum kund geben. Dazu kam noch, daß, selbst ehe ihn auf Latiums

hem Boden der Geist des Alterthums ganz ergriff, seine
sich immer mehr dem Charakter und den Formen der antiken
unst zuneigte. Nun räumt diese aber, ganz im Gegensatz
n Prinzip, worauf die freien Rhythmen beruhen, den me-
ı Formen eine selbstständige Geltung ein; und so ist es ganz
ich, warum die freien Rhythmen bei der Annäherung der
hen Periode ihren Charakter wesentlich ändern und zuletzt
verschwinden müssen.

B.

Flandricismen.

Belgien macht Frankreich Alles nach: Bücher, Journale, Sprache, Musik, Theater und Politik. Aufs Bücher-Nachmachen versteht es sich am Besten. Die Kammern debattiren wie die Französischen; es werden oratorische Vorträge à la Thiers und à la Guizot gehalten, die oft gar nicht zu verachten wären, wären sie nicht à la Thiers und à la Guizot; auch die Parteiführer haben sich ihre Typen unter den Gestalten gewählt, die lange im Pariser Parlamente geglänzt, aber allmälig erbleichen und bald ganz verschwinden werden. Brüssel hat seine große Oper, hier théâtre royal; ein Gymnase, unter dem Namen th. du Parc; eine Vaudevilletheater und ein théâtre des nouveautés. Die Kunstausstellungen finden im Musée statt, wie zu Paris, und auf dieselbe Weise, indem man eine Leinwand über die Werke der alten Meister spannt, die auf mehrere Monate für Künstler und Publikum verloren sind.

Das Alles wird mehr oder weniger verunstaltet. Die zierlichen Produkte der brillanten Pariser Civilisation sind für eine flammändische Faust zu zart; der französische Esprit ist den Biertrinkern zu flüchtig; und, müssen wir hinzusetzen, ein flammändisches Gemüth ist zu aufrichtig und wahr, um sich in dieser schillernden Falschheit des französischen Lebens zurecht zu finden. Im Grunde haßt der Flammänder die Franzosen.

Wir haben es natürlich hier nur mit der Sprache zu thun. Das Französische ist eine zweite Muttersprache der Flammänder geworden. Wie das gekommen, ließe sich leicht aus der Geschichte erklären; das würde uns aber zu Untersuchungen führen, welche die Grenzen und den Zweck dieser Blätter überschreiten dürften. Die französische Sprache hat das Land überschwemmt wie eine Fluth; in den oberen Regionen hat sie sich ziemlich rein erhalten,

in den Mittelklassen aber ist sie verunreinigt worden. Es haben sich da Redensarten und Wendungen und Ausdrücke eingeschlichen, die dem Geiste der französischen Sprache zuwider sind: Barbarismen aller Art, die sich theils als Germanismen herausstellen, theils auch Uebertragungen flammändischer Idiotismen sind; auch haben sich mitunter Wallonismen in dieses wunderliche Gemisch verlaufen. Wir haben einen längern Aufenthalt im Lande benutzt, um diesen mannigfachen Anomalien nachzuspüren, und glauben mehreren Lesern einen Dienst zu erweisen, indem wir das Resultat eines, obgleich unvollständigen Studiums vorlegen. Wir halten uns um so mehr berechtigt, dieses zu glauben, da, wie gesagt, eine Menge Flandricismen im Geiste der germanischen Sprachen ihren Ursprung haben, und unsere Bemerkungen daher deutschen Lesern von einigem Nutzen sein können.

Selbst den Namen seiner Hauptstadt spricht der Belgier nicht selten unrichtig, er sagt: Brucselles statt Brussel; ein Fehler, in den häufig die Pariser verfallen. Von Bruxelles hat man *Bruxellaire*, ein Brüsseler, gemacht; es ist offenbar eine Travestie des deutschen Wortes. Der Franzose sagt un Bruxellois. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß man ebenfalls Aisse-la-chapelle und nicht Aicse-la-chapelle sagen muß.

Unter den Eigenheiten, welche die Flammänder sich angewöhnt haben, ist uns besonders die öftere Wiederholung der Worte: „n'est-ce pas" und „dit-il" aufgefallen. Der Brüsseler bringt sein n'est-ce pas rechts und links an, ohne daß auch nur der entfernteste Grund dazu vorhanden sei.

Um einige Ordnung in unsere Bemerkungen zu bringen und die Uebersicht zu erleichtern, wollen wir sie in alphabetischer Reihe aufstellen, indem wir dabei die Germanismen von den Flandricismen und Wallonismen trennen; mehrere fehlerhafte Ausdrücke, welche aus dem Stammlande der Sprache nach Flandern gewandert sind, werden wir besonders erwähnen.

Germanismen.

Aimer mit *de*. Man sagt: j'aime *à* me promener, nicht *de* me promener.

Avec. *Aller avec*, kann nicht ohne régime gebraucht werden; eben so *venir avec*. Venez avec *nous*, j'irai *avec lui*. — Avec un temps pareil vous tomberez malade, statt *par* un temps pareil. — Envoyer *avec* la diligence, statt *par* la diligence.

Altéré, darf nicht im Sinne des deutschen alterirt gebraucht werden. Je suis tout altéré heißt: ich bin sehr durstig; doch kann man sagen: Rien ne peut *altérer* la constance du sage, wo es stören bedeutet.

Bon pour manger statt *à* manger. Ce poisson est bon *à* manger, nicht *pour*. Das Zeitwort manger hat hier eine passive Bedeutung; es steht für à être mangé. Sage ich im aktiven Sinne: Cet homme est *bon* pour manger, so heißt das so viel als der Mann ist ein starker Esser.

brûler, brennen. Dieses Zeitwort wird häufig falsch angewendet. Es brennt wird mit *il brûle* übersetzt; man läutet Sturm, es brennt: on sonne le tocsin, il *brûle,* man sage: il y a un incendie. Kaffee brennen: *brûler* du café, statt griller, rôtir, der eigentliche Ausdruck wäre torréfier, was sich aber etwas präziös ausnimmt.

Bûche bedeutet an und für sich schon ein Klotz oder ein Stück Holz; es ist also überflüssig, hinzuzufügen: de bois, nur wenn ein erklärendes oder specificirendes Wort nachfolgt, wird bois gesetzt: une bûche de bois de campêche, une bûche de bois flotté.

chercher après quelqu'un, nach jemanden suchen, statt chercher quelqu'un.

combien est-ce que vous demandez pour, wie viel verlangen Sie dafür? Diese Wendung, um sich nach dem Preise einer Waare zu erkundigen, ist um so verfänglicher, da sie auf den ersten Blick korrekt erscheint, sie ist aber dem französischen Idiom fremd; es heißt: combien vendez-vous.

Dehors wird von Flammändern öfter als von Deutschen nach aller, boire, tomber etc. gesetzt. Sie sagen: buvez *dehors,* buvez votre verre *dehors* le feu va *dehors,* la bouteille est *dehors,* statt buvez, videz votre verre, le feu s'éteint, la bouteille est vide. So hört man auch wohl sagen: je sais ma leçon *dehors,* statt je sais ma leçon par coeur.

Dieser Germanismus findet sich auch in folgender Stelle der Nachahmung Christi: *Si scires totam bibliam exterius,* wenn du die ganze Bibel auswendig wüßtest. Dieser und andere ähnliche Ausdrücke beweisen zur Genüge, daß das schöne Buch nur von einem Deutschen geschrieben werden konnte; nie wäre der Franzose Gerson, dem man es mit aller Gewalt vindiciren will, auf solche Verstöße verfallen.

Génie. Im Deutschen wird das Wort Génie auf Fähigkeiten angewendet, die für den Franzosen noch lange nicht hinreichen,

den homme de génie zu machen. Dies ist gewissermaßen ein Ehrentitel, den er nur den größten Geistern beilegt. Corneille, Racine, Voltaire, Montesquieu, Descartes sind hommes de génie. Es klingt also höchst lächerlich, wenn man sagt: mon tailleur est un homme de génie.

Goûter. Schmeckt es Ihnen? Cela vous goûte-t-il? ist ein Germanismus, der in dem flammändischen Frankreich häufig vorkommt. Goûter duldet nur eine Person als Subjekt, kein Ding. Statt ce vin vous goûte-t-il muß es heißen: ce vin est-il de votre goût, oder le trouvez-vous bon.

Il me fait de la peine que ... Es thut mir leid, daß .. muß heißen: „je suis fâché que .."

Les accidents, die Nebenaccidenzien, für: Le casuel, besonders wenn von den Einkünften der Pfarrer (jura stolae) die Rede ist.

L'un dans l'autre, Eins ins Andere gerechnet. Man sage: l'un portant l'autre. — j'ai perdu mille francs, l'un portant l'autre.

Luxurieux kommt von luxure, nicht von luxe, und bedeutet wollüstig. Will man also sagen: der Mann macht großen Aufwand, so muß es heißen: Cet homme affiche un grand luxe. Man gebraucht auch wohl das Beiwort luxueux. — Ein üppiger Pflanzenwuchs: Une végétation luxuriante.

Mérite darf nur im theologischen Sinne in der Mehrheit gebraucht werden. Dieu nous jugera selon nos mérites. Ein Mann von großen Verdiensten: Un homme d'un grand mérite.

Mettre, jouer dans la loterie, in die Lotterie setzen, für mettre, jouer à la loterie.

Motte, die Motte, für teigne. Motte heißt Anhöhe. Man sagt auch: Motte de gazon, Motte de terre.

Ne pouvoir sortir d'une chose, aus Etwas nicht klug werden können. Voilà une écriture d'où je ne puis sortir: ich kann diese Handschrift nicht lesen, für: que je ne puis déchiffrer.

Ne savoir rien de cela, nichts davon wissen. Z. B. Il boirait quatre bouteilles de vin et il ne saurait rien de cela: er kann vier Bouteillen Wein trinken und weiß Nichts davon, d. h. er ist nicht betrunken. Man sage: sans s'enivrer.

Nous sommes à trois, wir sind zu Dreien, unserer Drei. Man sagt: nous sommes trois.

Papier de poste, Briefpapier, für papier à lettres. Auch Deutsche machen häufig diesen Fehler.

Pierre d'Abricot, de prune: Aprikosen = Pflaumenkern, für noyau d'abricot, noyau de prune. So hört man auch wohl sagen: il a cassé les pierres le pêche pour avoir les noisettes, statt il a cassé les noyaux de pêche pour avoir les amandes.

Prendre mauvais, übel nehmen, statt prendre en mauvaise part. Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich so frei bin: Ne trouvez pas mauvais que je prenne la liberté. Eben so muß man statt „prendre bon" sagen: trouver bon. Z. B. trouverez-vous bon que je vous fasse une observation.

Regarder hors de la fenêtre, aus dem Fenster sehen, muß heißen: regarder par la fenêtre.

Rester, bleiben, statt devenir. Z. B. Wo sind unsere Jugendjahre geblieben: Que sont devenus les jours de notré jeunesse statt restés.

Si j'étais comme vous, wenn ich wäre wie Sie, d. h. an Ihrer Stelle. Man sage: Si j'étais à votre place.

Tenir voiture, Equipage halten, für avoir équipage.

Une croix statt le signe de la croix. Man sage daher nicht: faites une croix, oder faites la croix, sondern faites le signe de la croix. Faire une croix würde heißen: ein Kreuz aus Holz oder Stein machen.

Vingt pieds large, zwanzig Fuß breit, ist ein Flandricismus, der offenbar aus dem Deutschen kommt, den ich aber nie von Deutschen gehört habe.

Dieses Verzeichniß würde weit vollständiger sein, wenn wir nicht absichtlich längst gerügte Germanismen weggelassen hätten, weil sie in allen Sprachlehren, Sprachbüchern u. s. w. aufgeführt sind.

Der eigentlichen Flandricismen sind eine solche Menge, daß wir uns auf die gewöhnlichsten und auffallendsten beschränken müssen, und besondere Categorien aufstellen, um uns in dem Gewirre zurecht zu finden.

Wir unterscheiden 1) Ausdrücke und Redensarten mit verdorbener Rechtschreibung, ferner solche die weder französisch noch französischen Ursprunges sind, sondern rein flämmische Produkte — und zum Theil deutsche — mit französischer Endung.

2) Wörter und Ausdrücke, die zwar richtig abgeleitet sind, aber im Französischen entweder gar nicht gebraucht werden, oder eine ganz andere Bedeutung haben.

3) Endlich Wendungen und Sätze, die man von den Franzosen entlehnt hat, die aber durch verkehrte Anwendung oder unpassende Zusätze fehlerhaft geworden sind.

Es ist wohl kaum nöthig zu bemerken, daß sich zwischen den beiden letzten Klassen die Gränze nicht immer streng einhalten läßt.

Zu der I. Classe gehören folgende Wörter.

Accomplission für accomplissement.

Agers (les) statt les êtres: il connait les *agers* de la maison, statt les *êtres* de la maison.

Ajoute statt alonge. Z. B. J'ai fait une *ajoute* à ma robe, parcequ' elle était trop courte.

Amancher statt emmancher: il faut emmancher à couteau, nicht amancher.

Amelette statt omelette.
Aspiral statt la Spirale.
Ballier, balliure statt balayer, balayure.
Blaffetures statt volets (Fensterladen).
Bleuet statt bluet.
Bouli statt bouilli (gekochtes Rindfleisch).
Calvacade statt cavalcade.
Celle-cile statt celle-ci, *ceuse-ci* statt ceux-ci.
Clementine statt clématite (Waldrebe).
Cliche oder *Clinche* (die Klinke) für le loquet.
Collidor für corridor.
Contraventoirement für en contravention.
Courteresse d'haleine statt courte haleine, asthme.
Debourse für Deboursé, Auslagen. L'avoué s'est fait payer ses deboursés, nicht ses debourses.

Decesser statt cesser aufhören.
Devinette statt charade.
Drève statt allée.
Emouchettes für mouchettes.
Epincer für pincer.
Encatarré für enrhumé.
Engelé für gelé.
Escarbilles statt petits charbons.
Estatue statt Statue.

Frayeux statt couteux, was viele Kosten verursacht, von frais.
Gourion statt goujon (Gründling).
Livrance, livrement statt livraison.
Maline statt maligne.
Mande statt panier, wahrscheinlich ein Mandel.
Mastouche statt capucine, von dem lateinischen nasturtium.
Mousseur statt mousseux.
Nine statt naine (eine Zwergin).
Osu statt osé vom Zeitworte oser.
Pachus statt magazin (ein Packhaus).
Pasquille statt pasquinade.
Piesente oder *piedsente* (Fußweg) statt sentier.
Poquettes statt la petite vérole, von dem Deutschen: die Pocken.
Poturon statt potiron.
Prinquére statt hanneton.
Purge (une) statt une médicine.
Raiguiser statt aiguiser.
Romonasse oder *ramoulasse* statt raifort (Meerrettig).
Rattendre für attendre.
Recurer für écurer, kommt noch in Frankreich vor.
Riole für rigole.
Rhumatique, für feucht: cette chambre est *rhumatique:* das heißt: on y courrait risque de gagner des rhumatismes.

Séhau | *Siau* } für Seau (Eimer).

Sehu oder *Seyu* für Sureau.
Semouille für semoule; dieser Fehler wird in Frankreich sehr oft gemacht.

Sentu für senti, von sentir.
Spiring statt éperlan.
Staminet für estaminet, (welches ist das richtige?)
Succades statt sucrerier.
Tiliasse für coriace.
Tique für coutil.
Touiller für brouiller, mêler les oeufs, oder battre.
Tousse (la) für la toux, der Husten.
Triller oder *chercher dehors* für trier, verlesen.
Usufructuaire statt usufruitier, Nutznießer.
Visicatoires für vésicatoires.
Vitement für vite.

II. Classe. Wörter und Ausdrücke, die zwar an und für sich richtig oder richtig abgeleitet sind, aber im Französischen entweder nicht gebräuchlich sind oder eine ganz andere Bedeutung haben:

Appas, Stege; im Fl. versteht man darunter die Stufen einer Treppe.

Alors für ensuite. Nous allâmes nous promener, *alors* nous nous assîmes etc. für *ensuite* nous nous assîmes.

Avoir l'eau, wassersüchtig sein, für être hydropique.

Apporter für amener. Apportez votre frère, bringen Sie Ihren Bruder mit.

Barboter statt grommeler, marmoter, zwischen den Zähnen brummen.

Berce für berceau, Wiege.

Bientôt, beinahe, für presque, Il est bientôt mort de frayeur, für il est presque mort de frayeur; statt presque gebraucht man auch: manquer de, penser; z. B. j'ai manqué d'être tué, j'ai pensé être tué.

Bon. Avoir bon de quelque chose, Etwas gut haben.

Bonne grâce für bonnes grâces. Das erste heißt Anmuth: cette Dame a bonne grâce, Dagegen heißt es: il est dans les bonnes grâces du prince; er steht beim Fürsten in Gnade.

Comparaître statt comparer, So hört man oft sagen: le vin-ci n'est pas à comparaître à celui.

Consommer statt consumer. Dieses heißt zerstören, jenes vollbringen. Le chagrin *consume* notre santé. Christus am Kreuze sprach: „Tout est consommé."

Consulte für consultation. Il y a eu une consulte de médecin für consultation, eine Berathung, consilium.

Couvert für couvercle, Deckel.

Couverte für couverture, Decke.

Crapule statt populace. Crapule heißt rohe Liederlichkeit, Völlerei: cet homme se plonge dans la crapule. Aber man könnte z. B. nicht sagen: cet homme fréquente les crapules, er geht mit Lumpenpack um. Noch ärger ist der Fehler, wenn man sagt: c'est un crapuleux, um einen armen Mann zu bezeichnen.

Cul de chandelle für bout de chandelle. Ein Stümpfchen Licht. Voltaire hat man es zu verdanken, daß die französische Sprache von dergleichen unanständigen Ausdrücken gesäubert worden ist; wie cul d'un artichaut etc.

Déguisé für défiguré, entstellt. Man sage nicht: La petite verole l'a bien déguisé, sondern défiguré.

Denoncer statt contremander, aufkündigen. J'avais annoncé une soirée chez moi, je l'ai denoncée. Man sage je l'ai contremandée.

Disgracieux kann nicht als Synon. von malheureux gebraucht werden, obgleich disgrace zuweilen mit malheur, revers gleichlautend ist. Rome au plus fort de ses disgrâces. Es wäre aber lächerlich, wenn man sagte: Il est bien disgracieux de perdre son père.

Donner le dernier, einem Sterbenden die letzte Oelung geben, statt administrer l'extrême onction.

Du depuis statt depuis. Der Zusatz ist völlig überflüssig. Depuis ce jour, nicht: du depuis ce jour.

Empêché statt occupé. Man hört oft Sätze, wie folgenden: j'ai été voir Monsieur N-- ce matin: il était *empêché* à rendre ses comptes; oder Madame est empêchée à faire sa toilette. Man sage: occupé à rendre ses comptes, occupée à faire sa toilette, Doch kann man ohne Nachsatz sagen: Monsieur est empêché.

En campagne für à la campagne, auf dem Lande. Man sagt aber von einem Heere: L'armée va entrer en campagne.

En débit für en détail.

En rue und *sur la rue,* auf der Straße, statt dans la rue. Doch sagt man en pleine rue, auf offener Straße.

Et encore für et même. Z. B. J'entendis hier quelqu'un, et encore un homme d'esprit, soutenir--- muß heißen: et même un homme d'esprit. Man könnte allenfalls sagen: encore était-ce un homme d'esprit.

Quitte (être) wird oft statt avoir perdu quelque chose gebraucht. So hört man jemanden sagen: je suis quitte de ma montre, für j'ai perdu ma montre. J'en suis quitte heißt: ich habe Etwas vom Halse, ich bin ein Uebel los.

Fond und *Fonds* werden oft verwechselt. Fond ist der Grund: le fond de la revie, Velouré à fond d'or. *Fonds* ist ein Grundstück, das man anbaut: cultiver un fonds. Es bedeutet auch Gelder: Votre traite a été payée, j'ai envoyé les fonds à M-- So sagt man auch: Ce restaurateur a vendu son fonds, für seine Anstalt.

Frais kann für mouillé, humide stehen. So hört man Frauenzimmer sagen: Il a tant plu, que je suis toute *fraîche.*

Les gouttes für la goute (Gicht).

Homme à façons für homme comme il faut, Das erste ist im Deutschen: Umstands-Krämer. Die Flammänder nehmen es aber im guten Sinne. — On estime les gens comme il faut, mais les gens à façon sont insupportables.

Horloge für pendule. Horloge ist die Thurmuhr, Uhr an einem Gebäude.

Il fait gras, eine der wunderlichsten und verkehrtesten Sprachverirrungen. Wer würde errathen, daß die Flammänder damit ausdrücken wollen „Es ist schwül.“ Man sage: il fait une chaleur lourde, l'air est étouffant.

Il ne peut mal. Immer besser! Das soll heißen: Es hat keine Gefahr. Il n' y a pas de danger, il n' y a rien à craindre.

Jasmin statt lilas, spanischer Flieder.

Je n'ai plus rien profité statt ich habe nichts mehr gegessen noch getrunken. So heißt es auch wohl: Voulez vous profiter quelque chose statt voulez vous prendre quelque chose. Einer der gröbsten Flandricismen.

Le vin est en bas für le vin est bas, der Wein geht auf die Neige. So hört man auch: tirer la clef en bas de la serrure, für tirer la clef de la serrure.

Long, groß, statt grand. C'est un homme long, une femme longue, ein großer Mann, eine große Frau.

Mauvais mal, wie man auch im Deutschen sagt: Ein böses Uebel, was nicht logisch ist; es gibt keine andere Uebel als böse. J'ai mal aux dents — c'est un mauvais mal; man sage: c'est un mal cruel etc.

Mauvais wird auch für zornig fâché gebraucht. Z. B. j'étais si mauvais, que je lui aurais arraché les yeux: ich war so daß . . . Es muß heißen: j'étais si fâché, j'étais tellement en colère que - - -

Oeuf à l'écaille für oeuf à la coque, ein weich gesottenes Ei; man sagt nicht l'écaille, sondern la coque d'un oeuf.

Par après, nachher, statt après, ensuite. Z. B. Travaillez d'abord, *par* après, vous pourrez vous reposer. Arbeitet und hernach ruhet aus.

Parler latin. Der Himmel weiß, woher die Flammänder diesen Ausdruck haben. Klopft man an ein Gefäß und erkennt man an dem Klange, daß es geborsten ist, so sagt man zum Kaufmann;

votre vase ne vaut rien, il parle latin. Die Franzosen sagen: il est fêlé.

Peine für körperliche Leiden, kann nur im moralischen Sinne gebraucht werden: j'ai tant de peine mon panaris m'empêche de dormir. Man sage: je souffre tant. Eben so gut konnte man sonst sagen: j'ai du chagrin au doigt. (Peine von Pein, in diesem Sinne.)

Plain für plein, und umgekehrt heißt: eben, ohne Anhöhe und ohne Vertiefung; la plaine, die Ebene, en plain champ, en plaine campagne, velour plain, satin plain. Auch wird der Choral- oder gregorianische Gesang plain chant genannt. Man schreibt aber: un verre plein, une bouteille pleine.

Polir le linge, bügeln, für repasser. Voilà des chemises bien repassées, nicht bien polies. Also auch nicht: une polisseuse, sondern une repasseuse.

Posture statt statue. Posture ist Stellung, Haltung. Avez vous les postures du parc, fragte mich ein Brüsseler. Auch hört man wohl: Estatues, wie die Ungebildeten auch in Frankreich sagen.

Propre. Die Flammänder sagen: donnez moi une *propre* chemise; où sont mes *propres* bas statt une chemise propre, mes bas propres. Wenn propre rein bedeutet, so muß es nach dem Hauptworte stehen. Man sagt auch une chemise blanche. Wenn propre ein Eigenthum anzeigt, so steht es vor: ma propre chemise, mein eigenes Hemde. Doch erlaubt der Gebrauch zu sagen; Ayez bien soin de lui remettre le billet en mains propres.

Denselben Fehler macht man in Betreff der Adjectiva, welche eine Farbe anzeigen; man sagt: jai acheté du blanc vin, je me ferai faire un verd habit statt du vin blanc, un habit verd. In der Poesie trifft man bei den neuern indeß zuweilen das Adjectiv vor dem Hauptworte: une blanche couronne.

Quartier, Quartier, Wohnung, statt appartement, wird allgemein gebraucht, das Wort appartement scheint sogar vielen völlig unbekannt zu sein. Quartier ist ein Stadtviertel. In Brüssel steht in allen Straßen: quartier à louer.

Quelquefois für peut-être, vielleicht. Quelquefois ist ein adverbe de temps; während peut-être eine Möglichkeit anzeigt. Wenn man also sagt: Voilà huit jours que mon frère n'est pas venu nous voir: il est *quelquefois* malade, so heißt das nicht: er ist vielleicht krank, sondern er ist zuweilen krank.

Quitter für wegnehmen, verlöschen, ausmachen. Z. B. Il est très difficile de quitter les taches d'huile, für effacer les taches d'huile.

Quitter wird noch fehlerhaft für ausziehen gesetzt, wenn von Kleidern die Rede ist. Z. B. Quittez votre habit, si vous avez trop chaud, für ôtez votre habit. Im allgemeinen Sinne darf man sagen: Il a quitté l'habit monacal, il a quitté le froc, er hat die Kutte ausgezogen, d. h. er hat dem Klosterleben entsagt.

Râler für bruiner. Man hört oft sagen: Il a râlé cette nuit für il a bruiné, es hat diese Nacht geregnet. Bruine ist ein eigener feiner Regen, fallender Nebel.

Rendre un plaisir darf nicht statt faire un plaisir gebraucht werden. Eben so wenig sagt man: faire un service für rendre un service.

Renom, Aufkündigung eines Pachtkontrakts, einer Wohnung, für congé. Ich ziehe aus, ich habe meinem Hausherrn aufgesagt: je quitte mon logement, j'ai donné congé à mon propriétaire, nicht renom oder renon.

Ridicule wird häufig für halsstarrig gebraucht. Ne soyez donc pas ridicule, heißt es selbst in guter Gesellschaft, wenn man der Meinung eines Andern nicht beitreten will. Um jedoch höflicher und richtiger zu sprechen, sage man: ne soyez pas entêté, entendez raison.

Rue sans bout für impasse. Rue sans bout, sans fin, ist eine Straße, die an's Wasser, an einen Fluß führt.

Ruses für querelles, disputes, Händel, Streitigkeiten. So hört man wohl sagen: Je n'aime pas à aller dans ce café, il y a souvent des ruses. Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daß ruse List, Ränke heißt. Eben so unrichtig ist es ruses als gleichbedeutend mit reproches, reprimandes zu brauchen, und es geschieht eben so häufig. J'aurai des ruses statt je serai grondé.

Savez. Dieses Wort wird häufig an das Ende eines Satzes gehängt ohne Sinn und ohne irgend eine Veranlassung. Il fait beau temps savez, oder auch savez-vous. Sie sehen gut aus, vous avez bonne mine savez-vous. Es wird mit diesem Worte derselbe Unfug getrieben, wie mit je dis oder dit-il.

Soûlé, part. passé, von soûler (se) sich betrinken für ivrogne, Trunkenbold. C'est un soûlé, hat keinen Sinn. Man sage: C'est un ivrogne. Die Pariser Volkssprache bietet dafür viele Synonymen, wie sie denn überhaupt ihre Eigenheiten hat, die man

am besten aus der Gazette des tribunaux oder dem Journal: Le Droit erlernen kann.

Sous-cure, fl. Fabrikat statt vicaire. Streng genommen ist der Ausdruck nicht unrichtig. Man sagt: sous-diacre, sous-prieur; aber es ist in Frankreich nicht gebräuchlich, und es steht keiner Nation zu, eine fremde Sprache zu bereichern wider ihren Willen. Für Vicarius hat man auch wohl im Deutschen den Ausdruck Capelan, dem aber das franz. Chapelain nicht ganz entspricht.

Soutasse, Untertasse. Warum sagt man soucoupe und nicht soutasse? *Usus, penes quem etc.*

Sûr für sûrement. Das Beiwort statt des Nebenwortes. Man darf nicht sagen: je vous paierai *sûr*; je viendrai chez vous *sûr*, sondern sûrement.

Sur cela für d'après cela. Als Folgerung aus aufgestellten Grundsätzen heißt es zuweilen: Sur cela, il est aisé de conclure statt d'après cela --- Auch in folgenden Redensarten wird *sur* unrichtig gebraucht: *Sur* la rue, auf der Straße, statt dans la rue; — *sur* le peu de temps que, für die kurze Zeit, statt pour le peu de temps. Z. B. *Sur* le peu de temps qu'il a étudié statt pour le peu de temps qu'il a étudié. Ferner: *Sur* trois heures, in drei Stunden, j'ai fait ce chemin sur trois heures statt en trois heures; — *sur* un autre jour, sur un autre temps für un autre jour, dans un autre temps. Nous parlerons de cela sur un autre jour statt un autre jour. — Jouer *sur* le violon, er spielt gut Violine, il joue bien sur le violon statt du violon.

Tête de sanglier statt hure. Die Benennung der verschiedenen Theile der Thiere gibt zu mancherlei Verstößen Anlaß, daher wir hier ein wenig mehr in's Detail gehen.

Man sagt: *la hure* d'un sanglier, d'un saumon, d'un brochet.

Le pied du cheval, du boeuf, du cerf, du chameau.

La patte du chien, du chat, du lievre, du lepin, du loup.

Les ongles du lion; *les griffes* du chat, du tigre; *les serres* de l'aigle, du vautour.

La bouche du cheval, du chameau, de l'éléphant.

Le toussaint, Allerheiligen, für la Toussaint; eben so le Noël für la Noël. Es giebt in Frankreich Kirchenlieder, welche eigens für dieses Fest geschrieben sind; ein solches heißt: Le Noël.

Tout-à-l'heure für presque. Z. B. le jeune homme a beau-coup grandi: il est *tout-à-l'heure* aussi grand que son père, für presque aussi grand que son père.

tout-à-l'heure, wenn es so viel heißt als sogleich, auf der Stelle, kann nur mit dem Futurum gebraucht werden, und nicht mit einer vergangenen Zeit. Man kann nicht sagen: on m'a appelé: je suis venu *tout-à-l'heure,* sondern *aussitôt, sur le champ.*

Une messe à chanter, ein Hochamt, für une grand' messe, aber nicht une grande messe, was einen ganz andern Sinn hätte. Dasselbe gilt von grand' salle, grand' place, grand' mère.

Un petit peu, ein klein Wenig, hört man zwar auch sehr oft zu Paris, es ist aber fehlerhaft; richtiger: un peu, oder will man ein Verkleinerungswort hinzusetzen: tant soit peu.

Un six semaines. Es ist uns unerklärbar, wie die Flammänder auf diese Wendung gekommen sind, um zu sagen: dans six semaines. Sie sagen z. B. je vous paierai dans un six semaines, vielleicht nach dem Provinzialismus: In ein Wochen oder sechs.

Un voleur à la chandelle, das Deutsche: Ein Dieb am Lichte. Die Franzosen sagen: il y a une flammêche à la chandelle.

Valoir plus für *valoir mieux* und umgekehrt. Valoir plus heißt: mehr kosten, theurer sein, und wird nie unpersönlich gebraucht; man darf nicht sagen: il *vaut plus* se taire que de parler, es muß heißen: il vaut mieux. Ce qui vaut *le plus* n'est pas toujours ce qui vaut *le mieux:* Das Schwerste ist nicht immer das Beste.

Venir à rien, zu Nichts werden, statt se réduire à rien. Man sage nicht: cette eau est venue à rien, sondern s'est réduite à rien. Sa fortune s'est réduite à rien, und nicht: est venue à rien.

Veux-je. Durch eine wunderliche Verdrehung des Sinnes sagen die Flammänder: will ich? für: soll ich? oder für: wollen Sie? Veux-je faire venir le médecin, für: voulez-vous que je fasse venir le médecin, oder faut-il faire venir le médecin? So auch veux-je boire? voulons-nous boire? statt boirai-je boirons-nous?

Vis-à-vis heißt bekanntlich gegenüber, und darf nicht für envers gebraucht werden. Man darf nicht sagen: il a des torts vis-à-vis de lui, sondern envers lui.

Voir pâle, blaß aussehen, für être pâle. Sind Sie krank, Sie sehen so blaß aus: Etes vous malade? vous êtes si pâle, und nicht voyez si pâle.

Volontaire für soumis, docile, gelehrig, gefügig. Dies ist einer der gröbsten Flandricismen, weil durch den Gebrauch des Wortes volontaire statt soumis, docile, der Sinn umgekehrt wird, indem volontaire gerade das Gegentheil ausdrückt von dem, was man sagen will. Volontaire ist derjenige, der in Allem seinen Willen haben will. Cet enfant est très volontaire, heißt also nicht: Dieses Kind ist sehr willig, sondern sehr halsstarrig.

Volontiers wird häufig mit volontairement verwechselt. Volontiers, heißt gern, volontairement, heißt absichtlich oder mit freiem Willen: de propos délibéré.

Paris.

Duesberg.

Grundbedeutung von to get *).

Es findet sich in den neueren Sprachen wohl kein Wort, welches eine so große und mannigfache Anwendung erleidet und mithin so viele Bedeutungen erhalten hat, als das englische Verbum to get. Nicht ohne Interesse bleibt deshalb vielleicht die Anregung einer Untersuchung über den ursprünglichen Sinn jenes Zeitworts. Zu dem Ende geben wir die folgende in der Eile zusammengestellte Betrachtung der Beurtheilung Sachverständiger anheim.

Das Zeitwort to get hat in dem Sprachgebrauche, wenigstens scheinbar, eine transitive und intransitive Geltung erlangt.

---

*) Wir fügen als interessantes Curiosum aus Dr. Wither's Aristarchus oder The principles of composition folgende scherzhafte Proben von den mannigfachen Diensten bei, welche das Verb to get dem Engländer leisten kann.

I *got* on horseback within ten minutes after I *got* your letter. When I *got* to Canterbury, I *got* a chaise for town; but I *got* wet through before I *got* to Canterbury; and I have *got* such a cold as I shall not be able to *get* rid of in a hurry. I *got* to the Treasury about noon; but first of all I *got* shaved and dressed. I soon *got* into the secret of *getting* a memorial from the Board, but I could not *get* an answer then; however I *got* intelligence from the messenger that I should most likely *get* one the next morning. As soon as I *got* back to my inn, I *got* my supper, and *got* to bed. It was not long before I got to sleep. When I got up in the morning, I got my breakfast, and then *got* myself dressed, that I might *get* out in time to *get* an answer to my memorial. As soon as I *got* it, I *got* into the chaise and *got* to Canterbury by three, and about tea-time I *got* home. I have *got* nothing for you, and so adieu.

D. Red.

I. Als transitives Wort erscheint es mit Präpositionen oder ohne Präpositionen.

1) To get als transitives Verb ohne Präpositionen bedeutet: erlangen, erwirken, machen u. s. w. Z. B. To get a place — money — a cold — children — Eine Stelle — Geld — eine Erkältung — Kinder bekommen. To get it mended: es wieder gemacht erhalten — es wieder machen lassen.

2) To get als transitives Zeitwort mit Präpositionen modificirt seine frühere Bedeutung nur in etwa: To get the harvest in — die Ernte einbekommen (einfahren).

II. Als intransitives Verbum findet es sich gleichfalls mit Präpositionen oder ohne Präpositionen.

1) To get als intransitives Zeitwort ohne Präpositionen bezeichnet: gehen, werden u. dergl. Shey did non all get into the caslc — Sie gingen nicht alle in das Schloß. To get upon a horse — auf ein Pferd steigen. To get well — cold — wohl — kalt werden.

2) Wird jenes Zeitwort mit Präpositionen verbunden, so bleibt seine Bedeutung der vorigen ähnlich: To get over, übersetzen; to get together, zusammenkommen; to get up, aufstehen.

So kurz auch dieser Ueberblick über die verschiedenen Verhältnisse sein mag, in denen das Zeitwort to get auftritt, so ersieht man doch daraus einigermaßen die ausgedehnte Anwendung jenes Wortes. — Es fragt sich nun, ob sich die verschiedenen Bedeutungen jenes Verbums nicht concentriren lassen; und zur Beantwortung jener Frage wird es vorher nöthig sein, festzusetzen, ob to get ursprünglich transitiv oder intransitiv sei. Auf diese letztere Frage läßt sich wohl mit Entschiedenheit erwidern, daß to get eigentlich blos ein transitives Verb ist, seine intransitive Geltung hat es durch die Ueberspringung des reflexiven Pronomens scheinbar erhalten. Eine derartige Unterdrückung ist in der englischen Sprache ein so gewöhnliches Phänomen, daß seine Annahme bei to get dadurch eine völlige Rechtfertigung findet. Z. B. to turn, wenden — sich wenden; to retire, zurückziehen — sich zurückziehen u. s. w.

Mittels der Hinzufügung des Reflexivums zu dem transitiven to get erklären sich seine intransitiven Bedeutungen sehr leicht. Z. B. gehen = sich begeben; werden = sich machen u. s. w.

Haben wir damit schon zur Genüge dargethan, daß to get eigentlich stets als transitives Verbum gebraucht wird, und zwar theils mittels Auslassung des nähern Objekts: so bleibt nun noch

die Auffindung der Grundbedeutung des transitiven Wortes to get übrig.

Jedes Bekommen — Erhalten, ja sogar jedes Werden, in der lebendigen Natur in seiner eigentlichen Entwickelung vom Hervorbringen aus angeschaut, ist eine Erzeugung, wie: der Baum wird (erzeugt sich) grün. Der Baum bekommt (erzeugt — gets) Blätter. — Diese Anschauung des Werdens und Bekommens als eine lebendige Erzeugung findet sich in manchen sprachlichen Verhältnissen und dürfte in ihrer weiteren Betrachtung von Wichtigkeit sein. Z. B. It grows late, es wird (wächst) spät; vergl. das griechische γίγνεσθαι.

Zeugen — Erzeugen ist nach unserem Dafürhalten der Mittelpunkt der Bedeutungen von to get. Aus ihm gehen, wie die einzelnen Beispiele darthun, alle anderen Bedeutungen desselben ohne Gewaltthätigkeit hervor. — Diese angenommene Grundbedeutung von to get erhält noch eine Stütze in seiner unbezweifelbaren Verwandtschaft mit dem Worte Gatte, welches wahrscheinlich Erzeuger bedeutet.

Das gewonnene, für alle Fälle genügende Resultat würde mithin in der Kürze gefaßt, dahin lauten: To get ist blos ein transitives Zeitwort und seine Grundbedeutung ist zeugen — erzeugen.

Münster.

Dr. Schipper.

Das bürgerliche Element in der deutschen Sprache.

Jede Sprache hat ihr eigenthümliches Element; in jeder macht der Sprachgeist originelle Versuche, nach einer von den andern abweichenden Richtung sich zu entfalten, in Wortlaut, Tonfall, Redensarten, Namen und Sprüchwörtern das Nochniedagewesene hervorzubringen. Sogar von Töchtersprachen nehme ich dies an, wenn sie anders von einem frischen Volke geredet werden, dessen Leben nicht zu arm ist. Unter den sogenannten morgenländischen Sprachen zeigt das Indische, die Sanskrita, das Naturträumerische und in sich selbst Verlorene, zumal in den erstaunlichen Zusammensetzungen und in dem Reichthum der Verbalformen; das Hebräische ist sehr anziehend durch die vorherrschende Trinität seiner Wurzellaute, sowie durch manche ihm gehörige, neue Wendung. Anders stellen sich die altklassisch benannten zwei Sprachen, das Griechische und Lateinische, dar; sie sind schon sehr scharf, dem Charakter nach, ausgeprägt; das Griechische mit seiner einschmeichelnden Fülle und Weichheit, seinem so melodischen Wortklang und logisch vollendeten Satzbau ist die Sprache des denkenden Volkes, dessen höchstes Lebensgesetz die Schönheit war und blieb; das Römische ist eine Kriegersprache, der man, sollte ich meinen, überall den Grundsatz der Weltbeherrscher: divide et impera — anmerkt. Daß unter den neuern Volkssprachen die Französische vorzugsweise die Sprache höfischer Leute ist, die zweideutig gerne mit vielen Worten und ausgeprägten, geschliffenen, leichtgewürfelten Phrasen um sich werfen, behaupte ich nicht zuerst, es ist vor mir oft und vielfach behauptet und mit gründlichen Belegen dargethan worden. Ich will es hier so wenig erweisen, als den Charakter des Italiänischen, Spanischen, Englischen, Russischen u. s. w. aufsuchen, was doch leicht ist. Ein Hauptelement der deutschen Sprache

ist, meiner Ansicht nach, das rein bürgerliche. Ich denke, in diesem Aufsatze dies anschaulich zu machen. Th. Mundt sagt: „Der deutsche Gedanke wird mit dem Heimweh nach dem deutschen Wort geboren, und durch alle von den Umständen irgend wie gegebene Nöthigungen in ein fremdes Kleid bricht, wie Schweizerthränen beim Alphornruf, die Sehnsucht danach aus ihm hervor." Dies ist unbezweifelt, und da vielleicht kein Volk der Welt so bürgerlich, so ächt bürgerlich denkt, wie wir Deutschen, so kann schon aus diesem Grunde das bürgerliche Element das wichtigste unsrer Sprache heißen. Mit dieser Behauptung will ich jedoch nicht mißverstanden sein, als ob ich hier, über den Deutschen spottend oder ihn scheltend, unter dem Bürgerlichen nur das Spießbürgerliche, vielleicht gar, den Ausdruck mildernd und mich eines Euphemismus dafür bedienend, das Lakaienmäßige und Bedientenhafte als Element der Muttersprache erblicken wollte. Dem ist nicht so. Hat sie auch einiges Spießbürgerliche, wie z. B. in ihren langumständlichen Hülfswörtern — so nimmt man dies als unvermeidliche Ausschreitung mit in den Kauf, weil überall das ächt Bürgerliche in dieser Sprache wohl thut. Worin besteht es aber? Schlicht und einfach wie der Bürgersmann nimmt sie gern von dem Thron; selbst bei anständigem Vermögen — ein anderer würde es übergroßen Reichthum nennen! — prahlt sie nicht; sie bezeichnet ihr einfaches Leben mit entsprechendem Laut, ohne zu verstummen, wenn Jubel losbrechen, laute Freuden jauchzen, Witz sprudeln, Trauer sich in Klagen ergehen will. Wie ein wohlstehender Bürger Manches dem Nachbarn nachthut, so holt sie da und dort her Fremdes und schmückt sich zur Zeit damit, allein es ist äußerlicher Zierrath und verwächst nicht so mit ihrem Leben, daß sie es nicht jeden Tag als nutzlos wieder wegwerfen dürfte, ohne nun eine empfindliche Leere zu verspüren. Für Bedürfnisse des alltäglichen, zumal werkthätigen Lebens hat sie entweder Tausende von Ausdrücken und Benennungen, oder verschafft sich solche mit Leichtigkeit; sie braucht dann gerade am wenigsten fremde Beihülfe, während sie für die zahllosen Nichtigkeiten des verfeinerten oder vornehmen Lebens sich verlegen umschaut, mit dem ersten, dem besten Fremdausdrucke sich begnügt, als scheue sich ihre Keuschheit, das unentweihte Heiligthum des Geistes für derlei ungehörige und unnöthige Dinge zu öffnen. Diese wenigen Bemerkungen reichen, ich hoffe es, vollkommen hin, an den bürgerlichen Geist unserer Sprache zu erinnern. Vielleicht ist derselbe Geist die Ursach, daß so viele Schriftsteller aus höherem Stande sich mit dem Deut-

schen nicht recht befassen können, daß sie Fremdartiges aufpfropfen und wären es auch nur — Participialconstruktionen. Alle unsere Musterschriftsteller sind aus bürgerlichem Kreise hervorgegangen, wenn auch spätere günstigere Schicksale sie darüber hoben, und gar mit adligem Rang und Namen sie beglücken zu müssen glaubten. — Noch klarer wird uns obige Behauptung, wenn wir 1) die Namen, 2) die bildlichen oder sprüchwörtlichen Redensarten und 3) die Sprüchwörter selbst näher in das Auge fassen, aus welchem sich das bürgerliche Element der deutschen Sprache nachweisen läßt.

Nur die deutschen Familiennamen können hier in Betracht kommen, weil die Taufnamen mit dem aus fremdem Lande eingeführten Christenthum auch viel Fremdartiges brachten; zumeist aus lateinischem oder griechischem Kalender borgte sich dies ab. Ganz frühe sind wohl die Thier- und Pflanzennamen üblich geworden, z. B. Wolf, Leu, Bär, Hund, Katz, Roß, Greif, Geyer, Adler, Falk, Rabe, Fink, Eich, Buch, Linde, Tanner, Palmer, Rose, Dorn u. s. w. Wo nicht Entlehnungen und Nachahmungen statt hatten, dürften diese meistens auf eine sehr alte Zeit schließen lassen. Jedoch sind sie gewiß minder zahlreich, als die, welche entweder bürgerliche Gewerbe und Handtirungen oder Theile, Geräthe u. s. w. des Bürgerstandes bezeichnen, also recht auf bürgerliches Element in der Sprache hinweisen. Unter den zahllosen Beispielen mögen folgende Beweis geben: Becker, Metzger, Fischer, Schneider, Schlosser, Maurer, Schreiner, Schmidt, Zimmermann, Wagner, Müller, Schuster, Bürger, Burger, Borger u. A. Andere sind erst in das Lateinische übersetzt und dann zum Theil noch mit seltsamer Endung versehen, z. B. Pistor, Pistorius, Textor, Faber, Agrikola, Scriba, Sutor, Sator, Satorius und ähnliche. Bis in das Unendliche verzweigt sich dies nun durch die abweichende, sich neben einander vertragende Orthographie, so daß z. B. Schmidt, Schmitt, Schmid, Schmied, Schmiedt u. s. w. zusammen begegnet. Wollten wir gar die einzelnen Geräthschaften oder zum bürgerlichen Gewerke zählenden Dinge hernennen, so könnten wir nicht fertig werden, z. B. Hammer, Zange, Schloß, Nagel, Hartnagel, Hufnagel, Rodnagel (= Rietnagel?), Rad, Radmacher, Kalk, Glas, Stein, Sand u. dgl. Es erliegt wohl keinem Zweifel, daß sich schon in diesen Namen, zu welchen noch die durch landschaftliche Aussprache oder Provinzialismen entstellten kommen müssen, das bürgerliche Element der deutschen Sprache sehr einleuchtend darlegt.

Das Nämliche gilt von den bildlichen und sprichwörtlichen Redensarten, an denen natürlich der deutsche Sprachschatz um so reicher sein muß, je mehr Jahrhunderte dazu beitrugen, diesen Schatz zu sammeln. Es würde höchst interessant für den Forscher sein, die seit uralten Zeiten aufgespeicherten Wörter und Redensarten einmal gesammt in Schau zu nehmen, und das Verlorene mit dem später Hinzugekommenen zu vergleichen. Hier kann das nun meine Aufgabe nicht sein. Vielmehr will ich ohne lange Wahl nur eine Reihe von solchen Redensarten zusammenstellen, aus denen überall das rein Bürgerliche entgegen leuchtet. Wer kennt nicht die Ausdrücke. „Aus der Schnur zehren" — „über die Schnur hauen"? Die bürgerliche Sparsamkeit voriger Zeiten pflegte Geldgeschenke, aus größern Münzen bestehend, in eine Schnur zu fassen und als Familienschatz aufzubewahren; wer nun in gewißer Zeit kein anderweitiges Einkommen hatte, mußte diese Ersparnisse angreifen, aus der Schnur zehren; wer aber toll hausete, mehr ausgab, als er eben zahlen konnte, der hieb über die Schnur. — An einer Person oder Sache ist „Hopfen und Malz verloren" — wie wohl der Bierbrauer sagen muß, wenn ihm ein Gebräu so mißräth, daß auch künstlich nichts Genießbares mehr daraus zu machen und Mühe und Arbeit daran verloren ist. „Den Nagel auf den Kopf treffen" ist wieder eine ungemein bezeichnende Redensart, der wohl nur wenige in ihrer Kürze und Bestimmtheit gleich kommen. „Einen aufs Korn nehmen" könnte wohl auch ein dem Ritterstande entsprungener Ausdruck seyn, weil die Jagd von jeher besonders zu den „nobeln Passionen" gehört, allein im Mittelalter waren die Schützengesellschaften so verbreitet und bürgerlich, daß es wenigstens dem Adel schwer halten dürfte, sich als eigentlicher Bildner dieser Redensart zu legitimiren. „Es ist sein Acker und Pflug" — „er hat leeres Stroh gedroschen" — „er ist ein Flegel" diese und ähnliche Ausdrücke erinnern an die große Bedeutung, die man dem Ackerbau als bürgerlichem Gewerbe beilegte, bevor noch der Bauernstand durch falsche Scheidung vom Bürgerstand abgesondert war. „Die letzte Feile an ein Werk legen," ein Mann von altem „Schrot und Korn" gehören dagegen wieder unbestritten hierher und gelten im ernstesten Sinn, während „Einen schrauben, Einen anzapfen" nur scherzhaft gebraucht wird. Sein „Schäfchen in das Trockene bringen," den „Bock zum Gärtner setzen," die „Pferde hinter den Wagen spannen," nimmt die Sprache aus Gewerken, welche mit den Hausthieren viel zu thun haben. Um nicht zu weitläufig zu sein, mag noch eine Reihe von ähnlichen

Redensarten ohne Erklärung hier folgen: Es ist kein gutes Haar an ihm; die Hand im Sack haben; Einen hecheln; Jemand hänseln; ein ungehobelter Mensch; aus ganzem Holze schneiden; zur Richtschnur nehmen; abgedroschenes Zeug; auf beiden Achseln tragen; zwischen Ambos und Hammer; auf die lange Bank schieben; es fällt kein Baum vom ersten Streich; die Zeche ohne den Wirth machen; die Wurst nach der Speckseite werfen; er sitzt in der Wolle; vom Winde leben; den Karren vor die Pferde spannen; das fünfte Rad am Wagen; den Wagen durch den Koth ziehen; er ist vernagelt; zum Stichblatt dienen; den Stempel an sich tragen; sie sind mit Einem Stempel geprägt; er wird keine Seide dabei spinnen; einem die Saiten spannen; einen rothen Rock verdienen; er hat das Pulver nicht erfunden; mit Haut und Haaren nichts taugen; funkelnagelneu; bei Einem in der Kreide stehen; mit doppelter Kreide schreiben; es paßt nicht in den Kram; ungesäet Korn essen; Einem die Kappe zuschneiden u. s. w. — An bezeichnenden Sprüchwörtern ist endlich vielleicht keine Sprache der neuern Zeit so reich, als die deutsche. Wer damit noch nicht näher bekannt sein sollte, kann sich aus den beiden reichhaltigen Sammlungen von Eiselein und Körte Raths erholen, von welchen die Erstere zwar in einigen Theilen genauer ist, auch dadurch, daß sie die alt- und mitteldeutschen Sprüchwörter berücksichtigt, größere Brauchbarkeit verräth, als die Letztere: Beide aber fehlen darin, daß sie Manches als ein Sprüchwort anführen, was aus Dichtermund wohl in Volkesmund übergehen kann, allein damit noch keineswegs zu dem Rang eines Sprüchworts erhoben ist. Wir werden nun nicht behaupten, daß unsere Kernsprüchwörter alle ihren bürgerlichen Ursprung verrathen, indeß gibt es gewiß keinen Stand, welcher so viele derselben, mit vollem Rechte sich aneignen dürfte, als der Bürgerstand. Wenn ich hier nur einen kleinen Theil derselben folgen lasse, so gehe ich von dem Satze aus, den Gervinus aufgestellt: „Die Sprüchwörter sind das Volksmäßigste, was es überhaupt nächst der Sprache nur immer geben kann.“ Das gesunde Leben derselben ist denn zugleich wohl der Grund, weßhalb die Sprache sie sogleich und allgemein sich aneignete, und zwar in einer Art, daß sie jetzt auch als allgemein gültige Münze keinem Stande mehr besonders angehören, sondern in allen angewendet werden. Wir heben folgende hier aus: Ackerwerk, Wackerwerk — Ein Ambos frägt nach keinem Streiche — Wer allzeit braucht die Angel, hat selten großen Mangel — Er weiß der Sache einen Anstrich zu geben — Schmutzige

Arbeit, blankes Geld — Der Bäcker schiebt das Brot in den Ofen, bleibt aber selber draußen — Wirf das Beil nicht so weit, daß du's nicht wieder holen kannst — Bettler und Krämer sind nie weit vom Wege ab — Von großen Blöcken haut man große Späne — Wo ein Brauhaus steht, kann kein Backhaus stehen — Wer reich werden will, muß erst dicke Bretter bohren — Vorgegessen Brot macht faule Arbeiter — Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe — Man muß ihm den Brotkorb höher hängen — Bücher geben keine Handgriffe (dies hört man noch jetzt häufig bei alten, eigentlichen Spießbürgern, welche daher auch von den Real- und Gewerbschulen wenig wissen wollen, weil nach ihrer Meinung eben der „Handgriff" lediglich zum Wesen der Gewerbe gehört) — Bürger und Bauer scheidet nichts als die Mauer — Wenn der Bürgermeister schenkt Bier und Wein, Metzger und Bäcker im Rathe sein, so leidet Noth die ganze Gemein — Wer ein gläsern Dach hat, muß Andere nicht mit Steinen werfen — Man muß das Eisen schmieden, so lang es warm ist — die Elle dauert länger, als der Kram — Er weiß, woher das Wasser zur Mühle fließt — Wer will mit essen, muß auch mit dreschen — Je voller das Faß, je gelinder der Klang — Er macht aus der Faust einen Hammer — Wer nicht gern arbeitet, hat bald einen Feiertag gemacht — Wo die Frau wirthschaftet, wächst der Speck am Balken — Die karge Frau geht am meisten zur Kiste — Alter Fuhrmann hört gern klatschen — Wer Gäste ladet, gehe zuvor auf den Fleischmarkt — Geschenktem Gaul sieht man nicht ins Maul — Golden Gebiß macht's Pferd nicht besser — Geiger und Pfeifer sind keine Scheerenschleifer — Er liegt auf seinem Gelde wie der Hund auf dem Heu — Geld im Säckel duzt den Wirth — Geld ist der Adel, Gold ist ohn Tadel — Gelehrten ist gut predigen — Man schimpft den Gerber nicht, wenn man ihn einen schäbigen *) Mann nennt — Viel Geschrei und wenig Wolle — Gesindel und Gesind *), das sind Geschwisterkind — Am Giebel und am Dach merkt man des Wirthes Hausgemach — Je höher die Glocke hängt, je heller klingt sie — Jeder ist seines Glückes Schmied — Glück und Glas, wie bald bricht das — Miß dein Glück nicht nach fremder Elle — Gott gibt wohl die Kuh, aber nicht den Strick dazu — Gott begegnet Manchem, wer Ihn nur grüßen könnte — Gott verläßt keinen Deutschen; hungerts ihn nicht, so dürstets ihn — Der Groschen, den die Frau erspart ist

*) Aehnliche Wortspiele begegnen öfter.

so gut, als den der Mann erwirbt — Was Großhans sündigt, muß Kleinhans büßen — Es kräht kein Hahn darnach — Aus der Hand zum Mund gibt schlechte Nahrung kund — Viel Hände haben bald Feierabend — Handwerk hat goldenen Boden — Wer hangt, der verlangt — Eigener Herd ist Goldes Werth — Wer den Heller nicht spart, wird keines Pfennigs Herr — Das Hemd liegt mir näher an, als der Rock — Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen — Gestrenge Herren regieren nicht lange — Herrendienst geht vor Gottesdienst — Dem Hobel zu viel Eisen geben — Wer allerlei Holz auflieset, hat bald einen Arm voll — Hunde und Edelleute lassen die Thüren auf — Wenn man den Hund schlagen will, so hat er das Leder gefressen — Blöder Hund wird selten fett — Viel Hunde sind des Hasen Tod — Geschwind zum Hut, langsam zum Beutel — Iß, was gahr ist; trink, was klar ist; sprich, was wahr ist — u. s. w.

Es dürfte nicht schwer halten, die Zahl solcher Sprüchwörter um das Hundertfache zu vermehren. Ich glaube jedoch, mit den hier angeführten schon den Beweis gegeben zu haben, daß auch die Mehrzahl unserer Sprüchwörter den schlichten, bürgerlichen Sinn der deutschen Sprache anzeigt. Sollte man uns auch durch die Entstehung Eines oder des Andern von diesen Kernsprüchen widerlegen wollen, sollte man nachweisen können, wie dieselben in ganz andern Kreisen als den des bürgerlichen Lebens aufgekommen seien: so berufen wir uns einfach darauf, daß sie doch am meisten und heut zu Tage wohl ausschließlich im bürgerlichen Leben angewendet werden; sie haben sich „eingebürgert,“ das deutet wohl am entschiedensten darauf hin, daß sie der gesunden und kräftigen Denkweise des deutschen Bürgerstandes vollkommen entsprechen.

Wir kommen zur praktischen Seite unserer Untersuchung. Was nützt dies bürgerliche Element in unserer Sprache? Soll es der Lehrer herausbilden? Was kann er dafür thun? Es ließe sich ein Buch über diese Frage schreiben, eine Preisaufgabe stellen, die würdiger wäre, als hundert andere, an welchen gelehrte Forschungen verschwendet werden. Zuerst vom Nutzen zu reden. Unsere Sprache ist überschwänglich reich und vielseitig. Börne, der sonst auf Deutschland so übel zu sprechen war, sagt doch von ihr: „Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und mild, als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft.

Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen" u. s. w. Bei dieser Vielseitigkeit, welche ihr Niemand abstreiten wird, steht also nicht einmal zu befürchten, daß jenes von mir sogenannte bürgerliche Element, wenn es weiter herausgebildet wird, dem innern Leben der Sprache gefährlich werden könne. Im Gegentheil, wie der Bürgerstand der Kern eines Volkes, Träger und Pfleger seiner besten Kräfte und nachhaltigsten Wirkungen bleibt, so wird auch dies Element nur nützen und fördern. Es bereichere also der Dichter immer die Sprache mit neuen Wörtern und Wendungen, es prüfe der Grammatiker und Sprachphilosoph, ob diese Stich halten und in Wahrheit den Sprachschatz vermehren; es hebe der Kanzelredner durch kühne Formen und Wendungen die Andacht auf Adlersflügeln empor — kurz, es bilde nach jeder Seite und Richtung hin die Muttersprache ein Jeder aus, welcher Beruf und Gelegenheit hat: wir Lehrer der deutschen Sprache an höhern und niedern Anstalten wollen es nicht versäumen, die bürgerlichen Elemente zu entwickeln, woran sie so reich ist. — In welcher Weise dürfte dies am füglichsten geschehen? Ich will, um nicht zu weitläufig zu werden, mich blos über die Anwendung der Sprüchwörter verbreiten; wie ich es mit dem Andern meine, wird man leicht herausfinden. Sprüchwörter können schon von den mittlern Klassen an zu schriftlichen Aufgaben benutzt werden. Zuerst als Uebung im Rechtschreiben, wozu man die schwerern aussucht; zugleich läßt sich bei diesen Diktaten manche Bemerkung über den Satz und seinen Bau, über Ellipsen u. s. w. anhängen, indem sie oft ganz eigenthümlich geformt sind. Dann werden sie im Einzelnen schriftlich erläutert, indem der Schüler den Sinn und die Bedeutung aufsucht, wohl auch ein Beispiel zum Beweis oder als Erläuterung hinzusetzt. Schon weiter geht man, wenn man ihm zumuthet, ähnliche Sprüchwörter neben einander zu behandeln, so daß er gleichsam eine Synonymik der Sprüchwörter ahnen lernt, die es denn auch wirklich gibt. Eine folgende Stufe hat er erstiegen, sobald er drei, vier und mehre Sprüchwörter geschickt und leicht in Einer Erzählung anzubringen versteht, ohne daß man eigentlich merkt, er habe sie gerade dieser Sprüchwörter wegen erfunden. Am weitesten ist er meines Erachtens dann, wenn er mit Glück versucht, ein Sprüchwort zu widerlegen, z. B. Einmal ist keinmal, Noth hat kein Gebot, Man muß mit den Wölfen heulen;

oder wenn es ihm selber gelingt, zwei einander ganz entsprechende Sprüchwörter, deren es freilich eben nicht viele gibt, in Einer Aufgabe zu verbinden, sich für das Eine zu entscheiden und das Andere zu widerlegen, z. B. 1) Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren; 2) mit Harren und Hoffen hat's Mancher getroffen. — Mit diesen schriftlichen Aufgaben verbinden sich ähnliche Uebungen im mündlichen Ausdruck, die anfangs eine Einübung des eigenen Aufsatzes bleiben, (wobei der Schüler am besten oft wahrnimmt, wie wenig mundgerecht sein Styl ist), dann aber allmählich zum ganz freien Vortrag übergehen, wenn anders die Kräfte soweit gereift sind und nicht ein haltloses Geschwätz zu befürchten steht. Bei dieser richtigen Anwendung der Sprüchwörter muß die Klage über Mangel an geeigneten Aufgaben zur mündlichen und schriftlichen Darstellung aufhören: jene wird nicht mehr blos Deklamiren, Aufsagen von Gedichten seyn, diese hingegen nicht allein ein kühles Nachbilden des Gelesenen oder vom Lehrer vorgetragenen Stoffes: denn in der That liegt in den sprüchwörtlichen Redensarten zugleich so viel Volksthümliches und Kräftigendes, daß die ganze Redeweise des jungen Menschen daraus mehr Kern und Gehalt entnehmen wird. Nur Eine Klippe ist zu vermeiden — und welcher Lehrstoff böte nicht eine solche dar? Ich meine die nicht kleine Gefahr, dem jugendlichen Geist durch das „Allzuviel“ — Allzuviel ist ungesund — in Sprüchwörtern ein lästiges Gepräge von Altklugheit aufzudrücken, welches man sonst im Unterricht überall zu verwischen strebt, wenn es etwa durch philisterhafte, häusliche Erziehung sich angesetzt haben sollte. Wie sehen doch Knaben aus, wenn sie in Röcken oder Stiefeln der Erwachsenen umherschlendern! Anders nicht wird es sich ausnehmen müssen, wenn man hier nicht Maas und Ziel hält. Nun gilt dies aber von allen Gegenständen des Unterrichts; ein verständiger Lehrer weiß bald, wie weit er zu gehen hat, der Dumme, der Unpraktische macht Verstöße, sogar wenn man ihm das Hülfsbuch mit Fragen und Antworten in die Hand gibt. Er könnte dann so verfahren, wie jener Schullehrer, welcher, auf Neuerungen ausgehend, dem Schüler das Buch reichte und sich sämmtliche Fragen vorlegen ließ, die er dann auch vor der „offenmaulvergessenen“ Jugend ohne den mindesten Anstoß hersagte. — Würde daher die angedeutete Benutzung des Sprüchwörterschatzes unserer Sprache in irgend einer Schule von keinem Erfolge sein, so müßte ich vorerst dem Lehrer Schuld geben. Auch in obern Classen bietet sich noch Gelegenheit zu der bezeichneten Anwendung; Lehrer an

Gymnasien mögen dann ähnliche Sprüche oder Sentenzen aus dem Griechischen oder Lateinischen herbeiziehen; Reallehrer haben im Französischen, Englischen und Italienischen die treffendste Gelegenheit. Beiden empfehlen wir zu diesem Behufe ebenfalls die Sammlungen von Eiselein und Körte; jener citirt in der Regel das fremdländische Sprüchwort in der Ursprache, wenigstens im Griechischen und Lateinischen; dieser bald so, bald in ansprechender Uebersetzung. Aus sorgfältiger, sprachvergleichender Beleuchtung einer gewählten Anzahl solcher Sprüchwörter wird man manches Streiflicht auf die Eigenthümlichkeiten unserer Muttersprache richten und durch diese Beleuchtung weit mehr als durch trockene Regeln darthun können, wie tief das bürgerliche Element im Geist und Leben unserer Sprache wurzelt, ja häufig und innig mit demselben Eines ist. — Schließlich will ich den Wunsch nicht unterdrücken, es möchten andere Mitarbeiter des Archivs in ähnlicher Weise auch das philosophische, poetische, sentimentale, elegische, komische, dramatische, lyrische u. a. Element unserer Sprache beleuchten. Wenn auch die Aufsätze nur Skizzen sind — und für mehr will sich der gegenwärtige in keinem Fall ausgeben! — es findet sich dennoch dadurch die verschiedenste Anregung für den Lehrer im Deutschen, Anregung, die oft die lieblichsten Früchte trägt; ja ich kann versichern, oft in solchen Abhandlungen Goldkörner gefunden zu haben, die mir zur tiefern Erfassung des Sprachgeistes unentbehrlich wurden. So viel dürfte zugleich behauptet werden, solche zerlegende und den Sprachschatz durchmusternde Arbeiten müssen allmählich zu einer „Geschichte der innern Entwicklung der deutschen Sprache" anbahnen, welche zu den Aufgaben der Gegenwart nothwendig gehört: auch mit der Sprache läßt sich chemisch verfahren, nur wird auch der glücklichste Chemiker auf diesem Felde nicht die Früchte ernten, welche dem gewöhnlichen Chemiker als sein „lustiges Loos" vom Himmel herabfallen.

Darmstadt.

A. Rodnagel.

Beiträge zur Lehre von der Aussprache des Englischen

von

Dr. Voigtmann in Jena.

Der Unterzeichnete theilt die folgenden Auszüge aus Webster's Englischem Wörterbuche aus dem Grunde hier mit, weil in Bezug auf die Aussprache des Englischen in den letzten 20 oder 30 Jahren immer nur Walker's Ansichten über diesen schwierigen Punct der englischen Sprache in Deutschland geltend gemacht, andere Stimmen dagegen fast ganz übersehen worden sind. Da aber jeder Kenner dieser Materie wird einräumen müssen, daß die wahren Grundsätze der Aussprache des Englischen auf einer ganz andern Basis ruhen, als jener Orthoepist ihr zu geben gesucht hat, so möchte es, meine ich, vielleicht manchem Leser des Archivs, dem Webster's ziemlich theures Werk grade nicht zur Hand ist, von Interesse sein, einmal eine Stimme aus Amerika über diesen Gegenstand zu vernehmen, von einem Manne, der auf den Anbau der englischen Sprache einen großen Theil seines Lebens verwendet hat und dessen langwierige Arbeit, so groß auch ihre Schwächen im Einzelnen, und namentlich auch in Hinsicht auf Orthoepie, sein mögen, doch immerhin unseren aufrichtigen Dank verdient. Die diesen Auszügen von mir beigefügten Anmerkungen dürften wohl zur Erkennung der Wahrheit ebenfalls ein Scherflein beitragen und vielleicht namentlich denen nicht unwillkommen sein, die sich bereits mit meinen eigenen über die Englische Orthoepie aufgestellten Grundsätzen befreundet und einverstanden erklärt haben. Möchte es mir gelingen, auch durch das hier Gebotene recht Viele zum Nachdenken über diesen Gegenstand anzuregen, und unter ihnen manche neue Freunde zu gewinnen oder aber, was hier gleichbedeutend ist, eine gründliche und überzeugende Entgegnung und Widerlegung zu veran-

lassen. In den folgenden orthoepischen Skizzen wollte ich dann einmal besonders Webster's Polemik gegen die englischen Orthoepisten, namentlich Walker zeigen, welche Polemik, wenn auch selbst oft, wie sich zeigen wird, des rechten Schwerpuncts entbehrend, doch immerhin interessant und zu nützlichen Reflexionen anregend gefunden werden dürfte; sodann aber bei dieser Gelegenheit auch Anlaß nehmen, auf die jüngste von England ausgegangene Arbeit über Englische Orthoepie, ich meine James Knowles Pronouncing Dictionary (London 1840), etwas näher einzugehen, als es anderwärts füglich geschehen konnte (vgl. meine Grundsätze der Syllabirung des Englischen, Vorrede S. XXIII—XXIX und meine Principles of English Pronunciation Nr. 135 u. passim im vollständigen Wörterbuche.

Behufs größerer Deutlichkeit habe ich die folgenden Auszüge in besondere §§ vertheilt und jeden Absatz eines § mit einer besondern Nummer versehen, um meine Bemerkungen in leichter Uebersicht daran anzuschließen.

§. 1.

1. As our language has been derived from various sources, and little or no systematic effort has been made to reduce the orthography to any regularity, the pronunciation of the language is subject to numerous anomalies. Each of our vowels has several different sounds; and some of the consonants represent very different articulations of the organs. That part of the language which we have received from the Latin, is easily subjected to a few general rules of pronunciation. The same is the fact with most of the derivations from the Greek. Many words of French origin retain their French orthography, which leads to a very erroneous pronunciation in English, and a large portion of our monosyllabic words of Saxon origin are extremely irregular both in orthography and pronunciation.

2. If we can judge, with tolerable certainty, from the versification of Chaucer, the pronunciation of words must have been, in many respects, different in his age, from that of the present day; particularly in making a distinct syllable of the *e* final, and of the termination *ed*. But no effort was probably ever made to settle the pronunciation of words, till the last century. In England, which was settled by various nations, there are numerous dialects or diversities of language, still retained by the great mass of population.

3. The first settlers of New England were almost all of English origin, and coming from different parts of England, they brought with them some diversities of language. But in the infancy of the settlements, the people lived in towns adjacent or near to each other, for mutual aid or protection from the natives; and the male inhabitants frequently assembled for the purpose of worship or for government. By the influence of

these and other causes, particularly by that of common schools, the differences of language among our citizens have been gradually lost; so that in this part of the United States there can hardly be said to exist a difference of dialect.

4. It is to be remarked further, that the first ministers of the Gospel who migrated to this country, had been educated at the English universities, and brought with them all the learning usually acquired in those institutions, and the English language as it was then spoken. The influence of these men, who were greatly venerated, probably had no small effect in extinguishing differences of speech.

5. Hence it has happened that the traditional pronunciation of the language of well-educated people has been nearly the same in both countries, to this day. Among the common people, whose pronunciation in all countries is more or less corrupt, the diversities in this country are far less numerous than in England.

6. About fifty or sixty years ago*), Thomas Sheridan, an Irish gentleman, who had been the pupil of an intimate friend of Dean Swift, attempted to reduce the pronunciation of English words to some system and to introduce it into popular use. His analysis of the English vowels is very critical, and in this respect, there has been little improvement by later writers, though I think none of them are perfectly correct. But in the application of his principles, he failed of his object. Either he was not well acquainted with the best English pronunciation, or he had a disposition to introduce into use some peculiarities, which the English did not relish. The principal objection made to his scheme is that he gives to *s* the sound of *sh*, in *sudorific*, *superb*, and other words where *s* is followed by *u* long. These he pronounces *shoodorific*, *shooperb*, *shooperfluity*, etc. This pronunciation of the *s*, corresponding to the Shemitic ש, he probably learnt in Ireland; for in the Irish branch of the Celtic, *s* has often the sound of *sh*. Thus *sean*, old, is pronounced *shean* This pronunciation was no sooner published, than condemned and rejected by the English.

Bemerkungen zu §. 1.

Zu 6: Dieser Mißgriff Sheridan's ist zwar groß, aber erklärlich genug; auch brauchte er nicht, wie Webster meint, diese Aussprache in Irland gelernt zu haben, sondern fand sie in England selbst vor. So sagt Walker unter insuperable: this word is frequently, but very incorrectly, pronounced as if written *inshuperable*. Und unter superable: there is a corrupt pronunciation of this word, arising from want of attention to the influence of accent on the sounds of the letters, which makes the first syllable of this word sound like the noun *shoe*. This pronunciation Mr. Sheridan has adopted, not only in this word,

*) Webster's Dictionary erschien 1829; Sheridan's Wörterbuch 1780.

but in all those which commence with the inseparable preposition *super*. — Diese fehlerhafte Aussprache und dieser Mißgriff Sheridan's, sie aufzunehmen, erklärt sich aber hinlänglich aus der großen Leichtigkeit, mit der der Consonant *s* in den Zischlaut *sh* oder *zh* durch Contraction übergeht, so daß sich *shooper* leichter oder bequemer ausspricht als *su'per*, *lugzhooriant* *) leichter als *lugzu'riant*. Aus demselben Grunde ist auch offenbar das Wörtchen sure allgemein zu *shoor* geworden, nicht aber sheoor, wie Walker es bezeichnet, denn dann wäre hinsichtlich größerer Leichtigkeit nichts gewonnen, eben weil der Diphthonglaut des u (you) die Schwierigkeit macht, die durch die Contraction gehoben werden soll, und wirklich gehoben wird. Diese Vereinfachung des Diphthonglauts wird aber in der Walker'schen Beziehungsweise in der Regel nicht sichtbar, was als einer der größten Mißgriffe dieses Orthoepisten angesehen werden muß, weil aus demselben hundert andere hervorgingen, und diese leider auch auf die meisten späteren Orthoepisten übergegangen sind, so daß dadurch eine sehr große Reihe von Wörtern eine fehlerhafte Aussprache erhalten hat, auf dem Papiere wenigstens, denn ins Volk ging sie nicht gleich über, und ist glücklicher Weise auch jetzt noch nicht allgemein verbreitet, wird es auch wegen ihrer Unnatur wohl niemals werden **). Auch eine Menge Inconsequenzen hat dieser Mißgriff Walker's in seinem Gefolge. So lautet nach dessen Princip'es 357: ocean, social, o*she*an, so*she*al, im Wörterbuch aber o*sh*un, so*sh*al, und in gleicher Weise geht es durch sein ganzes Buch. Wie verderblich dieses Verfahren namentlich für Ausländer werden mußte, fällt in die Augen. Doch dieß beiläufig; ich wollte hier nur zeigen, daß das *s* in sure ganz regelrecht in *sh* übergeht, weil dieses Wörtchen zur Kategorie derer gehört, die in der Rede so tausendfach wiederkehren (s. Princ. of Pronunc. 139), und deßhalb gleich jenen mundrechter und leichter geworden ist. Von sure

*) Noch viel augenfälliger aber wird diese, durch Contraction bewirkte, Erleichterung unmittelbar nach dem Accent, z. B. luk'-sooo-ry, contrahirt luk'-shoory, nicht aber luk'-shoo-ry, wie Walker und Andere dieses und ähnliche Wörter fälschlich bezeichnen.

**) Vor einiger Zeit sah ich eine in Cincinnati gedruckte englische Schulgrammatik, wo von dem Verfasser, Kirkham, der lieben Jugend Amerika's ihr asso*s*iashun, pronun*s*iashun, roseate, etc. etc. als Fehler angerechnet und als die richtige Aussprache das Walker'sche asso*sh*iashun, pronun*sh*iashun, ro*zh*eate etc. anempfohlen wird!! Man vergleiche unten Webster, §. 9, Satz 7.

ging der Zischlaut oder die Contraction begreiflicher Weise in die Zusammsetzungen assure, assurance, surety etc. über. Nur in sugar erscheint der Zischlaut des *s* willkührlich, und nur durch den Gebrauch gerechtfertiget, das große Steckenpferd derer, die in dem ganzen Lautwesen der englischen Sprache fast nichts sehen als Mode und Willkühr, während doch, in der That, die Zahl derjenigen Wörter, die willkührlich so oder anders ausgesprochen werden können, sich am Ende als klein genug herausstellt, sobald nur mit Consequenz und festen Principien verfahren wird. So lange man aber fortfährt (man sehe die Mehrzahl unserer englischen Wörterbücher oder sonstigen Anleitungen), z. B. bounteous (von bounty) boun-*tshi*-ous, duteous (v. duty) dagegen du-*ti*-ous; *plenteous* (v. plenty) plen-*ti*-ous oder plen-*tshi*-ous, *courteous* aber wiederum nur cour-*tshi*-ous, und courtier court-*sh*ur; propitious pro-pi*sh*'-us, propitiate aber pro-pi*sh*'-i-ate; annunciate an-nun-*si*-ate, nuncio aber nun-*shi*-o; partial par-*sh*al, partiality aber par-*shi*-al'ity; sociable so-*sh*a-bl, insociable aber in-so-*shi*-a-bl, etc. etc. auszusprechen oder zu bezeichnen, statt einzusehen, daß alle diese Wörter und tausend ähnliche nur entweder boun'-te-ous, du'-te-ous, plen'-te-ous, cour'-te-ous, cour'-ti-er oder court'-yer, pro-pis'-sy-ate, a-nun'-sy-ate, nun'-sy-o, par-sy-al'-ly-ty, so'-sy-a-bl, in-so'-sy-a-bl, oder boun'-tshus, du'-tshus, plen'-tshus, kur'-tshus, pro-pish'-shate, a-nun'-shate, nun'-sho, par-shal'-lity, so'-sha-bl, in-so'-sha-bl, etc. gesprochen oder bezeichnet werden können, so lange wird freilich Zufall und Willkühr in den meisten Fällen die einzige Richtschnur sein. Wie viel Falsches, Schwankendes und Willkührliches in der englischen Orthoepie schon durch die Festhaltung dieses einzigen Grundsatzes hinwegfällt, oder vielmehr, wie viel des Genannten Walker und seine Nachfolger durch die Nichtfeststellung dieses Grundsatzes in dieselbe gebracht haben, springt in die Augen.

Uebrigens begreift man kaum, wie Webster, um auf das Obige zurückzukommen, Sheridan sein *sh*ooperb, *sh*oodorific, etc. so hoch anrechnen mag, wenn er die Regel Walker's, daß die Buchstaben *c*, *s*, *t* (d), ihre Zischlaute nur nach dem Accent annehmen können, für rein willkührlich und nur zum eigenen Gebrauche von ihm erfunden erklärt (s. §. 2. Satz 5); denn dieses angenommen, so wäre auch nicht der Schein eines Grundes vorhanden, warum das *s* z. B. in issue wie *sh*, in to sue aber wie *s* ausgesprochen werden muß. Daß aber die fragliche Regel Walker's keineswegs willkührlich, sondern durchaus in der Natur der

Sprache gegründet, und nur von ihm erkannt, nicht erfunden worden ist, geht daraus hervor, daß der Eintritt des Zischlautes obiger Consonanten und der sofortigen Contraction der nächsten Sylbe*), seinem wahren Wesen nach, nichts ist als eine Erleichterung, so zu sagen eine Erschlaffung, die nur durch die vorausgehende Anstrengung (Accent) gerechtfertigt werden kann, so daß also jene Regel, weit entfernt willkührlich zu sein, vielmehr ein Naturgesetz ist: ohne Anstrengung keine Erholung (s. Princ. of Pron. 138). Indem nun Webster dieses Gesetz nicht achtet, kommt er nothwendig in Widersprüche, und, wenn er sich consequent bleiben will, am Ende zu demselben Resultat, das er an Sheridan tadelt. Denn wie Webster partiality par-*sh*al'ity spricht, so sollte er auch z. B. to pursue pur-shoo' sprechen, nicht pur-*su*', denn *par*- und *pur*- stehen sich nun als unaccentuirte Sylben gleich, so wie *t* und *s* vor *ia, io, iu,* etc. an sich gleich stehen. Auf diese Weise consequent fortgegangen, müßten wir auch zu *sh*ooper, *sh*ooperb, *sh*oodorific, *tsh*ootor (tutor), *tsh*oomult (tumult), etc. kommen, wie Sheridan diese Wörter wirklich bezeichnet, denn es wäre nun jeder Haltpunkt verloren. Durch die Nichtachtung jener Regel kommt aber Webster auch noch in Verlegenheit und in Widerspruch mit sich in Bezug auf den Nebenaccent. Denn lautet partiality: par-*sh*al'ity, so lauten auch essentiality, substantiality es''-sen-*sh*al'ity, sub''-stan-*sh*al'-ity, welche Aussprache, von der Verletzung jenes Gesetzes abgesehen, schon wegen der unstatthaften Verlegung des Nebenaccents gewiß eben so wenig gebilliget werden kann, als Sheridan's pronunshashun, negoshashun. In Bezug auf diese letzteren Wörter fühlt Webster das Unstatthafte der Contraction selbst, und gibt daher in seinen „Directions for the pronunciation of words," die etwas seltsame Regel: When *ci* or *ti* precede similar combinations, as in *pronunciation, negotiation,* they may be pronounced *ce* instead of *she*, to prevent a repetition of the latter syllable, as *pronunciashon,* instead of *pronunshashon.* Diese Regel ist aber einmal ungenau ausgedrückt; denn nach den sonst von ihm befolgten Grundsätzen hätte sie Webster so fassen müssen: when *ci* or *ti* precede similar combinations, the letters *c* and *t* may be pronounced *s*, instead of *sh*, nicht aber *she*, denn dann gäbe er

---

*) Oder bei dem langen *u* die sofortige Abwerfung des i-Lautes, da dieselben nie zwei Sylben machen, und also von einer Sylbencontraction dabei nicht die Rede sein kann.

ja zu, daß man jene Wörter auch pronun*sh*iashun, nego*sh*iashun aussprechen dürfte, gegen welches Verfahren er sich aber anderwärts ausdrücklich erklärt (s. §. 9, 17.). Dann aber gibt er dieser seiner Regel keinen tieferen Grund als „to prevent a repetition of the latter syllable," und dieß ist der Hauptfehler. Denn der wahre Grund dieser (nicht contrahirten) Aussprache liegt nicht etwa in dem zufälligen Zusammentreffen zweier Zischlaute, so unangenehm das Ohr allerdings dadurch berührt wird, sondern vielmehr in der Natur des Accents, der allein die Zischlaute der Consonanten *c*, *s*, *t* und die damit verbundene Contraction der nächsten Sylbe bedingen und rechtfertigen kann (s. Princ. of Pronunc. 136.). Es ist daher klar, daß diese Contraction immer nur nach, nie vor dem Accent eintreten darf, und zwar immer nur nach dem Hauptaccent, denn wollte man sich dieselbe, wie Sheridan in pronunshashun, negoshashun, auch nach dem Nebenaccent erlauben, so würde derselbe dadurch in eine so falsche Stellung zu dem Hauptaccent treten, daß der ganze Habitus des Wortes verändert, und dasselbe fast eben so unverständlich werden würde, als wenn man den Hauptaccent verlegen wollte.

Aus diesen Gründen muß also nicht nur das *c* oder erste *t* in association, pronunciation, negotiation wie *s*, nicht *sh* ausgesprochen werden, sondern auch (und darin liegt Webster's Inconsequenz) das *t* vor i in partiality, impartiality, essentiality, etc., so daß das Verhältniß dieser und ähnlicher Wörter aller sich durchaus gleich steht, und also für die ersteren Webster's Grund „to prevent a repetition of the latter syllable" als bloß zufälliges Ergebniß hinwegfällt, dafür aber die Regel ihre Kraft behält, daß, zusammengesetzte Wörter ausgenommen, d. h. solche, deren verschiedene Sylben einen natürlichen oder inneren Accent haben (s. Princ. of Pron. 42 sq.), der Nebenaccent immer um wenigstens eine Sylbe von dem Hauptaccent getrennt sein muß, und daß der erstere in der Regel die Stelle des letzteren einnimmt, sobald dieser um einige Sylben zurücktritt, wie in essen'tial, essen"tial'ity; substan'tial, substan"tial'ity; pronoun'ce, pronun"cia'tion; nego'tiate, nego"tia'tion, impar'tial, impar"tial'ity, etc. etc., so daß also in diesen und ähnlichen Wörtern nach dem Nebenaccente an keine Contraction, und folglich auch an keinen Zischlaut des nächsten Consonanten gedacht werden darf, wenn nicht dadurch das richtige Verhältniß des Accents gestört und so auf die eine oder andere Weise das Wort verunstaltet werden soll. Als klares Resultat geht aber aus dem allen hervor, daß die

Zischlaute der Consonanten *c*, *s*, *t* in genauester Verbindung mit dem Accente stehen, und daß darum Sheridan's *sh*ooper, *sh*ooperb, etc. eben so sehr getadelt werden muß, als sein par*sh*al'ity, impar*sh*al'ty, etc., welches letztere ihm aber Webster nachschreibt. Uebrigens bleibt sich Sheridan in seiner Aussprache *shoo* statt *su* keineswegs consequent, denn ob er gleich alle mit super anfangenden Wörter shooper lauten läßt: so gibt er doch insuperable, insuperableness wieder den einfachen Laut des *s*, wie recht ist, und wie es die Stellung des Accents nothwendig verlangt. — Hören wir nun Webster in seinen Bemerkungen über Sheridan weiter.

§. 2.

1. Another most extraordinary innovation of Sheridan was, his rejection of the Italian sound of *a*, as in *father*, *calm*, *ask*, from every word in the language. Thus his notation gives to *a* in *bar* the same sound as to *a* in *barrel*, *bat;* to *a* in *father*, *pass*, *mass*, *pant*, the same sound as in *fat*, *passion*, *massacre*, *pan*, *fancy*. Such a gross deviation of established English usage was of course condemned and rejected.

2. In his pronunciation of *ti* and *ci*, before a vowel, as in *partiality*, *omniscience*, Sheridan is more correct than Walker, as he is in some other words; such for example as *bench*, *tench*, *book*, *look*, and others of the same classes.

3. Sheridan has also contributed very much to propagate the change of *tu* into *chu*, or *tshu;* as in *natshur*, *cultshur*, *virtshue*. This inovation was vindicated on the supposed fact, that the letter *u* has the sound of *yu;* and *natyur*, *cultyur*, *virtyue*, in a rapid enunciation became *natshur*. etc. And to this day this error respecting the sound of *u* is received in England as truth. But the fact is otherwise, and if not, it does not justify the practice; for in usage *u* is short in *nature*, *culture*, as *u* in *tun;* so that on the Principles of Sheridan himself, this letter can have no effect on the preceding articulation.

4. This innovation however has prevailed to a considerable extent, although Sheridan subjected the change of *tu* to no rules. He is consistent in applying this change equally to *tu*, whether the accent follows the *t* or not. If *tu* is to be changed to *chu* in *future*, and *perpetual*, it ought to undergo the same change in *futurity* and *perpetuity;* and Sheridan in pronouncing *tutor*, *tutelage*, *tumult*, as if written *tshootor*, *tshootelage*, *tshoomult*, is certainly consistent, though wrong in fact. In other words, however, Sheridan is inconsistent with himself; for he pronounces *multitshood*, *rectitshood*, *servitshood*, while *habitude*, *beatitude*, *certitude*, *decrepitude*, *gratitude* etc., ratain the proper sound of *t*.

5. Walker's rule for changing *tu* to *chu*, only when the accent precedes, is entirely arbitrary, and evidently made by him to suit his own practice. It has however the good effect of reducing the *chus*, and removing the outrageous anomalies of *tshootor*, *tshoomult* etc.

Bemerkungen zu §. 2.

Zu 1: Diese Verwechselung der Laute des *a* in pant und pan, mass und mas'sacre, passable und passible etc. läßt sich nur aus der nahen Verwandtschaft derselben erklären. (Siehe Anleitung §. 6.) Vielleicht wollte Sheridan dadurch nur zu verstehen geben, daß er die breit gedehnte Aussprache des *a* z. B. in father, half, calf, after etc. (Anleit. §. 6.), die ihm unmöglich entgangen sein kann, als gemein verwerfe, so daß er nun in der Verkürzung dieses Lautes die Verwechselung begangen *), und Wörter, wie aha', *papa'*, *mama'* und einige andere, wo dieser Laut nothwendig lang bleiben muß, weil er eine accentuirte Sylbe schließt, (Anleit. §. 6.) übersehen oder ihre Zahl für zu klein gehalten hat, um für sie ein besonderes Lautzeichen zu geben. Wenigstens erscheint mir Sheridan in diesem Punkte noch begreiflicher als Walker, der das a z. B. in master lang läßt, das a in mast aber verkürzt zu dem *a* in fat. Ursprünglich lautete aber das *a* in mast und master durchaus gleich (man sehe z. B. Nares Elements p. 5.), und zum Theil ist dies noch der Fall (s. Princ. 4 und 165.) Es fragt sich also, ob Walker mit Recht diese Laute von Grund aus getrennt hat und worauf sein Irrthum beruht (s. 5, 9, 2.).

Zu 2: In Wörtern wie partiality, omniscience etc. erscheinen Sheridan und Walker gleich incorrect. Walker irrt darin, daß er den Buchstaben *c s t* ihre Zischlaute gibt, und das folgende *i* noch als eine besondere Silbe bestehen läßt, als om-nish'-i-ent, par-shi-al'ity; erscheint aber inconsequent, daß er dies in anderen Fällen wieder nicht thut, als par'shal, con'shence, statt nach den obigen, par'-shi-al, con'-shi-ence. Doch läßt er den Zischlaut mit Recht nur **nach** dem Accent eintreten, um welchen sich Sheridan nicht kümmert, und darin irrt **letzterer** (siehe die Bemerkungen zu Nr. 5. des vorigen §.). Es irrt also Walker in der **Natur** des Zischlauts obiger Consonanten, und Sheridan in der **Anwendung** desselben, wie die des ersteren, par--shi-al'i-ty, und des letzteren par-shal'-ity etc. an die Hand gibt. Die Wahrheit kann nur in der Mitte liegen, in par-*si*-al-ity etc. (s. Princ. of Pron. 140.): Webster theilt den Irrthum Sheridan's, und ist auch nicht ganz frei zu sprechen von dem Walker's. (Man sehe die Bemerkung zu §. 9, Satz 16 und 17.)

*) Man vergleiche damit die Bemerkungen zu §. 9. Satz 2.

Zu 3: Hier spricht Webster so völlig ins Blaue hinein, daß man ihn kaum widerlegen mag. Wenn -*ture* in nature, culture „in usage" wie in *tun* lautet, so ist dieser usage eben schlecht, und damit abgefertiget, daß die Orthoepisten ihn *vulgar* nennen. (Vergl. die im nächsten §. mitgetheilte Stelle aus Nares und Princ. 145.) Wörter wie legislature und legislator, sculpture und sculptor, dictature und dictator völlig gleich aussprechen, geht so gegen alles Gefühl und alle Natur, daß man sich nur wundern muß, überhaupt irgend jemand von Bildung als Vertheidiger dieser Aussprache auftreten zu sehen, gar nicht zu gedenken, wie dieselbe vor den Grundsätzen einer wissenschaftlichen Behandlung der Orthoepie bestehen soll. — Ganz unbegreiflich ist ferner, wie Webster sagen mag, daß nach den Grundsätzen Sheridan's selbst, das *u* in nature etc. für das vorhergehende *t* von keiner Bedeutung sein kann, da doch Sheridan nicht na'-tur, sondern na'-tshur bezeichnet, und somit dem *u* hier so gut einen Einfluß auf *t* einräumt, als Webster z. B. in measure etc. demselben *u* einen auf *s*, indem er das Wort mesh'-hur lauten läßt, statt daß er es, wäre er sich consequent geblieben, mez'ur sprechen müßte, gleich als würden beide Wörter nater und measer geschrieben. Aber warum in dem einen Worte dem *u* einen Einfluß auf den Laut des vorhergehenden Consonanten zuerkennen, im andern nicht? oder mit andern Worten, warum in measure das *u* als Diphthonglaut gelten lassen, und diesen durch die Aspiration des vorausgehenden *s* regelmäßig contrahiren, also statt mez'yur mezh'ur sprechen, nature dagegen ohne weiteres na'-tur? Geht daraus nicht klar genug hervor, daß man letzteres Wort nothwendig entweder natyur sprechen muß, oder natshur, wie Sheridan. Dies ist wohl klar; dabei bleibt aber dennoch ein kleines Bedenken, nämlich der Laut ur, da doch die Endsilbe dieser Wörter -*ure* ist, also mit Abwerfung des Diphthongs *oore*. Dieser Umstand hat auch wirklich Walker bewogen, in Bezeichnung dieser und ähnlicher Wörter von seinem Vorgänger Sheridan abzuweichen und nicht geradezu natshur, mezhure zu bezeichnen, sondern natshure, mezhure etc., wozu er Princ. 481 seines Werks bemerkt, daß die rohe Aussprache zwischen beiden zu liegen scheine (s. Princ. 141.). Diese Bemerkung ist auch gewiß ganz richtig, denn obgleich diese Wörter im gemeinen Leben immerhin nur nathsur, mezhure lauten mögen, so bleibt doch bei gewählterer Aussprache ein kleiner Unterschied unverkennbar, und Walker hat Recht, wenn er am a. O. sagt: every correct ear must per-

ceive an elegance in lengthening the sound of the *u*, and a vulgarity in shortening it. Nur muß man, um dies richtig zu verstehen, den Sprachgebrauch Walker's kennen; denn *to lengthen* heißt bei ihm, wie hier, oft nichts, als eine Sylbe zwar kurz, aber nicht geschlossen aussprechen, also kurz und offen, wofür aber Walker keine anderen Zeichen hat als die der langen Laute, weshalb eben seine Bezeichnung so unvollkommen, und namentlich für Ausländer höchst unverständlich geblieben ist. Daß es aber mit obiger Bemerkung Walker's selbst seine volle Richtigkeit hat, wird jeder erkennen, der nur einmal ähnlich lautende Wörter, als z. B. fisher und fissure, gegen einander halten will, wo ein Unterschied der Aussprache nur in der Endsilbe — *er* und *ure* — bemerkbar zu machen ist.

Zu 4 und 5: Zu diesen beiden Nummern bemerke ich nur nochmals, daß der Eintritt des Zischlauts der Consonanten *c, s, t,* und die damit verbundene Abwerfung des folgenden *i* eine Erleichterung der Aussprache ist, da man sich nicht ohne vorausgehende Anstrengung erlauben darf, ohne, wie wir schon oben gesehen haben, in Gefahr zu gerathen, bei fortgesetzter Consequenz die ganze englische Orthoepie über Bord zu werfen, wie dies an Sheridan's shooper, tshoomult, tshootor etc. genugsam hervortritt. Dieses Verfahren Sheridan's nennt Webster „certainly consistent, *though wrong in fact.*" Um diese Worte gehörig zu würdigen, namentlich die vier letzten, verweise ich den Leser auf die in §. 1. gemachten Erörterungen. Vergl. auch §. 9., Satz 16 und 17.

§. 3.

1. There are many other words which Sheridan has marked for a pronunciation, which is not according to good usage, and which the later orthoepists have corrected. In general, however, it may be asserted that his notation does not warrant a tenth part as many deviations, from the present respectable usage in England, as Walker's; yet as his Dictionary was republished in this country, it had no small effect in corrupting the pronunciation of some classes of words, and the effects of Sheridan's scheme of pronunciation was in England, I am not able to determine. But I have had information from the late venerable Dr. Johnson, of Stratford, and from the late Dr. Hubbard of New Haven, who were in England between the year 1765 and the revolution, that about that period the change of *t* into *chu* had not taken place, to any extent. It began to prevail on the stage, ond among the younger barristers and members of parliament, before Dr. Johnson left England, just before the war with America; and Sheridan's Dictionary, published soon after, undoubtedly contributed to extent the innovation. This change presents a

new obstacle to the acquisition of a language, whose anomalies were before frightfully formidable and perplexing*). The favorers of innovation, seem not to reflect on the immense inconveniences of a correct notation of sounds in a language, by its proper characters; the utility of uniformity and permanence in that notation; and the extensive evil of destroying and impairing the use of alphabetical writing. The man who perverts or changes the established sound of a single letter, especially of a consonant, does an injury to that language, and to the community using it, which fifty men of the same talents can never repair.

Zur Vergleichung mag hier noch stehen, was Nares (Elements p. 129—130) über diesen Gegenstand sagt, weil es für manchen Leser interessant sein dürfte.

2. I know not whether we ought, in any instance, to give way to this pronunciation, which has been creeping in upon us very perceptibly of some years past**). It has become almost a rule to pronounce *t*, like *ch* whenever it is followed by an *u*, as in *fortune*, *importune* *actuate*, *effectual*, *nature*, *tune*, *tumid*, *tumult* etc. Some of these are more confirmed by usage than others, thus the terminations -*ture* and -*ture* are almost universally spoken with the sound of *ch* instead of *t*, as *nachure*, *forchune*, *picchure;* and the contrary pronunciation has even been ridiculed, as low-lived, in plays and novels, and marked by a false orthography as *nater*, *pickter;* yet perhaps the only common fault in pronouncing these words, is the neglecting to give to the *u* its full long sound. *Natüre*, so pronounced, will scarcely offend any ear, though the *t* may be made hard. In most of the other instances it is somewhat affected to give the sound of *ch* to the *t;* or rather, perhaps, vulgar. *Chune*, *chumid*, *chumult* are seldom heard in the mouths of elegant speakers; and *ac-chuate*, *effec-chual*, not often. This being the state of things, we should, I think, resist the encroachments of this mode of speaking, which encreases the anomaly of our language, without adding to its euphony.

Bemerkungen zu §. 3.

Nach diesen Mittheilungen erlaube ich mir nur noch kurz zu rekapituliren, was ich selbst über diesen Punkt anderwärts zu ermitteln bemüht gewesen bin, 1) daß ursprünglich *t* vor *u*, so gut wie *c*, stets hart ausgesprochen wurde, daß aber bei dem gebildeten Theil des englischen Volks das *t* nach und nach***) in

*) Dieser Satz dürfte vielleicht logischer und verständlicher so lauten: this change *presented* a new obstacle — language, whose anomalies were already formidable and perplexing enough.

**) Nares Elements of Orthoepy erschienen London 1784.

***) Wann sich diese Veränderung machte, geht aus den obigen Auszüge aus Webster und Nares genugsam hervor.

den Zischlaut *ch* oder *tsh* überging, und zwar vorzugsweise in den so häufig wiederkehrenden Endungen *-ture* und *tune*, als nature, feature, picture, fracture, capture, sculpture, rapture, venture, fortune etc.; 2) daß dieser Uebergang nur stattfand, um eine größere Leichtigkeit der Aussprache zu erzielen; daß 3) zu diesem Behufe diese Veränderung gar wohl gerechtfertigt, und der Zischlaut des *t* vor *u*, unter diesem Gesichtspunkte, sogar als im Wesen der Sprache begründet angesehen werden kann; daß er aber auch 4) aus demselben Grunde bei solchen Wörtern beschränkt werden oder ganz wegfallen muß, die viel weniger häufig oder nur selten vorkommen, und daß, wer z. B. actuate actshuate, mit fast nicht weniger Recht auch accurate acshurate spricht, daß aber von dem harten Laut des *c* oder *t* in accurate, actuate, und ähnlichen nicht adäquat auf das *t* in nature, picture und ähnlichen zurückgeschlossen werden kann, und aus dem Grunde der häufigen Wiederkehr der Endung *-ture* und ihrer Analogie mit anderen Fällen, wo ebenfalls nur der häufige Gebrauch eine Veränderung (Milderung, Erleichterung) verursacht oder erheischt. Gehen wir nun von diesen Principien aus und sprechen z. B. fortune fortshune, so würden wir doch, denke ich, sehr fehl greifen, wenn wir nach gleicher Analogie z. B. neptune neptshune lauten ließen, ja in fortune selbst werden wir uns den Zischlaut vielleicht nicht erlauben dürfen, wenn wir damit die Fortuna oder Glücksgöttin meinen. Denn die Analogie entscheidet hier nicht, sondern lediglich jener innere Grund der häufigen Wiederkehr und der durch sie bedingten Erleichterung. Fortune, in seiner gewöhnlichen Bedeutung von Glück, Vermögen rc. mag immerhin durch seinen tausendfachen Gebrauch im täglichen Leben zu fortshun werden, die Göttin Fortuna dagegen, die in eigener Person weit weniger unter den Sterblichen verkehrt, dürfte wider diese kurze Abfertigung mit Recht protestiren.

Historisch mag hier noch erinnert werden, daß unter den Orthoepisten Sheridan, Jones und besonders Walker diesen Zischlaut eben so sehr begünstigten, als Perry, Johnson, Webster u. a. gegen ihn sind. Ich glaube beide Theile übertreiben, überzeugt wie ich bin, daß derselbe weder ganz verworfen, noch auch zu weit ausgedehnt werden darf. Eine scharfe Grenzlinie zu ziehen, dürfte aber kaum möglich sein, und Vieles wird hier vielleicht immer von der Willkühr und dem Geschmacke des Einzelnen abhängig bleiben; — doch wenn nur dabei Ein bestimmtes Princip

festgehalten wird, so mag es immerhin freigestellt bleiben, ein solches Wort mehr oder weniger mit oder ohne Zischlaut, und vielleicht selbst ein und dasselbe Wort, je nach seiner Stellung im Satze, so oder anders auszusprechen. Man wird dann wenigstens nicht Gefahr laufen, sich so sehr zu verirren, als z. B. Walker begegnet ist, wie man jetzt fast allgemein erkannt hat. Zur Begründung eines solchen Princips aber wage ich nur noch so viel hinzustellen, daß, da dem muthmaßlichen Zwecke der Einführung dieses Zischlauts gemäß (s. Princ. 115.), derselbe vorzugsweise die Sprache des alltäglichen Lebens berührt, derselbe auch nur auf Wörter erstreckt werden sollte, die vorzugsweise demselben angehören; woraus dann von selbst erhellet, daß für jeden höheren Vortrag, so wie besonders für solche Wörter, die außer dem Bereich des gemeinen Lebens liegen, der einfache Laut des Consonanten vorzuziehen ist. Und diese Ansicht hat nach Allem, was ich in neuester Zeit darüber erfahren habe, in England auch bereits so ziemlich die Oberhand gewonnen. Vergl. z. B. Lloyd's Grammatik Seite 24 der 5. Aufl.

Am ungenügendsten behandelt diesen Gegenstand vielleicht Webster, was mit seiner eigenthümlichen Ansicht von dem langen u zusammenhängt, worauf ich in den Bemerkungen des §. 5. zurückkommen werde.

§. 4.

1. In a few years after the publication of Sheridan's Dictionary, appeared Walker's, the author of which introduces the work to the public with the following remarks, on the labors of his predecessors, (Diese mag man in Walker's Vorrede zu seinem Pronouncing Dictionary selbst nachlesen, auch ist das Wesentlichste davon in dem Anhange zur Anleitung, gleich im Eingange, mitgetheilt worden.)

2. Soon after the publication of Walker's Dictionary, appeared the Dictionary of Stephen Jones, who undertakes to correct the errors of Sheridan and Walker. This author objects to Sheridan that he has not introduced the Italian sound of *a* (as in *father* *) in a single instance, and that Walker has been too sparing in the use of it. He objects that Sheridan has not, by any peculiar marks, pointed out the sound of *oi* or *oy*, as in *noise* and *cloy*; and that Walker has given distinctive marks of pronunciation to the diphthong *ou*, which are terrific to the learner, and not well calculated to express the exact sound. He considers it as no trivial error in Walker's system, that he uses the long *e* in place of

*) Grade das Wort father, so wie fatherhood, fatherly, fatherless, bezeichnet jedoch Jones eben so wie Sheridan, nämlich mit dem *a* in fat, fathom.

the short y, which gives to *asperity*, for example, the ludicrous sound of *aspereetee*. He notices also as a fault in Walker's scheme, that he makes no difference in the sound of *oo* in *tool, tooth*, and in *look, took*.

3. In all these particulars, except that of *oi* and *oy*, I think every man who understands genuine English, will accord with Jones. From careful observation, while in England, I know that Jones's notation is far more correct than that of Sheridan or Walker; and except in two or three classes of words, his pronunciation is exactly that which I uniformly heard in England, and nearly the same as that of well-educated gentlemen in New England.

4. A few years after the appearance of Jones's Dictionary, William Perry *) published a Pronouncing Dictionary, in which an attempt is made to indicate the sounds of the letters by certain arbitrary marks. In this work, the author has rejected most of the peculiarities of Sheridan, Walker and Jones, and given the language nearly as it was spoken, before those authors undertook to regulate the pronunciation. This author's manner of designating the sounds of the letters is too complex for convenience, but his pronunciation is nearer to the actual usage in England, than that of either **) of his predecessors before mentioned. His orthography is also more correct, according to present usage, than that of his predecessors.

5. During the year past, appeared the Dictionary of R. S. Jameson, of Lincoln's Inn, intended to combine the merits of the most popular Dictionaries, and to correct the false pronunciation of Walker, whose notation in some classes of words he entirely rejects. He condemns, as a slovenly enunciation, the sound given to *d*, which, before *i* and *u*, Walker directs, in certain words, to be pronounced like j. He rejects also his notation of *ch*, or *tsch*, in *congratulation; flatulent, natural*, and all similar words. He rejects also the affected pronunciation of Sheridan and Walker, in such words, as *guide* and *kind*. Most of the other errors of Walker, he copies, as he does his antiquated orthography.

Bemerkungen zu §. 4.

Zu 1 und 2: Diese kleinen Ausstellungen an Jones sind allerdings meist richtig, aber wenn Webster im Ganzen diesen Orthoepisten höher zu stellen scheint als Walker, so ist er gegen letzteren ungerecht, oder beurtheilt ihn zu oberflächlich. Jones hat allerdings manches Einzelne viel richtiger als Walker, und ist daher für den, der nicht tiefer eingehen will, brauchbarer oder practischer; Walker aber behandelt seinen Gegenstand jedenfalls gründlicher und will studirt und verstanden sein. Namentlich ist

*) Nach Worcester's Zusammenstellung der bekanntesten Orthoepisten erscheint Perry's Wörterbuch der Aussprache vor dem Jones'schen.

**) Besser any, weil von mehr als zweien die Rede ist. Siehe jedoch Grammatik 102.

seine Bezeichnung der Laute durch Ziffern so, daß sie nur bei einer sorgfältigern Vergleichung der eng damit verbundenen Principles richtig verstanden werden kann, ohne diese aber zu tausend Verirrungen führen wird. Bezeichnet Walker z. B. die Endsylbe von confederate, als Verbum und Adjektiv, gleich lang, so ist nur aus Principles 91. zu ersehen, daß in der letzteren Bedeutung die Sylbe verkürzt gesprochen werden soll oder doch kann. Dieselbe Bemerkung muß man festhalten, wenn er wiederum die Endsylbe von moderate mit dem Laute des a in fat bezeichnet, und doch dabei keinen andern Laut meinen kann und wirklich meint als den in confederate, verbündet. Desgleichen ist in seiner Bezeichnung na'-tshure, mezh'-ure etc. der wahre Laut der Endsylbe nur aus Princ. 461. zu erlernen, ein Laut, der von der Bezifferung, wenn sie streng genommen wird, unendlich weit verschieden ist. Hinwiederum in seinem as-per'-e-te, in-de-viz-e-bil'-e-te, etc. ist der Laut e nur richtig zu verstehen, wenn man aus den Principles gelernt hat, daß Walker unter *long*, in unaccentuirten Sylben eigentlich nur short (kurz) versteht, das Wort short aber nicht gebrauchen mag, weil dies leicht für shut (geschlossen) genommen werden könnte, so wie auch „to lengthen" bei ihm nicht etwa „lang aussprechen" heißt, sondern „kurz" (short), nicht aber „geschlossen" (shut). Hätten nun Jones und Webster diese Vorbemerkungen Walker's gebührend gewürdiget, so würde ihnen, wenn sie es ehrlich meinten, nicht eingefallen sein, Walker's as-per'-ee-tee ins Lächerliche zu ziehen; vielmehr hätten sie darin eine Veranlassung zum Lobe dieses Orthoepisten finden und zeigen können, wie sorgfältig und mit welchem Rechte derselbe auch bei *i* den (kurz) offenen Laut von dem geschlossenen unterscheidet, so gering auch hier bei diesem Vokale der Unterschied zwischen beiden sein mag, (s. Princ. of Pron. 10 ff.), nur daß freilich seine Bezeichnung selbst, hinsichtlich des ersteren Lautes, nicht genau genug ist, namentlich für Ausländer; sie hätten ferner zeigen können, wie Walker das *i* in asperity der Quantität nach durchaus gleich setzt dem *o* in el'ogy und dem *u* in reg'ular. Statt aber dieses durchaus richtige und konsequente Verfahren Walker's zu erkennen, behält vielmehr Jones die kurze Bezeichnung Sheridan's in dem *i* von asperity, etc. bei, dagegen in dem *o* in elogy, etc. und dem *u* in regular, etc. die lange Bezeichnung Walker's. Und diese offenbare Inconsequenz Jones belobt Webster noch, während er nicht oft genug auf den vermeintlichen Fehler Walkers zurückkommen kann. Vergl. §. 6.

Zu 3: Mit diesem guten Lobe Websters bin ich im Allgemeinen sehr wohl einverstanden, so wie ich selbst bei meinen frühesten orthoepischen Bestrebungen (s. Anleitung zur Ausspr. des Englisch. und Ausspr.-Wörterb.) Jones zu Grunde gelegt habe; was aber die zwei oder drei Wörterklassen anlangt, in denen Webster in England eine von Jones abweichende Aussprache gefunden haben will, so erlaube ich mir darüber noch eine Bemerkung. Es könnte uns leid thun, daß Webster diese zwei oder drei, nach seiner Meinung von Jones irrig behandelten Wörterklassen hier nicht genau angibt, weil wir dann nach Berichtigung derselben von Jones ein Buch haben würden, das uns als zuverlässige Norm dienen könnte. Doch läßt sich aus anderweitigen Bemerkungen Webster's ohne große Mühe herausbringen, daß er unter jenen Anstoß erregenden Wörterklassen nur begriffen haben kann 1) die Bezeichnung, welche Jones Wörtern gibt wie nature, natural, sculpture, tincture, mutual etc., als na'-tshur, nat'-tsheoo-rul, sculp'-tsheoor, tink'-tsheoor, mu'-tsheoo-ul, etc. und die Webster na'-tur, nat'-ur-ul, sculp'-tur, etc. ausgesprochen haben will; 2) Wörter wie negotiate, negotiation, associate, association, annunciate, annunciation, nuncio, ratio, etc. als ny-go'-shy-ate, ny-go"-shy-a'-shun, as-so'-shy-ate, as-so"-shy-a'-shun, an-nun'-sy-ate, an-nun"-sy-a'-shun, nun'-shy-o, ra'-shy-o, und die Webster ny-go'-shate, ny-go"-sy-a'-shun, as-so'-shate, as-so"-sy-a'-shun, an-nun'-shate, an-nun"-sy-a'-shun, nun'-sho, ra'-sho, etc. gesprochen haben will; 3) Wörter wie kind, guard, etc. als kyind, gyard, wo Webster das y als affectirt verwirft. — Wenn wir also diese zwei oder drei Wörterklassen verbessern, so dürfen wir fide Websteri uns schmeicheln, unter Leitung Jones eine Aussprache des Englischen zu erlangen, welche ist „uniformly heard in England." Nun fragt sich nur noch, wie sollen wir verbessern, oder hat Webster Recht? Nach Obigem zu urtheilen, wohl im Einzelnen aber lange nicht durchgängig.

Zu 4: Perry hat in Bezug auf die in Bemerkung sub 2. berührte Wörterklasse dieselben Fehler und Inconsequenzen als Jones; spricht also z. B. associate, association, das c wie *sh*, in enunciate, enunciation wie *s* etc.; schränkt aber mit Recht den Zischlaut des *t* vor *u* weit mehr ein als Jones, nur fehlt er, denke ich, wieder darin, daß er mancher Wörterklasse den Zischlaut entzieht, wo er doch ganz gewöhnlich ist, ihn dagegen in manchen Wörtern wieder eintreten läßt, wo man ihn am wenig-

ften erwarten sollte, und wo Jones z. B. ihn nicht hat. So gibt er der Endung -ture nie, oder fast nie, den Zischlaut, courteous, und discourteous aber läßt er cur-tshe-ous, dis-cur-tshe-ous!! lauten. Wiederum bezeichnet er legislature: lej'-is-la-tur (gleich legislator), welche Aussprache kein anderer Orthoepist gut heißt als Webster. Ebenso nat'-ur-al statt nat'-shoo-ral, oder nat'-too-ral, welches erstere nur Webster billigt; so volume: vol'-um, wovon dasselbe gilt als von nat'-ur-al. Man sieht also, daß, in mancher Beziehung wenigstens, Perry allerdings die Sprache gelassen hat, wo sie stand „before those authors undertook to regulate the pronunciation."

Zu 5: Jameson endlich verwirft nun den Zischlaut des *t* vor *u* ganz und gar, und bezeichnet venture, tincture, structure, sculpture, scripture, rupture, rapture, posture, puncture, picture, nurture, nature, lecture, illnature, feature, etc.: ventyur, tingktyur, struktyur, skulptyur, skriptyur, ruptyur, raptyur, postyur, pungktyur, piktyur, nurtyur, nateyur, lektyur, illnatyur, feteyer, etc. Dieselbe Bezeichnung solcher Wörter gibt der neueste englische Orthoepist James Knowles, von dem später noch Einiges.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Gérondif in der französischen Sprache.

Die Anwendung und vorzüglich die Orthographie der Participes ist stets eine Hauptschwierigkeit in der französischen Sprache gewesen und ungeachtet aller traités über diesen Gegenstand, deren Zahl bereits Legion ist und sich stets neu rekrutirt, schwebt doch in den französischen grammaires über den Gebrauch der Participes noch ein solches Dunkel, daß man sich nicht wundern darf, in den meisten der deutschen sogenannten Grammatiken der französischen Sprache dieselbe Unzulänglichkeit wiederzufinden, weil ja noch von Vielen die Grammaire des Grammaires und die Grammaire nationale für wahre Orakel von Weisheit und Gelehrsamkeit gehalten und als solche benutzt werden. Wie schon von Becker, Diez und Anderen bemerkt wurde, ist es allerdings nicht zu verwundern, daß die Grammatiker bei dem vielen Wechsel der Participes in Form und Bedeutung erst allmälich und zwar langsam zu einer klaren Erkenntniß ihres Wesens und der Unterscheidung ihrer besonderen Arten gelangt sind, und zwar später als dies bei allen anderen Wortformen der Fall.

Selbst die scheinbar genügende und ohne Zweifel einfachste und beste der hergebrachten Regeln in den mystères des participes: Le participe joint au verbe *avoir* s'accorde toujours avec son complément direct, quand ce complément précède le participe — hat etwas völlig Unzureichendes und mit vollem Recht sagt von ihr ein neuerer Kritiker: Cette règle est si adroitement trouvée, la formule en est si judicieuse, qu'elle a besoin, pour se maintenir, de quatorze dispositions spéciales, dont elle est flanquée, et au milieu desquelles on la voit s'atténuer, s'affaiblir, et céder une si grande part de l'autorité qu'on y avait

attribuée d'abord que l'on attend sans cesse une dernière exception qui ne lui laissera plus aucun effet. Hätte man nicht die Masse von Beispielen, so würden die Regeln mit den tausenden Subdivisionen von Ausnahmen völlig ungenießbar sein, aber deshalb lernt auch der Franzose schon frühzeitig, sich an die Beispiele halten und hegt von vorn herein gegen die Regeln großes Mißtrauen.

Besonders unglücklich ging es aber bei dieser Konfusion dem Gérondif dessen eigentliches Wesen auch in der neueren Zeit nur von Einzelnen erkannt ist: Es heißt immer wieder: „Le gérondif se rapparte toujours au sujet de la phrase," und damit ist die Sache abgemacht. Caspers nahm in seiner französischen Grammatik (Münster 1842) bei Erklärung des Gérondif freilich auf das Lateinische Rücksicht, welches unumgänglich nothwendig ist, doch wird eine Vergleichung seiner Ansicht mit der historischen Entwicklung unserer Form hinlänglich zeigen, wie wenig erstere im Ganzen befriedigt. Er sagt nämlich p. 141: „Aus der Entstehung des Gérondif (in amando-en aimant) folgt, daß das Gérondif nur dann gebraucht werden kann, wenn es sich auf den Nom. des Satzes bezieht und seine Handlung mit der Handlung des verbi finiti als bloß gleichzeitig darstellt: En rentrant chez moi j'ai trouvé mon frère: In revertendo domum fratrem inveni. Doch kann man auch das Particip gebrauchen, wie es in der guten Latinität nur gebraucht wird."

Wir glauben nicht, daß diese Erklärung einen denkenden Schüler befriedigen könne.

Der hochverehrte Diez sagt in seiner Grammatik der Rom. Sprachen (Syntax III. p. 236): „Das Gérondif mit in begleitet bezeichnet eine Handlung, in welche eine andere Handlung einfällt, z. B. J'ai vu le roi en montant à cheval-regem vidi equum conscendens und umgekehrt." Unmittelbar nachher sieht er sich indessen genöthigt, zuzugeben, daß die aufgestellte Regel nicht streng beobachtet werde, und wir führen zum Belege nur zwei Beispiele an. Corneille sagt: „Le souhait impie est un monstre qu'il faut étouffer en naissant" Hor. 4. 6. und umgekehrt mit verwahrlostem en: „Gagnez une maîtresse accusant un rival." Cid 3. 1.

Gehen wir etwas zurück, so erklärt sich die große Willkühr und Verwirrung der meisten deutschen Grammatiker in Beziehung auf unsern Gegenstand besonders daraus, daß sie — wie Girault Duvivier — dasjenige für ein Participe ansehen, was nichts

weiter als ein einfaches Gérondif ist; ein Irrthum, der sich ganz deutlich eben darin zeigt, daß die Grammaire des Grammaires nur dort ein Gérondif anerkennt, wo dasselbe mit en versehen, wenngleich sie, in ihrer gewöhnlichen Weise, das eben Gesagte durch eine Einschränkung wieder aufhebt, indem sie anführt, daß das en auch zuweilen weggelassen werden könne.

Gegenwärtig fällt das Gérondif mit dem Part. prés. der Form nach äußerlich zusammen; im Altfranzösischen war jedoch der Unterschied bedeutend (cf. Diez Gramm. der Rom. Sprache II. p. 187.) indem sich das Participe im Nom. auf *ans*, vom Acc. auf *ant* durch Flexion unterschied. Das Gérondif hat dagegen durch alle Konjugationen die Endung *ant* angenommen, wozu, wie Diez meint, die Verdunklung des *e* vor *n* (vendent phonetisch = vendant) Veranlassung geben mochte; nur Verbaladjectiva, wie Altfranzösisch *dolent* und noch jetzt *apparent*, *équivalent* u. s. w. bewahren dieses *e*.

Das Gérondif war also der Form nach früher von dem Particip völlig unterschieden, wie dies z. B. im Spanischen und Italienischen noch jetzt der Fall ist, z. B. cantando und cantante.

Zur Zeit Louis XIV. herrschten indessen schon die größten Verschiedenheiten in der Schreibart des Particip, und Vaugelas sowohl als auch Bouhours und Menage suchten auf ganz entgegengesetztem Wege zur Begründung ihrer verschiedenen Ansichten zu kommen, die im Ganzen ziemlich gleich im Werthe standen; da entschied endlich das hohe Tribunal der Akademie, — stolz in dem Bewußtsein „la langue c'est moi" — daß die Part. act. nicht mehr declinirt werden sollten, und ungeachtet der ketzerischen Ansichten des chevalier de Jaucourt ist die Sache beim Alten geblieben.

Seitdem ist nun das Verbaladjectiv nur variabel und das Participe (oft höchst fälschlich so benannt) bleibt mit dem Gérondif stets gleichförmig und unveränderlich.

Das Gérondif ist bekanntlich eine durch die Wortform bezeichnete adverbiale Beziehung, welche in den romanischen und germanischen Sprachen durch besondere Formen ausgedrückt werden, während statt dessen das Participe an sich eine attributive Form ist, die demnach mit dem Substantiv congruirt. (Siehe K. F. Becker's Organism der Sprache §. 109.) Weil nun das Participe im Gérondif aus seiner attributiven Bedeutung in die adverbiale übergeht und dann die Function eines Objectes

hat, so nimmt es eine substantive Form an, z. B. im Altdeutschen auf o: tuondo (en faisant), furthendo (en craignant).

Im Alt- und Mittelhochdeutschen (cf. Grimm d. Gr. I. p. 1019) wird aus den beiden Participien ein eigenthümliches participiales Adverbium gebildet, welches sich auf *o* endigt (und in den andern Mundarten übrigens nicht vorkommt). Bemerkenswerth bleibt nun besonders, daß, während das Adverb des Part. präs. im Althochdeutschen häufig vorkommt, z. B. predigôndo, hôrendo, bëtôndo unde jëhendo — im Mittelhochdeutschen schon seltner wird und schwerer zu erkennen ist, im Part. prät. dagegen nur vom Particip starker Konjugationen gebildet wird. Z. B. „Alliu Ding imo chebentemo getan sind, unde imo gebietentemo gescaffen sind" oder Daz ih dir anasehentemo sus getorsta getuon. (Man sieht, daß hier zugleich der Dativ wie im Angelsächsischen als Casus absolutus-Form gebraucht ist.) Gleich dem Althochdeutschen fanden sich nun auch in dem Altfranzösischen zwei besondere Participformen vor, eine attributive und adverbiale, deren Unterschied, wie oben gezeigt worden, jahrelang durch die Orthographie angedeutet wurde, bis die Academie ihren seltsamen Ausspruch that.

Mit Ausnahme des Ablativs trat in den Romanischen Sprachen an die Stelle des lateinischen Gerundium's der Infinitiv; nun steht aber bekanntlich im Lateinischen der Ablativ des Gerundium's mit der Präposition in, um den Begriff der Zeitdauer auszudrücken, während der bloße Ablativ causal oder instrumental zu nehmen ist. (Siehe Krüger's Lat. Grammatik §. 381. Anm. 3.) Z. B. Fit ut distrahatur in deliberando animus. Cic. Off. 1. 3. bei der Ueberlegung; deliberando wäre durch die Ueberlegung.

Ebenso lassen sich nun auch für das Gérondif im Französischen zwei besondere Arten des logischen Verhältnisses der Gedanken unterscheiden, welche durch jenes angedeutet worden, nämlich 1) eine temporale und 2) eine causale. Bei den besseren Schriftstellern finden wir nun stets aufs Genaueste den Grundsatz beobachtet, daß im ersteren Falle, sobald eine Gleichzeitigkeit der Handlungen des Haupt- und Nebensatzes angedeutet werden soll, en hinzugefügt wird, und es springt in die Augen, wie seltsam, ja falsch die Regel der Grammaire des Grammaires sei, welche lehrt, das Wort en sei bei dem Gérondif stets nur „supprimé," man müsse es aber hinzudenken. Man sieht hieraus, daß Girault Duvivier über den Ursprung des en gar keine rechte

Vorstellung hatte, da die Hinzusetzung desselben den ganzen Gedanken verändert.

Ebenso unrichtig ist die Behauptung vieler Grammatiker, daß bei ayant und étant das Wort en nie gesetzt werde. Sind ayant und étant mit dem Part. der Vergangenheit zusammengesetzt, so können sie natürlich en nicht bei sich haben, weil ja in diesem Falle die Handlung des Gérondif mit der im Hauptsatze angegebenen Handlung nicht gleichzeitig sein kann. Etant und ayant können übrigens auch Zustände und Handlungen der Gegenwart bezeichnen, als solche mit der Handlung des Hauptsatzes Gleichzeitigkeit haben und demzufolge auch von en begleitet sein.

Es ergiebt sich aus dem bereits Angeführten auch das Unzulängliche der so oft vorkommenden Regel, daß sich das Particip mit en nur auf das Subject des Hauptsatzes beziehen könne; und es ist vielmehr dabei stehen zu bleiben, daß bei dem temporalen Gérondif nur dann en weggelassen wird, wenn keine Gleichzeitigkeit der beiden Handlungen oder Zustände im Haupt- und Nebensatze stattfindet. Bei dem causalen Gérondif wird die lateinische Regel ebenfalls nicht ganz vollständig beibehalten; man findet nämlich in diesem Falle en zuweilen gesetzt, meistentheils wird es indessen ausgelassen, nur die Rücksicht auf Deutlichkeit des Ausdrucks giebt hier vorzüglich die Entscheidung. Indessen giebt doch die von Schifflin höchst scharfsinnig aufgestellte Eintheilung in eine absolute oder objective (mit en) und relative oder subjective (ohne en) Ursache eine sehr gute Andeutung; es wird demnach en gesetzt werden müssen, sobald durch die beiden Verben nur eine einzige That ausgedrückt wird, „indem die Thatsache des Hauptsatzes nur die natürliche Folge der im Gérondif ausgedrückten Thatsache ist."

Anm. Ist die Handlung nur eine, so daß die Thatsache des Hauptsatzes mit Nothwendigkeit aus ihr hervorgeht, so involvirt sie der Begriff der Gleichzeitigkeit, und es muß daher en gesetzt werden.

Hat man dagegen eine erste und zweite Handlung, wo die zweite rein zufällig ist, „indem sich der Gegenstand von Umständen abhängig macht," so wird en ausgelassen. Z. B. En voulant réformer les boyards, il les indisposa und Croyant mon père malade, je partis.

Hg.

Zur Texteskritik des Corneille.

Während im Gebiete der klassischen Philologie wohl kein Autor einer wissenschaftlichen Behandlung entbehrt und selbst vaterländische Klassiker mit Kommentaren und Varianten begleitet werden, ist auf dem Gebiete der französischen Literatur für die Schriftsteller der Periode seit Ludwig XIV. äußerst wenig geschehen. Was in dieser Hinsicht geleistet ist, steht, wie verdienstlich und tüchtig Manches ist, sehr vereinzelt da und hat meist den Zweck, den Leser, welchem größere Hülfsmittel abgehen, mit synonymischen, lexikalischen und feinern grammatischen Bemerkungen zu unterstützen. Damit ist freilich für die Autoren unserer Zeit und der nächsten Vergangenheit, deren Sprache wenig deutlich ausgesprochene Eigenthümlichkeiten bietet, und deren Text uns unverfälscht überliefert ist *), Alles gethan was füglich geschehen kann. Das Uebrige ist Sache eines unbefangenen Eingehens in den Geist eines Werkes und der Literaturgeschichte, in so fern sie die eigenthümliche Richtung eines Schriftstellers und seine Stelle in der literarischen Entwickelung seiner Zeit zu ermitteln hat.

Einer vollständigen und durchgreifenden Bearbeitung scheinen dagegen die Dichter der ältern Tragödie, aus der Zeit Ludwigs XIV. eben so würdig als bedürftig. Ob diese Form der französischen Literatur in ihrem antik-modernen Ansehn, mit ihren Antithesen, rhetorischen Figuren und ihrem einförmigen Versmaaße eine verfehlte sei oder nicht, thut hier in so weit nichts zur Sache, als jeder moderne Philolog sie lesen muß, und kein höherer Schulunterricht sie aus seinem Kreise ausschließen kann. Uebrigens möchte auch wohl eine unbefangene Kritik, welche, sich über die Zufälligkeiten der Form, wie sie der Geist der Sprache und der damali-

*) Obwohl selbst in Voltaire's viel gelesenem Charles XII. sich sinnentstellende Fehler finden, welche immer von Neuem abgedruckt werden.

gen Zeit nothwendig mit sich brachte, hinwegsetzend, unternehme die Einfachheit in der Anlage der Stücke und die Kraft und große Wahrheit der Charaktere und Leidenschaften hervorzuheben, an der Zeit und geeignet sein, diese Dichter aus einer Vernachlässigung und Mißachtung zu ziehen, die ihnen theils nationaler Gegensatz, theils das Auftreten der neuern französischen Schule bereitet hat *).

Unter jenen Dichtern bietet Corneille in mehrfacher Rücksicht ein eigenes Interesse. Er findet sich gleichsam auf der Bahn, die er, wie sein den Spaniern entlehnter Cid zeigt, wider Willen betrat, noch nicht zu recht, und ist einestheils in der Form von lateinischen Dichtern abhängig, anderntheils von den Einflüssen seiner Zeit und besonders des Hofes so wenig frei, daß man manche Stellen in seinen Stücken auf damalige Zustände und Meinungen beziehen kann. In beider Hinsicht ließen sich viele neue und interessante Bemerkungen aufstellen; im Uebrigen reicht der Kommentar Voltaires, welcher einige Mißgriffe seiner tadelsüchtigen Kritik abgerechnet, viele feinere Sprachbemerkungen bietet und auch hie und da auf Anklänge an antike Muster hinweist, nebst den Noten la Harpe's und denen Patissot's zum genauern Verständniß vollständig hin.

Was aber den Text betrifft, so mögen wohl unter den vielen Ausgaben nicht zwei übereinstimmen **). Nach seinem Gutdünken wählte jeder Herausgeber diejenige Leseart, welche ihm am meisten sprachgemäß schien, und verwischte so die Eigenthümlichkeiten des Dichters und der damaligen Sprache; fällt doch Corneille gerade in die Uebergangsperiode zur klassischen Zeit, als die Akademie gegründet wurde und Racine und Boileau erschienen.

Den Text Corneille's nun, nach der Ausgabe von 1682, als der zuletzt von ihm selbst besorgten, wieder zu geben, verspricht die zuerst 1824 in Paris bei Lefèvre erschienene Ausgabe unter dem Titel:

Oeuvres de P. Corneille, avec les notes de tous les commentateurs, les variantes et le texte d'après l'édition de 1682, la derniere que Corneille a revue lui même.

---

*) In dieser Hinsicht haben neuere französische Gelehrte, wie St. Marc Girardin und Philarète Chasles mit vielem Talent Vergleiche mit altklassischen Dichtern angestellt, die nicht immer zum Vortheil der Letztern ausfallen.

**) Selbst Voltaire in seiner kritischen Ausgabe gibt bald diesen, bald jenen Text, für den Cid und le Menteur befolgt er die älteste Ausgabe; in den andern Stücken wählt er willkührlich aus. —

Bei einer nähern Prüfung aber findet sich, daß an sehr vielen Stellen weder jene Grundlage befolgt ist, noch die Varianten der zu des Dichters Lebzeit erschienenen Ausgabe angegeben sind. Beides nachzutragen, resp. zu berichtigen, folgen die Lesearten der ältesten Ausgaben, welche ich bei einer längeren Benutzung der Pariser Bibliotheken zu vergleichen Gelegenheit hatte. Betreffen dieselben auch in den meisten Fällen mehr die Sprache als den Sinn, so möchte doch wohl das Aufsuchen der Gründe, warum der Dichter an manchen Stellen änderte, Gelegenheit zur Erörterung mancher, besonders grammatischer Eigenthümlichkeiten bieten und könnten die folgenden Angaben somit auch für die Schule nutzbar gemacht werden.

Abgesehen aber von dem wissenschaftlichen Bedürfniß, einen Klassiker in seiner wahren Gestalt zu besitzen, bietet eine geordnete Zusammenstellung der vom Dichter selbst vorgenommenen Verbesserungen das Interesse, ihn mit der Sprache ringen und sich eine eigene Form bilden zu sehen.

Die erste Ausgabe gesammelter Stücke Corneille's, außer der Elzevierschen von 1644 und 1655, die nur den Cid, Horace, Cinna, Mort de Pompée, Polyeucte und Le Menteur in einem Bande enthält, ist die vom Jahre 1660 in 2 Bänden Folio, abgedruckt 1663 und 1664; eine zweite Textesrecension erschien 1682 in 4 Bänden. Eine dritte von 1692 trägt zwar den Titel revu et corrigé par l'auteur; sie fällt aber nicht mehr in die Lebenszeit Corneille's, der 1684 starb, und wurde, wie das privilége du roi deutlich ausweist, von des Dichters Bruder Thomas Corneille besorgt. Dazu kommt, daß in den Komödien, welche nicht den Tragiker P. Corneille, wohl aber seinen Bruder besonders beschäftigten, die Abweichungen am zahlreichsten sind. Da indeß eine Mitwirkung des Verfassers nicht durchaus abzuweisen ist, und in dieser Ausgabe sich manche Verbesserungen im Geiste desselben finden, so verdienen sie wenigstens als Varianten angegeben zu werden, desgleichen die Verschiedenheiten in der editio princeps und der von 1660. Zur Probe soll dies in Nachstehendem mit Cinna geschehen, wobei der Kürze des Raums wegen die Angaben in der oben erwähnten Ausgabe als bekannt vorausgesetzt und nur in so weit berücksichtigt werden, als sie zu berichtigen oder zu vervollständigen sind *).

*) a bezeichnet die erste Ausgabe, A die von 1663, B die von 1682 und C die von 1692.

V. 5. a. vous regnez sur mon âme avecque trop d'empire.
V. 20. a. quand il faut, pour le perdre, exposer mon amant.
V. 24. a. te demander son sang, c'est exposer le tien.
V. 33. C. et quoi qu'en ta faveur ton amour execute.
V. 61. a. A. B. C. mais encor une fois, souffrezque je vous die *).
V. 90. a. A. B. C. qu'à son ambition ont immolé ses crimes **).
V. 119. A. quand je songe aux hasards que je lui fais courir.
V. 130. a. A. B. C. qui méprise sa vie est maître de la sienne.
V. 141. a. A. B. mais le voici qui vient. Cinna votre assemblée (Scene 3).
C. mais le voici que vient. (Scene 2).
Cinna votre assemblée (Scene 3).
V. 182. a. où le but des soldats et des chefs les plus braves,
- 187. c'était d'être vainqueurs pour devenir esclaves,
où chacun trahissait aux yeux de l'univers,
soi même et son pays pour assurer ses fers
et tâchant d'acquérir avec le nom de traître
l'abonimable honneur de lui donner un maître.
V. 221. a. A. B. C. pour monter dans le trône et nous donner des lois.
V. 249. a. prête au moindre signal que je voudrai donner.
V. 267. a. A. B. C. la splendeur de leurs noms en est-elle obscurcie?
V. 268-269. a. ont-ils perdu celui de derniers des Romains?
et sont-ils morts entiers avecque leurs desseins?
A. et sont-ils morts entiers avec leurs grands desseins?
B. C. sont-ils morts tous entiers avec leurs grands desseins***)?
ne les compte-t-on plus pour les derniers Romains?
V. 272. C. si le vainqueur y regne, ils y sont regrettés.
V. 337. a. A. B. C. Ah! souffrez que tout mort je vive encor en vous †).
V. 434-435. a. mais sa mort vous fait peur? Seigneur, les destinées
d'un soin bien plus exact veillent sur vos années.
V. 486. a. A. B. C. ils passent pour tyran, quiconque s'y fait maître.
V. 493. a. A. B. C. et que ce mouvement qui vous vient agiter.
V. 499. a. C. quand nous avons pu vivre avecque plus de gloire ††).
V. 518. a. A. B. C. comme ils ont peu de part au bien dont ils ordonnent.

---

*) Diese ältere Schreibweise encor vor einem mit einem Vokal anfangenden Worte befolgt Corneille in den meisten Fällen; fast ohne Ausnahme in der Mitte des Verses, wohl um die Cäsur hörbar zu machen; für die dritte Silbe, wie hier, ist mir kein weiteres Beispiel bekannt.

**) Vergl. le Menteur IV. 4. 7.
que laisser désunis ceux que le ciel a joint.

***) In allen Stellen wo tout mit entier verbunden vorkommt, werden bei Corneille beide Worte flektirt; vergl. unten V. 1377.

†) Vergl. le Menteur V. 6. 15.

††) A. B. et croître notre gloire.
Croître in demselben Sinne findet sich Cid. v. 862. Polyeucte 309. Pompée III. 4. 22, Veuve IV. 1. 7. und in anderen Stellen; Vergl. auch v. 486. ils passent in der Bedeutung von ils ont passé.

V. 561. a. A. de nous vendre bien chez les grands biens qu'ils nous sont.
B. C. de nous vendre un peu chez sq.
V. 570. a. et devait cet honneur aux mânes d'un tel homme.
V. 578. a. A. B. C. les grands, pour s'affirmir achetant les suffrages.
V. 592. a. et si votre bonté la veut favoriser.
V. 603 encor.
V. 629. je sais bien que vos coeurs n'ont point pour moi de fard.
V 714. C. je ne m'ètonne point de cette violence.
V. 804. a. je sens dedans le coeur mille remords cuisants.
V. 867. C. du noble sentiment dont la vertu m'inspire.
V. 906. a. mais voici de retour cette belle inhumaine.
V. 923. a. mais je n'ose parler, et je ne me puis taire.
V. 985. a. C. implorer la faveur d'esclaves tels que nous.
V. 995. a. en se déshonorant pour l'amour d'une reine.
A. B. C. par l'amour.
V. 1067. a. recouvrera sa gloire aussitôt que perdue.
V. 1069. B. qu'il cesse de m'aimer, ou suivre son devoir *).
V. 1095. a. O le plus dèloyal que l'enfer ait produit.
V. 1103. a. il l'a jugé trop grand pour se le pardonner;
\- 1105. à peine du palais il a pu retourner,
que de tous les côtés lançant un oéil farouche.
A. B. il l'a trop jugé grand pour ne pas s'en punir
à peine du palais il a pu revenir
que, les yeux égarés, et le regarde farouche,
C. 1103. il l'a jugé trop grand pour ne pas s'en punir.
V. 1113. A. dont l'eau grosse et rapide et la nuit assez noire.
a. et l'eau grosse et rapide et la nuit parvenue
l'ont dèrobé sur l'heure à ma débile vue **).
V. 1322. a. est de voir que César sait tout votre secret.
V. 1363. a. A. quoi! si ton amitié pour Cinna t'intéresse.
B. C. s'intéresse ***).
V. 1377. a. A. B. C. ma vertu toute entière agit sans s'émouvoir.
V. 1407. a. il te reste autre fruit que la honte et la rage.
V. 1410. a. mais que peut-on attendre aussi de tes pareils?
V. 1418. C. jusqu'à ce que ta fourbe ait souillé ma vertu.
V. 1444. a. ce fut dedans leur camp que tu pris la naissance
\- 1444. et quand après leur mort tu vins en ma puissance,
leur haine héréditaire, ayant passé dans foi
t'avait mis à la main les armes contre moi.
V. 1466. après tant de faveurs montrer un peu de haine.
V. 1549. a. C. cette stupidité s'est enfin dissipée.
V. 1668. A. B. ont enlevé Maxime à la fureur des eaux.

---

*) Suivre statt suive ist ohnstreitig ein Druckfehler.
**) Diese Leseart ist wohl vorzuziehen, wenigstens für den zweiten Vers.
***) Vergl. Polyeucte v. 342.
Je sens dejà mon coeur qui pour lui s'intéresse.

C. ont arraché sq.*)

a. mais enfin le ciel m'aime et parmu tant de maux
il m'a rendu Maxime, et l'a sauvé des eaux.

V. 1691 - 1692.

a. à vos bontés, seigneur, j'en demanderai deux
le supplice d'Euphorbe et ma mort à leurs yeux**).

V. 1717. a. apprends à mon exemple à vaincre ta colère.

V 1771. a. A. C.
vos royales vertus lui vont trop enseigner.

B. vos royales vertus lui vont tout enseigner.

---

*) In dieser Ausgabe beginnt auch die dritte Scene erst mit den Worten
approche, seul ami, que j'éprouve fidèle.

**) Warum der Dichter dieser Lesart die vulgata
faites périr Euphorbe au milieu des tourments,
et souffrez que je meure aux yeux de ces amants
substituirt hat, ist nicht wohl einzusehen. —

Elberfeld.

Dr. Bromig.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Goethe's Gedichte. Auswahl für Schule und Haus. Herausgegeben von Dr. Joh. Wilh. Schaefer. Cotta'scher Verlag. 1846.

Referent begrüßte dieses Buch, sobald er es angezeigt fand, mit einem doppelten Willkommen! Zum Ersten freute er sich, daß die zur Herausgabe desselben berechtigte Verlagshandlung sich endlich entschlossen hatte, einem in der Schulwelt längst dringend gefühlten Bedürfnisse zu genügen, zum Andern, daß sie das Unternehmen den Händen eines Mannes anvertraut hatte, von dem man, nach seinen frühern literarischen Leistungen, etwas Tüchtiges sich versprechen durfte. Eine genauere Durchsicht überzeugte mich freilich bald, daß diese Auswahl noch manche meiner Desiderien, und, wenn ich nicht sehr irre, auch vieler Andern wohlbegründete Wünsche unerfüllt läßt. Aber auch schon in seiner gegenwärtigen Gestalt ist das Buch als ein höchst schätzbarer Zuwachs zu den Hülfsmitteln des deutschen Unterrichts zu betrachten. Gelingt es, Herrn Schaefer zu überzeugen, daß die Ausstellungen, die wir an seiner Auswahl zu machen haben, nicht eines guten Grundes entbehren, so dürfen wir — dafür bürgt die Gediegenheit dieses Mannes — uns versichert halten, daß in der nächsten Auflage, die nicht lange auf sich warten lassen wird, jene Wünsche nach Möglichkeit Berücksichtigung finden. Es gilt also zunächst eine Verständigung mit Herrn Schaefer über die Einrichtung und Anordnung einer Auswahl aus Goethe's Gedichten, wie die Schule sie bedarf; und ich ersuche die verehrlichen Amtsgenossen, wie das auch schon in einem Artikel der Mager'schen Revue (Januarheft 1846) geschehn, zur Erledigung einer Frage mitzuwirken, die für unsere Gymnasien und Realschulen von großer Bedeutung ist, und worüber man nicht leicht zu viele Vota stimmbefähigter Männer vernehmen kann.

Einem Schulmanne gibt vielleicht schon der Zusatz zum Titel der Schaefer'schen Auswahl „für Schule und Haus" einiges Bedenken. Er wird sich sagen: Kommt nicht bei dieser Doppelbestimmung die Schule vielleicht ein wenig zu kurz? Wäre es nicht besser, wenn zwei Bedürfnisse zu befriedigen sind, ihnen gesondert zu genügen? Und in der That möchte das, was sich, vom Standpunkte der Schule betrachtet, an dieser Ausgabe als mangelhaft herausstellt, gerade in den auf anderweitige Leser genommenen Rücksichten seine Erklärung finden. Es läßt sich leicht denken, daß nicht Herr Schaefer, sondern die Verlagsbuchhandlung dem Buche diese zweifache Bestimmung gegeben hat. Ohne Zweifel glaubte sie ihm dadurch ein größeres Publikum zu sichern. Aber sie würde ihren Vortheil unstreitig am besten bedenken, wenn sie die Schule ausschließend ins Auge faßte. Geräth eine Auswahl aus Goethe's Gedichten so, daß sie den Anforderungen der Schule wahrhaft entspricht, so wird, da hier keine Konkurrenz eintreten kann, der Absatz außerordentlich sein.

Was nun zuerst den Grundgedanken, aus dem die Auswahl hervorgegangen, betrifft, so finden wir Herrn Schaefer mit dem, was Referent darüber in Mager's pädagogischer Revue ausgesprochen hat, ziemlich einverstanden. Nachdem er den gangbaren poetischen Anthologien, sofern sie zweckmäßig ausgewählt und angeordnet sind, für eine gewisse Altersstufe ihren Werth zugestanden, fährt er fort: „Die gereiftere Einsicht indeß will nicht von Blume zu Blume schwärmend naschen, sondern sie strebt dahin, in der Literatur das Wirken und Weben des nationalen Geistes in seiner historischen Entwicklung aufzufassen und den einzelnen Dichtergenius sowohl in den Richtungen und Wendungen seines Bildungsganges zu verfolgen, als in seiner Totalität zu begreifen. Es liegt nicht außer dem Bereich der Schule, dies tiefere Verständniß unserer größten Geister zu eröffnen; sonst bleibt es einer planlosen Leserei überlassen, das dort Versäumte kümmerlich nachzuholen. Schiller's Dichtungen werden der reifern Jugend am häufigsten als Ganzes in die Hände gegeben, weil bei diesen am wenigsten sittliche Bedenklichkeiten zur Sprache kommen. Allein man darf dabei nicht stehen bleiben. Die ausschließliche Gewöhnung an Schiller's Reflexionspoesie und rhetorische Diktion hat nothwendig die Einseitigkeit der Geschmacksbildung zur Folge; sie verdirbt nicht selten den Sinn für reingehaltene, mit einfachen Mitteln wirkende Poesie, und ein großes Gebiet der Lyrik ist ihr fremd geblieben. Goethe ist unser größter lyrischer Dichter. Er

beherrscht alle Tonarten der Lyrik von den sanften Naturlauten des Liedes bis zu der nach höchsten Worten greifenden Hymne, und auch das bescheidenste lyrische Blümchen hat Theil an der Sonnenwärme seines reichen Gemüths. Dieser Fülle entspricht die Mannigfaltigkeit der Formen, in denen epische Klarheit wie dramatische Lebendigkeit gleich bewunderuswürdig sind. Dessenungeachtet sind Goethe's Gedichte für die Jugend beinahe ein verschlossenes Buch. Was die Anthologien bringen, ist nicht geeignet, auch nur ein ungefähres Bild von dem Reichthum seiner lyrischen Muse zu geben. Der Umfang, zu dem die Sammlung der Goethe'schen Gedichte durch die Produktivität des Greises angewachsen ist, die unabweisbaren moralisch-pädagogischen Bedenken, welche durch mehrere derselben erregt werden, hindern die Einführung in die Kreise der Jugend, ja der Familie überhaupt, und sind schuld, daß Goethe's lyrische Poesien sich keiner großen Popularität zu erfreuen haben." Dann heißt es etwas weiter über die vorliegende Auswahl: „Sie ist keine Anthologie, sondern sie sucht den ganzen Goethe als Lyriker zur Anschauung zu bringen; alle Lebensperioden des Dichters, alle Gattungen seiner Lyrik sind darin durch seine reinsten und vollendetsten Produktionen vertreten."

Schon diese Erklärungen lassen vermuthen, und die nähere Ansicht des Buches bestätigt es sogleich, daß Herr Schaefer in der Anordnung und Reihenfolge der ausgehobenen Gedichte zwei Prinzipien mit einander zu verbinden gesucht habe, das chronologische, um Goethe's Entwickelungsgang in der Lyrik hervortreten zu lassen, und das der Dichtungsgattungen und Formen, um den Reichthum und Umfang seiner Lyrik zu veranschaulichen. Eines dieser Prinzipien mußte er nothwendig dem andern unterordnen. Er hat sich dafür entschieden, die Anordnung nach Dichtungsgattungen als Hauptprinzip zu Grunde zu legen, und diesem das chronologische zu subordiniren; und daran hat er, wie mir däucht, nicht wohlgethan. Das Wichtigste für die Schule scheint es mir zu sein, dem Lehrling ein Gesammtgemälde von dem Bildungsgange, den Goethe als Lyriker genommen hat, vorzuführen. Dadurch würden (man erlaube mir, meine eigenen Worte aus der Mager'schen Revue zu wiederholen) „die Metamorphosen, die Goethe's Lyrik durchlaufen, ihr Steigen, Kulminiren, Sinken, die verschiedenen Interessen, die ihn nacheinander bewegten, die verschiedenen Dichtungsformen, die er nacheinander kultivirte, die allmälige Vervollkommnung dieser Formen, seine produktiven, wie

seine unproduktiven Perioden — alles dies würde sich dem Schüler von selbst anschaulich darstellen.“ Gruppirt man dagegen die Sammlung nach den Gattungen und Formen seiner Lyrik, und beobachtet auch innerhalb der einzelnen Gruppen die chronologische Folge, so wird das Gesammtbild seines Entwickelungsganges in eine Menge partikulärer Bilder zerstreut und dadurch der Totalüberblick außerordentlich erschwert. Bei Goethe entfalteten sich die einzelnen Dichtungsarten, so wie die rhythmischen und metrischen Formen mit organischer Gesetzmäßigkeit nach- und auseinander. Dies stellt sich nun, wenn das chronologische Prinzip nicht zur Grundlage des Ganzen genommen wird, durchaus nicht anschaulich dar; man wird dann in den einzelnen Gattungen immer wieder an den Anfang zurückgewiesen, und die Art und Weise, wie diese Gattungen in gewissen Perioden nebeneinander herlaufen, sich ineinander verschlingen, auseinander erwachsen, läßt sich nur durch mühsame Operationen, ja eigentlich nur, wenn man, was die Sammlung versäumt hat, nachholt und den Schematen ein chronologisches Gesammtschema unterlegt, zur klaren Anschauung bringen.

Andrerseits könnte man freilich gegen eine durchgreifend chronologische Grundordnung der Sammlung einwenden, daß sie den Ueberblick über das, was der Dichter in jeder einzelnen Gattung und Form geschaffen, allzusehr erschweren würde. Allein diese Einwendung erweist sich als unbegründet, sobald man, was allerdings bisher noch nicht geschehen ist, die Chronologie der Entstehung der Goethe’schen Gedichte sorgfältig durchführt. Ich habe es für mich versucht und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß auch in einer solchen Chronologie Gedichte verwandter Art und Form sich zu großen Gruppen zusammenordnen. Wer sich hiervon eine Anschauung verschaffen will, möge nur die in Mager’s Revue (Januarheft 1846 S. 45 ff.) mitgetheilte Reihenfolge der Gedichte der ersten Periode (bis 1786) ansehen. Noch frappanter zeigt sich dies bei den Gedichten der zweiten Periode (bis 1805), wo die römischen Elegien, venetianischen Epigramme, Xenien, Balladen u. s. w. zu größern gleichartigen Partien zusammentreten. Allerdings fallen noch immer bei dieser Anordnung die zu einer Gattung gehörigen Gedichte in mehrere Gruppen auseinander, und vereinzelte Schößlinge fügen sich keiner Gruppe an; allein der Gesammtüberblick über des Dichters Produktivität in jeder Dichtungsart bleibt so keinesfalls mehr schwierig.

Will man aber einmal durchaus, wie es Herr Schaefer gethan, die Grundeintheilung der Auswahl von den verschiedenen Dichtungsarten hernehmen, so muß wenigstens innerhalb der darnach entstehenden Abschnitte die chronologische Ordnung strenge eingehalten werden. Sehen wir uns hierauf die vorliegende Auswahl an, so finden wir sogleich, daß sie viel zu wünschen übrig läßt. Die episch-lyrischen Gedichte treten in folgender Reihe auf: Der Sänger, Der Musensohn, Wer kauft Liebesgötter? Bergschloß, Geistesgruß, Mignon, Harfenspieler, Das Veilchen, Blümlein Wunderschön, Der Fischer, Der König in Thule, Erlkönig, Zigeunerlied, Die erste Walpurgisnacht u. s. w. Füge ich aus meiner Chronologie die entsprechenden Zahlen bei, so ergibt sich die Reihe: 1782, 1774, 1802, 1803, 1774, 1782, 1783—85, 1775, 1798, 1778, 1774, 1781, 1772, 1799 u. s. w. Nicht viel besser steht es um die chronologische Folge in den andern Abtheilungen: den Liedern, den Oden und lyrisch-didaktischen Gedichten u. s. w. Eine durchaus streng nach dem Entstehungsdatum geordnete Reihe verlangen auch wir nicht; immerhin mag auf Verwandtschaft des Inhalts und der Form einige Rücksicht genommen werden; allein wenn Gedichte aus verschiedenen Zeiten so bunt durcheinander geworfen werden, so verfehlt die Sammlung zum Theil wenigstens ihren Zweck, unter den unser Verfasser selbst im Vorwort die Veranschaulichung der verschiedenen Epochen der Goethe'schen Lyrik mitbegreift.

Herr Schaefer sagt, er habe speciellere chronologische Nachweisungen beigefügt, wenn sie das Verständniß erleichtern konnten. Bei näherer Ansicht der Sammlung ergiebt sich, daß er dies bei einer verhältnißmäßig sehr geringen Anzahl von Gedichten für nöthig gehalten. Referent aber ist überzeugt, daß die Bekanntschaft mit dem Datum der Entstehung für das tiefere Verständniß sehr weniger Goethe'schen Gedichte, ja vielleicht keines einzigen ganz gleichgültig ist, und hätte es daher überall beigesetzt gewünscht. Auch möchten die aufgenommenen chronologischen Daten noch einer strengern Revision bedürfen; so fällt mir z. B. bei dem Gedichte „Einschränkung" das unrichtige Datum d. 3. Aug. 1783 auf, wofür d. 3. Aug. 1776 zu setzen ist. Herr Schaefer hat sich hier ohne Zweifel, wie bei den übrigen Angaben, auf die den neuesten Ausgaben von Goethe angehängte „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Werke" verlassen; allein diese Chronologie bedarf, wie sich Referent bei näherer Prüfung überzeugt hat, vielfacher Berichtigung. Daß das eben besprochene Datum irrig

ist, habe ich erst nach der Anfertigung der in Mager's Revue mitgetheilten Chronologie erkannt, weshalb dort das Gedicht noch an der unrechten Stelle eingeordnet steht.

Außer durchgängigen chronologischen Nachweisungen wären ferner erläuternde Zwischenreden und Anmerkungen über Veranlassung und Beziehung der einzelnen Gedichte zu wünschen, und zwar nicht blos für anderweitige Leser, sondern auch für die Schüler. Denn nicht leicht wird irgendwo ein Lehrer so viel Zeit für die Lektüre der kleinern Dichtungen Goethe's gewinnen, daß er das ganze Buch mit den Schülern lesen könnte. Was die vorliegende Sammlung an solchen Andeutungen bietet, ist durchaus unzureichend. Goethe's Gedichte sind einer Interpretation weit bedürftiger, als man gewöhnlich anzunehmen scheint. Ist die Lektüre der Klopstock'schen Gedichte wegen ihrer sprachlichen Form schwierig, und machen Schiller's Gedichte durch ihre philosophische Tiefe eine Nachhülfe für den Schüler wünschenswerth, so sind Goethe's Gedichte zum Theil geradezu unverständlich, weil sie Gelegenheitspoesien sind, weil sie ganz individuellen und persönlichen Anlässen und Lebenserfahrungen ihren Ursprung verdanken. Vielleicht hat der Herausgeber aus Rücksicht auf den Raum von solchen Erläuterungen, wie wir sie wünschen, Abstand genommen. Allein man hätte lieber, wenn einmal ein bestimmtes Volumen nicht überschritten werden sollte, eine etwas geringere Zahl von Gedichten auswählen und diese zu genügendem Verständniß bringen sollen.

Wenn erst das Buch eine Zeit lang in Schulen von tüchtigen Lehrern gebraucht sein wird, dürfte sich herausstellen, daß an manchen Stellen die gewöhnliche Interpunktion und der herkömmliche Text, wie er hier abgedruckt ist, der Berichtigung bedarf. So wird es z. B. in dem Gedicht „Seefahrt" (I. 152) V. 32. heißen müssen: „Streicht der Fischer u. s. w." statt Streckt der Fischer u. s. w. In demselben Gedichte hat unsere Sammlung in V. 15 unrichtig „blähen" statt blühen, wie Goethe selbst geschrieben hat (s. das Gedicht in den Briefen an Lavater, Brief vom 16. Sept. 1776, und in den Briefen an Merck, Brief vom 11. Sept. 1776).

Mit einem andern Wunsche, daß nämlich für den Schulgebrauch hier und da eine interessante Variante beigegeben sein möchte, trete ich nur schüchtern hervor, da sich über diese Forderung die Stimmen noch so wenig vereinigt haben. Um so unbedenklicher aber wünsche ich im Interesse der Schulen, daß in einer

neuen Ausgabe die Verse von 5 zu 5 oder wenigstens von 10 zu 10 mit Zahlen bezeichnet werden. Warum? das bedarf für den kundigen Schulmann keiner Auseinandersetzung.

Das wären ungefähr die Hauptpunkte, auf die wir des Herausgebers Aufmerksamkeit für die künftigen Editionen hinlenken möchten. Im Uebrigen wird nicht leicht Jemand der Sammlung das Lob versagen, daß sie mit Geschmack und Umsicht zusammengestellt ist. Alle Epochen der Goethe'schen Lyrik, alle Gattungen derselben sind durch charakteristische und meisterhafte Proben vertreten; nur Werthvolles und Gediegenes ist aufgenommen, und Gedichte, welche das sittliche Zartgefühl verletzen, sind nicht zu finden.

W.

---

1. Dichtungen des deutschen Mittelalters. 5. Bd. Gûdrûn. Herausgegeben von Al. J. Vollmer. Mit einer Einleitung von Albert Schott. Leipzig, Göschen'sche Verlagshandlung. 1845. 1 Thlr.
2. Kudrun, die echten Theile des Gedichtes mit einer kritischen Einleitung. Herausg. v. Karl Müllenhoff. Kiel, Schwers'sche Buchh. 1845.

Der erste Band der lobenswerthen Sammlung Nr. 1. hat bereits im 4. Hefte des 1. Jahrgangs des Archivs eine Anzeige gefunden: In gleicher Weise ist dieser 5. Band angelegt, so nämlich, daß die Varianten, auch der in Commentaren zu andern Gedichten, Grammatiken, Zeitschriften gegebenen Lesarten, dem Texte angehängt sind; und schon darum möchte diese kritische Ausgabe der Gudrun bei dem billigen Preise zu empfehlen sein. Die Zählung findet statt nach Strophen.

Aber hier ist es besonders Pflicht auf die treffliche Einleitung von Alb. Schott aufmerksam zu machen.

Schott vergleicht zunächst das Nibelungenlied und die Gudrun, die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten klar hervorhebend. Er ist dabei jedoch der Meinung, daß alle die Dichtungen, denen einheimische Heldensage zu Grunde liegt, auf den Vorzug äußerer Vollendung keinen Anspruch machen können, daß, auch wenn die Anordnung im Großen betrachtet werde, man finde, daß der Kunstsinn den widerstrebenden Stoff nicht so völlig gebändigt habe, wie es z. B. einem Homer, Gottfried oder Tasso gelungen sei. Diesen Ausspruch wird man insofern nicht bestreiten können, als der Stoff, der den deutschen Volksepen zu Grunde liegt, an sich formloser ist als der, welcher den homerischen Dichtern vorlag, aber er läßt sich nicht so beweisen, wie der Verfasser meint.

Er führt als Beispiel nämlich die Art an, wie beide Dichtungen die Theilnahme des Lesers zu Anfang für andere Gestalten in Anspruch nehmen als später. Im Nibelungenlied gehe zwar Krimhilde durch das Ganze, aber in der ersten Hälfte müsse sie ihre Bedeutung mit Sigfried, in der zweiten mit Hagen theilen. Aber, fragen wir, ist Krimhild die Hauptperson, was leidet dann die Einheit, wie zeigt sich dann, daß der Stoff nicht gebändigt sei? Ja auch ihr Verhältniß zu Sigfried bleibt dasselbe in beiden Theilen; denn es ist ja die Schilderung der unendlichen, nimmer sich erschöpfenden Liebe des Weibes die Aufgabe für den Dichter gewesen, und wie passend da, daß nun nach Sigfried's Tode, wo sich diese Liebe in ihrer höchsten Kraft berühren soll, der Mörder vorzugsweise in die Mitte der Dichtung tritt. In der Gudrun beschäftigte sich der Dichter mit der Jungfrau erst vom zweiten Drittel an, nachdem erst die Großeltern, dann Horand die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Da aber hier gleich der Verfasser bemerkt, daß Gudrun in höherem Grade als Krimhild der Stern des Gedichtes sei, so ist es fast überflüssig, zu entgegnen, daß wir ja nur der Odyssee zu gedenken brauchen, wo der Held des Gedichtes erst mit dem 5. Gesange in den Vordergrund tritt. Die epische Einheit ist immer eine andere als die dramatische, die Breite bleibt ein Merkzeichen des Epos, und läßt sie auch in den beiden großen Volksdichtungen der Deutschen sich nicht verkennen, so dürfen wir ihnen nicht den Vorwurf der Kunstlosigkeit machen. Sie werden immer das empfängliche Herz erquicken, reinigen, stärken, denn sie sind, wie der Verfasser wahr sagt, „erfüllt vom Odem gesunder Kraft, unverbrüchlicher Treue, aufrichtiger Demuth, bewußtloser Keuschheit, es strömt aus ihnen so frischer Hauch, so reicher Klang, wie aus der bewegten Meeresfluth über Strand und Bord.“

Der Verfasser vergleicht hierauf die Sage mit der Sprache, die verschiedenen Gestaltungen jener mit den mannigfaltigen Entwickelungen dieser, und wendet sich dann zu dem Inhalte des Gedichtes. Er betrachtet ihn nach den drei Hauptgruppen, der Sage von Hagen und Hilde I., der Sage von Hetel und Hilde II., und der Sage von Gudrun, und zeigt, daß alle drei Theile eigentlich denselben Inhalt haben, nur modificirt und mehr oder weniger weit hinausgeführt; Hilde ist dieselbe Person wie Gudrun. Diese Reduplikation der Sage wird daher geleitet, daß der Held nicht unvorbereitet aus der Nacht hervortreten dürfe, daß daher in Folge des germanischen Hanges zum Ahnenwesen die Geschichte

seiner Vorfahren erzählt wird. So finden wir es im Tristan, Parcival. Da nun dieselbe Sage sich in verschiedenen Gegenden verschieden gestaltete, so galten dem Bearbeiter diese verschiedenen Gestaltungen für verschiedene Sagen, für Berichte und Schicksale verschiedener Personen und erschienen ihm doch innerlich verwandt genug, um für die Geschichte von Mutter und Kind angesehen zu werden. So sind also drei verschiedene Darstellungen derselben Mähre im Rahmen Eines Gedichtes zusammengefaßt. Doch ist der Kreis dieser Sage noch weiter, und der Verfasser geht nun die zahlreichen Anklänge dieser Mähre in andern Gedichten und die vielfachen Umdeutungen durch.

Offenbare Anspielungen finden sich in der Klage, in Biterolf und Dietlieb, in Wolframs Parcival, in Lamprechts Alexander, der Wilkinasage, wo Hilde zu einer Tochter des Königs Artus von Bertangaland (Bretagne) gemacht wird. Ebenso erscheint die Sage bei dem Isländer Snorro in der Geschichte des Raubes der Hildr, der Tochter des Königs Högni, durch König Hadhin und der Schlacht auf der Orkadeninsel Hary, bei Saxo Grammaticus in doppelter Gestalt, in dem angelsächsischen Liede Scôpes vid sidh, im Beowulf.

Die Verbindung der Geschichte von Hilde-Gudrun mit den Sagenkreisen von Dieterich und Artus, welche in der Wilkinasage sich findet, bleibt ohne wirkliche Folgen. Wichtiger erscheint dem Verfasser die Verbindung mit der Dichtung von den Nibelungen. Hier hält sich der Verfasser an das Gedicht vom hörnenen Seifried. Seifried befreit Krimhild aus der Gewalt des Drachen, und Krimhild sei nun eins mit der durch den Greifen geraubten älteren Hilde, und Seifried eins mit dem Retter derselben Hagen. Indeß diese Aehnlichkeit, so wie die Aehnlichkeit, welche der Verfasser zwischen den Kämpfen findet, welche Brunhild im Niebelungenliede aufgibt, und dem Kampfe, welchen in der Gudrun der starke Wate mit König Hagen besteht, worauf dann Wate und seine Freunde die jüngere Hilde mit List rauben, ist doch nur eine so unbedeutende und findet sich in dieser Weise in so zahlreichen Sagen, daß wir darauf eine Vermischung beider Sagen noch durchaus nicht anzunehmen berechtigt sind. Damit aber wollen wir diese Verbindung keineswegs leugnen. Geradezu heißt in der nordischen Sage die Schwester der Burgunder, welche Siegfried heirathet, Gudrun, aber im Uebrigen ist diese Gudrun von der Gudrun unseres Gedichtes verschieden. Noch mehr Widerspruch möchte die Zusammenstellung der Gudrun-Sage mit der

griechischen Sage von Helene finden. Raub und Kämpfe finden sich freilich in beiden Sagen vor, aber wie berechtigt dies zu einer Identificirung? Paris soll sein gleich mit Horand, dann wieder mit Hartmuot, Menelaos soll Hetels und Herwigs Gestalt in sich vereinigen, Achilles soll sein Sigfried, welcher nun aber in der Gudrunsage zwar erwähnt ist, aber als ein anderer dann der Sigfried der Nibelungensage, und mit diesem gerade stellt ihn der Verfasser zusammen. Nun erkennt Herr Schott wohl, daß gerade das Wesentlichste fehlt, daß nämlich Hagen (= Sigfried?) Hilde rettet, Achilles aber Helena nicht befreit, sondern vielmehr fällt, bevor Troja erobert ist; er glaubt aber, der Mangel sei nur scheinbar; denn durch Hektors Tödtung habe Achilles doch das Beste gethan, wie Herwig (die dritte Person!) vor Cassiane durch die Tödtung Ludwigs, des Vaters des Hartmuot; er meint ferner, daß Menelaos und Achilles nur eine Person vorstellen, weshalb Menelaos in der Helenasage nur zu Anfang und am Ende hervortrete, aber in der Mitte seiner Laufbahn dem Achilles Platz mache; und so sei auch die Braut in zwei Personen zerfallen, in die Helena, welche Achilles für Menelaos erstrebe, und in die Polyxena, in deren Besitze er selbst sich glücklich fühle. Gewiß bleibt diese Deutung gezwungen; auf ähnliche Weise läßt sich alles Mögliche vergleichen. Es finden sich freilich Spuren schon im 7. Jahrhundert, daß die Franken von den Trojanern sich ableiten, wird ja auch Hagen sowohl Franke, wie von Troja genannt; indessen solche einzelne Punkte dürfen nicht zu gewagten Hypothesen verführen, und wir können dem gelehrten Verfasser nicht beistimmen, daß „die Uebereinstimmung zwischen der Sage von Gudrun und der vom trojanischen Kriege unleugbar, die Gudrun ganz Iliade sei.“

Die von Snorro erzählte Geschichte von Högni, Hilde und Hadhin stellt sodann der Verfasser mit der Sage von der Persephone zusammen. Auch gegen diese Ansicht wird mancher Widerspruch erhoben werden, wogegen wir in dem nun Folgenden eher mit ihm übereinstimmen, daß nämlich diese einfache Erzählung den Keim der ausführlichen Gudrunsage enthalte. Wie diese Sage sich aus diesem ursprünglichen Bestandtheile immer reicher und reicher entwickelt habe, das versucht der Verfasser weiter darzuthun, und auf diesen durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Theil der Einleitung, von dem sich nicht füglich ein Auszug geben läßt, machen wir insbesondere aufmerksam.

Daß die Gudrunsage, an welche der Verfasser die Helena- und Proserpina-Sage bei der weitern Betrachtung angeknüpft, eine Göttersage sei, wird wohl Niemand bezweifeln; der dämonische Charakter ist in der gesammten deutschen Heldensage anerkannt. Der Verfasser hält sich zu der jetzt vorherrschenden Ansicht, daß die Götter durch Versinnlichung der Naturkräfte entstanden seien. Persephone ist die Blumenwelt, die im Herbste hinabsinkt und im Lenze zurückkehrt. Nanna, denn auch der Mythus von Baldur und Nanna scheint dem Verfasser in die Gudrunsage verflochten, ist ebenso die Blumenwelt, deren schönste Zeit mit Baldurs Lichtherrschaft zusammentrifft. Hilde ist Nanna mit verändertem Namen, also eine germanische Persephone, sie ist räthselhaft wie die Persephone, sie streift an das geheimnißvolle Reich der Nacht. Daher steht sie in Zusammenhang mit Hulda, Holda, die zugleich die Spenderin goldener Geschenke (hold) wie die heeranführende Göttin, die nächtliche Jägerin (Frau Holle, Hülle) ist. Gudrun erscheint in ähnlicher Weise noch bald als blühende Jungfrau, dann in der Gefangenschaft mit verworrenem Haar, grau gekleidet und alt. Hagen, Hildes Vater, vertritt in der germanischen Sage nach dem Verfasser die Stelle der Demeter; hagan ist aber Dornstrauch, Wald, welcher im Winter seines Schmuckes beraubt, trauert: als Dämon, Sohn eines Elfen bezeichnet ihn auch die Wilkinasage. Hetel fällt zusammen mit Höther bei Saxo, und mit Hödh, dem Bruder und Mörder Balders, d. i. dem unschädlichen Dunkel, dem nothwendigen Zusammentreffen des Schattens mit dem Lichte, welches erst durch die Hand des tückischen Loki verderblich wird: Dieser Hödh oder Hedhin raubt in der Hildensage die Jungfrau, d. h. bringt dem sommerlichen Schmuck des Waldes den Untergang. Den Namen Hödh erklärt Grimm vom gothischen hatus, ahd. hadu = Krieg, Hödh also Kriegsgott; Hr. S. aber leitet den Namen vom gothischen hidan. ahd. hëtan, hat, hâtum, welches bedeute „decken, bergen" (hût, Haut, Hut, hüten, κεύθειν, κύτος), also sei Hedhinn der verborgene und verbergende Herr des Dunkels und der Unterwelt. Weiter noch glaubt der Verfasser auch Aehnlichkeiten in den Lauten zwischen den griechischen und germanischen Namen zu erkennen. Helena hange zusammen mit Huldana und Hilde; Achilles mit Hagen, da ch und g wechsele (χολή Galle, λέχος Lager) N statt L eintrete wie in magnus aus μεγάλος, und auch griechische Wörter mit weichem Anlaut auch sonst im Deutschen scharf lauten, wie ὄλβος in hilpan, odium in halis, ἄορ in hairus (Schwert).

Hades mit Hedhin, dem Verborgenen zusammen zu stellen, hält aber der Verfasser für gewagt, obgleich Hades für eine Nebenform statt 'Αΐδης, der Unsichtbare, ausgegeben wird, aber gerade die Einheit dieser zwei Namen leuchtet dem Verfasser nicht ein. Horand (von heru) soll mit Ares (von ἄορ, hairus) zusammenfallen. Wate endlich sei eins mit Wuotan, Odhin, dem Sinnbilde der alles durchdringenden Luft, der schaffenden Grundkraft, nach seiner geistigen Seite der weltlenkende, siegverleihende Gott.

Schon Saxo verstand die Hildensage nur geschichtlich, und so starb sie allmälig mit der Zunahme der Bildung ab, doch sind auch in der Gestalt, wie das Gudrunlied sie bewahrt, noch einige Spuren der Cosmologischen Grundlage zu erkennen, namentlich in der Wahl der Jahreszeiten. Indem aber ein Volksstamm die alte Göttersage geschichtlich machte, verfehlte er nicht die edle Rolle des Siegers und Retters einem Sohne seines Landes, die des Räubers und Besiegten einem Feinde zuzuschreiben. Also entdeckt sich die Heimath der Sage und des Liedes. Seeland ist der niederländische Gau g. N., der Wülpensand ist in Flandern, vielleicht auf der Insel Kazand (Cassiane?). Als Feinde der Friesen, welche also als Pfleger der Sage zu betrachten sind, treten die Normannen auf, weil sie wegen ihrer Streifzüge verhaßt sind; diese Normannen wohnen zwar in der Normandie, aber ursprünglich sind die scandinavischen Normannen gedacht, weil der einzig mögliche Weg von ihrem Lande nach Friesland ein Seeweg genannt wird. Manche Unbekanntschaft mit Niederdeutschland legt außerdem die Vermuthung nahe, daß das Gudrunlied von einem Oberdeutschen nach niederdeutschen Quellen abgefaßt sei. Als Zeit der Entstehung der Sage in der vorliegenden Form ließe sich das Ende des 10. Jahrhunderts denken, doch sind später Zusätze gemacht. Das Lied aber ist später entstanden; da es der ganzen Anlage und Vorarbeitung nach Aehnlichkeit mit dem Nibelungenliede hat, auch der Wigalois erwähnt wird, so ist es wahrscheinlich zwischen 1210 — 1240 entstanden. Die Art der Entstehung des Liedes ist dem Verfasser dieselbe wie die des Nibelungenliedes, doch verzweifelt er, daß es je gelingen werde die älteren und jüngeren Strophen zu sondern.

Wie Referent vorher bemerkt, ist es schwerer die Ueberarbeitungen der Kudrun zu scheiden, als der gleiche Proceß bei den Nibelungen von Lachmann mit Meisterschaft durchgeführt ist, und es schien nach dem unglücklichen Versuche L. Ettmüller's (Gudrunlieder, nebst einem Wörterbuche. Zürich 1841.), als ob sobald

Niemand wieder sich daran machen würde. Von dieser Ansicht ward auch A. Schott a. a. O. geleitet. Eher als zu erwarten war, ist ein neuer Versuch erschienen, von einem Gelehrten, welcher hiermit zuerst, aber zugleich in ausgezeichneter Weise als Kritiker sich bewährt. Herr M. (Nr. 2.) hat uns die vortrefflichsten Untersuchungen über die Kudrun mitgetheilt, und indem er sowohl auf Inhalt wie auf Form sein schärfstes Augenmerk richtete, dabei von wahrhaft dichterischem Geiste durchdrungen war, nicht blos das echte Gedicht hergestellt, denn die Wahrscheinlichkeit wird hier fast zur Gewißheit, sondern auch wieder die verschiedenen Ueberarbeitungen von einander ausgeschieden. Daran reihen sich zugleich die Untersuchungen über die Heimath des Gedichtes, die einige neue Aufschlüsse geben. Der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen wollen wir die Wahrheit kurz zusammenfassen, indem wir diejenigen, welche Sinn für die Großartigkeit des deutschen Volksepos haben, bitten, die Begründung derselben in dem Buche selbst nachzulesen. Um so mehr als der Verfasser gelegentlich auch über andere berühmte Dichtungen des M. A., wie Biterolf, die Klage, Orendel, Rather, über Walther u. a. schätzbare Bemerkungen mittheilt.

Wir haben in dem Gedichte drei Sagen, die von Hagens Jugend, die von Hilde oder von Hetel aus Hagen, und die von Kudrun, welche nicht von einem und demselben Dichter zu einem Ganzen verbunden sind. Der erste Theil fällt zunächst aus. So liegen zwei Hauptmassen vor, die eine von Hilde, die andere von Kudrun handelnd, und sie zerfallen wieder in lauter kleinere und größere Abschnitte, Aventüren, Romanzen. Alle echten Lieder rühren von einem Sänger her, das erste derselben ist Str. 204. Ziemann: Ein helt der was erwasen in Tenelant —, womit die Hilde beginnt (vergl. S. 8. fgg.). Und mit der Befreiung der Kudrun und der Vereinigung der treuen Vermählten ist die Handlung zu Ende und die echten Theile des ganzen Gedichts geendigt. (S. 36.)

Die ausgeschiedenen Stücke fallen zunächst einer ältern und einer jüngern Bearbeitung zu. Der Ueberarbeiter Thätigkeit bis ins Einzelne zu verfolgen ist unmöglich, doch scheint nachweisbar, daß die ältern Zusätze wieder in sich zu scheiden und zwei Ueberarbeitern zuzutheilen. Scheiden wir aber vorerst die Zusätze der jüngern (S. 43. fgg.), so finden wir, daß der ältere Vorgänger sich bestrebte, die einzelnen Theile des Gedichtes zu verbinden (S. 58.), er dichtete sowohl hinzu als er die Handlungen dehnte

(S. 60.). Nur in unechten Stücken kommt der Name der Burg Ludwigs Kassiâne vor, so wie der Name von Hagens Burg Balliân, das französische Wâleis und Matelâne, die Burg zu Hegelingen, worin Ettmüller und J. Grimm das Münstersche Städtchen Meteln (Matilone) an der Vecht erblicken (S. 78.). Die Masse des Hinzugedichteten ist überhaupt sehr groß, mehr als drei Viertel des ganzen Gedichts (S. 81.), doch stand dem Ueberarbeiter keine neue und umfassende Relation der Sage zu Gebote als eben nur das was die echten Lieder gaben, alles Uebrige sind seine eigenen Erfindungen und Zusätze (S. 82.). Dieser Ueberarbeiter war freilich ein geschickter und kenntnißreicher, aber nicht besonders geschmackvoller Dichter. Er ist der Dichter von Hagens Jugend.

Die Nibelungenstrophen theilt der Verfasser einem zweiten Ueberarbeiter zu. Da sich aber schon innerhalb der ersten 200 Strophen sowohl einzelne mit innern Reimen als nicht durchgereimte jüngere Zusätze finden, so nimmt für die innern Reime der Verfasser einen dritten Ueberarbeiter an. Das Verhältniß derselben zur echten Kudrune bestimmt er so, daß sich in der letztern wenig Frömmelei und Gelehrsamkeit findet, die Zusätze insgesammt nicht aus der lebendigen Sage im Munde des Volks entlehnt seien, der erste Interpolator maßlos erdichtete, der zweite überaus gelehrt und willkürlich, der dritte von beschränkten Kenntnissen wär, die beiden letzten aber, da auch der zweite zuweilen innere Reime hat, schwer zu scheiden seien. Mit Wahrscheinlichkeit lasse sich annehmen, daß der erste Ueberarbeiter ungefähr 1230, der zweite und dritte etwa 1250 zu setzen seien.

Von dem echten Gedichte wurde nach dem Verfasser das Lied von Hetel und Hagen eher gedichtet und vorgetragen als die Kudrun (S. 95. 118.). Dieser Sänger setzt überall die Sache als nicht bekannt voraus, er weist nirgends auf etwas den Zuhörern Bekanntes hin, überhaupt ward die Hegelingensage weniger verbreitet als die Nibelungensage. Die Heimath der ganzen Kudrun sowohl ihren echten Theilen, wie ihren Erweiterungen nach ist die der Klage und des Biterolf, nämlich Oesterreich, wie sich aus dem Dialekte ergibt (S. 103. fgg., die Beweise für Niederdeutschland genügen nicht), und das Gedicht erhielt, wie jene zwei aus einer französischen Mire die Erweiterungen, obgleich daher Einiges schon der Sänger des echten Liedes in der Volkssprache übertrug; daß der nordische Frute vorkommt, ist kein Zeugniß dagegen, da er überhaupt nur eine unsichere und unbedeutende

Rolle spielt (S. 107.). Schwerlich wurde das Gedicht vor von der Hagens Abdruck 1820 außerhalb Oestreichs bekannt, dieser ist nach der in Wien befindlichen Handschrift gemacht, welche Kaiser Maximilian I. nach einer Handschrift des 14. Jahrhunderts, wenn nicht einer älteren anfertigen ließ. Daß die echten Theile nicht erst späterhin von einem zweiten verbunden sind, sondern von einem Verfasser insgesammt herrühren, welcher in der blühenden Zeit der Babengischen Herzöge wahrscheinlich um 210 oder 212 dichtete, läßt sich aus dem Reime, der Strophe, den metrischen Eigenthümlichkeiten und dem gleichmäßigen Character der Poesie und Stil der Darstellung beweisen (S. 112. fgg.)

Herford.

L. Hölscher.

Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen, von Dr. Th. Echtermeyer. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von R. H. Hiecke, Conrector und Professor. Halle, 1845.

Wenige Bücher gibt es, die sich stufenweise mit jeder neuen Auflage so sehr verbessert haben, als diese Auswahl deutscher Gedichte. Schon die erste Auflage, die zunächst nur für die untern Classen der Gymnasien berechnet war, fand eine lebhafte Theilnahme und war in kurzer Zeit vergriffen. Diese günstige Aufnahme verdankte sie ohne Zweifel einmal dem feinen Takt, womit der Herausgeber bei der Auswahl den dichterischen Werth, den sittlichen Gehalt und die Angemessenheit der Stücke für die oben bezeichnete Bildungsstufe berücksichtigt hatte, dann aber auch der geschickten Anordnung des ausgehobenen Materials. Er ging bei der letztern von dem, wie uns scheint, ganz richtigen Grundsatze aus, daß in den untern Klassen die Anregung des poetischen Sinnes noch mehr elementarer Art sein müsse und daher eine systematische Vertheilung des Materials nach Gesichtspunkten, die aus der Metrik, Poetik oder Literaturgeschichte entnommen wären, nicht verlange, ja kaum gestatte, und so begnügte er sich dafür zu sorgen, daß sich in der Anordnung der Stücke, sowohl in Beziehung auf Inhalt, als auf Form, ein continuirlicher Fortschritt vom Leichtern zum Schwierigern ergebe. Indem die Sammlung so die einzelnen Stücke nach dem einfachen Prinzip der größern oder geringern Faßlichkeit in übrigens buntem Wechsel aneinander reihte, bot sie für die Lectüre eine erfreulichere Mannigfaltigkeit dar, und konnte zugleich, selbst bei einem elementaren Cursus über Metrik und Poetik, für eine zweckmäßigere Basis gelten, als die

nach Gesichtspunkten dieser Disciplinen streng rubricirten Sammlungen, da sie der Selbstthätigkeit des Schülers (für eigene Auffindung des Zusammengehörigen) freiern Spielraum ließ. In der zweiten Auflage kam dann, außer vielen neuen Stücken, die hier und dort eingefügt worden, ein ziemlich starker selbstständiger Anhang für die höhern Gymnasialklassen hinzu, aus drei gesonderten Anthologien Klopstock'scher, Göthe'scher und Schiller'scher Gedichte bestehend. Ueberdies wurden noch in zwei werthvollen Beilagen das Wesen der epischen Lyrik und Göthe's Stegreifpoesie erörtert. Und was als eine sehr dankenswerthe Zugabe zu betrachten war, und seitdem in andern Chrestomathien Nachahmung gefunden hat, — dem Register waren nicht blos biographische Notizen, sondern auch andere literarische Nachweisungen beigefügt, namentlich Nachweisungen von Erläuterungen zu den aufgenommenen Gedichten. Bei der 3. Auflage betheiligte sich schon Herr Prof. Hiecke, und so war es nicht zu verwundern, daß die Anthologie jetzt wieder einen guten Zuwachs trefflicher Eigenschaften bekam, da Hiecke sich damals (1842) bereits durch die Ausarbeitung seiner Schrift über deutschen Unterricht den hellsten und umfassendsten Ueberblick über dieses Gebiet der Pädagogik und Didaktik verschafft hatte. Die uns vorliegende vierte endlich hat Hiecke, wegen des mittlerweile allzufrüh erfolgten Todes von Echtermeyer, allein besorgt; und Referent darf mit voller Ueberzeugung sagen, daß Hiecke dem Werke seines Freundes die rühmenswertheste Sorgfalt und Liebe gewidmet hat. Echtermeyer's Prinzip der Anordnung hat er zwar im Allgemeinen festgehalten, doch hat er die Gedichte vielfach umgestellt und dadurch der Sammlung einen neuen Reiz gegeben und zugleich die pädagogische Brauchbarkeit derselben erweitert. „Diese Aenderung der Anordnung war ganz besonders auf Zusammenordnung der Gedichte zu kleinen Gruppen nach einleuchtender Verwandtschaft, auch wohl nach entschiedenem Contrast des Inhalts und der Form, ferner nach Aehnlichkeit der Behandlung oder des Metrums, endlich auch nach Identität der Verfasser gerichtet." Gerade so viel, und nicht mehr, scheint uns für eine den Gymnasialschülern zugedachte Dichter-Anthologie wünschenswerth. Sie soll eine vergleichende und zusammenpassende Behandlung mehrerer Gedichte beim Unterrichte, mag nun eine solche Vergleichung aus den Gesichtspunkten der Metrik, Poetik, Literaturgeschichte, oder mit Rücksicht auf den Inhalt, angestellt werden, vorbereiten und erleichtern; aber nach einem jener Gesichtspunkte die ganze Sammlung streng systematisch anzuordnen

wäre nicht wohlgethan, da dies dem Ganzen den Reiz des Wechsels raubte, den allmäligen Fortgang vom Leichtern zum Schwerern beeinträchtigte und andern wichtigen didaktischen und pädagogischen Zwecken geradezu hinderlich würde. Auch durch eine bedeutende Vermehrung des Umfangs zeichnet sich diese vierte Auflage vor der dritten aus, ohne daß darum ein Preiserhöhung eingetreten wäre; und endlich sind die dem Register beigegebenen biographischen und literarischen Nachweisungen vielfach bereichert und vervollständigt worden. Nur Eines will dem Referenten nicht recht einleuchten: warum in dem Anhange für obere Classen neben dem alten anerkannten Triumvirat gerade Hölderlin, oder vielmehr nur Hölderlin die Auszeichnung erfahren hat, in einem besondern Abschnitte aufgeführt zu werden. Im Uebrigen kann Referent dem ganzen Werke nur den entschiedensten Beifall zollen.

C. H. E.

Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. Herausgegeben von Dr. A. Höfer, Professor an der Universität zu Greifswalde. In zwanglosen Heften. Berlin, G. Reimer. 1845.

Auf diese neue werthvolle Zeitschrift dürfen wir auch wohl in dem Archiv aufmerksam machen; mögen wir nun mit den alten oder den lebenden Sprachen uns beschäftigen, es muß eine Zeitschrift unser Interesse erregen, welche die Resultate der Studien in den einzelnen Sprachen zu einer höhern Einheit zusammenfassend für die Wissenschaft der Sprache benutzt. Denn wenn auch nach dem Vorworte des Herausgebers die Erklärung der einzelnen Sprachen der neuen Zeitschrift nicht fern liegen soll, so soll sie doch in dem Sinne nur verstanden werden, daß der Nutzen, welchen die allgemeine Grammatik daraus schöpfe, erhelle. Es soll also diese Zeitschrift eine Vereinigung aller derer sein, denen die Wissenschaft der Sprache am Herzen liegt, mögen sie nun ihre besonderen Studien dieser oder jener Sprache zugewendet haben, wobei es aus der Natur der Sache sich ergibt, daß bei der Betrachtung des Einzelnen die europäischen Sprachen die meiste Berücksichtigung verdienen. Unter diesen weiset der Herausgeber den neuern Sprachen mit Recht den ersten Platz ein, theils wegen ihrer weiten Verwandtschaft, theils wegen der formellen Verderbniß und Entartung und der Wichtigkeit für alle Lautlehre und Etymologie, theils endlich wegen der innern Vollendung und der Bedeutung für Syntax und Semasiologie, und das genauere Studium derselben wird für das Studium der alten Sprachen,

dies bleibt eine nicht genug zu beherzigende Wahrheit, so wie für die ganze Wissenschaft der Sprache einen hohen Gewinn herbeiführen. Die vergleichende oder etymologische Behandlung hat in der lateinischen wie griechischen Grammatik schon eine bedeutende Umgestaltung hervorgerufen, und man kann höchstens sagen, daß die Sache, als noch nicht reif, für die Schule einer gründlichen Vorbereitung bedürfe, keineswegs daß sie entbehrlich oder an sich verwerflich sei.

Es ist hiermit hinlänglich die Wichtigkeit dieser Zeitschrift dargethan, und vergleichen wir die Namen der Mitarbeiter des ersten Heftes und ihre Beiträge, so haben wir vollen Grund, des Erscheinens derselben uns zu freuen. Referent will nur hervorheben, was für die Leser des Archivs von besonderem Werthe sein muß, mit Uebergehung der Abhandlungen über orientalische Litteratur, so wie der zwei über klassische Literatur, von Geppert über Betonung im Griechischen und von Schömann über die Bezeichnung γενικὴ πτῶσις (vergl. Zeitschr. für die Alterthumswiss. 1845. 10. Heft). Wir haben zuerst hier die Abhandlung von Jacob Grimm über das finnische Epos.

Grimm macht uns mit einem Volksepos bekannt, welches das serbische weit übertrifft und dem außer dem homerischen und germanischen nichts an die Seite gestellt werden kann. Es heißt Kalevala und besteht aus 32 Gesängen von je 200 bis 700 Versen, entstanden in der einen Landschaft Karelien. Wir finden in demselben eine mächtige Darstellung, einen Reichthum unerhörter und wieder mit andern bekannten zusammentreffender Mythen, Bilder und Ausdrücke, ein sinniges Naturgefühl, wie wir es sonst nur in indischen Gedichten anzutreffen gewohnt sind. Wir finden zugleich auch eine Verwandschaft mit den ältesten Urkunden des Menschengeschlecht wie mit der deutschen Sage, welche dem Historiker neuen Stoff zu Untersuchungen darbietet, während das Interesse des Sprachforschers durch die Gewißheit, daß den in Europa eindringenden Germanen nicht blos Celten, sondern auch Finnen vorgegangen sind und Eindrücke hinterlassen haben, angeregt wird. Eine solche Verwandschaft in der Sprache weist nun Grimm zunächst nach und erklärt aus dem Finuischen mehrere Wörter in den nordischen Sprachen, welchen die deutschen Dialekte nichts Aehnliches aufzuweisen haben. Uebergehend sodann auf die noch größere Verschiedenheit kommt er zu dem Resultate, daß die finnische Sprache eine der wohllautendsten und gefügigsten des Erd-

bodens ist, zugleich in der Flexion eine der reichsten, ein Reichthum, der sich auch in ihren Schwestersprachen zeigt, z. B. im Wotjakischen, über welcher Sprache Deklination von der Gabelenz in diesem Hefte eine interessante Untersuchung mittheilt. Das Epos Kalevala ist aus dem Munde des Volkes gesammelt von Elias Lönnrot und 1835 in Helsingfors herausgegeben. Der Inhalt des Gedichts wird im Folgenden von Grimm ausführlich angegeben und daran die Uebersetzung eines Gebetes als Probe, so wie historische und sprachliche Untersuchungen geknüpft.

Zum andern macht Referent aufmerksam auf den Aufsatz von Kosegarten über die Wangeroger Sprache. Er ist gegen die Meinung Schaumanns (in der Geschichte des niedersächsischen Volkes) gerichtet, daß in der Sprache der Insel Wangeroge die alte sächsische Ursprache erhalten sei, welche das Volk vor seinem Einzuge in Norddeutschland geredet habe und weist nach, daß dieselbe vielmehr zum Gebiete der friesischen Sprache gehöre. Der Beweis stützt sich auf mehrere Glossarien, welche der Fleiß des Verfassers zusammengebracht hat, besonders auf eine nachgelassene Sammlung des bekannten Reisenden Seetzen aus Jever und eine Arbeit des jetzigen Schullehrers auf Wangeroge Herr Minßen. Die meiste Verwandtschaft hat die Wangeroger Sprache mit dem Saterländischen, mit dem, wie mit dem Altfriesischen daher meist der Verfasser die Wörter jener vergleicht. Auch ist oft das entsprechende englische Wort beigefügt, die große Aehnlichkeit zwischen dem Wangerogischen und Englischen erklärt sich daraus, daß das Altfriesische in manchen Punkten, namentlich in manchen Vokalverhältnissen dem Angelsächsischen nahe stand. Ueber das Einzelne bemerkt Referent noch, daß das in den friesischen Rechtsbüchern erwähnte sax, Messer, sich auch noch im heutigen Wangerogischen findet, daß das Wort game (Hochzeit) nicht verführen möge an das griechische γάμος zu denken, sondern ein altfriesisches Wort ist (=Freude, Wonne), und daß das saterländische Wort quaddern, welches der Verfasser mit dem Wangeroger Worte quiddern (d. i. sprechen) vergleicht, auch im Westfälischen vorkommt in der Bedeutung „in die Breite und langweilig besprechen.“ Die Bezeichnungen der Verwandtschaftsgrade sind eigenthümlich und dem Verfasser meist unklar (Vepp Vaterbruder, Enp Mutterbruder, Pey Vaterschwester, Bobb Mutterschwester); mit Opel (Großvater) und Omel (Großmutter) ließe sich aber vielleicht das in Westfalen gebräuchliche Kinderwort Opappa und Omamma (Corruption aus Großpapa, und Großmama) vergleichen.

Diese Mittheilungen geben hinlänglich zu erkennen, welchen Werth die Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache für jeden Sprachforscher haben muß.

Herford.

L. Hölscher.

---

1) Dictionnaire Général Anglais-Français, nouvellement rédigé d'après Johnson, Webster, Richards etc. par A. Spiers. Paris, Baudry, 1846.
2) Royal Dictionary, English and French, and French and English by Fleming and Tibbius. 2. starke Quart-Bände, Prachtausgabe bei Firmin Didot frères.

Wenn die Meinung, die sich seit einiger Zeit in Deutschland geltend machen zu wollen scheint: daß das Studium der neuern Sprachen eben so bildend für die Jugend sein könne, wie das der bisher allein als klassisch geltenden griechischen und lateinischen, — von keinem Unbefangenen mehr belächelt werden kann, so müssen wir doch gestehen, daß bisher dieses noch ein bloß theoretischer Schluß war, dessen thatsächlichen Beweis wir bis jetzt immer noch blos hoffen dürfen. Der Grund davon scheint uns einfach der zu sein, daß entweder die Methode, oder die Lehrer nichts taugten. In den höhern ordentlich organisirten Schulen nämlich, wo man die Lectüre mit mehr Rücksicht auf Kopf- und Herzensbildung zu wählen weiß, hat man immer das moderne Sprachstudium als Nebensache betrachtet, und ihm daher nie einen solchen Umfang im Schulplane gegönnt, daß der wohlthätige Einfluß hätte fühlbar werden können. In den Real- und gar in den Bürgerschulen geht das Hauptaugenmerk (?) darauf hin, daß die Schüler von der fremden Sprache mehr oder weniger sprechen lernen, der Uebungsstoff ist also vocabularisch, oder wird doch soviel wie möglich auch in seinen zusammenhängendern Theilen hauptsächlich auf das Phraseologische beschränkt. Der Inhalt ist Nebensache (?), die Form blos wird gesucht und diese dabei noch in ihrer farblosesten Gestalt, ohne Rücksicht auf Entstehung, Begründung, Analogie und Sprachgeist (??). Hand in Hand mit jeder dieser beiden Einseitigkeiten geht ein anderer Mißstand, der von den nachtheiligsten Folgen für das sprachliche Studium ist; die höhern, von den Eltern unabhängigen Anstalten nämlich wählen zu Professoren der neuern Sprachen immer lieber einheimische, klassisch-gebildete Männer, die aber sehr oft gar keine Gelegenheit gehabt haben, die resp. Sprachen in ihrem ganzen innern Organismus zu erler-

ten und sie unter allen Umständen richtig und bündig zu handhaben, geschweige ohne fremden Accent zu sprechen. Daher meistens Gymnasial-Schüler Französisch und Englisch erbärmlich lesen, jämmerlich sprechen und selbst nur kümmerlich verstehen, indem sie durch die Kenntniß der klassischen Sprachen den Inhalt viel besser errathen, als sie ihn durch besonderes Studium wissen. Von elegantem Styl, von der richtigen Auffassung auch nur eines halben französischen oder englischen Satzes kann bei ihnen um so weniger die Rede sein, als man dieses bei dem Professor selbst meistens vergebens suchen würde. Der gute Mann hat ja selbst gar keine Ahnung von der eigentlichen Fülle, Kraft, Schönheit und Natur der Sprache, die seinen Schülern einzudekliniren und zu konjugiren er so viel Beruf in sich verspürt! Der entgegengesetzte Fehler findet sich nur zu häufig in den abhängigern oder untergeordneten Anstalten und bei fast allem Privatsprachunterricht. Hier findet man meistens Nationale, die ihre Sprache lehren; dies sind aber beinahe eben so oft Leute ohne allen Beruf zum Unterrichten, die, was man so im Auslande heißt: ihre Sprache schön sprechen; während sie von der Elle weg oder gar der Nadel, oft auch der Börse und dem Spielhause entlaufen, als natürlichstes Subsistenz-Mittel den Unterricht in ihrer Sprache finden. Ich kannte so einen sehr besuchten Englisch-Lehrer, der erst von seinen Schülern erfuhr, daß es einen Shakspeare gebe; einen andern, der die schöne, volksthümliche Sitte hat, das Particip Präsens immer auf *in* zu endigen, *havin* seen you *goin* in the street with a *fowlin*-piece and a *walkin*-stick etc. beständig sagt, *I has*, *I knows*, *you was etc.* Es muß ihm wohl sauer geworden sein, sich das *feller* für *fellow*, *winder* für *window* u. s. w. abzugewöhnen, da ich es noch nie von ihm hörte. Dagegen kenne ich einen Dritten, der regelmäßig *he as* für *has*, *avin* für *having* u. s. w. schreibt, dagegen aber auch I *ham* statt *am*, you *howe* für owe u. s. f. spricht. Wenn diese Leute zur Bildung durch eine fremde Sprache gewiß nicht geeignet sind, so sind es die vielen Privat-Lehrer, die selbst Deutsche sich durch Selbst-Ueberredung und absichtliche Täuschung andern als fertige Franzosen oder Engländer aufdringen, noch viel weniger. Ich muß gestehen, daß dieser lächerliche Dünkel, fremde Sprachen beinahe wie ein Eingeborner zu verstehen und zu sprechen, sich ganz unverhältnißmäßig mehr bei Deutschen findet, als bei den beiden andern Hauptvölkern der europäischen Civilisation. Daher finden wir bei uns eine solche Unzahl von Sprachlehren,

Gesprächbüchern, Phraseologien und Dictionären, die buchstäblich gesprochen alle keinen Groschen werth sind.

Um aber von dem großen Wuste der obligaten Grammatiken u. s. w., die jeder Sprachlehrer schreiben muß, abzusehen, und uns nur bei den wichtigern Dokumenten deutscher Schnitzerhaftigkeit aufzuhalten, will ich meinen geehrten Lesern nur einige auf's Gerathewohl aufgenommene Artikel aus Flügels Handels-Lexikon in 3 Sprachen mittheilen, die ich der Güte eines sehr gelehrten Freundes verdanke. Im Englisch-, Französisch-, Deutschen Theil gibt Herr Flügel für

Englisch.	Französisch.	
patent	— concession, permission, patente, (odroi d'un privilège)	Fehlt blos der richtige Ausdruck *brévet.*
patentee	— celui qui a obtenu les lettres patentes, marchand muni d'une licence particulière	Fehlt blos das Wort *Brevété.*
Accommodation Bills	— Lettres de change fictives	für Billets de complaisance.
Blank-bill	— Papier-monnaie, papier à crédit, assignat	falsch, für Billet de banque.
to bond	— mettre des marchandises sous (!) le dépôt, sous le verrou (!) du gouvernement	für entreposer die Güter in den Freihafen legen.
Branch-Bank	— Banque subordonnée ou de Commandite (!)	für Banque succursale.
a close style	— Une style concise *(sic!)*	
drawing and redrawing	— Manège des tirailleurs	für traite et retraite (tirailleur heißt Plänkler.)
Print-seller	— Brocanteur	für marchand d'estampes et de gravures.
Savings'-bank, die Sparkasse.	— Banque où l'on met son argent (ses épargnes) en dépôt	für caisse d'epargnes.
toll-gate	— porte où il y a une douane	für barrière à péage.
touched patent	— billet de santé qui dit qu'il court un bruit d'une maladie contagieuse, mais qui ne s'est pas encore manifestée	für patente suspecte.
Manufacturer, der Fabrikant.	— fabricant de manufacture! fabricateur (!)	falsch, für fabricant manufacturier.

Englisch.		Französisch.	
Lump-sugar, der Hut-Zucker.	—	barboute, sucre noir	für sucre en pain.
clerk	—	commis marchand, aide: teneur de livres: scribe (!), copiste (!), employé	für commis aux écritures.
fruiterer	—	fruitier: marchand de friandises (!)	

und so noch unzählige willkührliche, falsche oder gar lächerliche Erklärungen und Uebersetzungen, die gewöhnlich selbst gemacht sind, und zeigen, daß der Autor ohne den geringsten Beruf es unternommen habe, in's Französische zu pfuschen. Was wird man aber von Herrn Flügel's Kenntniß des Englischen denken, wenn man folgenden englischen Erfindungen bei ihm begegnet?

Für das Franz.		Englische	
pompe aspirante, die Saugpumpe.	—	aspiring pomp	lächerlich für suction pomp; aspiring pomp würde ehrgeizige Pumpe heißen.
poids brut	—	Brute Weight	lächerlich für gross weight; Brute Weight hieße neues viehisches Gewicht.
tenir la caisse	—	to keep the cash	lächerlich für to act as cashier; to keep the cash hieße die Kasse halten, veruntreuen.
roulage accéléré	—	conveyance of dispatch	erfunden für fly waggon.
principal et intérêt	—	fund and its accessory	erfunden für principal and interest.
fausse monnaie	—	naught money	falsch für base coin.
colonie	—	planting state	falsch für colony.
rembourser	—	to redisburse	falsch für reimburse.
marchand de bois	—	wood-monger	lächerlich für timber merchant.
deballer	—	to unbale	falsch für to unpack.
coffre-fort	—	iron safe	falsch für iron chest.
manufacturier	—	work-master	falsch für manufacturer.
parafe	—	check	falsch für initials.
société en nom collectif	—	collective society of merchants	erfunden für copartner ship.
lettre de vente	—	bill of emption	falsch für bill of sale.

Flügel's englisches Wörterbuch, nebst meinen dazu gemachten Randglossen, das ich jetzt aber nicht bei der Hand habe, enthält ebenso zahllose Auslassungen, Irrthümer und Erfindungen; ebenso seine Phraseologie von Hodgkin's Briefsteller ist schon in der Wahl dieses sehr einseitigen, unvollständigen Werkes verfehlt, und seine Erklärungen sind unbedeutend.

Wenn ich es hier unternommen, unserm sonst so kritischen deutschen Publikum auch einmal ein wenig Kritik über Arbeiten der modernen Philologie aufzutischen, und dabei gleich mit den Coryphäen der englischen Literatur und Sprache in Deutschland anzubinden gewagt habe, dessen Tauchnitzer Ausgabe englischer Autoren zu ½ Thlr. ich beiläufig noch als von unzähligen Irrthümern und Druckfehlern wimmelnd bezeichnen muß — man lese nur Eine zufällig aufzuschlagende Seite des Vicar of Wakefield — so sollte dies blos ein Präludium zur Würdigung einer kurzen Notiz über englisch-französische Lexicographie und Grammatik sein.

In diesem Zweige französischer Gelehrsamkeit oder besser Oberflächlichkeit hat es erst ganz kurz angefangen zu tagen. Bis vor wenigen Jahren beschränkte sich die französisch-englische Grammatographie auf bloße Umarbeitung des alten Siret, sowie sich noch bis zum vorigen Jahre die Lexicographie auf Auszüge, Verbesserungen und Wiederkäuungen des alten sehr verdienstvollen, aber leider ganz unzeitgemäßen Boyer beschränkt hat. Die Anzahl aller Bearbeiter von des alten Boyer 150jährigem 2 Bände in 4. haltenden englisch-französischem und französisch-englischen Lexicon genau oder auch nur beiläufig angeben zu wollen, wäre ein sehr gewagtes Unternehmen. Da gibt es Chambaud, Boniface, Hamonière, Salmon, Fain, Thunot und Clifton, und noch viele große und kleine Ausgaben, in denen sie immer nur finden, was sie nicht suchen, und immer suchen, was sie nicht finden. Am allerschlimmsten aber ist man erst dran, wenn man den nachgeschlagenen Artikel wirklich findet. Dann erst, wenn man auch zuweilen etwas mehr weiß als vorher, weiß man es doch selten besser. Denn falsche Erklärungen und ungenaue, schwankende, unsichere Definitionen sind meistens ebenso häufig als das eigentliche Schlagwort in der andern Sprache fehlt. So heißt es überall für Waistcoat camisole (Wamms) und veste (Jacke), aber das Schlagwort gilet (Weste) fehlt. — Als voriges Jahr das große Pracht-Lexicon von Fleming und Tibbins fertig wurde, auf das der Verleger Firmin Didot frères so viel Sorgfalt verwendete, und das auf mehr als 60 Francs zustehen kommt, sagte ich zu mir: „Nun haben wir doch endlich ein dem lange unbefriedigt gebliebenen Bedürfniß bei der Nation vollkommen entsprechendes, der beiderseitigen Bildung würdiges Denkmal von Lexicographie! Es ist theuer, aber es ist gut!" Wie hatte ich fehlgeschossen! Es ist dies herrliche Monument von Typographie

nichts, als eine schönere und etwas weiter ausgedehnte Bearbeitung immer desselben Boyer, d. h. immer desselben falschen Prinzips, Erklärungen und Definitionen statt Schlagwörter zu geben. Dies ist um so abgeschmackter, als man ohne dies mit einem einzigen Worte ganze Linien ersetzt hätte, und dies einzige Wort das Gesuchte ist, während die Definition von weiter keinem Gebrauch sein kann, wenn sie auch, wie sie es oft nicht thut, genau die Bedeutung eines Ausdrucks fixirt. Dabei wimmelt es noch von alten Fehlern Boyer's, die längst selig sein sollten, die aber von den französischen Lexicographen wie Kabinetstücke vererbt werden. Alles dies ist übrigens noch begreiflicher, als der Mangel an den jetzt gewöhnlichsten, gleichsam unentbehrlichsten Wörtern und Redensarten, ein Mißstand, der nur in allzuflüchtiger Behandlungsweise der Verfasser seinen genügenden Grund finden kann.

Nun ist mit diesem Jahre abermals ein neues englisch-französisches Lexicon, unter dem Titel: Dictionnaire Général Anglais-français von A. Spiers endlich erschienen. Schon seit 1839, wo Herr Spiers den Prospectus zu einem noch größer angelegten analogischen Werke veröffentlichte, das wegen der Großartigkeit des Planes und der Anlage noch nicht zur Ausführung kommen konnte, war das Publikum in beständiger Erwartung einer Leistung, wie man sie nach den frühern Publikationen im Sprachfache mit Recht von dem Autor sich versprechen durfte. Durch seine Stellung als Professor am Collège royal de Bourbon, an der Ecole royale des Ponts et Chaussées und an der Ecole spéciale du Commerce de Paris in Stand gesetzt, seinen Arbeiten einen weitern Wirkungskreis zu verschaffen, wollte Spiers nicht, wie so viele, durch flüchtiges Zusammentragen aus verschiedenen ungesichteten Quellen oder durch ebenso flüchtiges Ueberarbeiten eines andern Werkes, sich eine leicht und gemächlich verdiente Publizität verschaffen. Leistungen, bei denen der wichtigste Umstand die Beifügung seines Namens auf dem Titel ist, konnten unserm kritischen und rührigen Autor nicht zusagen. Und wirklich hat er in mehrern Sprachlehren, die er verfaßte, eine ganz eigene Richtung eingeschlagen. Sein wichtigstes grammatisches Werk, das jetzt schon die 6. Auflage erlebt hat, Etude raisonnée de la Langue Anglaise, ist sogar 1835 von Professor H. Bacharach, unter dem Titel: Englische Sprachübungen nach rationeller Methode für deutsche Schulen bearbeitet, bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen. Es besteht aus einer sehr gedrängten Grammatik, wo Regeln und Definitionen sehr kurz

und scharf gegeben werden, und wo, was überhaupt schon Herrn Spiers der deutschen tiefern Weise, Sprachstudien aufzufassen viel näher stellt, immer noch Raum genug gefunden wurde, den aufmerksamen Schüler in die Vorhallen der vergleichenden Philologie einzuführen. Nicht nur ist, wie in einigen größern englischen Sprachlehren für Deutsche z. B. in der von Jost und Burckhard zu Berlin vor einigen Jahren in der dritten Auflage erschienenen, ein ganzer Schlußabschnitt der englischen Wortbildung gewidmet, der an Schärfe und Fülle allen andern überlegen ist, sondern im ganzen Werke werden englische Stämme und Formen gelegentlich jedes Mal mit denselben Gebilden und Stämmen der Schwestersprachen, des Deutschen, Holländischen, Dänischen und Schwedischen verglichen und womöglich auf sichre untrügliche Analogien reduzirt. Diese Methode habe ich immer nicht nur für die Sprachmnemonik bei den Schülern dienlich gefunden, sondern auch durch lange Erfahrung eingesehen, daß sie die Begriffe der Schüler ungemein erweitert und folglich ein wahres Bildungsmittel ist. Man sehe die Noten zur 6. Auflage S. 321 über das englische *W*, das oft dem französischen *g* oder *gu* entspricht. So Wages, *gages;* wager, *gageure:* ward, *garde;* warrant, *garantir;* warren, *garenne* (Kaninchenlager); war, *guerre;* wise, *guise* (Weise); William, *Guillaume;* Woad, *guede* (Waid). Wir hätten diese Anmerkungen auch aufs Deutsche ausgedehnt gewünscht, wo z. B. Wahr und *guerre;* wahren und *gare* (la tête!); Wespe und *guêpe* (engl. Wasp); weiden (anfänglich so viel wie führen) und *guider;* winden und *guinder* (to wind); waschen und *gacher;* Wimpel und *guimpe* (Nonnenschleier); Waffel und *gauffre* (engl. Wafer noch für Oblate) und sonst viele interessante Aufschlüsse über Sprachverwandtschaft und Analogie geben. — S. 323 über die regelmäßige Abwerfung des anlautenden *s* impurum im Französischen; S. 368 eine schöne Distinction zwischen *shade* und *shadow*. — Der 2. Theil der Etude raisonnée, bei weitem der umfangreichste, enthält blos Auszüge aus den besten englischen Autoren, mit vielem Takt und Geschmack gewählt, vom Leichtern zum Schwerern fortschreitend und am Ende des Buches mit rationellen Wort- und Sacherklärungen versehen. Nichts Triviales ist zugelassen, sondern nur Belehrendes und Erhebendes, so daß die Bildung in der Sprache und die des kindlichen Gemüthes identisch werden. Und dies ist die einzige Auffassungsweise, wodurch die moderne Linguistik mit der alten Philologie einst wird konkurriren können. Auch die

klassische Ausgabe des School for Scandal von Sheridan, so wie die gewöhnliche Schulgrammatik haben Herrn Spiers als denselben denkenden, fleißigen und selbstständigen Autor bewährt, von dessen lexicographischer Arbeit man nicht Gewöhnliches erwarten wollte. Ich muß gestehen, meine Erwartungen erfüllt zu sehen, und daß die neuere Lexicographie endlich wieder einmal einen Schritt weiter gethan hat. Denn die gewissenlosen Dictionär-Fabrikanten werden doch jetzt etwas Gutes zu plündern haben, und vor solchen Plagiaren, die mit Geschmack und Geschick was Rechtes wenn auch in ihren eigenen Namen zu bieten verstehen, habe ich wenigstens insofern noch Achtung, als sie, indem sie sich selbst nützen, wenigstens Andern nicht schaden, außer dem Autor und dem Verleger. Der nur 712 Octavseiten, mit 3 enggedruckten Colonnen, starke Band à 7 Fr. 50 Ct. macht nicht nur das große Prachtwerk von Fleming und Tibbius entbehrlich, sondern übertrifft es noch bei Weitem. Denn es ist „so reich, und mit Geschmack so reich," daß die Ueberlegenheit des andern nur im puren äußern Umfange besteht. So z. B. hat Fleming und Tibbius unter Cashew-nut, a tree of the West-Indies, bearing a kidney — shaped nut (*Ana*-cardium) Anacardier. Dies ist aber grundfalsch, denn der Elephantenlaus-Baum heißt Cashew-tree oder Cashew (was fürs Holz und die Frucht gilt), während Cashew-nut nur die Nuß bedeutet. Cashew und Cashew-tree, die bei Spiers stehen, fehlen aber ganz bei Fleming und Tibbius, und unter Cashew-nut fehlt die Bedeutung pomme d'acajou, als für die Frucht, ganz. Unter Postage, Briefporto, das schon im Auszug aus Boyer von Salmon und später von Fain 1817 sogar steht, fehlt bei Fleming und Tibbius. Additional Postage, supplément de port; payment of postage, Affranchissement; reduced rate of postage, moderation du port; to pay the postage of a. th. affranchir (une lettre); postage-stamp, timbre d'affranchissement. — Unter to call in haben Fleming und Tibbius außer hineinrufen und besuchen, blos to call in one's money, faire rentrer ses fonds, retirer son argent; es fehlt to call in a coin, retirer des monnaies de la circulation. Für to call in a law, welches Fleming und Tibbius haben und mit abroger, revoquer übersetzen (warum nicht auch rapporter?), sagt man gewöhnlich to repeal, was jedem bekannt ist. — Unter Embezzlement haben Fleming und Tibbius: (the act of appropriating that which is received in trust for another, waste) l'action de s'approprier ce que l'on a en depôt; dégât, dissipation, malversation, pécu-

lat. Die Schlagwörter und verschiedenen Bedeutungen fehlen ganz. Derselbe Artikel bei Spiers lautet: Embezzlement: 1) détournement (soustraction frauduleuse); 1) bien détourné (diese wichtige Bedeutung erfährt man bei Fleming und Tibbius gar nicht); 3) abus de confiance (was doch ein sehr stereotypes Schlagwort ist, das aber Fleming und Tibbius sonderbarer Weise mit lauter erklärenden Ausdrücken ersetzen. Die folgenden Phrasen dagegen, die Fleming und Tibbius noch zu geben für nöthig halten, verstehen sich bei Spiers von selbst: the Embezzlement of the public treasure, la dissipation des deniers publics; to be guilty of embezzlement, être coupable de malversation; to be accused of embezzlement, être accusé de péculat. — Unter Allowance heißt es bei Fleming und Tibbius nach der Bedeutung permission auch noch aveu (!); folgende Bedeutungen von compositis ganz: trade-allowance, reduction, remise (commerce); making allowance (Gerichtssprache) consignation d'aliments; on allowance, à la ration; on half-allowance, à la demi-ration; to be on short allowance, être rationné; Dagegen hat Fleming und Tibbius to shorten allowance fabrizirt und barbarisch — wenigstens müßte es doch the allowance heißen — und dies zweimal, wofür man doch eigentlich to put on short allowance sagt, rationner, welches aber bei Fleming und Tibbius ganz fehlt. Auch to stop the allowance fehlt. — Unter Cash fehlt bei Fleming und Tibbius hard-cash, numéraire, espèces sonnantes; to be short of cash, n'être pas en fonds, être à court; to turn into cash, convertir en argent; to pay cash, payer comptant. Unter Cash-account, compte de caisse, fehlt bei Fleming und Tibbius: to make up the cash-account, faire la caisse. Unter Steam geben Fleming und Tibbius die Composita st. boiler, st. case, st. chamber, st. chest, unter dem Artikel st. engine, so daß man sie, ohne dies zu wissen, gar nicht findet; gänzlich fehlen folgende Composita: double-acting st. engine, single acting st. eng. fixed, und stationary und expansion st. eng.; ferner: st. jacket, st. mottress, ja sogar steam-packet. — Statt Court-plaster, das man vergebens bei Fleming und Tibbius sucht, findet man dort English taffeta mit der Erklärung taffetas anglais (qui n'a que 5/8 de largeur), Englisches Pflaster wurde so schon von Boyer falsch übersetzt. So beinahe alle Unsinnigkeiten, die in Boyer vorkommen, sind hier beibehalten: lease-parole, bail verbal; will parole, testament verbal; bargain-parole, marché-verbal; lauter falsche Zusammensetzungen,

wo das parole vorn stehen müßte; aber Boyer hat es ja so. Uebrigens sagt man, wie Herr Spiers besonders bemerkt, jetzt nicht mehr parole-will, sondern nuncupative oder nuncupatory will. Ueberhaupt ist die Manier in dem so prunkhaft Royal Dictionary genannten Werke des Fl. und Tib. die alte, unkritische, plauderhafte, ich möchte sie vielleicht am ausdrucksvollsten bezeichnen: die johann-valentin-meidinger'sche, die auch leider bei Mozin überwogen und sein Lexicon so ungenießbar gemacht hat. Die Leutchen bedachten eben nicht, daß man mit viel weniger Aufwand an Worten, Dinte und Papier dennoch viel mehr, viel Richtigeres, Beßres und Sicheres bieten könnte. Weil die meisten solcher Arbeiten blos Buchhändler-Speculationen sind, und die Autoren nicht den geringsten edlern Ehrgeiz besitzen, der für seinen Namen wenigstens ebenfalls besorgt wäre. Fast in jedem Artikel des Fleming und Tibbius'schen Werkes, wenn man es mit dem Spiers'schen vergleicht; findet man die Bestätigung, daß der nur 45 Bogen starke Octav-Band dem 175, sage Einhundertundfünfundsiebzig Bogen starken Quart-Band himmelweit überlegen ist, etwa sowie der Zwerg-Kobold Flibbertigibet dem stattlich-dummen Riesen. So unter Brass, zitirt Fleming und Tibbius mehrere Beispiele, die, sobald man die Bedeutung des Stichworts kennt, sich alle von selbst verstehen, wie brass-candlestick u. s. w.; es fehlt aber, was sich nicht von selbst verstehen kann, brass-wares, dinanderie (Messing-Waaren); red-brass, tombac; und noch mehrere Composita. Copartnership findet sich im Royal Dictionary von Fleming und Tibbius aber nicht copartnery, was doch mit bloßer Hinzufügung dieses Wortes und einem v geschehen gewesen wäre. Uebrigens erklären sie copartnership durch association commerciale, was blos erläutert ist, statt durch das Schlagwort société en nom collectif; das Wort mit private, société en participation haben sie gar nicht. — So erklärt das Royal Dictionary — memorandum sehr schlecht, note pour faire ressouvenir, souvenir (ein memorandum ist aber kein souvenir!) Das ist der ganze, schlechte und unbrauchbare Artikel der Herren Fleming und Tibbius. Nun sehen wir Spiers: Memorandum, pl. memoranda ou memorandums: 1) note (de chose à se rappeler); 2) (com.) bordereau. Detailed memorandum, bordereau; to enter a memorandum, inscrire une note; to make a memorandum, prendre une note; to make a memorandum of, prendre note; noter. Von allen diesen Phrasen und Zusammensetzungen findet sich keine Ahnung bei Fleming und Tibbius und an den wenigen Beispielen, die wir ge-

geben, und die wir in's Unendliche vermehren könnten, wird jeder, der nur ein französisches Buch versteht, sehen, daß die Leutchen wenigstens kein Französisch zu verstehen scheinen, wiewohl Herr Fleming früher Professor am Collège Louis-le-Grand war.

Bei aller Benutzung einer Unzahl von englischen und französischen Lexicis, mit denen die Herren Fleming und Tibbius in der Einleitung des königlichen Staats-Lexicons einherfteigen, haben sie doch bei weitem nicht so viel Material, ich möchte sagen, nicht die Hälfte des Materials, das sich im Diction. général anglais des Herrn Spiers findet. Vom Innern der Artikel haben wir unsern Lesern schon einen oberflächlichen Begriff gegeben; von den vielen Artikeln, die fehlen, müssen wir ihnen jetzt noch einen kleinen Vorschmack beibringen. Crotchety sujet à des lubies, launisch, närrisch, ein Wort, das 100 Mal des Tages sich darbietet, fehlt bei Fleming und Tibbius. Godsend, aubaine, ein unverhoffter Glücksfall, fehlt bei Fleming und Tibbius, und doch erscheint dieses Wort schon in Smollet's Roderik Random; auch Flügel hat es nicht, wenn ich mich recht erinnere, sowie ihm auch fag, cellerage, theatricals, technicality, avadavat, authoritative und crumpet (welches sogar Grieb hat) und viele andre fehlen, die ich gleich als auch bei Fleming und Tibbius mangelnd aufführen werde. Wir haben die von Herrn Spiers in seiner Vorrede namhaft gemachten Artikel und Composita alle sorgfältig bei Fleming und Tibbius gesucht, in der Hoffnung, das Royal Dictionary werde in dem einen oder andern von der großen Menge eine Ausnahme machen. Wir sahen uns getäuscht. Pencraft, Schreibetalent, Feder, figürlich ein schon längst bestehender, sehr gebräuchlicher Ausdruck, fehlt. Dagegen steht pen-holder 2 Mal unter pen, und als besonderes Stichwort; baby-linen, layette, Kinderzeug, fehlt. Ebenso: half and half, halb Bier halb Porter, Artesian, artesisch; cholerine, falsche Cholera; Dahlia; to madder, mit Krapp färben; to ret, rösten (Hanf): uncertificated 1) sans certificat; 2) (de failli) sans concordat, unindifferency, partialité; bleach-works, bleichen; airstove, calorifere; bonded-store, bonded warehouse, Freihafen; gas-holder, Gazometer; gas-works, Gasfabrik; hydraulic inkstand, encrier à pompe. Es würde uns viel zu weit führen, alle sonstigen Auslassungen und Unrichtigkeiten aufzutischen; so interessant sie auch mitunter für den Sprachforscher sein mögen, so müssen wir uns doch Grenzen setzen. Genug, des Fehlenden und Falschen gibt es wahrhaft eine Legion. Ueberdies hat Spier's Werk den Vortheil, daß es durch sehr kurze Zeichen und Abbre-

riaturen den jedesmaligen nähern und engern Gebrauch eines Wortes bezeichnet, je nach Wissenschaft, nach Gesellschaft, nach Menschen oder Dingen, und sonstigen ähnlichen Categorien, deren Nichtunterscheiden im Lexicon den Schüler zu gar abscheulichen, wo nicht lächerlichen Mißgriffen führte. Allerdings fehlen auch bei Spiers manche besonders noch ganz junge, oder doch sehr im Gebrauch beschränkte Ausdrücke; so tandem, ein Wagen mit zwei Pferden hintereinander bespannt; unicorn, ein Wagen mit drei Pferden, wovon eins vorn, bespannt; Dukery, (neu) spaßhaft für die Adelstolzen, etwa, das Herzogenthum; protectionist, Anhänger der Handelsprotection durch Zölle (neu); theatricals, Theaterangelegenheiten; back-settlements, die Grenz-Ansiedlungen der Nord-Amerikaner nahe bei den Wäldern der Wilden, fehlt noch in allen mir bekannten Lexicis; ebenso bowel-complaint, Leibschmerzen, ein gewiß nicht überflüssiges Wort. So scheint uns unter dem Artikel coin, die Phrase: to receive coin for less than its value sehr überflüssig zu sein, da sie kein stehender Ausdruck sein kann. Doch es hieße undankbar sein, nachdem Herr Spiers in so engem Umfang so Vieles geleistet, auch noch das Unmögliche, ganz mangellose Vollständigkeit von ihm zu verlangen. Genug, er hat eine neue Aera in der französisch-englischen Lexicographie gegründet, die wir Deutschen zu benutzen, sehr gegründete Veranlassung haben. Wir hoffen der französisch-englische Theil wird nicht zu lange auf sich warten lassen, um darüber unsern Lesern Rechenschaft abzulegen. Und so rufe ich denn meinen Landsleuten, die noch Heil von der neuern Sprachkunde und dem Sprachunterrichte erwarten, die tröstenden Worte des alten Dichters zu: Durate, et vosmet rebus servate secundis!

Paris.

Dr. L. Schlesinger.

H. J. Ollendorf, neue Methode, eine Sprache in sechs Monaten lesen, schreiben und sprechen zu lernen; nach dessen Grammatik für Engländer bearbeitet und zur Erlernung der französischen Sprache für den deutschen Schul- und Privatunterricht eingerichtet von P. Gands, Sprachlehrer und beeidigter Uebersetzer in Frankfurt. Frankfurt bei Jügel 1846.

Beeidigter Herr Uebersetzer! Warum haben Sie Ihrem unschätzbaren Werke einen so unermeßlich langen Titel vorgesetzt? Um es dem „hochverehrten" Publicum und seiner besonderen Gnade

zu empfehlen? Gleichwie Theater-Directoren an kleinen Provinzbühnen allen Stücken noch außer dem vom Dichter gegebenen einen lockenden, sogenannten Ober-Titel zu geben pflegen, z. B. Don Carlos oder Liebe und Convenienz oder der grausame Vater. Sie wünschen, Ihr Werk möge als Lehrbuch in Schulen eingeführt werden. Ein frommer Wunsch! Jetzt denken Sie sich einmal, beeidigter Herr Uebersetzer, Ihr Wunsch ginge in Erfüllung und ein unglückseliger Gymnasial-Schüler träte auf höhern Befehl (aus eigenem Antriebe würde es wohl Niemandem einfallen!) in den Buchladen, um sich Ihren „schnellen Franzosen" zu kaufen — würde dem armen Würmchen nicht der Athem ausgehen, blos um den riesigen Titel auszusprechen? Das scheinen Sie nicht bedacht zu haben, es ist zwar sehr die Frage, ob Sie, wenn Ihnen auch wirklich ein solcher Gedanke in Ihr Gehirn gefahren wäre, menschenfreundlicher gehandelt haben würden, denn, im Grunde genommen, bildet der lange Titel doch eine sehr passende Ouvertüre zu dem Buche selbst — die Geduld der geduldigsten Seelen wird in beiden auf eine gar harte Probe gestellt. — Man wird sich wundern, weshalb wir nur überhaupt dies Opus der Erwähnung werth geachtet haben. Wir wollen uns hier nicht mit der Bearbeitung des beeidigten Herrn Uebersetzers befassen; man vergönne uns nur einige Worte über das Original, Ehren-Ollendorf's deutsche Grammatik für Engländer, ein Werk, das unbegreiflicher Weise zu einer ziemlich großen Verbreitung gelangt ist. Man kann sich in der That nichts Faderes, Geistloseres, Abgeschmackteres und Unwissenschaftlicheres denken, als dies sogenannte Lehrbuch der deutschen Sprache. — Ein alter brittischer Haudegen, der wahrscheinlich vom Studium einer Sprache ebenso wenig eine Idee hatte, als Mr. Ollendorf selbst, erklärt in einer dem Buche vorgedruckten Einleitung, er habe sich auf alle mögliche Art abgemüht, das Deutsche in sein kriegerisches Hirn zu pressen, aber bei allem Drücken sei sein Kopf doch hart geblieben, und habe sich nichts von diesem unbegreiflichsten aller Idiome einquetschen lassen, da sei ihm, dem Verzweifelnden, endlich Ollendorf's „neue Methode" zwischen die Finger gekommen, und durch die Anwendung dieses unfehlbarsten Mittels sei sein Kopf genesen, und willig und weich geworden. Oh, wonderful! riefen Albion's Söhne, und begannen stracks „this puzzling tongue" nach der neuen Methode zu erforschen. Die Geschichte schweigt darüber, ob sich Andere des Palliativs mit eben so gutem Erfolge bedienten, als jener hartköpfige Krieger. Wir zweifeln! — Diese neue Methode zeichnet sich vor

allen andern dadurch aus, daß sie die Spracherlernung zu einer rein mechanischen, gedankenlosen Verrichtung herabwürdigt. Mr. Ollendorf verfährt, als ob er Papageien, nicht Menschen, vor sich hätte. — Wann werden endlich einmal die marktschreierischen Ankündigungen von „neuen Methoden" ein seliges Ende nehmen? Es wäre wohl Zeit! —

Botzen.

Hartung.

Revue nouvelle, littéraire et grammaticale. Stuttgart, Rümelin.

Vorstehendes Blatt, von welchem uns die zehn ersten Nummern vorliegen, erscheint seit Anfange dieses Jahres unter der Redaction des Herrn Charles Bigot. Es ist für einen Kreis junger Leser berechnet, steht indessen auf einer weit höhern Stufe, als das bekannte Museum, da es neben Auszügen aus modernen Schriftstellern auch gute Originalaufsätze enthält und zugleich grammatische Einsicht zu verbreiten strebt. Wir erwähnen mit Vergnügen die Beiträge des Prof. Dr. Péschier in Tübingen, dessen Name wohlverdientermaßen einen guten Klang hat. Nr. 1. enthält von ihm zwei Proben einer Chrestomathie épistolaire (sie wird binnen kurzer Zeit in Wien erscheinen), welche sowohl dem Inhalte als auch dem Style nach vortrefflich sind. In einem anderen Aufsatze: Les bohémiens de Paris liefert Herr P. ein Bruchstück aus einer Sammlung französischer Idiotismen, deren Veröffentlichung ebenfalls nahe bevorsteht, wo er in der Weise der bekannten Causeries parisiennes das Didactische von dem Trocknen und Monotonen freizuhalten sucht. Unter den in der Sammlung enthaltenen Originalgedichten verdient besonders Le Drack*), legende du Quercy, weitere Verbreitung, da die mitgetheilte Tradition mit Goethe's Erlkönig eine eigenthümliche Verwandtschaft hat und zugleich mit einer Anmuth und Naivität geschrieben ist, wie man sie bei den Franzosen nur selten findet. In dem grammatischen Theile behandelt Herr B. einzelne Abschnitte, die ihm besonders wichtig erscheinen, z. B. über den Artikel, die Negationen, das Pronom soi und die verschiedenen Arten von Verben, stellt zuerst die Ansichten der französischen Grammatiker zusammen, behauptet dann, daß die sämmtlichen

*) Le ravisseur d'enfants, le roi des aulnes du Quercy.

deutschen Grammatiken nur nach den französischen ausgeschrieben seien und gibt dann seine eigene Ansicht über den fraglichen Punkt. Abgesehen davon, daß die Motivirung der letztern nicht immer ganz vollständig erscheint (wir werden bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückkommen), kann man die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Herr B. mit den Fortschritten, welche die eigentliche Wissenschaft der französischen Sprache in Deutschland gemacht hat, völlig unbekannt sein muß (wir erinnern nur an Mager und Schifflin). Gern gestehen wir indessen, daß die kurzen grammatischen Aufsätze viel Scharfsinn verrathen, und ganz neu und eigenthümlich ist es, daß Herr B. in jeder einzelnen Nummer seinen Abonnenten irgend eine Aufgabe zur Preisbewerbung gibt und späterhin zur Belohnung der Sieger die Arbeit nebst einzelnen kritischen Bemerkungen abdrucken läßt. Unter den Aufgaben finden sich Mährchen von Grimm zum Uebersetzen in's Französische, Fragen über den Gebrauch einzelner Wörter, grammatischer Analysen und dergleichen mehr. Bemerkenswerth erscheinen uns besonders zwei Arten von Aufgaben, die sich auch bei unserem Gebrauche als sehr practisch bewährt haben und welche wir zur Bildung eines guten französischen Styles auf's Dringendste empfehlen, nämlich: 1) mettre des vers en prose, wobei das vom Verfasser angeführte Princip zu beobachten ist: Que la pensée contenue dans les paroles mesurées se retrouve, intacte et sans aucun mélange, dans une prose châtiée et digne, en quelque sorte, de figurer auprès du texte primitif. Que la mesure poétique soit absolument brisée, la rime élimnée avec soin, l'expression assortie à la nouvelle enveloppe de l'idée u. s. w.

Außerdem ist zu berücksichtigen: 2) die Analyse littéraire, welche folgendermaßen definirt wird: Resserrer en quelques lignes l'essence de plusieurs périodes, réduire un sujet à son expression la plus décharnée, savoir retrouver le point de départ et la filiation d'idées successivement développées; extraire l'idée mère de chaque paragraphe, de chaque alinéa, et former un tout compacte, non interrompu, du résultat combiné de ces divers travaux*).

Anmerk. Er schlägt zur Bearbeitung l'Oraison funèbre de la Reine d'Angleterre vor von Bossuet und gibt als Probe folgende Analyse von den zwei ersten Absätzen:

Dieu seul commande aux rois et les frappe. Tous les effets de sa volonté tendent à les instruire à leur apprendre qu'ils sont nuls devant sa puissance.

La mémoire de la reine d'Angleterre est un exemple de la vanité de choses d'ici-bas. Tantôt heureuse au faite de la puissance, tantôt renversée de son trône et fugitive, elle fut constamment le jouet d'une inconstante fortune, et sa vie rappelle aux princes ces paroles du roi prophète: Et nunc, etc.

Ueberzeugt, daß die neue Zeitschrift bei den ihr zu Gebote stehenden Kräften Tüchtiges leisten wird, schließen wir diese kurze Anzeige mit dem Wunsche, daß sie in ihrem Kreise recht gedeihlich wirken möge.

Hg.

English Poets oder Lebensnachrichten von den wichtigsten englischen und amerikanischen Dichtern in chronologischer Ordnung, nebst ausgewählten Stücken aus deren Werken. Bearb. von Dr. August Beck, Lehrer der franz. und engl. Sprache am Realgymnasium in Gotha. Leipzig bei Böhme.

Bei den großen Schätzen, welche die englische Sprache darbietet, ist es eine höchst erfreuliche Erscheinung, daß die Vorliebe für dieselbe immer mehr zunimmt. „Keine Sprache," sagt der Verfasser des vorliegenden Buches (welches den zweiten Theil seines Handbuches der englischen Literatur, Gotha bei Henning's bildet) mit vollem Rechte, „ist gleich geschickt zu so tiefsinniger Speculation im Felde der Philosophie, keine zu so ernster, reicher und würdiger Darstellung der Geschichte, keine so biegsam und reich an poetischen Erzeugnissen, als die deutsche und englische." Was die deutsche vielleicht an noch größerer Fülle voraushaben dürfte, bringt die brittische an Reichthum großer Geister wieder bei, die sich als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Zu aller Zeit hat Deutschland auch diese Superiorität Englands anerkannt, so daß sie jetzt als unbezweifelte Thatsache besteht. In keinem Fache ist dies aber mehr der Fall, als in dem der Poesie; und darum begrüßen wir die vorliegende Anthologie mit wahrer Freude, da sie in gleicher Weise wie die I. Abthlg. (Prosa) den Schüler tüchtig befähigt, sich von dem Geiste der englischen Poesie einen vollständigen Totaleindruck zu verschaffen und ihn zugleich das Verhältniß gut begreifen lehrt, in welchem die einzelnen Schriftsteller zur Literatur stehen. Freilich haben wir bereits ein mit gleicher Tendenz ausgearbeitetes Handbuch von Ideler und Nolte, welches weite Verbreitung gefunden hat; aber ganz abgesehen von dem hohen Preise desselben befriedigt es die Lehrer doch nicht recht mehr, da theils die neuere Literatur in demselben zu ungenügend

berücksichtigt ist, theils auch die Auswahl bei den einzelnen Schriftstellern einer gewissen Vollständigkeit entbehrt, und ihre verschiedenen Richtungen keineswegs genügend vertreten sind. Ueberdies begreift man nicht recht, warum oft manche höchst langweilige Stücke ausgewählt sind, welche für die Jugend sehr wenig Interesse nur haben können, und in den biographischen Bemerkungen endlich tritt hinter höchst unersprießlichen Personalbemerkungen die Schilderung des Charakters und der Schreibart der Schriftsteller fast ganz zurück. Doch es ist nicht einmal nöthig, diesen Punkt weiter auszuführen, da ja bereits über die französischen Theile der Ideler'schen Sammlung sich Stimmberechtigte genug haben vernehmen lassen, und es sind ja bereits mehrere Chrestomathien und Anthologien erschienen, welche die ältern Sammlungen von Ideler und Nolte mehr oder weniger verdrängt haben.

Herr B. hat nun in seiner poetischen Anthologie mit sehr viel Geschmack und Umsicht gewählt und die Reinheit der Moral und Sprache sowohl, als auch eine gewisse Vollständigkeit und die nöthige Abwechslung auf's Gewissenhafteste berücksichtigt. Auf 506 eng gedruckten Seiten liefert er Stoff von circa 180 englischen und amerikanischen Dichtern, gibt über das Leben und den Werth der einzelnen Schriftsteller kurze Berichte und erläutert zugleich in einzelnen Anmerkungen veraltete Ausdrücke und schwierigere Wendungen. Wir hätten gewünscht, daß der belesene Herr Verf. statt der aus englischen Schriftstellern gezogenen Urtheile, die doch nur ein nothdürftiges Gerippe ausmachen, lieber ein Ganzes über die genetische Entwicklung der englischen Poesie geliefert hätte, wie schon V. Huber in Berlin dieses früher versucht hat. Doch hoffentlich erblicken wir vorliegendes Buch, welches wir recht sehr empfehlen können, bald in einer zweiten Auflage, wobei dann die biographischen Notizen ganz weggefallen sind, und Herr B. hat vielleicht bis dahin Muße gewonnen, um in einem besondern Anhange ein Seitenstück zu dem poetischen Handbuche von Kurz zu geben, dessen Behandlungsweise sich ungetheilten Beifalls erfreut.

Der Druck ist scharf und korrekt und das Papier ziemlich gut.

Hs.

---

1. Französ. Lesebuch nebst Memorirstoff nach der von den Behörden empfohlenen Memorirmethode von Dr. L. Schipper, Gymnasiallehrer in Münster. Theissings 1.

2. **La grammaire en exemples. Franz. Sprachlehre in Beispielen aus guten franz. Schriftstellern von L. Schmid, Dr. ph. und Lehrer an der Real-Anstalt zu Tübingen. Stuttgart, Neff.**

Zweimal ist in den letzten zwanzig Jahren vom Standpunkte des Unterrichts in den alten Sprachen eine Verbesserung der Methode des Unterrichts in den neuern, namentlich in der in den Lectionsplan der Gymnasien aufgenommenen französischen Sprache, ausgegangen. Einmal wurde der früher durch besondere Umstände fast allgemein betretene Weg der mechanischen Einübung des Französischen verlassen und eine gründlich grammatische Behandlung der Sprache von philologisch gebildeten Lehrern eingeführt, bei welcher der Unterrichtsstoff zugleich als Mittel zur formellen Bildung diente. Aber bei weiterer Anwendung dieser Methode stellten sich auch alle Nachtheile einer oft sterilen grammatischen Bildung, der Mangel an Fertigkeit und Umfang im Materiellen der Sprache heraus, der ebenfalls beim lateinischen Sprachunterrichte fühlbar war, und dem abzuhelfen neuerdings durch wirksame Vorschläge, wie auch die bekannte Ruthardt'sche Memorirmethode, Bedacht genommen wurde. Da diese ins Leben getreten, so war zu erwarten, daß eine heilsame Einwirkung auf den französischen Unterricht als zweiter Einfluß des Fortschritts der Methodik beim Unterricht im Lateinischen Statt haben würde, wie dies auch in obigen Schriften wirklich der Fall ist, auf welche auch hier besondere Rücksicht genommen werden kann, wiewohl sie schon 1843 erschienen sind, da die Wichtigkeit desselben für den Unterricht in neuern Sprachen auch für die Gegenwart dieselbe geblieben, nur allgemeinere Verbreitung noch sehr wünschenswerth ist.

Aus dem „Memorir- und Lesebuche von Schipper" ist nun zunächst für jeden Lehrer ein Fingerzeig zu nehmen, wie Theorie und Praxis zu einer sich gegenseitig durchdringenden Einheit zu verbinden sind. Der Verfasser, der sich in der Vorrede gründlich darüber ausspricht, was er unter der Memorirmethode versteht, welche Vortheile sie gewährt, und wie sie behandelt werden soll? liefert einen Versuch, dieselbe auf den Unterricht im Französischen anzuwenden, und gibt in dem, diesem Werke eigenthümlichen, ersten Theile seines Buches eine Sammlung von Sätzen, die sich an die Grammatik anschließen und ihres Gehaltes und ihrer Sprachreinheit wegen dem Gedächtnisse eingeprägt zu werden verdienen.

Es wird sich die Beurtheilung des Buches zuerst also die Frage stellen, ob der Verfasser diese Aufgabe gelöst hat? und dann, ob der andere Theil, der auf Neuheit und bessere Auswahl, als sich in andern Lesebüchern vorfindet, wohl keinen Anspruch macht und auch nicht zu machen braucht, einen so zweckmäßigen und hinreichenden Stoff darbietet, daß er für die bezeichnete Stufe der Schüler ausreicht.

Wenn es nun erstens einem Buche zur Empfehlung gereicht, aus der Schule hervorgegangen zu sein, für die es bestimmt ist, so muß der specielle Werth des vorliegenden dadurch noch erhöht werden, daß es aus einer besondern Schule, und zwar zunächst aus dem Gymnasio, nach seinem gegenwärtigen Standpunkte nur für das gegenwärtige Bedürfniß hervorgegangen ist, wie sowohl Anordnung und Methode, als auch Art und Umfang der Auswahl beweisen. Da keine Anordnung vom Leichtern zum Schwerern Statt findet, indem z. B. die Sätze 1. 7. 8. 10. ihres Inhalts und ihrer Fassung wegen sich nicht für kleine Anfänger eignen, wogegen im Verlauf 98. 110. u. A. zu leicht für weiter fortgeschrittene Schüler sind, so hat der Verfasser bei Abfassung seines Lehrbuches die mittlern Klassen, in welchen vorzugsweise grammatische Einsicht und Sicherheit zu geben ist, im Auge gehabt und das Buch diesen Schulen angewiesen. Und mit Recht! Denn dort ist die Stelle, wo die Memorirübungen in Anschluß an die Grammatik die beste Anwendung finden und nicht genug betrieben werden können. Die unterste Stufe muß, wenn man sich die Aufgabe stellt, die französische Sprache als eine lebende im Schüler aufzubauen, durch ein dem Standpunkte des Alters angemessenes, größtentheils Erzählungen und Kindergespräche enthaltendes Lesebuch aus dem Leben in das Leben führen; und auf der höhern Stufe, auf welcher der Lehrer die Schüler in die Literatur einführen will, müssen sich die stets fortzusetzenden Memorirübungen an die Lection anschließen, was früher weniger passend ist, in den obern Klassen aber leicht dadurch bewerkstelligt werden kann, daß die Kraftstellen und wahrhaft schönen Abschnitte, deren man auch in französischen Dichtern und namentlich der klassischen Zeit viele vorfindet, selbstständig von den Schülern aufgesucht und fest, dem Genius der Sprache gemäß eingeprägt werden. Ist daher auf der untersten und obersten Stufe ein besonderes Memorirbuch kein Bedürfniß, so ist es dagegen in formeller und reeller Beziehung ganz zweckmäßig, wenn dasselbe in mittlern Klassen durch Erklärung und Analyse den Mittelpunkt des ganzen

Unterrichts macht, indem dadurch Gedächtniß, Verstand und Geschmack zugleich mit und an der Sprache geübt, und diese sicher und in ihrer Eigenthümlichkeit eingeprägt wird.

Wenn nun diesen Uebungen zugleich mit der Grammatik und mit Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische die gehörige Zeit und Sorgfalt zugewendet werden, so daß sie Eigenthum des Schülers werden: so kann auch der aus 130 Seiten bestehende Lesestoff für diese Klasse besonders auf Gymnasien ganz ausreichen; und somit wäre auch die zweite Frage zu Gunsten des Buches entschieden. Was den Inhalt der Lesestücke betrifft, so ist die gute, auch die so häufig hintangesetzte gute Auswahl, vom moralischen Standpunkte aus, zu loben; dagegen werden einige Briefe und Conversationsstücke vermißt, welche dazu beitragen, die Einförmigkeit des Styls zu vermeiden. Auch möchte der Verfasser eine Sichtung der Memorirstücke vornehmen, und ihm anzurathen sein, dieselben durch eine Anzahl von Sentenzen, wie sie z. B. die Exercises von Noël und Chapsal unter anderm Mittelgut enthalten, und Phrasen aus dem gewöhnlichen Leben zu vermehren, indem letztere die größten Anomalien darbieten und deshalb als Gesammtäußerungen des fremden Idioms aufzufassen sind. Endlich wird es auch wünschenswerth erscheinen, daß die Namen der Verfasser und des Werks, aus dem die Sätze genommen sind, als Anhaltpunkte des fernern Unterrichts in der Literatur kurz angedeutet werden.

Da diese und andere sich im Einzelnen etwa ergebenden Ausstellungen bei einem Buche, das auf so gesunden Grundsätzen beruht, in einer zweiten Auflage von selbst wegfallen, so ist um so mehr zu wünschen, der Verfasser werde bald zu einer solchen Veranlassung finden, damit ein correctes, keinen wesentlichen Veränderungen mehr unterworfenes Schulbuch dadurch allgemeine Einführung finde. Denn da dieser Versuch, die Memorirmethode auf den französischen Sprachunterricht anzuwenden, gewiß für viele Lehrer als ein eben so erwünschter, wie gelungener aufgenommen wurde, so ist der allgemeinere Gebrauch in den mittlern Klassen zu erwarten, um so mehr, als der Lehrer neben diesem trefflichen Hülfsmittel nur noch einer Grammatik bedarf, die Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Französische enthält oder auch nur einer Anleitung zum Uebersetzen, weil die nöthigen grammatischen Regeln leicht an die Sätze angeschlossen und durch dieselben eingeprägt und besonders aufgestellt werden können.

Das Schulbuch Nr. 2. ist ebenfalls aus dem Grundsatze hervorgegangen, daß die Erklärung der Regeln und Eigenthümlichkeiten einer Sprache am natürlichsten und sichersten durch Einprägung der Stellen, in welchen sich die Eigenthümlichkeit der Sprache ausspricht, vorgenommen wird; daß man aber, um praktisch zu Werke zu gehen, nicht unvollständige Sätze oder gar fade Redensarten bringen muß, sondern das Beste, was die Sprache aufzuweisen hat. Ganz richtig! Für den Schüler ist aber das Beste gut genug!

Der Verfasser ist diesem in der Vorrede entwickelten Grundsatze in der Ausführung treu geblieben und zwar im Allgemeinen mit sehr gutem Erfolge, wenn auch im Einzelnen unter den 80 Autoren (welche, was sehr zweckmäßig ist, angeführt sind) gewählten Sentenzen Manche vermißt werden und Andre mit gediegnern und passendern Stellen hätten vertauscht werden können. Da einmal so viele Sprachlehren berücksichtigt wurden, so hätte der Verfasser auch auf die gründlichen und zugleich praktischen Grammatiken in deutscher Sprache — ich nenne für Syntax nur die Werke von Simon und Schifflin — Rücksicht nehmen können. Eine table des matières gewährt eine Uebersicht der vom Verfasser getroffenen Anordnung, in welcher in 9 Kapiteln die Wortklassen, ohne Formenlehre und Syntax zu scheiden, und im zehnten die französische Construction behandelt wird. Wenn auch keine wichtige Regel unberücksichtigt bleibt, so wird doch die Formenlehre zu wenig bedacht, denn für die unregelmäßigen Verba, um ein Beispiel zu nehmen, sind die auf 5 Seiten enthaltenen Beispiele nicht ausreichend, die vielen Schwierigkeiten, welche sich der Sicherheit in diesem Punkte grade entgegenstellen, wegzuräumen. Sollen die Verba und zumal die unregelmäßigen tüchtig eingeübt werden, so müssen dieselben in allen möglichen Formen und Verbindungen vorkommen, um aus den Beispielen vollständig aufgestellt werden zu können. Der Lehrer des Französischen kann einen doppelten Gebrauch von diesem Buche machen, einmal indem er daraus Extemporalia dictirt und dieselben genau durchgeht und einprägt, und dann, indem er das Buch den Schülern in die Hand gibt und es völlig die Stelle der Grammatik vertreten läßt, in welchem Falle er noch schriftliche Uebungen aus dem Deutschen ins Französische, nach denselben Grundsätzen und mit demselben Zwecke, hinzuzufügen hätte. Ein Tadel müßte noch über die verhältnißmäßig große Zahl von Druckfehlern — das Buch von 168 Seiten enthält ½ Seiten errata und gibt sie noch lange

nicht alle an — ausgesprochen werden, wenn dieser Umstand in den Händen sprachkundiger Lehrer wirklich von Erheblichkeit wäre. Diesen werden aber die Fehler nicht entgehen und ohne Lehrer kann und soll ein Schulbuch ohnehin nicht gebraucht werden.

Elberfeld.

Dr. Kruse.

Examen et appréciation impartiale de la tragédie de Lucrèce de M. Ponsard par Hermann Sieglerschmidt, ancien précepteur de S. A. R. le Prince George de Prusse. Paris. Tresse.

Der Verfasser vorliegenden Buches, welcher gegenwärtig Rector der höheren Bürgerschule in Wald ist, hat sich während seines mehrjährigen Aufenthalts in Paris mit der dramatischen Literatur Frankreichs ausführlich beschäftigt und hier einen Vorläufer größerer und umfassenderer Arbeiten erscheinen lassen. Zwischen den beiden Extremen der begeisterten Bewunderung und einer parteiischen Verkleinerung Ponsard's hält er die Mitte und betrachtet mit unbefangenem Blicke das wirkliche Verdienst des Dichters. In einem Chap. I. berücksichtigt er die Tragödie mehr im Einzelnen (examen et appréciation des détails), gibt den Inhalt der verschiedenen Acte und Scenen und knüpft daran anziehende Bemerkungen über Grammatik, Präcision des Ausdrucks, richtige Gedankenfolge u. dergl. und sucht seine Behauptungen stets durch ausführliche Beweisführung zu begründen, welche für den Leser nicht ohne Interesse ist, wenngleich man nicht immer mit dem Verfasser übereinstimmen kann. In einem zweiten Kapitel liefert er ein examen et appréciation de l'ensemble, beurtheilt den eigentlichen Werth des Stückes und die Stelle, welche ihm in der dramatischen Literatur Frankreichs zukomme.

Mit großem Geschicke behandelt er hier die sehr wichtige Frage, ob eigentlich Lucrèce oder die Befreiung Roms das Süjet des Stückes sei, und kann zuletzt nicht umhin, zuzugeben, daß, wie man sich auch hierüber entscheiden möge, die Theilnahme eine getheilte und deshalb geschwächte sei. Das Unhistorische in dem Character der Tullia wird vom Standpunkte der dramatischen Kunst gerechtfertigt und nach einer strengen Kritik über die anderen Personen spricht Herr Sieglerschmidt einen wohlbegründeten Tadel über vielfache Mängel in der Diction aus und erinnert an V. Hugo's Ausspruch: Un écrivain qui a quelque souci de la postérité, cherchera sans cesse à purifier sa diction, sans

effacer toutefois le caractère particulier par lequel son expression révèle l'individualité de son esprit. Der romantische Versbau wird gelobt, aber, wenngleich Ponsard seine Zeitgenossen in ihren Fehlern nicht nachahmte, kann Herr Sieglerschmidt doch dem Dichter die Palme nicht zuerkennen, ein eigentliches Meisterwerk geschaffen zu haben; er gibt zu „qu'il a dignement rempli sa haute mission," es bleibe ihm aber noch Manches zu thun übrig: „à se mieux pénétrer de la grandeur de sa vocation, à donner plus de soin à la forme, enfin à mieux approfondir les hommes et les choses."

Der Styl der Abhandlung, wie auch Druck und Papier sind vortrefflich und ächt französisch.

3.

Programmenschau.

Das Siegerländer Sprachidiom. Ein Beitrag zur Kenntniß der deutschen Mundarten von Hermann Schütz. Siegen 1845. 28 S. 4. (Abhandlung zum Programme der höhern Bürger- und Realschule.)

Diese Abhandlung kündigt sich als Vorläufer eines umfassendes Werkes an. So sehnlichst nun auch im Interesse der deutschen Sprachforschung zu wünschen ist, daß dies nicht lange ausbleibe, so ist es doch schon Pflicht auf die vorliegende Arbeit aufmerksam zu machen. Bei dem neu erwachten Studium deutscher Mundarten sind bisher hauptsächlich die reinen ober- und niederdeutschen Dialekte genauer und in besondern Schriften gewürdigt, diejenigen dagegen, welche aus einer Vermischung beider entstanden sind, die Dialekte der sogenannten Messingsprache, der Schwierigkeit des Gegenstandes wegen mehr übersehen. Ein zweiter Mangel ist, daß die bisherigen Arbeiten größtentheils nur eine Sammlung der Idiotismen enthalten, dagegen die Abweichungen der Lautverhältnisse unberücksichtigt lassen. In beiden Rücksichten verdient die vorliegende Arbeit besondere Beachtung; in letzterer Beziehung ist von der Becker-schen Lauttheorie Anwendung gemacht.

Der Verfasser war überdem zu seiner Arbeit recht berufen, da er hier den Dialekt seiner Heimath darzustellen hatte. In der Ansicht, welche Herr Viehoff früher geäußert, daß es eine würdige Aufgabe der Seminarlehrer sei, durch ihre Schüler sich mit der Sprache der Heimath derselben bekannt zu machen, liegt der wahre Satz ausgesprochen, daß eigentlich der Dialekt nur von dem, der ihn von Kindheit an gesprochen, richtig aufgefaßt werden könne; die vielfachen Nüancirungen wird der Fremdgeborne auch durch jahrelange Bekanntschaft schwerlich genau kennen lernen. Einen besonders empfehlenswerthen Weg hat daher der Verfasser eingeschlagen, indem er sein Programm den Landschullehrern des Kreises übergeben und sie aufgefordert hat, Nachträge dazu aus täglicher Erfahrung zusammenzustellen. Auf diese Weise ist zu erwarten, daß wir ein gründliches und umfassendes Werk über das Siegerländer Idiom erhalten, und es ist zu wünschen, daß man in andern Gegenden Deutschlands ähnlich verfahre.

Nach einer Einleitung über Werth und literarische Cultur der Dialekte wendet sich der Verfasser zu seiner besonderen Aufgabe. Er bestimmt die Grenzen des Siegerländer Idioms gegen die westfälische und oberdeutsche Mundart, und charakterisirt zuerst die Eigenthümlichkeiten der Vokale, ausgehend von

dem u, welches bald wie das hochdeutsche u lautet, bald dem o, dem oa, ou, ao entspricht. Für jede Lautveränderung werden zahlreiche Beispiele gegeben. In ähnlicher Weise werden dann die Umlaute besprochen, ü (das in Siegen häufig dem ee entspricht z. B. Gemees statt Gemüse, Kester statt Küster, Metsche statt Mütze), ö, ä, und die Diphthonge. (Au entspricht wie im Westfälischen dem u z. B. Bur statt Bauer, aber auch dem o z. B. grô statt grau, aber äu lautet wie ai, i z. B. Hieser statt Häuser). Hierauf folgen die Consonanten. Die Lippenlaute gehen auch im Siegenschen, wie sonst, häufig in einander über. Wunderlich ist, daß bei Ortsnamen bach sich in mich oder be verwandelt z. B. Hilchemich statt Hilchenbach, Firschbe statt Feuersbach. Pf wird als Anlaut nicht gesprochen, sondern dafür gebraucht man p, wie im Niederdeutschen, behält dagegen das einzelne f bei, wofür der Niederdeutsche auch p setzt z. B. lautet Pfeife Piffe (niederd. Piepe), Pfeffer Peffer (niederd. Pieper), Pfaffe Paffe (niederd. Pape). Der Spirant h lautet vor p und t stets ein Anlaut wie sch, also ganz oberdeutsch und wie wir im Hochdeutschen zu sprechen haben: Schtein, Schprechen, Schpitz. S steht statt der Liquide r in frieren, verlieren (friese, verliese, engl. lose, aber auch im Niederdeutschen frêsen, he früst, verlesen, he verlüst). S und t wechseln im Siegenschen nicht mehr so häufig wie im Niederdeutschen, doch sagt man wat und et. Besonders beliebt ist eigenthümlicher Weise die Liquide r, besonders statt d (so Märercher statt Mädchen, blôre statt bluten, Vârer statt Vater, berreln statt betteln; das Niederdeutsche läßt bekanntlich meist die Zungenlaute in diesen Beispielen aus: Vâr, Môr, Kieen = Ketten, Bräer = Bretter), und der Verfasser folgert daraus richtig, daß r nicht etwa vorzugsweise der Kehle, sondern der Zunge angehöre, was Becker in der Wortbildung nur wegen des häufigen Wechsels mit s annahm.

Unorganische Veränderungen, Contraction und Abschleifung, finden sich auch im Siegerländer Idiom. Statt Erdbeere sagt man Erber, statt Himbeere Hember, statt Waldbeere Wolver (in der Grafschaft Ravensberg Beberkens, hochd. Bickbeeren), Arvel statt ein Armvoll, und der Verfasser rechnet dahin Doffel, Duffel statt Erdapfel, was man vielleicht richtiger aus der aus Erdapfel verdorbenen Form erklärt, da im Niederdeutschen beide Formen Tuffel und Erdappel neben einander existiren, auch Katuffel vorkommt. Die Zusammensetzung findet sich besonders bei Eigennamen und macht diese fast unverständlich, wie Sanner statt Alexander, Delmes statt Tillmann, Rikes statt Heinrich, eine Erscheinung, welche sich bekanntlich vorzugsweise in der Messingsprache z. B. am Niederrhein noch auffallender als im Siegerlande, findet, bei weitem nicht so häufig im Niederdeutschen, (Ámmerlje statt Anna Maria, Hermhinnerk statt Hermann Heinrich). Auch Fremdwörter kommen im Siegenschen in wunderlicher Form vor z. B. Basseledang, Zeitvertreib, aus passer le temps, Crammeschè aus grandmerci, Rittekil, Strickbeutel, aus reticule, stôwe, schmoren, (auch sonst gebräuchlich) aus étuver. Bei der Ableitung kommt die Nachsilbe che häufig vor, so wie die eigenthümliche Endsilbe ches bei Kinderspielen z. B. Kriegelches, Verstechelches, ferner die Nachsilbe ich in Dommerich (dumm), Alwerich (albern) u. s. w., ing statt ung z. B. Rechning; die Iterativform eln (duckeln, suckeln von saugen, ruckeln von rucken, leikeln von läugnen, auch das Factitiv dänzeln). Was die Flexion betrifft, so bilden die Substantiva auf chen den Plural auf cher

z. B. de Maerercher (Mädchen), Kinnercher. Unter den vom Verfasser angeführten Formwörtern zur Bezeichnung der Intensitätsverhältnisse kommen mehrere auch im Niederdeutschen vor, barbarisch, unvernünftig (gewöhnlich unwise = unweise z. B. en unwise klöken Kärel, ein außerordentlich kluger Mann), quetschenass; andere wie ewwerenzing = vollkommen (überrinnen!), mehrig = sehr, scheinen eigenthümlich zu sein.

Nach einigen Bemerkungen über syntaktische Eigenheiten gibt der Verfasser zwei Verzeichnisse von Idiotismen, das eine von solchen Wörtern, die schon Schmidt in sein Westerwälder Idiotikon aufgenommen hat, das andere von solchen, welche theils gar nicht, theils in anderer Bedeutung dort vorkommen. Viele kommen natürlich auch sonst vor; ich will für das Niederdeutsche nur nennen: allert (flink), bagetelle (Kleinigkeit), henaût (beengt), Buddel, deslig u. s. w.; kreegel heißt auch im Niederdeutschen, was der Verfasser zu bezweifeln scheint, munter. — Die Idiotismensammlung ist nicht vollendet. Der Verfasser verspricht zunächst die Fortsetzung derselben, so wie der syntaktischen Bemerkungen und auch ganze Stücke als Proben, außerdem ausführlichere Untersuchungen über die Lautnüancen der Vokale u. s. w. Wir sprechen nochmals den Wunsch aus, daß dieselben nicht lange ausbleiben mögen. —

Herford.

Hölscher.

Ueber die Behandlung der deutschen Sprache und Literaturgeschichte auf Gymnasien, von Dr. Lübben. Programmschrift des Gymnasiums zu Oldenburg, 1845.

Der Verfasser bringt erstens darauf, daß die deutsche Sprache zur Grundlage des gesammten grammatischen Unterrichts gemacht werde. Der Schüler besitze hier das Material, mit dem operirt werden soll, es werde ihm leicht, sich in dasselbe hineinzufinden, der Unterricht brauche dann nicht blos an der Oberfläche hinzustreifen, sondern könne zugleich mit der Breite in die Tiefe gehen, wissenschaftlicher und darum gedeihlicher werden. Das für die Muttersprache zu Grunde gelegte System der Grammatik müsse aber auch für die andern Sprachen angenommen werden. Ein grammatisches System müsse den gesammten Unterricht beherrschen, dessen erste Umrisse in der untersten Klasse gegeben werden, und das, durch die andern Klassen hindurch sich erweiternd und vervollständigend, in der obersten sich abschließe und vollende. Indeß vindicirt der Verfasser der deutschen Grammatik nicht blos nach ihrer philosophischen Seite hin diese Stellung auf den Gymnasien; er möchte auch der historischen Grammatik ein bescheidenes Plätzchen erobern helfen, und zwar besonders aus dem Grunde, weil ohne einige Kenntniß der altdeutschen Sprache die Literaturgeschichte bis zur Reformation nichts Anderes, als Bibliographie und Biographie der Dichter sein könne, oder, wenn man sie von einem höhern Standpunkt lehrt, in ihrer genetischen Entwickelung dargestellt, nothwendig abstracter werden müsse, indem sie concreter Fülle und lebendiger Anschauung entbehre. Auch verspricht er sich von dem Studium der wort- und formenreichen, schwungkräftigen, volltönigen und gelenkigen altdeutschen Sprache einen vortheilhaften Einfluß auf unsere neuhochdeutsche Sprache. Eine Beschränkung auf das Mittelhochdeutsche hält er für unthunlich, weil ein gründliches Verständniß desselben nur durch die Kenntniß des Althochdeutschen möglich wird.

Was dann weiter die Frage nach dem Werthe unsrer alten Nationallite- ratur betrifft, so gibt der Verfasser zu, daß sie mit der griechischen keinen Vergleich aushält, „daß gegen die plastische Festigkeit der hellenischen Poesie, gegen ihre Harmonie des Innern und des Aeußern, des Gedankens und der Darstellung, die deutsche Poesie romantische Zerflossenheit zeigt und eine Ohn- macht, bei der vollendetsten Technik im Einzelnen die Idee in ihre formelle Erscheinung aufgehen zu lassen." Aber „der romantische Duft, der über unsrer alten Poesie sich ausbreitet, ihre Innigkeit, ihre gemüthliche Tiefe, ihr Anschmiegen an das Gefühl, die liebliche Zartheit, die manchmal mit über- raschender Kraft wechselt, wird den Leser freilich nicht zur flammenden Be- geisterung fortreißen, wohl aber mit einem stillen, innigen Behagen erfüllen, ihm hohe Achtung abnöthigen und ihn zur dankbaren Anerkennung zwingen, daß es sich der Mühe lohnte, diese Schätze unserer Poesie, die ein undankbares Geschlecht in Bibliotheken und Archiven vermodern ließ, wieder ans Tageslicht zu ziehen und verständlich zu machen."

Das sind die leitenden Hauptgedanken dieser Programmschrift, die ein paar wichtige Streitfragen aus dem Gebiete des deutschen Unterrichts in klarer und bündiger, nur hier und da von der Farbe der neuen Philosophie tingirten Darstellung behandelt, ohne indeß wesentliche neue Momente zur endlichen Erledigung jener Fragen beigebracht zu haben.

X.

Ueber Schiller's Maria Stuart. Programmschrift von Bernhard, Lehrer an der Löbnicht'schen höhern Stadtschule. Königsberg. 1845.

Diese Programmschrift ist eigentlich eine ausführliche Kritik einer Abhand- lung von Brandt, Lehrer an der Realschule zu Nordhausen (vom Jahr 1843), worin dieser die Frage erörtert, wie man ein dramatisches Werk un- serer Nationalliteratur vor den Schülern der ersten Klasse einer Realschule zu behandeln habe, und die Methode seiner Behandlung an Schiller's Maria Stuart veranschaulicht. Herrn Bernhard's Kritik ist nun nicht sowohl gegen diese Methode selbst, als vielmehr gegen die Anwendung derselben auf das ge- nannte Drama gerichtet. Zuerst erklärt er sich gegen die Art, wie Herr Brandt die Idee des Stücks zu ermitteln sucht. Dieser will sie, allerdings seltsam genug, aus der historischen Entwicklung des Lebens der schottischen Königin gewinnen; als ob nicht der Tragiker und Historiker jeder sein be- sonderes Gebiet, jeder seine eigenen Rechte hätten. Auch in Betreff der dra- matischen Entfaltung, so wie der Charaktere polemisirt Herr Bernhard vielfach gegen die Programmschrift von Nordhausen, und wie mir scheint, fast überall mit siegenden Gründen. Mit Hoffmeister's vortrefflicher Abhandlung über Maria Stuart findet sich Herr Bernhard fast durchgehends im Einklange, mit Ausnahme weniger Einzelnheiten, bei denen er wohl gegen Hoffmeister Recht haben möchte. Die Empfindung, wodurch Mortimer zur Apostasie geleitet wird, bezeichnet Hoffmeister treffend als „Ueberdruß an dem dürren, kalten Glauben und Gottesdienst der heimischen Kirche." Dem pflichtet Bernhard bei; nur will es ihm (und uns desgleichen) nicht recht einleuchten, daß der Dichter sich bei seiner Verherrlichung des katholischen Kultus eigentlich den „antik-heidnischen Gottesdienst," wie Hoffmeister meint, vergegenwärtigt habe.

In dem Charakter Burleigh's vermißt Hoffmeister die gehörige Haltung und innere Begründung: kleinliche Leidenschaft, ein nirgends motivirter Haß gegen Maria blicke überall durch, und so werde er dem Leser unerklärlich und widerlich. Dagegen bemerkt nun Herr Bernhard: „Wie aber, wenn dieser Haß nicht direct der Maria gilt, wenn er vielmehr gegen Leicester gerichtet ist, dessen zweideutiges und eigennütziges Verfahren Jener durchschaut, dessen persönliche Theilnahme für Maria er argwöhnt, dessen heuchlerisches Verhalten gegen Elisabeth ihm daher höchst zuwider ist? Freilich hat er keine persönlichen Gründe, Maria zu hassen, aber sein Interesse geht in dem seiner Königin vollends auf; und insofern jene dieser sorgenvolle Tage bereitet, ihre Staatsmänner vom ungetheilten Interesse für dieselbe ablenkt, und so dem Gedeihen des Staates hinderlich ist, haßt er sie allerdings, und, wie gesagt, um Leicester zumal, durch den er, trotz dessen ihm so verdächtiger Gesinnung, sich selbst in der Gunst bei seiner treu und rücksichtslos geliebten Monarchin den Weg vertreten sehen muß. Dazu rechne man die an sich ganz passende stolze Sprache, welche Maria im Kerker ihm gegenüber, der doch als ihr Richter und als Abgeordneter seiner Königin erscheint, zu führen keinen Anstand nimmt, und in der sie, die Gefangene, Gerichtete, ihn wie einen bloßen obersten Bedienten ihrer Gegnerin behandelt."

Wir nehmen bei der Anzeige dieser Programmschrift, die als ein schätzbarer Beitrag zur Charakteristik und Kritik der Schiller'schen Maria Stuart betrachtet werden muß, Veranlassung, den Wunsch auszusprechen, daß häufiger, als bisher geschehen, die größern und kleinern Dichtungen unserer Nationalliteratur, die man in Schulen zu lesen pflegt, zum Gegenstand kritischer und erläuternder Programmabhandlungen gemacht würden. Es ist auf diesem Gebiete noch so viel zu thun, daß die Philologen ihre Kräfte wenigstens mehr nach der Billigkeit theilen und nicht so vorherrschend dem schon längst reich angebauten Felde der alten Philologie zuwenden sollten.

X.

Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker von Dr. Kuhn, Progr. des Realgymnasiums in Berlin. (18 Seiten.) 1845.

Diese Abhandlung, welche aus der Sprache den Beweis liefert, daß die Ahnen der indogermanischen Völker bereits ein seßhaftes Volk waren, kündigt sich als Vorläufer eines größeren Werkes an, dessen Erscheinen eine fühlbare Lücke ausfüllen wird. Der Verfasser erinnert in der Einleitung daran, daß drei der bedeutendsten Völker des großen gewöhnlich indogermanisch genannten Volksstammes das Bewußtsein über ihren Ursprung verloren hätten und jedes sich diesen auf besondere Weise erkläre. Ein sicheres Mittel, welches über den Ursprung Auskunft geben könne, sei die Sprache. Eine konsequente Beobachtung derselben habe gelehrt, daß Deutsche, Celten, Römer, Griechen und andere Völker durch eine gemeinsame Abkunft zusammen gehören, daß in der Sprache die gemeinsame Mutter am deutlichsten zu erkennen und in Asien auch aus mehrern andern Gründen das Stammland zu suchen sei. Es war natürlich, daß man dabei nicht stehen blieb, und Eichhof versuchte es in seiner Paralèle des langues de l'Europe et de l'Inde. (Paris, 1836.) einige Grundzüge über den Zustand des Urvolkes in seiner Vereinigung aufzustellen. Die

Leistungen Eichhof's charakterisirt der Verfasser sehr treffend, indem er sagt: „Er steht einerseits noch zu sehr auf dem Punkte der Sprachvergleichung, wo die äußere Gleichheit des Verglichenen der Maaßstab für die ursprüngliche Identität ist, andrerseits geht er durch unkritische Anwendung der von der vergleichenden Grammatik aufgestellten Lautgesetze viel zu weit und wirft daher oft das Allerungehörigste zusammen.“ Herr Dr. Kuhn bemüht sich nun (auf Bopp und Pott sich stützend) durch einfache Zusammenstellung der deutschen, lateinischen, griechischen und indischen Ausdrücke jenen oben erwähnten Versuch zu erweitern und zu berichtigen.

Er beginnt in seinen etymologischen Andeutungen mit der Familie, aus deren Keime er sich den Staat entwickeln läßt, belegt seine Behauptung durch die fast vollständige Uebereinstimmung der Ausdrücke, bis er zuletzt zur Seßhaftigkeit der alten Völker anlangt. Das religiöse Gebiet ist in vorliegender Abhandlung noch nicht berührt, und der Herr Verfasser gibt das Versprechen, daß er bald an einem anderen Orte das entworfene Gemälde durch das geistige Element ergänzen werde. Wir sehen dem Erscheinen dieser Fortsetzung mit Freude entgegen und werden die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen dann auf die einzelnen Punkte näher einzugehen, als dies eben hier geschehen konnte.

Hg.

Versuch einer neuen Gestaltung der Vermessung der germanischen Sprachen. Von C. Risler. Crefeld 1845. Funckesche Buchh.

Unter den vielen Schriften, die in jüngster Zeit über deutsche Metrik erschienen sind, nimmt die vorstehende sowohl wegen der Eigenthümlichkeit der Behandlung, als wegen des Grundsatzes, welcher dem ganzen System zu Grunde liegt, eine so bedeutende Stellung ein, daß sie zugleich mit andern, die von entgegengesetzten Principien ausgehen, eine sorgfältige Würdigung finden wird. Wir wollen nur vorläufig auf den Inhalt derselben aufmerksam machen und bemerken, daß diese Ansichten sich der Hauptsache nach in der Poetik von Otto Lange, Berlin 1844, wiederfinden, ohne dem Verf. vorher bekannt gewesen zu sein; daß er sie vielmehr aus langjähriger Erfahrung und Beschäftigung mit der deutschen Literatur gewonnen hat. Es handelt sich nämlich darum, die Versfüße an den Wortfuß anzuschließen und darnach den Vers in Versglieder einzutheilen. Dem Verf. schien die Zerscheidung der Worte durch den Versfuß ungeeignet und er war darauf bedacht, ein Verfahren zu finden, durch welches dies vermieden und die metrische Behandlung den Sprachformen der Prosa mehr angepaßt werden kann. Vorstehende Abhandlung liefert nun einen interessanten, für jeden Sprachforscher beachtenswerthen Versuch, die Theorie der Metrik zu vereinfachen und naturgemäßer aufzustellen.

Kr.

Probe einer Uebersetzung des Wolfram'schen Parzival, nebst Anmerkungen, vom Oberlehrer Rührmund. Programmschrift des Gymnasiums zu Potsdam. 1845.

Eine Arbeit, die nicht bloß durch die mitgetheilten Uebersetzungsproben, sondern auch durch werthvolle Zugaben auf eine mehr als gewöhnliche Theilnahme Anspruch machen darf. Vorangeschickt ist zunächst eine Ab-

handlung über das Versmaß und den Reim, so wie über die Darstellungsweise des Dichters und über den Inhalt des Parzival. Unter dem, was hier über den Reim überhaupt gesagt ist, verdient das die gleichen Reime betreffende für Theorie und Praxis zu besonderer Beachtung empfohlen zu werden. Als Resultat seiner Untersuchung gewinnt der Verfasser den Lehrsatz: „Reime aus ganz gleichlautenden Sylben sind erlaubt, wenn die Reimsylben in der einen oder in beiden Zeilen noch nicht den vollständigen Begriff (das ganze Wort, die ganze Redensart) enthalten und in den übrigen Sylben oder Wörtern die Ergänzung zu etwas der entsprechenden Reimzeile entweder Verwandtem oder Entgegengesetztem ausgesprochen ist." Als eine vorzüglich wichtige Zugabe ist die Erläuterung des so schwierigen Eingangs zum Parzival zu betrachten. Je weniger es den übrigens sehr verdienstvollen Abhandlungen von Lachmann und Klöden gelungen ist, alles Dunkle in dieser Einleitung aufzuhellen, um so mehr Beachtung verdient diese neue scharfsinnige und umsichtige Analyse derselben, die nur noch geringen Zweifeln und Bedenken Raum zu lassen scheint. Daran reiht sich dann eine an die deutsche Jugend gerichtete warme Empfehlung der Lektüre des Parzival; und sodann folgen zwei Abschnitte desselben als Uebersetzungsproben, wovon der erstere, von komisch-epischem Charakter, Parzivals Jugendgeschichte enthält, der andere aber, mehr lyrischer Art, von der übermüthigsten Satyre bis zur schmerzlichsten Melancholie hinabsteigt. Sollen wir unser Urtheil über die Uebersetzung kurz abgeben, so müssen wir sagen: sie hat vor der San Marte'schen entschieden den Vorzug größerer Treue und Richtigkeit, und übertrifft die Simrock'sche gleichfalls durch strengere Anschließung an den Urtext und zugleich durch eine dem modernen Leser weit mehr zusagende, strengere rhythmische Form; nur dürfte der Uebersetzung ein leichterer Fluß der Sprache und mehr Durchsichtigkeit und Klarheit zu wünschen sein, müßten diese selbst auf Kosten der Treue gewonnen werden. Der Verfasser hat sich, wie uns scheint, durch das Bestreben, Zeile für Zeile zu übersetzen und die allerdings häufig charakteristischen und malerischen Reimklänge des Originals möglichst beizubehalten, allzusehr binden lassen. Sonst besitzt er sicher eine hinreichende Herrschaft über die Sprache, um uns eine durchaus leichte und gefällige Uebertragung der herrlichen Dichtung liefern zu können. — Zum Schlusse sind noch Anmerkungen zum genauern Verständniß des Urtextes der beiden übersetzten Bruchstücke beigefügt, die von einem gründlichen Studium der mittelhochdeutschen Dichter zeugen.

X.

Alphabetisches Verzeichniß mehrerer in der Oberlausitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten, von Dr. K. G. Anton. Programmschrift. Görlitz, 1845.

Unter den Verfassern von Programm-Abhandlungen ist unstreitig Herr Rektor Anton der fleißigste Idiotismensammler. Seit dem Jahre 1824 hat er in nicht weniger als sechszehn Programmen mundartische Ausdrücke und Wendungen aus der Oberlausitz veröffentlicht, die großentheils diesem Sprachgebiet eigenthümlich sind. Schon zweimal glaubte er sein Verzeichniß zu Ende gebracht zu haben, und hat jedesmal wieder Stoff zu einer reichen, interessanten Nachlese gefunden. Sehr beifallswürdig ist es, daß er den Ge-

brauch der einzelnen Ausdrücke durch hinzugefügte Beispiele und Wendungen näher nachweist. Häufig sind auch etymologische Erörterungen angeknüpft und Hypothesen über Ursprung und Entstehungsweise einzelner Wendungen aufgestellt. Mitunter findet sich wohl in dem Verzeichniß eine Redensart oder ein Wort, das ziemlich allgemein in Deutschland üblich ist und daher nicht in ein Idiotikon gehörte; indeß läßt man sich hier lieber etwas zu viel als zu wenig gefallen. Zu wünschen wäre, daß nun Herr Anton seine Aufmerksamkeit auch den vokalischen und konsonantischen Lauteigenthümlichkeiten und den syntaktischen Unterschieden des Oberlausitzer Dialektes zuwändte und uns darüber in der Weise Mittheilungen machte, wie H. Schütz sie in dem Programm der Siegener Realschule 1845 über das Siegerländer Sprachidiom gegeben hat.

X.

Gedanken über den Charakter der germanischen Welt im Vergleich zur romanischen, nebst einem geschichtlichen Ueberblick bis 1740, von Dr. Moser. Programmabhandlung. Sorau, 1845.

Der Verfasser hat schon gleich in den ersten Zeilen den Schlüssel des ganzen Verhältnisses der germanischen Welt zur romanischen in der Nachricht des Tacitus gefunden, daß zu seiner Zeit ganz Deutschland mit Waldung bedeckt war, in welcher die großen starken Menschen in vereinzelten Hütten lebten. Er bezeichnet jenes Verhältniß als Subjektivität und Objektivität oder als Innerlichkeit und Aeußerlichkeit, und versucht dann dasselbe im Privat- und Staatsleben, Religion, Kunst, Wissenschaft, Sprache und Literatur nachzuweisen. Referent gesteht, daß ihm diese Abhandlung oft gar zu transcendental zu verfahren und häufig den sichern Boden der Geschichte unter den Füßen zu verlieren scheint.

X.

Bemerkungen über den deutschen Unterricht. Programmschrift vom Oberlehrer Dr. Otto. Königsberg, 1845.

Die Abhandlung hat im Ganzen eine vermittelnde Tendenz. Nachdem die beiden Extreme, in welche die gegenwärtigen Ansichten über die Methode des deutschen Unterrichts auseinandergehen, dargelegt worden, sucht der Verfasser das Gute und Wahre aus beiden auszusondern und zu einem Dritten zu verbinden, das sich von den jenen zwei äußersten Richtungen anhaftenden Uebelständen und Gefahren frei halte. Dabei zeigt sich indessen, daß er den Männern, welche das Prinzip der Auctorität festhalten, namentlich Günthern, näher steht, als denen, die mittelst des deutschen Unterrichts dem Schüler frühe zu einer freien geistigen Bewegung verhelfen wollen. Andrerseits läßt er aber auch Hiecke's Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren. Am ausführlichsten verbreitet sich die Abhandlung über die Auswahl und Behandlung der Themata zu deutschen Aufgaben, bei welcher Gelegenheit, gegen Günther, mit guten Gründen nachgewiesen wird, daß die schriftlichen Nach- und Umbildungen keinen vollen Ersatz für die freien Arbeiten bieten können. Auf eine Kritik des Einzelnen kann hier nicht eingegangen werden, da eine solche leicht zum Umfange der angezeigten Abhandlung anschwellen würde. Im Allgemeinen

aber wird Niemand dem Verfasser das Zeugniß versagen können, daß er den Gegenstand reiflich durchdacht, würdig und ernst behandelt und ein Votum über den deutschen Unterricht abgegeben hat, das der Aufmerksamkeit der Lehrer des Deutschen an Gymnasien und Realschulen wohl empfohlen zu werden verdient.

X.

La langue française considérée comme partie d'enseignement de nos collèges. Traité par Erneste Höchsten. (Gym. Coblenz 1845.)

Die vorliegende Schrift bespricht die Behandlung des Unterrichts der französischen Sprache auf Gymnasien, und der Herr Verfasser betrachtet 1) die Methode und 2) den Stoff, welcher in jeder einzelnen Klasse zu behandeln sei. Ganz abgesehen daß strenge Kritiker gegen einzelne Ausdrücke Manches möchten einzuwenden haben, können wir es überhaupt nicht billigen, daß der Herr Verfasser nach dem Vorgange von Becker in Düsseldorf (jetzt Bedburg) und Gillhausen in Aachen eine Abhandlung über Methodik, welche doch für Deutsche bestimmt ist, in französischer Sprache geschrieben. In Verfolg der Abhandlung, welche sehr viele schöne Stellen enthält, macht man zwar eine Entdeckung, welche den Verfasser in etwa entschuldigen kann. Man kommt nämlich wegen der vielen längeren grammatischen Expositionen zu der Ueberzeugung *), daß Herr H. besonders seine Schüler als Leser berücksichtigte; an andern Stellen und in der eigentlichen Tendenz des Ganzen tritt diese Berücksichtigung vollständig zurück, und wir können deshalb nicht umhin die Ansicht auszusprechen, daß Herr H. bei einem etwas mehr durchgreifenden Principe der Behandlung sich die Sache weit leichter gemacht hätte und zugleich in seiner ganzen Darstellung weit consequenter gewesen wäre. Dessen ungeachtet können wir die Abhandlung nur rühmen und empfehlen, da der Herr Verfasser seiner Theorie zufolge ein tüchtiger Lehrer sein muß und mit Freimüthigkeit die Mängel der höheren Bestimmungen für den franz. Unterricht bespricht. Es fehlt uns hier an Raum, ganz ausführlich auf den Inhalt des Progr. näher einzugehen, wie dasselbe wohl verdiente; wir werden deshalb für jetzt nur einige aphoristische Bemerkungen daran knüpfen. Nach der Ansicht des Verfassers ist die Methode des Unterrichts in den neuern Sprachen auf der Realschule ganz verschieden von der Weise, wie sie auf dem Gymnasio behandelt werden. Allerdings wird der Unterricht auf der Realschule ein anderer sein müssen, aber nicht deshalb, weil (wie der Verfasser implicite andeutet) die Realschule nur materielle Zwecke suchte (die ja auch ohne zugleich formell genutzt zu haben, fast undenkbar sind), sondern nur insofern, als sich eine Verschiedenheit in dem Subjekte und dessen Standpunkte der Bildung nachweisen läßt. Ein anderer Unterschied wird nicht stattfinden, denn auch bei der gut eingerichteten Realschule geht das Bestreben keineswegs dahin, die Schüler abzurichten oder auch nur für einen besonderen Stand vorzubereiten; die Realschule erstrebt die

---

*) Der Verfasser sagt auch am Schluß: Puissent les remarques que --- être utiles à nos élèves.

Bildung ihrer Zöglinge und sie nimmt auf keinen einzelnen Gewerbzweig ausschließliche Rücksicht, sie will weder Comtoiristen bilden, noch Künstler und Handwerker — sie will Menschen bilden, welche, wenn sie die Schule verlassen, wohl befähigt sind, jeden Zweig der menschlichen Betriebsamkeit leicht zu erfassen und ihn von dem Standpunkte geistiger Bildung aus beherrschen und in Verbindung setzen zu können. Auch die Realschule erstrebt die eigentliche παιδεία oder humanitas d. h. Uebung der Seelenkräfte, Veredlung, Stärkung und Kräftigung von Geist und Herz. Darum richtet sich der Unterricht freilich mehr oder weniger auf Gegenstände, die ins Leben unmittelbar eingreifen, bei der Behandlung aber darf der formelle Nutzen und die Hinführung zum wissenschaftlichen Denken von dem guten Lehrer nie aus den Augen gelassen werden *).

Es versteht sich deshalb von selbst, daß man auch auf den Realschulen bei dem Unterrichte im Französischen Sprachvergleichungen anstellt, und wir können Herrn H. versichern, daß es durchaus nicht schwer ist unsere Zöglinge dafür zu interessiren.

Die Andeutung auf den Universitätsunterricht, welche Herr H. macht, indem er von der Vorbereitung spricht, welche die Schüler zu den academischen Vorlesungen zu machen hätten, erinnert ganz unwillführlich an die klägliche Art und Weise, wie noch auf den meisten Hochschulen die Romanischen Sprachen vertreten sind. Während man für das Deutsche mit Recht überall so herrlich gesorgt hat, geschieht für die romanische Abtheilung der neuern Sprache eigentlich gar nichts und wenn gleich wir manche Namen wie Diez, Huber, Wagner, Blanc, Péschier, Ulrici und Voigtmann und Andere mit Verehrung nennen, müssen wir es doch bedauern, daß wegen mangelhafter Kräfte auf den meisten Hochschulen Vorlesungen über französische und englische Sprache und Literatur entweder gar nicht zu Stande kommen, oder nach kurzer Zeit aufhören, da die Studenten keine Lust haben, in ein Colleg zu laufen, wo sie nichts weiter z. B. über Shakespeare hören als eine Vorlesung des Textes, der Uebersetzung von Schlegel und vielleicht auch wohl einmal eine einzelne Anmerkung, die der Herr Professor aus seiner Stevenschen Ausgabe vorliest. —

Wie es schon der selige Hofmeister verlangte, und viele Schuldirectoren nach ihm, dringt Herr H. darauf, daß der Unterricht im Französischen auf dem Gymnasio schon in der Quinta begonnen werde und er hat, wie wir glauben, seine Ansicht durch genügende Gründe unterstützt.

Ausführlich wird die Methode des grammatischen Unterrichts besprochen, und der Verfasser vertheidigt die genetische als die beste, deren Werth wohl ziemlich allgemein jetzt anerkannt wird. Die Excurse über comparative Grammatik, welche die Ansicht des Verfassers erläutern sollen, sind höchst vollständig und mit Klarheit und Gewandtheit dargestellt.

Auffallend war es uns, daß Herr H. erst in Secunda einen vollständigen Unterricht über die Aussprache ertheilen will und über die Behandlung der Lectüre in I. und II. gar nichts mittheilt. Wünschenswerth wäre es auch gewesen, daß der Verfasser seine Ansicht darüber ausgesprochen hätte, ob und in

*) Vergl. über die Methode des Unterrichts in den neueren Sprachen von Dr. Ludwig Herrig. Allg. Sch. Ztg. 1842, Nr. 154, 55.

welcher Weise den Schülern eine Unterweisung über die Geschichte der französischen Sprache und Literatur zu geben sei. In Betreff der schriftlichen Uebungen lesen wir nur von Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische; von freien selbstständigen Arbeiten ist keine Rede.

Programm der Realschule im Waisenhause zu Halle vom Inspektor Ziemann. 1844.

Schon seit längerer Zeit ist es Sitte geworden, in den Programmen die Stylübungen zu den deutschen und lateinischen Aufgaben zu veröffentlichen, und diese Einrichtung ist gewiß nicht ohne großen Nutzen. Der als tüchtiger Pädagog wohl bekannte Verfasser der vorliegenden Schulnachrichten, hält es nicht für unpassend, auch einmal die Themata mitzutheilen, welche in den beiden obersten französischen Klassen der Hallenser Realschule von den Schülern schriftlich oder mündlich in den 3 letzten Jahren behandelt sind; und Viele werden sich mit uns über diesen Fortschritt freuen, welcher Anerkennung verdient.

In den drei untersten Klassen, sagt Herr Director Ziemann werden theils Exercitien dictirt, die mit den in der Grammatik behandelten Regeln in Verbindung stehen, theils kleine Erzählungen aus dem Deutschen ins Französische übersetzt, wobei den Schülern der III. Klasse die Wahl des Ausdrucks schon ziemlich frei gegeben wird, um bei ihnen den Weg zu freien Stylarbeiten anzubahnen.

Zweite Klasse*).

a) Nachahmungen. Bienfaits des Vents, d'après Cousin-Despréaux. Combat du Taureau, d'après Florian. L'Enfance, la Jeunesse, l'Age viril et la Vieillesse d'après Lacépède. Le Riche et le Pauvre, d'après La Bruyère. L'Egoïste, d'après l'Hermite de la Ch. d'Antin. Les Merveilles du Firmament, d'après Xavier de Meistre. Trait de Reconnaissance, d'après Ségur. Caractère de Corinne, d'après le Roman de M. de Staël. Des fausses Vertus, d'après Massillon. Les Effects de la Vérité, d'après le Même. La Dureté envers les Indigens, d'après le Même. L'emploi des Richesses, d'après Poulle.

b) Arbeiten ohne Muster. La première Promenade dont je me souviens. Invitation à un voyage; Réponse négative à la Lettre précédente. On donne à un Ami de ses Nouvelles. On prie son Ami, de nous donner des Renseignements sur les Lois de son Ecole. Les mauvais Exemples corrompent les bonnes Moeurs. La Mort du Pécheur. Le Devoir de la Prière. Réflexions sur l'Incertitude de la Vie. La Reconnaissance alimente la Bienfaisance. Pourquoi faut-il savoir le Français? Pourquoi l'Enfance est-elle l'âge des Instructions et des Etudes? Il y a des Misères qui font saigner le Coeur. L'Origine et les Suites de la Guerre de trente ans. Le Travail adoucit les Peines de notre Vie. Réflexions à l'aspect de la Nature qui vient se réveiller au retour de la

*) Die zur Correctur eingelieferten Arbeiten waren entweder freie Nachahmungen oder selbstständige Entwickelungen der Gedanken.

belle Saison. Ce qui fait tomber la Jeunesse en de mauvaises Moeurs. La Pauvreté ne déshonore personne. Description d'une belle Vallée.

Erste Klasse *)

a) Schriftliche Arbeiten zur Correctur. Les principaux Evénements qui ont opéré les Croisades. Prise de Jérusalem par les Croisés. Jean Hus, Précurseur de Luther. Caractère des Guerres de religion en Allemagne. Alexandre, roi de Macédoine, mis en parallèle avec Napoléon. L'Origine et les Suites du Traité de Verdun **). L'Histoire nous enseigne le chemin de la Vertu. L'Importance de l'étude de l'Histoire pour l'Adolescent. L'étude de l'Histoire, pourquoi ne produit-elle pas toujours chez les Jeunes Gens les Effects auxquels on devrait s'attendre? La Différence qui existe entre le Judaïsme et le Christianisme. Les Allemands, pourquoi sont-ils si fiers de ce nom? Si Hermann est digne de l'auguste Monument qu'on va ériger en son Honneur dans la Forêt teutobourgienne? Le Clergé duMoyen-Age dans sa Détérioration. Pourquoi devons-nous aimer nos Prochains? Les Fruits de la Jeunesse bien employée. Le Spectacle d'une belle Nuit à la Campagne. Les Moeurs sont le Miroir du Coeur. C'est par l'Erreur que l'on parvient à la Vérité. Comment faut-il lire, pour en tirer tous les Avantages possibles? En quoi les Voyages sont-ils utiles? Quelle est la Vertu la plus nécessaire au Héros? L'Oraison dominicale, la plus parfaite de toutes les Prières. L'Immortalité de l'Ame, suite nécessaire de la Justice de Dieu. Le Rang de l'Homme dans la Création. Si l'on va droit son chemin, on offense moins que si l'on aime les Détours. Pour maitriser les Autres, il faut commencer par soi-même. Nous ne reconnaissons le Monde que dans le Miroir de nous-mêmes.

---

*) Die zu den schriftlichen Arbeiten der eilf an der Schule abgehaltenen Abiturientenexamina vorgeschlagenen und höhern Orts gewählten Themata sind folgende: Expédition de Napoléon en Egypte. La Journée de Lutzen en 1632. Maurice, Electeur de Saxe. Il ne faut mettre son Honneur qu'en des Choses louables. Exposition des Causes qui ont amené la Réformation au seizième siècle, surtout en Allemagne. Les Vèpres siciliennes dans leur Origine et dans leurs Suites. Souffrances des Huguenots en France pendant le 16. et le 17. siècle. Charles XII. et ses Ennemis. Abrégé de la Vie de Frédéric le Grand jusqu'à son Avénement au trône. La Guerre de Smalcalden en 1546. La Conspiration des Poudres.

**) Es würden jedenfalls den Schülern mehrere geschichtliche Themata gegeben worden sein, wenn nicht zu befürchten gewesen wäre, daß dergleichen Arbeiten mehr nur Uebersetzungen irgend eines dahin einschlagenden Abschnittes aus einem historischen Werke, als französisch gedachte Entwürfe und Ausführungen geworden sein würden.

b) Zu Disputirübungen *). Les Connaissances sont le meilleur Trésor. La Prospérité de l'Etat se fonde sur la Moralité de ses Lois. Ce que les Proverbes énoncent, est vrai. Les Exemples conduisent plus efficacement à la Vertu que les Préceptes. Notre Intérieur nous dit toujours la Vérité. Qui est notre Ennemi? La Tranquillité de l'Ame est l'Effet d'une bonne Conscience. Notre Félicité éternelle se fonde sur la Foi chrétienne. Si l'Esprit humain a besoin d'une Révélation surnaturelle? Est-il difficile d'être Vainqueur sans abuser de sa Victoire? Les Exemples ne prouvent rien. Vivre sans désir, c'est d'être mort. Nos Principes ne sont que le Résultat de nos Expériences. Y a-t-il encore une autre Vie après celle-ci? Tous les grands Faits sont les Effets de quelque Passion. Le plus grand Fléau du Riche est l'Ennui. Le Fils qui est brouillé avec sa Mère a toujours tort. S'il est vrai que toute Vérité ne soit pas bonne à dire? Le beau Temps de chaque Peuple est celui de son Ignorance. Tout Citoyen oisif est un Fripon. Point de Vertu sans Combat. L'Imprimerie a produit plus de mal que de bien. La Réformation de l'Eglise, fut-elle une Révolution? On jouit moins de ce qu'on a obtenu que de ce qu'on espère. Ce qui rend la Mort un grand Mal pour l'Homme. La Mort est le Commencement de la Vie. Les Guerres de Religion, auraient-elles pu être évitées? L'Histoire ancienne nous présente plus de grands Caractères que la moderne. La Volonté équivaut à l'Action. La Terre tourne autour du Soleil. Quand on ne va pas chercher l'Occasion, elle ne se présente pas. On ne peut deviner les Sentiments d'autrui si ce n'est que par ses Actions. Celui qui désire le moins, est le plus riche. Il n'y a rien de si caché qui ne perce au jour. Lequel est le plus malheureux, le Sourd-Muet ou l'Aveugle? Les Jeunes Gens aiment l'Histoire plus que la Géographie. L'Ingratitude est l'Effet de la Bienfaisance. La Vie n'est pas le plus précieux des Biens terrestres. Qui aime les Dangers, n'aime pas sa Vie. Le Corps doit faire tout ce que l'Esprit veut. Pour parler beaucoup, il faut penser beaucoup. Définition de „Grandeur de la Nature.“ Une chose peut être grande, sans durer long-temps. Quel homme agit raisonnablement? La Guerre suspend toutes les Lois. Les Arts et les Métiers ne sont pas les Produits de la Civilisation, mais de la Nécessité. Les Voyages cultivent l'Esprit et le Coeur plus que la Lecture de bons Livres. Qui ment, se trompe lui-même. Il est plus difficile, de se reconnaître soi-même que les Autres. Les Troubles de l'Esprit trahissent une mauvaise Conscience.

d) Freie Vorträge wurden meist nur über Theaterstücke gehalten, welche die Schüler für sich gelesen haben mußten; oder sie bestanden in Relationen

*) Das Thema stellte, wie für die Correcturarbeiten, so auch für diese Uebungen der Lehrer; ein jedesmal dazu ernannter Schüler lieferte über das Thema eine Disposition, die sich alle übrigen Schüler abschreiben mußten. Bei der einige Tage darauf gehaltenen Disputation mußte jeder Schüler zu irgend einem Angriffe auf die gemachten Propositionen vorbereitet sein.

über ihre sonstige Privatlectüre, die einem Jeden anheim gegeben blieb, wozu aber die Schüler-Bibliothek jedesmal die erforderlichen Bücher lieferte.

Abriß der französischen Literaturgeschichte, vom Prorector Zander. (Pillau höhere Bürgerschule 1842.) 20 Seiten. 4.

Es ist gewiß für jeden Schulmann erfreulich, wenn in den Programmen der höhern Lehranstalten zuweilen Gegenstände besprochen werden, welche nicht außerhalb der Sphäre der Schüler liegen und so auch für sie selbst von eigentlichem Werthe sind; doppelt erfreulich ist aber eine solche Arbeit, da man ihresgleichen nur selten antrifft. In Betracht der Wichtigkeit, welche eine kurze Uebersicht der Literaturgeschichte für den Unterricht im Französischen auf der höheren Bürgerschule und in Erwägung der Schwierigkeiten, welche die Einführung der ausführlichen kostspieligen Literaturwerke in Schulen verursacht, schrieb Herr Zander vorliegenden Abriß, damit er seinen Schülern als Leitfaden beim Unterrichte dienen könnte; und wir müssen denselben als äußerst praktisch und zweckmäßig bezeichnen, da er bei sorgfältiger Genauigkeit und Vollständigkeit in ein Gewand gekleidet ist, daß er zugleich in der ersten Klasse als Grundlage zu Exercitien (wie der Verfasser beabsichtigt) recht gut benutzt werden kann. Der ganze Stoff ist zu letzterem Behufe durch Ziffern in 45 Abschnitte abgetheilt, um dadurch das für jede Stunde zu übersetzende Pensum anzudeuten, und dem Lehrer erwächst hieraus unzweifelhaft der Vortheil, daß sich der Inhalt durch die gebotene Uebersetzung dem Gedächtnisse der Schüler nur um so fester einprägen wird. In ähnlicher Weise veröffentlichte Herr Director Immanuel in Minden einen kurzen Abriß der englischen Literaturgeschichte, und wir können nicht umhin den Wunsch auszusprechen, daß es ihm wie auch Herrn Professor Zander gefallen möchte, ihre wohlgelungenen Arbeiten nach den Erfahrungen, welche sie im praktischen Gebrauche derselben gesammelt, zu revidiren und vielleicht etwas weiter auszuführen. Es fehlt für diesen Unterrichtszweig noch an einem guten Leitfaden, und die beiden Herrn würden viele Lehrer durch ihre Arbeit außerordentlich verpflichten.

X.

Ueber die südfranzösische Volkspoesie von Dr. Günther. Programm des Karls-Gymnasiums zu Bernburg *). 1845.

Die Vergleichung vorstehender Schrift mit Am. Thierry's: Sur la population primitive des Gaules läßt interessante Schlüsse auf die alte und neue Ethnographie Frankreichs machen.

Bekannt ist die alte Eintheilung und der Widerstreit von Langue d'oui und Langue d'oc und Günther bemerkt hierüber (p. 12): „Die Kluft, welche die Langue d'oc und Langue d'oui während des 12. und 13. Jahrhunderts trennte, besteht noch jetzt fast in ihrer ganzen Schroffheit. Allerdings hat die französische Schriftsprache in neuerer Zeit wohl hie und da ihren Einfluß auf die Volksidiome des Südens geltend gemacht, aber im Ganzen sind die Ver-

---

*) Ausland, 1845 Nr. 44. S. 173.

änderungen, welche sich aus diesen gegenseitigen Berührungen ergeben haben, nur unbedeutend, und dem Wesen nach gehören die südlichen Patois noch immer der alten romanischen oder provençalischen Mundart an, während die nordfranzösischen Dialekte die deutlichsten Spuren an sich tragen, daß sie aus einer gänzlich verschiedenen Sprache hervorgegangen sind.“ Was die Grenzen dieser beiden Sprachen betrifft, so müssen wir auf diese dankenswerthe Abhandlung selbst verweisen; hier legen wir hauptsächlich Nachdruck auf die Worte, daß die nordfranzösischen Dialekte aus einer ganz verschiedenen Sprache hervorgegangen sind, weil sich daraus ergibt, welches Feld und welches Ziel der noch immer keineswegs hinreichend angebauten Dialektenkunde der französischen Sprache vorliegt, worüber die genannte Abhandlung mehrere interessante Nachrichten mittheilt.

Von dieser Angabe gehen wir unmittelbar auf die Mittheilung von Am. Thierry über (Moniteur 31. October und 16. November 1844), mit deren Resultat wir indeß in Einem Punkte nicht einverstanden sind, um so weniger, als er sich gewissermaßen selbst widerlegt, so interessant auch seine Auseinandersetzung an sich ist. Er geht, wie natürlich von dem alten Spruche Cäsars aus: „ganz Gallien ist in drei Theile getheilt, wovon den einen die Belgen, den andern die Aquitanier, den dritten diejenigen bewohnen, welche in ihrer Sprache Celten, in der unsrigen Gallier genannt werden.“ Diesen Satz commentirt er durch Strabo's genauere Nachrichten dahin, daß Belgen und Celten hinsichtlich ihrer Sprache nur dialektisch verschieden, im Grunde aber Eines Stammes gewesen, wenn gleich die Belgen weit später als die Celten in Gallien eingewandert seien; was sodann den andern südlichen Theil der Bevölkerung betrifft, so schickt er die Bemerkung voraus, daß Cäsar das narbonensische Gallien, welches damals schon römische Provinz gewesen, völlig aus dem Spiele ließ. Es blieben also nur die nördlich und westlich wohnenden Völker übrig, und diese sind die Ligurer oder Ligyer und Aquitanier. Die letzten wohnten am Nordabhange der Pyrenäen und schoben sich nur theilweise gegen das Flachland vor; die ersteren aber bewohnten theils die Küste des Mittelmeers, theils die Rhoneufer. Daß die Aquitanier zu den Iberern gehören, leidet wohl keinen Zweifel, aber zu welchem Stamme die Ligurer zu zählen, darüber findet Am. Thierry keinen genügenden Aufschluß, und kommt endlich zu der Annahme, die Ligurer seien gleichfalls iberischen Stammes gewesen.

Dieser Punkt ist es, welchen wir bestreiten und der uns aller Geschichte zu widersprechen scheint, falls man unter Iberern einen von den andern pelasgischen oder griechisch-italischen Völkern verschiedenen Stamm versteht. Ist die Aehnlichkeit zwischen den Ligurern und Iberern wirklich so groß, wie Am. Thierry nach seinen beigebrachten Zeugnissen anzunehmen geneigt ist, so würde dies beweisen, daß die Iberer mit den Ligurern zu den pelasgischen Stämmen gehören, welche Griechenland und Italien, so wie die Alpenthäler füllten. Man sieht die Iberer durchaus als spanisches Volk an, ohne einen Versuch zu wagen, über ihre Herkunft zu bestimmen; wohl kann man aber über die Ligurer ein ziemlich sicheres Urtheil versuchen. Skylax gibt ausdrücklich an, daß die Ligurer an der Südküste Galliens bis nach Etrurien hin wohnten, aber die Ligurer um Genua, mit denen die Römer so lange Krieg führten, gehören, wie sich nach Plinius ziemlich deutlich nachweisen läßt, zu demselben Stamme, der ganz Oberitalien und die Alpen bewohnt, dem die

Rhätier und die Helvetier angehören. Steub hat in seinen „Urbewohnern Rhätiens" die Verwandtschaft der Alpenstämme mit den norditalienischen hinreichend nachgewiesen; vergleicht man aber seine Auseinandersetzungen mit den Forschungen Abeken's, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die mittelitalienischen und oberitalienischen Völker nur Stämme Eines Volkes gewesen; ja die solchergestalt gewonnenen Resultate geben noch viel weitern Aufschluß. Sehen wir von der argen Verwirrung, welche die Namen Celten und Gallier in der spätern Zeit hervorgebracht haben, gänzlich ab, und gehen wir auf die ältere Zeit zurück, so finden wir eine merkwürdige Analogie für spätere Verhältnisse in der Geschichte der Umbrier. Nach den Angaben Abeken's kann über ihren italienischen, d. h. pelasgischen Character kein Zweifel sein, aber diese Umbrier sind durch die Celten gedrängt schon in sehr alter Zeit — Thierry sagt im 14. Jahrhundert v. Chr. — nach Italien gezogen und hießen dort später Galli veteres, die alten Gallier, zum Unterschiede von den erst unter Tarquin und noch später in der republicanischen Zeit Roms in Italien eingebrochenen Galliern, mit welchem generischen Namen man die aus dem Norden gekommenen Fremdlinge bezeichnete. Hinsichtlich der Beweise für die Wanderung der Umbrier verweisen wir auf die Abhandlung von Am. Thierry selbst. Es kann nach dem Gesagten wohl wenig Zweifel übrig bleiben, wessen Stammes die Ligurer sind, und den letzten möchte der Umstand heben, daß die Helvetier demselben Stamm angehören, wie aus der Angabe in Cäsar hervorgeht, daß sie als der mächtigste unter den benachbarten Stämmen auszogen, um die Herrschaft über alle verwandten und umliegenden Stämme zu vereinigen.

Die Anwendung dieser Sätze auf die Sprachen in Frankreich ist sehr leicht zu machen: so weit die pelasgischen, d. h. die den griechisch-italienischen Völkern überhaupt verwandten Stämme reichen, geht die Umwandlung der Volkssprache in die römische leicht und in kurzer Zeit vor sich; von den ligurischen Alpen bis nach Catalonien hinein herrscht im Wesentlichen Ein Dialekt, und dieser ist, wenn auch aus dialektisch verschiedenen, so doch im Stamme gleichen Sprachen hervorgegangen; weiter hinauf nach Norden fängt man an, auf celtische Mischung zu stoßen, und die Sprache gestaltet sich anders, indem ein fremdartiges Element sie modificirt. Schon Strabo bemerkt, wie man dies heutzutage noch findet, daß das celtische Element öfters jenseits der allgemeinen Grenzlinie sich findet, und führt Beispiele an, deren Richtigkeit man zum Theil noch jetzt nachweisen kann. Die jetzige Dialektenkunde Frankreichs läßt noch Manches zu wünschen übrig, es sind aber auf diesem Felde noch viele Entdeckungen zu machen, und wenn man an der sichern Hand einer kritischen Geschichtsforschung fortschreitet, so werden sich für die alte und neue Völkerkunde noch äußerst interessante Ergebnisse herausstellen.

Ueber die französischen Zeitwörter in oir von Dr. Ahn, Pr. des Collegiums zu Neuß. 1845.

„Abweichend von den gewöhnlichen Sprachlehren*)" nimmt der Verfasser des vorliegenden Schriftchens (wie auch gewiß viele Lehrer außer ihm) nur

*) Der Verfasser kann hiermit doch wohl nur Hirzel, Sanguin und Consorten meinen, denn z. B. in der ersten Ausgabe von Mager's französi-

3 Conjugationen im Französischen an, nämlich er, ir und re. Die gewöhnlich als 3. Conjugation bezeichnete Form *oir* ist nachweislich späteren Ursprungs und sie entstand, indem mehrere Zeitwörter der ersten Conjugation neben der Form auf *er* eine zweite auf *eir* bei der damals sehr schwankenden Schreibart annahmen, so daß man aver, mover, saver und daneben auch aveir, moveir und saveir vorfand. In der Sprache beider Endungen war das *r* hörbar. Durch einen Lautwechsel ging *eir* später in *oir* über, wie auch z. B. in loi (lei) und roi (rei), wobei indessen die Aussprache är noch lange Zeit beibehalten ward. Rechnet man das Hülfsverbum avoir und die Composita ab, so gibt es nur noch 12 Verba auf oir; nämlich devoir (altfr. dover, ital. dovere, lat. debere), mouvoir, seoir, voir, valoir, vouloir, pouvoir, choir, falloir, pleuvoir, recevoir und savoir, — und von diesen werden nur devoir und recevoir (mit den abgel. concevoir, apercevoir u. s. w.) zu den regelmäßigen Verben gezählt. Zieht man dies in gehörige Erwägung und bedenkt zugleich, daß auch diese beiden Verben in der Conjugation ihrem Stamme nach bis auf den Anlaut verstümmelt werden, so gewinnt der Unterricht nur an Vereinfachung und wissenschaftlicher Begründung, wenn man sie sämmtlich zu den anomalen zählt. Wünschenswerth wäre es gewesen, daß der Herr Verfasser im Interesse vieler seiner Leser, wenn auch nur in aller Kürze, die verschiedenen Angaben mit den nöthigen Beweisstellen belegt hätte, und wir können nicht umhin, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er die Verben auf oir wohl besser als halbunregelmäßige bezeichnet hätte, zu denen (cf. Mager's Sprachbuch p. 101) mit Recht diejenigen gezählt werden können, bei welchen entweder der Radical durch Ablaut oder Umlaut eine Veränderung erleidet, durch Gründe des Wohllauts, Synkope u. dergl., worüber in der angezogenen Stelle sehr ausführlich und gründlich gehandelt wird.

Hs.

Observations sur le génie de la langue française p. Dr. Grubnau. Programmschrift der Petrischule in Danzig. 1845.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die französische Sprache durch eine Schilderung ihres Geistes insofern ganz besonders in Schutz zu nehmen, daß er mit schlagenden Gründen zu beweisen sucht, wie sie auch in formeller Hinsicht ein bedeutendes Bildungsmittel für die Jugend sein könne. Daß sie dieses leider nicht immer ist, hat gewiß nicht in der Sprache selbst ihren Grund, und die Verächter derselben würden ohne Zweifel weniger vornehm und geringschätzend über dieselbe aburtheilen, wenn sie sich einmal die Mühe geben wollten, französische Grammatik einigermaßen zu studiren. Aber die meisten dieser vornehmen Herren sind wohl dem Fortschritte der Wissenschaft in alten Sprachen gefolgt, aber im Französischen kennen sie eben nichts was diesseits Meidinger, Hirzel und Consorten liegt. Die Abhandlung des Herrn

---

schem Sprachbuche schon, und in einigen anderen älteren Schriften findet sich die Theorie von 4 Conjugationen im Französischen nicht mehr, und alle wissenschaftlich gebildeten Lehrer sind darüber doch wohl längst hinaus.

Grübnau ist mit gründlichem Fleiße ausgearbeitet und verräth ernstes Streben. Zu bedauern bleibt nur, daß der Verfasser seine Aufgabe nicht noch weiter ausgeführt hat; bei dem Kapitel über das Adjectiv hätte er übrigens wohl (wie auch bei ein Paar andern Stellen) seine Quelle (Schifflin's Wissensch. Syntax) anführen können.

Emploi du mode en français par Mr. Fulda. Programmschrift des Gymnasiums in Duisburg. 1845.

Der Herr Verfasser, welcher schon durch den 1. Theil der grammaire française par Scotti et Fulda rühmlich bekannt ist, gibt eine Probe von dem zweiten Theile des erwähnten Werks, dessen Druck nahe bevorsteht. Wir würden hier gern näher auf dieses lesenswerthe Programm eingehen, welches außer sehr bestimmten Regeln zugleich einen großen Reichthum passender Beispiele enthält, wenn wir nicht beabsichtigten, bei einer anderen Gelegenheit über Modus und Modalität in der französischen Grammatik ausführlicher zu reden.

Observations sur les enfants d'Edouard de Delavigne et sur les rapports de cette tragédie au Richard III. de Shakspeare. Von Dr. Müller Gymnasiallehrer in Fulda. 1844.

Der durch seine französische Grammatik bekannte Verfasser liefert in vorstehender Abhandlung einen gut geschriebenen Vergleich zwischen der Auffassung Richard's III, wie sie in Delavigne und andrerseits in Shakespeare vorliegt. In dem ersten Abschnitte zeigt Herr Müller, in wie weit sich Delavigne im Verlauf des ganzen Stücks und in der Entwicklung der einzelnen Charakter an die Geschichte gehalten, betrachtet sodann das Verhältniß, welches zwischen dieser Tragödie und Shakespeare's Aufgabe stattfindet und stellt in einer dritten Abtheilung noch darüber eine besondere Untersuchung an, inwiefern die Darstellung des Sujets und der Hauptpersonen bei beiden Dichtern verschieden sind. Jeder Leser wird obige Abhandlung mit Befriedigung aus der Hand legen, da sich der Herr Verfasser seiner Aufgabe mit großer Umsicht, bedeutendem Scharfsinne und einer entschiedenen Unparteilichkeit entledigt hat. Möchte Herr Müller recht bald zu einer ähnlichen Arbeit Muße finden.

Essay on Merlin the Magician, by Dr. Herrig. M. C. S. Programmschrift der Real- und Gewerbschule in Elberfeld. 1845.

Nach einer Betrachtung über den Ursprung und die Verbreitung der romantischen Poesie sucht der Verfasser den Charakter des Cymrischen und das Eigenthümliche der welschen Poesie zu schildern. Dies führt ihn auf den Inhalt der ältesten walisischen Dichtungen und deren Haupthelden, König Arthur und Merlin, den eigentlichen Begründer der Tafelrunde. In Beziehung auf letzteren streitet der Verfasser gegen Turner's Ansicht, daß Taliessin die alten Bardenlieder gesammelt habe, als durch Germanus und Lupus das Druidenwesen aufgehoben ward. Taliessin scheint nur ein welscher Orpheus zu sein. Neben diesem werden zwei Merline unterschieden, nämlich Merddin Wylt oder Merlinus Caledonius (s. Silvaticus), welcher mehrere druidische Gedichte verfaßte, und Merlinus Ambrosius, der Zauberer. Gegen die gewöhnliche Ansicht sucht nun der Verfasser, auf Nennius und walisische Quellen sich stützend, die

Abstammung des Letzteren aus Bassaleg in Monmouthshire zu erweisen und erzählt dann, was über den Helden der Fabel einigermaßen historisch verbürgt ist; hierauf beschreibt er die Schicksale des Romanes in seinen verschiedenen Gestaltungen.

In dem zweiten Theile der Abhandlung berichtet der Verfasser die Fabel des Romans im Zusammenhange nach dem französischen Texte von Robert de Borron, unter besonderer Berücksichtigung der ältesten englischen Bearbeitung.

Dem Programm ist eine Tafel in Steindruck beigefügt, welche ein Bild von dem jetzigen Stonehenge gibt nebst dem Plane des alten Druidentempels.

Shakespeare und seine deutschen Uebersetzer, eine literarisch-linguistische Abhandlung als Beitrag zur Kritik der deutschen Uebersetzungsliteratur. Von dem Conrector Professor Dr. C. Aßmann. Programmschrift des Gymnasiums in Liegnitz. 1844.

Es ist ziemlich allgemein bekannt, daß Frankreich für die Uebersetzung Shakespeares im Ganzen noch wenig gethan hat; lange begnügte man sich mit den wässrigen Bearbeitungen von Ducis, in welchen der arme Dichter sich viel hatte gefallen lassen müssen; man verfiel später in ein anderes Extrem und vernachlässigte über der Genauigkeit und Treue die poetische Auffassung ganz und gar. Nur die Uebersetzung des Romeo und Julie von Emile Deschamps kann bescheidenen Anforderungen genügen. Aus der neuesten Zeit ist besonders das Streben von Louis Delâtre bemerkenswerth, der sich schon durch die Chants d'un voyageur einen sehr guten Ruf erworben hatte. Wenngleich wir gern zugestehen, daß er an einzelnen Stellen tief in das Verständniß des Dichters eingedrungen ist, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die Uebersetzung außerordentlich subjectiv französisch ist; bei dem Uebersetzer war die Absicht zu sehr vorherrschend, den Shakespeare für den Geschmack des Publikums zurechtzustutzen und deßhalb mußte er natürlich viel von seiner Eigenthümlichkeit verlieren. Die Leistungen der Franzosen für die Bearbeitung Shakespeare's sind also nach der gegebenen Mittheilung noch äußerst schwach. Wie steht es aber damit in Deutschland? Der Verfasser unseres Programms liefert darüber in äußerst anziehender und gründlicher Weise die genaueste Auskunft und mit wahrer Freude geben wir den Inhalt des kleinen sehr schätzbaren Werkchens.

Nachdem Herr Aßmann in der Einleitung den Werth, welchen die englische Sprache und Literatur für Gymnasien hat, angedeutet und auf die Ansicht der competentesten Schulmänner sich stützend die Ueberzeugung ausgesprochen, daß nach dem veränderten Gange der modernen Weltentwicklung auch auf den gelehrten Unterrichtsanstalten der englischen Sprache der Raum und die allgemeine Geltung werden müsse und werde, welche die französische bisher fast ausschließlich in Anspruch genommen, wendet er sich sogleich zu Shakespeare, von dessen dichterischer Eigenthümlichkeit er bei seinen Vorträgen auf dem Gymnasio über moderne deutsche Literatur habe ausführlich reden müssen, ebenso wie von dem Einflusse, den dieser Riesengeist, der die reiche Geistesbildung und umfassende Weltanschauung der Gegenwart wie kein anderer in sich aufgenommen und in den herrlichsten Gebilden abspiegelte, auf die Kultur von ganz Europa ausgeübt hat. Von den Gründen, weßhalb sich noch zu-

weilen verwegene Ignoranz, seichte Bornirtheit und flache Phantasielosigkeit gegen Shakespeare geltend macht und in dem Dichter nichts als ein wildes, regelloses Genie erblickt, glaubt der Verfasser einen in der Mangelhaftigkeit der Uebersetzungen suchen zu müssen, welche wir von Shakespeare haben. Er fühlt das Kühne seiner Behauptung und bemüht sich deßhalb, gründlich zu beweisen, indem er sehr ausführlich die einzelnen Uebersetzungen charakterisirt. Wieland besaß nicht die Gabe der „Sichselbstentäußerung," Eschenburg war „kein Dichter;" aber durch Schlegel's Arbeit schien der Culminationspunkt erreicht zu sein und jetzt begann erst das eigentliche Studium des Shakespeare. Nachdem der Verfasser nun in höchst anerkennender Weise das Verdienst Schlegels gewürdigt hat, spricht er sein Bedauern darüber aus, daß Schlegel seit 1797 nichts für die Uebersetzung gethan und Tieck und Graf Baudissin die Vollendung seines Werkes überlassen habe; er findet das Ideal einer Verdeutschung auch durch die Voß nicht erreicht, da sie eigentlich nur invita Minerva arbeiteten. Auch die jüngeren Leistungen von Benda und Kaufmann hatten eine vom Originale ganz verschiedene Physiognomie und so erhielt Schlegel's Form mehr und mehr stabil-klassische Geltung. Es findet sich bei den Neueren nur einige Veränderung in Sprache und Ausdruck, zuweilen auch wohl eine kleine Verbesserung der Verstechnik, aber die inneren Mängel der älteren Uebersetzung kommen stets wieder zum Vorschein. Nur Ortlepp arbeitete selbstständig und förderte die Sache außerordentlich; sein Werk fand große Anerkennung und viele gründliche Besprechungen, in welchen man ihn zugleich auf viele Mängel aufmerksam machte. Leider hat er bei der zweiten Auflage keinen der ihm von vielen Seiten her ertheilten Winke benutzt, und die Verbesserungen stehen nur auf dem Titel. — In der zweiten Abtheilung zeigt der Verfasser praktisch, daß die Philologie keineswegs nur in Griechenland und Rom zu Hause sein dürfe; das Alterthum ist die Basis der modernen Geisteskultur; man unterminire sie und das ganze Gebäude stürzt zusammen. Die moderne Welt hat ihre eignen Bedürfnisse und es ist die Aufgabe des wahren Humanismus, das Alte und Neue harmonisch zu versöhnen. Der Verfasser findet nämlich einen wesentlichen Mangel der vorhandenen Verdeutschungen Shakespeare's in der Willkühr, womit der Text in Bezug auf die Genauigkeit der Worterklärung behandelt wird, die er mit vollem Rechte für das Erste und Wichtigste erklärt. Er stellt sodann in mehreren Stellen den Grundtext mit den Uebersetzungen von Schlegel, Voß und Ortlepp zusammen, woraus hervorgeht, daß sie, statt einander recht ähnlich zu sein, häufig auch nicht den geringsten Familienzug miteinander gemein haben. Die Verdeutschung sieht entweder wie eine Paraphrase aus, oder wie ein Torso, in welchem der Uebersetzer nach Belieben wegschneidet. Herr Aßmann zeigt nun das Falsche in den angeführten Stellen der Uebersetzungen mit kritischer Schärfe und erklärt das Schwierige des Originals mit Gründlichkeit und großem Geschicke. In einem dritten Abschnitte gibt er von dem am tiefsten in der Liebe der Deutschen wurzelnden Stücke: Romeo und Julie die Probe einer eigenen Verdeutschung, die wir als sehr gelungen bezeichnen müssen, da sie nicht nur der Form nach aller Beachtung werth ist, sondern auch einen reichen Schatz von Studien in sich birgt.

Hs.

Miscellen.

Noch Etwas über die Quelle von Goethe's Hermann und Dorothea. Von Dr. E. Burmeister,

Lehrer am Gymnasium zu Güstrow.

(Aus einem Briefe an H. Viehoff.)

Sie hatten im ersten Hefte Ihres Archivs den Wunsch ausgesprochen, die von Göthe seinem idyll. Epos zum Grunde gelegte Quelle mitgetheilt zu erhalten und ist diesem Wunsche, wie ich so eben aus des 2. Jahrgangs 3. Hefte ersehe, von den Herrn Dr. Mayer und Dr. Jacob genügt worden. Daß ich Ihnen nichts desto weniger das Folgende mitzutheilen mir erlaube, bitte ich eines Theils mit dem Interesse des Gegenstandes, anderen Theils mit dem Wunsche zu entschuldigen, die Aufmerksamkeit wieder auf eine Abhandlung zu lenken, in welcher die Sache schon vorher befriedigend erörtert zu sein scheint. Beiden Gelehrten sind nämlich zwei recht interessante Vorträge über Göthe's Hermann und Dorothea vom Prem, mitgetheilt in v. d. Hagens Neuem Jahrbuche für deutsche Sprache und Alterthumskunde II. Bd. 2. Hft. p. 98 — 107 und 137. ff. (Berlin 1836) entgangen, deren erste die ästhetische Würdigung des Gedichts zum Gegenstande hat, während der letztere als Nachtrag sich über die Quelle desselben verbreitet. Da Göthe Fragen über die Quellen seiner Dichtungen nicht gern hatte, so ist es nicht zu verwundern, daß die historische Grundlage dieses Epos nicht allgemein bekannt wurde. Aus Prems Nachtrage ist zu ersehen, daß nicht eine, sondern vier wenig von einander abweichende Erzählungen über diese Anecdote existiren, daß aber die drei letzten nur Ueberarbeitungen der ersten, von Mayer im Archiv mitgetheilten, sind. Dieser ursprünglichen steht am nächsten die von Jacob im Archiv p. 72. ff. nachgewiesene, indem sie sich selbst den Worten nach streng an dieselbe anschließt. Die dritte Relation ist einen Monat später als die geraische (d. i. erste), deren Vorrede vom 12. Mai 1732 datirt ist, in einer 6 Bogen starken Flugschrift erschienen unter dem Titel: „Fünftes Stück oder Vierte Fortsetzung der Nachrichten von den Saltzburgischen Emigranten u. s. w. Berlin bei Rüdigern, unter dem Berlinischen Rathhause, den 16. Juni 1732. 4., und eine Fortsetzung der in demselben Jahre und ebendaselbst erschienenen zwei Bogen starken Umständlichen und Wahrhafftigen Nachrichten von den Saltzburgischen Emigranten u. s. w." In dieser Relation finden sich einige Abweichungen im Ausdrucke, welche zum Theil durch das Berliner Idiom hervorgerufen zu sein scheinen. Sie beginnt mit den Worten: „Eine gewisse Saltzburgische Dirne hatte wegen der Religion Vater und Mutter verlassen und war mit ihren emi-

grirenden Landesleuten zugleich mit fortgezogen; die geraer nennt sie eine Person. Die Berliner sagt ferner: ein reicher Bürger; die geraer: ein gar feiner und vermögender Bürger. In der Berliner erzählt die Salzburgerin alle ihre Bauer-Arbeit, die sie verstände, in der geraer alle ihre Künste." Auch hat die Berliner den Idiotismus: „Foggen aber ließe sie sich nicht" und läßt die Worte der geraer: „Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne, als auch der Emigrantin zum Besten gereichen könne" gänzlich weg. Die vierte Relation findet sich in Göcking's Vollkommener Emigrantengeschichte der aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen Lutheraner. Frankfurt und Leipzig 1734. 4. Thl. I. S. 671, auch von Herrn Jacob p. 74. des Archivs erwähnt. Sie kommt der dritten am nächsten und weis't zu Anfang und Ende auf die wunderbare Fügung Gottes hin (welche Betrachtung in den beiden ersten dem Prediger in den Mund gelegt wird). Im Anfange heißt es nämlich: „So nahm man auch die wunderbare Fügung Gottes an einer Salzburgischen Dirne wahr, die der Religion wegen Vater und Mutter verlassen hatte und auf der Reise so wunderlich verheirathet ward" und am Schlusse: „Hat man wohl nicht Ursache, bei solchen Umständen voller Verwunderung auszurufen: Herr, wie gar unbegreiflich sind deine Gerichte und wie unerforschlich deine Wege?" Die beiden letztgenannten Erzählungen beginnen mit der Salzburgerin, die beiden ersten machen uns zuerst mit dem wohlhabenden Bürger und seinem eheschenen Sohne bekannt; auch Göthe führt uns im Anfange seines Gedichts in das Haus desselben. Prem vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Göthe die erste Relation entweder im Originale oder in einer treuen Mittheilung desselben vor Augen hatte und vielleicht durch die in der ersten und zweiten sich findende Aeußerung des Predigers veranlaßt worden sei, seiner Heldin den Namen Dorothea zu geben. Vgl. Polyhymnia V. 70. „die Gaben kommen von oben herab in ihren eigenen Gestalten." Der Dichter hat den Stoff seines eigenthümlichen lokalen und historischen Gewandes entkleidet, ihn auf das rein Menschliche reducirt und ihn dann in eine dem Leser näher liegende Zeit gerückt, von deren Eindrücken er in einzelnen seiner Werke nicht frei geblieben ist. Unter den erfundenen Personen ist unstreitig die Mutter die bedeutendste.

Das Historische der Zurückführung dieses Epos auf seine Quelle findet sich bei Prem S. 188. f. kurz zusammengestellt und ich erlaube mir für den Fall, daß Ihnen das Hagensche Jahrbuch nicht zugänglich sein sollte, die Worte dieses Gelehrten hier mitzutheilen.

„Daß die Quelle, aus welcher Göthe den Gegenstand seines idyllischen Epos Hermann und Dorothea schöpfte, in der Geschichte der salzburgischen Emigranten zu suchen sei, ist schon seit geraumer Zeit mehr als einmal ausgesprochen worden. Zuerst machte im Jahre 1809 ein Pseudonymus im Morgenblatte (Nr. 38. Vergl. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von K. H. Jördens. Bd. VI. S. 215.) darauf aufmersam. Dabei hat man sich, so viel mir bekannt, lange Zeit beruhigt, bis das Erscheinen von K. Pansa's Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger im Jahre 1732. Leipzig 1827" neuen Anstoß zu Forschung und Mittheilung gab. Die Geschichte von der wackern Salzburgerin war hier zwar ohne Hindeutung auf Göthe erzählt, entweder weil dem Verfasser die Aehnlichkeit der Götheschen Dichtung mit jener

Erzählung entgangen war, oder aus Grundsatz, weil er Nebenbemerkungen unterdrücken zu müssen glaubte. Aber schon im Jahre darauf stimmte ein Mitarbeiter des Berliner Gesellschafters (Jahrg. 1828. S. 206. Beil. zu Bl. 41.) ein ordentliches Jubelgeschrei an, daß man ja hier offenbar Göthe's Dorothea habe. Er gab sich auch die Mühe, in dem vor dem Buche befindlichen Quellenverzeichnisse nachzuforschen, und gerieth nach Anleitung des Panseschen Textes auf das Schriftchen, das, wie sich nachher zeigen wird, wahrscheinlich auch Göthe in Händen gehabt hat und das zugleich die Quelle aller andern Erzählungen desselben Gegenstandes sein möchte (S. die erste Relation). Sechs Jahre später bemerkte ein Mitarbeiter der Dresdener Abendzeitung die Aehnlichkeit jener Saltzburgerin mit Göthe's Dorothea noch einmal und die Berliner Spener-Zeitung, die inzwischen die Erzählung von der schönen Saltzburgerin aus einer Berliner Flugschrift vom Jahre 1732 als aus der eigentlichen Originalquelle der Geschichte mitgetheilt hatte, gab nicht nur von dieser Dresdner Entdeckung schleunigst Nachricht (1834. N. 304.), sondern ließ bald darauf (1835. N. 6.) durch einen „hohen, auswärtigen Gönner" die Geschichte wieder aus einem andern Werke mittheilen, worüber sie beinahe Krieg bekommen hätte. Jeder dieser vier Mittheilenden, von dem Mitarbeiter des Morgenblattes an, hatte ein anderes Werk oder eine andere Schrift als Fundort seiner Mittheilung namhaft gemacht; jeder glaubte, ohne von der Entdeckung des Andern zu wissen, die Quelle des Götheschen Gedichts entdeckt zu haben. Dieser Umstand ist so gut als ein halber Beweis, daß in der Hauptsache Alle das Richtige getroffen haben. Vier Zeugen sind ohne Verabredung in der Aussage einig, daß Göthe einen Zug aus jener Emigrationsgeschichte bearbeitete. Niemand hat dieser Behauptung widersprochen; ja die letzte der bezeichneten Mittheilungen ist in der Allg. Literatur-Zeitung (1835. N. 163.) und im Morgenblatte (1836. N. 44.) wiederholt worden, einiger Biographien Göthe's nicht zu gedenken, in denen auf das eine und andere jener Citate, oder doch auf das Resultat der Entdeckungen verwiesen wird. Die Aehnlichkeit des Götheschen Gedichts mit jenen Erzählungen ist auffallend; das Abweichende beruht zu sehr auf nachweisbaren Gründen, als daß gegen die Behauptung, daß Göthes Dorothea und die wackere Saltzburgerin eine und dieselbe Person sei, Erhebliches eingewendet werden könnte." So weit Prem.

Daß die Begebenheit sich so ereignet haben kann, wie die genannten vier Gedichte sie mittheilen, ist nicht zu bezweifeln, da sie nichts Unwahrscheinliches enthält und nach der ersten Relation den Geraern von einem glaubwürdigen Manne erzählt und von einigen bestätigt, nach der zweiten von den Emigranten selbst mitgetheilt wurde. Merkwürdig ist aber, daß, wie Prem S. 146. zuerst bemerkt hat, weder im Oettingischen noch sonst irgendwo ein Städtchen Altmühl oder Alte Mühle existirt. Ist vielleicht das im Oettingischen gelegene Dorf Allerheim mit dem Flusse Altmühl verwechselt worden?

Zu Seite 79 des Archivs sei noch bemerkt, daß der Schillersche Geisterseher seinem Inhalte nach von Morrell in seinem Geisterseher: „Aus den Memoiren des Grafen von O. Leipzig 1833. 3 Thle." aufgenommen und nebst der Grävenitzschen Unglücksperiode zu einer geschickt angelegten Schilderung jesuitischer Umtriebe verarbeitet ist. Die betreffenden historischen Data sind dort aus den Quellen zum Theil ausführlich beigebracht.

Die Macaronische Poesie in sprachlicher Hinsicht.

Vom ästhetischen Standpunkte aus ist die Macaronische Poesie blos als Carrikatur zu betrachten, als ein Auswuchs und ein Produkt gelehrten Muthwillens, es ist das Charivari des Humanisten. In linguistischer Hinsicht hat sie einige Bedeutung. Die Grammatiken und Wörterbücher geben nicht die mindeste Auskunft darüber, weil sie den Sprachforschern bisher nur als ein Jargon ohne Zweck und Regel erschienen ist. Die Macaronische Poesie darf als integrirender Theil der Linguistik betrachtet werden. Das System ihrer Bildung gibt uns Auskunft über die Art und Weise, wie sich die romanischen Sprachen gebildet haben. Ihr Verfahren ist das entgegengesetzte von dem Verfahren dieser letzteren; sie ist die Parodie der gewöhnlichen Sprache.

Die ursprünglichen französischen, italienischen und spanischen Sprachen sind zwar im Lateinischen untergegangen oder vielmehr durch diese belebt, aufgefrischt und erneuert worden, doch so, daß das lateinische Wort in jedem Lande nach den Gesetzen der Landessprache umgestaltet wurde; so wurde aus Civitas, Ciudad, Citta, Cité. Hier giebt also das Latein das Wurzelwort, und die Flexion wird aus der gewöhnlichen Sprache entlehnt. Die Macaronisten machen es gerade umgekehrt, sie entlehnen ihre Wörter der gewöhnlichen Sprache und hängen eine lateinische Endung an, die sie nach den Regeln der lateinischen Sprache flektiren. Auch die Construction ist dieselbe; die Macaronische Poesie schafft einen lateinischen Satz mit unlateinischen, und blos der Form nach latinisirten Ausdrücken, während die romanischen Sprachen unlateinische Sätze mit lateinischen Vokabeln bilden.

Leider reichen die ältesten macaronischen Gedichte nicht über das sechszehnte Jahrhundert hinaus; sie stammen also aus einer Zeit wo die romanischen Sprachen schon so weit in ihrer Ausbildung vorgerückt waren, daß die macaronischen Dichter selbst in der gewöhnlichen Sprache fast nur noch Wörter mit lateinischer Wurzel fanden. Daher sind ihre Produkte in einem barbarischen Latein geschrieben und wimmeln von Idiotismen. Wären sie in einem frühern Jahrhundert entstanden, als die Quellen der neuen dem Römischen nachgebildeten Sprachen näher lagen, so würden sie die wichtigsten Dokumente über die Geschichte der neuern Sprache, ihre Umgestaltungen und Fortschritte sein. So wie sie sind, verdienen sie immer noch die Aufmerksamkeit des Linguisten, durch die Menge Archaismen und origineller und charakteristischer Ausdrücke und Wendungen, die man sonst nirgends findet. Die Philologen des 16. und 17. Jahrhunderts haben sich wenig damit befaßt.

Molière war ein großer Meister auch in dieser Sprache; die große Ceremonie im malade imaginaere, wo dieser zum Doktor creirt wird, hat sehr ergötzliche Stellen:

Savantissimi doctores,
Medicinae professores,
Qui hic assemblati estis,
Et vos altri messiores
Sententarium facultatis
Fideles executores,

Chirurgiarii et apothicarii,
Atque tota companía aussi,
Salus, honor et argentum
Atque bonum appetitum.

Eins der ältesten und interessantesten macaronischen Gedichte führt den Titel: Recitus veritabilis super terribili Esmeuta Paysanorum de Ruellis. Der Verfasser nennt sich Samon Faillyona. Der wahre Name ist Frey. Wer war dieser Frey? Wir wissen es nicht und haben nirgends eine Spur von dem genannten Manne gefunden, der aber nach einigen Stellen des Gedichtes zu urtheilen, dem geistlichen Stande angehört zu haben scheint.

Der Inhalt des Gedichtes ist kurz dieser: Rueil ist ein Städtchen bei Paris, es liegt in einer weinreichen Gegend. Die Einwohner hatten von jeher das Recht, ihre Weine zu Hause zu verkaufen, statt, wie andere Weinbauer, ihr Product nach Paris zu führen, und daselbst auf dem Grève Platz feil zu halten. Dieses Recht sollte ihnen durch einen Parlamentsbeschluß genommen werden, gegen welchen sich die Paysani auflehnen. Sie liefern den Reitres einige Gefechte, in denen letztere den kürzeren ziehen. Leider schließt das kleine in Hexametern geschriebene Gedicht mit der Niederlage der letzteren, ohne daß man über das Ende der Streitigkeit belehrt wird.

Der Anfang ist ganz im epischen Style:

Archeros pistoliferos, furiamque manantum
Et grandem esmeutam, quae inopinum facta Ruellae est,
Toxinumque alto troublantem corda clochero
- - - - - - - hardito carmine dicam.

Hierauf folgt die Invocation der Musen:

Musae nudipedes, seu vos ad littora Chatou
Gardetis vaccas, seu dejeunetis in agris
Dicite, cur animis tantae vegneronibus irae.

Chatou ist ein Ort bei Rueil in einer Ebene, wo die Kühe grasen. Auffallend ist der Ausdruck: Archeros pistoliferos, Bogenschützen mit Pistolen. Die Wurzeln sämmtlicher Ausdrücke sind übrigens noch heute gebräuchlich.

Eine der merkwürdigsten Stellen ist folgende, wo die Rueiller Bauern die gegen sie abgesandten Truppen anreden:

Louangem vero grandem grandemque butinum
Gagnatis, quando armati domptalis inermes.
At nostrae vignae vestris sunt proïa laquayis,
Nec unum dicemus motum, et moriemur inulti?
Nos, durante ligua, contra defendimus hostem;
Jamque revestiti nos, gueusi, impune tuabunt.
Non ita: per carnem testam, sanguinemque sacratum,
Non ita: per totos centum millena diablos.

Diese Stelle scheint uns für's erste wahrhaft beredt und poetisch. Vielleicht muß es manchem Leser nicht unerwünscht sein, wenn wir im Vorbeigehen anmerken, daß proïa von proie, Beute, kommt; laquayis von laquay; louangem von louange und gueusi von gueux. Was uns aber historisch wichtig scheint, ist die Erinnerung an die ligue, es ist nicht allein dadurch erwiesen, daß die Handlung in die Zeiten der ligue fällt, sondern auch sehr

muthmaßlich gemacht, daß der Verfasser zu jener Zeit lebte; Parodien werden gewöhnlich von Gleichzeitigen gemacht, zumal wenn es sich um eine so geringfügige Thatsache handelt; die ganze Geschichte konnte doch nur für Rueil und dessen damalige Einwohner Interesse haben.

Die Etymologisten haben sich mehr mit der macaronischen Poesie zu thun gemacht als die Grammatiker und Lexicographen; sie leiten das Wort von macaroni ab. Woher kommt aber macaroni? Aus einer Schwierigkeit werden auf diese Art zwei. Der gelehrte Bibliothekar Naudé leitet es sehr richtig von dem veralteten Worte macarone her, welches einen groben, ungeschliffenen Menschen bedeutet wie Coelius Rhodiginus in seinen antiquae lectiones berichtet. Daß dieses Wort zu zwei dem Anscheine nach so verschiedenen Bedeutungen gekommen ist, darf uns nicht befremden; es ist ganz natürlich, daß man das Kauderwelsche mit einer aus verschiedenen Ingredienzien bestehenden Sprache vergleicht. So gebrauchen heut zu Tage die Franzosen die Wörter Macédoine und Potpourri in demselben Sinne. Eine Macédoine de légumes ist ein Gemengsel von allerlei Gemüsen, das man auf der Karte eines jeden Restaurateurs findet.

Die ältesten macaronischen Dichter in Italien sind Typhis Leonicus von Padua; er nennt sich auch Typhis Odarius; man verdankt ihm eine beißende Satyre auf einige Paduaner, welche sich der Magie ergaben. Vermuthlich ist Alione d'astli oder vielmehr Arione, denn dies scheint sein eigentlicher Name zu sein, noch älter als Odarius.

Beide hat Folengio verdunkelt; er ist der Homer der macaronischen Poesie; hundert Jahre nach ihm erschien der Virgil derselben, Caesar Iirsinus, unter dem Namen eines Meisters Stopini. Dieser Caesar Iirsinus war einer der glänzendsten und excentrischsten Geister des siebzehnten Jahrhunderts.

Unter den Franzosen ist Arena (de la Sable) der älteste; zu seinen bekanntesten und anziehendsten Produkten gehört die burleske Beschreibung des Feldzuges Karls V. in der Provence. Zu seiner burlesken Originalität kommt noch das Verdienst, daß es mehr höchst wichtige und interessante Einzelheiten erhält, als alle die Memoiren jener Zeit. Von Jean Cecile Frey haben wir bereits gesprochen; sein Recitus terribilis ist einer der anmuthigsten Späße der Art. Das Werk ist äußerst selten geworden und befindet sich in einer Ausgabe sämmtlicher Werke dieses wenig bekannten Polygraphen von Valesdens.

Ein gewisser Rev. Alf. Williams hat so eben ein höchst interessantes Werkchen, betitelt: Home sermons, each six minutes long herausgegeben. Das wäre ohne Zweifel ein rechter Prediger nach dem Herzen Yorick's oder des frère Jean von Rabelais.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Mager, die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in den fremden Sprachen nebst Darstellung und Beurtheilung der analytischen und der synthetischen Methoden. 1 Thlr. 21 Ngr.
Tafel, die analytische Sprachlehrmethode. 12 Ngr.
Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen, von A. Lübben. 1/4 Thlr.
Histoire des peuples bretons dans la Gaule et dans les îles britanniques, langue, coutumes, moeurs et institutions 2c. par Aur. de Courson. (Paris Furne 16 fr.)
The english language by R. G. Latham. 12 S.
Genesis oder Geschichte der inneren und äußeren Entwickelung der englischen Sprache von F. A. Maennel.

Grammatik.

Lehrbuch der deutschen Schriftsprache für Mittelschulen von C. F. Gockel. 2. Abthlg. Sprache der Dichtkunst. 1 Thlr.
Abriß der deutschen Grammatik von F. Zinnow.
Nouvelle grammaire française p. Ch. Bigot. 27 Ngr.
Praktische französische Grammatik für Deutsche von Dr. Noël, Professor am Gymnasium zu Dessau.
Gebicke's, Fr., französische Sprachlehre, neu bearbeitet von L. A. Beauvais. 16 Ngr.
C. Collmann, französische Grammatik für Gymnasien und Studirende. 1. Abtheilung. 1/3 Thlr.
Règles générales sur l'accord du participe passé avec leur sujet ou leur régime p. Barbieux. 6 Ngr.
G. Simon's französische Grammatik für Gymnasien. Zweite Auflage, neu bearbeitet von F. W. Gliemann. 12 Ngr.
Grammatik der englischen Sprache von Dr. Jacob Heussi. 1 Thlr. 20 Ngr.
Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. Schifflin. 2. Kursus.
Runde, zweiter Unterricht im Englischen. 1 Thlr.

Lexikalische Schriften.

Gilbert's new universal etymological and pronouncing Dictionary of the English language (in monthly parts for 1 s.)
Taschenwörterbuch der deutschen, englischen und französischen Sprache von Dr. F. C. Feller. 3 Bde. 1 Thlr. 21 Sgr.
F. A. Böttger, engl.-deutsch und deutsch-engl. Wörterbuch. 2 Bde. 2 Thlr.
A complete Dictionary of the english and german Languages by W. James. 1 1/3 Thlr.

Literatur.

Die poetische Literatur der Deutschen von H. Köster. 1 Thlr.
Des deutschen Volkes Sagenschatz von Edmund v. Felsthal. 10 Ngr.
Ueber Göthe vom menschlichen Standpunkte von K. Grün. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Deutsche Dichtungen des Mittelalters in vollständigen Auszügen und Bearbeitungen von F. W. Genthe. 3 Bde. 2 Thlr.
Doctor Johannes Faust. Puppenspiel in 4 Aufzügen, hergestellt von K. Simrock. ½ Thlr.
Précis de l'histoire de la littérature française, arrangé à l'usage des écoles et augmenté de nombreux morciaux choisis par C. I. Dengel, Dr. (Professor und Conrector am Gymnasium zu Königsberg.)
Essays on the literature, popular superstitions and History of England in the middle ages. By Th. Wright. 2 vols. 16 S.
Cary's early english poets, from Jonson to Kirke White. Ed. by his son Henry Cary. 7. S.
A Memoir and Essay on the Genius of Shakspere. By Barby Cornwall. 12 vols. £ 16, 16 S.
Essay on Merlin the Magician by Dr. L. Herrig M. C. S. 7½ Ngr.
Conversations on the Old Poets by James Russel Lovell. 1 Thlr.
Sketches of the History of literature and learning in England by G. Craik. 5 vols. 5 S.
Shakespeares Sturm, historisch beleuchtet von K. J. Clement. ¾ Thlr.
Shakespeares Macbeth, erläutert und gewürdigt von R. H. Hiecke. ¾ Thlr.

Hülfsbücher.

Deutsches Lesebuch für die mittleren Classen von W. Pütz. 2. Auflage.
Materialien zu deutsch. Stilübungen f. mittl. Classen von Dr. Ch. Bomhard.
Scenen aus dem Nibelungenlied zum gebrauch bei dem unterricht in der mittelhochdeutschen sprache, mit anmerkungen und wörterbuch versehen von J. Kehrein.
Causeries parisiennes par A. Péschier. 2. Auflage. 15 Ngr.
Correspondance familière par A. Péschier. 20 Ngr.
Elementarbuch nach der sog. calculirenden Methode von E. J. Hauschild.
Die moderne Pariser Umgangssprache von M. Selig. ⅓ Thlr.
Callin, Elementarbuch der französischen Sprache. Erster Gang. 17½ Ngr.
Simon de Nantua par E. d. Jussieu. Enrichi de notes grammaticales et d'un Vocabulaire par E. J. Hauschild. 12 Ngr.
Don Karlos von Fr. Schiller. Zum Uebersetzen a. d. Deutschen in das Französ. für vorgerückte Schüler. Herausgegeben von C. Schnabel. 22½ Ngr.
Mr. Graham's English; or the art of composition explained. II. ed. 7 S.
The Rhetorical reader by J. H. Hindmarsh. 4. Auflage. 5 S.
Grundregeln der englischen Aussprache (nebst kurzer Grammatik und Lesebuch) von Dr. C. Kruse. 2. Auflage. 15 Ngr.
The English Reader vol. II. a choice collection of miscellaneous pieces in verse by R. Hegner.
Englische Chrestomathie für Gymnasien und Realschulen von Dr. C. A. Regel. Erster Theil. 12½ Ngr.
Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Englische für obere Classen von Dr. Herrig. 27 Ngr.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

I. Abhandlungen.

Ueber Goethe's Bearbeitung von Shakspeare's Romeo und Julie.

Die Bühnenbearbeitung von Shakspeare's Romeo und Julie, welche Goethe im Jahre 1811 zunächst für das Weimarische Theater ausführte, dann aber auch an andere Bühnen versandte, hat außerhalb Weimar nicht recht greifen wollen und ist daher bald nicht blos von den Repertoirs verschwunden, sondern beinahe gänzlich vergessen worden. Man glaubte, das Manuscript sei verbrannt oder sonst verloren gegangen; aber auf E. Boas' Bitte ließ der Weimarische Theaterintendant, Baron Spiegel von Pickelsheim, Nachsuchungen anstellen, und das Stück fand sich in dem Theaterarchive wieder. Boas übergab es in seinen „Nachträgen zu Goethe's sämmtlichen Werken *)" zum erstenmale dem Drucke. Wir müssen ihm, wie manches Mangelhafte auch dieser Bearbeitung anhaften mag, für die Veröffentlichung derselben dankbar sein, wäre es auch nur, weil dadurch Goethe's Ansichten über Theatralisches und Untheatralisches, die er unter Anderm in dem Aufsatze „Shakspeare und kein Ende" flüchtig niedergelegt hat, in ein helleres Licht treten und sich an einer bestimmten Leistung auf die Probe nehmen lassen. Goethe versprach am Schluß des eben genannten Aufsatzes, die Grundsätze, nach denen er bei der Redaktion von Romeo und Julie verfahren, ein andermal weiter zu entwickeln. Es wäre gewiß von größtem Interesse gewesen, hierüber den Altmeister zu vernehmen, der ein ganzes langes Leben hindurch dem Drama und der Bühne Thätigkeit und Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Da es aber leider bei dem bloßen Versprechen geblieben ist, so ist es um so erfreulicher, an dem uns nun vorliegenden Stücke jene Grundsätze zum Theil wenigstens in praktischer Anwendung klar dargelegt zu finden. Bei einigen wenigen

*) Leipzig, 1841.

Abänderungen mag noch die Intention des Dichters dunkel und räthselhaft bleiben; in der Hauptsache wird man, wenn die von Goethe selbst im oben genannten Aufsatze und anderswo gegebenen Andeutungen zu Hülfe genommen werden, nicht länger im Zweifel bleiben können.

Das Erste, was uns an Goethe's Bearbeitung auffällt, ist eine bedeutende Verkürzung und Zusammenziehung des Shakspeare'schen Stückes, wie er denn auch selbst in einem Briefe an Zelter (vom 8. April 1811) diese Bearbeitung als einen „konzentrirten Romeo" ankündigte. War es nun vielleicht die einzige Rücksicht auf die beschränkte Zeit einer gewöhnlichen Theatervorstellung, also ein mehr zufälliges Bedürfniß, was ihn zu dieser Konzentrirung bewog? Gewiß nicht allein. Seit Goethe, von Shakspeare angeregt, im Götz von Berlichingen die Fesseln, worin sich bis dahin das deutsche Drama bewegte, gesprengt und eine durchaus geniale, aber für die Bühne zu regellose Produktion geliefert hatte, war er stufenweise von jener freien und kühnen Behandlungsweise des dramatischen Stoffes, welche alle theatralischen Forderungen als unberechtigt und nichtig verachtete, zurückgekommen. Er hatte sich nicht bloß in seinen neuen Dramen der regelmäßigern, beschränkten Form des griechischen und französischen Drama's angenähert, sondern auch später, in Verbindung mit Schiller, ältere Produktionen, eigene wie fremde, durch wiederholte Bearbeitung bühnengerechter zu gestalten gesucht. Der dramatische Dichter, so hatte sich seine Ansicht gestellt, sei zunächst, so lange er die theatralischen Forderungen noch nicht berücksichtige, Epitomator der Weltgeschichte, des Menschenlebens und der Natur, der, was in Natur und Leben an Großem und Bedeutsamem zerstreut auseinander liege, zu übersichtlichen Bildern konzentrire und dabei zugleich das innerste Leben hervorkehre und so im höchsten Sinne zu einem Interpreten der Welt und des Menschenschicksals werde. Wenn er für diese Gemälde auch die Theaterform wähle, so arbeite er doch nicht sowohl für das körperliche Auge, als für die Einbildungskraft, welcher durch jene Form ihre Operation erleichtert werde. Um aber theatralischer Dichter zu sein, müsse man Epitomator des Epitomators werden. Durch die Rücksichten nicht bloß auf die Bühnenenge, sondern auch auf das Maß der geistigen und sinnlichen Kraft der Zuschauer, auf die Eigenthümlichkeit der Nation und der Zeit werde dem Bühnendichter eine Menge von Beschränkungen und Bedingungen auferlegt, an die sich der rein dramatische Dichter nicht gerne binde, und wenn er auf die Büh-

nenwirksamkeit verzichte, nicht zu binden brauche. In Beziehung auf Shakspeare war es nun bei ihm eine feste Ansicht geworden, daß er zwar ein höchst genialer Epitomator der Natur und Menschenwelt sei, aber sich nicht dazu habe bequemen können oder wollen, zu Gunsten der Bühne, das Geschäft eines Epitomators in zweiter Potenz zu übernehmen. Die theatralischen Forderungen, behauptet er, seien ihm nichtig erschienen; in seinen Werken seien nur einzelne theatralische Momente, wie Juwelen, ausgesät, die aber durch viel Untheatralisches auseinander gehalten werden. Er billigte daher Schröder's Verfahren in der Bearbeitung Shakspeare'scher Stücke, obgleich er nicht läugnete, daß dieser bisweilen durch Weglassung einiger Scenen (z. B. der ersten Scenen im König Lear) den Charakter eines Stückes aufgehoben, und glaubte man müsse auf Schröder's Bahn fortgehen, wenn Shakspeare nicht in kurzer Zeit von der deutschen Bühne verschwinden solle. Die Richtigkeit dieser Ansichten möge einstweilen dahin gestellt bleiben; wir wollten zunächst nur zeigen, wie Goethe's Bearbeitung von Romeo und Julie mit einer tief in den Entwicklungsgang, den er als dramatischer Dichter genommen, eingreifenden Ansicht zusammenhänge.

Verfolgen wir nun näher die Art und Weise, wie Goethe hier das Geschäft eines Epitomators in zweiter Potenz geübt hat, so finden wir zwei Hauptabkürzungen am Anfange und am Schluß der Tragödie. Die letztere scheint sich auf den ersten Blick am leichtesten rechtfertigen zu lassen. Goethe hat das Stück da, wo die Haupthandlung zu Ende ist, bei Juliens Tode, mit einem ganz kurzen Monolog Lorenzo's geschlossen. Shakspeare läßt noch mehrere Wächter, sodann den Prinzen mit Gefolge, den Grafen und die Gräfin Capulet mit Begleitung, den Grafen Montague und Andere auftreten und, besonders durch Lorenzo, ihnen den ganzen Zusammenhang der Begebenheit aufklären, wodurch das Stück über den ergreifendsten Moment, über die Katastrophe hinaus noch eine Zeit lang fortgeführt wird. Hierbei erscheint es nun vor Allem bedenklich, daß Lorenzo, Romeo's Diener und des Grafen Page so Vieles wiederholen, was dem Zuschauer durchaus bekannt ist; und dieser Umstand, der unläugbar auf die Stimmung der Zuschauer erkältend einwirken muß, mag wohl vorzugsweise unsern Dichter bestimmt haben, die Scenen nach Julia's Tode ganz wegzulassen. Zelter stimmte seinem Freunde vollkommen bei. „Nach meinem Gefühle," schreibt er (am 14. April), „hatten Sie vollkommen Recht, das Stück zu schließen, wo es aus ist."

brauch der einzelnen Ausdrücke durch hinzugefügte Beispiele und Wendungen näher nachweist. Häufig sind auch etymologische Erörterungen angeknüpft und Hypothesen über Ursprung und Entstehungsweise einzelner Wendungen aufgestellt. Mitunter findet sich wohl in dem Verzeichniß eine Redensart oder ein Wort, das ziemlich allgemein in Deutschland üblich ist und daher nicht in ein Idiotikon gehörte; indeß läßt man sich hier lieber etwas zu viel als zu wenig gefallen. Zu wünschen wäre, daß nun Herr Anton seine Aufmerksamkeit auch den vokalischen und konsonantischen Lauteigenthümlichkeiten und den syntaktischen Unterschieden des Oberlausitzer Dialektes zuwändte und uns darüber in der Weise Mittheilungen machte, wie H. Schütz sie in dem Programm der Siegener Realschule 1845 über das Siegerländer Sprachidiom gegeben hat.

X.

Gedanken über den Charakter der germanischen Welt im Vergleich zur romanischen, nebst einem geschichtlichen Ueberblick bis 1740, von Dr. Moser. Programmabhandlung. Sorau, 1845.

Der Verfasser hat schon gleich in den ersten Zeilen den Schlüssel des ganzen Verhältnisses der germanischen Welt zur romanischen in der Nachricht des Tacitus gefunden, daß zu seiner Zeit ganz Deutschland mit Waldung bedeckt war, in welcher die großen starken Menschen in vereinzelten Hütten lebten. Er bezeichnet jenes Verhältniß als Subjektivität und Objektivität oder als Innerlichkeit und Aeußerlichkeit, und versucht dann dasselbe im Privat- und Staatsleben, Religion, Kunst, Wissenschaft, Sprache und Literatur nachzuweisen. Referent gesteht, daß ihm diese Abhandlung oft gar zu transcendental zu verfahren und häufig den sichern Boden der Geschichte unter den Füßen zu verlieren scheint.

X.

Bemerkungen über den deutschen Unterricht. Programmschrift vom Oberlehrer Dr. Otto. Königsberg, 1845.

Die Abhandlung hat im Ganzen eine vermittelnde Tendenz. Nachdem die beiden Extreme, in welche die gegenwärtigen Ansichten über die Methode des deutschen Unterrichts auseinandergehen, dargelegt worden, sucht der Verfasser das Gute und Wahre aus beiden auszusondern und zu einem Dritten zu verbinden, das sich von den jenen zwei äußersten Richtungen anhaftenden Uebelständen und Gefahren frei halte. Dabei zeigt sich indessen, daß er den Männern, welche das Prinzip der Auctorität festhalten, namentlich Günthern, näher steht, als denen, die mittelst des deutschen Unterrichts dem Schüler frühe zu einer freien geistigen Bewegung verhelfen wollen. Andrerseits läßt er aber auch Hiecke's Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren. Am ausführlichsten verbreitet sich die Abhandlung über die Auswahl und Behandlung der Themata zu deutschen Aufgaben, bei welcher Gelegenheit, gegen Günther, mit guten Gründen nachgewiesen wird, daß die schriftlichen Nach- und Umbildungen keinen vollen Ersatz für die freien Arbeiten bieten können. Auf eine Kritik des Einzelnen kann hier nicht eingegangen werden, da eine solche leicht zum Umfange der angezeigten Abhandlung anschwellen würde. Im Allgemeinen

aber wird Niemand dem Verfasser das Zeugniß versagen können, daß er den Gegenstand reiflich durchdacht, würdig und ernst behandelt und ein Votum über den deutschen Unterricht abgegeben hat, das der Aufmerksamkeit der Lehrer des Deutschen an Gymnasien und Realschulen wohl empfohlen zu werden verdient.

X.

La langue française considérée comme partie d'enseignement de nos collèges. Traité par Erneste Höchsten. (Gym. Coblenz 1845.)

Die vorliegende Schrift bespricht die Behandlung des Unterrichts der französischen Sprache auf Gymnasien, und der Herr Verfasser betrachtet 1) die Methode und 2) den Stoff, welcher in jeder einzelnen Klasse zu behandeln sei. Ganz abgesehen daß strenge Kritiker gegen einzelne Ausdrücke Manches möchten einzuwenden haben, können wir es überhaupt nicht billigen, daß der Herr Verfasser nach dem Vorgange von Becker in Düsseldorf (jetzt Bedburg) und Gillhausen in Aachen eine Abhandlung über Methodik, welche doch für Deutsche bestimmt ist, in französischer Sprache geschrieben. Im Verfolg der Abhandlung, welche sehr viele schöne Stellen enthält, macht man zwar eine Entdeckung, welche den Verfasser in etwa entschuldigen kann. Man kommt nämlich wegen der vielen längeren grammatischen Expositionen zu der Ueberzeugung *), daß Herr H. besonders seine Schüler als Leser berücksichtigte; an andern Stellen und in der eigentlichen Tendenz des Ganzen tritt diese Berücksichtigung vollständig zurück, und wir können deshalb nicht umhin die Ansicht auszusprechen, daß Herr H. bei einem etwas mehr durchgreifenden Principe der Behandlung sich die Sache weit leichter gemacht hätte und zugleich in seiner ganzen Darstellung weit consequenter gewesen wäre. Dessen ungeachtet können wir die Abhandlung nur rühmen und empfehlen, da der Herr Verfasser seiner Theorie zufolge ein tüchtiger Lehrer sein muß und mit Freimüthigkeit die Mängel der höheren Bestimmungen für den franz. Unterricht bespricht. Es fehlt uns hier an Raum, ganz ausführlich auf den Inhalt des Progr. näher einzugehen, wie dasselbe wohl verdiente; wir werden deshalb für jetzt nur einige aphoristische Bemerkungen daran knüpfen. Nach der Ansicht des Verfassers ist die Methode des Unterrichts in den neuern Sprachen auf der Realschule ganz verschieden von der Weise, wie sie auf dem Gymnasio behandelt werden. Allerdings wird der Unterricht auf der Realschule ein anderer sein müssen, aber nicht deshalb, weil (wie der Verfasser implicite andeutet) die Realschule nur materielle Zwecke suchte (die ja auch ohne zugleich formell genutzt zu haben, fast undenkbar sind), sondern nur insofern, als sich eine Verschiedenheit in dem Subjekte und dessen Standpunkte der Bildung nachweisen läßt. Ein anderer Unterschied wird nicht stattfinden, denn auch bei der gut eingerichteten Realschule geht das Bestreben keineswegs dahin, die Schüler abzurichten oder auch nur für einen besonderen Stand vorzubereiten; die Realschule erstrebt die

---

*) Der Verfasser sagt auch am Schluß: Puissent les remarques que — — — être utiles à nos élèves.

Nicht ganz so ungünstig, obwohl auch nicht beifällig, wird sich das Urtheil über die andere, am Anfange des Drama's vorgenommene Abkürzung stellen. Shakspeare eröffnet das Stück mit der Darstellung eines Streits zwischen den beiden Parteien, deren alter Hader Verona's Ruhe stört; und die Dazwischenkunft des Prinzen gibt Veranlassung, den Zustand der Stadt zu schildern. So führt der Dichter zuerst den Hintergrund seines Gemäldes aus, der nun, nachdem er einmal so lebhaft dem Zuschauer vergegenwärtigt worden, im ganzen Verlauf des Stückes seiner Phantasie vorschweben wird. Wir lernen gleich den zitternden, gefahrdrohenden Boden kennen, auf dem das die Macht der Liebe verherrlichende Prachtgebäude aufgeführt werden soll und werden so vornherein in eine tiefstragische Stimmung versetzt. Goethe hat diese Scene gestrichen und die Tragödie mit dem Gesang eines Dieners aus Capulet's Hause begonnen:

Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze dran,
Hell sei das Haus!
Ehret die mächtige
Feier mit Tanz und Schmaus!
Capulet der Prächtige
Richtet sie aus.
u. s. w.

Abgesehen davon, daß dieses an Stellen aus dem zweiten Theil des Faust erinnernde Lied ganz aus dem Tone der Shakspeare'schen Tragödie fällt und zumal sich nicht im Munde eines Shakspeare'schen Bedienten paßt: so ist der Hauptübelstand der, daß uns der Hintergrund des tragischen Bildes, das durch Parteihaß aufgewühlte Verona nicht lebhaft vorgeführt wird. Die Kollision, in welche die Liebe mit diesem Parteihaß kommt, ist ja einer der wichtigsten Konflikte der Dichtung, und so durfte auch neben dem Bilde der Liebe das Gegenbild jenes Hasses nicht fehlen. Goethe hat dies nun auch keineswegs verkannt, und daher das Weggefallene durch spätere Einschiebsel zu ersetzen gesucht. Er läßt schon gleich in der zweiten Scene Romeo im Gespräch mit Benvolio den Zustand Verona's in einigen Versen schildern:

Vermehre nicht die Spannung, die schon lange
Die Häuser Capulet und Montague
Mit eh'rnen Armen auseinander hält,
Erneue nicht den Zwist, der dreimal schon
Aus einem Nichts, aus luft'gem Wort erzeugt,
Den holden Frieden unsrer Stadt zerrüttet.
u. s. w.

Besonders aber hat Goethe zu diesem Zwecke ein Gespräch des Prinzen mit Mercutio auf dem Maskenball bei Capulet (Sc. 8.) hinzugedichtet, worin Mercutio mit gutem Humor die Raufsucht und Schmarrenlust der jungen Veroneser schildert. Allein diese epischen Einschiebsel bilden doch nur einen schwachen Ersatz für das lebenvolle dramatische Gemälde im Anfange des Shakspeare'schen Stückes; sie machen lange nicht den tiefen nachhaltigen Eindruck, wie das leiblich Angeschaute. Was hat nun wohl unsern Dichter bestimmt, jenes lebendige Bild in referirende Expositions-Scenen zu verwandeln? Für untheatralisch konnte er den Shakspeare'schen Anfang nach seiner eigenen Definition des Theatralischen unmöglich halten; denn er erklärt „das für die Augen Symbolische" als das ächt Theatralische. Nun aber stellt ja eben jener einzelne Zusammenstoß der Parteien den gesammten Zustand Verona's symbolisch dar. Es bleibt daher wohl nur die Annahme übrig, daß Goethe durch seine mit den Jahren zunehmende Vorliebe für die Konzentrirung des Drama's auf wenige Personen, wie auf eine beschränkte Zeit und Oertlichkeit zu jener Abänderung geführt worden ist. Er glaubte ohne Zweifel, es müsse die Aufmerksamkeit, die ganze sinnliche und geistige Kraft des Zuschauers zusammengehalten und nicht auf eine breite und reiche Welt äußerlicher Erscheinungen zersplittert werden, damit sie um so ungetheilter sich dem Innerlichen, der Seele der Dichtung zuwenden könne.

Einigen weitern Abkürzungen, die Goethe innerhalb des Stückes vorgenommen, wird man vielleicht weniger seine Zustimmung versagen. So scheint es ganz angemessen, daß in dem Gespräch zwischen der Gräfin Capulet, Julia und der Wärterin (bei Shakspeare I, 3, bei Goethe I, 5) die anstößigen Zweideutigkeiten der Letzten ganz weggeschnitten worden; ob aber darum ihre Rolle so sehr zusammengezogen werden, ob ihr auch die komische Geschwätzigkeit, überhaupt die am meisten charakteristischen Züge genommen werden mußten, ist eine andere Frage. Goethe scheint mir gerade über diesen Charakter und über den des Mercutio am aller befangensten in seinem Urtheil gewesen zu sein. Er meint, durch diese beiden komischen Figuren werde der tragische Gehalt der Dichtung beinahe ganz zerstört. „Betrachtet man," sagt er, „die Oekonomie des Stückes recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren, und was an sie gränzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich werden

müssen." Dies Urtheil zeigt hinlänglich, wie Göthe in seinen spätern Jahren sich in der Abneigung gegen die freiere Shakspeare'sche Form des Drama's einem Extrem näherte, wo er in Gefahr kam, den Werth der unvergleichlichen Werke des großen Briten weit unter Gebühr anzuschlagen. Eine solche „folgenrechte, Uebereinstimmung liebende Denkart" mußte in allen Shakspeare'schen Stücken ohne Ausnahme sich fast auf jedem Schritte verletzt fühlen. Fast überall mischt er ja komische und tragische Elemente; aber was er versteht sich so zu mischen, daß der poetische Gehalt eher gesteigert, als vernichtet, und jedenfalls die ästhetische Wirkung erhöht wird. Seine Tragödien werden dadurch nicht bloß ein treueres Abbild des Menschenschicksals und der Welt, die auch „mit einem Auge lacht, wenn sie mit dem andern weint;" sondern die pathetische Anspannung wird auch gerade so weit gemildert, daß der Zuschauer die zum wahren ästhetischen Genusse erforderliche Gemüthsfreiheit behält.

Besonders auffallend ist die Verkennung von Mercutio's Charakter, die sich in der oben angeführten Stelle ausspricht: „Mercutio ist," wie Heyse *) mit Recht sagt, „eine Gestalt von der großartigsten Komposition. Sein Standpunkt ist die humoristische Weltanschauung, welche alles Endliche auflöst, da es der Idee nicht entspricht und doch den Schein der Selbstständigkeit behauptet. Weil bei einer solchen Weltanschauung selbst das Leben nur einen geringen Werth haben kann (obgleich nicht etwa ein sehnsüchtiges Verlangen, es als eine lästige Bürde abzuwerfen), so ist es natürlich, daß selbst im Momente des Todes der Charakter einer erhabenen Heiterkeit nicht aufgegeben wird. Es ist ferner begreiflich, daß auf diesem Standpunkt von einem Pathos nicht die Rede sein kann, da das Pathos eine Hingebung an ein einziges und ausschließliches Interesse ist, wogegen Mercutio durch seinen Humor vielmehr jedes einseitige Interesse auflöst." Eine nothwendige Folge der Verkennung des humoristischen Charakters in Mercutio war es, daß dessen Erzählung von der Frau Mab unserm Dichter als ein phantastischer Auswuchs erscheinen und daher seinem kritischen Messer fallen mußte. „Und doch ist eben dieses Mährchen," wie Rötscher gewiß mit Recht behauptet, „die Spitze seiner humoristischen Lust. In ihr wirft Mercutio, wie in eine Retorte, den ganzen Umfang aller zeitlichen und endlichen Zwecke,

*) Vorträge über ausgewählte dramatische Dichtungen Shakspeare's, Schiller's und Goethe's (Halberstadt, 1844).

Interessen, Mühen und Sorgen, um sie durch das Feuer seines Humors zu schmelzen. Die Erzählung ist daher eine Art Läuterungsprozeß alles Vergänglichen, mit Ernst verfolgten Mühens und Sorgens, in welchem sich der Mensch in die Eitelkeit des Lebens einhaust, ohne die Nichtigkeit seiner Zwecke und Interessen zu ahnen."

Die bedeutendste Abkürzung, außer den bereits erwähnten, ist die Weglassung der ganzen letzten Hälfte des Shakspeare'schen vierten Aufzuges (von Sc. 4 an). Hier war es ohne Zweifel wieder der grelle Kontrast des Tragischen und Komischen, was dem Gefühl des deutschen Dichters widerstrebte; und in der That bildet auch der heftige Schmerz der Eltern Julia's und des Bräutigams Paris um die Todtgeglaubte mit den Witzen des Bedienten und der Musikanten eine schneidende Disharmonie. Wenn Goethe diese Disharmonie dem deutschen Gefühl und dem Geschmack unserer Zeit für unerträglich hielt, so geben wir ihm nicht ganz Unrecht, obwohl sie, von einem höhern und allgemeinern Standpunkt aus, noch wohl zu rechtfertigen sein möchte.

Indem Goethe aber so bedeutende Partien aus dem Meisterwerk des Briten ausschied, konnte es nicht fehlen, daß an manchen Stellen Lücken entstanden, die er durch eigene Produktion wieder auszufüllen suchen mußte. Hierbei hätte er nun, um seinem Geschäfte ganz gewachsen zu sein, noch die reiche und vielseitige Produktivität, die frische Geistesbeweglichkeit seiner Jugendjahre besitzen müssen, wo er eine Person, der er eine Viertelstunde zugehört hatte, einen Tag lang in ihrer eigenthümlichsten Art und Weise konnte fortreden lassen. Allein, daß dieser reiche Born versiegt war, davon hatte Goethe schon vor Jahren, bei der Bühnenbearbeitung seines Götz (1804), die deutlichsten Beweise gegeben. Er hatte, in jener Zeit schon, nicht einmal den Ton eines eigenen ältern Werkes wieder finden können, und die neugedichteten Scenen mußten auch einem ungeübtern Auge als heterogene Bestandtheile auffallen. Das Letztere findet hier nun in gesteigertem Maße statt, wie der Leser schon aus den oben mitgetheilten Proben erkannt haben wird. Gemahnen uns die einleitenden Verse mit ihren gleitenden Reimen an Partien aus dem zweiten Theil des Faust, so klingt in andern Stellen die gemessene, geziert feierliche Diktion der natürlichen Tochter an, z. B. in der Scene, wo Paris um Julia's Hand wirbt:

Zu solchem Feste ziemt ein festlich Wort.
Was sagt Ihr, edler Herr, zu meinem Werben?

Erlaubt, daß ich's hier feierlich erneue.
Kein Wunder, daß mich Juliens Glanz und Werth,
Der Allen leuchtet, mächtig an sich zieht.
Nicht rasche Neigung ist's, ein ganzes Jahr
Begleitet schon mein Auge diesen Stern.
Zwar von mir selbst bescheid' ich mich zu schweigen,
Denn Werth und Unwerth schätzet Ihr am besten;
Allein des Aeußern darf ich wohl gedenken:
Verwandt bin ich dem Prinzen, jung und reich.

Capulet.

Ein doppeltes Gefühl erreget mir
Die ehrenvolle Werbung, junger Mann.
So geht's dem Vater. Wächst die Tochter auf,
Forscht' er für sie nach einem würd'gen Gatten;
Doch kommt zuletzt der Augenblick, erscheint
Ein Jüngling, werth, sie mit sich heimzuführen:
Dann bebt das Vaterherz und schwanket sorgenvoll.
u. s. w.

Jeder fühlt sogleich, daß Shakspeare's Geist nicht in solchen Worten athmet, und besonders daß Capulet, der derbe, kräftige Alte, nicht so sich ausdrücken konnte. Noch stärker wird man an die natürliche Tochter, und geradezu an bestimmte Stellen derselben erinnert in einer andern neugedichteten Scene (Aufz. 4, Sc. 5), wo Paris Julien selbst den Heirathsantrag macht.

Wir unterlassen es, im Einzelnen die meist glücklich und geschickt gewählten Mittel nachzuweisen, wodurch Goethe das Stück der Einheit des Ortes angenähert hat, um über die veränderte Eintheilung desselben in Aufzüge noch ein paar Worte zu sagen. Hier finden wir nun schon gleich am Schluß des ersten Aufzuges die, wie mich dünkt, beifallswürdige Aenderung, daß das unvergleichlich reizende Gespräch im Garten zwischen Romeo und Julia aus dem zweiten Aufzuge des Shakspeare'schen Stückes an das Ende des ersten Aufzugs verlegt ist. Dadurch scheint mir Goethe einen doppelten Vortheil erreicht zu haben. Einmal schließt jetzt der Akt mit einer der schönsten Scenen des Stückes, die während der Zwischenpause nun im Innern des Zuschauers eine Zeit lang in lieblichen Tönen fortklingen kann. Dann treten dadurch auch die Hauptmassen der Dichtung reiner auseinander; der Herzensbund der Liebenden ist fest entschlossen, der Plan ihrer geheimen Vermählung durch Lorenzo ist entworfen und verabredet. Der zweite Aufzug versetzt uns dann auf einen ganz andern Schauplatz, zu Lorenzo in den Klostergarten, wo sich ein neuer Abschnitt der

Dichtung auch symbolisch durch den Sonnenaufgang, wie durch ein neues Metrum ankündigt:

Der Morgen lächelt froh der Nacht in's Angesicht
Und säumet das Gewölk im Ost mit Streifen Licht.
u. s. w.

Goethe hat aus Shakspeare's drittem Akt die ersten Scenen, den Streit Tybalt's mit Mercutio, den Tod des Letztern und den Fall Tybalt's von Romeo's Hand, der des Prinzen Bannspruch gegen Romeo zur Folge hat, in seinen zweiten Akt herübergenommen, so daß sich in diesem Aufzuge zwei kontrastirende Gruppen gegenüberstellen; die durch Lorenzo im Geheimen vollzogene kirchliche Verbindung, und das Ereigniß, welches den die Neuvermählten trennenden Spruch des Staatsoberhauptes hervorruft. Auf eine ähnliche Weise stehen sich in Goethe's drittem Akt zwei Gruppen gegenüber. Die erste Hälfte stellt die Wirkung der Kunde von Romeo's Verbannung auf Julia, die zweite den Eindruck dieser Nachricht auf Romeo dar. Hierbei ist es wieder als ein glücklicher Umstand anzusehen, daß der in seinen ersten Versen die Tageszeit bezeichnende Monolog Julia's „Hinab du flammenhufiges Gespann u. s. w." gerade an den Anfang des Aktes fällt. Eben so glücklich war der Gedanke, den vierten Aufzug mit der Morgenscene (bei Shakspeare der fünften Scene des dritten Aufzugs), wo Romeo von Julia nach der Brautnacht Abschied nimmt, zu beginnen, so wie auch der Schluß des Aktes durch einen der prägnantesten Momente des Stückes bezeichnet ist, durch den Augenblick, wo Julie den von Lorenzo bereiteten Kräutergeist trinkt mit den Worten:

Ich komme, Romeo, das trink' ich dir.

Weil Goethe Alles, was bei Shakspeare im vierten Akt nach dieser Stelle noch weiter folgt, ganz gestrichen hat, so konnten die Anfänge des fünften Aufzugs bei beiden coincidiren.

Fassen wir das Ergebniß aus dem Gesagten kurz zusammen, so läßt sich nicht verkennen, daß unser Dichter Shakspeare's Werk durch seine Bearbeitung überschaulicher und faßlicher gestaltet, auch dasselbe dem Geschmack und der Empfindungsweise des deutschen Theaterpublikums angenähert hat, aber eben so wenig, daß die Idee des Stückes in seiner Bearbeitung nicht mehr in ihrer vollen Reinheit und Kraft erscheint, daß er aus mehreren Figuren bedeutende, charakteristische Züge weggelöscht und einzelne heterogene Elemente in die Dichtung gebracht hat.

B.

Die Barden und ihre Eistedbfods.

(Ein Beitrag zur altenglischen Literaturgeschichte.)

Zu den ersten Pflegern der Wissenschaft in England gehören die Barden*). Ihre Eistedbfods sind den olympischen Spielen gleichzustellen, und wurden zu Caerwys in Wales abgehalten. Zahlreich fanden sich dieselben dann ein, um den Preis davon zu tragen, der in der Ehre des Sieges bestand. Nicht alle wurden hinzugelassen. Eine fürstliche Kommission bestimmte die Richter, welche ihnen eine lange Probe abzunehmen hatten. Diejenigen, welche man für fähig befand, kamen in bestimmte Klassen, worin ihnen viele Zulassungen zur Uebung ihrer Talente eingeräumt wurden. Eduard I. zeigte sich den Barden sehr abhold; allein die folgenden Fürsten waren sehr auf die Erneuerung und Verbesserung eines Institutes bedacht, welches die Manieren des Volkes leicht mäßigen konnte. Die Richter entschieden sowohl über die Kunst, als auch über den Gegenstand des Gedichtes.

Die Barden standen in großer Berühmtheit unter den celtischen Nationen: Die Germanen fühlten sich in den Schlachten durch ihre Verse, welche in einem tiefen, feierlichen Tone hergesagt wurden, angefeuert (Tacitus); unter den Gaelen besangen sie die Thaten großer Männer, besonders gefallne Helden, wie sich aus Folgendem ergibt:

> Vos quoque qui fortes animas belloque peremtas
> Laudibus in longum vates dimittis in aevum
> Plurima securi fudistis carmina *Bardi*. Lucan.

> You too, ye bards, whom sacred rapture fire
> To chaunt your heroes to your country's lyre,
> Who consecrate in your immortal strain,
> Brave patriot souls in righteous battle slain;
> Securely now the tuneful task renew,
> And noblest themes in deathless songs pursue. Rowe.

---

*) Siehe meine Genesis der engl. Sprache (Leipzig, bei Baumgärtner) S. 2.

Höchst wahrscheinlich waren sie schon während der Zeit des Druidismus gewissen Gesetzen unterworfen, obgleich die Geschichte keinen Beweis dazu liefert. Von Cadwaladr, dem letzten britischen Könige † 688 zu Rom, wird erzählt, daß er bei einer Versammlung mit Edeln seines Reichs, einem Barden den Gesang für immer untersagte, da sein Spiel und Gesang einen unangenehmen Eindruck gemacht habe. Nach Cadwaladr unternahm Bleddyn ach Cynfyn und Gryffydd ach Cynan eine Reform; der erste Zeitgenosse des Erobrers, der zweite König Stephans. Es wurde beschlossen, daß nur diejenigen, welche zu den Eisteddfods zugelassen wurden, dürften in dem Berufe eines Barden bleiben. Auf das Strengste war ihnen untersagt, in keine andere, als die angewiesene Provinz zu gehen; auch durch keine Nebenbeschäftigung sich zu erniedrigen. Keiner von ihnen dürfte über zehn Schilling bei irgend einer vorkommenden Gelegenheit fordern, unter der Strafe, das Ganze zu verlieren und drei Jahre von ihrem Berufe entbunden zu werden.

In späteren Zeiten nahmen sie die Fürsten unter ihren Schutz und Pflege, indem sie ihnen erlaubten, die ihnen zugetheilten Bezirke drei Mal des Jahres zu bereisen: Weihnachten, Ostern und am weißen Sonntag; und zwar ihren ganzen Bezirk einmal in drei Jahren.

Ihre Achtung nahm mit der Zeit sehr zu. Man glaubte, daß sie mit hohen Kräften begabt seien. Sie waren die mündlichen Geschichtschreiber aller vergangenen, und zwar sowohl der öffentlichen, als der Privatbegebenheiten. Sie erzählten die großen Staatsereignisse und bewahrten, gleich den Skalden der nordischen Nationen, das Andenken an zahllose Begebenheiten, welche sonst in Vergessenheit gerathen wären. Auf diese Weise kannten sie auch die Werke der vorzüglichsten Barden: Myrddyn ach Morfryn, Myrddyn Emrys und Taliesin ben Beird. Aber sie besaßen noch eine andere Gabe, welche sie besonders dem Adel theuer machte, und diese bestand darin, daß sie die vollkommnen Geschlechtskundigen waren und der Eitelkeit der Adeligen schmeichelten, indem sie die Thaten der Vorfahren, deren Geschlecht sie bis in die ältesten Zeiten leiteten, besangen. Dafür war ihnen ein gewisser Rang an des Fürsten Hofe, sowie bestimmte Belohnung, Lehen und Schutz gegen Beleidigung zugesagt, wie es die alten Gesetze besagen.

Der Bardd Teulu, oder Hofbarde, nahm den achten Platz an des Fürsten Hofe ein. Die Ländereien, welche er besaß, waren

frei von Abgaben. Der Fürst übergab ihm ein Pferd und ein wollenes Kleid; die Fürstin ein leinenes. An den drei Hauptfesten saß er neben dem Haushofmeister (major domus), der ihm zum Spiel die Harfe zu überreichen hatte. An denselben Festen erhielt er die Disdain's, d. i. die Bewahrung der Haushaltgeräthe als ein Lehen.

Wenn ein Gesang gefordert wurde, so mußte zuerst der Cadeir fardd, oder der Barde, welcher das Ehrenzeichen des Stuhls*) erhalten hatte, auftreten und ein Lobgedicht zu Ehren Gottes singen. Darauf sang ein Andrer eins zur Ehre des Fürsten. Wenn dies vorüber war, so mußte der Teuluwr, oder der Barde der Halle, einen andern Gegenstand besingen.

Verlangte die Fürstin, nachdem sie sich in ihre Zimmer nach Tische zurückgezogen hatte, einen Gesang, so mußte der Teuluwr vor Ihrer Hoheit mit sanfter Stimme singen, damit er nicht die Musikanten in der Halle störe. John Dafydd Rhys sagt, daß der Gegenstand den Tod hätte betreffen müssen. Wotton hingegen behauptet, daß nicht der Tod (angau), sondern ein anderer Gegenstand als der schon besungene (amgen) zur Aufgabe für den Gesang gefordert worden sei.

Ging der Barde mit des Fürsten Dienern auf einen Raubzug und sang vor ihm seine begeisternde Dichtung, so gab man ihm die beste Färse von der Beute. Stellte sich die Kriegsmannschaft in Schlachtordnung, so war er verpflichtet, an ihrer Spitze das Lob des britischen Königreichs zu besingen, um sie an ihr Anrecht und an das ganze Königreich zu erinnern. Die Fürstin überreichte ihm einen goldnen Ring. Seine Wohnung wurde ihm beim Haushofmeister überwiesen. Wenn er aufgefordert war, mit andern Barden zu singen, erhielt er zur Auszeichnung eine doppelte Belohnung.

Wenn der Barde um eine Gunst bei dem Fürsten bat, so mußte er eins von seinen Gedichten singen; wenn er einen Edelmann um solches bat, drei; und wenn er eine gemeine Person ansprach, hatte er so lange zu singen, bis er sich auf seinen Ellenbogen stützen mußte, oder in Schlaf verfiel. Wahrscheinlich fielen sie Andern oft beschwerlich, weßhalb sie eines solchen Zaums bedurften. Dennoch standen sie in hoher Achtung. Ihr Gwerth**),

*) In früherer Zeit galt es als besondere Auszeichnung, Jemand einen mit einer Lehne versehenen Stuhl anzubieten.

**) Wotton, Leges Wallicae, 37.

oder die Kost für ihren Unterhalt, wurde auf 126 Kühe, und eine ihnen angethane Beleidigung auf sechs Kühe und 126 Pence abgeschätzt.

Das Brautgeld (Merch-Gobr) seiner Tochter betrug 120 Pence; ihr Hochzeitsgeschenk (cowyll, argyffreu) 30 Schilling; und ihre Mitgift drei Pfund. Es ist merkwürdig, daß der Pencerdd Gwlad, oder der Vorsteher der Fakultät, zu dem Brautgelde der Töchter aller Untergeordneten der Gesellschaft in dem Distrikte berechtigt war, welche 24 Pence bei ihrer Heirath zahlten.

Der Pencerdd gehörte nicht zu den Hofbeamten; nahm jedoch vorkommenden Falls den zehnten Rang ein. Auch er hatte sein Land frei, mußte aber mehr singen als der Hofbarde. Nur mit seiner Erlaubniß durfte gesungen werden. Seine Ermordung bestrafte man mit 126 Kühen; eine ihm angethane Beleidigung mit sechs Kühen und 126 Pence. Jeder der Hauptbarden mußte von seinem Herrn, und zwar der erste eine Harfe, der zweite eine Leier (crwth), der dritte eine Pfeiffe erhalten, welche Gegenstände nach ihrem Tode zurückgegeben werden mußten. Des Fürsten Harfe schätzte man auf 120 Pence; die des Pencerdd eben so hoch; die eines Gentleman's auf 60 Pence.

Eine Kommission zur Abhaltung eines Eisteddfods zu Caerwys im Jahr 1568 war noch im Besitz einer silbernen Harfe, die jedes Mal der Vorsteher der Barden in Gebrauch nahm. Dieses Ehrenzeichen war mit neun Saiten (nach der Zahl der Musen) bezogen. Diese Kommission ist die Letzte gewesen, welche verstattet wurde. Folgender Brief von der Königin Elisabeth schreibt die Ordnung vor; und ich setze ihn im Originaltexte her, da er die englische Sprache damaliger Zeit zugleich charakterisirt.

Ellizabeth, by the grace of God, of England, Fraunce, and Ireland Quene, defendor of the fayth, etc. to our trustie and ryght wel beloved S[r] Richard Bulkley knight, Sir Rees Gruffith knight, Ellice Price esquio[r], Doctor in cyvill lawe, and one of our counsail in our marches of Wales, William Mostyn, Jevan Lloyd of Yale, Ihn Salusbury of Ruge, Rees Thomos, Maurice Wynne, Will[m] Lewis, Peres Mostyn, Owen Ihn ap Ho[ll] Vaughan, John Will[m] ap John, John Lewis Owen, Moris Gruffyth, Symound Thelvall, Ellice ap W[m] Lloyd, Rob[t] Puleston, Harry Aparry, William Glynne, and Rees Hughes, esquio[rs], and to every of them, greating. Wheras it is come to the knowledge of the lorde president and other o[r] said counsail in o[r] marches of

Wales, that vagraunt and idle psons, naming themselfs mynstrells, rithmors, and barthes, are lately growen into such an intollerable multitude w^th^in the principalitee of Northwales, that not only gentlemen and others, by theire shameles disorders, are oftentimes disquieted in theire habitacons; but also thexpert mynstrells and mucisions in tonne and contry therby much discouraged to travail in thexercise and practize of theire knowledge; and also not a litle hyndred in theire lyvings and pferm^ts^. The reformacon wherof, and the putting of these people in ord^r^, the said lorde president & counsail have thought verey necessarye, and knowing you to be men both of wysdome and upright dealing, and also of experience and good knowledge in the scyence, have apointed and authorized you to be comissioners for that purpose. And forasmuch as o^r^ said counsail of late, travayling in some pte of the said principalitee, had pfect understanding or credible report, that thaccustomed place for thexecucon of the like comssyon, hath bene hertofore at Caroyes in our countie of Fflynt; and that William Mostyn esquio^r^, and his ancest^rs^ have had the gyfte and bestowing of the sylver harpe apptayning to the cheff of that facultie, and that a yeares warning at the least hath bene accustomed to be geaven of thassembly and execucon of the like commissyon. Our said counsail have, therfore, apoynted thexecucon of this commissyon to be at the said towne of Caroyes, the Monday next aft^r^ the feast of the blessed Trynitee, wch shall be in the yeare of o^r^ Lorde God 1568.

And therfore we require and comand you, by the aucthoritee of these psents, not only to cause open pclamacons to be made in all ffayo^rs^, m^r^ketts, townes, and other places of assembly w^th^in our counties of Anglize, Carn^r^von, Meyryonneth, Denbigh, and Fflynt, that all and ev^ry^ pson and psons that entend to maynteigne theire lyvings by name or color of mynstrels, rithmrs, or barthes, wthin the Talaith of Aberflowe, comphending the said fyve shires, shal be and appeare before you the said daye and place, to shewe their learnings accordingly: but also that you, XX^tie^, XIX^en^, XVIII^en^, XVII^en^, XVI^en^, XV^en^, XIIII^en^, XIII^en^, XIIe, XI^n^, X^en^, IX, VIII, VII, or VI of you whereof youe, Sr Richard Bulkley, Sr Rees Gruffith, Ellice Price, and Wm Mostyn, Esquio^rs^, or III or II of you, to be of the nomb^r^ to repayre to the said place the daye aforsaid, and calling to you such expert men in the said facultie of the

Welshe musick, as to you shall be thought convenient to pceade to thexecuc̄on of the pmisss, and to admytt such and so many as by your wisdomes and Knowledges you shall fynde worthy into and undr the degrees heretofore in semblable sort, to use exercise and folowe the scyences and facultes of theire pfessyons in such decent ordr as shall apptaigne to eche of theire degrees, and as yor discrec̄ons and wisdomes shall pscribe unto them, geaving straight monyc̄ons and comaundm in or name and on or behalf to the rest not worthy that they returne to some honest labor and due exercise, such as they be most apte unto for mayntenaunce of their lyvings, upon paine to be taken as sturdy and idle vacaboundes' and to be used according to the lawes and statutes pvided in that behalf, letting you wyth or said counsaill look for advertisemt by due certificatt at your handes of yor doings in thexecuc̄ons of the said pmisss. For seeing in any wise that upon the said assembly the peas and good order be observed and kept accordingly, assertayning you that the said Willm Mostyn hath pmised to see furnyture and things necessary pvided for that assembly at the place aforsaid. Geven under or signet at or citie of Chester the XXIIIth of October, the nynth yeare of or raigne.

Signed her Hignes counsaill, in the
mrches of Wales.

Den 26. Mai wurde denn ein Eisteddfod abgehalten, wobei ernannt wurden: Vier zu Hauptbarden, sieben für die erste, drei für die zweite Klasse, und drei zu Novizen in der Vokalmusik; für die Musik auf der Harfe: Drei als Hauptbarden und Lehrer, fünf als Hauptbarden (durften jedoch nicht lehren), vier für die erste Klasse, fünf für die zweite, und drei als Novizen; für die Musik auf der Leier (crwth, Crott): zwei als Hauptbarden und Lehrer, vier als Hauptbarden (durften nicht lehren), einer für die erste, sieben für die zweite Klasse, und vier Novizen.

Es muß bemerkt werden, daß Spieler auf der Leier mit drei Saiten, Trommelschläger und Pfeiffer zu den unedlen Spielleuten gehörten. Sie erhielten daher nicht die Erlaubniß sich niederzusetzen und bekamen nur einen Pfennig für ihre Bemühung.

In dem Folgenden wollen wir die verschiedenen Grade näher angeben, deren vier bei den Dichtern und fünf bei den Musikern unterschieden wurden.

Zur niedrigsten Klasse, welche eigentlich die Kandidaten oder die zu Prüfenden umfaßte, gehörte der sogenannte „niedrigste

Schüler" (Y Dysybl Yspâs), und hatte die Verpflichtung, die Zusammenziehung von fünf Arten Englyns zu verstehen, und diese bei einem Pencerdd zusammenzusetzen, der dann auf sein Gewissen erklären mußte, daß der Geprüfte ein wirklich dichterisches Genie besaß. Darauf wurde ein solcher

Dyscybl Dyscyblaidd, Discipulus disciplinabilis. Jetzt erhielt er einen Rang, aber er mußte 12 verschiedene Versarten verstehen und zu jeder einen Beweis durch eigne Dichtung liefern. Erreichte er in drei Jahren nicht den nächsten Grad, so wurde er degradirt. Hatte er Glück, so trat er in den Grad eines

Dyscybl Penceirddiaidd, oder Kandidat des Grades eines Pencerdd, wo er die Eigenthümlichkeit der Ausdrücke und die verschiedenen Versmaße verstehen und in 21 Versarten dichten mußte. Kam er in drei Jahren nicht dahin, daß er durch sein eignes Verdienst den nächsten Grad erlangte, so fiel er in den Rang des Vorigen zurück. Im andern Falle wurde er

Penbardd oder *Pencerdd*, d. h. Haupt des Ranges. Gehörte er diesem Range an, so mußte er in jedem Theile seiner Kunst vollkommen sein. Er erhielt dann den Orden der silbernen Harfe oder den einer goldenen oder silbernen Kette, welche er auf seiner Schulter trug. Mit größter Feierlichkeit setzte man ihn auf einen prächtigen Stuhl, der einen Theil der Ausstattung (furnyture) ausmachte, welche im Patente erwähnt ist. Darauf erhielt er seinen Grad und bekam den ehrenvollen Namen eines Cadeirfardd, auch Bardd cadeiriawg.

Hinsichtlich der Instrumentalmusik fanden fünf Grade statt, welche von der andern Fakultät sich nur in den beiden untersten unterschieden: 1) Der Dyscybl yspas heb rădd, oder gradlos; 2) Dyscybl yspas graddawl, oder im Grade stehend; 3) Dyscybl dyscyblaidd; 4) Dyscybl penceirddiaidd; 5) Pencerdd. Diese, gleich den andern, wurden nach ihren respektiven Verdiensten in ihren Wissenschaften aufgenommen. Nur ein Pencerdd durfte lehren.

Es hatten die so berechtigten Pencerdds die Erlaubniß, unter gewissen Beschränkungen zu singen oder zu spielen. Nach den Gesetzen der Fürsten wurde besondere Rücksicht auf ihre Sitten genommen: Sie durften weder Zänker, noch Vagabonden, noch Bierhausbesucher, noch Säufer, keine Schreier, keine whore-hunters, noch Diebe, noch Gesellschafter solcher Leute sein. Ließen sie es in solchen Stücken an sich fehlen, so berechtigte Jedermann das Gesetz, einen Beamten abzugeben, sie gefangen zu nehmen und zu

bestrafen, ja selbst Alles von ihnen zu nehmen, was sie bei sich hatten.

Sie durften skandalöse Worte weder in öffentlichen noch in Privatgesprächen gebrauchen. Witzeleien, Verkleinerung Anderer, Lügen, oder deren Verbreitung, war ihnen unter Verpönung von Geld oder Einsperrung verboten. Auch durften sie Niemand ohne seine Erlaubniß besingen, noch in irgend Jemandes Haus eintreten, wenn sie nicht erst Erlaubniß eingeholt hatten.

Jeder Penbard oder Pencerdd konnte für eine gewisse Zeit Schüler aufnehmen, doch nie mehr als Einen zu einer Zeit. Jeder mußte die Fastenzeit bei seinem Lehrer zubringen, wenn er nicht seinen Grad verlieren wollte; es sei denn, daß er durch Krankheit oder Gefängniß daran verhindert wurde. Er mußte jede Dichtung seinem Lehrer zeigen, ehe er sie öffentlich absingen durfte. Da, wo bereits die cler y dom, d. i. Bänkelsänger und Musikanten ihrem Berufe nachgingen, durften sie nicht hin. Sie hatten die Verpflichtung, einen Monat vor jedem Feste ihre Reisewege resp. Lehrer anzugeben, damit sich nicht zu Viele an einem Ort versammeln möchten. Einen Mann, welcher jährlich 10 Pfund Abgaben bezahlte, konnte nur Einer besuchen; wer 20 Pfund abgab, konnte von Zweien besucht werden rc. Jeder Lehrer hatte die Verpflichtung, eine Abschrift dieser Vorschriften bei sich zu haben, um sie seinen Zöglingen zu zeigen und einzuprägen, wenn sie in der Fastenzeit zu ihm kamen, um unterrichtet zu werden.

In dem Hause, in welches sie zur Zeit der Kirmeß kamen, mußten sie bleiben, so lange das Fest währte; es sei denn, daß der Hauswirth es gestattete, oder daß sie von einem Andern eingeladen würden. Wanderten sie von Haus zu Haus, so nahm man an, daß sie Vagabonden wären, und sie verloren ihre clera (ihren Bezirk). Wenn sie sich berauschten, ging ihnen ihre Besoldung verloren; und wenn sie violated the chastity of wife or maid, traf sie Geld- und Gefängnißstrafe und sie verloren sieben Jahr ihre clera.

Ihre Besoldungen waren festgestellt. Ein Dyscybl dyscyblaidd erhielt für den Vortrag eines Stückes 3 s. 4 d. Ein Dyscybl Penceirddiadd erhielt dafür 6 s. 9 d. Sein Lehrer, der Pencerdd, erhielt nicht mehr; doch schenkte ihm der Hauswirth gewöhnlich ein Kleid oder etwas Aehnliches. Die Minstrels erhielten dieselben Belohnungen; ein Dyscybl yspas graddawl nur 1 s. an jedem der Hauptfeste; ein Dyscybl Dyscyblaidd zu derselben Zeit 2 s. und ein Dyscybl penceirddiadd 3 s. 4 d. Der Pencerdd

der Minstrels erhielt einzelne Geschenke, sowie von jedem ganzen Acker seines Distriktes 1 Pfennig.

Der Pennbardd und Penncerdd besuchten bei ihren Umgängen nur die Häuser der Adeligen. Wenn sie in die Häuser gemeiner Leute gingen, sah man dies als Erniedrigung an, und sie konnten bei ihnen nur die Belohnung eines gewöhnlichen Spielmannes (clerwr) beanspruchen, zu dessen Amt es gehörte, die Häuser gemeiner Leute zu besuchen.

Zu den Letztern zählte man Personen, die an irgend einer Körperschwäche litten, Lahme, Blinde, aber auch die niedrigsten Klassen der Barden.

Keine öffentliche Feierlichkeit, kein großes Fest, keine Hochzeit konnte ohne die Anwesenheit der Barden gehörig gefeiert werden. Ein ehrenvoller Wetteifer entstand unter ihnen, und für den Würdigsten wurden Belohnungen ausgesetzt. Im Jahr 1176 stellte der Lord Rhys, Fürst von Südwales, ein großes Fest um Weihnachten an, weil er sein neues Schloß zu Aberteifi vollendet hatte. Jahr und Tag vorher ließ er dies in ganz Britannien bekannt machen. Groß war der Zufluß von Fremden, und sie fanden eine adelige Bewirthung, so daß Niemand unzufrieden abreiste. Alle Barden von Wales trafen ein. Auf den Stühlen sitzend, welche in der Halle für sie besorgt waren, begannen sie ihren Wettgesang: Den Barden von Nordwales wurde der Preis zuerkannt. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Hofrichter (Brawdwr Llys), ein Beamter des fünften Ranges, laut den Sieger, und erhielt von dem Barden als Gegengeschenk ein mächtiges Trinkhorn, verfertigt aus dem Horn eines Ochsen, einen goldnen Ring und das Kissen, auf welchem dieser auf seinem Stuhle saß.

Die Barden dieser Zeit begleiteten oft ihren Gesang mit der Harfe, wie sie es von alter Zeit gewohnt waren. Außer ihnen werden eine untergeordnete Art genannt: Datceiniad, welche die musikalischen Instrumente Anderer mit ihrem Gesange begleiteten. Ein Solcher stand sowohl unter dem Barden, wie unter dem Minstrel. Er mußte verstehen, eine Harfe und eine Leier zu stimmen; mußte seine Kenntniß im Spielen verschiedener Noten und Schlüssel zeigen; vollkommen erfahren sein in 24 Versmaßen des Instrumentalgesanges und mit Verstand und Melodie singen. Richtiges Lesen und korrekte Schrift war Haupterforderniß. Traf er einen falschgeschriebenen Gesang, so hatte er ihn zu verbessern, was nicht ohne E i n f l u ß auf die A u s b i l d u n g der S p r a c h e geblieben ist. Er mußte eine Harfe oder

eine Leier in einem weißen Futteral bei sich führen. Bei Tische übertrug man ihm das Vorschneiden und bei Hochzeiten die Aufwartung der Braut.

Bei dieser Gelegenheit gedenke ich zugleich noch einer Sitte. Nach ihren Hochzeitfesten setzte sich ein Pencerdd auf einen Stuhl, und ringsum standen die Barden, welche ihn zum Gegenstande fröhlicher Dichtungen nahmen. Stillschweigend mußte er zuhören, und erst am folgenden Tage die in der Halle Versammelten auf Unkosten der niedern Barden belustigen.

Ich beschließe diesen Aufsatz mit einer Beschreibung des poetischen Genius der Welschen von Michael Drayton:

'Mongst whom, some there were bards, that in their sacred rage
Recorded the descents and acts of every age:
Some with their nimble joints that struck the warbling string,
In fingerring some unskill'd, but us'd to sing
To others harp; of which you both might find
Great plenty, and of both excelling in their kind,
That as the *Stetkon* oft obtain'd a victor's praise;
Had won the silver harp, and worn *Apollo's* bays:
Whose verses they deduc'd from those first golden times,
Of sundry sorts of feet, and sundry suits of rhimes.
In *Englins* some there were, that in their subject strain;
Some makers that again affect a loftier vein,
Rehearse their high conceits in *cowyths;* other some
In *owdells* theirs express, as matter haps to come.
So varying still their moods, observing yet in all
Their quantities, their rests, their ceasures metrical;
For, to that sacred art they most themselves apply;
Addicted from their birth to so much poesy,
That in the mountains, those who scarce have seen a book
Most skilfully will make, as though from art they took.

Halle.

Maennel.

Histoire du noble et très-vaillant roy Alexandre-le-Grand,

jadis roy et seigneur de tout le monde, avec les grandes prouesces qu'il a faites en son temps. (Paris chez Bonfonds, sans date.)

Nachdem nun durch die von den Freunden mittelalterlicher Literatur lang erwünschte Veröffentlichung der Alexandreïs des Lambert li Cors oder li Tors *) eine Vergleichung desselben mit dem deutschen Alexanderliede Lamberts gestattet ist, liegt es zu Tage, wie unabhängig von einander beide Werke dastehn, und daß sie nichts als die Quelle der Sagen, aus der die Dichter schöpften, gemein haben. Es möchte daher nicht ohne Interesse sein, ein anderes Werk der ältern französischen Literatur genauer zu betrachten, welches in der Behandlung derselben Sagen dem deutschen Gedichte häufig näher steht, als jenes Epos des 13. Jahrhunderts. Dieses Werk ist ein in Prosa verfaßter Roman über das Leben Alexanders, welcher sich aus den im Pseudo-Kallisthenes enthaltenen Sagen hervorgebildet zu haben und bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst ein beliebtes Volksbuch geworden zu sein scheint. Es befinden sich zwei verschiedene Ausgaben desselben, beide aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aber ohne Jahreszahl gedruckt in der Sammlung alter Drucke der königl. Bibliothek zu Paris. Als der Berichterstatter sich im Jahre 1838 beide zur Einsicht ausbat, konnte nur eins derselben gefunden werden; das andere soll wörtlich mit demselben übereinstimmen.

---

*) Li Romans d'Alixandre par Lambert li Tors et Alexandre de Bernay. Nach Handschriften der königl. Büchersammlung zu Paris herausgegeben von Heinrich Michelant. Stuttgart 1846.

Das Folgende ist eine genaue Inhaltsangabe dieses mit groben Holzschnitten gezierten Volksbuches.

Die Einleitung, welche sich das Ansehn gibt, die älteste Geschichte Macedoniens zu erzählen, enthält folgende Angaben:

Macedonien hieß in den ältesten Zeiten Maty, und wurde nach Macedonicon, einem Enkel Deukalions, Macedonien genannt. Die Grenzen des Reichs gingen im Orient bis zu der Gegend, die man Parma nennt. Könige des Landes waren: Thelegon, Vater des Helden Desteron, der im trojanischen Kriege kämpfte; ferner Opius, während dessen Regierung der König Darans, durch einen Orakelspruch aufgeregt, einen Eroberungszug in das Land machte. Später regierte Buidimus, diesem folgte Pardeleon, der im Sterben erklärte, daß er Argeolon geheißen habe. Sein Sohn war Philipp, der jung starb und die Herrschaft Europas seinem Sohn Alirander hinterließ. Es gab damals einen Krieg gegen die Völker von Frace und Heleric. Das Volk von Heleric erneute seinen Angriff auf die Macedonier, da es hörte, daß diese ein Kind zum Könige hätten. Zuerst hatte es guten Erfolg, dann aber wurde es geschlagen, da die Macedonier den kleinen Alirander aus der Wiege nahmen und ihn mit sich in das Treffen führten. Nach diesem Alirander herrschte Philipp Amycas, berühmt durch seine und seines Sohnes Alirander Tapferkeit. Nachdem dieser alle Feinde seines Landes besiegt hatte, folgte ihm sein Sohn Alirander, und darauf kam die Regierung an Amycas, Enkel des Menelay. Dieser hatte mit seiner Gattin Eurydice drei Söhne: Alirander, Pardelion und Philipp, welcher letztere Vater Aliranders des Großen ist. Der junge Alirander brachte drei Jahre in Theben zu, wo er sich für die noble chevalerie ausbildete. Dieses erzählt Passavimus, der ein Kaiser und weiser Philosoph war. Als Philipp sah, daß er nicht allen seinen Feinden widerstehn könne, verglich er sich mit einigen und bekriegte die andern, besonders die Athener. Nachdem er diese durch Gewalt und List überwältigt hatte, gab er ihnen, ohne Lösegeld zu fordern, ihre Freiheit wieder. Dann ging er gegen das Volk von Syre und nahm die Stadt Barisien. Nachdem er viele Siege errungen hatte, heirathete er die Olimpias, Tochter des Königs Neptalin von Melosien. Dieses geschah auf den Rath des Sarraba, Onkel der Olimpias, der durch diese Verbindung Herrschaft über Länder zu gewinnen strebte. Nachdem Philipp die Athener und die Arcassessers unter dem Könige Aruste unterworfen hatte, starb er im Auslande. Solches erzählt Orosius.

Hier erst wird mit folgenden Worten die Geschichte Alexanders eingeleitet: Bruce ein Jakobiner-Mönch, „qui chercha toutes les histoires du monde," sagt, Nektanabus, König von Aegypten, habe in Gestalt eines Drachen*) mit Olimpias den Alexander gezeugt.

Die Geschichte Alexanders beginnt erst im 2. Kapitel, welches folgende Ueberschrift führt: Cy commence le livre du bon roy Alixandre, qui fut filz de Nectanabus qui jadis fut roy Degypte et de la Reyne Olimpias qui estoit femme a Philippe roy de Macedone, lequel roy Alixandre conquist tout le monde, comme vous pourrez veoir et ouyr cy apres.

Nektanabus, König von Aegypten, da ihm der Krieg von Seiten des Arcassessers, Königs der Perser, angesagt war, benutzt seine Seherkünste, um den Ausgang des Krieges zu erfahren, und da er bemerkte, daß dieser ungünstig für die Aegypter und glücklich für die Perser sein würde, so entfloh er, nachdem sein Barbier, Philipp, ihm Kopf und Bart zugestutzt hatte, heimlich mit allen Erforderniſſen eines Zauberers. Die Aegypter, da sie ihren König vermissen, versammeln sich und sind, wenigstens zum Theil, geneigt, sich einen andern Herrn, der sie gegen den Feind beschützen könne, zu erwählen; da verkündet ihnen ein Seraphim, Nektanabus habe aus Furcht vor Arcassessers sein Land verlassen und werde in verjüngter Gestalt in dasselbe zurückkehren. Sobald die Aegypter dieses gehört hatten, ließen sie dem Nektanabus zu Ehren ein Bild von schwarzem Marmor verfertigen, an dessen Fuß sie die Worte des Seraphims setzten. Darauf ernannten sie einen Ritter, Pararabrion, der eine Versammlung halten sollte, in der durch Berathung ein Entschluß über das, was zu thun sei, gefaßt würde. In einer Rede erklärt er, es sei der Wille Gottes, sie eine Zeit ohne rechtmäßigen Herrn zu lassen; sie wollten daher dem Nektanabus treu bleiben, sich aber für die Zeit seiner Abwesenheit dem Perserkönig unterwerfen. Zu diesem Zwecke wurde an diesen eine Gesandtschaft geschickt, die ihm die Schlüssel der Festungen übergab. Er nahm sie an, legte Besatzungen in ihre Städte, setzte seine Burgvögte und Pächter (chastlains et baillifz) ein und kehrte nach Persien zurück.

Indessen war Nektanabus nach Macedonien gereist, wo er die Olimpias allein traf, da Philipp auf einem Feldzuge begriffen

*) Man hat schon im Mittelalter das Griechische δράκων, die Schlange, durch Drachen übersetzt.

war. Durch viele Beweise seiner Wahrsagekunst erwarb er sich in dem Grade ihre Gunst, daß sie ihm in ihrem Palaste ein Lager bereiten ließ. In Gestalt eines Drachens verwandelt erzeugte er hier mit derselben den Alexander; aber er trug Sorge, daß zu derselben Zeit Philipp einen Traum hatte, der ihm verkündete, daß seine Gattin von Jupiter Ammon geschwängert sei und einen Held gebären werde, der große Siege im Morgenland erkämpfen würde.

Nachdem Philipp jetzt glücklich gegen seine Feinde gekämpft hatte, kehrte er in die Heimath zurück, und da seine Gattin ihm entgegenzog, erkannte er ihren Zustand; aber er zürnte ihr nicht, sondern erklärte ihr, daß sie von einem Gotte gelitten, was sie gelitten habe.

Bald darauf, nach manchem geschehenen Wunder und nach Erscheinung desselben Drachens, den auch Philipp im Traume gesehen hatte, gebar sie unter Donner, Blitz und Hagel und indem die Nacht einzutreten zögerte und länger dauerte als gewöhnliche Nächte, einen Knaben. Philipp aber erklärte, das er ihn aufziehn wolle wie seinen Sohn und daß er mit Namen Alixander heißen solle, so wie der Sohn, den er mit einer andern Gattin hätte. Alixander aber glich weder seinem Vater, noch seiner Mutter, sondern seine Haare waren wie die eines Löwen, seine Augen waren groß, glänzend und eins verschieden von dem andern, denn das eine war schwarz, das andere grün, und ihr Blick war scharf wie der eines Löwen.

Als Alixander alt genug war, um seine Studien zu beginnen, gab der König ihm andere Kinder zu Genossen, die er bald in allen Dingen, in Kenntnissen, in der Rede, wie in Gewandtheit und Kraft des Körpers übertraf, so daß, als er erst zwölf Jahr alt war, er schon von Aristoteles die sieben Künste erlernte. In allen Dingen freute sich sein Vater, Philipp, über ihn; nur das betrübte ihn, daß er ihm nicht ähnlich sähe. Olimpias, die diesen Grund seines Kummers erkannte, theilte ihn dem Nektanabus mit, der ihn dem Einflusse eines Sterns zuschrieb und dem Alixander, auf dessen Bitte, versprach, ihm denselben während der Nacht zu zeigen. Zu diesem Zwecke gingen sie zusammen aus der Stadt; aber während Nektanabus dem jungen Alixander mehrere Gestirne erklärt, stößt dieser ihn in einen Graben, indem er ihm zuruft: „Greis, so mußt du sterben, weil es dir nicht genügt, die irdischen Dinge zu wissen, sondern du auch die himmlischen Geheimnisse beurtheilen willst, in die sich kein Sterblicher mischen soll."

Nektanabus stirbt, indem er sich auf seine eigne Weissagung beruft, daß er durch seinen eignen Sohn umkommen mußte und Alixander für seinen Sohn erklärt. Hierauf trägt Alixander den Leichnam des Nektanabus in den Palast, wo Olimpias gleichfalls den Verstorbenen für den Vater ihres Sohnes erklärt, der ihr jetzt, weil sie ihm die Wahrheit bisher verborgen habe, die Schuld des Mordes beimißt. Olimpias sorgt für ein ehrenvolles Begräbniß des Nektanabus.

Philipp bietet jetzt seinem Sohn an, ihn zum Ritter zu schlagen, welches dieser mit Freuden annimmt. Zu dieser Feierlichkeit werden viele Ritter und Edelleute und manche seiner Altersgenossen eingeladen, und alle beeiferten sich, Alixander, dessen künftige Größe sie erkannten, Ehre zu erweisen.

Nach einiger Zeit schickte ein Fürst von Capadozien dem König Philipp zum Geschenk ein wildes Pferd von großer Güte; es hieß Bucifal und war überall mit eisernen Ketten gebunden, denn sonst hätte es alle Menschen gefressen, die es erreichen konnte, und auf dem Kopfe hatte es Hörner.

Der Bucifal wurde eingeschlossen und es wurden ihm die zum Tode verurtheilten Verbrecher vorgeworfen, die er tödtete und verzehrte. Einst trat Alixander an seinen Käfig hinan, steckte seinen Arm durch das Gitter desselben und ergriff das Pferd bei den Hörnern. Dieses setzte sich nicht gegen ihn zur Wehr, sondern streckte den Hals vor, beugte die Knie und neigte sich vor ihm, indem es ihn anblickte. Da öffnete Alixander den Käfig, setzte sich auf das Pferd und ritt an Philipps Hof. Philipp, indem er ihn erblickte, erklärte sogleich, daß Alixander sein Nachfolger sein würde; denn eine Stimme im Traum hatte ihm verkündet, daß derjenige, der den Bucifal ritte, ihm in der Regierung folgen würde. „Wenn dem so ist," sagte Alixander, „so gib mir Pferde und Leute, mit denen ich künftig dein Reich vertheidigen kann." Der König Philipp antwortete ihm: Nimm mein Pferd Bucifal und vierzigtausend goldne Spangen (cercles d'or) und nimm von meinen Leuten diejenigen, die du willst.

Zu dieser Zeit entstand ein Zwist zwischen Philipp von Macedonien und Nikolas, dem Könige der Ovidier, der einen Tribut von Philipp verlangte und behauptete, daß er einen Theil seiner Länder von ihm zum Lehn habe. Gewähre er ihm nicht, was ihm gebühre, so würde er ihn mit Krieg überziehen. Als Alixander dieses erfuhr, erbat er sich von seinem Vater die Erlaubniß, diese Angelegenheit zu beenden; zu diesem Zwecke zog er mit

seinem Freunde, dem Philosophen Ephestion, dem Nikolas entgegen und suchte ihn zu einem Vertrage zu bewegen; als dieser aber sich nicht nachgiebig zeigte und seine Vermittelung verschmähte, so wurde ein Tag zur Schlacht bestimmt und beide Theile rüsteten ihre Heere. Am Morgen begann der Kampf und dauerte mit der größten Heftigkeit bis zum Mittag, wo Alixander auf den Nikolas stieß, ihn tödtete, sein Heer in die Flucht schlug und sich seiner Krone bemächtigte. Am Tage seiner Rückkehr feierte Philipp das Fest seiner Vermählung mit einer neuen Gemahlin, Caliopater, nachdem er die Olimpias verschmäht hatte. Alixander überreichte ihm die Zeichen seines ersten Sieges, aber mit Vorwürfen über die Behandlung seiner Mutter. Da erklärte Lycas, der König würde mit Caliopater einen Sohn zeugen, der ihm ähnlich sein und nach ihm regieren würde. Als Alixander dieses hörte, ergrimmte er und warf mit einer Lanze gegen den Lycas, daß er todt niederfiel. Bei diesem Anblick zog Philipp sein Schwerdt, um seinen Sohn damit zu treffen; aber indem er auf ihn zustürzen wollte fiel er nieder und das Schwert flog aus seinen Händen. Durch diesen Vorfall war die Hochzeit gestört und Philipp mußte sich krank zu Bett legen. Wenige Tage darauf begab sich Alixander zu ihm und sprach: „Philipp, das Gesetz will nicht, daß ich dich bei deinem Namen nenne, daher spreche ich nicht zu dir wie ein Sohn zum Vater, sondern wie ein Freund: laß Gerechtigkeit deiner Gattin widerfahren, gegen die du schlecht gehandelt hast und zürne nicht über den Tod des Lycas, denn ich habe wohlgethan, ihn zu tödten, da es ihm nicht gebührte, solche Worte vor mir zu reden.“ Da er dies gesagt hatte, fingen beide an zu weinen. Alixander ging zur Olimpias und führte sie dem Philipp zu, und als dieser sie sah, umarmte er sie und versöhnte sich mit ihr.

Bald darauf kamen die Gesandten des Königs der Perser zum Philipp und verlangten von ihm den herkömmlichen Tribut; aber als Alixander sie sah, sagte er: geht und sagt euerm Kaiser, daß, da Philipp keinen Sohn hatte, seine Henne Eier legte; nun aber habe er einen Sohn, darum sei seine Henne unfruchtbar (que quand Philippe navait point filz sa geline couvait oeufz, desormais Philippe a filz pourquois sa geline e brehaigne). Ueber diese Antwort erstaunt, zogen die Gesandten fort und meldeten sie ihrem Herrn. Zu derselben Zeit kam die Nachricht, daß die Bewohner von Armenien sich gegen Philipp empört hätten; dieser schickte

seinen Sohn mit Heeresmacht gegen sie und schnell waren sie zum Gehorsam zurückgeführt und ihre Städte und Schlösser besetzt.

Während Alixanders Abwesenheit hatte Philipp einen andern Kampf zu bestehn. Pausania, Sohn des Arastes, König von Bitinien, liebte Philipps Gemahlin und begehrte sie zur Ehe; zu diesem Zwecke sammelte er ein großes Heer und zog nach Egea. Als Philipp dieses erfuhr, zog er, durch Alixanders Abwesenheit mit dem Heere fast aller seiner Truppen entblößt, mit einer kleinen Schaar dem Feinde entgegen. Von beiden Seiten wurde der Kampf mit der größten Tapferkeit geführt; da trafen um die Mittagsstunde die beiden Fürsten selbst gegen einander und nach kräftiger Gegenwehr unterlag Philipp, tödtlich verwundet, der Uebermacht seines Feindes. Die Macedonier, da sie ihren König fallen sahen, verzweifelten an dem Siege und ergriffen die Flucht. Pausania ließ sie nicht verfolgen, sondern ritt, da er keinen seiner Feinde mehr sah, in die Stadt Rom, deren Thore offen standen und in deren Palast er Olimpias zu finden hoffte. Aber sie hatte sich, mit Lebensmitteln versehen, in eine wohlbefestigte Burg geflüchtet und Pausania sah sich genöthigt, sie zu belagern.

Alixander, der nach seinem über die Armenier errungenen Siege einen Statthalter über sie eingesetzt hat, kehrt nach Macedonien zurück und trifft vor der Burg ein, in welcher man die Königin Olimpias bestürmte. Die Mutter erkennt den Sohn von fern und fordert ihn auf, sie zu befreien. Auch Pausania, der sich schon in der Stadt, die die Burg umgab, befand, erfährt bald des jungen Helden Ankunft und reitet ihm kühn entgegen; aber er fällt im Zweikampf und auch seine Leute werden geschlagen, getödtet oder gefangen genommen. Nach errungenem Siege zieht Alixander nach dem Kampfplatze, wo sein Vater gefallen ist und findet ihn noch am Leben, aber seinem Ende nahe. Bei seinem Anblicke weint er; aber als Philipp ihn hört, spricht er: „Alixander, nun sterbe ich mit Freuden, da ich dich gesund weiß und du meinen Tod gerächt hast." Indem er dieses sagt, gibt er seinen Geist auf. Alixander aber trauerte sehr, sorgte für ein ehrenvolles Begräbniß und kehrte zu seinem Palaste zurück, wo er seine Mutter tröstete, wie es dem Sohn gebührte.

Wenige Tage darauf hielt Alixander eine Versammlung seiner Leute, in welcher er sie zu neuen Kämpfen vorbereitet. „Denn," sagte er, „die edelste Sache, die der Mensch unternehmen kann, ist, die Freiheit zu behaupten, die ihm die Natur verliehen hat, oder sie wieder erwerben, wenn er sie verloren hat." Daher solle

künftig alle Furcht weichen von Macedonien, Thessalien und Tarce (Thracien), denn er werde die Feinde dieser Länder unterwerfen. Dennoch bitten ihn die alten Krieger, sie den Mühen des Kampfes zu entheben und lieber die Jünglinge, die diese leichter ertragen könnten, mit sich zu nehmen. Aber als Alixander ihnen erwiederte, daß Jünglinge zwar oft zu sterben wüßten, aber Greise die Dinge mit Ueberlegung ausführten, da unterwarfen sie sich seinem Willen und rüsteten sich, mit ihm zu ziehen.

Es war Frühling, als Alixander den Heereszug antrat und er selbst war damals zwanzig Jahr alt. Er kam zu einem Orte der Aragetes hieß, wo er einen Tempel sah, in welchem sich ein Idol befand, das die Einwohner des Landes Apolin nannten; Alixander opferte ihm, um von ihm einen Orakelspruch zu haben. Nachdem der Priester des Tempels, welcher Virgines, d. i. im Griechischen Seraphin, heißt, ihm erklärt, daß der Tag nicht günstig sei, so kehrte er am andern Tage wieder, brachte sein Opfer und wurde von Apolin angeredet: „O Herkules." „Du nennst mich Herkules, Apollo," sprach Alixander, „so ist deine Weisheit eitel." Er zog aus dem Tempel, unterwarf sich den Herrn des Landes, der Hylericus hieß und ging nach der Stadt Solone, wo er sich zur Seefahrt nach Italien rüstete und dahin einschiffte.

Als die Grafen und Barone Alixanders Ankunft erfuhren, bewogen sie ihn, durch reiche Geschenke an Gold, Pferden und Jagdvögeln, vom Kampfe gegen sie abzustehen und nach Afrika hinüberzufahren. Nachdem er Afrika unterworfen hatte, schiffte er sich wieder ein und gelangte zu einer Insel, Victoms, und von da zu einer andern, welche nach dem Gotte Amon genannt war, von dem ihm Nektanabus geredet hatte. In der Nähe des Tempels des Amon sah er einen Hirsch, auf den seine Leute, so wie er selber, vergeblich mit ihren Pfeilen schossen, und von der Zeit an wurde der Ort, wo sie den Hirsch gesehen hatten, Sagitaire genannt. Darauf ging er in den Tempel des Amon und brachte ihm seine Opfergaben; bestieg dann wieder sein Schiff und irrte auf dem Meere umher, bis er zum Königreich Aegypten kam, an einen Ort, den man Soffotirin nennt, wo funfzehn Städte und zwölf Flüsse waren, die da zusammenflossen, wo Alixander opferte und die Götter bat, ihm wahre Ruhe und alles was er begehrte zu verleihen. In derselben Nacht erschien ihm der Gott Seraphin im Traume und verkündete ihm auf seine Anfrage, wann er sterben würde, daß er nicht durch Gift, sondern nach vielen Mühen und Qualen umkommen würde.

Jetzt befahl Alixander, daß eine Stadt erbaut würde, die seinen Namen trüge; der Ort derselben aber wurde durch Vögel bezeichnet, die mit Fischen im Schnabel über demselben einherflogen. Dieses Zeichen erklärten die Priester von Aegypten dahin, daß die hier erbaute Stadt viele Menschen ernähren würde. Alixander, hierüber erfreut, ließ aus einem andern Orte Aegyptens die Gebeine des heiligen Hieronymus kommen und auf der neuen Stadtmauer aufstellen, um durch das Verdienst dieses heiligen Propheten die Stadt gegen Schlangen und Krokodille zu vertheidigen. Ganz Aegypten unterwarf sich ihm freiwillig; und er zog in den Palast ein, wo er die schwarze Statue des Nektanabus erblickte, den er für seinen Vater erklärte und als solchen verehrte. Von dort zog er nach Syrien, gegen Damas und Sur; und als er diese Stadt belagert hatte, schickte er Boten zu dem Bischof der Juden von Hierusalem, der Jaidus hieß. Da Jaidus Alixanders Ankunft erfuhr, ließ er alle Juden sich versammeln und befahl ihnen, drei Tage zu fasten und zu beten; dann ging er, als Alixander heranrückte, wie der Heiland es ihm im Traume verordnet hatte, mit allen Priestern, sämmtlich in weißen Gewändern, und mit vielem Volk in feierlichem Aufzuge zu dem Platze Scopolus, von dem aus man Jerusalem und den Tempel übersehen konnte und erwartete den Krieger. Als dieser die Priester in den weißen Gewändern erblickte, ließ er seine Truppen zurück und ritt ihnen allein entgegen; und als er nahe bei ihnen war, stieg er von seinem Pferde und verehrte den Heiland. Da begrüßte das Volk den Alixander und rief: „vive Alixandre.“ Jetzt zog er in Jerusalem ein, wo er nach Anweisung des Bischofs dem Mosaischen Gesetze gemäß opferte und dann die Prophezeihung erfuhr, in der der Prophet Daniel ihm den Sieg über den Perserkönig verhieß. Dafür erlaubte er den Juden nach ihrem Gesetze zu leben und erließ ihnen auf sieben Jahre den Tribut.

Einige Leute aus Sur, die nach Eroberung dieser Stadt den Händen Alixanders entkommen waren, meldeten seine Ankunft dem Daire (Darius), König von Persien. Dieser befahl ihnen, in eine steinerne Tafel sein Bildniß zu schneiden, und da er es sah, verachtete er Alixander wegen seiner kleinen Gestalt und sandte ihm sogleich einen Boten mit einem Briefe, in welchem er ihn mit der Sprache des größten Uebermuthes auffordert, seine Eroberungspläne aufzugeben und in seine Heimath zurückzuziehen. Diesen Brief erwidert Alixander, der erst die Gesandten kreuzigen lassen wollte, dann aber begnadigte, mit einem scheinbar demüthigen,

aber höchst spöttischen Schreiben, durch welches Darius aufs Aeußerste gereizt wird, so daß er sogleich Aufgebote an seine Statthalter Copinus und Antiotus sendet und sie auffordert, ihm zu helfen, das Kind Alirander zu züchtigen, damit er es in Purpur gehüllt seiner Mutter Olimpias zuschicken könne. Da die Statthalter ihm in ihrer Antwort von Aliranders Tapferkeit und Siegen erzählten und er erfuhr, daß Alirander schon am Flusse Grenique gelagert sei, so sendet er ihm einen andern Brief, in welchem er ihn auf sanftere Weise zur Rückkehr zu bereden sucht und einen Handschuh voll Nelkensamen, der ein Sinnbild seiner zahlreichen Heere sein soll. Nachdem Alirander den Brief gelesen, steckt er den Samen in den Mund, ißt ihn auf und sagt: ich sehe, daß das Kriegsvolk dieses Landes zahlreich ist, aber es ist auch wie dieser Samen. Während er noch so sprach, kamen andere Gesandte aus Macedonien, die ihm die Nachricht von Olimpias brachten, daß sie krank sei. Sogleich schickte Alirander dem Darius einen Brief, in dem er ihm die Ursache seiner jetzigen schleunigen Abreise erklärte und bald wiederzukommen versprach; zugleich übersandte er ihm statt des Nelkensamens Pfeffer, als Zeichen, daß er ihm, wenn nicht an Zahl, doch durch die Beschaffenheit seiner Krieger überlegen sei. Bei seiner Ankunft in Macedonien fand Alirander seine Mutter schon in der Besserung, doch blieb er bei ihr, bis sie wieder von ihrem Lager aufgestanden war und eilte dann wieder in sein Lager am Grenique zurück. Hier hielt er eine Versammlung, in welcher er vorschlug, dem Darius einen Abgeordneten zu schicken, der verlange, daß er sich unterwerfe, oder einen Tag zur Schlacht bestimme. In der Nacht darauf erschien ihm im Traum der Gott Amon, in Gestalt des Merkur und in Macedonischem Gewande und ermahnte ihn, selbst als Gesandter zum Darius zu reiten, indem er ihm dazu seinen Schutz versprach. Mit dem Vorsatze, dem Befehle zu gehorchen, ritt daher Alirander am andern Morgen, mit dem Fürsten Emenidus, der zum Gesandten bestimmt worden war, aus, ließ denselben, als sie am Flusse Tigris angelangt waren, mit dem Befehle, dort seine Rückkehr abzuwarten, zurück und ritt allein in die Residenz des Darius. Dieser vermuthete nach seiner edlen Haltung und Sprache, daß er nicht der Gesandte, für den er sich ausgab, sondern Alirander selbst sei, aber führte ihn doch an seiner Rechten in den Palast, wo er ihn stattlich bewirthete. Bei Tafel bemerkten die Gäste, daß Alirander jedes Mal den goldnen Becher, in welchem der Mundschenk ihm zu trinken reichte, nachdem er ihn geleert

hatte, einsteckte und sagten dieses dem Darius, der seinen Gast um die Ursache dieses Verfahrens fragte. „Das ist," erwiedert Alixander, „so der Gebrauch in dem Hause unseres Herrn, daß diejenigen, welche zur Mahlzeit eingeladen sind, die Geräthe, aus denen sie trinken, mitnehmen, wenn sie wollen; aber dieser Gebrauch herrscht unter euch nicht, daher will ich die Becher dem Kellner wiedergeben." Während die Fürsten, die gegenwärtig waren, diesen Gebrauch lobten, erkannte einer derselben, der als Abgeordneter am Hofe Philipps gewesen war, deutlich den Alixander und erklärte dieses laut. Da stand Alixander eilig auf, entriß einem Perser, der am Ausgange des Gemachs stand, eine Fackel, die er in der Hand trug, warf sich auf sein Pferd und entkam glücklich seinen Verfolgern, die sich in der Dunkelheit der Nacht verirrten. Währegd Darius noch Alixanders That lobte, stürzte plötzlich ein goldenes Bildniß des Königs Cesare, das sich am Ende der Tafel befand, zu Boden. Hierdurch ward Darius in Zorn und Trauer versetzt, da er darin ein Sinnbild seines Sturzes erkannte. Alixanders Pferd kam im Flusse, durch den er reiten mußte, um; er selbst aber wurde von Emenidus gerettet und kam glücklich im Lager an. Am andern Tage hielt er eine Rede an seine Truppen und rüstete sich zur Schlacht; dasselbe that Darius. Dieser führte 40,000 Mann zu Pferde und 200,000 Mann zu Fuß, Alixander rückte ihm mit nur 4500 Mann zu Pferde und 30,000 Mann zu Fuß jenseits des Tigris entgegen und hatte 20 Schiffe auf dem Meere. Obgleich die Perser an Zahl überlegen waren, siegten doch die Macedonier, ermuntert durch das Beispiel der Tapferkeit, das Alixander ihnen gab; 40,000 Mann zu Fuß und zu Pferde fielen auf der Seite der Perser, auf der Seite der Macedonier nur 120 zu Pferde und 110 zu Fuß. Nach Bestattung der Todten trieb Alixander von den Fürsten Syriens und Cappadociens einen Tribut ein, der in tausend Eselfellen, 1000 prächtigen Gewändern und 1000 Wolfsfellen bestand.

Darius schickt in seiner Noth zum Porus, König von Indien, um Hülfe von ihm zu erbitten, die dieser ihm zwar sendet, ohne jedoch selbst in den Kampf zu ziehn, da Krankheit ihn daran verhindert. Alixander, der durch Kundschafter über den Marsch seines Feindes unterrichtet ist, weicht ihm aus und zieht aus dem Gebirge zu einer Stadt Namens Trace hinunter, neben welcher ein schöner Fluß Edmon vorbeifließt. Vom Zuge erhitzt, badet er in demselben, erkrankt und wird von seinem Arzte Philipp geheilt, dem er volles Vertrauen schenkt, ungeachtet eines verleum=

derischen Briefes, in welchem der Armenier Parmenon Philipp als Giftmischer bezeichnet hatte.

Es kam endlich zu einer neuen Schlacht, in welcher ein Perser in Macedonischer Rüstung sich dem Alexander nahte und ihn am Kopfe verwundete, aber von Alexander in Freiheit gesetzt wurde, sobald er sich als Perser zu erkennen gegeben hatte. Auch Darius wurde in dieser Schlacht verwundet und sein Verlust an Truppen war bedeutend; es starben 30,000 Mann zu Fuß und 10,000 zu Pferde, während Alexander nur 140 (sept vingtz) Reiter und ebensoviel Mann Fußvolk verlor. 40,000 Perser wurden zu Gefangenen gemacht und unter diesen die Mutter des Darius, seine Gattin, seine Schwestern und zwei seiner Kinder.

Nach erfochtenem Siege gab Alexander einen Theil seiner Truppen dem Parmenon, welcher viele Städte und Burgen in seinem Namen in Besitz nahm. Darius aber versuchte durch einen Brief, in welchem er alle Schätze, die er hatte, zum Lösegeld bot, die Herausgabe seiner gefangenen Verwandten zu bewirken und den Alexander zum Rückzuge zu bewegen. Da er jedoch sah, daß dieses vergeblich sei, sandte er noch einmal zum Porus um Hülfe und bat ihn, selbst mit seinen Truppen in das Feld zu ziehen. Die Hülfe sagte jener ihm zu und sandte ihm noch einmal 10,000 Reiter, aber sich selbst zu ihm zu gesellen, erklärte er gegen beider Ehre, indem Darius allein hinreichen müsse, einen so unbedeutenden Feind zu besiegen.

Alexander rückte der Stadt, in der Darius war, entgegen und als er ihr so nahe war, daß er sie erblicken konnte, befahl er seinen Kriegern, große Baumzweige abzuschneiden und sie hinter sich herzuziehen, damit der dadurch erregte Staub ihre geringe Anzahl größer erscheinen lasse. Seine Absicht wurde erreicht und die Perser waren bei diesem Anblick erstaunt. Als Alexander noch fünf lieues von der Stadt entfernt war, ließ er ein Lager aufschlagen; Darius zog indeß über den Tigris und lagerte sich ihm zur Seite. Es kam zur Schlacht und wiederum war Alexander Sieger. Er zog über den Fluß und verweilte den Winter in dieser Gegend. Hier waren sonst die Könige und Richter der Perser begraben worden; hier ließ er auch die gefallenen Macedonier bestatten. Man fand hier viele goldene und silberne Statuen der Könige, unter andern eine von einem Könige von Assyrien, die aus einem einzigen Steine war, den man amontice nannte, und der so durchsichtig war, daß man den Leichnam darin liegen sah und genau erkennen konnte. Hier war auch ein Mar-

morthurm, in dem viele Leute eingeschlossen waren, die, als sie die Stimme der Menschen hörten, Alexander anriefen, der sie in Freiheit setzte und beschenkte. Darauf zog er mit seinem Heere nach Persiopolus, wo viele Schätze aufgehäuft waren. Als Darius seine Ankunft erfuhr, ergriff er die Flucht und nahm zwei Vetter, Vises und Barsarmes, mit sich, die ihn unterwegs banden, tödtlich verwundeten und dann davon eilten. Als die Nachricht von Darius Ermordung zum Alexander gelangte, trauerte er sehr und befahl, daß man erforsche, wer ihn getödtet habe. Er selbst kam bald darauf an den Ort, wo der verwundete Darius lag; bei seinem Anblick weinte er, stieg vom Pferde, bedeckte ihn mit seinem eigenen Mantel, tröstete ihn und ließ ihn auf eins seiner Schlösser führen; aber ehe jener noch daselbst anlangte, war er gestorben. Alexander sorgte für seine ehrenvolle Bestattung und ließ dann an sämmtliche Perser ein Schreiben ergehn, in welchem er ihnen befahl, ihm den Eid des Gehorsams zu leisten. Durch das Versprechen, die Mörder des Darius zu belohnen, erfuhr er dann, wer sie waren und ließ sie tödten; denn indem man Recht und Gerechtigkeit übe, könne man keinen Meineid begehen. Darauf heirathete er Risiane, die Tochter des Darius, worüber alle Perser, die ihn jetzt wie einen Gott verehrten, erfreut waren. Aber Alexander trauerte darüber, daß man ihm göttliche Ehre erwies; denn, sagte er, er sei dem Verderben und dem Tode ausgesetzt, wie alle Menschen. Darauf schrieb er einen Brief an die Olimpias, in dem er ihr seine bisherigen Siege und seine Vermählung meldete und zog dann, mit Beginn des Frühlings, zur Eroberung Indiens aus. Den Persern überließ er selbst die Wahl eines Statthalters und bestätigte den Auricus, Oheim des Darius, als solchen. Zuerst zog er in das Land Iremel, dann zu den Artaniern und Pygnolen und endlich zu den Armeniern, die er, wie jene, bekämpfte und sich unterwarf.

Auf seinen Zügen fand Alexander ein menschenfressendes Volk, das er aus dem Osten in den Norden versetzte und zwischen zwei Gebirge, die sich auf sein Gebet zum Heiland bis auf zwölf Fuß näherten, einsperrte. Die Namen der Gebirge waren Promontoire und Lairent.

Dann unterwarf er sich das fruchtbare Land Capis, von dem aus er nach Albanien zog, wo er viele Mühseligkeiten zu bestehn hatte durch die vielen Schlangen und Würmer, die seine Leute Nachts überfielen, und besonders durch ihre Hunde, mit deren Hülfe sie kämpften und die Alexander nur dadurch unschädlich

machte, daß er seinen Leuten befahl, Schweine in die Schlacht zu führen und durch diese den Hunden Beschäftigung zu geben. Nachdem er die Albanier besiegt und diese ihm ein Geschenk mit einem Hunde gemacht hatten, der in seiner Gegenwart einen Löwen und einen Elephanten überwand, kehrte er in die Wüste zurück, wo die Sonne so brennend war, daß das in einem Becher frei ausgestellte Wasser zu sieden anfing. Es entstanden Krankheiten unter seinen Kriegern, die, der vielen Züge überdrüssig, in das Vaterland zurückzukehren verlangten, aber bald durch eine Rede Alexanders von ihrem Vorhaben abgebracht wurden. Da Griechen wie Macedonier schon entschlossen sind, ihm ferner zu folgen, kommen Gesandte vom Könige Indiens mit einem Briefe, der beginnt: „Porus, König Indiens an den Dieb Alexander," und ihn auf die gröbste Weise von seinem Kriegszuge abzustehn ermahnt, indem er unter Andern daran erinnert, daß selbst Bacchus, der Vater der Götter, vergeblich versucht hat, Indien zu erobern.

Alexander erinnert seine über diesen Brief aufgebrachten Ritter daran, daß dieses nach Art der Barbaren geredet sei und Darius es auch nicht anders gemacht habe; „sie gleichen," sagt er, „den Bären, Affen und andern Thieren ihres Landes, die gleichfalls ihrer Kraft vertrauen und doch durch den Geist schwacher Menschen besiegt werden." Darauf schickt er eine demüthige Erwiderung, in welcher er aber erklärt, daß er in seinem Vorhaben beharre; und der Krieg beginnt.

Porus zieht mit 14,000 Mann, 80 Sichelwagen und 400 Elephanten, welche Thürme, in welchen 30 Mann Platz haben, auf den Rücken tragen, in den Kampf. Die Elephanten flößten den Leuten Alexanders einen großen Schreck ein; zu ihrer Abwehr ließ Alexander viele Statuen aus Blech, mit brennenden Kohlen gefüllt, auf Wagen gegen den Feind führen und bewirkte durch die Hitze die Flucht der Elephanten. Wiederum war der Sieg auf Seiten der Macedonier, die jetzt in die Hauptstadt einrückten, wo sie prächtige Paläste und unglaublich viele Schätze fanden. Alexander trug dem Tholomes Philotas auf, den Sieg zu verfolgen und schickte einen Brief an Calistrida, Königin von Mazanien, in dem er von ihr Unterwerfung und einen Tribut fordert und sie im Weigerungsfalle mit Krieg bedroht. In ihrer Antwort sucht die Königin ihn von seinem Vorhaben abzuwenden, indem sie ihm theils die von der Natur geschützte Lage ihrer Residenz schildert, theils ihm vorstellt, daß sie über ein Volk von Weibern herrsche, welche zu besiegen nicht ehrenvoll und von denen besiegt zu werden

schimpflich wäre. (Bei dieser Gelegenheit gibt sie einige Nachrichten über das Amazonenvolk.) Aber nachdem Alexander erklärt hat, daß sein Entschluß unabänderlich sei, schickt sie ihm reichliche Geschenke und erklärt sich für seine Bundesgenossin, worauf sie, von ihm eingeladen, zu ihm ins Lager kommt und nach vielen Festlichkeiten in ihr Land zurückkehrt.

Darauf erfährt Alexander, daß Porus viele Truppen in der Wüste um sich versammelt habe und sich von Neuem zum Kriege rüste. Er macht sich daher mit seinem Heere auf, um ihn aufzusuchen; aber ehe er ihn findet, hat er auf seinem Zuge manche Kämpfe mit Ungeheuern, besonders Drachen, zu bestehen und kommt durch Länder ungestalteter Menschen und riesenhafter Fledermäuse. In der Schlacht mit Porus ist Alexander der Ueberlegene und als endlich beide Führer gegeneinander treffen, beschließen sie auf Porus Vorschlag, (denn Porus war ein starker Mann und verachtete die kleine Gestalt Alexanders, die nur drei Ellbogen hoch war) den Sieg durch einen Zweikampf zu entscheiden. Alexander tödtet den Porus und gewinnt die Neigung der Indier durch milde Behandlung, bringt dem Heiland Dankopfer und errichtet an der Stelle, wo sein Gegner bestattet ist, eine Stadt, die er Sepugnorum nennt und dem Riesta übergibt, worauf er mit seinem Heere abzieht und in eine Wüste gelangt, in der er 12 Ellen hohe Statuen findet, die er mit Gold ausfüllen läßt. Von da gelangt er in eine hochgelegene Gegend, wohin die Consider in großer Zahl sich zurückgezogen hatten, die er, 2000 Mann an der Zahl, besiegte. Hier fand er auch die Gebeine des Herkules und zog dann zu den wilden Daken, Aristiern, zu den Bewohnern von Persis und Saugatren, besiegte alle und kehrte wieder zu den Considern (hier Confite genannt) zurück, die wieder 2000 Mann stark waren und überwand sie. Nachdem er Gott Opfer gebracht hat, zieht er in das Land der Parapamenos und erobert diese wie mehrere andere Städte. Auf seinen fernern Zügen in Indien trifft er nun zunächst auf Völker wunderbarer Frauen von außerordentlicher Größe und verschiedenen Eigenschaften: die einen sind wild und häßlich und ernähren sich von der Jagd, andere schön, aber mit Pferdefüßen und ihre Speise besteht allein in Blumen, wie ihr Getränk in Thau der Rosen und Veilchen. Da Alexander einst einen alten Krieger, von der Mühseligkeit des Zuges überwältigt, auf dem Wege liegen sieht, nimmt er ihn vor sich auf sein Pferd, läßt ihm dann ein Lager bereiten und sorgt für ihn bis zu seiner Genesung. Aber 500 Leute kommen

vor Ermüdung um und er hat gegen Frost, Schnee und Regen zu kämpfen, so daß er Gott auf den Knieen bittet, seine Leiden zu lindern, und dann seinen Zug nach dem Lande Nibraste fortsetzt. Da der König dieses Landes seine Ankunft erfährt, schreibt er ihm, er möge von seiner Absicht, ihn zu bekriegen, abstehn, da er mit seinem Volke nichts des Kampfes Werthes besitze; worauf Alexander antwortet, daß er nur zu ihm kommen wolle, um seine Sitten kennen zu lernen und seinen Weg zu ihm fortsetzt. Er findet ein Volk, das nackend geht und in Höhlen und Felsen wohnt, und auf seine Frage, wo sie die Todten bestatten, erhält er die Antwort, da wo die Lebenden weilen; denn dem Körper allein müsse gewiß hinreichen, was dem Körper und der Seele genüge. Darauf fordert er sie auf, ihm zu sagen, was sie wünschen; er wolle es ihnen gewähren. Sie erbitten sich Unsterblichkeit, und als er erklärt, daß er als sterblicher Mensch nicht im Stande sei, unsterblich zu machen, erwiedern sie ihm, warum er dann umherziehe, die Welt zu zerstören, wenn er doch sterblich sei. „Das ist der Wille der göttlichen Vorsehung," sagte Alexander. „Wie ihr seht, daß das Meer nur erregt wird, wenn der Wind die Wogen treibt, so vollstrecke auch ich nur den Willen Gottes und ziehe umher, so gern ich mich auch ausruhen möchte." Nachdem er dieses Volk verlassen hatte, kam er zum Flusse Ephison, über den er wegen der darin befindlichen Ypotaine (Hippopotamus), Skorpione und andrer Thiere nicht hinübersetzen konnte; er gab daher einem Bewohner des Landes, der in einem Kahne zu ihm herübergekommen war, einen Brief an Lindimis, König der Brachamier, in dem er ihn bittet, ihn seine Weisheit kennen zu lehren; „denn wie ein Licht ein anderes anzünden könne, ohne von seiner Helligkeit zu verlieren, so könne auch ein weiser Mann ohne Verlust von seiner Weisheit mittheilen." Lindimis lobt ihn wegen seines Strebens und antwortet ihm schriftlich, daß ihre Weisheit darin bestehe, ein einfaches, schuldloses und genügsames Leben zu führen.

Indem Alexander seine Züge fortsetzt, trifft er auf mehrere Riesen, von denen der zweite ihm den Vogel Phönix, sowie den Baum der Sonne und den des Mondes zeigt. Der erste Baum prophezeiht ihm, er werde die Welt erobern, aber nicht wieder nach Macedonien zurückkehren; der andere verkündet ihm die Nähe seines Endes und daß er an Gift sterben werde. Hierauf kommt er zu einer Stadt, die ganz aus kostbaren Steinen erbaut war und über die die Frau Caudasse Theopis herrschte, welche

drei Söhne hatte: Caudaculus, Marcipius und Caradoc; ihr Land hieß Morte. Alexander ladet sie durch ein Schreiben ein, Theil zu nehmen an einem Opfer, das er im Gebirge dem Amon bringen werde. Dieses schlägt sie ihm aus, da sie dem Amon keine Macht zuschreibt, sondern Gott allein seine Siege geleitet habe; aber sie sendet ihm reiche Geschenke, worunter 200 Jungfrauen, womit Alexander sich begnügt und die er stattlich erwiedert. Darauf verhilft er dem ältesten Sohne der Königin, indem er sich für seinen Feldherrn Antigonus ausgibt, zu seiner Gemahlin, die ihm geraubt worden und folgt, immer für Antigonus gehalten, der Aufforderung des Prinzen, ihn zu seiner Mutter zu begleiten. Die Königin kommt ihm aus dem Schlosse entgegen und nimmt ihn prächtig auf; er findet in ihren Zügen Aehnlichkeit mit seiner Mutter, Olimpias, und ist von ihrer Aufnahme entzückt. Aber sie erkennt ihn, da sie sich schon früher ein Bildniß von ihm verschafft hatte, und erklärt ihm, daß sie ihn jetzt tödten lassen könne, wie er Porus, der Schwiegervater ihres Sohnes Caradoc sei, umgebracht habe; jedoch großmüthig schenkt sie ihm das Leben und ist ihm behülflich, unter Caudaculus Begleitung ihren Palast zu verlassen. Unterwegs erhält er eine Weissagung, daß er in Alexandrien sterben werde und trennt sich dann von seinem Begleiter, dem er sich beim Abschied zu erkennen gibt.

Nachdem er noch ein Land wunderbarer Frauen durchzogen hatte, gelangte er zu dem Ende der Welt, da wo die Säulen des Herkules stehn, und fand in der Nähe derselben eine Insel, wo Griechisch gesprochen wurde. Dann kam er zu den Esmardis Sebardis, die 20,000 Mann stark gegen ihn kämpften und von ihm besiegt wurden, indem ihr König Calamus dem Alexander in die Hände fällt. Da Alexander ihn zu verbrennen droht, erwidert er, daß er ihn noch sterben sehn werde. Bei der Belagerung seiner Stadt wird Alexander verwundet, nimmt dieselbe aber ein und zieht von da auf eine Insel, die einem König Ambria gehörte, dessen Burg er zerstörte. Von dieser Insel ging Alexander auf das rothe Meer und von dort auf einen hohen Berg, auf dem er sich in einem Kasten durch 16 Greife in den Himmel tragen ließ. Nach glücklich beendeter Fahrt will er den Grund des Meeres kennen lernen, zu welchem Zweck er sich ein großes gläsernes Behältniß, das mit Lampen erleuchtet ist, verfertigen läßt, in dem er sich in das Meer senken läßt, wo er Wallfische und viele andere Thiere entdeckt und dabei so viel Wunderbares sieht, daß er es keinem Menschen erzählen will. „Gelernt," sagte er, „habe er durch

diese Fahrt, weiser über Macedonien zu herrschen, denn er habe gesehn, daß Fische durch Klugheit ihre Gegner überwunden hätten, die sie durch Gewalt nicht bezwungen haben würden." Auf den ferneren Zügen gelangt er zu den Gelophen (Cyklopen) von außerordentlicher Größe, mit einem Auge auf der Stirn. In dieser Zeit stirbt sein Pferd Bucephalus, nachdem es einige Tage krank gewesen, zur großen Betrübniß Alexanders, der im Tode seines Pferdes das Vorzeichen seines eignen Endes erkennt. Nachdem er eine Stadt gegründet, die er nach seinem Pferde benannt hat, zieht er in den Palast, der dem König Exerces (Xerxes) gehört hatte und der ihn durch seine Pracht in Erstaunen setzte; in ihm befanden sich neben andern Merkwürdigkeiten die weissagenden Vögel Salender, die vom Heiland die Kraft, den Tod vorauszusagen, erhalten hatten. Dann nahm er ohne Anstrengung Babylon ein, wo Gesandte aus allen Ländern der Welt seiner warteten, aus Frankreich, Spanien, Deutschland, England, Sizilien, Sardinien und vielen andern Inseln, um ihm ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen. Alle brachten ihm Geschenke, die Franzosen einen Schild, den er annahm als das passendste Geschenk der tapfersten Nation an den tapfersten Held. Aus Babylon schickte er einen Brief an seine Mutter und an seinen Lehrer Aristoteles, in dem er ihnen seine Thaten erzählte und anzeigte, daß er in Babylon sich als König der Welt werde krönen lassen. Aristoteles antwortet ihm und ermahnt ihn, seine tapfern Krieger würdig zu belohnen. In Babylon erhielt Alexander von seinem Astronomen die Weissagung seines nahen Endes auf Veranlassung der Geburt eines Kindes, dessen Kopf dem Alexander glich, dessen unterer Theil aber die Gestalt kämpfender Thiere hatte und dessen Mutter Alexander selbst für den Vater desselben erklärte.

Bevor er stürbe wollte Alexander sich aber zum Kaiser der Welt krönen lassen und lud zu diesem Feste die zahlreichen Fürsten ein, die Länder von ihm zum Lehn trugen. Auch nach Griechenland schickte er Briefe, und seine Mutter war froh über die Nachrichten, die sie von ihm hörte, warnte ihn aber vor Antipater, der Herr von Tir war und vor dessen Kindern, Cassander und Jobas. Alexander lud daher auch den Antipater zu sich nach Babylon; dieser aber wagte nicht, der Einladung zu folgen, sondern sandte nur seinen Sohn Cassander, dem er Gift mitgab, um Alexander damit zu vergiften. Dieser wird durch einen Traum gegen den Verräther gewarnt; Cassander aber, um nicht entdeckt zu werden, beredet seinen Bruder Jobas, die That zu vollführen, der sich

auch, obgleich er früher den Alexander geliebt und es daher von sich abgelehnt hatte, dazu entschloß, nachdem er ungerechter Weise von Alexander einen Schlag mit einem Stocke auf den Kopf erhalten hatte.

Am Tage St. Croix, den 14. September im Jahr nach Adam 4900, wurde die große Krönung gefeiert. Bei dem Mahle reicht Jobas dem Alexander den Giftbecher; sobald wie dieser ihn geleert, fühlt er die heftigsten Schmerzen, aber zieht sich erst nachdem die Tafel aufgehoben ist in sein Gemach zurück, und von der heftigsten Hitze gepeinigt, sucht er sich durch ein Bad im Euphrat zu kühlen. Hier sieht ihn seine Gemahlin Roziane und bewegt ihn, aus dem Flusse, in dem er lieber gestorben wäre, wieder in sein Gemach zurückzukehren, wo er, in Gegenwart des Jobas, seinem Notar Simon sein Testament diktirt. Er verordnet darin, daß man seinen Körper in Aegypten bestatte, daß Tholomeus sein Statthalter sein und sein Grab bewachen solle; daß ferner Roziane's Kind, wenn es ein Sohn würde, Kaiser der Welt werden solle. Tholomeus soll König von Aegypten werden und Cleotur, die Wittwe Philipps, heirathen; Phalon soll Fürst von Surie la mineur sein, Rothas von Seville, Philote von Meden, Sino von Sabtane, Antioconus, Sohn Philipps, von Frise la greigneur, Simon notoire von Capadoce und Papaglome, Natur von Bysie und von Pausie, mein Freund Cassender von Carin, Madanoc von Size, Lonneurs de Liste von Ponto, Philipp Daffridien von Polopenisse, Seleucus Licorna von allen Schlössern, die Anthiocus gehört hatten. Cassander und Jobas, die Söhne des Antipater, sollen Herren (seigneurs) und Richter sein über die Prinzen, die wir eingesetzt haben in Inde la Bongeaque und Tissistis sei Fürst über die Greise, die zwischen den beiden Gebirgen wohnen; Phietonage sei Fürst bis Estalogue; Ozias von Parapameurs am Berge Cassasi; Cautanias über die Patryans; Situs über Ironie; Itacorvus von Persien; Philipp über die Itanier; Glicon über Babylon; Aute über Peleuse; Linote sollen frei sein und sich selbst einen Fürsten wählen, der aber ein Greis sein muß.

Während Alexander sein Testament machte, färbte sich der Himmel und es donnerte heftig, so daß die Griechen und Macedonier erkannten, daß das Ende Alexanders nahe sei, sein Schloß mit Geschrei umringten und ihn zu sehn verlangten. Er ließ sich, aus dem Palast tragen und ermahnte sie, Friede untereinander zu halten, und auf ihre Frage, wer sie nach ihm beherrschen werde

antwortete er, derjenige, den sie zu seinem Nachfolger erwählen würden. Alle antworteten: wir wollen den Perducas. Darauf gab Alexander ihm das Königreich Macedonien und empfahl ihm dringend die Roxiane. Dann starb er unter der größten Trauer der Griechen im 32. Jahre seines Alters.

Sobald Alexander bestattet war, erhob sich der Zwist unter seinen Nachfolgern; besonders heftig war der Kampf zwischen Perducas und Antigonus, die beide Herren von Macedonien waren. Auch Olimpias mußte fliehen; aber, so schließt der Verfasser seinen kurzen und verwirrten Bericht über diese Kämpfe der Nachfolger Alexanders, es würde zu lang sein, alle die Schlachten zu erzählen, und daher mache er hier das Ende seiner Geschichte.

Düsseldorf.

Philippi.

Von Jouiniano der vppig was.

(Ein Kapitel aus den Erzählungen der Gesta Romanorum mit einigen Bemerkungen für den Unterricht im Neuhochdeutschen.)

Für die Entwicklung des Neuhochdeutschen sind von unläugbarer Wichtigkeit solche Schriftdenkmäler, welche in der Uebergangszeit aus dem Mittelhochdeutschen in das Neuhochdeutsche verfaßt wurden. Wenn ich hier aus der bekannten Novellensammlung „Gesta Romanorum" ein Kapitel mittheile, so kommt es mir nicht auf das Alter dieser Erzählungen an, nicht auf das Verhältniß der lateinischen Versionen zu den deutschen, nicht auf Quellen u. s. w. — ich wählte nur ein solches Kapitel, das schon dem Inhalte nach im Unterricht benutzt werden kann, und das Stoff zu einigen lehrreichen Betrachtungen hinsichtlich der Sprache gibt. — Eine alte Pergamenthandschrift der deutschen Gesta, in der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (cod. germ. monac. 54 fol.) ist durch Adelbert Keller zu Quedlinburg 1841, als 23. Band der Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur herausgegeben worden und daher den Lesern unsers Archivs leicht zugänglich; deswegen zog ich vor, den Text der Ausgabe von 1489, die seltener sein dürfte, hier mitzutheilen und die abweichenden Lesarten jener, offenbar viel ältern Version nur dann anzuführen, wenn es mir zweckdienlich schien. Die Erzählung findet sich bei Keller S. 54 — 59; in der benutzten Ausgabe: Blat ljj bis ljjjj = 52 — 54.

Jouinianus d'keiser was gewaltige zu Rom, vñ do er eines nachtes in seinē pedt lag do erhub sich sein hercze in hoffart vnd wart betrachten sein mechtikeit vñ sprach Wie möcht ymmer ein mechtiger sein denn ich bin. vnnd nach dem gedanck entschlieff er.

Des morgens riesset er seinem Volck vnnd sprach. Wir wöllen essen vñ reyten an dz gejaide. Vnd do sy geessen heten vnd darnach an daz gejaide riten do kam den keiser allein so grosse hicz an dz in gedaucht, wär das er sich nit in kaltem wasser kulen sollte er müßt von hitz verderben, vñ von geschichte sahe er von verren ein braites wasser vñ sprach zu seinen dienern. Beleibent hie vnd wartent meyn biß das ich mich kule vñ herwider zu ewch kum, vnd rite eylend zu dem wasser, vñ hefftet sein pferd zu einem baum vnd emblöset sich des gewandes und gienge in das wasser Vñ do er also in dem wasser was, do kame einer der was mit allen sachen dē künig gar gleich an jugent an leng vnd an gestalte vnd leget das gewande des keisers an vñ saß auff sein roß vnd rite zu des keisers gesinde, vnnd warde von in allen für den keiser gehalten vnnd rite mit in geen hof. Darnach kame jouinianus auß dem wasser vñ sand weder gewand noch roß des wunderet in sere und warde des sere betrübt darumb das er nackend was vñ gedacht in jm selb was jm zetun wär vnd gedacht an einen ritter d' was seiner ritter einer, vnnd gienge zu dem durch das er jm gewande vnd ein roß gäbe vnd wenn er gen hoff käme so wolt er erfaren lassen von wem er also geschwecht wär worden. In der zeit vñ er nackend mit sölichen gedancken gieng da kam er zu dem hauß des ritters vnnd klopfet an Do fraget in der thorwarter was er wölt. Do sprache der keyser thu auff die thür vnd schiuw wer ich bin, vnd do in der torwarter sahe, d' sprach. Wer bist du? Er antwurt. ich bin jouinianus der keiser vñ von geschicht hab ich roß vñ gewande verloren, vnd bin kumen das mir dein herr ain anders geb damit ich gen hof kom. d' torwertel sprach, du leugst du böser schalck wenn mein herr ist yetzo mit dē keiser gen hof geriten vñ ist herwider kumen vnd sitzt nu ob dem tisch jedoch wil ich es meinem herrn sagen, vnd gieng hin vnd saget dye geschichte alle seim herren. Do schuf der ritter das er in zu jm prächte. Das geschahe vnd (do) er zu jm kā do kund er in jn keinerweiß nit erkennen, und fraget in wer er wär. Des antwurte er jm vnd sprach. Ich bin es Jouinianus der keiser vnd hab dich zu riter gemacht an dem tag vnd zu der zeit. Do sprach der ritter. O du du bößwicht wie tarst du dich keiser nennen des beleibest du nicht vngepüßt. Nu bin ich doch mit meinem herrn dem keiser yeczund gen hof geriten vnnd bin her wider kumen, wol ist das war das ich an dem tage zu ritter worden bin. vñ schuf zehand das man in wol durch schlüge, vnd also auß dem hauß tribe, vnd also geschlagener wainet er jämer-

lichen, vnd sprach. O got wie mag das geseyn, das der ritter den ich zu ritter gemacht hab mich nicht erkennet, vnd gedacht aber an einen herczogen der da nahend was vnd seyn innerster rat woz der auch seiner geheym vil weßt, zu dem wolt er geen ob in der erkennen wölt. Vnd do er an das thor kam vnd aber anklopfet do kame aber der torwarter. vnd do er in nackent sahe des wunderet in, vnd fraget in was er wölt. Des antwurtet er im vnd sprach Sag deinem herren dem herzogē ich sey iouinianus der keyser vnd hab mein gewande wunderlichen verloren daz er mir ein ander gewand sende vnd ein roß damit ich gen hof kum Do kam der torwertel zum herczogen vnnd saget im es wär ein nackender an dem tore vnd nannt sich er wär d' keyser vnd wär gerē bey im. Do hieß in der herczog für ī pringen das er sähe wer er wäre. Der torwertel furt in hinein für den herren. aber der herr hat sein keī kanntnus. Do sprach der herczog. wer bist du Do sprach er. ich bin iouinianus der keyser vnnd du bist mein iñerster ratt vñ erkennest mich erst nicht Do sprach d' herczog. O du armer tor das du dich tarst keiser nennen des beleibest du nicht vngepüßt vnd schuf in in einen kercker zu legen acht tag vñ gab im nichts nitt zeessen dañ nur wasser vñ brote, vñ ließ in darnach schlahen dz dz blute von ime rane vnd ließ in also lauffen, vnd da er also geschlagen vñ hungerig gieng da gedacht er ich wil in dē palast geen ob mich yemād darinn erkenn vñ voran die keiserin mein weib. vñ kam also nackender gelauffen zu dē pallast vnd klopfet an. d' huter des tors kam vnd fraget wer da wäre, des antwurt er vnd sprach Kennst du mich nit. er sprach, nain. do sprach iouinianus, wie kompt dz dz du mich nit kennst vñ tregst doch den rock an den ich dir geben hab. Do sprach der torwertel du leugst wenn dē rock hat mir mein herr der keiser geben. Der arm man sprach. ich bit dich durch gots wilen vnd gang zu der keiserin vñ sag ir iouinianus sei hye vor vnd ob sy dir nit wölle gelauben so sag ir dise heimlicheyt die niemand weiß dañ ich vñ sy. Der türhuter giēg zu der frawē vnd saget ir wz im beuohlen was, die erkam sere vnd lief zu dē herren vnd sprach. Hört lieber herr was mär mir ein schalck bey dem türhuter empoten hatt, vnd spricht er sey keiser. do d' herr das vernam da gepote er das man in für in precht, vñ da er kam. da sprach d' keiser zu allen den die vmb in stundē. hörent zu was d' sagt, vñ fragt ī wer er wär, er sprach. ich bī keiser des reichs, vñ bin kuñen zu reden mit d' keiserī. da furt in d' keiser zu d' frauē vñ sprach zu allen den die vmb in stundē. Sagt an all auff dē aide

welicher vnder vns baiden d' keiser sey. des sprachēt sy. O herr das ist ein wunderliche sach vnd ein seltsame frag den schalke haben wir vormals nie gesehen. Aber ewch haben wir von jugent auf erkennt. Do sprach er zu d' frawen. sag an kennstu den menschen d' sich keiser nennt. sy sprach O herr was fragstu mich, weistu nicht das wir wol dreissig jar bey einander seiē gewesen. Do sprach der keyser zu jouiniano, darumb dz du also türstig bist gewesen vnd hast dich keiser genennt darumb must du also werdē gebüßt, vnd schaf, mā sol dich ainem roß an den schwancz binden, vnd sol dich schlaipffen das sich das flaisch hindā schele von dem bain, vnd kumest du darnach ymmer her, so must du eines bösen todes getödtet werden, vnd schuffe mit den schergen daz er wurd geschlaipfft doch nit gar czu tode, vnd das geschahe, vnd da er darnach mit schlegē auf gejaget ward vnnd nahent an jm selbs verzaget het. Do sprach er wid' sich selber. Verflucht sei der tage an dem jch geporen ward, vnnd vnder anderē gedencken gedacht er an ainen ainsidel der seī beichtuater was gewesen, vnd gedacht in jm selbs, ich will geē czu meinem beichtuater d' doch meī beicht offt gehört hat vnd kam zu dem ainsidel vñ klopffet an ein venster an. Der ainsidel fraget wer geklopft hete. Do sprach er jch bin jouinianus der keiser. thu auff dz jch mit dir rede, vnd do er in sahe do schlug er das venster eylent wider zu, vnd sprache Schaid hinweg du verfluchter du bist ein teufel ī menschlicher gestalt. Vnd do jouinianus das erhöret, do viele er zu der erdē gestrackt vñ rauffet auß seinen bart vor laide vnd sprach. Ich armer wye sol ich ymmer thun vnnd in dem selben gedacht er aller erste wie er des nachtes gesündet hete, das sich sein hercze in hoffart wider den allmechtigen gott also auffgeworfen hete, vnd klopfet aber an vñ sprach. Durch des willen der an dem creucz gehangen ist so hör mein beycht, vnd wilt du das venster nit auff thun so laß es gesperrt biß dz jch mein beicht volpring, da antwurt der ainsidel vnd sprach Das will ich thun. Nun sage an. Do saget d' keiser alles dz mit grosser rew das er bei seinen tagē wider gōt ye gewirket hete, vnd in sunderheyt wie sich sein hercz in üppigkeit gegen got auffgeworfen het do er sprach. mag jcht ein grösser got sein dann jch bin. Der ainsidel tete das venster auff. vnd do er jm ablaß sprach do erkannt er in vnd sprach Got sey gelobt. jch erkenn euch nu wol. nempt da mein gewande vnd legent daz an vñ geent auff den pallast so werden sy euch wol erkennen, der keiser leget sich an vñ gienge hin gegen dem pallast, vnnd klopfet an. Der torwarter tet das venster auf vñ empfieng in wirdigklich

Do sprach er kennst du mich. herr gar wol antwurtet er jm. Aber mich wunderet seyd jch hie gestanden bin vnnd hab euch nit sehen außgeen. Der keiser gieg in den pallast, vnd alle mengklich stunden auff vnd naigeten sich gegen jm. Aber der andere keyser was in der kamer mit der keiserin. Do gieng eī ritter herauß auß der kamer vnd do er in sahe des wunderet in das er dem keyser so geleich was, vnd gieng in die kamer vnd saget es dem keiser. vñ sprach es wär da (yemād?) vor vñ der wär jm in allen sachen gar gleich, das man den keiser vnder in baiden nicht wol erkennen kunt. Der herr sprach. jch will hinauß selbst geen vnd will die warheit besehen. Vñ do er in den pallast kame. do nam er in bey d' hand vnnd saczte in neben sich nider. vnd rieffet der keiserin vnnd allen herren zesammen, vnnd sprach zu inen allē. Nun secht der ist eur herr wann er sich mit gedancken einst wider got hat geseczt, vñ darumb ist er des reichs also lang beraubet gewesen. vnnd in hete niemand erkennen mügenn biß daß er got dem allmechtigen genug getan hat mit rew vnd ganczer volkummen beicht. Aber ich bin sein engel ein behüter seiner seele, vnd hab jm daz reich behütet vñ beschirmet biß er gepüßet hat alle sein sünd vnd missetat. vnd sprach da czu jnen. Nun seyendt jm für das gehorsam. vnd damit verschwande er vor jren augen. Do dancket der keiser jouinianus gott dem allmechtigen vnd nam ein seliges leben an sich darinnen er auch seligklichen funden ward.

K. (Keller) hat in seiner Ausgabe folgende Nutzanwendung von dieser Erzählung: Jr lieben. der gepietter mag wol sein ein iglicher mensch, der gaentzlichen ist der werlt gegeben durch werltleicher (?) vnd durch gut, des mut sich erhebt wider got, also daz er göttlichem gepot nicht wil undertaenig sein. der mensch ruft seinen rittern. daz sint sein fünf sinn. vnd rait an daz gejaid. daz ist zu der welt der üppichait. so begreift in die weil ein grozz hitz. daz ist ein teufel. der pringt im an weigung. daz er nicht geruen mag pis in werltlichen wazzer. daz sint die sünd vnd wollust gar vnd gaentzlichen erhelten. Also verleust er dann sein sünd u. s. w. In dieser Weise geht es fort; das Roß, von welchem er steigt, ist sein Glaube; das Gewand, das er ablegt, die Tugend seiner Seele; so kommt er nackt, bloß und erbärmlich in die Ueppigkeit der Welt. Der Ritter, den er zuerst aufsucht, ist die Vernunft; der Herzog, sein eigenes Gewissen, aber nur Reue und Buße führt zu wahrer Vergebung, wozu sein Beich-

tiger — der Einsiedler — den Weg zeigt, dann kennen ihn die Engel und Gott und seine Heiligen nehmen ihn in ihre Gesellschaft u. s. w.

Ueber die Orthographie, ihre Unsicherheit und völlige Regellosigkeit will ich mich nicht weiter aussprechen, noch heute liegt sie im Argen, und die Versuche, welche man in einigen neuern Schriften machte, hier und dort abzuhelfen, verwirren noch mehr, weil sie nicht durchgreifen und in der Regel auch nicht angenommen werden. Bei einem Dichter, wie z. B. Platen, stören diese Versuche. Interessant für den Unterricht, aber hier nicht zu erörtern, wäre inzwischen die Frage: darf ein Dichter, wie Rückert gethan, dem Reime zu Gefallen eine doppelte Schreibung bei manchen Wörtern befolgen? — Eines nachtes, man weise auf die Entstehung des adverb. Genitivs Nachts hin und vergleiche damit: des morgens u. a., auch rechts, links, diesseits udgl. Wart betrachten. Kehrein Grammatik nach Grimm, II. S. 3.: „Wenn der Begriff des Vbms. in das Partiz. Präs. und das Vbm. substantiv. (sein) aufgelöst wird, so entspringt ein regerer Ausdruck der Continuität, des Nichtaufhörens der Handlung. Wer essend ist, der ißt in einem fort, wer essend war, der aß nicht bloß einen Bissen, sondern war noch im Essen begriffen." Er bemerkt zugleich, diese umschreibende Conjug. sei dem Nhd. fremd; denn: das ist einleuchtend, überzeugend, rührend u. s. w. gehöre nicht dazu, weil diese Partiz. adjectivisch stehen. Hierbei ist besonders das Mhd. und das Englische zu vergleichen, wozu Dr. Künzel im „Archiv" Näheres bemerken wird. Die äußerst seltenen Beispiele aus dem Nhd. z. B. Lessing Nathan II, 1: das warst du nicht vermuthen (vgl. Emilia 2, 7: ich war mir Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend) finden Erörterung in meinem „Lessings Dramen und dramat. Fragmente," S. 304. f. Wenn man die häufigen Belege aus dem Mhd. herbeizieht, so ist es klar, daß Infinitiv und Partizip auf ähnliche Weise umschrieben. — Wie möcht ymmer ein mechtiger sein u. s. w. K. hat richtiger: ob nicht ein ander got wär dann er. Reyten an dz gejaide; nhd. auf die Jagd reiten. Der Gebrauch der Präpositionen gibt in diesem Stück viel Stoff zu vergleichender Betrachtung. Ich stelle hier zusammen: von hitz verderben, zu einem baum heften, sitzt ob dem tisch, für in pringen, durch gottes willen, schuf mit den schergen, bei seinen tagen, geent auff den pallast, (etwa: auf das Schloß), gieng

gegen den pallast, in den pallast; — die Bedeutung der Präpos. in diesen Beispielen stimmt entweder mit dem Nhd. überein, oder gibt Anlaß, die weitere Entwicklung im Nhd. zu erläutern. Gesaide von jagen vergleiche man mit Getraide, Maid u. a. und stelle die Rechtschreibung darnach fest. Geessen ist eine bemerkenswerthe Ausnahme von der Regel; ich weiß nicht, ob sie sich früher schon findet und wie weit hin sie gebräuchlich gewesen war. Von Geschichte, von ungefähr. Die Ausg. hat on statt von, was sicher ein Druckfehler ist. Beleibent hie vnd wartent, dieser Imperativ gehört vielleicht auch zu der vorhin angeführten periphrastischen Konjugation; er wäre dann durch eine Art Ellipse zu verstehen. Beleiben und bleiben geht nun in einander über, wie in unserem Stück geleich und gleich sich zusammenfindet. Emblöset sich des gewandes; K. zoch sein gewant ab. Man bemerke den gewählten Ausdruck in unserm Texte und die Bezeichnung des Genitivs. Do er in dem wasser was, K. hat: do er also wonet in dem wazzer, ein für die Bedeutung von wohnen bemerkenswerther Ausdruck. Mit allen sachen, nhd. in allen Stücken. Geen hof, man vergl. gegen, geen, gen. Gedacht in im selb, bei sich selbst. Die ältere Präposition bezeichnet offenbar die Sache genauer und vollständiger. Durch das er im gebe; hier lehnt sich die Präposition an das Fügewort daß, wie jetzt noch in: auf daß. In der zeit vnd, die eigentliche Conjunktion und ist hier, sowie nachher: das geschahe vnd er zu im kam, seltsam gebraucht; ich erinnere mich, bisweilen Kinder erzählen gehört zu haben: Nachher und da kamen wir —; jetzt und da war es dunkel. Wie erklärt man diese Wendung? Kann das Zeitadverb hier ohne weiters als elliptischer Satz gelten? — Mit sölichen gedanken gieng, jetzt: mit einem Gedanken umgehen, volksthümlich auch: schwanger gehen. Thorwarter, torwertel u. a. Der Erzähler bleibt sich nie gleich in der Form. Auffallend ist es indessen, wie wenig Zusammensetzungen sich hier finden; ich verweise auf Hoffart, keinerweiß, bößwicht, zehand (?), herczog, beichtuater, ainsidel, volpring, ablaß, allmechtig u. a., welche der Lehrer anführen und bei denen er bemerken kann, wie eine logische Weiterbildung der Sprache ganz besonders auf die Zusammensetzungen hingewiesen ist. Du böser schalck, die Bedeutung von schalck ist bekannt; Luthers Schalksknecht darf nicht übersehen werden. Dye geschichte alle, die Stellung des alle ist hier zu bemerken. Do schuf der ritter, bei K. do gebot. Wie schaffen noch jetzt in der

hier gebrauchten Bedeutung volksthümlich ist: Was schaffen Sie? mag als bekannt vorausgesetzt werden. Keinerweiß nit. Ueber die doppelte Verneinung habe ich mich anderorts (Lessings Dramen, S. 326) ausgesprochen und gezeigt, daß vom Wessobrunner Gebet an bis auf Arndt (Erinnerungen 1840) sich Belege aus den besten Autoren geben lassen, wie diese doppelte Negation im Deutschen nicht bejahe; ich ziehe dort Stellen aus Lessing, Goethe und Schiller an, was denn doch hinlänglich belegen muß. Ich bin es jouinianus, das Pron. es verdient in diesen und ähnlichen Stellen eine gründliche Untersuchung. Welche Verschiedenheit, wenn man damit vergleicht: Und schaudernd dacht ich's, da kroch es heran! „Jovinianus der keiser" steht schwerlich hier als Apposition. Zu riter gemacht, die Weglassung des Artikels ist nicht unerheblich; nachher: zu riter worden. Also geschlagener, man verweile hier nicht bei dem Partiz. mit voller Endung, das sich schon im Altf. findet und erst später diese Endung abschleift. Geseyn statt sein hat noch jetzt in der Volkssprache (z. B. im Vogelsberg) häufige Belege, wenn es auch in der vorliegenden Ausgabe der Gesta Romanorum seltener wird. Nahend was, was soll dies Partizip? Innerster rat, geheimster Rath. Seiner geheym vil, nachher: diese heimlicheyt, Beides für Geheimniß. Heimlichkeit in diesem Sinne braucht Chamisso („Die Sonne bringt es an den Tag") sehr glücklich: „Du weißt nun meine Heimlichkeit." Ich sage glücklich, weil es in der Sprachweise des Bürgers noch häufig in diesem Sinne gilt, und Chamisso dort einen Handwerker erzählen läßt. Vnd nannt sich er wär, man beachte hier den Nebensatz statt des zweiten Objects, eine Wendung, welche dem Nhd. völlig fremd ist. Kein Kanntnus, das Subst. gilt hier auch in besonderer Bedeutung und umschreibend. Nichts nitt ze essen, vgl. keinerweiß nitt. Also geschlagen vnd hungerig halte man zusammen mit dem vorhin angeführten: also geschlagener und dem folgenden: also nackender. Die erkam sere. Die untrennbare Vorsylbe er ist wohl noch nicht genug untersucht; sie gehört wegen der großen Verschiedenheit zu den schwersten. Kehrein Grammatik I. S. 118. führt einige Punkte an, doch scheint das hier gebrauchte erkommen unter keiner der dort gegebenen Abtheilungen zu passen; offenbar soll es den Begriff des intransitiven Zeitwortes hervorheben, ja es war dem Erzähler dazu noch nicht einmal genug, so daß er sere zufüget. Was mär ist noch in unserer Stadt und Gegend

im Volkston üblich: was ist der mär? = was ist geschehen, vorgefallen? — Bey dem türhüter empoten, wohl nicht: durch den th., sondern: der bei dem Thürhüter ist. Dreissig jar bey einander, will freilich nicht gut zu der am Eingange erwähnten jugent passen. Bei K. setzt die Kaiserin hinzu: vnd han pei euch ein chint getragen; in welchem Satze die Präpos. bei noch ganz in der Mhd. Weise vorkommt, in der sie in diesem Falle gäng und gäbe ist. Also türstig, frech, kühn. Noch bei Luther 2. Korinth 10, 2: „Ich bitte aber, daß mir nicht noth sei, gegenwärtig thürstig zu handeln, und der Kühnheit zu gebrauchen. Das Mhd. türstec findet sich nicht selten. Eines bösen Todes getödtet werden, viel schöner als wenn man jetzt sagt: eines schlimmen Todes sterben. Sprach er wider sich selber, im Mhd. wird sprechen bald mit zu, bald, jedoch wohl seltener mit wider gebraucht. Die Volkssprache in unserer Gegend setzt es sogar mit über, welches dann aber nicht das lateinische de ist, sondern: er hat über mich gesagt = zu mir. Vnder anderen gedencken gedacht er, ähnlich dem vorhin erwähnten: eines bösen todes tödten. Gestarckt, bezeichnend. Vor laide entspricht völlig dem Nhd., wiewohl sich noch weit später Beispiele finden, wo für und vor gleichbedeutend sind. Die strenge Scheidung beider Präpositionen gehört erst in die allerletzte Zeit unserer Sprachentwicklung; ja sie ist nicht einmal jetzt durchgeführt, indem wir noch Mann für Mann und Mann vor Mann, Stück für Stück u. s. w. sagen, ohne daß es auffällt. Der Lehrer entwickle den Gebrauch beider Präpositionen vom Ahd. an und stütze sich zugleich darauf, daß das stiefmütterlich behandelte für neuerdings nicht mehr Raum und Zeit bezeichnet, mithin ganz aus der Reihe der eigentlichen und alten Präpositionen herausgeschoben ist. Gesündet statt gesündiget, nicht gerade zu verwerfen. Durch des willen stellt sich nahe zu der uneigentlichen Präposition: um — willen. Bei seinen tagen, eigenthümlich der Gebrauch von bei statt in, dann aber, daß hier ein Adjektiv fehlt. Wir sagen: in seinen gesunden, besten, ledigen Tagen, u. a., was wäre aber hier zu ergänzen? In sunderheyt, jetzt noch insonderheit, wozu Weygand Synonym. III, 710. bemerkt: „ist eigentlich Nebenwort, steht aber mehr bindewörtlich in dem Begriffe: für sich allein von Anderm abgeschlossen — im Gegensatze von insgemein und überhaupt; dann: auf eine vor Anderm hervorhebende Weise.“ In letzterm Sinn wird es hier genommen, weil diese Eine Sünde, sein frevelhaftes Vermessen

gegen Gott, seine Selbstvergötterung, zugleich über die andern Sünden hervorragt und die Ursache seiner hier erzählten Bestrafung war. Der keiser leget sich an, entweder: das gewand, oder die Redensart gleicht unserm: kleidete, zog sich an. Auch K. hat: der gepietter legt sich an. Mich wundert seyd ich hie gestanden bin vnd — Die Satzverbindung ist schief, indem das seyd = seit nicht füglich angebracht ist. Naigeten sich gegen im, jetzt: vor ihm. In dem Ausdruck neigen liegt zugleich Begriff der Ehrerbietung, der schuldigen Hochachtung, weil sie ihn jetzt erst wieder als ihren „gepietter" erkennen. Es wär da vor, im Drucke fehlt offenbar: einer oder yemand, welches ich deswegen in Parenthese gesetzt habe. Die warheit besehen, zeigt klar, daß besehen soviel als genau sehen ist; im Uebrigen darf man wohl die Redensart nicht zu streng nehmen. Bei der Hand, neben sich — ganz der heutige Gebrauch beider Präpositionen. Rieffet noch jetzt im Volksmunde üblich und zwar zugleich statt rufet und rief. Wann er sich, was soll dieses wann hier? steht es mit dem folgenden vnd darumb etwa in Verbindung wie: weil — darum? — Sein engel, ein behüter seiner sele — eine treffliche Umschreibung statt Schutzengel. sünd und missetat, letzteres ist in religiöser Beziehung überhaupt, was gegen Gottes Gesetz gethan wird; so findet sich das Wort gern in der biblischen Sprache und den älteren Kirchenliedern: Weigand III, 933. für das noch häufig in Luthers Bibelübersetzung und da zumeist als Ein Wort. Nam ein seliges Leben an sich, jetzt würde man durch Ellipse sich auslassen. seligklichen, man kann hier schließlich auf die alte Adverbialendung lich verweisen, welche bei Luther noch häufig begegnet, später aber abgestoßen wurde.

Außer den sprachlichen Bemerkungen, in welcher ich natürlich hier keineswegs erschöpfend sein wollte, läßt sich die Erzählung von Jovinianus auch sonst als Aufgabe zu mündlicher und schriftlicher Darstellung betrachten. Von jener mystischen Auslegung, die in der Zeit der schriftlichen Abfassung der Gesta Romanorum allgemein üblich, die wahrscheinlich auch der einzige Grund war, weshalb uns diese kleinen Novellen erhalten wurden, müßte man freilich ebenso absehen, wie von dem Gemeinplatze, den Mancher darin finden möchte: Kleider machen Leute. Leicht dürfte aber der denkende Lehrer auch ein geeignetes Thema für einen Aufsatz aus der Erzählung gewinnen.

A. Rodnagel.

Beiträge zur Lehre von der Aussprache des Englischen

von Dr. Voigtmann.

(Fortsetzung.)

---

§. 5.

1. The English orthoepists have analysed, and in general have well defined or described, the sounds and appropriate uses of the letters of the alphabet. Sheridan's analysis, which appeared few years before Walker's, is for the most part correct; but in describing the sounds of what may be called the diphthongal vowel *i*, I think he has erred, in making it to consist of the broad *a* or *aw* and *e*. He admits indeed that the voice does not rest on the sound *aw*, but he contends that the mouth is opened to the same degree of aperture, and is in the same position, as if it were going to sound *aw;* but before the voice can get a passage to the lips, the under jaw is drawn up to the position, for sounding *e*. On this it is justly remarked by Walker, that *aw* and *e* are precisely the component elements of the diphthong *oi* and *ay*. If the *aw* is pronounced, I would add, then *i* and *oy* must be pronounced exactly alike; and if *aw* is not pronounced, then it is not a component part of the diphthongal vowel *i*.

2. Walker contends that this diphthong *i*, is composed of the sound of the Italian *a*, as in *father*, and the sound of *e*. If so, he must have given to *a*, a very different sound from that which we are accustomed to give it. But this is a mistake; that sound of *a* is no more heard in *i*, than the sound of *aw*. The sound of *i* in *fight*, *mind*, *time*, *idle*, is not *fawegh*t; *mawend*, etc.; nor is it *fàeght*, *màend*, etc. Let any man utter the *aw* or the Italian *a* before the *e*, and he will instantly perceive the error, and reject both definitions, as leading to a false pronunciation. The truth is, the mouth, in uttering *i*, is not opened so wide as in uttering aw or *à;* the initial sound is *not* that of *aw* or *à;* nor is it possible, by any characters we possess, to express the true sound on paper. The initial sound is not formed so deep in the throat as *aw* or *à;* the position of the organs is nearly, yet not exactly, the same. The true sound can be learned only by the ear.

3. Equally inaccurate is the definition of the diphthongal *u*, or long *u;* which these writers alledge to consist of the sounds of *e* and

oo or *yu**). It has this sound indeed in certain words, as in *unite*, *union*, and others; but this is a departure from the proper sound of this character, as heard in *cube*, *abuse*, *durable*, *human*, *jury*. These words are not pronounced *keoob*, *abeoose*, *deoorable*, *heeoman*, *jeoory*. The effort to introduce this affected pronunciation is of most mischievous tendency. The sound of *e* is not heard in the proper enunciation of the English *u*, and for that reason, it should not be so stated on paper, nor named *yu*; as the error naturally leads to a corrupt pronunciation. Dr. Kenrik remarks, that we might as well prefix *y* to the other vowels, as to *u*, and pronounce them *ya*, *ye*, *yi*, *yo*.

4. But this is not the whole evil; this analysis of *u* has led orthoepists to give to our first or long *u*, two distinct sounds, or rather to make a diphthong and a vowel of this single letter. Thus they make it a diphthong in almost all situations, except after *r*, where they make it a vowel equivalent to *oo* or the French *ou*. They represent *u* as being equivalent to *ew*, that is, *e* and *oo*, in *cube*; *tube*, *duty*, *confusion*, *endure*, pronounced, *kewbe*, *tewbe*, *dewty*, *confewsion*, *endewre*; but in *brute*, *fruit*, *rude*, *intrude*, *ruby*, they make *u* equivalent to *oo*; thus *broote*, *froot*, *roode*, *introode*, *rooby*.

5. I know not where this affectation originated; it first appeared in Sheridan's Dictionary, but it is a most unfounded distinction, and a most mischievous error. No such distinction was known to Dr. Johnson; he gives the long *u* but one sound, as in *confusion*; and no such distinction is observed among good speakers generally, either in this country or in England. I was particularly attentive to the public speakers in England, in regard to this point, and was happy to find, that very few of them made the distinction here mentioned. In that country, as in this, the long *u* has a uniform sound after all the consonants.

6. The source of the error in this as in another case to be mentioned hereafter, may be an inattention to the manner in which the articulations affect the vowels which follow them. To understand this, it will be necessary or useful to examine the anatomical formation of articulate sounds.

7. „An *articulate* sound“ says Lowth, „is the sound of the human voice formed by the organs of speech. A vowel is a simple articulate sound.“

8. These definitions seem not to be sufficiently accurate. Articulation, in human speech, is the jointing, juncture or closing of the organs, which precedes and follows the vowels or open sounds, and which partially or totally intercepts the voice. A vowel or vocal sound is formed simply by opening the mouth. Thus in sounding *a* or *o*, the mouth is opened in a particular manner, but without any articulation or closing of the organs. In strictness therefore, a simple vowel is *not* an articulate sound, as Lowth supposes; and it is certain that many irrational animals, without the power of articulation, do utter vowel sounds with great distinctness.

---

*) Vielmehr you.

9. An articulate sound then is properly a sound preceded or followed, or both, by an articulation or junction of the organs. Thus *ba*, *ab*, and *bad* are articulate sounds, the vowel being begun or closed, with a junction of the lips, interrupting the voice, in *ba* and *ab;* and in *bad* the vocal sound being preceded by one articulation and followed by another. The power of articulation constitutes the great difference between men and brutes; the latter being unable to articulate, can utter only vocal sounds.

10. I give the name articulation, to the act of joining the organs, and to the character or letter which represents the junction. In the latter sense the word is equivalent to *consonant;* and articulation may be considered the preferable term, as it expresses the fact of closing the organs.

11. Human speech then consists of vocal sounds separated and modified by articulations of the organs. We open the mouth in a particular manner, to utter a vowel; we then close the organs, interrupt that sound, and open the organs to utter a second vowel; and continue this opening and closing, to the end of the word. This process is carried on with surprising rapidity.

12. Now in passing from an articulation or close position, to an open position for uttering a vowel, it happens often that a very slight sound of *e* is uttered so as to be perceptible to the ear, either before or after the utterance of the proper vowel. This is remarkably the case with the long vowels preceding *r*, for such is the nature of that letter, that, *bare*, *mire*, *more*, *parent*, *apparent*, etc. cannot well be pronounced without a slight sound of *e*, between the long vowel and the consonant. Thus the words above named are pronounced nearly *baer*, *mier*, *moer*, *paerent*, *appaerent*, and *bare*, *mire*, really form two syllables, though they are considered to be monosyllables.

13. A like case, though less obvious, occurs in uttering *u*, particularly after the labial and palatal articulations. In passing from the articulations, *eb*, *eg*, *em*, *ep*, or *pe* to the sound of *u*, as in *mute* and *pure*, we are apt insensibly to utter a slight sound of *e;* and this utterance, which proceeds from the particular situation of the organs, has been mistaken for the first component sound of the diphthongal *u*. The same cause has given rise to the pronunciation of *e* before the vowel in such words as *guide*, *guard*, *kind*, *guise*. This is precisely similar to the vulgar pronunciation of *cow*, *gown*, *county*, *town*, etc., that is, *keow*, *geown*, *keounty*, *teown;* a pronunciation formerly common in New England, and not yet wholly extinct. This vicious pronunciation in all words of this kind, whether countenanced by men of low life or fashionable life, ought to be carefully avoided; as the slender sound of *e*, in such cases, gives a feebleness to the words utterly inconsistent with that full, open and manly enunciation which is essential to eloquence.

14. The genuine sound of *u* long, detached from the influence of consonants, is the same in all the words above specified; and the reason why it has been made a distinct vowel after *r*, as in *rude* (rood), is,

that the organs are open before the sound commences; whereas when it follows most of our consonants, the sound is commenced immediately after an articulation, or close position of the organs, as in *mutable* and *infusion*. For this reason, *u* has more distinctly its diphthongal sound after labials and palatels, than after *r;* but this accidental circumstance should not be the ground of radical distinctions, equivalent to the sounds of different letters.

Bemerkungen zu §. 5.

Zu 1., 2. und 3.: Sheridan's Definition des langen *i* ist allerdings fehlerhaft, dagegen beschreibt Walker (Princ. 105.) diesen Laut so genau, als es nur immer möglich ist, und Webster's Tadel erscheint deßhalb kleinlich. Uebrigens scheint er dieses nur aufzustechen, um einen schicklichen Uebergang (3) zu seiner eigenthümlichen Ansicht des langen *u* zu gewinnen. Doch kommt er hier gleich von allem Anfang an in einen sonderbaren Widerspruch. Zuerst gibt er zu, daß *u* allerdings wie *yu* (deutlicher hätte er gesagt *yoo*) laute, z. B. in *union;* weiter unten aber wird gesagt: daß dieser Buchstabe mit Unrecht yu (yoo) genannt würde, und daß, wie auch Dr. Kenrick meine, mit demselben Rechte das y auch vor die andern Vokale gesetzt werden könne. Nun gibt aber doch Webster zu, daß *union* = *yoonion* ist; lautet denn aber wirklich *age* mit demselben Rechte yage, even: yeven, ice: yice, omen: yomen? Ich bezweifle es, und gestehe, daß ich die Schlußfolge Webster's und Kenrick's (welch letztern ich nicht näher vergleichen kann) durchaus nicht einsehe, dagegen gar wohl begreife, daß a in age a¹, e in even e¹, i in ice i¹, o in omen o¹, u in union (yoonion) aber u¹ oder *yoo* laute und demnach benannt werde. Hier ist *y* offenbar reiner Konsonant, gleich unserem j in Jugend, weshalb man auch a union, a usage, aber an age, an omen schreibt und spricht. In dem von Webster angeführten cube etc. ist freilich der Laut nicht ganz mehr derselbe, sondern y (j) wird vokalartig, kewbe, kewbic, wie Walker schreibt (Princ. 171.), nicht aber keoob, wenn damit gemeint ist, daß *e* als bestimmter, eine besondere Silbe bildender Vokal hervortrete. So ist es auch in abuse, durable, human, sprich abewse, dewrable, hewman: nicht aber in jury, denn hier fällt wegen des Zischlauts der erste Bestandtheil des langen *u* so gut weg, als in to chuse (gewöhnlicher choose). Daß das lange *u* nach *j* gleich *oo* sei, sagt ausdrücklich der Veteran R. Nares (Elements p. 37.). Aus diesen Bemerkungen mag sich also vorläufig schon ergeben, wie unklar Webster hier ist, und wie er alles durcheinander wirft.

Zu 4—14: Nun wird weiter gesagt (4), daß die englischen Orthoepisten nach dieser falschen Analyse das lange *u* bald zum Diphthong, bald zu einen bloßen Vokal machten, letzteres nach *r*. Was er aber hier und sub 5. sagt, hebt er mehr oder weniger sub 14. wieder auf, wo er ja bestimmt erklärt, daß der Diphthonglaut des langen *u* nach Lippen- und Gaumlautern deutlicher hervortrete, als nach *r*, wobei ich gestehe, daß ich seine Angabe des Grundes dieser Erscheinung nicht zu fassen vermag. Ganz falsch ist aber offenbar, was Webster nach seiner langen und gelehrt aussehenden Erklärung der Artikulation (6—11) sub 12. anführt, und zugleich sehr schlecht berechnet, denn was hier für ihn sprechen soll, spricht grade in anderer Hinsicht recht schlagend gegen ihn. In *bare, mire, more* etc. nämlich wird durchaus nicht „a slight sound of *e*“ gehört, d. h. ein Laut, der dem *e* z. B. in *few, pew* gleich oder auch nur ähnlich wäre, sondern im Gegentheil das *r* liebt oder verträgt diesen Laut unter allen Konsonanten grade am allerwenigsten, und die genannten Wörter lauten fast ba'-ur, mi'-ur, mo'-ur etc. (Princ. 102.) wo gewiß Niemand „a slight sound of e,“ oder etwas dem e in *few, pew* Aehnliches bemerken wird. Es ist also der Uebergang, den Webster (13) von *bare, mire, more* etc. aus auf den Laut des langen *u* macht, unnatürlich und in dreifacher Hinsicht falsch. Denn 1) wird in bare etc. kein wirkliches *e* gehört, sondern ein Laut wie er oder ur, wie auch Nares (Elements p. 120.) sagt: R does not perfectly unite with long vowels and diphthongs preceding it, but retains something of the sound of *er* or *ar*“; 2) geht dieser Laut dem *r* voraus, und kann also auf das lange *u* in Verbindung mit Konsonanten keine Anwendung finden; 3) aber liegt der Grund selbst, warum wir bei der Aussprache von mure, pure und ähnlichen unwillkürlich „a slight sound of *e*“ vernehmen lassen, nicht etwa in dem vorausgehenden Konsonanten, sondern eben in dem Diphthonglaut des langen *u* selbst. Denn gäbe nur der vorausgehende Konsonant die Veranlassung dazu, wie dies von kind, guise, guard etc. gelten mag, so sähe man nicht ein, warum dieser schwache i-Laut nicht auch z. B. in moor, poor eben so gut hervortreten würde als in mure, pure, und warum dann nicht auch z. B. more, pore etc. myore, pyore lauten würden. Mit dieser Beweisführung fällt also Webster nothwendig durch. Unrichtig ist aber auch seine Ansicht (14), daß nach Lippen- und Gaumlautern der Diphthonglaut des *u* deutlicher hervortrete, als nach *r*, denn nach letzterem tritt er viel-

mehr gar nicht hervor, wie dies die englischen Orthoepisten ohne Ausnahme bemerkt haben, und wie es auch in der eigenthümlichen Abneigung dieses Konsonanten vor dem i-Laute durchaus begründet ist, wovon aber Webster wenig zu ahnen scheint, wenn er meint, daß auch in bare, mire, more, parent etc. ein dem ersten Bestandtheil des langen *u* ähnlicher Vokallaut hervortrete (s. o.).

Zur Vergleichung mit dieser unklaren Webster'schen Ansicht mag hier noch die einfache Erklärung dieses Vokals stehen, wie sie Nares (Elem. p. 35.) gibt, als: „The regular long sound of *u* is found in the words *use*, *humour*, *mutable* etc. etc." Dazu die Note: „This sound is certainly a compounded one; it is the very same as is also expressed by the combination of three letters in the words *you* and *yew*. Yet that it is the regular long sound of *u* with us is evident, by the manner in which we pronounce the vowel when we mean to name it alone, *u*. Dr. Wallis says that this sound is compounded of *i* and *w;* but since, in English, the proper representative of the simple sound of *u* is the reduplication or false diphthong *oo,* I should rather say that it is compounded of *y* and *oo*. Dazu Elements p. 37:

U is pronounced like *oo* long, wherever it is long after the letter *r*, as in *abstruse*, *truth*, *rude;* and generally when long after *l*, as *plume plural*, *lucid*, *lunar* etc.; also in the words *June*, *sure*.

Der Grund, warum das lange *u* gewöhnlich auch nach *l* seinen Diphthonglaut verliert, scheint in dem eigentlichen Schwirren dieses Konsonanten zu liegen, gleich dem *r*, nur etwas schwächer; daß sich überhaupt beide Laute nahe verwandt sind, zeigt sich auch daraus, daß sie hin und wieder verwechselt werden, und namentlich aus dem stärkeren *r* das schwächere *l* wird, wie Barbier, Balbier; barbieren, balbieren rc. So lautet *u* in intrude, include; intrusion, inclusion; true und blue; rural und plural etc. im Allgemeinen völlig gleich. In beiden Fällen wird man es in der That gleich unbehaglich und lästig finden, den ersten Bestandtheil des *u* hören zu lassen. Vergl. Princ. of Pron. 153.

§. 6.

There is, in Walker's analysis of the alphabet, an error peculiar to himself. This is, in making a distinction between the short *i* when it is ollowed by a consonant, and when it is not; as in *ability*. In this case,

he calls the first *i* in *abil*, short; but the second he calls open, and equivalent to *e* in *equal.* (See Principles 107, 544.) He also makes the unaccented *y* at the end of a syllable precisely like the first sound of *e* in *me*, *meter*, *Ability* then written according to his principles would be *abileetee*. Never was a grosser mistake. The sound of *i* aud *y* unaccented syllables, whether followed by and articulation or not, is always the short sound of *e* long, that is *e shortened;* the same sound in quality or kind, but not in quantity. To prove this fact, nothing is necessary but an attention to the manner in which the words *little* and *tiny*, are pronounced, when they are made emphatical by utterance. They are then pronounced *leetle* and *teeny* — and this we hear every day, not only among children, but often among adults. In this change of pronunciation, there is nothing more than a prolongation of the sound of *i*, which, in the syllables, *lit*, *tin*, is short, in *leetle*, *teeny* is long.

2. In consequence of this mistake, Walker has uniformly made a different notation of *i* when accented, and followed by a consonant in the same syllable, and when it stands alone in the syllable and unaccented. Thus to the first *i* in *ability* he assigns a different sound from that of the second; and in *article*, he gives to *i* the sound of *e* long, *arteecle;* but in *articular*, *articulate*, he gives it the short sound, *tik*. It is in consequence of this mistake, that he has throughout his Dictionary assigned to *i* and *y* unaccented and to *y* unaccented terminating words, the sound of *e* long; an error, which it is ascertained by actual enumeration, extends to more than *eleven thousand vowels*, or syllables; an error, which, if carried to the full extent of his principles, would subvert all the rules of English versification. Jones and Perry have corrected this error in their notations, throughout the language.

3. If it should be said that Walker did not intend to direct *y* in this case to be pronounced as *e* long, but that his notation is intended only to mark the *quality* of the sound; it may be replied, he either intended the sound to be that of *e* long, according to his express direction, or he did not. If he did, his notation is not according to any good practice, either in England or the United States, and by changing a short vowel into a long one, his notation would subvert the rules of metrical composition. If he did not, his notation is adapted to mislead the learner wherever his book is strictly followed. In truth, this notation is generally condemned in England, and universally rejected in practice.

(4. From the fact, which Walker relates of himself (Princ. 246.), that he made a distinction between the sound of *ee* in *flee* and in *meet*, until he had consulted good speakers and particularly Mr. Garrick, who could find no difference in the sound, it might be inferred that his ear was not very accurate. But his mistake evidently arose from not attending to the effect of the articulation in the latter word, which stops the sound suddenly, but does not vary it. It is the same mistake which he made in the sound of *i* in the second syllable of *ability*, which he calls short, while the sound of the second *i* and of *y* is that of long *e*. The cele-

brity of Walker as a teacher of elocution, and his Key to the pronunciation of Ancient Names, which, with a few exceptions, is a good standard work, have led many persons to put more confidence in his English Orthoepy than a close examination of his principles will support.)

Bemerkungen zu §. 6.

Daß Walker nicht gemeint haben kann, das zweite *i* und *y* in ability laute wie das lange *e*, geht schon daraus hervor, daß er als langen Laut von *i* oder *y* sein i' oder *i* in mine angibt, so daß dieses Wort abil'-i"-ti" lauten muß, wenn die zwei letzten Vokale wirklich lang sein sollen, nicht aber abileetee denn Princ. 112. bemerkt Walker ausdrücklich, daß *i* nur in fremden Wörtern wie *ee* laute, als ambergris, antique etc. Aber ganz besonders aus Princ. 107., die Webster anführt, geht die Meinung Walker's auf's klarste hervor. Er sagt: „the *short* sound of this letter (i) is heard in *him, thin*, etc. *and when ending an unaccented syllable*, as, *va-ni-ty, qual-i-ty*, etc. where though it cannot be properly said to be short, as it is not closed by a consonant, yet it has but half its diphthongal sound. This sound is the sound of *e*, the last letter*) of the diphthong that forms the long *i*." Walker nennt also hier das *i* in van-i-ty, etc. ganz deutlich *short;* da er aber unter short mit Recht eigentlich *shut* (geschlossen) versteht, wie in *him, thin* etc., so konnte er es im strengsten Sinn (properly) nicht kurz nennen, aber eben so wenig lang, da es hier nur die (zweite) Hälfte seines wirklich langen, d. h. seines Diphthonglautes hat, nämlich bloß *e*. Dieser e-Laut aber, der nach Walker's eigenen Worten weder recht eigentlich *short* ist, noch *long*, kann unmöglich ein anderer sein als der, den ich den kurz-offenen genannt habe, und bei jedem anderen Vokal ebenfalls zu finden ist. Nun vergleiche man dagegen die Erklärung dieses Lautes bei Webster. Außer daß sie viel schwerfälliger ist, ist sie auch ungenau, oder vielmehr falsch; denn statt des von Walker so klar angedeuteten kurz-offenen Lautes, kennt und unterscheidet Webster nur den kurz-geschlossenen Laut, so daß also z. B. ability, monotony, regular, etc. etc. a-bil'-i-ti, mo-not'-o-ni, reg'-u-lar, etc. gesprochen werden muß, sobald man consequent fortgeht. Aus dieser absurden Aussprache wird aber jedermann erkennen, daß auch bei *i* der kurz-offene Laut von dem geschlossenen genau unter-

*) Besser part oder component.

schieden werden muß, wenn in das englische Lautwesen Bestimmtheit und Consequenz gebracht werden soll. Davon scheint aber Webster, in diesem Punkte wenigstens, auch nicht eine Ahnung zu haben. — Nach dieser Bemerkung wird der Leser auch die andern Nummern dieses §. gehörig zu würdigen wissen. Darum nur noch eine Bemerkung zu 4. Webster nennt hier Walker's Schlüssel zur Aussprache der Eigennamen a good standard work, mit der Einschränkung „a few exceptions." Schade, daß er nicht sagt, was er darunter versteht. Vielleicht meint er damit die aspirirte Aussprache der Consonanten *c*, *s* und *t* vor ia, io, ie und dgl. Verbindungen, die Walker auch in den Eigennamen stets *sh* zu sprechen lehrt, ohne daß dadurch das folgende *i* die geringste Veränderung erlitte, als Lucia, Hortensius, Horatius, etc. die Walker Lu'-shi-a, hor-ten'-shi-us, ho-ra'-shi-us lauten läßt. Meint Webster diesen Punkt, so erstreckt sich ja aber diese fehlerhafte Aussprache über Hunderte von Eigennamen, und es ist ja grade das Grundübel des Walkerschen Systems, daß er die Bedingung, unter welcher jene Consonanten ihre Zischlaute annehmen können, durchaus verkennend nun auch auf die Eigennamen alle Fehler übertragen, die er in dieser Hinsicht vorzugsweise vor Andern in die Englische Sprache überhaupt gebracht hat. Es ist dabei noch bemerkenswerth, daß James Knowles, der jüngste englische Orthoepist, dessen ganzes Verdienst vielleicht darin besteht, daß er sich bemüht, in allen derartigen Wörtern, wo der Gebrauch nicht allzu fest Wurzel geschlagen hat, den Mißbrauch auszurotten und jenen Consonanten auch vor ia, io, ie u. s. w. ihre einfachen natürlichen Laute zu vindiciren. Nur geht er dabei in einer Hinsicht nicht weit genug, indem er sich scheut, wie er sich ausdrückt „to knock my head against the stone wall of inveterate custom," und in anderer viel zu weit, wie unten noch gezeigt werden soll. Darin ist er aber völlig consequent, daß er in den Eigennamen wenigstens jenen Consonanten immer den einfachen Laut *s* gibt, wenn der folgende *i* seine volle Geltung als Vokallaut behält (vgl. Princ. of Pronunc. 135. ff.)

§. 7.

1, In the notation of sounds, there is a mitstake and inconsistence in all the orthoepists, which deserves notice, not on account of its practical importance, so much, as to expose an error in syllabication or the division of words into syllables, which has been maintained by all writers in Great Britain: from time immemorial. The rule is, that „a

single consonant between two vowels, must be joined to the latter syllable." According to this rule, *habit*, *baron*, *tenet*, are to be divided thus, *ha-bit*, *ba-ron*, *te-net*.

2. This rule is wholly arbitrary, and as for ages retarded and rendered difficult the aquisition of the language by children. How is it possible that men of discernment should support a rule, that in thousands of words makes it necessary, to break a syllable, detaching one of the letters essential to it, and giving it a place in the next? In the words above mentioned, *hab*, *bar*, *ten*, are distinct syllables, which cannot be divided without violence. In many words, as in these, this syllable is the radix of the word; the other syllable being formative or adventitious. But where this is not the case, convenience requires that division of syllable should, if possible, be kept entire; and in all cases the division of syllables should, as far as possible, be such as to lead the learner to a just pronunciation.

3. As in our language the long and short vowels are not distinguished differences of character, when we see a single consonant between vowels, we can not determine, from the preceding vowel character, whether the sound is long or short. A stranger to the language knows not whether to pronunce habit, *ha-bit* or *hab-it*, till he is instructed in the customary pronunciation. It was probably to avoid this inconvenience that our ancestors wrote two consonants instead of one in a great number of words, as in *banner*, *dinner*. In this respect however there is no uniformity in English; as we have generally retained the orthography of the languages from which we have received the words, as in *tutor*, *rigor*, *silent*, and the like.

4. Now it should be observed that although we often see the consonant doubled, as in *banner*, yet no more than one articulation is ever used in speaking. We close the organs but once between the first and second syllable, nor is it possible to use both the letters *n*, whithout pronouncing *ban*, then intermitting the voice entirely, opening the organs and closing them a second time. Hence in all cases, when the same consonant is written twice between vowels, as in *banner*, *dinner*, *better*, one of them only is represented by an articulation of the organs, the other is useless, except that it prevents any mistake, as to the sound of the preceding vowel.

5. In the notation of all the orthoepists, there is inconsistency, at least, if not error. If they intend to express the true pronunciation by using the precise letters necessary for the purpose, they all err. For instance, they corite *bar'ron ba'ron*, when one articulation only is, or possibly can be, used; so also *ballance*, *biggot*, *biggamy*, *mellon*, *mettapher*, *mellody*. This is not only useless, for the use of the accent after the consonant, as *bar'on*, *bal'ance*, *big'ot*, *mel'on*, etc. completely answers the purpose of determining the pronunciation; but it is contradictory to her own practice in a vast number of cases. Thus they write one consonant only in *civil*, *civic*, *rivet*; and Walker writes *kollonade*,

doubling l, but *kolony*, *kolonise*, with a single *l*. This want of system is observable in all the books which are offered to the public as standards of orthoepy.

Bemerkungen zu §. 7.

Es berührt hier Webster einen Gegenstand, der allerdings bei den englischen Orthoepisten sehr im Argen liegt; aber wie er selbst die Sache ansieht, wird sie leider um nichts besser, sondern wir erhalten nur einen Beweis mehr, daß Webster als Orthoepist nicht eben sehr stark ist; doch muß man ihm lassen, daß er das Unrichtige oder Mangelhafte fast überall herausfühlt, aber nur nicht Haltbares dafür zu geben versteht, ja die Sache nicht selten verschlimmert. So greift er hier (1) die bekannte alte Regel der Silbenabtheilung an, und spricht von Irrthümern „from immemorial time," „for ages," wo er eigentlich selbst nur der Irrende ist. Die Engländer haben, wie Webster selbst sagt (3), die Orthographie der Sprachen beibehalten, aus denen sie ihre Wörter entlehnten. Sollte es denn nun wirklich so absurd sein (2), neben der Orthographie auch die hergebrachte Abtheilung dieser Wörter in Silben beizubehalten? Ich denke, das eine ist so natürlich wie das andere. Und wenn Webster einmal, zur Erleichterung der Aussprache die Silbenabtheilung geändert wissen will, warum geht er nicht noch einen Schritt weiter und verlangt, daß auch die Orthographie nach der Aussprache abgeändert werde? Als Etymolog sah Webster ohne Zweifel, wohin eine solche „convenience" führen würde; so wie er aber diesen Punkt beim Alten läßt, so hätte er dies auch mit der Abtheilung thun sollen, denn eine Aenderung derselben führt am Ende zu demselben Resultat, nämlich zur Verwischung der Etymologie. Wie kämen Wörter wie reference, preface, progress, trivial, prominent, etc. etc. dazu, ref-erence, pref-ace, prog-ress, triv-ial, prom-inent abgetheilt zu werden? Durch diese Neuerung würde aber nicht einmal etwas Wesentliches für die Erleichterung der Aussprache gewonnen; denn es gebrauchen die Engländer im täglichen Leben bei ihrer Schrift weder Accente, noch brechen sie die Silben eher als höchstens am Ende einer Zeile, und darauf würde sich denn der ganze Vortheil, den Webster bezwecken will, reduciren. Wer möchte aber dieser ganz zufälligen, durch ihre seltene Anwendbarkeit fast auf Nichts gebrachten Erleichterung auch nur Eine Etymologie zum Opfer bringen? In den orthoepistischen Lehrbüchern aber werden ja die Silben ohnehin so abgebrochen, wie es die

Aussprache erheischt, und ist also ganz und gar nicht zu begreifen, was Webster mit seinen tausendjährigen (immemorial) Mißgriffen sagen will. Offenbar beruht seine Ansicht von der Silbenabtheilung auf dem gänzlichen Mißverstehen des Accents, der in der englischen Sprache so eigenthümliche Erscheinungen verursacht, und zwischen Schrift und Aussprache das größte Mißverhältniß gebracht hat, wie ich dies in den Princ. of Pronunc. Nr. 23—28 klar zu machen gesucht habe. Auch ist die Meinung Webster's theilweise irrig, daß von zwei gleichen Consonanten immer nur einer gehört werde, wie in *dinner, better,* etc. und daß es schon hinreiche, z. B. *baron, ba'ron; progress, pro'gress; metapher: met'apher* zu bezeichnen. Allein bei diesem Verfahren wird das durch den Accent verursachte Zerreißen zusammengehörender Silben durch kein sichtbares Zeichen wieder hergestellt, was freilich auch die englischen Orthoepisten lange nicht immer beobachten, wie Webster recht wohl bemerkt hat. So macht es sich z. B. ganz eigen, wenn sie nothing, kein Ding, nicht, in der Aussprache *noth-ing* bezeichnen, als hieße *noth*, kein, und *ing,* Ding; dieses Verfahren würde aber zur vollkommensten Absurdität führen auf dem Wege, den Webster für die Abtheilung der Wörter vorschlägt. Da aber die ursprünglichen Bestandtheile dieses Wortes no und thing sind, so muß dasselbe, nach der Etymologie, nothwendig no-thing; nach der Orthoepie aber, da der an sich offene Vokal durch den Accent zum geschlossenen wird, eben so nothwendig noth'-ing abgetheilt werden, daß also für einen sehr großen Theil englischer Wörter eine doppelte Abtheilungsweise nothwendig wird, wie z. B. etymol. pre-face; orthoep. pref'-face; etymol. pro-gress, orthoep. prog'-gress, etc. Nur darf Niemand glauben wollen, daß in diesen Wörtern das *th,* f und *g* der ersten Silbe vollständig laute wie z. B. in breath, cliff, leg; denn da dort die Stimme keine Zeit hat, einen Absatz zu machen, sondern unaufhaltsam zur nächsten Silbe forteilt, so kann der erste jener Consonanten auch nicht rein auslauten, sondern bildet nur eine Art Vorschlag zur nächsten (zweiten) Silbe, welcher Vorschlag aber nothwendig wird, um, wie schon gesagt, einen an sich offenen Vokal zu schließen. Dieses Verhältniß aber wird keineswegs schon hinreichend durch den Accent allein ausgedrückt, als met'apher, col'ony, rig'our, etc., eben weil die erste Silbe dieser und tausend ähnlicher Wörter auf den accentuirten Consonanten überhaupt kein legitimes Recht hat, sondern ihn, so zu sagen, usurpirt, d. h. unter dem Zwang des Accents momentan auf ihn übergreift, und eben dar-

um der rechtmäßigen Silbe zurück geben muß. Dieser Proceß kann aber dem Auge nicht wohl anders als durch eine Verdoppelung des einfachen Consonannten dargestellt werden, so wie im entgegengesetzten Fall durch eine Vereinfachung des doppelten, wie in affect', offend', occa'sion, effect, etc. etc. Wie aber freilich die Sache bis jetzt von den engl. Orthoepisten behandelt worden ist, ergibt sich ein tausendfaches *plus*, und da dieses von ihnen nicht einmal immer ausgedrückt oder angeschrieben ist, so zeigt sich in ihren Lehrbüchern ziemlich aúf jeder Seite, was Webster mit Recht „want of system" nennt (5). Schon aus diesem so oft zu- und abzuschreibenden plus und minus aber ergibt sich das Unthunliche, in den orthoepischen Lehrbüchern die Wörter nur einmal zu schreiben, weil so die Sache unmöglich anschaulich genug werden kann und auf jede wissenschaftliche Behandlung der englischen Orthoepie bei diesem Verfahren von vorne herein verzichtet werden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Ballade überhaupt, und insonderheit über Schiller's Behandlung der Dichtart. Nebst einer genaueren Kritik der „Bürgschaft."

Keine Dichtungsart ist in der neueren deutschen Dichtung so beliebt und so allgemein worden, als die Ballade. Gehn wir auf den Ursprung derselben zurück, so läßt sich wohl nicht läugnen, daß sie an sich eine höchst einfache Bestimmung habe, nämlich die: merkwürdige Ereignisse, es sei im Interesse der Geschichte überhaupt oder einzelner Personen und Familien, in einer sangbaren oder wenigstens leicht behaltbaren Form dem Gedächtnisse und der Aufbewahrung im Munde des Volkes zu übergeben. Sie schließt sich somit den größeren epischen Dichtungen gleichsam als Miniatur- oder Genrebild passend an, und theilt mit ihnen den Zweck, nur nicht — was sie gerade nicht soll — die Art der Darstellung. In dieser Einfachheit erscheint sie in den alten Formen, z. B. in dem Volkslied über W. Tell, welches in Niemeyer's deutschen Dichtungen zur deutschen Geschichte S. 99 angeführt wird, und in anderen ähnlichen Liedern dieser Sammlung. Ebenso in der alten Ballade: Der Kaiser und der Abt, welche Bodmer aus dem Alt-Englischen übersetzt hat*) und besonders auch in den Alt-Englischen Balladen, die jetzt wohl zum Theil nur noch im Munde der Kinderwärterinnen dieses Landes zu finden sein möchten. (S. Goldsmith Essays.) Auch Bürger's Lenore ruht bekanntlich auf einer solchen einfachen Grunddichtung. Wie aber Alles vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen und Schmucklosen zum Geschmückteren und Durchdachteren sich zu erheben pflegt, so ist es auch der Ballade ergangen. Sie ist zu kunst- und schmuckreicheren Formen fortgeschritten, und die alte Grundzeichnung, die fast nur die Hauptzüge der Geschichte festhielt,

---

*) S. Deutsches Dichterbuch von Bechstein S. 192.

ist mit reicher Farbenpracht ausgestattet worden. Man vergleiche in dieser Hinsicht die schon angeführte Dichtung „Der Kaiser und der Abt“ mit Bürger's bekannter Ballade.

Theils aber in der Wahl des Stoffes, theils in der Art der Behandlung finden sich unter den deutschen Dichtern bedeutende Unterschiede, und es treten hier Bürger, Goethe und Schiller als diejenigen hervor, denen sich die späteren mehr oder weniger anschließen. Bürger und Goethe wählten vorzüglich plastische Stoffe, d. h. solche, welche der dichterischen Darstellung gleichsam eine malerische Seite darboten. Daß er bei seinen Kompositionen das Plastische vor Augen habe, gibt Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann mehrfach zu erkennen.

Wie plastisch ist Bürger's Lenore, seine wilde Jagd, sein Ritter Karl von Eichenhorst! An diese Plastik des Stoffes nun schließt sich seine Darstellung selbst malend und nachahmend an, so daß er zuweilen sogar auch in der ernsten Gattung — die komische lasse ich hier unerwähnt — die Gränzen des guten Geschmacks überschreitet, z. B. in Ausrufungen u. dergl. Goethe ist kein Freund solcher sprachlichen Nachbildungen. Ihm genügt es, wenn der Stoff an sich plastisch ist, und er behandelt ihn mit der ihm eigenen Zartheit und Angemessenheit des Ausdrucks. So beweist es sich in der Braut von Korinth, die gewiß zu dem Gelungensten gehört, was die deutsche Dichtung in dieser Art aufzuweisen hat, im „Erlkönig,“ im „Gott und die Bajadere,“ „Johanna Sebus“ u. s. w. Alles Stoffe plastischer Natur, zur dichterischen Darstellung, wie sie in Goethe's Natur lag, höchst geeignet, ohne sogenannte Subjektivität blos das Objekt gleichsam mit Künstlerblick auffassend und seine Hauptmomente in angemessenster Weise darstellend, nie in das Maßlose und Ueberschwängliche sich verlierend.

Anders ist es bei Schiller. Ihm ist nicht der plastische, sondern — gemäß seiner Subjektivität — der sittliche Gehalt des Stoffes die Hauptsache. Hierin liegen seine Motive. Das wunderbare Walten einer Vorsehung, welche das Gute lohnt, die Unschuld schützt, das Böse straft; oder auch eine edle und hohe Gesinnung im Menschenleben — das sind seine Hauptgegenstände. Nur „Der Taucher“ möchte hier ausgenommen sein, in welchem das plastische Element vorwaltet. Daher eignen sich auch Schiller's Balladen vorzüglich zu Zwecken der Jugendbildung, und gewiß ist es eben diese Richtung, die ihnen die allgemeine Bekanntschaft und Würdigung bei unserm Volke verschafft hat und erhält. Diese

Rücksicht auf den sittlichen Gehalt des Stoffes möchte in einigen dieser Dichtungen den Dichter sogar veranlaßt haben, es mit den Forderungen der Kunst nicht so genau zu nehmen. Besonders finden wir in zweien derselben einen Mangel an Einheit, nämlich in dem „Gang nach dem Eisenhammer“ und auch wohl in der „Bürgschaft.“ In ersterem hat diesen Mangel schon Götzinger nachgewiesen und durch die Verschiedenheit der von dem Dichter benutzten Quellen genügend erklärt. (S. Deutsche Dichter, erläutert von Götzinger, S. 241.)

In der „Bürgschaft“ ist diese Spaltung des Motives minder auffallend, aber doch nicht gänzlich vermieden. — Wenn nun der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes die letzt angeführte Dichtung einer kritischen Behandlung unterwirft, so ist er weit davon entfernt, auf den Ruhm des großen Dichters einen Schatten werfen zu wollen. Neben der Kunst steht als eine Angelegenheit für sich die wissenschaftliche Kritik. Sie will den Eindruck des Kunstwerkes nicht beeinträchtigen, sondern nur das Urtheil darüber schärfen. Die Werke des Menschen sind nicht wie die Werke der Natur. Bei diesen zeigt uns die mikroskopische Betrachtung stets neue Wunder und wirkt erhöhend. Bei jenen ist dies zwar nicht der Fall; allein Niemand kann an ein Menschenwerk diese Anforderung machen: und wenn uns durch das Mikroskop der Bienenstachel immer noch regelmäßig spitz, die feinste Nähnadel aber wie eine abgebrochene Säule erscheint; so wird man nur sagen können, nicht daß letztere tadelnswerth und unbrauchbar sei, sondern daß die menschliche Beschränkung sich hier, wie überall, in hellem Lichte zeige. Der Eindruck einer Dichtung beruht nicht auf ihrer Zergliederung, sondern auf ihrer Totalität. Spricht uns darin Frische, Gemüth, Lebendigkeit an, so macht sie auf uns den Eindruck des Schönen, selbst wenn das Einzelne nicht tadellos ist. Hinwiederum könnte eine Dichtung im Einzelnen der Kritik keinen Stoff bieten, jener Eigenschaften hingegen ermangeln; und sie würde dann nicht den Eindruck hervorbringen, der sie zu einem Kunstwerk erhebt. A. W. Schlegel's „Arion“ z. B. gilt für eine ausgezeichnete Schöpfung, und dennoch — welche Blößen bietet er der Kritik!

Nach dieser vielleicht nicht überflüssigen Verwahrung gegen alle Mißdeutung können wir zur genaueren Betrachtung der angeführten Ballade übergehen.

Was nun zuvörderst die Spaltung oder Unklarheit des Motives betrifft, so liegt sie darin: War es der Zweck des Dichters

das treue Worthalten, die unerschütterliche Festigkeit der Anhänger der pythagoräischen Sekte darzustellen; oder nur eine fast leidenschaftliche, dem Empfindsamen sich nähernde Freundschaft zweier Menschen? Ersteres ist vorwaltend in der Anlage des Ganzen, in Nr. 16 und 17, auch im Schluß; letzteres zeigt sich vorzüglich in Nr. 12 und 19. Daß der erstere Zweck das Schönere, Bedeutendere, Größere sei, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Es zeigt uns die Menschheit in dem erhabenen Lichte einer sittlichen Kraft, die jedem äußern Hinderniß gewachsen ist und deren Eindruck kein noch so entartetes Menschenherz widerstehen kann. So ist es auch in der Grunderzählung bei Cicero. Er hat diese Erzählung nicht etwa in seiner Schrift de amicitia, sondern er gebraucht sie als Bestätigung stoischer Lehren von der Erhabenheit des Menschengeistes. Aehnliche Erzählungen über Pythagoräer finden sich bei Seneca und Anderen. Aber eben die Abweichung anderer Quellen der Ballade von dieser einfachen Erzählung — (Götzinger S. 250 u. s. w.) scheint auch hier den Dichter verleitet zu haben, dieses Motiv nicht scharf genug hervortreten zu lassen. Eine größere Einheit wäre hier in künstlerischer Hinsicht vorzuziehen gewesen.

Der Dichter läßt nun in Nr. 1 die Hauptperson sogleich auftreten, und zwar — einer Erzählung folgend — bei einem Mordversuch ergriffen. Warum nun ein solches Attentat? Gab es nicht Gründe genug für einen Tyrannen, wie Dionysius es war, einen Unbescholtenen, und eben dadurch dem Verdacht Ausgesetzten zu verurtheilen? Es scheint nicht, daß durch die Annahme eines solchen Beweggrundes der Charakter des Handelnden gewinne oder ein größeres dichterisches Interesse hervorgebracht werde. Abgesehen davon ist es aber auch unbegründet, wenn in Nr. 2 Möros spricht: „Willst du Gnade mir geben.“ Was sollte den Tyrannen, der durch die Vorsicht seiner Leibwache dem Mordversuch eben entgangen war, zu dieser gnädigen Gesinnung bewegen? War kein Attentat vorhanden, sondern nur eine Beschuldigung, ein Verdacht, so ließe sich ein solcher Anspruch auf einige Milderung eher denken. Aecht pythagoräisch ist es aber, daß er seine Absicht nicht zu beschönigen sucht, sondern frei gesteht. Wäre nur diese an sich den Grundsätzen des Pythagoras mehr angemessen! Er nennt es ja selbst ein frevelndes Streben. — Bemerkenswerth ist übrigens die körnige Kürze, mit welcher der Dichter über diese einleitenden Umstände hinwegeilt, um zu der Hauptsache der Darstellung zu gelangen. Warum nun die per-

sönliche Gegenwart des Möros zur Verheirathung seiner Schwester nothwendig war, das kann der Dichter dahingestellt sein lassen, wie es auch seine Quellen thun. Bewunderungswürdig ist die Darstellung in Nr. 3: „Da lächelt der König — nach kurzem Bedenken." Der ganze arglistige Entwurf steht schon im ersten Augenblicke dunkel vor den Augen des Tyrannen; daher sein Lächeln — erst ein kurzes Bedenken läßt ihn aber die Schlinge knüpfen, in welcher — wohl nicht der zärtliche Freund — sondern der streng sittliche Pythagoräer gefangen werden soll. Nicht jenes, sondern vielmehr dieses, war zugleich eine Herabwürdigung der menschenfreundlichen Tugend — der Treue — überhaupt, und darum ist es ja wohl dem Tyrannen zu thun. Je schlechter, je verächtlicher die Menschen sich sind, desto mehr ist ja derjenige gerechtfertigt, der sie nur als Werkzeuge seines Willens gebraucht und eine sittliche Würde nicht achtet, die nur auf Einbildung beruht. Höchst zweckmäßig ist auch die Haltung des Freundes in Nr. 4, obwohl die Umarmung mehr dem zweiten Motiv angehören möchte. Er findet in dieser Verbürgung nichts, was einer langen Erörterung bedürfte. Es verstand sich gleichsam von selbst, daß ein Pythagoräer dem anderen einen solchen Dienst leistete, der nach seinen Grundsätzen und seiner Denkweise nichts Besonderes hatte, nicht als eine lang zu bedenkende oder hoch zu preisende That anzusehen war.

Mit gleicher Kürze, wie in Nr. 1., eilt nun der Dichter zum Rückwege. Die hier sich entgegensetzenden Hindernisse und ihre endliche Ueberwindung ist der Hauptpunkt der Darstellung. Diese Hindernisse selbst sind zwiefach, die ersten mehr physischer, die letzten moralischer Natur. Zweckmäßig ist diese doppelte Versuchung zur Nichterfüllung des Versprochenen. Die fluthenden Gewässer, die drohenden Räuber, die Gefahr des Verschmachtens sind von der ersteren Art. Sie machen die Erreichung des Zweckes scheinbar unmöglich. Und wie werden sie nun beseitigt? Das Einfachste scheint, was auch der Dichter anwendet, daß der Bedrängte um höheren Beistand flehe. Er thut es Nr. 8. — „Da sinkt er — Toben" — Aber findet er Erhörung? Dem Scheine nach nicht. Und wie sollte auch das Toben der Fluthen auf einmal gehemmt werden? Anders als durch ein Wunder konnte dies nicht geschehen. Wir befinden uns aber in dieser Erzählung nicht eigentlich auf dem Gebiete des Wunderbaren. (S. davon nachher.) Ein Wunder — nach der gewöhnlichen Ansicht des Wunderbaren, wo es in einer uns unbegreiflichen Hemmung der Naturkräfte oder

augenblicklichen Aufhebung fester Naturgesetze besteht, geschieht hier nicht. Es konnte also nur ein kühner Entschluß helfen, auf Leben und Tod das Wagestück des Durchschwimmens zu versuchen. Aber dennoch heißt es sehr schön Nr. 8.: „Ein Gott hat Erbarmen." Die Kraft des Möros wird bis zum Wunderbaren gehoben. So betrachtet er es selbst Nr. 10.: „Und danket dem rettenden Gotte." Nur auf diese Weise läßt sich auch das folgende Ereigniß erklären. Wie wollte er mit der gewöhnlichen Kraft des Einzelnen, sei dieselbe auch noch so angestrenget, diesen Erfolg hervorbringen? Trefflich ist der Ausruf des Angegriffenen Nr. 11.: „Ich habe nichts als mein Leben, das muß ich dem Könige geben." Selbst mein Leben gehört nicht mir; es ist, wie eine Schuld, schon einem Anderen verfallen. Auf die Räuber konnte diese Betrachtung freilich keinen Eindruck machen, so wenig als das Mitleid mit dem Freunde; auch läßt er ihnen keine Zeit, nach näherer Erläuterung zu fragen, deren sie allerdings bedurft hätten. Sie ging aber aus seiner eigenen Seele zu lebendig hervor, um sie nicht auch gegen Jene auszusprechen.

In einiger Verlegenheit befinden wir uns bei der Beurtheilung des folgenden Hindernisses. Ist das Dasein der Quelle ein Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes, oder hat der Ermattete sie nur früher nicht bemerkt? Welches von beiden der Fall ist, geht aus der Darstellung nicht hervor. Das Zweite ist jedoch kaum möglich. Wir müssen sonach das Erstere annehmen, obwohl, wie schon gesagt, wir nicht auch auf dem Gebiete des Wunderbaren stehen. In künstlerischer Hinsicht scheint dieses Schwanken zwischen dem Natürlichen und dem Wunderbaren Tadel zu verdienen.

Es kommen nun nach der höchst plastischen Schilderung des herannahenden Abends die beiden Wanderer. Er will sie nicht befragen — dies könnte sein eiliges Fortschreiten verzögern — allein er hört sie bedenkliche Worte aussprechen: „Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen." Es ist also zu spät, seine Zurückkunft unnütz. Hier schon zeigt sich, was im Folgenden deutlicher hervortritt. Es soll auch eine Versuchung moralischer Art eintreten. Dazu gehörte nicht nur, daß die Fortsetzung der Reise unnütz war — dies bildet nur den Uebergang zum Folgenden — sie mußte auch mit Gefahr verbunden sein. Eine solche Gefahr gab es nun eigentlich nicht. Das Leben des Möros war völlig gesichert, wenn auch das seines Freundes verloren war. Dies war ja ausdrückliche Bedingung. „Doch dir ist die Strafe erlassen." Und

wie konnte die Absicht des Tyrannen sonst erreicht werden? Durch ein Wüthen gegen Beide zerstörte er seinen eigenen Zweck, die Beschämung derer, die in der Menschheit eine höhere Triebfeder, als die bloße Eigenliebe, annahmen. Mußte Möros dies nicht einsehen? Wirklich spricht er nur zweifelhaft darüber. Philostratus hingegen mit Gewißheit. „Zurück — Leben." Er muß also glauben, daß der Tyrann aus reinem Blutdurst auch den Zweiten werde morden lassen. Von dieser nicht ganz zu beseitigenden Schwierigkeit abgesehen, ist das Erscheinen eines Mannes sehr zweckmäßig, dessen Aussage Möros das höchste Vertrauen schenken mußte.

In den Worten Nr. 17: „In den Armen liegen sich beide" ist ebenfalls Etwas von dem oben angegebenen zweiten Motive. Das schöne Ergebniß des Ganzen, kurz und kraftvoll gesagt: „Und die Treue sie ist doch kein leerer Wahn" — deutet bestimmt auf das erstere. Und nun der Schluß. Der Dichter wird von Götzinger wegen dieses Schlusses getadelt. Allein erstlich ist er der ursprünglichen Erzählung getreu, wörtlich nach Cicero; ferner, was sollte der Tyrann anders sagen? Eine feine Wendung, ein Bonmot, sonst ist es nichts. Daß er zu einer solchen Freundschaft nicht passe, weiß er selbst wohl am besten.

Sprachbemerkungen über Einzelnes bieten sich nur wenige dar. Der grammatischen Klarheit ermangelt die Stelle Nr. 6.: „Und donnernd sprengen die Wogen — Bogen." Es ist nämlich ungewiß, ob donnernd sich als Attributiv auf Wogen, oder als Adverb auf sprengen beziehe. „Den Bogen des Gewölbes" scheint pleonastisch zu stehen für „Gewölbe" überhaupt. Ferner Nr. 5.: „Eilt heim mit sorgender Seele, damit er die Frist nicht verfehle." Wie ist dies Kausalverhältniß zu verstehen? Er eilt, damit er die Frist nicht verfehle? Dann ist „mit sorgender Seele" überflüssig oder vielmehr störend. Ist „damit — verfehle" als objektive Ergänzung zu „sorgen" zu ziehen, so müßte es heißen: daß er — verfehle. Bemerkenswerth ist dagegen der passende Gebrauch von Nr. 9. von zerrinnen, schnell auseinander fließen, und entrinnen, schnell wegfließen. Auch Nr. 10.: „schnaubet Mord." Schnauben kann nichts Anderes als leidenschaftliche Aufregung bezeichnen. Woher nun diese? Man kann es so erklären. Der Mensch, wenn er seinem Nebenmenschen in einer so unmenschlichen Rolle entgegentritt, behält nicht seine Kaltblütigkeit und Ruhe. Es tritt gleichsam eine künstliche, erzwungene Aufregung ein. „An's heilige Land" Nr. 12. ist wohl als ein den griechischen Dichtern

entlehnter Ausdruck zu betrachten. Heilig wäre dann so viel als rettend.

Nr. 13.: „Da sprudelt es silberhell — wie rieselndes Rauschen" ist grammatisch unklar. „Es sprudelt" ist doch wohl unpersönlich zu nehmen. Die Vergleichung „Wie rieselndes Rauschen" hat dann aber keinen Gegenstand. Oder vielleicht deutlicher, es fehlt das tertium comparationis. Denn das Rauschen kann nicht sprudeln. Auf das adverbiale Verhältniß „ganz nahe" kann der Vergleich sich auch nicht beziehen.

Endlich Nr. 19. der Ausdruck „ein menschliches Rühren" ist auch von Götzinger getadelt worden. Es soll wohl bedeuten: es regt sich bei ihm ein Gefühl Menschlichkeit. Rühren muß alsdann statt Rührung genommen werden. Sehr schön dagegen und mit Nr. 2. glücklich contrastirend ist: „Und blickt sie lange verwundert an." Er kann es kaum begreifen, und sucht gleichsam in ihren Zügen die Bestätigung des Erlebten zu lesen. Oder auch: er will ihres Anblicks recht genießen. —

Was nun den Gesammteindruck dieser Dichtung betrifft, so ist nicht zu bezweifeln, daß sie die Hauptabsicht des Dichters erfülle, nämlich die edlere Menschennatur im Kampfe mit den größten Hindernissen und Versuchungen siegreich hervorgehen zu lassen *), und dadurch auch uns, die wir zwar dem Dionysius nicht gleichen, aber doch oft bei den mannichfachen Weltereignissen mit bedeutenden Zweifeln zu kämpfen haben, zu überzeugen, daß die Treue doch kein eitler Wahn ist.

Crefeld.

C. Risler.

*) S. Schillers Abhandlung: Ueber das Vergnügen an tragischen Gegenständen.

Ueber Phonographie.

Die Mittheilung unserer Gedanken und Gefühle geschieht entweder durch Mienen und Gesten — durch gesprochene Klänge oder geschriebene Zeichen. In Beziehung auf die letzt angedeutete Art und Weise, sich Anderen mitzutheilen, hat stets eine große Verschiedenheit stattgefunden rücksichtlich der Leichtigkeit und Schnelligkeit, und es ist allerdings eine auffallende Erscheinung, daß wir, obgleich unsern Vorfahren in so Manchem überlegen, stets einer Schreibweise treu geblieben sind, bei welcher man fast sechs Stunden Zeit nöthig hat, um dasjenige aufzuschreiben, was sich in einer einzigen Stunde sagen läßt. Weshalb wenden wir noch immer eine Menge willkürlicher Zeichen an, um dasjenige darzustellen, wozu die Stimme nur eine Anstrengung zu machen braucht, mit einem Worte, weshalb sind unsere geschriebenen Zeichen verhältnißmäßig nicht eben so einfach, als unsre gesprochenen Klänge. Es läßt sich gewiß nicht sagen, daß eine solche Schreibweise, wie sie eben angedeutet wurde, unpraktisch wäre. Seit die Griechen das phönizische Alphabet einführten und modificirten, ist die Fortbildung nur sehr unbedeutend gewesen: sogar im Deutschen und Spanischen finden sich viele Unregelmäßigkeiten und Widersprüche in dieser Beziehung, aber im Französischen und Englischen ist die Verschiedenheit zwischen Orthographie und Aussprache so groß, daß man erstere nur durch ein förmliches Anatomisiren der Wörter erlernen kann*). Es gibt Viele, die eine Veränderung der Orthographie schon deßhalb für ganz unmöglich halten, weil dadurch die Etymologie völlig gestört würde; aber die Orthographie weicht schon jetzt so sehr von der früheren ab, daß man auf diese fast immer zurückgehen muß, wenn man die Etymologie eines Wortes ausfindig machen will.

*) Vergl. Volney's Alphabet Européen appliqué aux Langues Asiatiques.

Wenn man die englische Orthographie mit der Aussprache vergleicht, so kann man den Ausspruch des Johnson nicht ungerecht finden, der sie wild und barbarous nennt, da sie fast ganz stationär geblieben ist. Sir Th. Smith, der Sekretär der Königin Elisabeth, ein Mann von außerordentlicher Gelehrsamkeit, der sich viel mit grammatischen Studien beschäftigt hatte, entwarf den ersten Plan einer regelmäßigen Orthographie für das Englische, und zur Zeit Karls I. war die Neigung zu einer völligen Umgestaltung der Orthographie so außerordentlich groß und allgemein, daß man eben nur hieraus die merkwürdige, stets schwankende Schreibweise Milton's erklären kann. Sir William Jones und Benjamin Franklin waren späterhin überaus thätig für die Reform, aber der Fortschritt war doch im Ganzen nur sehr gering; man bedenke nur, daß es unzählige Wörter gibt, in denen kein einziger Buchstabe des Geschriebenen mit dem Gesprochenen übereinstimmt z. B. cough oder cow u. s. w. Es ist in den englischen Buchstaben wirklich gar keine Methode vorhanden, und man muß fast jedes Wort für sich besonders aussprechen und schreiben lernen, man betrachte die Wörter hiccough (hiccop) lough (lock) though (thō') through plough — und man schließe daraus auf die Mühe, welche den Engländern die Erlernung des Lesens macht und wie schwierig für sie die Orthographie sein muß. Wie höchst komisch und mangelhaft in England der Unterricht im Buchstabiren ist, davon kann man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man nur an den verschiedenen Klang denkt, den ein und derselbe Vokal in verschiedenen Wörtern hat, oder noch besser, wenn man sich ein Bild von der Verlegenheit macht, in welche der Lehrer versetzt werden muß, wenn das Kind buchstabirt: „pi-etsch-el-i-dschi-em" — was dann heißen soll „*flem*." (phlegm) — ein Fall, der sich bei plague, nature u. s. w. fortwährend wiederholen wird.

Nach einer näheren Betrachtung der Sache zeigt es sich nun, daß im Englischen theils jeder Buchstabe keineswegs einen ihm eigenthümlichen Klang andeutet, theils daß es auch für einzelne Klänge ganz an Buchstaben gebricht. Wie man auf der einen Seite 3 Konsonanten hat, die ganz überflüssig sind und in der Aussprache nie vorkommen, so fehlt es andererseits an 9 Vokalen und 6 Konsonanten. Man hat deshalb von Seiten der Neuerer den Schluß gemacht, es sei eigentlich das Bedürfniß nach einem neuen Alphabete vorhanden, in welchem jedes Zeichen einem besonderen Klange entspräche. Wenngleich das Französische im

sozialen und diplomatischen Sinne eine allgemeine Weltsprache genannt werden kann, so hat sie doch nicht in weit ausgedehnten Strecken Europa's eigentlich festen Fuß gefaßt. Das Englische wäre dagegen viel besser zu einer universellen Sprache geeignet, weil es durch kühne Mischung und Umgestaltung seiner Formen aus gothischen und römischen Elementen eine unvergleichliche Biegsamkeit erlangt hat, aber eben die bizarre Orthographie macht diese Universalität unmöglich*).

Die neuere Zeit hat nun in England die sogenannte Phonographie und Phonotypie hervorgebracht, ein System, nach welchem bei organischer Berücksichtigung der Buchstaben, neue Zeichen für Druck und Schrift angewendet werden sollen, und bei welchem eine solche Berücksichtigung des Klanges der Wörter stattfinden soll, daß das Ganze ein wahrhaftes „talking on paper" ist. — Mr. Isaac Pitman in Bath, ein höchst gelehrter und scharfsinniger Mann, ist der Erfinder dieses neuen Systems, welcher in der That kein Opfer gescheut hat, um sein Ziel zu erreichen; ihm zur Seite standen gleich anfangs seine beiden Brüder Ben und Joseph nebst Mr. W. Hill, dem Vater des bekannten Reformators der Briefportotaxen Rowland Hill. Mr. Pitman richtete anfangs besonders seine Aufmerksamkeit auf die Verbesserung und Verkürzung des Schreibens und suchte die verschiedenen Klänge und Artikulationen durch ein einfaches Zeichen darzustellen, die sich zu verschiedenartigen Kombinationen eigneten und von denen jedes nur für einen und denselben Klang angewendet würde. Das neue System hat sich nach und nach zu einer immer größeren Vollkommenheit entwickelt, liegt jetzt ziemlich harmonisch in allen seinen Theilen vor uns und hat sich bereits in England und Amerika sehr weit verbreitet; wir glauben, daß unseren Lesern eine kurze Darstellung des Pitman'schen Systems nicht unwillkommen sein dürfte, zumal dasselbe zu den neueren Reformen in der Orthographie in nächster Beziehung steht. Zuvor sei es uns noch erlaubt, einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung der Tachygraphie zu werfen, da sie nebst der in Drucksachen vorkommenden Orthographie der neueren Methode zur Vergleichung gegenübergestellt werden muß, um letztere gehörig würdigen zu können.

Die Erfindung der Tachygraphie, deren sich die römischen Notarii in den Zeiten der Cäsaren bedienten, ist verschiedenen Männern zugeschrieben worden. Nach Diogenes Laertius bemerkte

---

*) Vergl. Rapp Physiologie der Sprache Bd. III. S. 157.

sich Xenophon einzelne Aussprüche des Sokrates in einer Art von Zeichensprache; die Römer machen indessen Anspruch auf die Erfindung der „Römischen Notae." Ennius soll 1100 Notas Communes (Abkürzungen) erfunden haben; es findet sich indessen nicht ein einziges Werk des Ennius, welches mit diesen „Noten" geschrieben wäre, ja selbst nicht einmal eine einzige Redensart, und die ganze Behauptung ist demnach sehr zu bezweifeln. Nach Plutarch war Cicero der Erfinder und nach Dion Cassius war es Mäcen. Eusebius scheint die richtigste Ansicht von der Sache zu haben, indem er mit ziemlichem Glücke zu beweisen suchte, daß die Erfinder der Noten Freigelassene und Sklaven gewesen seien, nämlich Tyro, Persannius und Aquila, deren Verdienst, nach dem Brauche der damaligen Zeit, ihren Herren zugeschrieben wurde.

Nach einem alten Schriftsteller vereinigten sich etwa 6—8 Schnellschreiber in der Weise, daß sich der erste unter ihnen die ersten zehn Worte des Orator oder Advocatus merkte und niederschrieb; dann trat schnell der zweite ein, notirte die folgenden zehn Worte u. s. w. bis sie dann nach Beendigung der Rede durch ihre resp. Beiträge ein Ganzes zusammensetzten. Man erzählt, daß diese Schnellschreiber in ihrer Kunst eine solche Geschicklichkeit gehabt hätten, daß sogar — mirabile dictu — einige von ihnen im Stande gewesen, bloß an der Miene den Rednern anzusehen, was jene sagen wollten.

Die Schriftzüge, deren sie sich bedienten, waren theils Buchstaben (z. B. C bedeutete Caius — umgekehrt Ɔ war es Caia), theils auch eigentliche Zeichen, die jedoch nur in sehr geringer Anzahl vorhanden waren, z. B. \ ab, / ad, | in. Man kürzte späterhin auch die Buchstaben des Alphabets, indem man z. B. 3 für B schrieb, oder indem man etwas an die Stelle setzte, was dem anzudeutenden Buchstaben einigermaßen nahe kam, z. B. 1 für N und M und man vereinigte dann auch mehrere Wörter, die häufig in Verbindung mit einander vorkamen, zu einem Zeichen. Um das Schema vollständig zu machen, nahm man verschiedene Striche und Punkte noch hinzu, durch welche der Kasus, die Zahl, Person u. s. w. angedeutet wurden.

Seneca soll mindestens 5000 Schriftzüge denen des Tyro hinzugefügt haben, die indessen keineswegs willkürlich gewählt waren; sie bestanden vielmehr in der concisesten und deutlichsten Art von Abkürzung der Wörter, die sich nur ersinnen ließ, und sie wurden wahrscheinlich in der Absicht bekannt gemacht, um eine größere Uniformität des Styles bei den damaligen Geschwind-

schreibern herbeizuführen. Der Bischof Cyprian von Karthago vollendete „im Interesse der Gläubigen" das System, indem er für die biblischen Namen und christlichen Begriffe besondere feste Zeichen einführte.

Diese Notae blieben lange in Gebrauch, bis sie zur Zeit des großen Justinian allmälig fast alles Ansehn verloren, und als er den berühmten Codex abfassen ließ, verbot er ausdrücklich den Gebrauch dieser Zeichen („vetuitque per signorum captiones et compendiosa aenigmata Codicis sui textum conscribi").

Vor 3—4 Jahrhunderten waren die in dieser Zeichensprache geschriebenen Werke so selten geworden, daß man nach langem Suchen nur eines entdeckte, und sonderbarer Weise hatte der unwissende Bibliothekar dem Buche den Titel gegeben: „Der Psalter in armenischer Sprache." Bugartius fand eine Geschichte des Curtius auf, welche am Ende Einiges in alten Noten enthielt. Justus Lepsius korrespondirte mit P. Leonardus Lessius sehr ausführlich über diese Römischen Notae, und der Brief des Letzteren enthält mehrere Fakta, die oben angeführt sind. Der Gedanke war sehr lebhaft angeregt, die ganze Sache einmal gründlich zu untersuchen, und der ausgezeichnete Gelehrte und Kritiker Gruter machte sich zuerst ans Werk, indem er unter den Auspicien des Joseph Scaliger seine „Inscriptiones Antiquae" herausgab und 1600 in Heidelberg die „Notae Romanorum Veterum" veröffentlichte.

Diese auf 200 Folio-Seiten erläuterten Noten zeigen ganz deutlich, daß man das Prinzip befolgte, so viel als irgend möglich abzukürzen, denn obgleich fast jeder Buchstabe des Alphabets verwendet wird, so ist doch kein Wort vollständig ausgeschrieben; die Schriftzüge eigneten sich schlecht zur Verbindung und die Gestalt und Größe des Buchstaben ist deßhalb oft aufs Mannigfaltigste verändert und verschiedenartig, und dennoch erscheinen die Buchstaben häufig ganz unverbunden oder sie sind in einander geschrieben.

Die eigentliche Gestalt der stenographischen Buchstaben scheint dem gewöhnlichen Latein und Griechisch entlehnt zu sein; dies zeigt sich besonders in*) β, G, δ, G, M, N, R, S und U.

Jeder Buchstabe hat nun überdies, wenn er allein steht, eine besondere Wortbedeutung z. B. b. ist brevis — s. ist se — ss

*) Vergl. auf der Tafel Nr. I. wo die einfachen unverbundenen Buchstaben aufgeführt sind.

= sese — ⌉ ist te ◡ ist verus; eine neue Bedeutung haben die Zeichen wieder, wenn ein Punkt darin steht, z. B. ◡ ist uter, ⌉ trans. Ebenso hat man besondere Zeichen für die oft vorkommenden Endsylben a, as, e, es, o, os, u, us, ae, orum, arum, es, est, essem, esses, essemus u. s. w., durch deren Hinzusetzung die Zeichen dann modifizirt werden.

Aus dem Angeführten wird es sich genugsam ergeben, daß schon in dem Systeme des Cicero alle Grundsätze anerkannt wurden, welche die Kunst der Stenographie späterhin stets befolgt hat. Man nahm einfachere Formen, als die der gewöhnlichen Buchstaben an und ließ jede einzelne zugleich für ein besonderes Wort gelten; man stieß alle diejenigen Buchstaben aus (besonders Vokale), die man irgend glaubte entbehren zu können und verband zuweilen die Anfangsbuchstaben mehrerer Wörter zu einem besonderen Zeichen. Alles, was nun die Erfinder der neuen Systeme geleistet haben, besteht einzig und allein darin, daß sie einfachere Zeichen für das Alphabet einführten. Das Ciceronianische System hatte sich nur darauf beschränkt, das vorhandene römische Alphabet etwas zu kürzen; — hiervon ging man ab und schuf ganz neue Zeichen, indem man auf die Form des bestehenden Alphabets gar keine weitere Rücksicht nahm. — In wie weit die römische Stenographie phonetisch war, darüber läßt sich mit Gewißheit nichts behaupten, weil ja über die richtige Aussprache des Lateinischen die Meinungen so sehr verschieden sind.

Cicero's System ist das einzige, welches aus der alten Zeit zu uns gekommen ist; nach der Ausgabe des Plutarch (im Cato d. Jüngern) wurde die Rede des Cato — in Beziehung auf die Catilinarische Verschwörung — in solchen Noten aufbewahrt. Plutarch sagt: „Dies ist die einzige Rede des Cato, welche noch vorhanden ist. Cicero hatte eine Anzahl von Schnellschreibern, die er früher in der Kunst der Zeichenschrift unterrichtet, mitgebracht und an verschiedene Stellen des Senates gesetzt. Vor seinem Consulate gab es noch keine Tachygraphen." — Unmittelbar nach der Zeit des Cicero ward die neue Kunst sehr beliebt und selbst Kaiser, wie Augustus und Titus, beschäftigten sich mit derselben sehr eifrig.

Von der Zeit des Verfalls des römischen Reiches bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst finden sich fast gar keine Spuren unserer Kunst; es gab wenig Leute, die überhaupt nur im Stande waren, sich der gewöhnlichen Schrift zu bedienen. In Frankreich schien man mehrere Male das alte System wieder aufnehmen zu

wollen; aber die Furcht vor der Anklage der Hexerei machte alle Versuche scheitern. Trithemus, dessen Werke vom Pfalzgrafen Friedrich II. verbrannt wurden, berichtet, daß man in seiner Zeit die Stenographie dem „Armenischen" oder teuflischen Schriftzügen gleichgestellt habe.

Eins der ältesten Systeme der Abbreviaturschrift, welches man in England benutzte, war das von Radcliff aus Plymouth. Er bediente sich des gewöhnlichen Alphabets und behielt für jedes Wort nur so viel Buchstaben bei, als durchaus nöthig waren, um keine Mißverständnisse herbeizuführen. Das Vaterunser heißt nach dieser Abbreviaturschrift folgendermaßen: Our Fth wch rt n hvn; hlwd b y Nm. Y Kgdm cm. Y wl b dn n rth z it s n Hvn. Gv z ths da r dly brd. Ad frgv z r trspss z we frgv y y trspss agst z. Ad ld z nt nto imptin, bt dlvr z from evl; fr thn z y Kgdm & y pwr & y glry fr evr & evr. Amn.

Von den in neuerer Zeit bekannt gewordenen Systemen der Stenographie wurde bis auf die neueste Zeit in England das Harding'sche für das beste gehalten; aber es leidet an denselben Mängeln wie alle übrigen und wird ohne Zweifel bald völlig unbrauchbar sein; es findet sich nämlich häufig, daß ein und dasselbe Zeichen für die verschiedenartigsten Wörter gebraucht wird, so daß sich der Schreiber fast ganz auf die Treue seines Gedächtnisses verlassen muß. — Fast jedes Jahr brachte ein neues System der Stenographie, das sich aber sehr bald als ungenügend erwies und in Vergessenheit gerieth, weil stets das Princip vorherrschte, das Skelet der Wörter nur zu geben und an eine eigentliche Analyse der Sprache hatte man gar nicht gedacht.

Da Punkte und Striche die kürzesten Zeichen sind, so kann man die Phonographie allerdings auch ein System von Short Hand (oder Brachygraphie) nennen; sie ist indessen von allen bis jetzt bekannten Arten derselben ganz radikal verschieden. Bei der Phonographie wird der eigentliche Klang eines jeden Wortes sichtbar dargestellt; — die beste Art der Schnellschreibekunst läßt dagegen noch viel zu wünschen übrig, indem es für den Schreiber der höchsten Anstrengung des Gedächtnisses bedarf, um dasjenige langsam zu entziffern, was er am selbigen Tage geschrieben hat, — eine Aufgabe, die er nach Verlauf von einiger Zeit nur sehr selten (und dann doch mangelhaft), jeder Andere aber nie zu lösen im Stande ist. Die Schwierigkeit fällt bei der Phonographie weg, indem man Alles leicht lesen kann, von wem es auch aufgezeichnet sei; das Schreiben macht freilich anfangs einige Mühe,

aber bei jeder Schreibweise erlangt man Schnelligkeit in der Handhabung derselben erst durch Uebung.

Bei der Bildung des neuen Systems wurden von Mr. Pitman besonders die Sprechorgane genau geprüft und sorgfältig berücksichtigt, und demnach sind die Buchstaben nicht alphabetisch, sondern nach ihrer natürlichen Ordnung aufgestellt. So steht der Buchstabe p zuerst, weil er die einfachste aller Artikulationen ist und nur durch das Zusammenbringen von der Spitze der Lippen gebildet wird, ohne daß man dazu der Zunge, Zähne oder des Gaumens bedürfte; dann folgt b und darnach kommt t und d u. s. w.

Ferner hat es sich herausgestellt, daß die Consonanten nicht etwa aus einer langen Reihe verschiedener Formationen bestehen, sondern daß nur die Hälfte derselben wesentlich von einander verschieden, die übrigen aber nur gedämpfte Klänge der anderen sind; so ist z. B. p und b, t und d dieselbe Artikulation, die nur durch scharfe oder dumpfe Aussprache modificirt wird. Das dünne Zeichen harmonirt mit einer dünnen, leichten Artikulation, das dicke dagegen mit einer starken und schweren; demnach bezeichnet man z. B. ∖ p, ∖ b, | t, | d, ◟ f, ◟ v.

Ebenso fand man, daß die angeführten Buchstaben sehr häufig mit l und r zu einer Art von Doppelbuchstaben verbunden sind, die man vermöge einer einzelnen Bemühung ausspricht; man sagt z. B. place und praise (aber nicht pelace und peraise) indem man pl und pr in der Aussprache aufs Engste verbindet. Deshalb hat man die Verbindung der beiden Buchstaben durch Hinzufügung eines kleinen Häckchens zu dem eben angeführten Zeichen angedeutet; nämlich:

∖ pl ſ tl ∖ bl ſ dl

∖ pr ⌉ tr ∖ br ⌉ dr

Gleichfalls findet sich auch umgekehrt eine Zusammensetzung der Buchstaben l und r mit b, p, d, t noch in einer anderen Weise, die sehr häufig vorkommt, und zwar so, daß l und r voranstehen (z. B. sharp, garb, help, bold u. s. w.) und nach ganz analoger Modification bezeichnet man dieses:

∖ lp ⌊ ld ⌋ rt ∖ rb.

In Beziehung auf die Vocale ist man demselben Grundsatze treu geblieben, Alles so viel als möglich zu vereinfachen. Es gibt freilich im Englischen 40 verschiedene Klänge, diese sind aber nahe mit einander verwandt, und lassen sich zur Erleichterung in zwei Klassen theilen, nämlich in solche, die eine volle, und solche, die eine scharfe, kurze Aussprache haben; wenn man z. B. feet und

ʌ h B 3 c
M V N ꟽ X
q (ups) d (ups) S

1. Einfach

1. E	*feet*	*it*
2. A	*mate*	*m*
3. AH	*psalm*	*Sa*
4. AU	*naught*	*n t*
5. CH	*cut*	*curn*
6. O	*note*	*n*
7. OO	*tool*	*tul*

ıI, ƐE (*lang e*), A
ЄJ, KG, FV, TB

ı i, ɛ e, ɑ a, ɔ o,
s z, ʃ (sch) ʒ (dsch),

Ꝺi stetli Homz ov J
Emidst ꝺer tôl anses
Ꝺi dir ckrôs ꝺi grin
And ꝺi swen glįdz p

! Ꝺi meri Homz ov I
! Hwot gladsum luks
Ꝺer wumenz vqs flex
Ɵr lips mov gresful

fit näher betrachtet, so findet sich, daß der Vocal des Wortes fit nur eine scharfe, kurze Aussprache von feet ist.

Die folgende Uebersicht stellt (nach englischer Aussprache) die Klänge der reinen Vocale dar:

1) e	4) au
2) a	5) o
3) ah	6) oo

(Man könnte hier noch als Nr. 7. den Klang uh anführen, der z. B. in dem französischen le und ne vorkommt; obige Liste enthält übrigens diejenigen einfachen Vocale, die sich in jeder Sprache finden. Der Klang uh kommt auch im Englischen vor z. B. in dem Worte What o' clock is it?)

Jeder dieser angeführten Vocale hat auch eine kurze, scharfe Aussprache

		lang	kurz
№	1)	feet	fit
„	2)	mate	met
„	3)	path	pat
„	4)	law	lot
„	5)	note	nut
„	6)	fool	full.

Nun werden Nr. 1, 2, 3. durch einen vollen Punkt dargestellt, der entweder vor oder nach dem articulirenden Buchstaben steht; und zwar als Nr. 1. oben am Buchstaben, Nr. 2. in der Mitte und Nr. 3. unten z. B.

|˙ ist tea,
|· der Fluß Tay in Schottland,
|. tah (das kindliche thank you),

Nr. 4, 5 und 6. bezeichnet man durch: — und zwar nach demselben Principe —

┌ taw
├ toe
└ too

Von diesen sechs reinen oder einfachen Vocalen wird eine doppelte Reihe von zusammengesetzten abgeleitet. Bei der gewöhnlichen Schreibweise bezeichnet man diese durch Vorsetzung der Buchstaben y und w vor dem einfachen Vocal e und o u. s. w., so entsteht dann ye und we, yo, wo u. s. w. Das y und w (welches eigentlich so viel ist als der Vocal e und oo) fließen in der Aussprache so zusammen, daß man sie durch ein einziges Zeichen darstellen sollte. Es geschieht dies in der Phonographie, in-

dem man y durch eine kleine Curve bezeichnet, und zwar als ◡ bei Nr. 1, 2 und 3., und als ⌒ bei Nr. 4, 5 und 6. Das W wird auf dieselbe Weise behandelt und erscheint als ( ). Die Doppelvocale i, oi, ou bilden einen Theil von einer anderen Abtheilung, welche zugleich mehrere Klänge aus fremden Sprachen in sich begreift, und diese werden durch eine Verbindung der dazwischen liegenden Vocale hervorgebracht, z. B. durch Verbindung von Nr. 2, 3, 4, 5 mit Nr. 1 und 6.

Eine vollständige Darstellung des ganzen Systems findet sich in dem Werke Isaac Pitman's: Phonography or writing by sound: a natural method of writing all languages by one Alphabet, composed of signs that represent the sounds of the Human voice. — London, S. Bagster 1842. 5th. edition — und wir haben es versucht, einen kurzen Auszug daraus auf beiliegender Tafel sub № II. zu geben. Zur Erläuterung fügen wir noch Folgendes hinzu: 1) die Punkte, kleinen Striche und Curven sind die Formen des Buchstaben; der daneben stehende aufrechte Strich (|) deutet die Stellung an, welche der Vocal in der Schrift annimmt; 2) die Aspirate wird dadurch ausgedrückt, daß man dem folgenden Vocale einen Punkt hinzufügt; 3) der größern Vereinfachung wegen hat man einige Präfixa und Affixen angenommen, wie auch verschiedene Grammalogen, d. h. Wörter, die der Kürze wegen durch einen einzigen Buchstaben bezeichnet werden *).

Wie sich fast überall zur Anwendung von sittlichen und politischen Uebeln der Geist der Association besonders wirksam gezeigt hat, so geschah es auch hier. Mr. Isaak Pitman gewann für sein neues System in Bath und an mehreren anderen Orten eine große Menge von Schülern und Verehrern, er hielt mehrfach gratis in den verschiedenen größeren Städten eine einleitende Vorlesung und ertheilte dann öffentlich Unterricht in der Theorie und Praxis des neuen Systems, da sich überall eine große Zahl von Theilnehmern für seine Curse fanden. Von diesen brachten nun eine nicht unbedeutende Anzahl die Kunde der neuen Schreibweise in fast alle Städte Englands und auch nach Amerika und ertheilten förmlich Unterricht, so daß das neue System sehr bald weit verbreitet ward. Höchst förderlich war der ganzen Sache die Gründung des Phonetic Journal, welches bereits zwei Jahrgänge von je zwölf

*) Zu besserer Veranschaulichung liefern wir als Beispiel sub № III. der Tafel The Lord's Prayer.

Heften ausmacht und dessen Kreis von Lesern sich fortwährend vergrößert. Es sprach sich natürlich vielfach der Wunsch nach größeren Vereinigungen aus, und es haben nun bereits zwölf sogenannte Festivals statt gefunden, von denen das erste zu Manchester am 15. März 1843 gehalten wurde und von welchen die glänzendsten — die Versammlungen in Nottingham und Birmingham waren. Die Zahl der Festgenossen belief sich stets über 300 und mehrere Male sogar auf 600 und es stehen gegenwärtig die bedeutendsten Namen an der Spitze des Unternehmens *).

*) Daß eine weitere Verbreitung der Phonographie mit vielen Schwierigkeiten verknüpft sei, wissen die Erfinder und Verbreiter dieses neuen Systems sehr gut, und einer von ihnen hat sich darüber in dem: Soliloquy of Lawrence Lazy, welches nach dem bekannten Shakspeare'schen Monologe gemacht ist, sehr hübsch folgendermaßen ausgesprochen:

To learn, or not to learn, that is the question:—
Whether 'tis nobler in the mind to suffer
The complex quibbles of ambiguous Long-hand;
Or to take arms against a thousand errors,
And, by opposing, end them?—To learn,—to write,—
And, by Phonography, to say we end
The falsities, the thousand tedious ills
Long-hand produces,—'tis a consummation
Devoutly to be wish'd. To write;—to learn;
To learn! but first to work;—ay, there's the rub;
For to acquire this art what toil may come,
Ere I can shuffle off my habits old,
Must give me pause: there's the respect,
That makes Orthography of so long life;
For who would bear the innumerable ills of long hand,
Its barbarous length, its ambiguity,
Its child-tormenting difficulties, and
Its want of rule, together with the toil
Which patient scribes of such a system have,
When he himself might his releasement make
With a mere „Penny Sheet?" Who still would use
This barbarous relic of our bygone days;
But that the dread of something to be learn'd,—
(That weak unmanly ease, from whose embrace
No lazy man can get,)—puzzles the will;
And makes him rather bear e'en falsities,
Than learn the truth he yet knows nothing of?
Thus indolence too oft retards the mind;
And thus the progress of a useful art
Is ckeck'd, but not prevented; for the time
Will come when this same brief Phonography
Shall triumph o'er its last opponent.

In Amerika wurde das neue System besonders durch Stephen Pearl Andrews verbreitet, welches ihm um so leichter ward, da Dr. Joel Parker, der ehemalige Präsident des theologischen Seminars in N. York (der jetzt in Philadelphia lebt) mit wahrer Begeisterung die Sache zu fördern suchte. Einer besonderen Aufforderung des Kongresses zufolge waren beide Männer schon längere Zeit thätig gewesen, eine der Aussprache entsprechende Orthographie ins Leben zu rufen. Auch in Frankreich haben sich bereits einige Stimmen in sehr anerkennender Weise über das neue System vernehmen lassen.

Etwa 5 Jahre nach der ersten Bekanntwerdung der Phonographie, die auf unglaubliche Weise fortwährend an Freunden und Verbreitern gewann, wurde der Wunsch immer lauter, man möchte auch eine entsprechende Methode für Gedrucktes einführen; und das wohlüberlegte System von Elementarklängen, welches die Basis der Phonographie ausmachte, diente nun auch als solche für die Gründung der neuen Phonotypie. Man wollte anfangs die lateinischen Buchstaben ganz unberücksichtigt lassen, da sie auf's Engste mit der alten und falschen Orthographie zusammenhingen; nach längerer, genauerer Untersuchung hielt es indessen die Phonographic Corresponding Society in Bath für practischer, das lateinische Alphabet nur zu modificiren, und man hat endlich nach vielen Berathungen untenfolgendes Alphabet im Septbr. 1844 allgemein angenommen. Vermöge einer Subscription brachte man eine bedeutende Summe zusammen, durch welche die Anlagekosten für den neuen Druckapparat gedeckt sind; die bereits auf diese neue Weise gedruckten Werke finden so viel Absatz, daß das Unternehmen besonderer freiwilliger Unterstützung nicht mehr zu bedürfen scheint. Da es unsern Lesern gewiß nicht uninteressant ist, das neue Alphabet kennen zu lernen, so geben wir dasselbe sub № IV. der Tafel, und es bedarf wohl nur eines oberflächlichen Ueberblicks, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß man vermöge desselben jedes englische Wort phonetisch andeuten könne, und auch in Beziehung auf andere Sprache hat man in dieser Rücksicht ziemlich glückliche Versuche angestellt.

In Beziehung auf den Accent ist Folgends zu merken:

Man bedient sich sowohl des Haupt- (ˈ) als auch des Neben-Accentes (ˌ an das Ende der Sylbe zu setzen) nur in dem seltenen Falle, wenn die jetzt folgenden, einfachen Regeln nicht ausreichen sollten.

Um sich über die Lage des Accents Sicherheit zu geben; werfe man nur s, z, iz (Pluralbildungen) ed, d, t und (Participialendungen) fort; — lasse ebenfalls die Endungen ful, les, nes und den Vocal ı mit vorhergehendem Consonanten weg *). Ist dies geschehen, so

1) bleibt unaccentuirt:

der Vocal c in allen Fällen **).

Ebenso die Vocale ı, O, C in der Penultima derjenigen Wörter, die mehr als eine Sylbe haben, ausgenommen wenn ein S, Z oder ein von y gefolgter Consonant vorangeht; ebenfalls wenn der einzige andere Vocal im Worte c ist ***).

2) Dagegen accentuire man:

alle Endsylben, die einen eigentlichen Diphthong enthalten ị, q̇, ł/ł ʒ oder einen vollen Vocal, dem wenigstens ein Consonant folgt — und den gehaltenen (stopped) Vocal, hinter welchem mindestens zwei Consonanten stehen †). Endigt sich das Wort nicht auf eine der so eben angedeuteten Weisen, so accentuire man eine der Penultima möglichst nächste Sylbe, sobald es deren unaccentuirte Vocale erlauben ††).

Hat man auf diese Weise eine accentuirte Sylbe gefunden, so lasse man sie nebst dem darauf Folgenden weg und wende dann auf das Uebrigbleibende die bereits angedeuteten Regeln an. Auch zusammengesetzte Wörter (vermöge eines Striches verbunden) folgen denselben Bestimmungen, der Accent des ersteren ist indessen gewöhnlich vorherrschend.

In Beziehung auf die Zeichensetzung erschien es als zweckmäßig, bei der Frage sowohl, als auch beim Ausrufe die betreffenden Zeichen doppelt anzuwenden, nämlich zu Anfange und zu Ende des Satzes.

---

*) Man will hierdurch das Wort auf seinen primitiven Zustand zurückführen, so weit dies vermöge der gewöhnlichsten Kenntniß von Etymologie möglich ist.

**) Dies Gesetz ist sehr natürlich und läßt sich auch auf alle Sprachen anwenden.

***) Das Gesetz ist der englischen Sprache ganz eigenthümlich. Der Grund der Ausnahme ist wohl, daß S und Z ursprünglich die Sylben s ı und und z ı bildeten, und daß y ursprünglich ı war, wonach denn die Vocale nur scheinbar aber nicht wirklich Penultimen sind.

†) Natürlich Sprachgesetz mit sehr wenig Ausnahmen. Der Ton ist indessen nur häufig ein secundärer Nebenaccent.

††) Diese einfache Regel ist deshalb für die Engländer um so wichtiger, weil sie sich auch auf eine große Menge fremder Wörter anwenden läßt.

Um nach dieser Auseinandersetzung das Ganze zugleich practisch zu erläutern, führen wir sub № V. der Tafel als Beispiel das bekannte Gedicht The Homes of England von Mrs. Hemans an, welches nach der neuen Phonotypie gedruckt ist.

Vergleicht man die jetzige Orthographie und Druckweise mit derjenigen, welcher man sich in England noch vor wenigen hundert Jahren bediente (man denke nur an die deutschen black letters) so ist die Aenderung eine weit größere, als diejenige, welche die Phonographen jetzt mit großem Eifer versuchen und ihre Vermuthung erscheint dadurch weniger seltsam, daß das neue System große Verbreitung finden werde. Es bedarf zur Realisirung dieser Idee durchaus keines literarischen Tribunals, wie in Frankreich und Spanien; es ist eine viel weisere Methode, die persönliche Freiheit Niemandes anzutasten und sich das System auf seinen eigenen inneren Werth stützen zu lassen, denn — magna est veritas et praevalebit. Wir glauben indessen nicht, daß eine derartige Reform, wie sie doch in Betreff der Orthographie beabsichtigt wird, so schnell und so radikal ins Leben treten kann ohne gewichtigen Widerspruch. Es erscheint immer, und mit Recht, wie eine Art von Vandalismus, auf die Wurzeln der Wörter und ihre Etymologie gar keine Rücksicht mehr nehmen zu wollen, und zu welchen Folgen ein solches Unternehmen führt, das haben wir vor einiger Zeit an dem Beispiele des Französischen ausführlich gezeigt, worauf *) wir jetzt der Kürze wegen unsere Leser verweisen müssen. Jedenfalls sind die Bestrebungen des gelehrten Pitman höchst verdienstlich und sie werden nicht ohne nachhaltigen Einfluß bleiben.

Hg.

*) Vergl. Museum für die Schulmänner in Rheinland und Westphalen Jahrgang 1846 pag. 186. ff. meinen Aufsatz: Ueber französische Orthographie.

Ueber Goethe's kleinere dramatische Dichtungen.

(Fortsetzung.)

---

3. Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

Seitdem Goethe sich zu Leipzig durch seine Laune des Verliebten und die Mitschuldigen auf dem Gebiete des Drama's angesiedelt hatte, war durch eine ungleich größere und bedeutendere dramatische Produktion, den Götz von Berlichingen, die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf ihn gelenkt worden. Dies hatte für ihn die nachtheilige Folge, daß über dem zerstreuenden Zudrange derer, die den so kühn hervorgetretenen jungen Dichter sehen und sprechen wollten, viele angefangene größere Arbeiten, die ihm noch für Jahre zu thun geben konnten, nicht von der Stelle rückten. Was ihn aber noch mehr als die Zerstreuungen des Tages von der Vollendung umfassenderer Werke abhielt, war die Lust, die über ihn und seine damaligen Gesellen gekommen war, Alles, was einigermaßen Bedeutendes um sie vorging, zu dramatisiren. „Durch ein geistreiches Zusammensein," erzählt er selbst, „an den heitersten Tagen aufgeregt, gewöhnte man sich, in augenblicklichen kurzen Darstellungen alles dasjenige zu zersplittern, was man sonst zusammengehalten hätte, um größere Kompositionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen." Dabei habe man nun, berichtet Goethe weiter, die Gegenstände, Begebenheiten, Personen so gelassen, wie sie sich vorfanden, d. h. man habe sie nicht idealisirt, nicht ihrer individuellen Beziehungen entkleidet, sondern nur sie deutlich zu fassen und lebhaft

abzubilden gesucht. Alles Urtheil, billigend oder mißbilligend, sollte sich vor den Augen des Zuschauers in lebendigen Formen bewegen. Solche Produktionen, meint er, könne man belebte Sinngedichte nennen, die, ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet wären; und das Jahrmarktsfest bezeichnet er als eine Sammlung solcher Epigramme. Unter allen hier auftretenden Masken seien wirkliche Mitglieder der Societät, worin er sich damals bewegte, oder wenigstens ihr verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint.

Erkundigen wir uns näher, von welcher Gesellschaft hier die Rede ist, so finden wir den Dichter eben von Wetzlar in den Kreis der Frankfurter Freunde zurückgekehrt. Indessen möchte es bei den unzureichenden Nachrichten, die wir über die einzelnen Charaktere dieses Kreises besitzen, schwer, ja unmöglich sein, die unter den Masken steckenden Personen herauszufinden; und wenn man sich das Jahrmarktsfest genauer ansieht, so kann man sich einiger Bedenken gegen die eben mitgetheilten Eröffnungen des Dichters nicht erwehren. Schwerlich möchten doch der Tyroler, der Bauer, der Nürnberger, die Tyrolerin, das Pfefferkuchenmädchen, der Wagenschmiermann, der Schweinmetzger und Ochsenhändler, der Zigeunerhauptmann und sein Bursch, der Citherspielbub, Marmotte, Ahasver, Haman, Esther, Mardochai sämmtlich als Masken von Mitgliedern jener Societät oder von Personen, die zu ihr in Beziehung standen, angesehen werden können; wenigstens sind hier nicht die Verhältnisse, die Personen gelassen, wie sie sich im Leben darboten, sondern das Ganze ist in ein phantastisches Licht gerückt, welches die individuellen Farben und Züge nicht hervortreten läßt, wie denn auch Goethe selbst sagt, der Sinn des Räthsels sei den meisten betheiligten Personen verborgen geblieben; alle hätten gelacht, aber nur wenige gewußt, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten. Vielmehr erscheint das Jahrmarktsfest, wenn man es unbefangen betrachtet, trotz seines engen Rahmens und des kleinen Raums, worauf es ausgeführt ist, als ein sehr universelles Gemälde, als ein mit keken und flüchtigen Pinselstrichen hingeworfenes mikrokosmisches Miniaturbild. Es ist das ganze große Spiel des Lebens, das hier der Dichter in dem kleinen, anspruchlosen Puppenstück uns vorführt. Die Hauptklassen und Stände, die Haupthebel des gesellschaftlichen Lebens, die Leidenschaften und Bedürfnisse, die es in Bewegung setzen, werden uns veranschaulicht; und so erscheinen Personen, wie Begebenheiten, als durchaus symbolisch.

Die ganze Form des Stückes, der Vers, die Sprache, so wie die Anlage erinnert an Hans Sachs, und überhaupt an das altdeutsche Schauspiel. Gutzkow bestreitet nun zwar, daß unser Dichter bei seinem Puppenspiel und den satirischen Kleinigkeiten Hans Sachs und dessen Weise zum Vorbild gehabt habe; er behauptet, Goethe sei erst später mit dem alten Meistersänger bekannt geworden, und sieht in der kecken, lakonischen, volksthümlichen Sprache seiner Puppenspiele etwas Angeborenes und Anerzogenes. Ohne Zweifel hat die heimische Ausdrucksweise, die Naivität des oberdeutschen Dialekts, der sich gern in kernhaften, derben Wendungen, in Anspielungen, Gleichnissen und sprüchwörtlichen Redensarten bewegt, und damit oft, „statt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf trifft," ohne Zweifel hat diese sprachliche Atmosphäre, worin er heranwuchs, und besonders die jene Eigenthümlichkeiten konzentrirende Sprachweise seiner Mutter den entschiedensten Einfluß auf Goethe's frühern poetischen Styl gehabt. Allein aus den Puppenspielen blickt Hans Sachsens Einfluß zu deutlich hervor, und daraus, daß Goethe dieses Dichters etwas später in Wahrheit und Dichtung gedenkt, folgt keineswegs, daß er damals zuerst seine Bekanntschaft gemacht.

Den universellen Charakter des Jahrmarktsfestes, auf den wir oben hingewiesen, deutet schon der vorausgeschickte Prolog an, der, wenngleich überhaupt zur Einführung der nachfolgenden Puppenspiele bestimmt, doch zunächst und vorzugsweise das Jahrmarktsfest einleiten zu sollen scheint. Er entwirft vorläufig ein Bild des menschlichen Lebens in großen, allgemeinen Umrissen. Zuerst werden die Mächtigen der Welt, die Erdengötter vorgeführt:

> Ach schau sie, guck sie, komm herbei,
> Der Papst und Kaiser und Clerisei!
> Haben lange Mäntel und lange Schwänz',
> Paradiren mit Eichel- und Lorbeerkränz'.
> u. s. w.

Dann kommen Andere, sich bekämpfend, sich verdrängend, kreuz und quer sich durcheinander treibend. „Das muß ein Schwarm Autoren sein!" Sie werden zunächst nach den Machthabern genannt, weil sie nächst jenen zu oberst auf der Bühne des Lebens stehen und den Blicken des Publikums am meisten ausgesetzt sind. Jener Mummenschanz der Großen hatte sich schon dem Knaben Goethe beim Krönungsfest konzentrirt dargestellt; von dem Treiben der Autoren war der Jüngling in den letztverflossenen Jahren

fortdauernd Zeuge gewesen. Hierauf kommt die Reihe an die, welche um Hofgunst buhlen, oder auf der Staatslaufbahn nach Einfluß, Ehre und Reichthum streben:

Zappelt wie eine Laus, hüpft wie ein Floh,
Und fliegt einmal und kriecht einmal,
Und endlich läßt man euch in Saal.
Sei's Kammerherr nur, sei's Lakei,
Genug, daß einer drinnen sei.

Dann fällt der Blick auf „das Völklein dort im Schattenhain," die wohlhäbige und behagliche Bürgerwelt; da heißt es:

Zäunt jeder sich sein kleines Gut,
Beschneidt die Nägel in Ruh' und Fried'
Und singt sein Klimpimpimper-Lied,

d. h. labt sich an der unschuldigen, konventionellen Philisterpoesie. Allein dies glückliche Völkchen bleibt nicht immer unangefochten; es „kommt ein Flegel ihm auf den Leib, frißt seine Aepfel u. s. w." Man kann dabei an einen Eroberer denken, der sich das mühsam Erworbene ohne Weiteres zueignet; oder stellt der Flegel symbolisch andere Stände dar, welche die Bürger- und Bauerwelt bedrücken und pressen, bis diese zuletzt die Geduld verliert, sich zusammenrottet und Alles in Aufruhr bringt? Bei der letztern Annahme würde man dann geneigt sein, erst bei dem nun folgenden „Titanensohn," der Stadt und Wald und Schlachtfeldslärm und Sang aufpackt, an einen großartigen Krieger, wie etwa Napoleon, zu denken, welcher den ganzen gesellschaftlichen Aufruhr für sich selbst ausbeutet; und es wäre dann diese Stelle eine wahrhaft prophetische Anschauung des Auftretens von Napoleon, den ja auch zuletzt der erzürnte Gott ins Thal hinunter schmetterte. Allein es fragt sich, ob nicht der Titanensohn vielmehr, wie der Goethische Prometheus, als ein großartiger Dichter und Künstler zu fassen sei, der das gesammte bunte Getriebe des Lebens wie ein Spielwerk aufnimmt und in den Olymp tragen, d. h. in einer idealen Welt neu aufbauen und darstellen will. Daß einer solchen neuen Weltschöpfung die Götterdynastie nicht hold gesinnt ist, sagt uns ja auch das dramatische Fragment „Prometheus." Wie dem auch sei, jedenfalls kündigt der Prolog an, daß uns in dem „neu eröffneten moralisch-politischen Puppenspiel" große Anschauungen des Welttreibens gegeben werden sollen.

Der Zusatz *moralisch* könnte aber leicht etwas Anderes erwarten lassen, als man findet. Der Dichter betrachtet nicht mit sittlich bewegtem Antheil, sondern in humoristisch-satyrischer Laune

das Spiel des Lebens. In dieser Beziehung verdient unsere Dichtung eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Vielleicht in keinem andern seiner komischen Erzeugnisse erscheint die Geistesfreiheit, die objektive Weltanschauung, welche den ächten komischen Dichter charakterisirt, in solcher Reinheit wie im Jahrmarktsfest. In der Regel hat, wie Ulrici *) richtig bemerkt, das Komische bei Goethe zu sehr den Ernst und das Absichtliche der Satire. „Jene harmlose, lustige, scherzende Stimmung, jene Shakspeare-Sterne'sche Laune, das Vive la bagatelle!" welche den Kern der komischen Lebensansicht bildet, konnte bei ihm über dem lyrischen Ernst, dem regen Gefühl, der tiefgemüthlichen Theilnahme, womit er die Welt betrachtete, nicht recht aufkommen. Daher wird seine Poesie, wo sie das Leben von seinen komischen Seiten auffaßt, meistens bestreitend und verspottend. So greift er im Pater Brey die herrsch- und genußsüchtige pfäffische Frömmelei an, während er andrerseits in der Satire auf Bahrdt den Dünkel eines seichten Rationalismus geißelt. Im Satyros ist es die Gewohnheit der falschen Propheten und die Narrheit des sich ihnen hingebenden Volkes, welche er züchtigt, im Groß-Coptha die betrügerische Geheimnißkrämerei mit übernatürlichem Wissen, im Bürgergeneral und den Aufgeregten sind es die falschen Ideen politischer und religiöser Freiheit. Der Triumph der Empfindsamkeit verspottet sogar die vom Dichter selbst genährte Werther'sche Gefühlsschwärmerei. Bei weitem humoristischer, harmloser und freier, als in all diesen Stücken ist nun die Satire in unserm Jahrmarktsfest, und dieses erklärt sich am leichtesten aus der universalen Natur der Dichtung. Hier bildet nicht eine der besondern Verkehrtheiten, Thorheiten und Gebrechen der Zeit, wie sie dem Dichter in seinen eigenen Verhältnissen störend und widerwärtig entgegengetreten waren, den Gegenstand der Satire; sondern diese gilt eigentlich dem ganzen Treiben der Menschen, wenn auch der literarische Jahrmarkt und die Unnatur der französischen Tragödie nebenbei besonders ins Auge gefaßt sind.

Sehen wir uns die Dichtung mehr im Einzelnen an, so begegnet uns zuerst im Marktschreier ein Repräsentant der Künstler, denen es nur ums liebe Brod zu thun ist, die nicht aus Beruf sondern aus Gewinnsucht sich ihrer Kunst gewidmet haben und sich kein Gewissen daraus machen, den Geschmack des Publikums immer mehr zu verderben, wenn es ihr pekuniäres Interesse for-

*) Ueber Shakspeare's dramatische Kunst u. s. w. Halle 1839. S. 575.

dert („Geht's nicht vom Herzen, geht's vom Magen"). Die Gemeinheit ihres künstlerischen Treibens wird recht derb durch das Geständniß des Marktschreiers bezeichnet, daß sie „auf allen Vieren das Publikum amusiren." Aber trotz dieser Gemeinheit sehen wir vornehmen wie niedrigen, gebildeten wie ungebildeten Pöbel ihnen zulaufen. Der Doktor, der Amtmann, die Amtmännin, der Pfarrer, die Gouvernante sehen sich das Spiel, wenn auch zum Theil mit scheinbarer Apprehension, an.

Wie tief aber auch die Kunst sich erniedrigen muß, um dem Geschmack des Publikums zu entsprechen, so hat sie sich doch „vor Zoten und Flüchen" zu hüten. Die damalige Zeit war (und die heutige ist es vielleicht nicht minder) decent und züchtig in Worten, ohne es in der Praxis eben genau zu nehmen. Daher erklärt sich denn auch die Ueberderbheit einiger Stellen im Götz; es äußert sich darin eine Reaktion gegen die heuchlerische Zungentugend der Zeit. Und nicht bloß in Beziehung auf Decenz des Ausdrucks, sondern allgemein dem Derbkomischen gegenüber, verhält sich, nach des Marktschreiers treffender Bemerkung, das Publikum unehrlich und heuchlerisch. Die Zuhörer möchten wohl gerne zu den Späßen des Hanswursts lachen; aber sie schämen sich. Bei solcher Verstellung sollten sie es um so weniger dem Schauspieler, dem dramatischen Schriftsteller zum Vorwurf machen, wenn er die Verstellung als Handwerk übt, wenn er „in fremde Seelen spricht und schreibt;" spielen sie doch selbst oft genug im Leben eine falsche Rolle, um zu ihrem Ziel zu gelangen.

Man sieht, es wird hier ein ähnliches Thema behandelt, wie in dem „Vorspiel auf dem Theater" zu Anfang des Faust: das Verhältniß des großen Publikums zur dramatischen Kunst. Daß Goethe so frühe mit so nüchternem und klaren Blick die Welt ansah und daher so geringschätzig von dem Antheil der Menge an der Kunst urtheilte, konnte nicht ohne tiefen Einfluß auf seine Produktivität bleiben. Wie viel eifriger und freudiger würde er geschaffen haben, wenn er von gleichem Glauben, wie Schiller in seinen frühern Jahren, beseelt gewesen wäre!

Nach dem einleitenden Gespräche des Marktschreiers mit dem Doktor geht ein zweiter Vorhang auf, und man sieht den ganzen Jahrmarkt des Lebens vor sich. Für Jung und Alt ist gesorgt, für Luxus und Bedürfniß. Hier bietet ein Tyroler den Erwachsenen „lang' und kurze Waar'" zum Verkauf an; dort preis't ein Nürnberger den Kindlein seine „Trummel und Schlägel, Kugeln und Kegel u. s. w." Der Tyrolerin, die ihr gemalt neu-

modisch Band, ihre leichten Palatinen, ihre allerliebsten Häubchen ausrüst, folgt in starkem Kontraste der Wagenschmiermann mit seinem Esel. Dann wird ein Pfefferkuchenmädchen vorgeführt, bei der außer ihrem Pfefferkuchen noch etwas Anderes verkäuflich scheint; und es ist recht boshaft vom Dichter, daß er dafür dem Pfarrer eine besondere Spürkraft beilegt. In dies Gewühl drängen sich ein Zigeunerhauptmann und sein Bursch, als die Parias der menschlichen Gesellschaft, die ingrimmig auf den fremden Besitz schielen. Der Hauptmann sucht sich zuerst seines Aergers dadurch zu entlasten, daß er den bunten Flitterkram verachtet; dann aber bricht auf einmal sein neidischer Grimm los:

Dürft' ich nur über sie!
Wollten sie zausen!
Mit zwanzig Mann
Mein wär der Kram!

Nicht ohne Absicht läßt der Dichter sogleich nach den Zigeunern das Fräulein, die Amtmännin und den Dokter flüchtig auftreten; sie repräsentiren die Wohlhäbigen, Genießenden. Eine etwas überflüssige Figur könnte der Bänkelsänger scheinen; vielleicht soll er die tiefgesunkene Volkspoesie symbolisiren, die nicht mehr wie früher aus dem frischen Born des Lebens schöpfte, sondern von einer trübseligen moralisirenden Tendenz gänzlich verdorben war. Sodann folgt Marmotte, der als ein heiterer fahrender Geselle sehr klare Blicke in das menschliche Treiben wirft und überall gelegentlich etwas für sich zu erbeuten weiß.

Eine Symphonie und ein Intermezzo des Lichtputzers und des Marktschreiers, wobei zugleich durch ein paar Worte eines Schweinemetzgers und eines Ochsenhändlers im Vorbeigehen eine Perspektive auf das Treiben dieser Volksklassen eröffnet wird, führen zu einem neuen Abschnitt über: Das Leben der höchsten Stände wird nun in der Tragödie dargestellt. Hierbei ist es schön erdacht, daß das Hof- und Regentengetriebe auf einer erhöhten Bühne erscheint. Aeußerlich kündigt sich sogleich die gleißnerische Würde der Menschen aus dieser Schicht der Gesellschaft durch den hohlen Bombast, das falsche Wortgepränge, den steifen Schritt des Alexandriners an, der einen grellen Kontrast mit den freien, lockern Hans Sachs'schen Versen bildet. Nebenbei persiflirt dieser Abschnitt die vornehm kalte französische Tragödie und insbesondere Racine's Poesie, aus dessen Esther hier ein paar Scenen auf eine eigenthümliche Weise zugleich parodirt und travestirt werden. Haman repräsentirt die selbstsüchtigen Höf-

linge, die ihre eigenen ehrgeizigen, rachgierigen Pläne mit dem Deckmantel der Anhänglichkeit an den Monarchen verhüllen. Ahasver ist ein Vertreter der herzlosen Regenten, die es in den untern Regionen gehen lassen, wie es kann und will, so lange nur ihre persönliche Sicherheit und Behaglichkeit nicht gefährdet ist. Die Gründe, die Haman zuerst bei ihm gegen die Juden vorbringt, wollen alle nicht fangen. Als er von ihrer Religion spricht, antwortet Ahasverus:

> Mir ist es einerlei, wem sie die Psalmen singen,
> Wenn sie nur ruhig sind und mir die Steuern bringen.

Haman hebt ihre Grundsätze hervor, die ihnen gestatten, die Fremden zu berauben; zwar wagen sie es nicht mit offener Gewalt, aber durch Handel und Zins wissen sie die Reichthümer an sich zu bringen. Darauf entgegnet Ahasverus:

> Ich weiß das nur zu gut. Mein Freund, ich bin nicht blind;
> Doch das thun Andre mehr, die unbeschnitten sind.

Daß sie sich in alle Angelegenheiten mischen, daß sie vielleicht gar durch ihr Geld Rebellion nähren, alles das schlägt beim Könige nicht an. Kaum aber läßt Haman das Wort fallen, daß sie sich an seinen Leib wagen könnten, da fährt Ahasverus zusammen und überbietet sich in grausamen Befehlen gegen die Juden. Seine Apathie ist auf einmal dahin, und er fängt sogar an, den zärtlichen Landesvater zu spielen:

> Und ich war so vergnügt, als unter meinen Kindern!
> Mir wünschen sie den Tod? Das schmerzt mich gar zu sehr!

In dem auf den ersten Actus der Tragödie folgenden Zwischenspiel finden wir uns wieder auf die tiefere Bühne der niedern Stände herabversetzt. Der Marktschreier preis't seine Waaren, und die Zuschauer kaufen. Etwas auffallend erscheint an dieser Stelle das Milchmädchen, das ihre Milch und ihre Eier ausruft. Wahrscheinlich wollte uns der Dichter durch sie veranschaulichen, daß das Alltägliche, wenn es auch wirklich werthvoll ist und noch so billig angeboten wird (drei Eier für einen Dreier), weniger Liebhaber findet, als das nutzloseste Zeug, das ein Charlatan den Menschen anpreis't. Denn während der Marktschreier einen großen Zulauf von Käufern hat, achten nur der Zigeunerhauptmann und sein Bursche auf das Milchmädchen; und diesen ist es dazu noch um etwas Anderes als die ausgerufene Waare zu thun. Dann folgt noch ein kurzes Gespräch des Doktors mit dem Amtmann, woraus wir erfahren, daß der Letztere an dem ersten Act

der Tragödie ein Aergerniß genommen und den Schauspielern befohlen hat, das Weitere geziemlicher zu fassen.

Nichts desto weniger ist der zweite Act abermals eine bittere Persiflage des Hofes und seiner ganzen Anlage nach vollkommen ein Pendant zum ersten Acte. Der Günstling der Königin, Mardochai, erscheint darin als ein Erbärmlicher, der heulend dem drohenden Tode entgegensieht. Zwar sucht er hie und da durch eine heuchlerische Phrase die Gemeinheit seiner Seele zu verdecken!

O stürb' ich für mein Volk und für mein heilig Land!

Aber aus Allem geht deutlich hervor, daß nur die feigste Angst vor dem Tode ihm jedes Wort eingibt. Die Königin selbst ist nicht weniger, als ihr edler Gemahl, ein Musterbild des bravsten Egoismus. Sie möchte ihrem Freunde wohl helfen, wenn nur nicht einige Gefahr damit für sie verbunden wäre. Sehr naiv sucht sie ihn durch das Versprechen zu trösten, daß er nicht lange am Galgen hängen und vortrefflich einbalsamirt werden soll. Auch vergißt sie nicht, die Bitte hinzuzufügen, er möge sie mit einem Capital in seinem Testamente bedenken.

Zum Schlusse tritt ein Schattenspielmann auf, der die Weltgeschichte an uns vorüberführt, freilich noch viel summarischer und skizzenhafter als das gegenwärtige Welttreiben dargestellt worden. So wird das Lebensbild zuletzt noch mit einem größern, mit einem Alles umschließenden Rahmen eingefaßt. Bemerkenswerth ist dabei die Abstufung in der Darstellung, daß das Getriebe der alltäglich gegenwärtigen Welt auf der untersten, nächsten Bühne, das Hofleben auf einer höhern, entferntern, aber doch immer noch leiblich, die Vergangenheit aber nur in Schattengestalten uns vorgeführt wird.

Ursprünglich hatten die zwei Acte der Tragödie einen ganz andern Inhalt und eine andere Form, als jetzt. In seiner ersten Gestalt nämlich, wie das Jahrmarktsfest im Jahr 1744 zu Frankfurt und Leipzig anonym erschien, waren jene beiden Acte, wie alles Uebrige, in den kurzen Reimpaaren der Hans Sachsischen Schauspiele verfaßt. Der erste bezog sich auf die damalige Freigeisterei und Aufklärerei; der zweite geißelte die frömmelnden Lämmleinsbrüder, so daß das Jahrmarktsfest damals den Pater Brei und den Prolog zu Dr. Bahrdt's neuesten Offenbarungen Gottes, dem Inhalte nach, in sich vereinigte. Vielleicht eben weil sich in den genannten Stücken die Polemik der Tragödie wiederholte, hat Goethe diese Scenen später gänzlich umgeschmolzen.

Die beiden ältern Scenen sind in der Ausgabe von Goethe's Werken in 40 Bänden in Bd. 34, S. 307 ff. mitgetheilt. Doch sind am Schlusse der Rede des Mardochai folgende vier Verse weggelassen:

Geh dann davon in stiller Nacht;
Als hätt' ich in das Bett gemacht;
Die Mägdlein haben mir immer Dank:
Ist's nicht Geruch, so ist's Gestank.

„Diese Zeilen," bemerkt v. d. Hagen in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1845, Nr. 293., „fehlen in dem nachträglichen Abdruck zu Goethe's Werken wohl nur zufällig und nicht ihrer Anrüchigkeit wegen; denn derselbe Ergänzungsband enthält Stärkeres dieser Art, sowohl ausgeschrieben, als gestrichen oder punctirt, zumal vorher Ungedrucktes, z. B. Hans Wurst's Hochzeit und die Paralipomena zum Faust, die mit den „„Invektiven"" aus Goethe's durch Falk bekanntem infernalischen Schlauche entwischt sind."

B.

Ueber das französische Gérondif.

In diesem Archiv S. 184 u. ff. findet sich ein Aufsatz über das Gérondif in der französischen Sprache von einem der Herren Herausgeber, in welchem die Ansicht ausgesprochen *) wird, daß es nothwendig sei, bei Erklärung des französischen Gérondif auf das Lateinische Rücksicht zu nehmen. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß ich glaube in meiner wissenschaftlichen Syntax ohne alle Berücksichtigung des Lateinischen eine eben so leidliche Theorie des französischen Gérondif gegeben zu haben, als solche, die dabei vom Lateinischen ausgingen; aber darauf will ich aufmerksam machen, daß, wenn man jene Ansicht festhält, es ganz unerläßlich ist, vorerst das ganze Gebiet des lateinischen Gerundiums zu überschauen, weil sich erst dann mit Sicherheit beurtheilen läßt, ob und in welcher Ausdehnung das lateinische Gerundium für das französische Gérondif maßgebend gewesen ist. Als Ungläubiger will ich nachholen, was die Gläubigen bisher versäumt haben. Ich stelle zunächst die verschiedenen Kasus des Gerundiums auf (mit Einschluß des Nominativ, obgleich dieser nicht allgemein als Gerundium anerkannt wird) und füge die französische Ausdrucksweise hinzu.

*) Wir enthalten uns vorläufig jeder Entgegnung auf die in diesem Aufsatze enthaltenen Ansichten, um dem Urtheile Anderer nicht vorzugreifen, werden indessen bei nächster Gelegenheit auf den Gegenstand zurückkommen. Zur besseren Würdigung empfehlen wir unseren Lesern eine Vergleichung der in der Allg. Schulztg. II. 1833 von J. v. Gruber enthaltenen Abhandlung über das Gerundium mit Reisig's Vorles. über lat. Sprachwissenschaft §. 436 p. 765, Madvig's lat. Gramm. §. 418 und Krüger §. 486. Auch benutzen wir gern die Gelegenheit, hiebei auf das so eben erschienene treffliche Werk Mager's aufmerksam zu machen: „Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen 3. Bearbeitung," welches p. 194 ff. Vieles enthält, das zu unserm Gegenstande in nächster Beziehung steht. D. Red.

Nom.. Timendum est, il est à craindre.
Gen. Ars scribendi, art d'écrire.
Dat. Aqua utilis bibendo, utile (bonne) à boire.
Acc. Aptum ad scribendum, propre à ecrire, necessarium ad vivendum, nécessaire pour vivre; haec sunt facilia ad judicandum, ces choses sont faciles à juger.
Abl. Ridendo dicere verum, dire la vérité en riant.

Hiernach sehen wir, daß von den fünf Kasus des lateinischen Gerundiums nur der Ablativ mit dem französischen Gérondif wiedergegeben, und im Französischen das lateinische Gerundium aller übrigen Kasus durch den Infinitiv mit à, de pour vertreten wird. Die Sätze: J'ai vu le roi en montant à cheval — Regem vidi equum conscendens belehren uns ferner, daß das französische Gérondif (mit en) auch eintritt, wo der Lateiner ein Participium Präs. Akt. anwendet, und nun fällt es uns doppelt schwer aufs Herz, daß das lateinische Gerundium eine passive, das französische Gérondif dagegen eine aktive Form ist: ein fataler Umstand, der es, wo nicht unmöglich machen, doch wenigstens sehr erschweren muß, das französische Gérondif mit dem lateinischen Gerundium in Harmonie zu bringen. Wie konnte ein so wichtiger Umstand so lange übersehen werden? und wie konnte es einem rudi humaniorum vorbehalten bleiben, zuerst darauf aufmerksam zu machen? Daß das lateinische Gerundium eine passive Form ist, liegt auf der Hand; daß es aber auch überall passive Bedeutung habe, wie ich dieses mit Anderen annehme, ist bestritten worden.*) Ich will daher versuchen, die verschiedenen Kasus des lateinischen Gerundiums zu meinem Zwecke zu erläutern. Timendum est ne moriatur, es ist zu fürchten (d. i. was gefürchtet werden muß ist), daß er sterbe. Ars scribendi, die Kunst dessen, das geschrie-

*) Krüger sagt in seiner Gramm. der lat. Spr. §. 486: „Die Bedeutung des Gerundiums ist eine aktive, daher kann es auch ein transitives Objekt regieren, wie: Equidem efferor studio patres vestros videndi. Eben so aber, wie die deutschen Substantiva Verbalia auf ung, Erziehung, Schätzung u. dergl. auch einen passiven Sinn zulassen (nur zulassen?), (z. B. er wurde der Erziehung halber nach Athen geschickt, d. i. damit man ihn erzöge, oder damit er erzogen würde, Athenas erudiendi gracia missus), so finden sich auch die Gerundia zuweilen in einer solchen Bedeutung gebraucht. Unter andern Beispielen werden folgende angeführt: „Spes restituendi nulla erat, wie im Deutschen: Hoffnung auf Wiederherstellung. Memoria excolendo augetur, durch Uebung, dadurch, daß man es übt.“ Mit dieser Konzession bin ich zufrieden.

den werden soll, denn der Ausdruck bezieht sich nicht aktiv auf einen Schreibenden, sondern passiv auf Geschriebenes. Epaminondas erat studiosus audiendi, war des zu Hörenden beflissen, richtete seine Aufmerksamkeit auf solches, das nach seiner Ansicht gehört zu werden verdiente. Aqua utilis est bibendo, gut zum Trinken, zum Getrunken werden, ut bibatur. Aptum ad scribendum, passend um Geschriebenes hervorzubringen, ut scribatur. Zwar könnte: quod est necessarium ad vivendum Schwierigkeit darbieten, insofern vivere als neutrales Zeitwort einer passiven Deutung widerstrebt; aber auch im Deutschen können neutrale Zeitwörter passivisch gebraucht werden: „es wurde lustig gelebt," und es kann, wenn es auch nicht elegant ist, doch nicht unlateinisch sein, zu sagen: quod est necessarium ut vivatur. So führt auch Krüger §. 157 „curritur" an und vergleicht es mit scribendum est, es muß geschrieben werden. — Docendo discimus; durch solches das gelehrt wird lernen wir. Zwar übersetzen wir ohne Schwierigkeit: wir lernen lehrend, oder: indem wir lehren lernen wir, und gewöhnen uns so, dem Gerundium aktive Bedeutung beizulegen; aber unsre deutsche Auffassung kann keinen Maßstab dafür abgeben, wie der Lateiner nach dem Genius seiner Sprache das Gerundium sich zu denken hat. Docentes discimus würden wir eben so übersetzen als docendo discimus, und doch findet zwischen beiden Sätzen ein bedeutender Unterschied statt. Was aber die im Obigen geltend gemachte Ansicht, daß das Gerundium überall nicht anderes sei, als das Neutrum des pass. Part. Fut., bestätigt ist, daß das Gerundium, wo es mit einem Objektsakkusativ zu verbinden ist, in den meisten Fällen nicht nur ohne Schwierigkeit, sondern auch sogar mit Nothwendigkeit in das passive Participium Fut. umschlägt. Man sagt nicht timendum est homines, sondern timendi sunt homines; nicht ars scribendi epistolas, sondern ars scribendarum epistolarum; nicht idoneus moderando imperium, sondern — — imperio; nicht homo multa habet instrumenta ad adipiscendum sapientiam, sondern ad adipiscendam. Namentlich zeigt der folgende Satz: magnam laudem consequebatur equitando, jaculando, omni militari labore tolerando, in welchem zwei Gerundia und ein Part. Fut. Pass. vorkommen, die völlig gleiche, d. h. passivische Bedeutung der beiden Wortformen. Auch könnten: timendum est ne rex moriatur, und docendo discimus wohl ohne erhebliche Beeinträchtigung des Sinnes durch mors regis est timenda und docendis rebus discimus gegeben werden. Zwar könnte der Umstand, daß diejenigen Fälle,

wo das mit einem Objektsakkusativ zu verbindende Gerundium seine Form behalten muß: Inane est studium super vacua discendi für die aufgestellte Ansicht die Schwierigkeit darbieten, daß in dem Gerundium ein Passivum unmittelbar mit einem Objektsakkusativ konstruirt wäre, was doch unzulässig sei. Indessen gibt es für diese Verbindung wenigstens Analogien in andern Sprachen; so im Englischen: I have been told a tale, und eben so im Griechischen. Was haben wir nun aus der bisherigen Betrachtung des lateinischen Gerundiums für die Theorie des französischen Gérondif entnehmen können? Wenn es weiter nichts ist, als daß das Gerundium im Ablativ, insofern es kausal ist, dem französischen Gérondif mit en entspricht, so hätten wir die Kausalität jenes Gérondif bei Lesung französischer Schriftsteller gar wohl ermitteln können, auch wenn nie ein kausales Gerundium bei den Lateinern für uns existirt hätte; überhaupt aber wäre die Ausbeute viel zu gering für die Behauptung, daß das französische Gérondif nur aus dem lateinischen Gerundium zu begreifen sei. Denn nicht nur können die meisten Gerundia durch das Gérondif mit en gar nicht wiedergegeben werden, sondern es gibt neben der einen Klasse der französischen Gérondifs mit en, die kausale Beziehung hat, auch noch eine andere mit temporeller Beziehung, die die Uebertragung in das lateinische Gerundium durchaus nicht verträgt. Oben ist schon ein Beispiel dieser Art vorgekommen. Ich führe noch an: Dieu nous envoie souvent le bien en dormand, wo der Lateiner nicht sagen würde: in dormiendo, sondern vielmehr nobis dormientibus. So ungünstig nun aber die Aussicht für die Erkennung des französischen Gérondif vermittelst des lateinischen Gerundiums sich auch stellen mag, so läßt sich doch aus der Vergleichung beider Sprachformen etwas Erhebliches lernen. Es ist dieses freilich etwas, das bisher, so viel ich weiß, noch nicht angeführt worden, und übrigens auf die Anwendung von gar keinem Einflusse ist. So wenig nämlich, nach meiner Ansicht, die passive Bedeutung des lateinischen Gerundiums in Frage steht, so wenig scheint mir die passive Bedeutung des französischen Gérondif mit en, sei es kausal oder temporell, bezweifelt werden zu können. Um gleich von vorn herein dem Einwande zu begegnen, daß es doch schwer zu begreifen sei, wie eine aktive Form eine passive Bedeutung annehmen könne, erinnere ich einerseits daran, daß bei dem lateinischen Gerundium umgekehrt dasselbe stattfindet, sobald man ihm die aktive Bedeutung vindicirt; andererseits verweise ich auf Ausdrücke wie homme à craindre,

Mann zu fürchten, zu fürchtender Mann (homo timendus), wo bei aktiven Formen vermittelst vorgesetztem à und zu eine unbezweifelt passive Bedeutung sich herausstellt. Warum sollte also nicht dem Gérondif mit vorgesetzten en dasselbe wie dem Infinitif mit à widerfahren können, zumal da die eine Form oft für die andere steht. A le voir (en le voyant) on le croirait riche. Il se divertit à jouer (en jouant). Nach diesen Vorbemerkungen gehe ich zur Erörterung einiger Gérondife über, die ohne die Voraussetzung einer passiven Bedeutung völlig unbegreiflich sein würden: L'appétit vient en mangeant. Nach der (freilich ganz falschen) Behauptung vieler Grammatiker, das Gérondif mit en müsse immer mit dem Hauptsatze ein und dasselbe Subjekt haben, wäre das Gérondif in genanntem Satze völlig unberechtigt; und doch ist es ganz vorzüglich geeignet, die ursprüngliche Natur desselben kennen zu lehren, insofern es uns nöthigt, nicht es mit dem Subjekt des Satzes in innigen Verband zu bringen, sondern vielmehr ihn von demselben abzulösen. Wie ist nun jener Satz zu fassen? „Der Appetit kömmt essend" gibt Unsinn; „der Appetit kömmt, indem man ißt" gibt offenbar eine passive Bedeutung mit aktiver Form, wie dieses „dicitur, it is told, wie man sagt" klar genug zeigen. Was bleibt also übrig, um den Satz zu retten, als „der Appetit kömmt, indem (dadurch daß) gegessen wird?" Ferner: Dieu nous envoie souvent le bien en dormant, indem geschlafen wird *). Ma plus grande crainte, en chassant avec vous, est que, quelque jour, vous me tiriez comme chevreuil, indem gejagt wird. Le repas se continua en parlant toujours de choses pieuses, indem gesprochen wurde. In Sätzen, wie der folgende: Il me parla en souriant, die der oben angeführten (falschen) Regel sich besser fügen und allerdings am häufigsten vor-

*) Die passive Form eines neutralen Zeitwortes kann keine andere Bedeutung haben, als daß die in dieser Form ausgedrückte Thatsache der Sprache nach ganz allgemein gehalten und auf kein besonderes Subjekt übertragen wird. Der Sache nach ist allerdings diese Uebertragung nothwendig, und zwar nicht mehr und nicht minder, als sie bei den regelmäßig vermittelst aktiver Zeitwörter gebildeten passiven Formen stattfinden muß. Hac epistola scripta discessit. Jene passive Fassung, „indem geschlafen wird," kann also nur den Sinn haben, daß die Sprache an sich nicht gestattet, die in en dormant angedeutete Thatsache weder auf den Nominativ noch auf den Dativ des Satzes zu übertragen, und daß erst der Zusammenhang zu entscheiden hat, welchem von beiden (oder ob keinem) der Sache nach die Thatsache zuerkannt werden muß. Hierin liegt auch die beste Widerlegung der oben angeführten falschen Regel.

kommen, rechtfertigt ohne Zweifel die enge Beziehung des Gérondif zum Hauptsatze die von der falschen Regel verlangte Fassung; aber es gibt auch sonst wohl Fälle, wo eine enge Beziehung uns zu einer Auffassung nöthigt, die die Wortform ihrer eigentlichen Bedeutung nach nicht gestattet. Que voulez-vous que je fasse? J'ai besoin de ce livre, il faut (ich muß) bien l'acheter. — Les gentilshommes pauvres se mettent au service des plus puissants, en (von ihnen) reçoivent un salaire. So übersetzen wir auch die Sätze: Hac epistola scripta discessit. La lettre écrite il partit mit: Nachdem er den Brief geschrieben hatte u. s. w., obschon es nach den Ausdrücken nur heißen kann: Nachdem der Brief geschrieben worden war. Die gänzliche Unabhängigkeit des Gerundiums im Ablativ vom Subjekt des Satzes (mithin die Nothwendigkeit, es in der Analyse von dem Subjekt zu trennen und für sich zu betrachten) zeigt sich schon darin, daß es völlig unthunlich ist, dasselbe nach Zahl und Geschlecht des Subjekts zu verändern; aus welchem Umstande sich auch für die französische Sprache eine logische Nothwendigkeit ergibt, das Gérondif mit en unverändert zu lassen. Die Schwierigkeit, die in Stellen wie folgende: Il servait l'état en ne suivant que son génie, für die Annahme einer passiven Bedeutung des Gérondif mit en sich daraus ergibt, daß ein Objektsakkusativ damit in Verbindung tritt, habe ich schon oben zu lösen gesucht. Die Franzosen mußten um so unvermeidlicher in diese Inkonsequenz gerathen, als sie nicht, wie die Lateiner, das Mittel hatten, ihr durch Umwandlung der Wortform aus dem Wege zu gehen; eine Inkonsequenz übrigens, die die Lateiner nicht einmal vermeiden konnten, und welcher Griechen und Engländer ohne Nothwendigkeit sich hingaben*).

Um nun die Beurtheilung, wie das französische Gérondif zum lateinischen Gerundium sich verhält, möglichst zu erleichtern, will ich die Fälle des franz. Gérondif nach meiner Wissensch. Syntax mit kurzen Ueberschriften aufstellen, und neben die französischen Sätze entsprechende klassische lateinische zu setzen suchen.

A. Hauptfälle.

1) Gleichzeitigkeit.

Il s'avance aux Strélitz, en leur montrant l'image de la vierge. — Plato scribens mortuus est. — Auditus semper patet. Ejus enim sensus etiam dormientes egemus.

---

*) Zeitwörter mit doppeltem Akkusativ zeigen übrigens, daß auch den Lateinern diese Konstruktionsweise nicht durchaus fremd ist: Cato rogatur sententiam.

2) Ungleichzeitigkeit.

Leur fureur était si aveugle que, voyant passer un jeune seigneur de la maison, ils le tuèrent. — Socratis morti illacrymari soleo, Platonem legens.

3. Absolute (objective) Kausalität.

Le faste ruine le commerce en ruinant les hommes qui le font. — Hominis mens discendo alitur et cogitando.

Anmerk. Der Ablativus mit in scheint sich mehr für die Uebertragung ins Französische mit dem Infinitiv und à zu eignen. Non potest severus esse in judicando (sévère à juger), qui alios in se severos esse non vult. Doch findet sich virtutes cernuntur in agendo, ganz analog dem französischen: L'appétit vient en mangeant. Die Gerundia sind ohne Subjekt.

4) Relative (subjective) Kausalität.

Quand il trouvait un homme faux et corrompu, il ne se donnait point la peine d'en chercher un autre, comptant qu'un autre ne serait pas meilleur. — Dionysius, cultros metuens tonsorios, candenti carbone sibi adurebat capillum.

5) Relative Kausalität, vom Redenden (Schriftsteller) ausgehend.

Sophie eut toujours la principale autorité, abandonnant Ivan à son incapacité, et tenant Pierre en tutèle. — Diei noctisque vicissitudo conservat animantes, tribuens aliud agendi tempus, aliud quiescendi.

B. Modificirte Fälle deren jeder unter einen der Hauptfälle zu bringen ist.

6) Gérondif in der Vergangenheitsform mit ayant. (Vergl. 2 und 4.)

a) Le sénat, ayant entendu pendant deux mois les deux parties, condamna la religion romaine. — Victus Sardanapalus in regiam se recipit, et exstructa incensaque pyra, et se et divitias suas in incendium mittit.

b) Le garçon ayant cru reconnaître ma voix, soupçonna l'imposture. — Romanis post proelium demum factum Samnites venisse subsidio, exspectato eventu pugnare, autores referunt.

7) Gérondif das mit dem Hauptsatze nicht einen und denselben Gegenstand hat. (Vergl. 2 und 4.)

a) Cette petite ville s'étant rendue, les Suédois mirent le feu au magasin. — Aeneas, Troja a Graecis expugnata, in Italiam venit.

b) Les débris des Russes ne se montrant pas, le czar parut sans ressource. — Fabritius, medico Pyrrhi promittente, venenum se regi daturum, monuit Pyrrhum, caveret insidias.

8) Gérondif das sich auf einen Zeitwortsaccusativ oder auf einen Präpositionsgegenstand bezieht. (Vergl. 5 und 1.)

a) Il prépara des vaisseaux portant depuis 30 jusqu'à 50 pièces d'artillerie. — Prope definitur a Stoicis fortitudo, cum eam virtutem esse dicunt, propugnantem pro aequitate.

b) A la tête des Hongrois, combattant pour leur liberté. — Misericordia est aegritudo ex miseria alterius, injuria laborantis.

c) Mon ami, dit Frédéric, Dieu nous envoie souvent le bien en dormant. — Alexander Aesculapio et Minervae ludos celebravit. Spectanti nuntius laetus affertur, Persas a suis esse superatos.

9) Gérondif dessen Gegenstand im Hauptsatze nicht genannt ist. (Vergl. 3.)
L'appétit vient en mangeant. — Nihil est magnum somnianti. Ganz analog jedoch: Virtutes cernuntur in agendo.

10) Gérondifs mit ausgelassenem étant oder ayant été.

a) Arrivés dans la ville nous fûmes surpris. — Dionysius tyrannus, Syracusis expulsus, Corinthi pueros docebat.

b) Cela dit il quitta l'assemblée. — Annibal in Italiam pervenit, quinto decimo die Alpibus superatis.

c) Ils représentèrent l'Allemagne baignée dans le sang par les querelles de l'empire et du sacerdoce. — Non est aeque miser qui patriae consulit, et is qui illam exstinctam cupit.

11) Uebergang des Gérondif in das (flectirbare) Verbaladjectiv, permanenten Zustand bezeichnend.

Riga était pleine de marchandises, appartenantes aux Hollandais. — Maxime sunt admirabiles motus earum quinque stellarum, quae falso vocantur *errantes*.

Nach dieser Zusammenstellung wird sich hoffentlich beurtheilen lassen, wie der französische Sprachgebrauch der Gérondifs sich zu dem lateinischen Sprachgebrauche verhält. Auf dem ganzen Gebiet der französischen Gérondifs *) gibt es nur einen Fall (3), wo wir einem lateinischen Gerundium begegnen, und auch hier besteht die Uebereinstimmung zwischen beiden Sprachen nur in der Bedeutung und der Anwendung, nicht in der Form, da die Franzosen für das lateinische Gerundium keine entsprechende Form haben. Wie wenig dabei das lateinische in für die französische Kausalität mit en wesentlich, ja wie sie vielmehr derselben hinderlich ist, haben wir oben (3. Anmerkung) gesehen. Da nun vollends der Franzose zur Bezeichnung der Gleichzeitigkeit ebenfalls für sein Gérondif ein en, der Lateiner aber dafür nur sein Participium Präs. Act. hat, wo bleibt da noch die behauptete Entstehung von en aimant aus in amando? In den Fällen

*) Bin ich berechtigt die von mir aufgeführten Fälle alle unter der Benennung Gérondifs zu begreifen? Ich bin deshalb getadelt worden und gewiß nicht mit Unrecht, was ich jetzt besser als je einsehe. Aber was ist zu machen? Halten wir uns an die Form, so dürfen wir von einem Gérondif gar nicht reden; bezeichnen wir nur den dritten Fall als Gérondif, weil dieser dem lateinischen Gerundium der Bedeutung nach entspricht, so tritt uns der erste Fall hindernd entgegen, der, ohne sich jener Verwandtschaft mit dem Lateinischen rühmen zu können, dennoch sein en hat. Zur Vermeidung der Verwirrung, dächte ich, könnte man wohl zur Tagesordnung übergehen, und zwar um so eher als der Name Gérondif für gar keinen der im Französischen vorkommenden Fälle sich rechtfertigen läßt.

1, 2, 4, 5, 8, 9, 11. bedienen sich beide Sprachen des Part. Präs. Act., und stimmen also in Anwendung der Sprachform überein: nur muß man das französische en in 1. und die Flexion, die die Lateiner überall, die Franzosen aber nur in 11. haben, für die übrigen Fälle in Abzug bringen. Das Gérondif mit ausgelassenem étant (10.) wird im Lateinischen mit derselben Form gegeben, wohingegen in den Fällen unter 6 und 7. zwischen dem französischen und dem lateinischen Sprachgebrauche sich keine Analogie findet. Wohl aber hat der absolute Ablativ, der in 6 und 7. sich geltend macht, eine starke Aehnlichkeit mit dem Gerundium im Ablativ (3.), oder ist vielmehr mit ihm eins und dasselbe; denn vertauschen wir den absoluten Ablativ in: Exercenda est memoria *ediscendis scriptis philosophorum* mit dem allgemeinern ediscendo, so geht die Verwandlung des Einen in das Andere ganz ungezwungen, und ohne den Sinn wesentlich zu verändern, vor sich. Wer mag nun noch behaupten, daß die Franzosen ihr Gérondif mit en von dem lateinischen Gerundium borgten? Daß die Franzosen, wenn gleich mit Rücksicht auf das Lateinische, doch aber ihr Gérondif selbstständig (?) machten, geht unläugbar daraus hervor, daß sie zwei Doppelpaare desselben bildeten, kausale und temporelle; die absolute Kausalität und die Gleichzeitigkeit, wegen des Ineinander- und Zusammenfallens zweier Handlungen mit en bezeichneten (wie wenig dabei das en aus dem lateinischen in entstanden, haben wir gesehen); diesen die relative Kausalität und die Ungleichzeitigkeit (ohne en) gegenüberstellten, und durch das Aufgeben der Flexion der genannten Gérondifs sich ein Mittel schufen, momentane Zustände von permanenten in der Form zu unterscheiden. Für dieses, wenn gleich ehrenwerth, findet sich in der lateinischen Sprache kein Vorbild; und wenn gleich das genannte Doppelpaar auch in der lateinischen Sprache erkennbar ist, so sind doch weder die Gegensätze in derselben so bequem gestaltet als im Französischen, noch ist überhaupt (?) einzusehen, aus welchem Grunde es zur Erkennung des französischen Sprachgebrauchs in dieser grammatischen Partie nöthig sein sollte, zuerst den lateinischen zu betrachten. Warum sollte die gesunde Logik, die hier sich geltend macht, nicht eben so gut von vorn herein an der französischen Sprache sich nachweisen, als erst aus der lateinischen auf diese sich hinüberleiten lassen? Zwar habe ich durch die angestellte Vergleichung das Wesen des Gérondif mit en gründlicher kennen gelernt, auch vollkommen begriffen, warum es nothwendig war, wenigstens diesem Gérondif die Flexion

zu versagen; weiter aber kann ich die Dankbarkeit gegen die lateinische Sprache nicht treiben. Wollte man übrigens die Vergleichung umgekehrt anstellen, so würde man ohne Zweifel finden, daß der lateinische Sprachgebrauch in dieser Sprachpartie sich nicht in so engen Grenzen bewegt als der französische, welche Arbeit ich aber billig solchen überlasse, denen eine größere Einsicht in das Wesen der lateinischen Sprache als mir zu Gebote steht. Vielleicht wird man es schon überkühn finden, daß ich bei so unvollkommner Kunde der lateinischen Sprache mich auf die Beurtheilung einer grammatischen Partie derselben einließ; aber da ich bei dieser Arbeit bloß von dem Interesse für die französische Sprache geleitet wurde, so hoffe ich, wenn ich geirrt haben sollte, Verzeihung. Quod potui feci, faciant meliora potentes!

Barmen.

Dr. Schifflin.

Ueber Delavigne, als Vermittler der klassischen und romantischen Richtung der französischen Literatur im Allgemeinen, und über seine Tragödie Louis XI. im Besondern.

Wenn man einen Kampf der Parteien entstehen und sich fortsetzen sieht, in dem man selbst keine Stelle einnimmt, über den man aber ein Urtheil erlangen möchte, so ist der leidenschaftslose, nach Wahrheit strebende Beobachter geneigt, ein vermittelndes Prinzip aufzusuchen, um von demselben aus, wie von einem Wartthurm, der auf die Feste und auf das Lager einen freien Blick gestattet, die Bewegungen und Streitkräfte der beiden Feinde zu recognosciren; ja, es gibt kaum etwas wichtigeres in einem Streit der Meinungen, als diesen vermittelnden Punkt aufgesucht zu haben, da wir nicht eher zu einem unparteiischen Urtheile befähigt, und selten im Stande sind, uns in der Lage der Dinge zurecht zu finden. Es liegt nun am Tage, daß man nicht eher ein verbindendes Glied gefunden haben kann, bis sich die Elemente scharf geschieden haben und nur in einzelnen Strahlen noch ineinander übergehen. Nie sondern sich aber zwei Meinungen so, daß nicht Modifikationen der einen Meinung wirklich vorhanden, oder doch auffindbar wären, durch welche man einen Uebergang zu der andern fände. Selbst in der Natur hat der Schöpfer die Arten und Ordnungen, ja die Klassen und Reiche nicht so getrennt, daß nicht ein durch die ganze Natur laufender Faden der haarscharfen Systematisirung des Naturforschers ein Ziel setzte. Aber die entgegenstehenden Ansichten müssen sich als zwei selbstständige Wesen, als zwei Systeme geschieden haben, um überhaupt zu sein und um Gelegenheit darzubieten, ein Band zwischen ihnen zu vermitteln.

Dies war in Beziehung auf unsern Gegenstand lange nicht der Fall. Die Namen *Klassiker* und *Romantiker* waren lange vor der Begriffsbestimmung im Gebrauch, und letzteres Wort war oft eine vage Bezeichnung für einen Schriftsteller, von dem

die anerkannten Autoren aussagten, daß er auf den Namen eines Künstlers keinen Anspruch machen könne. So war man sich allgemein noch nicht klar über das, was die Romantiker wollten, und es ist auch heute noch kein eigentliches romantisches System aufzustellen, wiewohl dasselbe bald entstehen muß, da das andre, welches der Romanticismus bekämpft, seine Existenz auch in der Lebensfrische der Gegenwart, seit Ponsard's Lucrèce und die Rachel, nachweist, und der Zeitpunkt schon vorüber ist, in dem sich die vorzugsweise edelsten Bestrebungen der Nation der neuen Richtung zuwandten. Das Objekt alles Kampfes und die Basis aller Fortschritte ist immer eine herrschende Ansicht, ein Positives, welches als ein abgeschlossenes Ganze von einer andern, negirenden Ansicht angegriffen wird, und sich haltbar bewährt, insofern es die Negation wegweiset, oder dieselbe ihrem Wesen dadurch dienstbar macht, daß es die Seiten vervollkommnet, auf welche der Angriff gerichtet war; — oder unhaltbar, indem es, auf Gründen ruhend, welche den beständigen Angriff nicht ertragen können, demselben unterliegt. Die Kritik ist die fortlebende Opposition im Reiche der Wahrheit, so wie die kritische Philosophie alle positiven Systeme in ihrer Unzulänglichkeit darstellte, und dann selbst den Angriff erregte, als sie sich als etwas Positives darstellen wollte. Ist nämlich die Macht, durch welche eine positive Lehre gefallen ist, wiederum eine Lehre, so steigt dieselbe gleich auf den eroberten Thron; ist's eine Zeitrichtung, welche eine positive verdrängte, weil sie den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr angemessen war, so wird diejenige Richtung, welche dieselbe stürzte, sich zur herrschenden machen, eine dritte als heterodox verschreien, und über kurz oder lang denselben Kampf bestehen müssen. Ohne auf die Kultur- und Kirchengeschichte eingehen zu wollen, können wir die Wahrheit des Satzes in der regen Wellenschwingung der Politik, wie sie in der Geschichte vor uns liegt, darthun, in welcher wir auch in dem verwickelten Knoten der verschiedenartigsten Nüancirungen die beiden Prinzipe der Staatsverfassung, das stabile und mobile, so unverkennbar wiederfinden, wie in der Physik das Gesetz der Centrifugal- und Centripedalkraft. Je umfassender und allgemeiner ein Prinzip, desto haltbarer pflegt es zu sein. Wenn ein alle Bestrebungen der Menschheit umfassendes System nicht haltbar ist, so fällt es gleich, wie z. B. der St. Simonismus vor funfzehn Jahren und der Communismus zu unserer Zeit, die sich beide bei ihrem Auftreten als aller Realität entbehrend darstellten. Je älter ein Prinzip ist, desto mehr Angriffe hat es ertragen; je

allgemeiner, desto mehr Interessen waren auf dasselbe gerichtet; je häufiger wiederkehrend, desto nothwendiger zeigt es sich: also je älter, allgemeiner und umfassender, desto nothwendiger und haltbarer ist ein Prinzip.

So umfassend ist nun das Gesetz, nach welchem sich die französische Literatur fast drei Jahrhunderte hindurch entwickelt hat, nicht; aber dennoch umfaßt es so viel, greift so tief in das Leben des Volkes, daß es eines mächtigen Kampfes bedarf, um dasselbe zu ändern, und daß nur die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit die Aenderung hervorbringen wird. Denn da die Literatur zum Theil ein Produkt des Zeitgeistes, und dieser wieder zum Theil ein Reflex der Literatur ist, so wird das Wesen und der Einfluß derselben bedingt, und ist dieselbe nur in einer gleichmäßigen Entwickelung der Zeitverhältnisse zu erkennen. Es ist also eine genaue Darstellung der romantischen Schule nur möglich, wenn wir aus der Geschichte des französischen Volkes und seiner Sprache die Röhren ableiten, welche in diese neue Lebensader führen, und wenn wir die Schriftsteller alle namhaft machen, charakterisiren und zu ihren Bestrebungen die Gründe aufsuchen. Es ist unser Zweck nicht, die Sache im Zusammenhange darzustellen, sondern in einzelnen Betrachtungen zu beleuchten. Bevor wir uns aber auf weitere Untersuchung einlassen und überführenden Betrachtungen nachgehen, wollen wir vorläufig die Begriffe des Klassischen und Romantischen, so wie sie unter den französischen Literaten gäng und gebe sind, feststellen.

Unter klassischer Literatur versteht der Franzose im engern Sinne die des goldnen Zeitalters, und im weitern die Ausbildung der von den Heroen dieses Zeitalters eingeschlagenen Richtung. Ersteres nennen wir die klassische Literatur, zweiteren Begriff die klassische Schule.

Die klassische Schule nimmt an, daß von den Klassikern nicht nur das Höchste in jeder Art erreicht worden, sondern auch, daß sie alle Weisen erkannt hätten, unter denen die französische Sprache mit Geschmack und Geist poetische Erzeugnisse zulasse. Der Kreis der Klassiker ist klein, und in jeder Gattung finden wir fast andre Namen. Als Muster im Epos gilt z. B. bloß die Henriade, eben ihrer eigenthümlich französischen Auffassung wegen, in der Ode Baptiste Rousseau und im didaktischen Gedicht und der Satire Boileau, der gedankenreichste Schriftsteller des Zeitalters Ludwig XIV. Wir bleiben für unsern nächsten Zweck hauptsächlich bei der Tragödie stehen. In ihr waren die Eigenthümlichkeiten der klassischen Schule vereinigt; es war der Brennpunkt der dichterischen Bestre-

bungen, und zugleich auch die Gattung, in welcher die Franzosen in einem von ihnen selbst geschaffenen Systeme Klassizität erreicht hatten. Hier gilt als Muster die vom kräftigen Corneille gewählte, vom liebenswürdigen Racine begrenzte und vom geistreichen Voltaire durchgeführte Idee einer Realisirung der Tragödie nach dem Begriffe des Aristoteles, in der Auffassung, welche die Autoritäten der Literatur von derselben hatten. Von den Dichtern, welche in den Kreis der Klassiker gezogen werden, ist Umfang und Inhalt eines jeden poetischen Erzeugnisses für jede Dichtgattung in genaue Grenzen gewiesen; die Sprache hat von denselben ihre äußern Gesetze erhalten, so daß ein Wort unpoetisch ist, weil es kein Klassiker gebraucht hat, oder nur für diese Gattung geeignet, weil es in derselben ausschließlich angewendet wurde. Die ästhetischen Begriffsbestimmungen sind fest, unverrückbar; denn jede andere Auslegung der Ode, Epistel, Heroide u. s. w. als die Klassiker angenommen haben, schließt von jedem lobenden Prädikate derselben aus. Für die Tragödie entstand besonders durch den Einfluß des Hofes ein glattes und manierirtes Kolorit, ein Streben nach Zierlichkeit und große Aengstlichkeit in Bezug auf Reinheit der Sprache, so wie auch die Ansicht, daß ein fortwährender Pathos zum tragischen Style gehöre. Diese Tendenz beförderte Boileau, dessen Maßstab für poetisches Verdienst Korrektheit und Zierlichkeit der Sprache war. So mußte sich auch der höchste Schwung der Phantasie der Reflexion unterwerfen, welche die Gebilde in die Form brachte, die man als die allein richtige anerkannt zu haben glaubte.

Man ist in der neuern Zeit in Deutschland geflissen gewesen, vielleicht um der verflossenen, welche der französisch klassischen Ansicht blindlings huldigte, entgegenzutreten, diesen äußern Zwang der klassischen Schule als einen Beweis dafür zu brauchen, daß die Franzosen ein durchaus unpoetisches Volk wären; und deßhalb halte ich es nicht für unpassend, zuweilen auch auf den vortheilhaften Einfluß dieses Systems hinzudeuten. Allerdings leitete die großen Dichter, welche Frankreich unsterblich machten, als Deutschland noch jeder neuhochdeutschen Literatur entbehrte, eine richtige Ansicht ihrer Sprache und der Wirkungen, welche dieselbe ausüben kann. Die romanischen Sprachen sind alle, und die Französische ist insbesondere sehr beschränkt in ihrer Versification, da sie weder quantitativ noch qualitativ, noch rein accentuirend rhythmisch ist, und die Gesetze, welche da aufgesucht werden müssen, nur durch Gewohnheit dem Sinne und dem Verstande angenehme Willkür-

lichkeiten sein können. Diese Gesetze gründen sich nicht auf die Etymologie, — da jedes Etymon vermischt ist und das Wort wie eine Münze gilt, wofür es ausgegeben und angenommen wird, — sondern insofern auf die historische Entwickelung, als ein Schriftsteller zuerst anfing, dieselbe im Volke einzuführen, das Volk das Gesetz erkannte und dasselbe lieb gewann. Hierin haben die Klassiker so richtig die Unzulänglichkeit der Sprache erkannt, daß die Bemühungen neuer Schriftsteller, durch scharfsinnige Untersuchungen die der lateinischen analoge Prosodie zur Richtschnur der Metrik zu machen (die unter andern auch der Herzog St. Leu [Louis Napoleon] angestellt haben soll), fruchtlos gewesen sind, und daß auch die Romantiker der klassischen Metrik in ihren Hauptsachen treu bleiben. Insofern weiter das Gebäude abgeschlossen war, um das Genie davor zu wahren, sich ins Blaue zu ergehen, war es möglich, alle Kräfte auf die Ausbildung dieses in den Schranken befindlichen Gebiets zu wenden; und daher erlangte denn auch die französische Sprache durch die gleichmäßigen Bestrebungen der Klassiker in dieser selbst gesteckten Grenze eine Zierlichkeit und Präcision, die keiner andern neuern Sprache eigen ist, und die sich bis in die untersten Volksklassen erstreckt, welche bekanntlich einen gewandten, blumigen und gewählten Ausdruck haben, den man in Deutschland in der Konversationssprache kaum suchen dürfte, aber auch nicht grade vermißt. Die Behauptung kann wohl nicht bestritten werden, daß keine moderne Sprache eine so vollendete, klare und gefällige Prosa hat, als die Französische. Hier findet man die Anschaulichkeit der Alten, mit Schärfe des Begriffs, Ordnung und Gedrängtheit, welche den Geist erhellen, vereinigt. Das ganze Wesen des ausgezeichneten Mannes oder der geistreichen Frau wird in Frankreich in seiner Sprache abgedrückt; nie vernachlässigt der Gelehrte den Ausdruck, so daß Voltaire in Beziehung auf den großen Buffon mit Recht sagen konnte: le style c'est l'homme. Die allgemeine Sorgfalt auf einen guten Styl ist nun namentlich der Richtung der Schriftsteller und ihrer Verbreitung im Publikum zuzuschreiben; wie auch leicht die Erfahrung gemacht werden kann, daß die Franzosen jetzt, wo sie an Kühnheit und Kraft des Ausdrucks gewinnen, an Wohlredenheit und Geschmeidigkeit verlieren.

Muster der klassischen Schriftsteller waren die Alten, deren Geist sie nach Frankreich hinüber zu tragen strebten; Vorbilder der Romantiker sind die mittelalterlichen Ideen, und der Geist des Christenthums. Die klassische Richtung hatte ihren Culminations-

punkt schon lange vor der Revolution erreicht. Voltaire hatte schon das Bedürfniß gefühlt, der Sprache mehr Umfang zu geben und die Begriffe der Poetik zu erweitern, wie sich in seinem Tancred zeigt, in dem der Geist der Kreuzfahrer weht, und den er in Wechselreimen schrieb, welche später keine Nachahmung fanden. Er widerstand aber selbst der Versuchung, weil er lieber der letzte unerreichbare Klassiker sein wollte, als der erste, leicht zu überstrahlende Romantiker, und beschränkte seine Neuerungen auf Angriffe gegen die Orthographie. Noch mehr war dieses Ankämpfen gegen die herrschende Meinung bei dem von tiefen Gefühlen und hohen Phantasien bewegten J. J. Rousseau, der, wenn er ein Tragiker hätte sein können, auch ein Reformator des Dramas geworden wäre. Auch der denkende und geistreiche Diderot, den neuerdings der alte Arndt, der Feind aller Welschen, in einem eigenen Werke würdigt, erhob seine Stimme gegen das Klassische; aber, indem er das bürgerliche Trauerspiel einführte, hatte er zwar alles Conventionelle, aber auch alles Poetische weggeschafft. Manche Zweifel wurden am Ende des vorigen Jahrhunderts laut. Aber seltsam! Als die Revolution die ganze bestehende gesellschaftliche Welt gewaltsam niederwarf und neu gestaltete, hielt sich die Literatur, wiewohl sie, wie alles Französische, auf der Gegenwart und der Gesellschaft gegründet war; ja, man hing noch lebhafter an dem eigentlich Klassischen, als man anfing, die großen Männer zu vergöttern. Nun war auch die Zeit nicht, sich von einer Nachbildung der Alten abzuwenden, da man in Politik und Staatsleben das alte Rom wieder neu gestalten wollte. Man wandte sich mehr noch dem Klassischen zu: und somit blieb man eng in den Schranken der Poesie, als man alle andere abwarf. Vielleicht wäre es anders gewesen, hätte sich ein poetisches Leben regen können in dieser gewaltigen Zeit, in welcher zwar die Oden von Lebrun, Baour-Lormian, Chénier u. A. zur Freiheit begeisterten, aber doch in ihrer poetischen Form nur der Politik dienten. Als der letzte und glorreichste Act der neuen Ordnung, das Kaiserreich mit seinen Helden, vorüber war, und man aufhörte, ein großes Epos zu durchleben; als die alten Könige wieder kamen, um das neue Frankreich zu regieren: da wurde aus dem Streit der Politik ein Streit der Poesie, und das letzte Positive, was allen Stürmen getrotzt hatte, wurde erschüttert. Andere Ideen waren durch die Revolution und durch den Verkehr mit andern Nationen in Umlauf gekommen; eine große Zeit lag hinter den Franzosen und sie standen darauf in ihrer Betrachtung. Die

Söhne des alten Königthums reformirten den Staat und die Söhne der Revolution die Literatur. Ihrem bewegten Gemüthe wurden die Schranken zu enge, und es regten sich Dichter, welche Anklänge bei ihrer Nation fanden, und mit kühnem Stolze die Gesetze ignorirten, welche die Klassiker aufstellten. Zuerst ist als solcher Chateaubriand in seinem Atala zu nennen, wo er ein schwärmerisches christlich-religiöses Gefühl darlegte, welches in den bisherigen Leistungen noch keinen Platz gefunden hatte. Aber mit Lamartine und noch mehr mit Victor Hugo's Auftreten begann der eigentliche Kampf der Neustrebenden.

Sie gaben sich den Namen Romantiker, weil sie sich Fortsetzer der alten französischen Dichter nannten, die unter dem Namen Romanciers im Mittelalter volksthümlich waren. Ueberschwenglichkeit ist das Prädikat für diejenigen, welche zuerst unter diesen Namen auftreten. Das Wesen der Romantiker besteht eigentlich bisher nur noch in einem Abwerfen der durch Gewohnheit zu Gesetzen gewordenen klassischen Formen; es ist also ein Negatives. Ein Positives, in dem die verschiedenen Richtungen ihre Einheit finden, ist noch nicht erschienen. Denn, während Lamartine die schwärmerisch sentimentale Richtung als Grundzug der Schule angibt, findet Victor Hugo denselben in einer Nachahmung der orientalischen Weise, in südlicher Glut und excentrischer Begeisterung, Jules Janin in der Zeichnung kühner, wilder und abenteuerlicher Gestalten, welche dem Norden entnommen, die Natur vereisen, und Barthelemy und Mery in dem gänzlichen Aufgehen der dichterischen Begeisterung für die hohe Heldenzeit der Nation und die Zwecke der Freiheit.

Am meisten war der Gegensatz der beiden Schulen in der Tragödie merklich. Bekanntlich hält die klassische Schule den Grundsatz der Natürlichkeit fest, und behauptet: die Handlung darf auf der Bühne nicht mehr und nicht weniger Zeit einnehmen, als in der Wirklichkeit verstreicht, und darf den Ort nicht ändern, da sich auch die Bühne nicht ändert. Diese Lehre ist aus einer einseitigen Auffassung des Ausspruchs des Aristoteles über die drei Einheiten, die Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit, entstanden. Wie beschränkt durch diese Einheiten das Drama wird, geht schon daraus hervor, daß dieselben nie auf das Lustspiel angewendet wurden, da dieses, nach dem Urtheil der Klassiker, als Produkt der Gegenwart und des Lebens, den Zuschauer auch mitten in der Handlung daran erinnern darf, daß alles Spiel und nicht Wahrheit ist. Wie nun in der Tragödie

die Schwierigkeit wächst, wenn es darauf ankommt, einer geschichtlichen Handlung eine dramatische Wirksamkeit abzugewinnen, wird schon dadurch erwiesen, daß die meisten Begebenheiten eingezwängt, und der sogenannten poetischen Gerechtigkeit manche andere wesentliche Erfordernisse aufgeopfert wurden. — Wer kann dagegen aber auch läugnen, daß der enge Kreis der klassischen Tragödie mit großer Vollkommenheit ausgefüllt werden konnte? Daß Gleichförmigkeit und Gesetzmäßigkeit in die Poesie kam, und eine meisterhafte Tüchtigkeit sich darin bewährte, die Schwierigkeiten zu überwinden? Je mehr Schwierigkeiten aber beseitigt sind, desto vortrefflicher ist ein Kunstwerk als solches: deshalb verlangt man ja auch eine künstliche Sprache, Verse, Bilder ꝛc. Die französische Tragödie gewann eine innere Ausbildung, eine vollendete Sprache, bestimmte Characterzeichnung, eine einfache, würdevolle Handlung, welche nicht durch Befriedigung der Augenlust versinnlicht, sondern bloß durch die Gewalt der Sprache veranschaulicht wurde; dagegen huldigte sie aber der Sitte, dieser herrschenden Macht in Frankreich, und modelte alles nach derselben. Die conventionelle Tragödie gab dem Schwung der Phantasie eine gerade Richtung, und verhütete alles Uebersprudeln des Genie's, welches im englischen und deutschen Drama manchmal sich in phantastischen Gebilden verliert; dagegen beförderte sie aber auch die Mittelmäßigkeit, welche sich die Regeln wohl aneignen konnte; sie befreite die Bühne von allen unedlen und gemeinen, aber hielt auch kräftige und natürliche Ausdrücke von derselben ab.

So war denn die klassische Schule ein vollständig ausgebildetes System der Poesie geworden, das nichts Schlechtes in der Form mehr erlaubte; aber es ist nicht das einzige. Es lagen in der Volkspoesie der Völker, welche zusammen die französische Sprache gebildet haben, in der langue d'oc und langue d'oui mehr Elemente, als bisher ausgebildet waren, und diese konnten den Blicken der prüfenden Forscher nicht entgehen, als sie vom Drange, etwas Entsprechendes zu suchen, sich in der Urthümlichkeit ihrer Sprache umsahen. So geschah es. Als die Tiefe des Gemüths, die mannigfaltige Ergreifung des Lebens und die freie Geisteskraft der Dichter Frankreichs sich regte, und der Einfluß der Engländer und Deutschen mächtig wurde, da rissen einige kühne Männer die Fessel entzwei, oder vielmehr ignorirten das Dasein derselben, wozu im Ganzen mehr Muth gehörte, und ergossen sich nun auch in's Fessellose, um den ungezügelten Schwung der Begeisterung in den Formen und Worten sich ergehen zu lassen,

welche die Stunde des pythischen Gottes eingab. Die junge Schaar bewegter Sänger folgten dieser Fahne, und dadurch gewannen die gespenstartigen Gestalten Form, und stellten sich als Kämpfer gegen die bestehende Ordnung des Parnasses auf. Ihre Muster waren nicht mehr die Alten, sondern in der Lyrik die Provençalen und Spanier, und in der Tragödie Shakespeare, in so weit er auch den energischen nicht zu geschmacklos war, denn selbst die Romantiker meinen noch, daß der englische Heros zu häufig als John Bull heule und fluche!

So haben die Romantiker mit den Revolutionairen das gemein, daß sie gegen das Bestehende zu Felde ziehen; sie wollen Aenderung. Aber in der politischen Section findet man sie häufiger unter den Anhängern der alten Dynastie, unter den blinden Verehrern der Kirche, als auf den Bänken derjenigen, die blos nach philosophischen Grundsätzen die Welt zu ordnen wünschen; wo hingegen ihre Gegner theils zu den Anhängern des glänzenden Systems gehören, in welchem der Hof sich mit Schöngeistern umgab, theils zu den Tugendhelden des Alterthums, welche alles gut römisch in eine Republik verwandeln möchten, in welcher man nur die Alten achtet und ihnen nachstrebt. Die Romantiker sind auf jede Weise volksthümlich, wenn auch nicht immer populär. Sie ziehen aus der Vergangenheit die heiligen Dinge der Nation hervor in Romanzen und Legenden und werden so für die Franzosen, was auch für uns die Romantiker, die sonst in anderm Sinne den Namen tragen, geworden sind. So wäre Hugo in seinen Romanzen mit Uhland zu vergleichen, Vigny mit Achim v. Arnim u. s. w., wenn solche Vergleiche mehr Werth hätten, als gewöhnliche Spiele des Verstandes.

Nach diesen aphoristischen Aeußerungen über das Wesen beider Schulen, lassen wir dem Hauptinhalte nach die bezeichnenden Stellen des vorzüglichsten Theoretikers unter den Romantikern, Arlincourt, folgen, wie er dieselben in seiner Vorrede zu dem lyrisch-epischen Gedicht Ismalie oder die Liebe des Todes ausspricht.

„Das Klassische ist eine den Griechen und Römern nachgeahmte, unveränderlichen Gesetzen und strengen Formen unterworfene Literatur. Sie spricht mehr zum Verstande, als zum Gemüthe, mehr zu den Sinnen, als zum Gedanken, mehr zur Phantasie, als zum Herzen. Träumerische Betrachtungen finden in derselben wenig Raum, äußere Darstellungen herrschen vor; sie schildert mit Kraft und der reinste Geschmack leitet ihre Dichtungen,

kurz, das Klassische ist das aus der alten und positiven Natur genommene Ideal des Schönen. Das Romantische dagegen ist die Literatur der Ritterlichkeit und des Christenthums. Die Frömmigkeit ist ihre Fackel, die Begeisterung ihr Wesen; der Himmel beschäftigt sie mehr als die Erde. Das materielle Dasein ist für sie ohne Reiz, das beschauliche Leben ist ihr Gebiet. Unermeßlich, wie die Accorde der Harfe des Propheten, tröstend, wie die göttliche Hoffnung, mystisch, wie die Verheißungen einer andern Welt, ist die romantische Literatur die Poesie der Seele, die Träumerei des unsterblichen Menschen. Ohne die Regeln der Kunst zu verschmähen, ist sie kein schüchterner Sclave derselben; ihre Absicht geht dahin, die Sphäre der menschlichen Kenntniß zu vermehren. So ist das Romantische das aus der Natur der modernen christlichen Welt genommene Ideal des Schönen."

Die erste Tragödie, in welcher den Gesetzen der Einheit vollständig Hohn gesprochen wird, ist der Cromwell von Victor Hugo, welcher sich in der Vorrede über sein Verfahren mit derben Worten ausspricht. Seit zwei Jahrhunderten, sagt er, haben erbärmliche Chikanen der Mittelmäßigkeit, des Neides und der Routine den Schwung unserer großen Dichter gehemmt. Mit der Scheere der Einheiten hat man ihnen die Flügel beschnitten; aber erst Ausländer mußten durch ihre Theorie und Praxis die pseudoaristotelischen Grundsätze angreifen, ehe das alte, scholastische Gebäude einen Sturm von uns erhielt, bei dessen erstem Stoße es zusammenbrach. Dann zeigt er, daß weder die Einheit der Zeit noch des Orts Stich halten, und namentlich der letztere, als der stumme, unzertrennliche Zeuge der Katastrophe treu, d. i. dem Augenblick der Handlung gemäß, dargestellt, eins der ersten Bedürfnisse der Realität ist. — Mit ihm waren Gegner und Freunde muthig gemacht; erstere den Romanismus als eine Barbarei des Mittelalters zu verdammen, die andern, das neu erworbene Reich der Freiheit zu benutzen und mit ihren Gebilden zu bevölkern. Wir kommen bei einer genauen Prüfung der beiden Richtungen in ihren Stimmführern darauf zurück, und nehmen nur, nachdem wir die beiden Richtungen als zwei verschiedene, in mannigfaltigen Verzweigungen vorhandene, dargestellt haben, Anlaß, zu unserm Autor zurückzukehren, den wir oben einen Vermittler der beiden Extreme genannt haben, welcher die Hoffnung erregt, daß die beiden Schulen sich so nähern und so in einander übergehen werden, wie er dieselben in seinen Bestrebungen nahe geführt und zur Versöhnung gebracht hat. Es sei gestattet, das

Leben des Dichters in seinen Hauptwendepunkten zu überblicken, das seit seinem Tode abgeschlossen vor uns liegt.

Johann Franz Casimir Delavigne*), während der Stürme der Revolution zu Havre geboren, trat als 17jähriger Jüngling in die Reihe der Dichter seiner Nation auf eine Weise, die geeignet war, seinen Namen durch ganz Frankreich zu tragen und seinem poetischen Bekenntniß eine für sein Leben entscheidende Richtung zu geben. In seiner „Dithyrambe auf die Geburt des Königs von Rom" entwickelte er schon die ganze Pracht des Styls, welche die Eigenthümlichkeit seiner Gedichte ausmacht; nur war statt wahren Glanzes bloßer Schimmer, da alle tiefe Gedanken dem phantasiereichen pathetischen Jünglinge noch fremd waren. Von da an bis zu seinen letzten Bestrebungen ist in Delavigne ein stetes Fortschreiten zu bemerken, und eine Durchbildung seiner Eigenthümlichkeit, welche jedem Werke ein unverkennbares, unnachahmliches Gepräge gibt. Ein didactisches Gedicht „über die Erfindung der Schutzpocken," welches 1814 den Nebenpreis der Akademie erhielt, erinnert, bei dem wohl überlegten Plane, der hinreißenden Diction und wortreichen Darstellung doch daran, daß ein äußerer Antrieb die Begeisterung des Dichters ersetzt hatte, und war für Delavigne deshalb von entscheidendem Einfluß, weil er, um seinen Zweck zu erreichen das Studium der von Boileau geschaffenen Poetik in seinem Gedichte anwenden mußte, und somit in den Kreis geführt wurde, aus dem er nur als Anhänger der klassischen Schule hervortreten konnte. Einige Jahre, welche den feurigen Dichter in die ernsten Studien der Geschäfte und die verschiedenen Richtungen des wirklichen Lebens führten, wandten ihn zum Drama, und hier erlangt er einen Ruf, welcher alle andern überstrahlte, welche seit der Restauration in vollendeter Anwendung der Racine-Voltaire'schen Tragödie sich gezeigt hatten, und worunter man die Namen Arnould, Soumet, Viennet, Lebrun, Ducis, Jouy ꝛc. findet. Fand man in den „*Vèpres siciliennes*" die klassische Schule wieder in der Rhetorik, welche nach Effect hascht, und in der Anhäufung der Figuren ohne Werth, in dem falschen Schimmer und in dem oft gedankenlosen, conventionellen Conversationstone: so erblickte man sie auch in der scharfen und sichern Characterzeichnung, welche diese Richtung auszeichnet, in der reichen und lebendigen Diction und in den schönen

*) Man findet: Delavigne, de Lavigne und de la Vigne; erstere Schreibart ist die richtige, denn die Familie des Dichters war eine bürgerliche.

und glanzvollen Versen. Aber darin, daß der Dichter im Ganzen den Plan seiner Aufgabe verfehlte, weil er sie nicht einem Hauptgedanken, welcher über einer französischen Tragödie schwebte, unterzuordnen wußte, und noch mehr aus der Wahl eines Stückes aus der mittlern Zeit — welches den Klassikern mißfällig sein mußte, da nur im grandiösen Römerthum oder im fernliegenden Alter der Heroen oder höchstens in der Zeit, wo die alte Welt mit der gothischen um die Herrschaft kämpfte, die würdigen Sujets gesucht werden durften — konnte man erkennen, daß der mit einem richtigen Gefühle begabte Dichter, im Bewußtsein eines reinen Künstlertriebes zu sehr von der wahren und uneigennützigen Liebe zur Freiheit ergriffen war, um nicht zu fühlen, daß die sociale Ordnung der Freiheit auch auf die literarische eingehen müsse. Die Klassiker konnten ihn aber nach diesen Bestrebungen kühn den ihrigen nennen, um so mehr, als seine liberale Ansicht, welche bei Aufführung des Stückes mit der Polizei in Berührung kam, ihn dahin wenden mußte; wohingegen die ersten Romantiker in ihrer süßen Schwärmerei für Ritterehre und Sinnenglauben sich an die alte Dynastie anschlossen, welche Lamartine als Spiegel der Ritterehre und Muster eines fortgeerbten Edelsinnes darstellte.

Seine zweite Tragödie „der Paria," obgleich der Form des Klassischen treu, näherte den Dichter mehr der Vollendung, somit auch den Romantikern, welche an einer Perfectibilität der französischen Sprache glauben. Die Hauptanlage des Stückes befriedigt wiederum nicht die Anforderungen einer gerechten Kritik, welche dem mit tiefem Blick gewählten Sujet eine innigere Ergreifung des reichen Stoffes gewünscht hätte; aber die Durchführung hatte meisterhafte Stellen. Zu der Harmonie des Versbaues, der Lebendigkeit des Colorits und dem Schwung der Beredsamkeit gesellte sich eine hinreißende Reihe treffender Bilder und ein Reichthum an tiefen und ergreifenden Gedanken. Allerdings war es als eine Frucht seiner Bestrebungen in der angenommenen Form der französischen Literatur anzusehen, daß Delavigne sich der höhern Komödie zuwendete; und als ein Beweis seines großen Talents und seiner lebendigen Auffassung und psychologischen Ergreifung der Handluugen und Charactere mag der wohlverdiente Beifall gelten, den seine „Schule der Greise" und seine „Comödiens," ein gegen die Willkühr der kritischen Beurtheilung des théatre françois gerichtetes satyrisches Drama erhielt. Es bleibt bei Delavigne, so wie bei unserm Raupach, mit welchem der französische Dichter mehr als einen wesentlichen Verglei-

chungspunkt hat, obschon er eine höhere Stelle in der franz. Literatur einnimmt, als Raupach in der deutschen, zweifelhaft, ob er mehr Talent für das Trauerspiel oder für das Lustspiel besitzt, und es gibt eifrige Verehrer des Lustspieldichters, welche den Trauerspieldichter gering schätzen, doch kaum umgekehrt. 1824 eröffneten sich nach so glänzenden Erfolgen und einer Anerkennung durch ganz Frankreich dem Dichter die Hallen der französischen Akademie, eine Ehre, die noch keinem Freunde der romantischen Schule wiederfahren war. Während so auf der einen Seite die Klassiker eine mächtige Stütze, obgleich keinen Vertheidiger fanden, erhielt der Dichter selbst eine andere Richtung durch seine großen Elegien: Die drei Messeniennes, in welchen Delavigne das Unglück Frankreichs besang in Formen, welche die begränzten Dichterpfade des französischen Parnasses überschreiten und in einem Geiste, der bei dem größten Theil der Nation einen begeisterten Anklang fand. Eine warme Vaterlandsliebe weht in allen Gesängen, ein edler Stolz entflammt zu einer edlen Rache. Die Aehnlichkeit, welche der Dichter zwischen dem von den Heeren der verbündeten Mächte gebundenen Frankreich und dem von den Spartanern lange unterdrückten Messenien fand, scheint die Veranlassung zu dem Namen gewesen zu sein, welche er der Sammlung von Elegien, die ein gleicher Geist zu einem Ganzen vereinigt, gab. Die Elegie bekam einen neuen Geist und Klang durch diese Gesänge auf das Leben und den Tod der Jeanne d'Arc, diese Oden auf Napoleon, Columbus, Parthenope ꝛc. Seine *Nouvelles Messeniennes,* welche 1822 erschienen in noch vollendeterer Form, die Frucht seiner begeisterten Liebe für die Freiheit der Neugriechen sind vorzüglich unvergeßlich durch die Elegie auf den Tod Byrons. — Die Romantiker, welchen der unwiderstehliche Zauber der Sprache und der großartige Gang der Gedanken nicht entgehen konnte, beklagten, daß eine trügerische Theorie so lange den Dichter vom Menschen geschieden hatte. Delavigne hatte bisher zum Parteikampf der beiden Schulen geschwiegen; er konnte die neue Lehre weder ganz von sich weisen, noch tadeln; er wollte sie nicht vertheidigen, denn die Wirksamkeit seiner poetischen Bestrebungen hatten ihn auf eine andre Bahn geführt und ihn ruhmvoll auf derselben erhalten. Wenn man daher Delavigne mit romantischen Dichtern z. B. A. Dumas vergleicht, so ist er allerdings ein Klassiker, und doch hat er sich immer mehr von den starren Regeln frei gemacht und sich vorsichtig den Neuerungen hingegeben, weßhalb er Soumet u. A. als Romantiker vorkommen muß. Ein Zufall führte ihn auf den

Kampfplatz. Der Dichter schickte in tiefer Achtung vor seinem hohen Dichtergeiste, dem gedankenreichen und gefühlvollen Lamartine, den die Klassiker als einen in der französischen Sprache dichtenden schwärmerischen Ausländer betrachteten, seine Schule der Greise zu, und dieser antwortete ihm in einer Epistel, in welcher er mit wehmüthiger Sehnsucht nach der Vergangenheit, mit seltner Wärme des Gefühls seine Anhänglichkeit an das alte System, seinen Abscheu vor der revolutionären Freiheit und seine Begeisterung für die Poesie, als unmittelbares Erzeugniß des Gemüths, ausspricht. Die Entgegnung Delavigne's, welcher in einer schönen beredsamen Epistel die Göttin seiner Verehrung, die Vernunft und bürgerliche Freiheit, besang und die Herrschaft der Vernunft über Sinn, Gefühl und Phantasie pries, ist eben so denkwürdig wegen des edlen Tones, in welchen zwei in ihren Bestrebungen gleiche, in ihren poetischen und politischen Richtungen entgegenstehende Dichter zu einander reden, als auch wegen der Gewandtheit, mit welcher Delavigne die Reflexion als Ordnerin der Poesie und Politik zu versinnlichen verstand. Hatte hier auch Delavigne als Klassiker gesprochen, so war doch die Vermittelung zugleich in den einzelnen Stellen angegeben, in welchen er die Bestrebungen der romantischen Schule würdigt. Von nun an stand Delavigne in einer beständigen Reaktion seiner Neigungen gegen die Richtung der Zeit und sah die frischen Geistesblüthen aus dem Baume der Romantik emporsprossen, und die Edelsten der Nation sich in dem Feuermeer der Empfindungen baden, welches die Romantiker zu befahren gelehrt hatten. Aber seine Geistesrichtung und sein Geschmack zogen ihn von dem Streben zum Uebersinnlichen ab, die Gewohnheiten seines Styls waren klassisch, seine Ideen weniger kühn und tief, als besonnen, methodisch und geistreich; daher konnte er sich in der Form der alten Schule mit Selbstständigkeit bewegen und derselben nach und nach mehr Umfang verschaffen. Die Romantiker ehrten die vollendete Eleganz, seinen festen und gleichen Schritt, die regelmäßige und anmuthige Haltung seiner Muse, während sie seine klassische Kälte, den gezwungenen Gang und die pomphafte Einkleidung gewöhnlicher Gedanken tadelten. Eine Haupteigenschaft, welche ihm als Klassiker eigen ist, welche aber so wesentlich zur französischen Poesie zu gehören scheint, daß auch die Romantiker in ihren größten Produktionen, sich in derselben bewegen, ist die rhetorische Form, durch welche die poetische Wirkung erzeugt wird. Die französische Sprache hat besonders durch Mirabeau und neuerdings durch Lacordaire den höchsten

Punkt der Beredsamkeit erreicht, die vollkommenste Ausbildung erlangt; ihre Poesie wird schwerlich sich selbstständig zu der Höhe entwickeln können, auf welche die Prosa durch die Wärme der rednerischen Begeisterung gestiegen ist, so daß man mit Ueberzeugung aus einem langen Studium der französischen Prosaiker mit der Wahrheit heimkehrt, daß der Sprache eine wahre vis rhetorica inwohne. Häufig erscheint nun Delavigne in den frühern Gedichten und auch in den Méssenienues als ein poetischer Rhetor, und während die Würze seiner epigrammischen Refrains und die großartigen Sprünge seiner Gegensätze den Leser blenden und ergötzen, ist das Antithesenspiel häufig dem Besonnenen durch die Schroffheit und Wiederholung widerwärtig. Seine Méssenienues liefern dazu Belege auf jeder Seite, denn der Dichter wurde von Unmuth beseelt und von Bitterkeit ergriffen. Die Heldenzeit seiner Nation lag in seinem Gedächtniß und das Joch vor seinen Augen, und diese große Antithese schlich sich wie ein Gespenst in seine ernsten Betrachtungen und stellte ihm das Verhängniß, dem alles Große der Erde unterliegen muß, in stets wiederkehrenden Trauergestalten vor die Seele. Wir finden sie in seiner Elegie auf Columbus, wo er auf den Lohn hindeutet, der ihm für sein großes Entdeckungswerk wurde:

„Ein Thron war zu gering — was gab man dir?
— Ach! Fesseln!“

oder in seinem Tyrthäus, wo er die Neugriechen über die Alten erhebt:

„Ihr mordetet nur eure Brüder und jetzt
bekämpft ihr eure Henker.“

oder in seinem Ingrimm über England:

„Und edelherzig nennt sich Albion?
Der Schwarzen Ketten brach es kühn entzwei,
Um sie den Weißen listig umzuhängen.“

oder in der tief ergreifenden Elegie auf Napoleon, wo es heißt u. A.:

„. . . Ein Sturm trug dich
Auf deinen höchsten Gipfel,
Ein Sturm warf Dich herab.
Du kanntest nichts auf deiner blut'gen Bahn,
Was deinem Glücke glich, als nur dein Unglück,
Du sterblicher Gott.

so wie in dem sinnig schönen Verse:

O Sohn der Freiheit! du entthronest deine Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Elberfeld.

Dr. C. A. W. Kruse.

Die Entwickelung des englischen Drama's.

Zweiter Artikel.

Wie wir bereits in unserem früheren Aufsatze (Archiv I. pag. 48 ff.) angedeutet haben, war die Zahl der eigentlichen Dramen, welche vor dem Jahre 1580 erschienen, außerordentlich groß; indessen keines derselben verdiente seines inneren Werthes wegen eine bleibende Stätte in der Geschichte der englischen Literatur, und nur das Alterthümliche in den alten dramatischen Dichtungen verleiht ihnen noch jetzt einige Bedeutung. Ganz verschieden hiervon gestalteten sich für die Entwickelung des Drama's die nächsten zehn Jahre. Ein neuer Geist war plötzlich erwacht, welcher frisches, kräftiges Leben den Dichtungen einhauchte, und schon bei dem Eintritte in diese Periode wird man unwillkührlich zur Bewunderung jener schöpferischen begeisterten Sänger fortgerissen, welche dem großen britischen Heros die Bahn ebneten.

Nach Malone's Ansicht, welcher sich auch Schlegel mehr oder weniger anschließt, sind die Vorgänger Shakspeare's im Grunde wenig der Beachtung werth; Malone behauptet, keines der Stücke, welche vor 1592 entstanden, verdiene, daß man es zum zweiten Male lese. Schlegel kann es freilich nicht in Abrede stellen, daß mehrere von den Vorgängern entschiedenes Talent besaßen, aber die Characteristik ihrer Werke ist äußerst kurz und flüchtig; er macht eigentlich nur auf das Schwache und Unvollkommene in den Leistungen aufmerksam und entschuldigt sich zuletzt sogar, sich so lange bei dem Gegenstande aufgehalten zu haben. Wie sehr Schlegel in dieser Beziehung Unrecht thut, das hat Ulrici bereits in seinem trefflichen Werke über Shakspeare hinlänglich bewiesen und wir hoffen, daß auch unsere Darstellung vielleicht dazu mit bei-

tragen möge, eine vorurtheilsfreiere Würdigung der altenglischen Schaubühne zu bewirken.

Der größte Theil der dramatischen Dichter, welche unmittelbar vor Shakspeare auftraten, wenn gleich sie in ihren Stücken dem Muster der Alten nicht ganz treu blieben, lieferte doch in denselben die mannichfaltigsten Beziehungen zum klassischen Alterthume. Shakspeare steht freilich wie ein Prometheus einzig in seiner Art da, aber auch einige seiner Vorgänger schon sind ächte Kunstjünger und im hohen Grade der Beachtung werth, und wir werden im Folgenden Gelegenheit haben zu zeigen, wie sich auch bei ihnen schon bei nicht geringem Fortschritt in der künstlerischen Anlage ihrer Stücke eine wahrhaft schöne poetische Diction vorfindet, eine Gluth und Zartheit der Empfindung und oft ein wahrer Reichthum des Gedankens, welcher den Leser in freudiges Erstaunen versetzen muß.

Marlow und Greene waren unstreitig die bedeutendsten und wichtigsten dramatischen Dichter, welche vor der Zeit Shakspeare's lebten und eine Vergleichung beider mit einander wird hinlänglich in dem weiteren Verfolge unserer Abhandlung zeigen, wie sie, in den meisten Beziehungen ganz verschieden, sich gegenseitig ergänzten, und wie eben Shakspeare durch eine Verschmelzung ihrer beiderseitigen Vorzüge den Höhepunkt als dramatischer Dichter erreichte, auf welchem er noch die Bewunderung der fernsten Nachwelt erregen wird.

Christopher Marlowe ist mit vollem Rechte zu den besten Dichtern stets gezählt worden, welche zur Zeit Shakspeare's, oder unmittelbar vorher auftraten. In allen seinen dramatischen Schöpfungen bewies er eine außerordentliche Kraft, aber es fehlte ihm an eigentlich poetischem Ausdrucke und Leichtigkeit des Styls. Er wurde, so viel man weiß, 1562 in Canterbury geboren und war der Sohn eines Schuhmachers. Schon früh zeigte sich in ihm ein höheres Streben, und man brachte ihn deshalb auf die Universität Cambridge, wo er 1587 in Bonnet College den academischen Grad eines Magister artium erwarb. Während seiner Studienzeit hatte die neuentstandene Schaubühne seine ganze Theilnahme erregt, und noch als Mitglied des Collegiums machte er einen dramatischen Versuch mit der Tragödie: Tamburlaine the Great, welche schon im Jahre 1587 zuerst aufgeführt wurde. Gegen das hergebrachte Vorurtheil bediente sich Marlow in seinem Stücke nicht des Reimes; ein Unternehmen, welches ungeachtet des Vorganges von

Ferrex and Porrex höchst gewagt erschien. Es fand indessen vielen Beifall und wenngleich die Tragödie nicht frei ist von Bombast und einigen höchst confusen Stellen, so muß man doch auch andrerseits zugeben, daß sie Spuren von großer Schönheit und wilder Größe besitzt, und der ganze Versbau rechtfertigt den Ausdruck Ben Jonson's: „Marlow's mighty line."

Kaum hatte sich der Dichter eines nur einigermaßen guten Erfolges seiner Tragödie erfreut, als er den Beschluß faßte, dem immer lebhafter werdenden Drange zu folgen und sich ganz der Bühne zu widmen. Wie es in jener Zeit allgemein Sitte war, wurde er zugleich Schauspieler; er konnte sich indessen in dieser Kunst nicht eben vervollkommnen, da er, wie es heißt, „in one lewd scene" ein Bein brach und somit ganz untauglich ward, die Bühne ferner zu betreten. Er widmete nun seine ganze Kraft der dramatischen Dichtkunst und verfaßte schon im folgenden Jahre sein Life and death of Doctor Faustus, welches außerordentlichen Beifall fand, weil das Stück eine kräftige und freie Sprache besaß und zugleich das Zauberwesen in seiner ganzen Wunderbarkeit auf die Bühne brachte. Dieser Versuch mußte die Zuschauer um so mehr interessiren, weil der Verfasser mit großer Vorliebe heftige und stürmische Leidenschaften zeichnete; überdies blickt im ganzen Stücke die moralische Tendenz auf's Entschiedenste durch, und man gewann die Ueberzeugung, daß er eigentlich nur die Verirrungen des Ehrgeizes habe beschreiben wollen.

Sein Leben war nicht grade glücklich zu nennen, da er sich in seinen Leidenschaften durchaus nicht mäßigte. Er war verschrieen als Ungläubiger, ja sogar als Atheist, obgleich sich in seinen Schriften auch nicht die mindesten Spuren vorfinden, welche jenes Gerücht auch nur im Entferntesten begründen könnten, und es läßt sich nicht gut denken, daß er bei seinem entschiedenen Character in den Tragödien seine Ansichten fein bemäntelt und zuweilen sogar den Heuchler würde haben spielen können. Sein trauriges Ende ist durch die alte Ballade, welche Collier zuerst mittheilte, ziemlich bekannt geworden. Er liebte eine junge Dame mit der ganzen Leidenschaft seines stürmischen Herzens, — leider aber wurde sein Gefühl nicht erwiedert und als er nun einst die Geliebte in traulichem Gespräch und Kosen mit einem glücklichen Nebenbuhler überraschte, wurde er so vom Zorne übermannt, daß er den Dolch zog, um den Bevorzugten zu ermorden; dieser wendete die Waffe durch einen kräftigen Griff von sich ab und stieß sie in das Haupt seines Widersachers, so daß derselbe tödtlich verwundet ward und ungeachtet aller

ärztlichen Hülfe bald nachher seinen Geist aufgab.*) Ziemlich zuverlässigen Nachrichten zufolge wurde Marlow in Deptford erschlagen; nach den Kirchenbüchern der St. Nicholas Church wenigstens ist er dort am 1. Juni 1593 begraben und es wird daselbst zu gleicher Zeit angeführt, daß er von der Hand eines gewissen Francis Archer fiel.

Von Seiten der Geistlichkeit betrachtete man den plötzlichen Tod Marlow's als eine gerechte Strafe Gottes und höchst characteristisch spricht sich darüber ein Bericht in Beard's Theatre of God's Judgments, 1598 aus, auf welchen zuerst Collier (I. 144) aufmerksam gemacht hat und der in Beziehung auf die Localität der Thatsache im Irrthum ist. „We read", so heißt es, „of one Marlow a Cambridge scholler, who was a poet and a filthy play-maker: this wretche accounted that meek servant of God, Moses, to be but a conjurer, and our sweete Saviour but a seducer and deceiver of the people. But harken, ye brain-sicke and prophane poets and players, that bewitch idle eares with foolish vanities, what fell upon this prophane wretch: — having a quarrell against one whom he met in a street in London, and would have stab'd him; but the partie perceiving his villany prevented him with catching his hand and turning his owne dagger into his braines, and so blaspheming and cursing he yeelded up his stinking breath. Marke this, ye players, that live by making fooles laugh at sinne and wickednesse."

Welche Bewunderung man „Marlow's mighty line" schon in seiner Zeit zollte, davon zeugen die bekannten Verse Ben Jonson's, in welchen er das Andenken Shakspeare's feierte; mit größerer Begeisterung, mit glühenderen Farben schilderte indessen Drayton, der Verf. des Polyolbion, das Verdienst unseres Dichters, indem er sagte:

Next Marlow, bathed in the Thespian springs,
Had in him those brave translunary things
That the first poets had: his raptures were
All air and fire, which made his verses clear:
For that fine madness still he did retain,
Which rightly should possess a poet's brain.

*) His last was lawless as his life,
And brought about his death;
For in a deadly mortal strife
Striving to stop the breath
Of one who was his rival foe,
With his own dagger slain;
He groan'd, and word spoke never moe,
Pierc'd through the eye and brain.

Daß sich sein Andenken in den späteren Umwälzungen auf lange Zeit verlor, nachdem man ihn auf das Entsetzlichste geschmähet hatte, ist nicht zu verwundern, da es außer dem ascetischen Glaubenseifer auch der republicanische Fanatismus war, welcher die Puritaner mit dem glühendsten Hasse gegen die altenglische Bühne erfüllte.

Marlow war mit außerordentlichen Gaben ausgerüstet; er führte das Drama weit über die Gränzen hinaus, welche man demselben im Alterthume gesetzt hatte, er erweiterte die Handlung, ließ einen Wechsel in Zeit und Ort eintreten, und hat das Bestreben, gleich der Natur das Heitere und Tragische nicht streng von einander zu trennen (worin er freilich oft zu weit ging), wie es das classische Alterthum verlangte,*) und lieferte eine Schilderung der Charactere, welche uns die Menschheit, wenngleich häufig etwas übertrieben und in wilder Form, großentheils mit magischer Kraft in dem stärksten Lichte darstellte. Bei einer Tiefe der Anschauung menschlicher Character besaß er eine außerordentliche Lebendigkeit der Phantasie und verdunkelte hierin, wie auch in der ganzen Anlage seiner Stücke seine Zeitgenossen; aber wie bei Shakspeare zeigt sich seine eigentliche Stärke nicht etwa nur in dem Glanze einzelner Stellen, in der Haltung einzelner Personen, sondern auch durch den Fortschritt der Fabel und den ganzen Schwung des Dialogs. Zu bedauern ist es, daß sich Marlow nicht seinem Talente überließ, ein eigentlicher Dichter der Natur zu werden und daß er sich vielmehr nur darin gefiel, Riesen und Zwerge zu schildern und durch Darstellung von hyperbolischen Charactern zu fesseln. Hätte er sich mehr der Schilderung des Reinmenschlichen überlassen, woran wir im Faust und Edward u. s. w. manche herrliche Proben haben, so würden seine Schilderungen mehr ewige Wahrheiten enthalten, wie sie die Welt stets von Neuem hervorbringt. Wie ganz anders ist es in dieser Beziehung wieder bei Shakspeare; er schildert Menschen, wie sie gelebt haben und ihre Sprache ist ächt menschlich und natürlich.

Was Marlow's Fehler betrifft, so läßt sich zu ihrer Entschuldigung anführen, daß das Urtheil des Publikums ungebildet war, und er seiner Verhältnisse wegen diesem eine gewisse Berücksichtigung schuldig zu sein glaubte, außerdem fehlte es ihm völlig an einem großartigen Vorbilde, dem er hätte nacheifern können.

*) Der Cyclops des Euripides ist ein Versuch das Lachenerregende mit dem Tragischen zu vermischen.

Er ließ deßhalb seinen Anlagen freien Lauf und dies veranlaßte ihn leider, seinem stürmischen, leidenschaftlichen Wesen einen zu großen Spielraum zu gewähren. So entstand denn die überwältigende Kraft seiner Sprache und die treffliche Schilderung der verschiedenen Leidenschaften, so entstanden aber auch die Scenen der niedrigen Komik und zügellosen Rohheit, welche dem guten Eindruck seiner Lebendigkeit und Wärme und seines unerschöpflichen Reichthumes an Gedanken und Bildern außerordentlich Eintrag thun.

Nichts bezeichnet den Charakter des Dichters so sehr, als die Diktion seiner Stücke; sie ist kräftig und energisch, und wenngleich sie oft bombastisch wird, so ist sie doch mehr oder weniger ein getreues Bild der gewaltigen Leidenschaften, welche er darstellt. Die süße Innigkeit, der trunkene Uebermuth und das grandiose Pathos erscheinen in einem Gewande, welches von den glänzendsten Farben ist und häufig zur Bewunderung fortreißt. In den meisten seiner Schilderungen sieht der Leser nicht nur Alles deutlich vor sich, nein er fühlt es gleichsam und lebt die Scenen der Aufregung selbst mit durch. Marlow ist sich freilich nicht immer ganz gleich; außer dem schon erwähnten allzuhäufigen Wechsel des Tragischen und Komischen finden sich mitunter harte Ausdrücke, unnatürliche Gedanken, unverständlicher Bombast und matte Wortspiele. Ulrici bemerkt darüber in seinem Werke über Shakspeare's dramatische Kunst (p. 49.) mit Recht: „Nicht der Untergang des wahrhaft Edlen, Großen und Schönen in seiner eignen sittlichen und geistigen Schwäche bildet bei ihm den Sinn des Tragischen, sondern der vernichtende Streit der Urelemente der menschlichen Natur, der zerstörende Kampf der mächtigsten, aus ihrer Bahn geschleuderten Kräfte und Triebfedern, der heftigsten Affekte und Leidenschaften gegen einander. Oft häuft er ungeheure Begebenheiten, Gewaltthaten, Sünden und Verbrechen zu einer Höhe auf, für die sich keine genügende Katastrophe, keine entsprechende Strafe ersinnen läßt, so daß dann der Ausgang des Stücks wie ein niedriges, schmales Pförtchen erscheint, durch welches die Masse der Aktion sich vergeblich hindurch zu drängen sucht."

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Marlow dadurch, daß er zuerst den sogenannten English blank verse (Jambische Verse) bei dramatischen Dichtungen, welche zu öffentlichen Darstellungen bestimmt waren, anwendete. Lord Surrey hatte bei seiner Uebersetzung der Aeneide zuerst den ungereimten Vers von 10 Sylben angewendet, und wie wir bereits oben gesehen haben, wurde dieses

Beispiel in der Tragödie Ferrex und Porrex nachgeahmt und später auch in der Jocasta und einigen anderen Stücken, welche indessen sämmtlich nur zur Aufführung am Hofe oder für Privatbühnen bestimmt waren, und selbst dort hatte die Weglassung der Reime keinen rechten Beifall gefunden. Dem Geschmacke des großen Publikums wagte es noch Niemand geradezu entgegenzutreten, denn der große Hause, fürchtete man, sei zu ungebildet, um ein reimloses Stück für poetisch und der Aufführung werth halten zu können. Gosson machte in dieser Hinsicht einen schwachen, erfolglosen Versuch, und es war erst Marlow beschieden, wie dies Collier ausführlich dargethan, auch in solchen Stücken dem blank verse seine Geltung zu verschaffen, welche für öffentliche Darstellungen bestimmt waren. Er erkannte erst recht den Werth des jambischen Versmaßes und hatte sich eine genaue Kenntniß von Spenser's Fairy Queen erworben, deren Einfluß sich an verschiedenen Stellen seiner Tragödien mit Sicherheit nachweisen läßt. Wie er sich in seinen humoristischen Scenen von dem Zeitgeiste mit fortreißen ließ und durch niedrige Witze zuweilen dem rohen Geschmacke seiner Zuhörer in etwa nachgab, so war es ihm ebenfalls wohlbekannt, daß er mit der Einführung des „strange metre" etwas behutsam zu Werke gehen müsse, und er unterließ es deßhalb nicht, anfangs fortwährend mit dem gereimten Metrum abzuwechseln und, so oft es nur ging, gereimte Couplets u. dergl. einzuschieben. Erst in seinem letzten Stücke trat er mit der Vollendung und Konsequenz des blank verse kühn hervor, und man war nun bereits wohl darauf vorbereitet und vorurtheilsfrei; der Sieg war entschieden, dessen Früchte Shakspeare gut zu benutzen wußte.

Eine Characteristik der bedeutendsten Schriften unseres Dichters wird seinen Werth für die Entwicklungsgeschichte des englischen Drama's am besten darlegen. Er hinterließ 1) Tamburlaine the great, who from the state of shepheard in Scythia by his rare and wonderfull Conquests became a most puissant and mighty Monarque. 2) The tragicall history of the horrible life and death of Dr. Faustus. 3) The famous tragedy of the rich Jew of Malta. 4) The troublesome raigne and lamentable death of Edward II., king of England, with the tragicall fall of proud Mortimer.

Wie man mit Sicherheit weiß, war Marlow sehr befreundet mit dem dramatischen Dichter Nash, den wir später ausführlich behandeln werden, und diese Freundschaft war Veranlassung, daß

beide Dichter vereint „The tragedy of Dido, Queen of Carthage" verfaßten, in welcher es schwer ist, dasjenige, was jedem Einzelnen ursprünglich angehörte, zu scheiden, weil es in dieser Hinsicht an allen sichern Nachrichten fehlt. Inneren Gründen zufolge gehörte Marlow ohne Zweifel das Beste des Stückes an, denn in Fülle der Gedanken und Schönheit des Styls stand ihm Nash bei weitem nach, während jener zugleich an rohen Späßen und abgeschmackten Witzen in seinen Stücken einen größern Reichthum als Marlow besaß. Indessen es ist fast unmöglich in dieser Rücksicht etwas mit Bestimmtheit zu entscheiden.

Lange Zeit nach dem Tode Marlow's erschien noch ein Stück, welches ihm zugeschrieben ward, unter dem Titel Lust's Dominion, dessen Authentie von Collier sehr entschieden bezweifelt ward *). Außerdem werden auch noch angeführt: The massacre at Paris, King John und The true tragedy of Richard duke of York and Henry VI., von denen das letztere gewöhnlich Shakspeare zugeschrieben ist. Wir halten uns hier nur an die vier erstgenannten Stücke, da sie unbezweifelt ächt sind und den Dichter hinlänglich characterisiren.

Außer diesen dramatischen Werken lieferte er noch eine Uebersetzung der „Elegien des Ovid," welche indessen höchst zügellos war, ihm den Haß der englischen Geistlichkeit in hohem Grade zuzog und ihn in den Ruf eines „Ungläubigen" brachte.

In seinem ältesten Stücke Tamburlaine the great, wo sein Feuer der Leidenschaft alle Grenzen überschreitet und in einen förmlichen Brand ausartet, ist der Eindruck, welchen das Toben und Wüthen des Dichters verursacht, ein entschieden unangenehmer. Aber er versöhnt uns an anderen Stellen wieder durch die Gluth einer ächten, wahren Begeisterung, welche bei ihrer Schönheit die Leser innerlich erwärmt und mit sich fortreißt. Man hat viel über den bombastischen Styl des Stückes gespottet, aber einerseits übertrieb man in dieser Beziehung außerordentlich, und andererseits mochte auch wohl Marlow einen gewissen Grad des Bombastes bei einem orientalischen Tyrannen für angemessen halten.

Neben vielen Scenen des Schreckens und Entsetzens, wie sie nur eine leidenschaftliche, stürmische Phantasie zu erfinden vermag, neben Scenen des abgeschmacktesten Witzes und einer armseligen Darstellung, finden sich zugleich in dieser frühesten Schöpfung

*) Nach Dodsley's und Collier's gründlicher Beweisführung war dies Stück von Decker, Haughton und Day verfaßt.

unseres Dichters Gedanken und zwar in einem Gewande, wie sie nur ein wahres Genie hervorzubringen vermag. Die Diction ist sehr oft wahrhaft glänzend und in einzelnen Stellen tritt die zarteste Empfindung in wahrhaft rührender, herzerhebender Weise dem Leser entgegen. Wie gewaltig sind z. B. die begeisterten Worte, welch Tamburlain ausruft, als er zuerst die schöne Zenocrate erblickt:

Ah, fair Zenocrate! Divine Zenocrate!
Fair is too foul an epithet for thee,
That in thy passion for thy country's love,
And fair to see thy kingly fathers harm,
With hair dishevell'd wip'st thy watery cheeks,
And like to Flora in her morning pride,
Shaking her silver tresses in the air,
Rain'st on the earth resolved pearl in showers,
And sprinklest sapphires on thy shining face,
Where Beauty, mother of the Muses, sits
And comments volumes with her ivory pen,
Taking instructions from thy flowing eyes.

In Beziehung auf den Ort und die Zeit der Handlung herrscht im Stücke der größte Wechsel, welcher nur hier und da ganz leise angedeutet wird, und man muß vermuthen, daß das plötzliche Ueberspringen von Persien nach Scythien und Georgien noch durch das Aufhängen einer Tafel bemerkt ward, auf welcher man über Zeit und Ort die nöthigen Andeutungen in der frühesten Zeit des Drama's aufzuschreiben pflegte. Der erste Theil des Tamburlain ist voll von Mord und Todtschlag, und es ist deshalb vielleicht kein eben sehr großer Verlust, daß der zweite Theil des Stückes verloren gegangen ist, da er nach dem Zeugnisse von Zeitgenossen noch „greater murders" enthält.

In seinem zweiten Stücke, the Life and Death of Dr. Faustus findet sich Marlow's dramatische Kunst schon in einem weit höheren Grade entwickelt, als dies im Tamburlain der Fall war; aber es ist doch eigentlich noch immer mehr eine bloße Skizze als das vollendete Werk eines großen Geistes.

Dr. Faustus erscheint als Schwarzkünstler, welcher dem Lucifers seine Seele unter der Bedingung verschreibt, daß ihm die Unterwelt auf einen Zeitraum von 24 Jahren einen dienstbaren Geist gebe, durch dessen Hülfe er sich jedweden irdischen Genuß verschaffen könne. Er besucht nun mehrere Länder und lebt in Freude und Herrlichkeit. Endlich erreicht der bestimmte Zeitab-

schnitt sein Ende, die Schuldverschreibung ist verfallen, und die höllischen Geister bemächtigen sich des Doctors unter Blitz und Donner.

Man kann leicht denken, daß der Gegenstand des Stücks dem Verfasser vielfache Gelegenheit gab, die ganze Tiefe einzelner Leidenschaften zu entwickeln, und wirklich hat er auch hierin etwas Bedeutendes geleistet; indessen der Wechsel des Tragischen mit dem Humoristischen, wie auch mit dem niedrig Komischen ist zu rasch und zu oft wiederkehrend, als daß man sich eigentlich ganz könnte befriedigt fühlen. Der ganze Ehrgeiz des Faust hat ferner einen höchst sinnlichen Character und erhebt sich zu wenig, um recht anziehend sein zu können: erst am Schlusse des Stückes haben wir ein anderes Wesen vor uns, und die seinem verwerflichen Lebenswandel folgende Verzweiflung ist wahrhaft meisterhaft geschildert.

Am Rande des Abgrundes sehnt sich Faust nach beseligender Reue, vermag aber dabei den Gedanken nicht zu unterdrücken, daß, wenn sie ihn auch durch und durch erfülle, sie bei ihm doch erfolglos bleiben müsse; diese ganze Schlußscene ist ohne Zweifel das Beste im Stücke und folgende Stelle wird zeigen, wie sehr der Dichter unsere Beachtung schon in diesem seinem zweiten Stücke verdient.

Faustus — Wagner, his Servant.

Faust. Say, Wagner, thou hast perused my will.
How dost thou like it?
Wag. Sir, so wondrous well,
As in all humble duty I do yield
My life and lasting service for you love. [*Exit.*

Three Scholars enter.

Faust. Gramercy, Wagner.
Welcome, gentlemen.

First Sch. Now, worthy Faustus, methinks your looks are changed.

Faust. Oh, gentlemen.

Sec. Sch. What ails Faustus?

Faust. Ah, my sweet chamber-fellow, had I lived with thee, then had I lived still, but now must die eternally. Look, sirs, comes he not? comes he not?

First Sch. Oh, my dear Faustus, what imports this fear?

Sec. Sch. Is all our pleasure turned to melancholy?

Third Sch. He is not well with being over solitary.

Sec. Sch. If it be so, we will have physicians, and Faustus shall be cured.

First Sch. 'Tis but a surfeit, sir; fear nothing.

Faust. A surfeit of a deadly sin, that hath damn'd both body and soul.

Sec. Sch. Yet, Faustus, look up to heaven, and remember mercy is infinite.

Faust. But Faustus's offence can ne'er be pardoned. The serpent that tempted Eve may be saved, but not Faustus. Oh, gentlemen, hear me with patience, and tremble not at my speeches. Though my heart pant and quiver to remember that I have been a student here these thirty years. Oh, would I had ne'er seen Wirtemberg, never read book! and what wonders have I done, all Germany can witness, yea, all the world: for which Faustus hath lost both Germany and the world; yea, heaven itself, heaven the seat of God, the throne of the blessed, the kingdom of joy, and must remain in hell for ever. Hell, Oh hell, for ever. Sweet friends, what shall become of Faustus being in hell for ever?

Sec. Sch. Yet, Faustus, call on God.

Faust. On God, whom Faustus hath abjured? on God, whom Faustus hath blasphemed? Oh, my God, I would weep, but the devil draws in my tears. Gush forth blood instead of tears, yea, life and soul. Oh, he stays my tongue: I would lift up my hands, but see, they hold'em, they hold'em!

Scholars. Who, Faustus!

Faust. Why, Lucifer and Mephostophilis. Oh, gentlemen, I gave them my soul for my cunning.

Scholars. Oh, God forbid.

Faust. God forbid it indeed, but hath done it: for the vain pleasure of four-and-twenty years hath Faustus lost eternal joy and felicity. I writ them a bill with mine own blood; the date is expired: this is the time, and he will fetch me.

First Sch. Why did not Faustus tell us of this before, that divines might have prayed for thee?

Faust. Oft have I thought to have done so; but the devil threatened to tear me in pieces if I named God; to fetch my body and soul if I once gave ear to divinity; and now it is too late. Gentlemen, away, lest you perish with me.

Sec. Sch. Oh, what may we do to save Faustus?

Faust. Talk not of me, but save yourselves, and depart.

Third Sch. God will strengthen me, I will stay with Faustus.

First Sch. Tempt not God, sweet friend, but let us into the next room and pray for him.

Faust. Ay, pray for me, pray for me; and what noise soever you hear, come not unto me, for nothing can rescue me.

Sec. Sch. Pray thou, and we will pray, that God may have mercy upon thee.

Faust. Gentlemen, farewell; if I live till morning, I'll visit you: if not, Faustus is gone to hell.

Scholars. Faustus, farewell.

FAUSTUS alone. — The Clock strikes Eleven.

Faust. Oh, Faustus,
Now hast thou but one bare hour to live,
And then thou must be damn'd perpetually.
Stand still, you ever-moving spheres of heaven,
That time may cease and midnight never come.
Fair Nature's eye, rise, rise again, and make
Perpetual day: or let this hour be but
A year, a month, a week, a natural day,
That Faustus may repent and save his soul.
O lente lente currite, noctis equi.
The stars move still, time runs, the clock will strike.
The devil will come, and Faustus must be damn'd.
Oh, I will leap to heaven: who pulls me down?
See where Christ's blood streams in the firmament:
One drop of blood will save me: Oh, my Christ,
Rend not my heart for naming of my Christ,
Yet will I call on him: O spare me, Lucifer.
Where is it now? 'tis gone!
And see a threat'ning arm, and angry brow.
Mountains and hills, come, come, and fall on me,
And hide me from the heavy wrath of heaven.
No? then I will headlong run into the earth:
Gape earth. Oh no, it will not harbour me.
You stars that reign'd at my nativity,
Whose influence have allotted death and hell,
Now draw up Faustus like a foggy mist
Into the entrails of yon labouring cloud;
That when you vomit forth into the air,
My limbs may issue from your smoky mouths,
But let my soul mount and ascend to heaven.

The Watch strikes.

Oh, half the hour is past: 'twill all be past anon.
Oh, if my soul must suffer for my sin,
Impose some end to my incessant pain.
Let Faustus live in hell a thousand years,
A hundred thousand, and at the last be saved:
No end is limited to damned souls.
Why wert thou not a creature wanting soul?
Or why is this immortal that thou hast?
Oh, Pythagoras, Metempsycosis, were that true,
This soul should fly from me, and I be chang'd
Into some brutish beast.
All beasts are happy, for when they die,
Their souls are soon dissolv'd in elements:
But mine must live still to be plagued in hell.

Curst be the parents that engender'd me:
No, Faustus, curse thyself, curse Lucifer,
That hath depriv'd thee of the joys of heaven.

The Clock strikes Twelve.

It strikes, it strikes; now, body, turn to air,
Or Lucifer will bear thee quick to hell.
Oh soul, be chang'd into small water drops,
And fall into the ocean: ne'er be found.

Thunder, and enter the Devils.

Oh mercy, heaven, look not so fierce on me.
Adders and serpents, let me breathe a while:
Ugly hell gape not; come not, Lucifer:
I'll burn my books: Oh, Mephostophilis!

Wie er im Faust den Ehrgeiz in seiner unseligsten Gestalt geschildert hatte, so suchte er auch im Jew of Malta einen moralischen Gedanken durchzuführen und zeigte, wie der Geiz und die Geldsucht jegliches bessere Gefühl im Menschen ersticke; und seine Schilderung ist an vielen Stellen voll von poetischem Schwunge und großer Schönheit. Die beiden ersten Akte haben eine wahre Fülle und Kraft in der Charakterzeichnung sowohl, als auch in der Entwicklung und dem eigentlichen Fortschritte der Erzählung, und die oft vorgebrachte Behauptung, Shakspeare habe den Barabas als Vorbild zu seinem Shylock gehabt, kann höchstens — und auch dies nur mit gewisser Einschränkung — auf diese beiden ersten Akte Bezug haben, denn die folgenden Akte enthalten nichts als unmotivirte Verbrechen, welche nur Abschen, aber durchaus kein wahres Interesse zu erregen im Stande sind. Die Komposition ist übrigens ohne rechten Plan und leidet an vielen Stellen an dem Fehler der Uebertreibung und unmotivirter Affekte und Leidenschaften. Barabas ist ein wahres Ungeheuer und seinem Untergange fehlt es durchaus an allem Tröstlichen und Erhebenden. Seine dämonische Natur hat die verschiedensten Leidenschaften bei ihm ausgebildet; die Verkettung der Umstände und die einzelnen Begebenheiten des Stücks regen den Ausbruch derselben nicht gehörig an und man empfindet deßhalb an manchen Stellen über das Vorherrschen des Zufalls Widerwillen. Ebenso erscheint die Tochter anfangs zu sehr als bloßes Werkzeug in der Hand des tobenden Vaters, und ihr ganzes Auftreten, besonders im letzten Theile des Stückes, ist gar nicht dazu geeignet, das Mitleiden der Zuhörer über ihren plötzlichen furchtbaren Tod rege zu machen. Der Untergang des verkörperten Egoismus ist erschütternd, aber

eigentlich ohne jedes versöhnende Moment*), und die anderen Personen des Stückes tragen wenig dazu bei, die Entwicklung des Ungeheuers zu motiviren. Die Handlung wechselt rasch ohne gehörig ineinander zu greifen, und in dieser Hinsicht erscheint die ganze Anlage des Stückes als verfehlt.

Außer dem Jew of Malta erschienen von Marlow noch vor dem Jahre 1593 the Massacre at Paris und Edward II., von denen letzteres wohl nicht mit Unrecht für das Bedeutendste gehalten wird; wahrscheinlich war es der erste Versuch, einen aus der englischen Geschichte entnommenen Stoff dramatisch zu bearbeiten. Er begriff den Geschmack der Nation, die mit sich selbst und ihrer Nationalität beschäftigt werden wollte, und verließ deßhalb das Mythologische und Fingirte und brachte die Geschichte Englands auf die Bühne. Collier suchte zu erweisen, daß Shakspeare dieses vaterländische historische Stück bei der Charakteristik seines Richard II. als Vorbild benutzt habe, aber theils hatten die beiden Könige ihrem Geschicke und ihren Anlagen nach große Aehnlichkeit, theils war es auch gar nicht Shakspeare's Sache, seine Helden dem Muster Anderer nachzubilden. Shakspeare war nichts als der Kern dessen, was seine Nation gewesen; ihr Tiefstes und Höchstes, ihr Geheimstes und Offenbarstes genießt sich in ihm; sein Genius entstieg seiner Volksentwicklung ganz natürlich, wie der Schmetterling der Puppe**). Was an Größe, Tiefe, Herrlichkeit, was an seltsamer Eigenthümlichkeit sich im Schooße Englands verschlossen, oder noch erschließbar regte, strömte in diesem Dichtergeiste zusammen, der in seinem eigenen Blüthengarten nur das Blüthenfest seines Volkes feierte. Er schlug zusammen, was der Geist der Nation in seinen glücklichsten Stunden selbstthätig zu verschaffen vermocht hatte.

---

*) Then Barabas, breathe forth thy latest fate,
And in the fury of thy torments, strive
To end thy life with resolution:
Know, Governor, 'tis I that slew thy son;
I fram'd that did make them meet.
Know, Calymath, I aim'd thy overthrow;
And had I but escap'd this stratagem,
I would have brought confusion on you all;
Damn'd Christian dogs, and Turkish infidels.
But now begins the extremity of heat
To pinch me with intolerable pangs.
Die life, fly soul, tongue curse thy fill, and die. (Dies.)

**) Vergl. Kähne weibliche und männliche Charaktere II. Thl.

... The troublesome Reigne and lamentable Death of Edward II.*), welches erst kurz nach Marlow's Tode gedruckt wurde, war sein letztes Werk. In Beziehung auf den Versbau hat Marlow in diesem Stücke Außerordentliches geleistet und steht darin Shakspeare am nächsten. Er brachte durch eine umsichtige Benutzung des Alexandriner die größte Mannigfaltigkeit hinein und wechselte auch sehr glücklich mit der Cäsur, welche sich bei Spenser stets nach der sechsten Sylbe findet, wodurch ein längeres Gedicht leicht den Charakter des Monotonen annimmt. Man hat Marlow häufig den Vorwurf der Nachlässigkeit in dieser Beziehung gemacht, wie auch deßhalb, daß sich mehrfach Nachschlagssylben vorfinden und unvollendete Verse. Aber gewiß mit Unrecht, denn es liegt diesem vielmehr eine gewisse Absichtlichkeit zu Grunde und Collier hat ohne Zweifel Recht, daß die überzähligen Sylben dazu dienten „for the sake of lighlening the weight of the rather formal lines which succeed it und it adds greatly to the force and impetuosity of the sentiment expressed;" was ferner die mangelhaften Verse betrifft, so finden wir in denselben stets irgend ein Wort, welches einen besonderen Nachdruck erforderte, und es scheint, daß der Dichter gewollt habe, daß der Schauspieler außergewöhnlich lange bei solchen Stellen anhielt.

Selbst die puritanischen Gegner mußten zugestehen, daß sich der Dichter in seinem Edward wahrhaft als Historiker zeigte und nicht nur Melpomenes Dolch, sondern auch Clio's noch schärferen Griffel glücklich handhabte. Seine Sprache funkelt von den lieblichsten Bildern und er ist nicht nur kräftig und erhaben, sondern auch wahrhaft glänzend, und an Feuer, Größe und Leidenschaft übertrifft er hier alle seine Zeitgenossen. — Die Hauptpersonen des Stücks sind gut gezeichnet, und die ganze Handlung schreitet rasch voran, wenngleich wir nicht in Abrede stellen können, daß sie zuweilen ins Stocken geräth, was wohl vorzüglich darin seinen Grund hatte, daß sie eigentlich nur das Leben Edward's ausführlich schildern sollte. Letzterer vergißt, daß die Kunst des Regierens sorgsam geübt werden müsse und daß er seiner Stellung im Staate schuldig sei, Manches zum Opfer zu bringen, dem er sich als Privatmann ungestraft mit der ganzen Liebe seines Herzens hätte hingeben können. Erst in seinem Unglücke lernt er Weisheit und sein Herz wird geläutert. Der Mensch mit seiner Neigung geräth in

*) Von diesem Stücke und dem Juden von Malta hat E. v. Bülow in seiner Altenglischen Schaubühne eine Uebersetzung geliefert.

Kampf mit den Anforderungen, welche an ihn seine Stellung macht; der König muß entweder seine Wünsche als Mensch einschränken und oft unbefriedigt lassen, oder auf seine Würde verzichten — dies der Gedanke, welchen Marlow wahrhaft poetisch und tragisch durchgeführt hat. Edward glaubt im Uebermuthe seines Herzens, daß ihm Alles erlaubt sei, wonach seine Seele mit dem Feuer der Leidenschaft verlangt. Er beleidigt die Großen seines Reiches, schmäht sogar sein treues Weib, und erst der heftige Widerstand, den er auf allen Seiten findet, vermag es, ihn einigermaßen zur Vernunft zurückzuführen und ihm die Größe der Gefahr zu zeigen, welcher er sich preisgibt. Aus einem Verwegenen und Uebermüthigen wird ein Schwacher, ein Verzweifelnder. Wir sehen es gleichsam vor unseren Augen historisch entwickelt, wie ihm der innerste Nerv seines geistigen Lebens abgeschnitten wird, und sein tragisches Ende trägt in sich den Charakter der inneren Wahrheit. Der König wird durch den Widerspruch der Großen plötzlich gleichsam in eine neue Welt versetzt, da er weder gewohnt noch im mindesten darauf gefaßt war, daß man seinem Willen irgend einen Widerstand entgegensetze; so sucht er sich denn zu ermannen und aus den Strömen aufzuraffen, aber endlich wird die letzte Kraft gebrochen, er erhebt sich noch einmal über den Wellen, um dann ganz in die bodenlose Tiefe zu versinken, von welcher er nicht mehr zurückkehrt.

Die Königin und der Prinz von Wales bilden einen tragischen Gegensatz zu dem Charakter des Königs. Das treue Weib fühlt sich gerechter Weise verletzt durch die kalte und geringschätzende Behandlung ihres Herrn und Gemahls. Auf freundliche Bitten und sanfte Vorstellungen, daß er vorsichtiger sein und seine Gunst und Zuneigung nicht an Unwürdige verschwenden möge, empfängt sie nur schnöde Behandlung und den Hohn der Verachtung. Sie bringt mit edler Selbstüberwindung die schwersten Opfer, um das Herz und die Liebe ihres Gemahls wieder zu gewinnen, aber vergebens. Der große Riß ist einmal geschehen und in der Verzweiflung ihrer Liebe gibt das arme sehnsüchtige Herz nach und nach den tröstenden Worten des braven Mortimer Gehör, dessen edles Mitleid sich bald in glühende Liebe verwandelt und die Königin zur Untreue an ihrem Herrn verführt. — Ebenso ist auch der Prinz von Wales klar und bestimmt gezeichnet. Er wünscht nur dereinst das rechtmäßige Erbe seines königlichen Vaters zu erlangen, wenn es ihm nach dessen Tode mit allem Rechte zukommt, er möchte dem Lande gern aus seiner Noth helfen, aber

seinem Vater zugleich Macht und Ansehn erhalten; da kann er plötzlich den Gang der Begebenheiten nicht mehr aufhalten, die Großen des Reichs brechen ihren Eid der Treue und empören sich, und es bleibt nun dem gefühlvollen Sohne die Wahl zwischen seiner Stellung im Leben und seiner Liebe zum Vater.

Auch die übrigen Personen des Stücks sind mit Kraft und Wärme gezeichnet, und wenn einige als überflüssig für die Entwicklung des Stückes oder auch nur als scharf skizzirt und rasch hingeworfen erscheinen, so möge man nicht vergessen, daß die ganze Darstellung der Zeit angemessen mehr den Charakter der Biographie oder auch zuweilen nur der Chronik hat und haben konnte, als den der eigentlichen Historie.

Die leitende Idee ist in den einzelnen Theilen des Stückes mit Konsequenz durchgeführt; es ist wirkliche Handlung vorhanden und ein rasches Ineinandergreifen der Scenen, wenngleich der vorherrschend lyrische Charakter manche Längen veranlaßt, und die Vorliebe des Königs zu seinen unliebenswürdigen Kreaturen zuweilen höchst unnatürlich und völlig unmotivirt erscheint. Die Sprache ist kräftig und bilderreich, aber weniger schwülstig und leidenschaftlich, als in irgend einem andern Stücke des Verfassers. Wie das Ganze den Leser in hohem Grade befriedigt, so ist es reich an einzelnen an vielen Bewunderung erregenden Scenen, und wir erwähnen in dieser Beziehung nur Beispiels halber der death-bed scene of king Edward II., von welcher Charles Lamb mit Begeisterung sagte: It moves pity and terror beyond any scene, ancient or modern.

Hg.

II. Beurtheilungen und Anzeigen.

H. Diestel, die rationelle Sprachforschung. Auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte geprüft und psychologisch begründet. Königsberg 1845.

Herr Diestel beabsichtigt eine deutsche Grammatik drucken zu lassen, und macht das Publikum durch diese Schrift mit seinen Ansichten und Grundsätzen bekannt, um zur Subscription einzuladen. Als Mann des Fortschritts sendet er eine Kritik der übrigen Grammatiken voraus, und stellt die ganze jetzige Richtung der Grammatik als Verirrung dar, welche durch etwas völlig Neues ersetzt werden muß. Somit wäre sein Unternehmen äußerlich gerechtfertigt.

Alle Wissenschaften, sagt er, sind in der neuern Zeit tiefer aufgefaßt worden; man fordert überall Einsicht, Erkenntniß der Gesetze, Realprinzipe. Auch an die Grammatik ist dieser Ruf ergangen, und Männer wie W. v. Humboldt, Becker, Schmitthenner, Herling u. a. haben die rationelle neben der historischen Grammatik bearbeitet. Aber noch fehlt es an einer psychologischen, und zwar dergestalt, daß auch noch nicht einmal die Richtung, das Ziel vorgezeichnet ist. Becker hat der wahren Grammatik nur negativ vorgearbeitet, durch einen mislungenen Versuch, er warnt spätere Arbeiter; J. Grimm's Arbeiten dagegen können eigentlich erst durch die rationelle Sprachforschung Werth erhalten, und hätten dieser nachfolgen müssen. Auch sie also sind keine Vorarbeiten. Ein gemeinschaftliches Ziel indeß haben alle neuern Grammatiker, nämlich die Sprache als Organismus zu erklären, allein dies ist nur ein anschauliches und nicht ein begreiflich klares Ziel. Becker's „Organismus" ist metaphorisch zu nehmen, und man dürfte sein System richtiger „ideologische Grammatik" nennen. Das System der Grammatik hat man auf logischen Grundlagen erbaut, und betrachtet die Logik als Regulativ der Grammatik; aber hier liegt ein Misverständniß zum Grunde, denn Grammatik und Logik stehen in gar keiner (??) Beziehung. Am

besten thut noch Diesterweg, indem er unverholen gesteht: „der wahre Sprachforscher kümmert sich weder um Psychologie noch um Logik." So ist in der modernen Sprachforschung nirgends von einer wissenschaftlichen Methode die Rede. — Der Begriff eines Prinzips wird bildlich erklärt. Schmitthenner z. B. sagt: Wie aus dem Ei die mannigfaltige Gliederung des thierischen Leibes sich entwickelt, so ist auch der Gang der Entwicklung in der Sprache. Ebenso Becker. Aber das Bild ist ein verfehltes, denn die Sprache ist nicht ein Selbstständiges, wie der thierische Organismus, sondern hat ihr Prinzip außer sich. Ein Realgrund, nicht ein abstrakter Begriff muß die Existenz und Beschaffenheit der Sprache bedingen; auch muß dieser Grund mehrfach sein. Die heutige rationelle Sprachforschung kann demnach nicht als rationale gelten; ihr fehlt Alles, was sie zur rationalen machen könnte: das bestimmte Ziel, die Methode, die Prinzipien.

Daß die Resultate einer solchen Forschung nicht wissenschaftlich sein können, sondern in sich und unter einander widersprechend sein müssen, folgt aus dem Vorigen ohne Weiteres. Ueberall Widersprüche! Becker unterscheidet Begriffs- und Formwörter, Schmitthenner Nenn- und Bestimmungswörter, Götzinger Nennwörter und Verba. Schmitthenner nimmt das Substantiv, Pronom und Verb unter die Nennwörter auf, und läßt alles Uebrige als Bestimmungswörter gelten. Becker rechnet Substantiv, Adjektiv und Verb zu Begriffswörtern, alles Uebrige zu den Formwörtern. Nur für das Adverb als besondere Wortart kann er keine Stelle finden. Schwerer noch findet sich Götzinger in seinen zwei Wortarten zurecht. Er weiß die Präpositionen und Konjunktionen nicht unterzubringen, sondern erfindet eine dritte Klasse für sie; die Interjektionen klassifizirt er gar nicht. — Schmitthenner und Götzinger machen als Hauptwort das Substantiv geltend; Stephani das Substantiv und Verb; Becker das Prädikat u. s. w. — Das ehrenwerthe Streben der rationellen Sprachforschung hat seinen Zweck nicht erreicht, und ist auf einen Irrweg gerathen, in welchem die Sprachlehre nicht nur mit keinem (?!) Resultate bereichert, sondern das Wesen und Gesetz einer solchen zerstört, und Sprache und Gesprochenes dergestalt durch einander geschüttelt und gerüttelt werden, daß beide, Grammatik und Logik, in diesem Gemenge ihr Grab gefunden haben. Doch den Ruhm, daß eine rationelle Sprachforschung erwacht ist, wird Niemand den Männern, in welchen sie erwachte, rauben können.

So weit Herr Diestel.

Daß unsere Zeit mit dem Standpunkte der heutigen Grammatik nicht zufrieden ist, haben wir durch den Sturm vernommen, welchen Günther, Wackernagel, Hülsmann namentlich gegen Becker herauf beschworen; aber ob sie damit hinlänglich gerichtet ist? Der Sturm wirft auch edle Bäume nieder. Eigentlich bekämpfen die genannten Männer nur den Schulgebrauch der philosophischen, abstrakten Grammatik, und mit vollem Rechte, und manche weitere Angriffe sind mißverstandenem Eifer oder Neuerungssucht und Tumultmacherei zuzuschreiben. Gründlicher, tiefer, schneidender als alle Frühern hat H. Diestel das kritische Messer durch Beckers feine logische Fäden gezogen, aber hier und da auch rücksichtslos und zerstörungslustig. Daß von dem Bestreben unserer neuern großen Grammatiker zum Nutzen der Wissenschaft gar Nichts übrig bleibe, sobald man ihre Arbeiten mit der Fackel der Kritik beleuchtet, ist ein unerfreulich negatives Resultat und an sich verdächtig durch seine absolute Negativität. Es ist wahr, daß das gemeinsame Ziel aller Neuern, die Sprache als Organismus aufzufassen, bis jetzt nicht erreicht wurde, allein Beckers System ist doch so genau gegliedert, daß in ihm die Sprache allerdings als ein Organismus erscheint, wenn auch mit einigen Fehlern und Widernatürlichkeiten. Wo der Lebenspunkt des Sprachorganismus liege, hat Becker, wie es scheint, allerdings nicht klar aufgefaßt, aber ob er dennoch der Lösung der Frage nicht eben so nahe steht wie Hr. Diestel, wird sich später ergeben. Statt die Methode Beckers schlechthin zu verwerfen, möchten wir im Gegentheil behaupten, daß nur ein Schritt weiter, auf derselben Bahn, zur richtigen Methode führt, was auch im Einzelnen gegen die bisherige Gestaltung eingewandt werden dürfte. Nur in dem Prinzipe — Begriff der Thätigkeit bei Becker, Begriff des absoluten Seins bei Schmitthenner — liegt ein absoluter Irrthum, wie sich überhaupt an einem Prinzipe Nichts verbessern läßt. Ist es im Geringsten unrichtig, so muß ein neues an die Stelle treten. Die unbedingte Verwerfung aller bisherigen Principe der rationellen Sprachforschung ist darum der einzige völlig haltbare Punkt des Hrn. Verfassers.

Einzelne treffende Bemerkungen finden sich in reichem Maße auch da, wo im Allgemeinen Irrthum oder Uebertreibung anzutreffen ist; z. B. S. 2 heißt es, in einem Passus über grammatische Terminologie: Dem Hauptworte zur Seite steht das „Zeitwort". Wäre das „Uebliche" nicht, so verstände man unter Zeitwort ein Wort der Zeit (heute, gestern, bald u. dgl.); die Grammatik aber verbietet es. Wörter, die in einigen ihrer For-

men beiläufig auch an Zeit erinnern, die müssen Zeitwörter heißen. — S. 21: Weder der Laut für sich allein, noch der Begriff für sich allein sind sprachliches Element. Sprache ist nicht Begriffsbildung und Lautbildung in gleichsam prästabilirter Harmonie neben einander herlaufend und sich entwickelnd. S. 28. Es ist die Rede davon, daß man eine Logik der Sprache einer Logik der Schule gegenübergestellt hat: Misbildungen wie die hier gerügte bezeichnen den gegenwärtigen Standpunkt der rationellen Sprachforschung. Kritische Strenge, Ernst des Denkens fehlt überall; Denken scheint den Meisten eine leichte Sache, so leicht, wie Gedanken haben. Wer Gedanken hat, läßt sich dünken, er denke. Auf solchen Boden kann keine Forschung gedeihen. Und hier tragen die Philosophen die Schuld. Sie sind es, die dem Sprachforscher vorarbeiten sollten durch gesunden, nüchternen Rationalismus. — S. 51: Becker meint, die Sprache habe sich aus einigen allgemeinen Begriffen ins Konkrete entwickelt. Aehnlich Schmitthenner. Das Gegentheil behauptet Diesterweg und Diestel bemerkt hierzu: Dieser Gang ist der ursprüngliche. Schon der Begriff des Abstrakten hat das Konkrete zu seiner Voraussetzung; und wenn, wie Becker und alle Sprachforschung es anerkennt, die Sprache von sinnlicher Anschauung ausgegangen, so muß der ganze ursprüngliche Wortvorrath Ausdruck des absolut Konkreten gewesen sein. — S. 127: Die aus klassischen Schriftstellern entlehnten Stellen sind ein nicht geringer Fehler an unsern deutschen Sprachlehren. Wie man nicht lebendige Körper sondern Leichname secirt, so soll auch die grammatische Anatomie sich hüten, lebendige, inhaltsschwere Gedanken unter ihr Messer zu nehmen: der Schüler wird zerstreut. Anstatt den Sinn auf die Form zu richten, beschäftigt er sich mit dem Inhalte. Andere beachtenswerthe Stellen sind noch: S. 75, 134, 179 u. s. w. —

Jeder, der diese erste, kritische Partie der Diestel'schen Schrift gelesen hat, wird sich unbezweifelt für den Verfasser interessiren und voll Erwartung auf den positiven Theil sein, in welchem sich so Bedeutendes für die Weiterförderung der rationalen Sprachforschung ankündigt. Gleich der Anfang dieses zweiten Theils trägt nicht wenig zur Erhöhung solchen Interesses bei.

Was ist, fragt Herr Diestel, der Zweck des bisherigen deutschen Sprachunterrichts? Fehler zu vermeiden? Den Gebildeten nachsprechen lehren? Damit kann die Zeit sich nicht begnügen. Der Zweck des Unterrichts ist vielmehr, den Grund der Sprache kennen zu lehren, zu erklären, warum man so spricht, wie man

spricht. — — Das Ethische ist der Endzweck des Unterrichts in der Muttersprache. — —. Er soll das Gewissen schärfen, zur Wahrheit führen.

Hier darf gewiß etwas Neues erwartet werden, denn noch nie hat man deutsche Grammatik mit Ausbildung des Gewissens in Verbindung gebracht, zumal in diesem Sinne nicht; denn Einmengung frommer Sentenzen, von denen man sich allerdings religiösen oder ethischen Gewinn versprach, tadelt der Herr Verfasser aufs Entschiedenste. Er will also, daß die Grammatik an sich eine solche Wirkung hervorbringen solle, und es klingt das nur parador, ist es aber in der That nicht. Das Gewissen ist ihm die Macht des gewissen, zureichenden Grundes, und insofern die Grammatik dazu beiträgt, fügen wir hinzu, unsere Kenntniß der Wahrheit zu erweitern, muß sie auch das Gewissen schärfen. Jede Erkenntniß führt zum ethischen Ziele, Unwissenheit und Dünkel ab davon. Vollends die Entfaltung unseres innersten Seelengetriebes ist ein Sonnenblick der Wahrheit, der auf unser ganzes Leben fällt und auch die Früchte des Ethischen zeitigen hilft. *Γνῶθι σεαυτόν!* —.

So will denn Herr Diestel ein neues, ein **psychologisches Prinzip** aufstellen. Sprache und Gedanke, behauptet er gegen Becker's Ansicht, sind nicht Eins und Dasselbe. Die neuere Grammatik muß von der Verirrung, da sie mit dem Inhalte sich beschäftigte, zum Standpunkte der ältern zurückkehren: die Form allein ist Objekt der Sprachlehre. Doch müssen Anthropologie und Psychologie die Grammatik begleiten. Das logische Denken, der Sinn des Gesprochenen gehört gar nicht hierher. Es ist Produkt, nicht Grund der Sprache.

Es ist gewiß ein beachtenswerther Gedanke, die Psychologie herbeiziehen zu wollen, wie denn überhaupt diese Wissenschaft nach und nach immer mehr in den Vordergrund treten muß, wo es sich um menschliche Angelegenheiten, also auch um menschliches Wissen handelt. Viel Hin- und Herirren in den namhaftesten Wissenschaften würde dadurch vermieden werden.

Folgendes ist das Fachwerk der so begründeten Grammatik: Wortgeltung; Wortbildung, (Lautlehre, Ableitung, Zusammensetzung); Wortlautung (Quantität der Silben, Frage 2c.); Wortwandlung (Deklination, Komparation, Konjugation) und Wortfügung.

Seit dem Sturme auf Beckers Grammatik sind sofort neue Grammatiken erschienen, als Kinder des Augenblicks; aber alle

gingen in dem „ausgefahrnen Gleise" weiter. Es ist darum erfreulich, einmal etwas durch und durch, im Prinzipe Neues zu erblicken. Das Flicken und Stücken an einem alten Prinzipe bleibt ewig Flick- und Stückwerk. Eine von ächt philosophischem Geiste durchdrungene Grammatik thut noth, trotz allem weltmännischen oder realistischen Sträubens und Spreizens gegen Philosophie. Wie sehr Zeit und Volk die Philosophie liebte und nur den Namen bekämpften, davon gibt die gewaltige Verbreitung und Anerkennung der Beckerschen Grammatik volles Zeugniß. Sie ist philosophisch, und darum äußerst tüchtig, und würde vollkommen unantastbar sein, wäre sie vollkommen philosophisch. Mit großem Interesse sehen wir darum der Erscheinung der angekündigten Grammatik entgegen, und möchten dem Herrn Diestel rathen, den Druck auch ohne Subscription zu wagen, da das Tüchtige und Gute stets auch eines guten Erfolgs gewiß sein darf.

Ob inzwischen die erschienene Grammatik der angeregten Erwartung entsprechen wird, läßt sich nicht beurtheilen. Manches in der Ankündigung deutet auf vielfache Mängel, die im Einzelnen hervortreten werden, wenn auch das Streben des Herrn Diestel im Allgemeinen lobenswerth erscheint. Jemehr Ref. die Sache interessirt, desto weniger glaubt er eine tadelnde Kritik zurückhalten zu dürfen, könnte auch nur ein Irrthum dadurch vermieden werden.

Die offenkundigste Schwäche liegt in der neuesten Terminologie der philosophischen Grammatik; nicht selten widerspricht sie den Prinzipien des Herrn Becker geradezu z. B. die Ausdrücke Vorstand (Subjekt) und Zustand (Prädikat) widersprechen dem Grundsatze S. 162: „Die grammatischen Ausdrücke dürfen nicht in die Konversationssprache hineinfallen, und den technischen Begriff mit dem konventionellen vermischen." Vorstand und Zustand sind Wörter des täglichen Lebens, aber Niemand denkt sich Subjekt und Prädikat darunter. Auch die übrigen sind durchweg seltsam, unbestimmt und fast unbrauchbar: Standwort (Substantiv), ständig (absolut), stellig (relativ), Toncharacter (Geschlecht: männlich, männisch, weiblich), stellig (transitiv), Richtstand (Akk.), Wendestand (Dativ), Merkmalsstand (Gen.), vorstandlos (unpersönlich). Diese Benennungen sind größtentheils nicht aus einem scharfen philosophischen Denken hervorgegangen, und da sie auch keine Anciennitätsrechte besitzen, so ziemlich recht- und besitzlos. Eine gewissenhafte Revision stände vor dem Drucke anzurathen, damit nicht eine neue Last Steine zu dem Thurmbaue grammati-

scher Sprachverwirrung hinzugeschüttet werde. Die schon jetzt existirende vielköpfige Terminologie ist eine Hydra, welche Lehrern und Schülern viele kostbare Minuten und Stunden wegfrißt, aber das Abhauen der Köpfe ist aus bekannten Gründen nur schädlich. Das muß Herr Diestel anders angreifen.

Auch die Eintheilung der gesammten Wörtermasse in: Merkwörter und Bemerkwörter ist mehrseitig zu tadeln. Merken und Bemerken machen zwar das ganze psychologische Princip der Grammatik aus, allein das Merken ist etwas so Unwesentliches, daß es kaum zum Eintheilungsgrunde ausreicht, und in der That hat Herr Becker für das ganze Gebiet der Merkwörter nur das Pronomen auffinden können. Adjektiv, Adverb, Interjektion gehören zu den Bemerkwörtern und an sie reihen sich unter dem Namen Vermerkwörter noch Präpositionen und Konjunktionen. Das Standwort und Zustandswort (Verb) trennen sich von allen übrigen als Hauptwörter, und die übrigen dienen nur dazu, den Grad des Merkens oder die Beschaffenheit des Bemerkens zu bestimmen. Daß Ungleichförmigkeit, Schwerfälligkeit und Mangel an Logik Fehler dieser Eintheilung sind, fühlt sich leicht, und tritt bei genauer Beleuchtung deutlich hervor.

Es ist überhaupt bemerkenswerth, wie häufig der Herr Verf. die an Andern mit so viel Schärfe und Rücksichtslosigkeit getadelten Fehler oft im nächsten Augenblicke selbst begeht. Er tadelt Becker wegen der Unbestimmtheit seiner Begriffe, und verwirft ohne Weiteres alle Sätze, in denen gewissermaßen, gewisse, eigentlich, theils xc. vorkommt. Dennoch gebraucht er selbst diese Ausdrücke an mehren Stellen seiner psychologischen Grammatik z. B. S. 158: „Nur ein gewisses (!) vermittelndes Denken ist der Sprache eigenthümlich u. s. w.“ — Nach des Verfassers kritischer Kampfweise könnte man dagegen einwenden, in einer psychologischen Grammatik solle und dürfe nur von einem genau ergründeten und definirten Denken, nie aber von einem „gewissen“ Denken die Rede sein. Aehnlich S. 164: Das Standwort ist theils Einzelname, theils Gesammtname u. s. w. Das ist richtig, aber manche von Herrn Diestel getadelte Stellen Beckers sind nicht minder richtig, trotz einem: theils oder gewissermaßen. Ein gewaltsamer Angriff bringt gewöhnlich den Angreifer selbst in eine schiefe Stellung.

Am bedenklichsten ist inzwischen der Hauptpunkt, das Princip selbst. Ref. folgt im Allgemeinen derselben philosophischen Richtung wie Herr Diestel, und erkennt den Werth der Psychologie

vielleicht in noch höherem Maße an, allein in dem Sinne, daß die Psychologie ein Entwicklungsgesetz der Grammatik verleihen soll, kann er nur warnen vor dem Versuche einer derartigen Konstruktion. Auch des tüchtigsten Kopfes Mühe wäre daran verloren.

Die lange Friedenszeit hat viel Grübeln gebracht und das Grübeln viel Tiefe — oft bodenlose, bis in das Reich des Wunderbaren, Unbegreiflichen, Stockfinstern. Auch die Sprachforschung erfuhr Das. Mit einem großen Aufwande tiefer Gelehrsamkeit stritt man über den Ursprung der Sprache, und verbaute sich diese einfache und natürliche Sache mit so viel subjektiven Ansichten, daß man hier und da den Gegenstand gar nicht mehr sieht, und sich ein Wunder geschaffen hat. Mit Bewußtsein erfunden hat der Mensch die Sprache nicht, aber folgt daraus, daß sie ihm auf übernatürliche Weise beigebracht ist? Es geht gar Manches in uns und außer uns vor, was dennoch nicht wunderbar genannt werden darf, wiewohl es nicht durch Menschenhand oder Menschenwillen hervorgerufen ward. W. v. Humboldt meint: „Als Werk des menschlichen Verstandes in seiner bewußten Klarheit ist sie mir durchaus unbegreiflich; sie muß unmittelbar in ihn gelegt sein.“ Beides ist ohne Grund; denn der Mensch könnte noch heute, mit klarem Bewußtsein eine Sprache bilden; insofern er Vorstellungen, Drang zur Mittheilung und Werkzeuge zur Mittheilung besitzt, und damit fällt die letztere Annahme von selbst fort. Daß der Mensch historisch seine Sprache nicht mit Reflexion, sondern seiner unbewußt entwickelt hat, ist ebenso handgreiflich wie von der Hauptfrage verschieden. Aber man vermengte das Historische mit dem Philosophischen; das Faktische mit dem Möglichen und lustwandelte in diesem Irrgarten. Humboldt sagt: „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, mußte er schon Mensch sein.“ Der Gedanke, welcher zum Grunde liegt, ist richtig, aber der Ausspruch kann höchstens die Geltung einer Witz- und Kraftphrase haben, wenn er nicht eine logische Ungereimtheit sein will. Die Sache liegt einfach so: Der Mensch hatte Vorstellungen, einzelne und verknüpfte, und suchte und fand für Beides entsprechende Zeichen. Daß diese schöpfrische Thätigkeit eine günstig rückwirkende Kraft auf den Geist ausüben mußte, ist klar, und in dem Allen kein Wunder. Einzelne Wortarten hat der Mensch nicht erfunden, weil er nicht mit einzelnen Begriffen denkt, und absichtlich hat er es nicht gethan, weil er unabsichtlich denkt. Die Logik ist demnach, trotz

Herrn Diestels Behauptung, die alleinige Grundlage der rationalen Sprachforschung, da die Sprache Nichts ist als eine verkörperte Logik.

Hier treffen wir mit dem Herrn Verfasser diametral zusammen: „Die Logik hat Nichts mit der Grammatik gemein, behauptet er, und wir behaupten: Alles: Da muß ein Irrthum verborgen liegen, und vermuthlich liegt er in des Herrn Verfassers Ansicht von Logik und Psychologie.

Die Psychologie lehrt uns die Entstehung der Vorstellungen und deren Bewegung so wie überhaupt aller Phänomene unsers Geistes kennen; die Logik behandelt die schon entstandenen. Nun ist aber selbstredend die Sprache kein Erzeugniß der Entstehung unserer Gedanken, sondern ein Produkt der schon entstandenen. Für die Entstehung der Gedanken brauchte der Naturmensch keine Zeichen, denn er kannte die Entstehung nicht. Freilich kannte er auch noch keine Logik, allein die Begriffe und deren Verknüpfung waren da, und die logische Terminologie bleibt auch heute noch für Sprachverständniß und Sprachentwicklung gleichgültig. Hiernach kann die Psychologie nie in eine direkte Beziehung zu der Sprache treten; sie wird nur zu dem Sprachforscher, nicht zu der Sprache reden können. Es ist nothwendig, daß der Erstere die Gesetze des Seelenlebens kennt, damit ihm die Aeußerungen desselben, die Gedanken und Worte, bis zum Grunde klar werden und er sich nicht durch die Formeln hergebrachter Schullogik verstricken läßt. Aber eben nur insofern die Psychologie dem grammatischen Forscher oder auch der Logik hellere Einsicht und tiefere Gründlichkeit verschafft, nützt sie der Wissenschaft der Grammatik. Sie ist völlig sekondär. Die Sprache hat sich aus den Vorstellungen und deren Verknüpfung, aus dem Denken entwickelt, und muß also auch hier das Princip sowohl ihrer Entstehung als auch ihrer gegenwärtigen, abstrakten Darstellung suchen. Jedes Ankämpfen dagegen ist unmöglich; dafür sprechen auch Herrn Diestels Andeutungen über seine psychologische Grammatik. Seine Terminologie und seine Deduktionen schweben in der Luft und vergebens wird er sich bemühen, sie mit dem Principe zu verknüpfen. Die Substantiva z. B. nennt er Standwörter, weil sie die liegenden Vorstellungen zum Stehen bringen, allein das thun die Substantive als solche durchaus nicht, da in der Bewegung der Vorstellungen, im Seelenleben keine Substantiva, Adjektiva, Verben u. s. w., sondern natürlich nur Vorstellungen sein können. Eine Vorstellung zum Stehen bringen, soll doch wohl heißen, sie

über die Quelle des Bewußtseins emporheben, und dies thut jede Vorstellung, welche mit der ruhenden in die erforderliche Verbindung tritt.

Freilich konnte die Logik in ihrer jetzigen Gestalt einen Denker nicht ohne Weiteres zur Anwendung einladen, und daher nur ist Herrn Diestels Widerwillen gegen dieselbe erklärlich. Man hat bis auf die neueste Zeit die Logik als eine Wissenschaft der Denkgesetze angesehen, und diese Gesetze in dem Denken selbst oder in der Seele gesucht, ohne bemerken zu wollen, daß diese Gesetze außer ihr liegen, und Nichts sind, als die Dinge selbst. Diese Ueberhebung der Logik hat Hegel gefühlt und verworfen, aber auf der andern Seite sie noch ungleich willkührlicher überhoben. Wenn sich die Logik bescheiden ließe, die Abhängigkeit der fertigen Vorstellungen von den entsprechenden Außendingen und die daraus hervorgehenden Erscheinungen zu erörtern, dann würde sie einen naturgemäßen, wissenschaftlichen Mittelpunkt, und einen größeren Kreis von Freunden finden. Um sie für die Grammatik tauglich zu machen, muß sie so bearbeitet werden.

Leicht ist es demnach gewiß nicht, auf dem Felde der rationalen Sprachforschung einen wahrhaften Fortschritt zu vermitteln. Das hätte Herr Diestel vielleicht noch mehr beherzigen müssen, als er es gethan hat. Ist er von der Richtigkeit seiner Kritik überzeugt, dann muß ihn diese schon besorgt machen, denn was so viele tüchtige Männer „völlig (??) verfehlt haben," muß wohl ein schwer zu treffendes Ziel sein. Die vorläufige Ankündigung eines so bedeutungsvollen Werkes zeugt von des Herrn Verfassers Umsicht, und eine fruchtbringende Benutzung aller dadurch hervorgerufenen Kritiken würde noch lebendigeres Zeugniß für seinen schriftstellerischen Takt ablegen.

Gladbach.

Dr. W. Fricke.

Ueber Göthe vom menschlichen Standpunkte von Karl Grün. Darmstadt, Leske 1846. XXIX. 323 Seiten. 8.

Der durch manche gute Bemerkung über Schiller bekannte Verfasser, welcher jetzt in Paris lebt, liefert hier eine Schilderung Göthe's aus kommunistisch-atheistischem Standpunkte und beweis't, daß sich allerdings bei einem meist so objektiven Dichter für jede Meinung manches auffinden läßt. Auf eine Andeutung der theil-

weise fast wahnsinnigen oder eben dadurch hart an das Komische streifenden politisch-kirchlichen Ansichten der Schrift wollen wir hier nicht eingehen. Dem Verfasser sind Religion, Politik und Philosophie todt, auch die Kunst ist es, so lange sie solchen Tendenzen nachgibt, nur insofern sie das Menschliche darstellt, hat sie Werth, und deshalb ist Göthe Deutschlands größter Dichter, weil er der Dichter des Menschlichen ist, das, bei ihm nur Ideal, jetzt in der Welt realisirt werden muß. „Ich hab' meine Sach' auf nichts gestellt" — dieses bekannte Lied gilt ihm nun als zukünftiger Menschheitsgesang, wann erst alle Menschen ihre Sache auf nichts, auf gar nichts gestellt haben, als auf die Menschen, auf das menschliche Bedürfniß, auf den menschlichen Genuß. Es ist wohl gewiß, daß Göthe bei diesem burschikosen Liede an dergleichen nicht gedacht hat, noch gewisser, daß ihm in dem Witze: „Katechisation" (Bd. II. S. 234) nicht eingefallen ist unter:

„Bedenk' o Kind woher sind diese Gaben —
Der hat's genommen,"

den Grundsatz zu bekennen, la propriété c'est le vol. Wie viele streng konservative, ja fast absolutistische Sätze lassen sich nicht aus Göthe zusammenstellen!

Es ist wahr, daß Göthe Deutschlands größter Dichter, daß er sich in gar vielen Zuständen über das gewöhnliche Parteitreiben auch so erhoben hat, daß er jede Partei geduldig gehen ließ und, in Erinnerung an das, was er in der Jugend getrieben, den Jüngeren nicht minder freie Bewegung eingeräumt haben wollte. Er suchte deshalb außerhalb seiner Zeit zu sein, um ungestört der Schaffelust sich hinzugeben, obschon er oft genug das Gepräge seiner Zeit trägt. Aber es ist, und wenn auch „Methode" in der Tollheit wäre, ein vergeblich Bemühen, ihn zum Chef des Kommunismus zu machen. Insofern Herr Grün dieses bezweckt, ist er allerdings auf ganz verkehrtem Wege.

Dennoch wollen wir nicht verkennen, daß Grün (freilich durchaus nicht für die Jugend, da ein rein atheistisches Buch für diese nicht bestimmt sein kann) auch in dieser Schrift manches Beachtungswerthe in Bezug auf diesen Dichterheroen geboten hat. Für die eigentliche Erklärung ist so gut als nichts gewonnen, wohl aber für die geistige Auffassung einzelner Seiten dieses vielseitigsten Mannes. Man lernt auch in Grün's Parteischrift neue Bewunderung desselben, der sich selbst so vom Aeusserlichen zu befreien, das Sondernde von Staat, Kirche, Nationalität abzustreifen, und so ein Gemeinsames, die Weltliteratur, anzubahnen und zu erken-

nen vermochte. Traurig, daß der Erklärer das Sondernde und das Gemeinsame wegwirft; denn eben in diesem durch alle Nationalität durchbrechenden Gesammtmenschlichen liegt das christliche Element, und der geistreiche Verfasser der „Briefe über Gewissensfreiheit von einem Idioten“ hat mit vollstem Rechte Goethe's Gesinnung in dieser Hinsicht milder aufzufassen gedacht. Die, offenbar um censurfrei zu werden, etwas ausgedehnte Schrift liefert noch Manches Andre, das uns erfreut hat, z. B. die richtigere Würdigung der Wanderjahre, die schöne Anerkennung des reichen Schatzes, den wir an Faust's zweitem Theil haben. (S. 239 bis 247.)

Freuen wir uns demnach in mancher Hinsicht über diesen Beitrag zu einer geistreichen Auffassung Goethe'scher Geistesentwickelung, so knüpfen wir daran den Wunsch, daß noch mehr der Art, und zwar aus einem Gesichtspunkte, der eine solche Schrift allgemeiner zugänglich machte, über diesen Dichter erschiene, welche nicht allein die grammatikalische oder sachliche Erklärung umfaßte, sondern einen höhern Maßstab anlegte. Dazu gehört eins: Bei aller Theilnahme an unserer Zeit ein Abgezogensein von ihr; man muß mit ihm im Großen, Ganzen, Guten resolut leben wollen, und kann ihn erst dann richtig schildern. Freilich, wer ihn ganz auffaßte, wie er war, wäre selbst ein zweiter Goethe und würde nicht ihn schildern, sondern selbst Ursprüngliches schaffen. Das Motto zu einem solchen Werke hat Goethe selbst geschrieben (2, 272):

„Ich scheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit ist keine Zeit:
Ein geistreich aufgeschloßnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.“

Koblenz. Runkel.

Vocabulaire Argot-Français-Allemand. par Brand dit Grierin. Berlin bei Hayn.

Durch die Mystères de Paris von E. Sue ist man in Deutschland mit der französischen Diebessprache einigermaßen bekannt geworden, welche freilich für uns ein nur fernliegendes Interesse hat, aber doch dem Linguisten nicht ganz unwichtig ist. Wie bei dem englischen Slang sind auch in dem französischen Argot die Ausdrücke oft sehr bezeichnend und gedankenreich (wir erinnern nur an le Meg des megs der Allmächtige u. s. w.), und schon in

dieser Beziehung ist vorliegende Sammlung als literarische Kuriosität beachtungswerth. Ein weit größeres Verdienst würde sich der Verfasser indessen erworben haben, wenn er neben der französischen und deutschen Uebersetzung zugleich eine genaue Erklärung der einzelnen Ausdrücke und Wendungen ihrer Entstehung nach geliefert hätte, welche man ungern vermißt. In einem Anhange findet man die unter dem gemeinen Volke gewöhnliche Benennung einiger Zahlen, z. B. 31 Jour sans pain, 33 les deux bossus, 88 les jumeaux, 89 la révolution.

Poésies Germaniques, choix de pièces lyriques imitées des meilleurs poëtes de l'Allemagne par H. Barbieux. Weilburg bei Lanz.

Der Verfasser dieser metrischen Uebersetzungen, welcher jetzt Professor am Gymnasium in Hadamar ist, hat mit großem Glücke mehrere lyrische Gedichte von Matthisson, Salis, Hölty, Körner, Goethe, Chamisso, Rückert, Freiligrath und Anderen auf fremden Boden verpflanzt und bereits durch frühere Arbeiten dieser Art wesentlich in Frankreich zur Verbreitung unserer Lyriker beigetragen. Mit großer Zartheit und Treue zugleich sind die Gedanken wiedergegeben, und wir führen als Beispiel ein Lied von Goethe und ein anderes von Halm an:

La Rose de Bruyère.

Fanfan vit la rose en fleur,
　　Rose en la bruyère:
Sa beauté ravit son coeur,
Vite il courut plein d'ardeur
　　Parmi la fougère.
Rose, rose, rose en fleur,
　　Rose en la bruyère. } bis.

Fanfan dit: Tu es à moi,
　　Rose en la bruyère;
Rose dit: Prends garde à toi:
Je te vais piquer le doigt:
　　Laisse-moi en terre.
Rose, rose, rose en fleur,
　　Rose en la bruyère. } bis.

Mais le lutin arracha
　　Rose en la bruyère:
Soudain rose le piqua,

Sans écouter oh ni ah:
Vaine fut colère.
Rose, rose, rose en fleur, } bis.
Rose en la bruyère.

Chanson.
(Der Sohn der Wildniß.)

Mon coeur, peux-tu me dire
Ce qu'on appelle amour?
Deux âmes, un délire,
Deux coeurs en un séjour.

Et d'où vient ce délire?*)
Il naît de doux appas;
Quand cesse son empire?
S'il cesse, il ne fut pas.

Et l'ardeur la plus pure?
Celle qui s'ignorait,
Et quelle est la plus sûre?
C'est celle qui se taît.

Et son plus doux partage?**)
C'est de pouvoir donner;
Mais quel est son langage?
Son langage est d'aimer.

Wir können es uns nicht versagen, schließlich noch (mit Bewilligung des Verfassers) die nur in wenigen Exemplaren vorhandene Uebersetzung der Bürger'schen Leonore wiederzugeben und zugleich den Wunsch auszusprechen, daß Herr Professor Barbieux recht bald seine zerstreuten metrischen Arbeiten sammeln und durch neue Zusätze bereichern möge.

---

*) Dis-moi: l'amour d'où vient-il? —
„Il vient et il est là!"
Et dis: comment s'éteint-il?
„Lui, il ne s'éteint pas."
Diese Uebersetzung, welche wir uns vorzuschlagen erlauben (ebenso auch in Anm. 2.), scheint uns dem Originale entsprechender.

**) Quand prouve-t-il sa richesse?
„Ah c'est en donnant même!"
Par quels mots sa tendresse?
„Il ne parle pas — il *aime*."

Lénore.

Lénore est prise de transport
Après un sombre rêve:
„Es-tu, Wilhelm, perfide ou mort?
A mes ennuis fais trève!“
Près de son roi, dans les combats,
A Prague il bravait le trépas,
Sans avoir à sa belle
Jamais donné nouvelle.
(La musique joue une marche.)

Las enfin de se guerroyer,
Frédéric et Thérèse
Domptent leur caractère altier,
Et leur courroux s'apaise.
Pour lors l'armée quitta le camp,
Et la timbale au pan pan pan
Ramena les bannières
Aux paisibles chaumières.

Partout on vit sur leur chemin,
Partout sur leur passage,
Fourmiller le joyeux essaim
Des gens du voisinage:
„Ah! bien venus,“ criaient tout haut
Epouses, mères du hameau,
Mais, hélas! de Lénore
L'amant tardait encore.

Parcourant tous les escadrons,
Chacun elle interroge,
Et, répétant à tous ses noms,
A tous fait son éloge.
Mais lorsque le dernier passa,
Ses noirs cheveux elle arracha,
Se roula sur la dure
De rage et de torture.

La mère alors vite accourant:
„O désastre! ô tristesse!
Quel est ton mal, ma douce enfant?“
Et dans ses bras la presse.
„Ma mère, hélas! quel crève-coeur!
Adieu le monde, adieu bonheur!
Dieu est impitoyable:
O suis-je misérable!“

„O grâce! ô Ciel! entends nos voeux!
Enfant, fais ta prière;
Adorons les arrêts des Cieux:
Dieu, Dieu est un bon père.“
„Ah! mère, ô non! détrompe-toi:
Le Ciel agit mal envers moi:
A quoi bon les prières
Au comble des misères?“

„O juste Ciel! du Tout-Puissant
La clémence est certaine:
Crois-moi, le divin sacrement
Soulagera ta peine.“
„Mon mal, ô mère! est trop cuisant
Pour guérir par un sacrement:
Ni sacrement ni prêtre
Les morts ne font renaître.“

„Mais si le traître, mon enfant,
Au fond de la Hongrie
Avait oublié son serment,
Sa foi et sa patrie?
Renonce, amie, à son faux coeur:
Il n'en étreindra que malheur,
Et sa parjure flamme
Condamnera son âme.“

„Ah! mère, hélas! tout est perdu!
Qu'il soit ou mort ou traître:
Le noir trépas m'est dévolu:
Pourquoi fallait-il naître?
Eteins-toi donc, flambeau des jours;
Horreur des nuits, accours, accours!
Dieu est impitoyable:
O suis-je misérable!“

„Seigneur, ô daigne avoir pitié
De son âme en détresse.
Ah! ne lui compte le péché,
Si la douleur l'oppresse.
Ton mal, enfant, est temporel,
Le Paradis est éternel:
A ta pauvre âme il reste
Un autre époux céleste.“

„Ma mère, hélas! qu'est donc le Ciel,
L'enfer, le purgatoire?
Sans toi, Wilhelm, qu'est tout le Ciel?
Sans toi comment y croire?
Ah! éteins-toi, flambeau des jours,
Horreur des nuits, accours, accours!
Sans Wilhelm je proteste
Contre tout bien céleste."

Le désespoir ainsi croissait
Dans sa noire démence:
La téméraire même osait
Braver la Providence.
Et, déchirant son tendre sein,
Elle tordit sa blanche main
Jusqu'à l'heure où l'étoile
Des nuits blanchit le voile.

Dehors, écoute! — trap trap trap:
Un coursier qui pétille;
Un homme armé de pied en cap
Au clair de lune brille.
Puis la sonnette, à la sourdine,
Fait doucement: drelin, dreline,
Une voix mâle et forte
Crie à travers la porte:

„Holà, holà! ouvre à l'instant,
Eveille-toi, dormeuse!
Es-tu fidèle à ton amant?
Es-tu triste ou joyeuse?"
„Ah! Wilhelm, toi, la nuit, si tard?
J'ai tant pleuré sur ton départ!
Ah! que le sort m'outage!
Dis, d'où vient ton voyage?"

„Nous ne sellons que vers minuit:
Je viens de la Bohême;
Bien tard j'ai quitté mon réduit:
Partons à l'instant même."
„Ah! Wilhelm, entre auparavant!
Dans la broussaille entends le vent!
Quand mon coeur te réclame,
Dédaignes-tu ma flamme?

„Bah! laisse donc siffler le vent,
Et laisse la broussaille:
Mon cheval gratte, impatient:
Il faut que je m'en aille.
Viens, saute en croupe, élance-toi
Bien lestement derrière moi:
J'ai aujourd'hui, ma chère,
Encor cent lieues à faire."

„Comment? cent lieues avant demain
Pour joindre ta demeure!
Et c'est à peine que l'airain
Sonna la onzième heure."
„Vois ci, vois là! — La lune luit!
Les morts vont vite par la nuit:
Avant demain ma rosse
Te mène au lit de noce."

„Où est donc ce lointain réduit?
Où est ton lit de noce?"
„Bien loin d'ici — frais et petit:
Six ais dans une fosse."
„Est-se assez grand?" — „Pour moi et toi.
En croupe, allons, derrière moi!
Mes bras vers toi s'étendent:
Les conviés attendent."

Bientôt la belle se chaussa,
Sauta sur la monture,
Ses mains d'albâtre elle passa
Autour de son armure:
Et roule, roule, hop hop hop,
Ainsi courant au grand galop,
Homme et coursier ruissellent
Les cailloux étincellent.

A gauche, à droite, sans repos,
Le long de leur voyage,
Filaient bruyères, prés et vaux,
Des ponts grondait l'orage.
„Ma mie a peur? — La lune est là!
Hurra! les morts vont vite, hurra!
As-tu peur des fantômes?"
„Oh! pourquoi des fantômes?"

Récitatif.

Qu'entends-je? Quels sombres accords?
Quel essaim là croasse?
Ecoute au loin le chant des morts:
„Donnons-lui la trépasse!"

Soudain s'avance un train de deuil,
Portant civière et noir cercueil:
Le chant quasi bredouille
Comme en mai la grenouille.

„A minuit vous entonnerez
La sinistre complainte;
Mais avant tout, allons goûter
D'amour la douce étreinte.
Viens, sacristain, avec le choeur,
Hurle-nous l'hymne du bonheur,
Bénis-nous, prêtre, vite,
Avant d'atteindre au gîte.

Tout disparaît, cercueil et son,
A son ordre docile,
Et — rou rou rou — le tourbillon
Derrière lui défile.
Et toujours roule — hop hop hop,
Ainsi retentit le galop:
Homme et coursier ruissellent
Les cailloux étincellent.

A droite, à gauche, alors voyez
Voler cités, villages;
A gauche, à droite vont les prés,
Les bois et marécages.
„Ma mie a peur? La lune est là! —
Hurra! les morts vont vite, hurra!
As-tu peur des fantômes?"
„O non! de quels fantômes?"
(Ronde du Sabbat.)

„Là haut, là haut sur ce gibet,
Vois sous la lune pleine
Danser autour du chevalet
La bande aérienne:
Sasa! racaille, descends-là!
Ha! sur nos trousses viens donc çà;
Sur les pas de ma rosse
Viens danser à ma noce!"

Alors suivit avec fracas
La grinçante famille:
Telle en hiver, quand des frimas
La giboulée grésille.

Et toujours roule — hop hop hop,
Ainsi sifflant va le galop:
Homme et coursier ruissellent,
Les cailloux étincellent.

Ah! c'est alors qu'il fallait voir
Du ciel la vaste toile
Passer comme un brillant miroir
Où file chaque étoile.
„Ma mie a peur — La lune est là!
Hurra! les morts vont vite, hurra!
As-tu peur des fantômes?"
„Ah! laisse les fantômes?"

„Cours, cours! — Déjà j'entends le coq!
Le sablier s'écoule.
Cours, cours! — Le jour blanchit le roc!
Va, roule, bidet, roule!
Bientôt la course va finir;
Le lit de noce va s'ouvrir.
Les morts, les morts vont vite:
Voilà, voilà le gîte!"

Puis sur un vieux portail d'airain
Son vol hardi s'élance:
D'un grand coup le frappant soudain,
Dans l'enceinte il s'avance.
Les battans tournent sur leurs gonds,
Les tombes grondent sous ses bonds,
Et tout autour les pierres
Des tertres funéraires.

Voyez, voyez! au même instant
Oho! l'affreux spectacle!
Sa blanche armure de son flanc
Comme amadou débâcle:
Son corps se pèle jusqu'à l'os;
En sa droite est la blanche faux,
Et le sablier vide
En sa gauche livide.

Et du coursier les pas pressés
Font pétiller la dalle;
Le sol béant ouvre à ses pieds
Sa gueule sépulcrale.

Et des hiboux les cris perçans,
Le râle des agonissans,
Font frissonner Lénore,
Qui vit à peine encore.
(Quadrille des Spectres.)

Alors les démons des caveaux
De leur voix infernale
Hurlèrent autour des tombeaux
La ronde nuptiale:
„Ah! garde-toi, dans le malheur,
De blasphémer le créateur!
Ton corps est à la flamme,
A Dieu commets ton âme!“

---

1) Das Fundament der englischen Grammatik, ihr Ursprung aus der skandinavischen Sprache und nicht aus dem Anglo-Sächsischen; so wie einiges über Sprachreinheit im Allgemeinen von Theod. Smith, Lehrer an der Universität in Kiel. — Kiel bei Mohr. 1845. 30 S.

2) Genesis oder Geschichte der innern und äußern Entwickelung der englischen Sprache von Friedrich Albert Maennel ord. Lehrer bei den städtischen Schulen in Halle. Leipzig bei Baumgärtner. 1846. VIII. 190 S.

„Das sich steigernde Interesse der Deutschen an dem Studium der englischen Sprache, gehört unstreitig zu den erfreulichsten Fortschritten unserer Zeit. Unsere polytechnischen Schulen *) stellen die englische Sprache seit einigen Jahren in fast gleiche Rechte mit der französischen. Sollte sie aber, und besonders in Deutschland, nicht höhere Geltung erlangen? Stehen doch die Engländer den Deutschen so nahe; ist ihre Sprache doch durch die alt-germanische begründet; demzufolge sich auch leicht behaupten läßt, daß die Deutschen eher in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen.“ Mit diesen Worten, deren Beherzigung wir nicht dringend genug empfehlen können, eröffnet der Herr Verfasser von Nr. II. sein Werk, und da wir mit der hier ausgesprochenen Ansicht vollkommen übereinstimmen, so begrüßten wir seine „Geschichte“ wie auch die scharf kritische Schrift des Herrn Smith mit aufrichtiger Freude, denn beide Bücher bieten dem Freunde der englischen Sprache und Literatur reichen Stoff zum Nachdenken und zu interessanten Untersuchungen, beide sind die Frucht philologischer Kritik. Wenn wir deshalb im Folgenden mehrfach abweichende Ansichten zu erkennen geben und zu begründen suchen, so geschieht dies weniger um zu tadeln, als vielmehr weil die beiden Schriften überhaupt allgemeinen Interesses werth sind. Höchst verdienstlich bleibt in dieser Beziehung zumal das Unternehmen des Herrn Maennel, möchte man auch im Einzelnen noch so viele kleinere Ausstellungen an seinem Werke machen, da er zuerst in

---

*) Soll wohl heißen: Bürgerschulen.

Deutschland den Versuch gemacht hat, die genetische Entwicklung des Englischen zu beschreiben. Daß wir bei dieser Gelegenheit nicht ohne Bewunderung an die umfassende Arbeit unseres ausgezeichneten Gräſſe (Ersch & Gruber's Encyklopädie der Wissenschaften. 40 Thl. 1846. P. 152 — 328) denken, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

Der Verfasser von Nr. 1., welches ein höchst interessanter Beitrag zur Geschichte der englischen Sprache ist, kämpft gegen die gewöhnliche Ansicht, daß die englische Sprache ihr Fundament in dem Angelsächsischen habe; und wenn gleich er dieses in Beziehung auf manche Redensarten und Ausdrücke zugeben muß, stellt er es doch in Bezug auf die Grammatik völlig in Abrede. Durch jahrelange Beschäftigung mit den skandinavischen Sprachen hat er die Ueberzeugung gewonnen, daß die skandinavischen Mundarten mit der englischen Sprache die größte Aehnlichkeit haben, und daß jene die Mutter dieser sein müssen. Für seine Behauptung sucht nun Herr Smith den Beweis zu liefern. Er zieht zuvörderst die verschiedenen Invasionen des Zeitraums von 11 Jahrhunderten näher in Betracht, in welchen aus den heterogenen Bestandtheilen die höchst merkwürdige Sprache Britaniens entstand. Hierbei spricht er sogleich die Ansicht aus, daß überall, wo von den Bestandtheilen der englischen Sprache die Rede sei, der Dänen stets nur höchst oberflächlich Erwähnung geschehe, was wohl nur in der völligen Unbekanntschaft mit den skandinavischen Sprachen seinen Grund habe. Wir müssen hier sogleich dem Verfasser widersprechen, daß sowohl Hickes der Verfasser des Thesaurus Linguarum Septentrionalium, als auch Conybeare, der Herausgeber der Saxon Poetry und auch Turner ihrer Aufgabe sämmtlich in einem solchen Grade gewachsen waren, daß sie bei ihrer gründlichen Kenntniß des Angelsächsischen und verwandter Dialekte ohne Zweifel wenigstens eine Ahnung davon gehabt haben würden, daß die Grammatik des Englischen durchaus nicht aus dem Angelsächsischen, sondern nur aus dem Skandinavischen stamme, wenn die Behauptung wirklich begründet wäre; überdies behandelten sie das dänische Element der Sprache durchaus nicht oberflächlich.

Im weiteren Verlaufe der Abhandlung macht der Verfasser bei Betrachtung der einzelnen Invasionen besonders darauf aufmerksam, daß die Skandinavier während der Zeit ihrer Herrschaft von 787 auch ihre Sprache einführten und daß bei dem Anfange der normännischen Periode die Dänen, Schweden und Norweger, welche Grundbesitz und Familien im Lande besaßen und sich auch

mehr oder weniger zu den Eingebornen rechnen durften, im Lande blieben und somit bei der weiteren Sprachentwicklung durch das Normännische, das skandinavische Element gehörig vertraten.

In gewisser Beziehung hat hierin der Verfasser vollkommen Recht, und es ist dies z. B. von W. Scott in Ivanhoe Kap. I., wo er sehr ausführlich über die Geschichte der englischen Sprache handelt, völlig übersehen worden; wir können Herr Smith indessen darin nicht beipflichten, daß die Einwirkung der skandinavischen Periode bei weitem stärker gewesen sei, als die der angelsächsischen. Er entwickelt nun weitere Beweisgründe, indem er, sowohl an einzelnen Wörtern als auch an Wortformen und deren Biegung die große Aehnlichkeit zeigt, und wenn gleich sich manche derselben auf den ersten Blick als germanischen Ursprungs erweisen, so vindicirt sie der Verfasser dennoch dem Dänischen wie z. B. knife, Kniv, haste, Hast, folk, et Folk u. s. w.; ebenso ist die Zurückführung der grammatischen Formen der Nomina und des Verbs nicht ganz vorurtheilsfrei, denn der alte angelsächsische Plural auf as — es ist ohne Zweifel die Wurzel des jetzigen englischen auf s. (Wie auch en = des jetzigen n).

Dessenungeachtet sind die Sprachvergleichungen äußerst werthvoll, und der aufmerksame Leser wird leicht die Ueberzeugung gewinnen, wie höchst wichtig die Kenntniß der skandinavischen Idiome für denjenigen ist, welcher sich mit dem Altenglischen gründlich beschäftigen will. Herr Smith nimmt als unparteiischer Beurtheiler am Schlusse auch die Verschiedenheiten der beiden Sprachen in Betracht, die uns indessen nicht gerade so ganz unbedeutend erschienen, als er sie darzustellen sucht. Wir halten es für unsere angenehme Pflicht, den Lesern des Archiv's Einiges aus dem Buche noch anzuführen welches wir recht dringend empfehlen.

1) An egg, et Æg, window, Vidue, hare, en Hare, husband, Husbond u. s. w.;

2) I draw, jeg drager, I take, jeg tager, I put, jeg putter u. s. w.

3) Unregelmäßige Verba:

I sell, jeg saelger, sold, solgte,
I tell, jeg taeller, told, talte;

4) Bildung des Futurums durch shall und will z. B.

I shall have had the honour,
Jeg skal have havt den Ære,
He will have had the kindness,
Han vil have havt den Godhed.

Doch es möge dieses genügen, um die Aehnlichkeit der beiden Sprachen einigermaßen anzudeuten. Wenden wir uns nun zu dem Werke des Herrn Maennel (Nr. 2.), welcher eine vollständige Geschichte der englischen Sprache liefert und mit Recht den Fortschritt der Cultur als maßgebend für die Ausbildung der Sprache genommen hat. Auch die Schriftsprache hat ihre Berücksichtigung in dem Buche gefunden, und davon zeugen ganz besonders zwei sehr interessante Tafeln auf Steindruck, deren Inhalt in der Einleitung pag. VI. ausführlich beschrieben ist. Die erste enthält nämlich den Anfang des Pater noster von St. Eadfrith mit dazwischen geschriebener angelsächsischer Uebersetzung von Aldred aus dem 10. Jahrhundert; zugleich finden sich dabei noch einige Schriftproben nach Manuscripten aus dem achten und neunten Jahrhundert. Außerdem gibt sie ein Paar Stellen aus den Evangelien nach Mareschall und Junius aus St. Augustin's Exposition of the Revelations und aus einem angelsächsischen Predigtbuche. Eine zweite Tafel liefert das angelsächsische Runenalphabet, so wie noch andere einer spätern Zeit angehörende Schriftzeichen.

Der Verfasser zerlegt seinen Stoff in 8 Perioden: 1) Die Britisch-Sächsische; 2) Die Dänisch-Sächsische; 3) Die Normännisch-Sächsische; 4) Die Französisch-Sächsische; 5) Die Englische. Anfang der Ausbildung; 6) Ausbildung der Sprache; 7) Kritische Zeit; 8) Blüthe der Sprache. — Die Trennung von 3 und 4 scheint uns im Buche nicht gehörig motivirt und Nr. 1. wäre auch wohl, dem Inhalte entsprechender „die Angelsächsische" bezeichnet; denn wir finden nur in der Einleitung eine kurze Bemerkung über den Stammbaum der britischen Sprache und ohne weitere Characteristik derselben macht der Verfasser in den 6 ersten Zeilen von Nr. 1. nur die Bemerkung, daß bei der Niederlassung der Sachsen die Briten nach der Bretagne und Wales geflohen seien und behandelt sodann ausführlich das Angelsächsische. Es springt wohl in die Augen, daß dieser Abschnitt wie ein lucus a non lucendo gleichsam benannt ist, und hielt es der Herr Verf. überhaupt nicht für angemessen, das Britische näher zu betrachten — was denn doch so ganz unwichtig wohl nicht gewesen sein dürfte — so verdiente die Periode eine andere Bezeichnung.

Bei der Schilderung der drei ersten Perioden, welche mit vielem Fleiße ausgearbeitet sind, ist der Verfasser vermöge großer Kenntniß der angelsächsischen und alt-englischen Sprache und deren Literaturen seiner Aufgabe vollkommen gewachsen, und liefert durch seine Auseinandersetzung sowohl, wie auch die zweckmäßig

gewählten Beispiele (die in reicher Fülle vorhanden sind) eine gute Uebersicht der Sprachentwicklung, so daß auch der in diese älteren Idiome Uneingeweihte sich ein recht klares Bild davon machen kann. Fast in derselben Weise sind auch die anderen Abschnitte behandelt, und wir würden gern dieses Urtheil durch Anführung einzelner Stellen zu belegen suchen, wenn wir nicht einerseits hoffen dürften, daß sich unsere Leser veranlaßt fühlen werden, das Buch selbst zur Hand zu nehmen und wenn es uns nicht deshalb andererseits weit wichtiger erschiene, auf dasjenige aufmerksam zu machen, was wir an dem Werke vermissen. Gestatte man uns deshalb noch einige Bemerkungen.

In Nr. III. der Normannisch-Sächsischen Periode, findet sich pag. 31. ein Verzeichniß von Wörtern, welche in dieser Zeit vom Lateinischen entlehnt sein sollen, obwohl alle englischen Kritiker die Zeit der Reformation und der Bibelübersetzung mit gewichtigen Gründen als diejenige bezeichnen, in welcher die meisten rein lateinischen Wörter in der englischen Sprache Aufnahme fanden.

Das bekannte Gedicht „Sitteth alle stille" u. s. w. verlegt der Verfasser (p. 45) in die Zeit nach der Schlacht bei Evesham, in welcher aber bekanntlich Montfort geschlagen wurde; wir bemerken, daß dies Gedicht nach der Schlacht bei Lewes entstand, in der Heinrich III. seinen Feinden unterlag und sich genöthigt sah, in dem Kloster jener Stadt seine Zuflucht zu nehmen, nach welcher die Schlacht späterhin benannt wurde. Wünschenswerth erscheint es, daß der Verfasser ein geeigneteres Stück vom Piers Plowman und nach einer besseren Handschrift gegeben hätte, als die Copie, welche uns p. 53 vorliegt. Zu berücksichtigen wäre auch gewesen, daß das Gedicht in dem sogenannten „Saxon copple" geschrieben ist, welches zwei alliterirte Wörter in der ersten Zeile und eines in der zweiten Zeile erforderte, wonach der Druck wohl etwa richtiger so gewesen wäre:

*K*ind *C*onscience then heard
And *C*ame out of the planetts,
And sent *f*orth his *F*orriours
Fevers and *F*luxes,
*C*aughes, and *C*ardiacles
*C*rampes etc.

Diese Methode war sehr allgemein und ohne Zweifel für die Aufrechterhaltung einer gewissen Regelmäßigkeit und Harmonie in der Aussprache äußerst förderlich; überdies legte sie wohl eigentlich den Grund dazu, daß man in der englischen Versifikation mehr den Accent als die Quantität berücksichtigte.

In der fünften Periode steht Mandeville nicht am rechten Orte und Gower ist ganz unberücksichtigt geblieben.

Abgesehen von der seltsamen Bezeichnung Heinrichs VIII. als The *defensor* of the Faith und Philipp (?) Sidney als The *defensor* of *the* Poesy möchten wir noch den Wunsch aussprechen, daß bei einer zweiten Ausgabe in chronologischer Hinsicht nicht übersehen werde, daß Waller vor Dryden und dieser vor Pope dichtete; ferner daß auch Dryden's rhymed plays durchaus nicht als Muster seines Styles überhaupt betrachtet werden können, und daß sich dieser ohne Zweifel in seinen Uebertragungen und Bearbeitungen nach Chaucer, im „Absalon und Achitophel" oder (wie Pope meinte) im „Hind and Panther" am besten darstellt. Außerdem hätte es wohl nicht unerwähnt bleiben sollen, daß Dryden's Kritiken, welche er seinen Stücken beifügte (von denen jedes einzeln für 1 Schill. verkauft wurde) zu der Kritischen Periode erst eigentlich die Bahn ebneten und eine Terminologie schufen, welche von Dr. Johnson fixirt wurde. Wir erwähnen auch noch, daß Sir John Cheke und Roger Ascham mit Hülfe des Sir Thomas Smith auf den Universitäten das Studium der griechischen Sprache einführte, eine Thatsache, die in unserm Buche nicht gewürdigt ist, und deren Folgen für die Entwicklung der englischen Sprache doch von großer Wichtigkeit waren. — Bei der Anführung des Hudibras (der wohl — 1663 — richtiger in die Zeit Karl II. gesetzt wäre) dürfte es nicht überflüssig erscheinen, wenn der Herr Verfasser erwähnt hätte, daß das Werk in linguistischer Hinsicht in der Absicht geschrieben sei „to mock the irregular inartificial rhyming and loose accentual versification" wie auch „the clumsy affectation of learning," wovon die Zeit, welche unmittelbar der Restoration voranging, so viele Proben lieferte. — Unbegreiflich ist es uns außerdem geblieben, weshalb der Herr Verfasser vieler bedeutenden Männer gar keine Erwähnung gethan hat, deren Einfluß auf die Entwickelung der Sprache überhaupt unzweifelhaft außerordentlich groß gewesen ist z. B. Barter, Hale, Selden (welchen Hugo Grotius den „Stolz Englands" nannte) Taylor u. s. w., es scheint uns dies Verfahren ganz demjenigen analog, wenn ein Geschichtschreiber der französischen Sprachentwicklung Männer wie Massillon, Bourdaloue und Bossuet gar nicht berücksichtigen wollte.

Pag. 153 nennt der Verfasser „Blair den Begründer des Edinburgh Review"; es ist dies eine Bezeichnung, welche Blair durchaus nicht verdient. Sicheren Nachrichten zufolge berührte

Sidney Smith auf einer Reise, welche er mit einem Schüler in Schottland machte, das gelehrte Edinburgh. Bei einem Besuche, womit er Mr. Jeffrey beehrte, welcher damals noch attorney war (jetzt Lord Jeffrey), fand er mehrere junge talentvolle Schriftsteller, welchen er im Laufe der Unterredung den Vorschlag machte, mit vereinten Kräften eine Vierteljahrschrift zu begründen, deren scherzhaftes Motto etwa sein könne: We cultivate literature on a little oatmeal. Der Gedanke fand bei den Anwesenden großen Beifall und so erschien denn schon im Oktober 1802 das erste Heft jenes Anführers der größeren Journale, dessen Motto von Publius Syrius entlehnt ward: Judex damnatur cum nocens absolvitur.

Wir müssen hierbei auf eine frühere Bemerkung des Verfassers zurückkommen. Auf S. 128 sagte er nämlich: „Auf mehrere feine Unterschiede machte besonders Samuel Johnson in seinem Dict. of the English language aufmerksam, der noch heute als klassisches Werk betrachtet werden kann. Er redigirte die Zeitschriften: „The Rambler" und „The Idler." Andere übernahmen die Redaktion gleichartiger Journale. Es erschien „Guardian, Edinburgh Review, Quaterly Review, Westminster Review, the Literary Gazette, the Athenäum etc." Einestheils kann man von den zuletzt angeführten Zeitschriften durchaus nicht sagen, daß sie Johnson's Zeitschriften „gleichartig" gewesen; denn letztere waren eigentlich nur fliegende Blätter, welche ursprünglich bestimmt waren, beim Frühstücke gelesen zu werden; andrerseits waren die beiden ungleichen Arten von Journalen der Zeit nach auch ziemlich weit von einander entfernt. Das eigentliche Mittelglied, dessen in unserem Buche gar keine Erwähnung geschieht, waren die sogenannten Magazine, von denen das Gentleman's Magazine bekanntlich zuerst erschien. Man vergesse hierbei zugleich nicht, daß Blair im Jahre 1800 starb und Johnson 1784, daß aber die erste Nummer des Edinburgh Review 1802 und des Quaterly 1809 erschien.

Als Muster der Reinheit des Styles rühmt der Verfasser ganz besonders David Hume und führt als Probe ein Bruchstück über Mary Stuart an, aus dem, wie es pag. 188 heißt „sich eine große Reinheit, ja wir möchten sagen Eleganz der Sprache erkennen läßt." Nun ist es allerdings bekannt, daß Hume's Styl zu seiner Zeit in hohem Grade bewundert wurde, und zwar um so mehr, als der Verfasser bei seinem schottischen Dialekte im Sprechen durchaus des Englischen nicht recht mächtig war; ebenso gewiß ist es aber auch, daß seine Geschichte des Hauses Stuart in Inhalt und Form an vielen Fehlern leidet, und gerade die von

Herrn Maennel getroffene Wahl war im höchsten Grade unglücklich. Wir wollen nur an der Einleitung des Stückes die Wahrheit unserer Behauptung zu begründen suchen. Es heißt:

Mary was daughter to James V, king of Scotland, and to Mary of Lorrain. She married Francis II, king of France, upon which occasion she assumed the title of a (!!) queen of England; pretending, that Elizabeth was illegitimate, and consequently unworthy (!) to sit on the throne. — — — The Queen, however dazzled by his (Darnley's) pleasing exterior, had entirely forgot (ten) to look to the accomplishments of his mind. D. was but a week (weak) and ignorant man; insolent yet credulous, and easily governed by flatterers (?) devoid of all gratitude; because he thought no favours equal to his merit; and being addicted to low pleasures he was equally (?) of all true sentiments of love and tenderness."

Der Artikel vor queen ist offenbar fehlerhaft; der Ausdruck unworthy entspricht nicht recht dem Gedanken, richtiger würde sein had no right; die Stelle bei flatterers und devoid ließe sich einigermaßen durch ein fehlendes Komma entschuldigen, wegen des folgenden because u. s. w. muß man aber was hinzudenken, und daß Hume dieses Wort ausließ, ist nichts weniger als elegant; in noch höherem Grade gilt die Bemerkung in Beziehung auf equally — of, wo der Leser devoid suppliren muß, was den Satz durchaus unschön macht. Es mögen diese Andeutungen genügen, die wir noch leicht vermehren könnten; aber wir fürchten, unsere Leser zu ermüden und erlauben uns deshalb nur noch die allgemeine Bemerkung, daß die ganze Stelle in Beziehung auf den Gebrauch des Pronomens sehr viel zu wünschen übrig läßt. Wir würden uns wenigstens nicht gestatten, an Sätzen wie die folgenden „die große Reinheit und Eleganz der Sprache" zu rühmen, z. B.

„— he was introduced into the Queen's concert, who was so taken with him, that — — — oder she promoted Rizzio to that office, who — oder Rizzio — — took hold of the Queen's robes to put himself under her protection, who, on her part" etc.

Doch wir brechen hier ab; das ganze Werk des Herrn Maennel enthält des Lobenswerthen so Vieles, daß es gewiß mit dazu beitragen wird, der englischen Sprache im deutschen Vaterlande mehr und mehr die verdiente Stellung zu verschaffen.

Sg.

1) Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit, von Dr. Heinr. Kurz. Drei Abtheilungen. Zürich, 1840 bis 1842.

2) Handbuch der deutschen Prosa von Gobsched bis auf die neueste Zeit, von Dr. Heinr. Kurz. Bis jetzt zwei Abtheilungen. Zürich 1845 und 1846.

Dieses Werk nimmt unter den Handbüchern der Nationalliteratur einen den ehrenvollsten Plätze ein. Von Nr. 2. fehlt noch die dritte Abtheilung, die einen literarisch-ästhetischen Kommentar zu der Sammlung der prosaischen Musterstücke enthalten soll, so wie die dritte Abtheilung des poetischen Handbuchs gleichfalls aus einem Kommentar zu den beiden ersten Abtheilungen besteht.

Der Verfasser hat das Werk zunächst zum Gebrauch in öffentlichen Lehranstalten, dann aber auch zum Selbstunterrichte bestimmt. Für den letztern Zweck ist es, wie vielleicht kein anderes geeignet; für den erstern muß ihm der durch seinen großen Umfang und die vortreffliche Ausstattung gebotene Preis hinderlich sein. Wo aber ausnahmsweise in einer Anstalt die Verhältnisse der Schüler es gestatten, ihnen solche Anschaffungen zuzumuthen, wüßten wir wahrlich kein Buch zu bezeichnen, das sich mit gleichem Nutzen für die deutsche Lectüre und die Vorträge über unsere neuere Nationalliteratur zu Grunde legen ließe.

Ein Vorzug der poetischen Sammlung vor andern Werken derselben Art, der sogleich ins Auge fällt, besteht darin, daß sie auch aus dem Gebiete der epischen und dramatischen Poesie vollständige Musterwerke aufgenommen hat. So finden wir hier den ganzen Nathan von Lessing, die ganze Iphigenie von Goethe, Schiller's Wilhelm Tell, Friedr. Müller's Trauerspiel Niobe, Heinr. von Kleist's zerbrochenen Krug, Goethe's Hermann und Dorothea, Zachariä's Phaethon, mehrere umfassende poetische Erzählungen von Wieland, Rückert, Kind, Horn u. A. Man könnte sich wundern, daß bisher die Chrestomathien fast ohne Ausnahme nur Bruchstücke von Dramen und epischen Dichtungen darboten; denn es ist allerdings, wenn auch nicht ganz wahr, doch etwas Wahres an dem, was Herr Kurz im Vorworte bemerkt, daß die Sammlungen, welche uns mit solchen Fragmenten beschenken, nichts besseres thun, als jener Reisende, der aus Griechenland ein Stückchen Marmor mitbrachte, um daran die herrliche Architektur des Athenetempels nachzuweisen. Allein einmal ist, wie schon oben angedeutet worden, bei Chrestomathien, die für Schulen bestimmt sind, auf den Preis und daher auf den Umfang

Rücksicht zu nehmen; und zweitens fürchtete man auch wohl durch Aufnahme von ganzen Dramen und Epen aus Schiller, Goethe u. s. w. in wohlbegründete Verlagsrechte einzugreifen. Da indeß dem Debit des vorliegenden Werkes meines Wissens nirgendwo ein Hinderniß in den Weg gelegt worden, so muß es sich mit dieser Besorgniß wohl nicht ganz richtig verhalten, was im Interesse der Schulen sehr zu wünschen wäre.

Wie in der Götzingerschen Gedichtsammlung, so finden wir auch hier die Gedichte nach ihren Verfassern zusammengruppirt, und diese Gruppen selbst chronologisch geordnet. Dadurch eignet sich das Werk vortrefflich zu einem Hülfsbuch für einen Cursus über die neuere poetische Nationalliteratur. Da ferner der Verfasser dafür gesorgt hat, daß alle Dichtungsarten durch gediegene Musterstücke vertreten sind, so läßt es sich auch bei einem Cursus der Poetik zum Grunde legen. Ueberdies hat der Verfasser durch Festhaltung mehrerer anderer Gesichtspunkte dem Werke eine größere Brauchbarkeit für Schulen gegeben. Eine bedeutende Anzahl kleinerer epischen Dichtungen bietet reichen Stoff zu Deklamationsübungen; Poesien verschiedener Dichter über denselben Gegenstand geben Anlaß zu interessanten und fruchtbringenden Vergleichungen; mehrere dialektische Dichtungen von Voß, Usteri, Grübel, Hebel veranschaulichen die Eigenthümlichkeiten der deutschen Volks- oder vielmehr Stammespoesien und können zu sehr nützlichen sprachlichen Analysen dienen; variirende Lesarten geben Gelegenheit, den reifern Schülern in ästhetischer, metrischer und sprachlicher Kritik zu üben.

In dem literarisch-ästhetischen Kommentar ist die nicht leichte Aufgabe glücklich gelöst, eine geschichtliche Entwickelung der deutschen Poesie seit Haller mit einer Darstellung der verschiedenen Dichtungsformen zu verschmelzen, und dabei die relative Bedeutsamkeit der einzelnen Dichter klar hervortreten zu lassen. Durch eine geschickte Verarbeitung des überreichen Stoffes ist es dem Verfasser gelungen, auch noch Raum für die Interpretation einzelner Gedichte zu gewinnen; doch hat er mit Ausnahme weniger Fälle, sich auf die ästhetische Erläuterung beschränkt und alle sachlichen Erklärungen aus dem Gebiete der Geschichte, Mythologie, und Geographie u. s. w. ausgeschlossen.

Müssen wir so im Allgemeinen über die Sammlung, wie über den Kommentar ein sehr günstiges Urtheil fällen, so fehlt es doch nicht an Einzelheiten, die man anders wünschen möchte. Wie sehr man es anerkennen muß, daß bei der Auswahl der Dichtungen

durchgehends auf die Jugend Rücksicht genommen und in der Regel das, was dem jugendlichen Gemüthe nachtheilig werden könnte, fern gehalten worden ist, so begegnet uns doch hier und da etwas, woran man in dieser Beziehung Anstoß nehmen könnte. So möchte Referent nicht Alles, was aus Wieland aufgenommen worden, mit seinen Schülern lesen. Dem Phaethon von Zachariä hätte ich auch nicht seinen Raum gegönnt, selbst auf die Gefahr, daß die Gattung des komischen Epos nicht repräsentirt wäre. An einigen, obwohl wenigen Stellen, habe ich die variirenden Lesarten ganz genau mitgetheilt gefunden; bei einigen Stücken, wobei sie zu wünschen gewesen wären, fehlen sie gänzlich, z. B. bei dem Goetheschen Liede „Ueber allen Wipfeln ist Ruh," bei „Mahomets Gesang" u. a. Bei Schiller's und Goethe's Poesien wäre vielleicht in der Reihenfolge mehr auf die einzelnen Perioden, denen sie angehören, Rücksicht zu nehmen gewesen. Die Interpretation des Einzelnen gibt, wie sich das bei schwierigen Gedichten nicht anders erwarten läßt, stellenweise zu Bedenken und Zweifeln Anlaß. — Indeß können solche Einzelnheiten, mit denen man sich nicht einverstanden finden mag, das Gesammturtheil nicht erschüttern, daß das ganze Werk zu den vorzüglichsten seiner Art gehört.

Noch günstiger beinahe stellt sich das Urtheil über die prosaische Sammlung, namentlich wenn man sie mit den gewöhnlichen Handbüchern der deutschen Prosa vergleicht. Auch hier finden wir alles Fragmentarische ausgeschlossen, und nur solche Musterstücke mitgetheilt, die, nach Inhalt und Form, ein abgerundetes Ganzes bilden. Eben so sind alle Gattungen und Formen der Prosa vertreten; und in der ganzen Anordnung ist, wie im poetischen Theil, der historische Gang beobachtet. So umfangreich größtentheils die Musterstücke sind, so ist es doch bei dem großen Volumen der Sammlung (Thl. I. enthält 852, Thl. II. 918 S.), und dem (vielleicht etwas zu) kompakten Drucke möglich geworden, die bedeutendsten Prosaiker in characteristischen Proben aus ihren Werken vorzuführen. Doch ließ sich hier nicht eine gleiche Vollständigkeit, wie in der poetischen Abtheilung, erzielen, weil sonst die andere wichtigere Rücksicht, daß keine Bruchstücke mitgetheilt werden sollten, hätte verletzt werden müssen.

Auf den Schluß des Werkes, den literarisch-ästhetischen Kommentar über die Prosa-Abtheilung ist Referent um so mehr gespannt, als der Kommentar über die poetische Abtheilung zu den besten Erwartungen berechtigt. X.

Goethe's Gedichte, erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese, von H. Viehoff. Erster Theil. Düsseldorf, 1846.

Es bedarf wohl kaum der Vorbemerkung, daß diese vom Verfasser selbst ausgehende Anzeige eben nichts als eine Anzeige sein soll und sich nicht im Entferntesten auf eine Beurtheilung des Werkes einläßt. Selbstkritiken haben immer etwas Bedenkliches, wenn der Verfasser auch noch so sehr sich bemüht, seinem Werke gegenüber einen freien und unbefangenen Standpunkt der Betrachtung einzunehmen; Selbstanzeigen sollten aber häufiger in Zeitschriften gegeben werden; denn hierbei gilt es ja hauptsächlich, Inhalt und Anordnung in übersichtlicher Kürze möglichst vollständig darzulegen, und die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, näher zu verdeutlichen, als es durch den Titel der Schrift geschieht; und dies wird in der Regel dem Verfasser selbst am leichtesten werden.

Was nun zunächst meine Intention bei der Ausarbeitung des vorliegenden Kommentars betrifft, so beabsichtigte ich vor Allem damit den Lehrern und gereiftern Schülern ein Hülfsmittel für die Lectüre der Goethe'schen Gedichte, eine Parallelschrift zu meinem Kommentar über Schiller's Gedichte zu bieten, welcher (beiläufig bemerkt) gleichzeitig mit den folgenden Bändchen dieser Schrift in zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage erscheinen wird. Es haben sich von mehreren Seiten gewichtige Stimmen dafür ausgesprochen, daß man, neben der Lectüre und Interpretation von Schiller's Gedichten, der Betrachtung und Erläuterung der Goethe'schen in höhern Lehranstalten eine größere Zeit und Sorgfalt zu widmen habe, als bisher geschehen ist. Eine solche mit innigerm Antheil verweilende Schullectüre von Goethe's Gedichten erleichtern und befördern zu helfen, ist eine der Aufgaben dieses Kommentars, und zwar diejenige, welche am gelegentlichsten berücksichtigt worden ist.

Eine zweite Aufgabe war, durch eine möglichst vollständige Erörterung der gesammten Goethe'schen Lyrik, nach ihrer stufenmäßigen Entfaltung und allseitigen Verzweigung, eine Vorarbeit zu liefern für eine Darstellung des ganzen Goethe und seiner Leistungen. Goethe's kleinere Poesien haben bei weitem nicht so sorgfältige Interpreten und Kommentatoren gefunden, als seine dramatischen und größern epischen Schöpfungen; und dennoch ist ein tieferes und umfassendes Verständniß derselben grade am allerfruchtbarsten für die Einsicht in Goethe's Entwickelungsgang. Daß

sie keines Kommentars bedürftig seien, ist ein Vorurtheil, welches jeder aufmerksame Leser bald als solches erkennen muß. Schon deshalb, weil bei Goethe die meisten kleinern Poesien, wie dies bei keinem einzigen anderen Dichter in gleichem Grade der Fall ist, aus ganz besondern und individuellen innern und äußern Erlebnissen erwachsen sind, müssen viele derselben, bei dem gänzlichen Mangel an einer sorgfältigen und auf das Detail eingehenden Biographie Goethe's, für die Mehrzahl der Leser räthselhaft oder ganz unverständlich bleiben.

Aus dem zuletzt Bemerkten folgt, daß der vorliegende Kommentar vorherrschend biographischer Natur sein mußte, so daß er also auch seiner Anlage und ganzen Gestalt nach den Character einer Vor- und Hülfsarbeit zu einer Gesammtdarstellung Goethe's und seiner Werke annahm. Durch diese biographische Form empfiehlt er sich aber auch vielleicht einem Kreise von Lesern, der sich sonst nicht leicht mit Kommentaren zu Gedichtsammlungen befreundet. Erzählende Partien, welche gerade die interessantesten Ereignisse aus Goethe's Leben berühren, mußten mit den Erörterungen der Gedichte abwechseln und den schulmäßigen Ernst der Darstellung mildern.

Andrerseits durften aber auch die Leser, die ein mehr gelehrtes und künstlerisches Interesse an Goethe's Gedichten nehmen, nicht unberücksichtigt bleiben, und so schien es angemessen, die variirenden Lesarten und ältesten Gedichtformen, die so oft einen belehrenden Blick in des Künstlers Werkstätte öffnen und auch für die Schullectüre nutzbar gemacht werden können, so wie die in der Sammlung fehlenden Gedichte in möglichst großer Vollständigkeit aufzunehmen. Neuere Hülfsmittel machten es möglich, hierbei die Nachträge zu Goethe's Werken von Boas zu überbieten, denen übrigens ihr Verdienst nicht abgesprochen werden darf.

So sehr ich aber überhaupt auch bemüht war, durch sorgfältige Benutzung aller zugänglichen Materialien und Vorarbeiten meiner Schrift eine gewisse Vollständigkeit zu geben, so stellte sich doch über dem Druck dieses ersten Theils die Nothwendigkeit heraus, Mehreres aus dem jüngsten Nachwuchs der Goethe-Literautr, was nicht mehr an der gehörigen Stelle eingereiht werden konnte, und einiges Andere aus der fast unübersehbaren älteren Goethe-Literatur, was der Aufmerksamkeit entgangen war, zum Schlusse des ganzen Werkes in einem Anhange zusammenzustellen. Belehrungen sachkundiger Männer über Verfehltes und Uebersehenes in den zwei ersten Bändchen (auf drei Bändchen ist die Schrift

berechnet) würden darin ihren Platz finden können. Vielleicht werden sich Andere zu solchen Mittheilungen um so eher angeregt fühlen, wenn ich einige mir sehr willkommene Bemerkungen zum ersten Theile hier folgen lasse, die mir so eben auf brieflichem Wege von der Hand eines hochverehrten Mannes zugehen:

„Die Vermuthung, daß das Leipziger Liederbuch schon vom Jahre 1768 sei, hat vollkommen Grund. Der Abdruck, den ich besitze, ist zwar auch, gleich dem von Tieck benutzten, mit der Jahreszahl 1770 bezeichnet, aber einen frühern vom Jahre 1768 habe ich mit eigenen Augen gesehen, wenn ich nicht irre, im Besitz des Herrn Präsidenten von Meusebach hierselbst. Beide sind übrigens nur durch die Jahreszahl verschieden; es scheint, daß nur ein neues Titelblatt gedruckt worden. Der Abdruck von 1770 ist noch heute in Leipzig auf gewöhnliche Buchhändlerbestellung zu haben.

„Ebenso kann ich die Annahme, das Bundeslied sei zu Ewald's Hochzeit gedichtet, mit Zuverlässigkeit bestätigen. Der Kirchenrath Ewald, den ich während meines Aufenthalts in Karlsruhe (1816—1819) genau gekannt, hat mir ausdrücklich gesagt, das Lied sei auf seine Hochzeit in Frankfurt am Main gedichtet, und bei derselben gesungen worden. Er trug mir dasselbe auch in den alten Lesarten vor, die ihm lieber waren, als die spätern; Ewald liebte auch Lili's Park vorzulesen, wobei er die launige Art, in welcher Goethe das Gedicht herzusagen pflegte, getreu wiederzugeben behauptete. Bei Lili's Park muß ich noch erwähnen, daß der Einfall, eine Schaar Anbeter als Menagerie vorzustellen, nicht Goethe'n oder Lili'n angehört, sondern der berühmten Frau von Tencin. Es ist merkwürdig, wie frei Goethe sich Fremdes aneignete, und wie entschieden er es wirklich zu seinem Eigenthum machte, so daß aus der Nachweisung des Anlasses, oder der Quelle, woher ihm ein Bild oder eine Wendung gekommen, gar kein Tadel für ihn entstehen kann. Daß die Nacht die (schönere) Hälfte des Lebens sei, welches Goethe mit Vorliebe dreimal wiederholt (in „Scherz, List und Rache", in „Philinens Lied", und in „Hermann und Dorothea"), steht bei J. J. Rousseau, in der Neuen Heloïse, Thl. 6, Bd. 2. Daß ein glücklicher Abend mehr werth sei, als tausend Jahre Ruhmes (10. Röm. Elegie), schreibt Friedrich der Große an Voltaire am 9. Oktbr. 1757. Das Stärkste vielleicht in dieser Art habe ich im zweiten Theile des Faust entdeckt; hier verwünscht im zweiten Act Mephistopheles die Weiber, welche nichts taugen und doch verführen, und die ächt Goethesche

Prachtbildung ist eigentlich eine — ich darf nicht sagen Nachbildung, vielmehr eine deutsche Wiederschaffung dessen, was Molière in der Ecole des femmes (V. 4) sagt:

„Tout le monde connaît leur imperfection:
Ce n'est qu'extravagance et qu'indiscrétion;
Leur esprit est méchant et leur ame fragile;
Il n'est rien de plus faible et de plus imbécille,
Rien de plus infidèle; et, malgré tout cela,
Dans le monde on fait tout pour ces animaux-là"

„Die Verse auf den Kuchenbäcker Hendel habe ich zuerst handschriftlich bei dem Stadtschreiber Avenarius in Hameln gesehen, der mit Goethe zugleich in Leipzig Student war; abgedruckt aber stehen sie zuerst an einem Orte, wo man sie nicht suchen sollte: in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie, Berlin 1801. Bd. III, S. 38, mitgetheilt von Ernst Adolf Eschke."

„Im Almanach der deutschen Müsen, Leipzig 1776, hat das Gedicht Glück (Du hast uns oft im Traum gesehen) noch die zweite Ueberschrift „An Annetten" und ist mit W. unterzeichnet. Die zweite Strophe ist sehr abweichend. In demselben Almanach stehen Verse von Goethe an Schlosser."

„In der Göttinger Blumenlese 1774 steht das Gedicht der Wanderer mit T. H. unterzeichnet. In derselben für 1774 sind Ein Gleichniß (Ueber die Wiese, den Bach hinab) und Der unverschämte Gast (Da hatt' ich einen Kerl zu Gast) mit H. D. bezeichnet."

„Künstlers Abendlied steht ohne Namen in Lavater's Physiognomik."

„Bemerkenswerth dürfte auch sein, daß Brief an Lottchen, Jägers Nachtlied, Bundeslied, Eis-Lebens-Lied und Kenner und Liebhaber in Wieland's Merkur 1776 Bd. XIII. und Christel und Hans Sachs ebend. Bd. XIV abgedruckt sind."

„Das kleine Stück: Auf Mlle. N. N.

Ihr Herz ist gleich
Dem Himmelreich;
Weil die geladenen Gäste
Nicht kamen,
Ruft sie zum Feste
Krüppel und Lahmen.

ist zuverlässig vom Jahre 1772."

„Schließlich möge noch erwähnt sein, daß Behrisch seinen Namen mit H. schrieb; ein schöngeschriebener großer Brief von ihm in meiner Handschriftensammlung hat seine deutliche Unterschrift."

Varnhagen von Ense.

Das vorliegende erste Bändchen bespricht die älteren Gedichte Goethe's bis ins Jahr 1783; es schließt mit dem Gedichte „Ilmenau" vom 2. Sept. 1783, worin der Dichter auf eine Sturm- und Drangperiode als eine bereits hinter ihm liegende Zeit zurückblickt. Das zweite, welches bald nachfolgen wird, reicht bis zu Schiller's Tode 1806 und umfaßt die Gedichte der klassischen Kunstperiode Goethe's. Alles Uebrige wird im dritten Bändchen zusammengefaßt. Im Anfange des zweiten wird eine rückblickende Ueberschau über die Gedichte der ersten Periode gegeben, so wie sich das dritte mit einer Charakteristik der Poesien der klassischen Kunstperiode eröffnet. Das Ende der ganzen Schrift bildet eine Gesammtcharakteristik Goethe's als Lyrikers. Das erste Bändchen ist, wegen der großen Produktivität Goethe's in der darin behandelten Periode, etwas stark (über 600 Seiten) gerathen, weshalb sein Preis nicht so billig gestellt werden konnte, als ich wünschte. Da die folgenden Bändchen minder stark werden und daher zu bedeutend geringerem Preise sich ansetzen lassen, so stellt sich der Gesammtpreis doch immer noch mäßig genug, um kein Hinderniß für die Verbreitung der Schrift zu werden.

Es ist die Absicht, an diesen Kommentar eine Biographie Goethe's anzuschließen, die zu jenem in ähnlichem Verhältniß stehen soll, wie die von mir ergänzte und herausgegebene kleinere Hoffmeistersche Schrift über Schillers Leben zu meinem Commentar über Schillers Gedichte. Möge es mir gelingen, diesen unsern beiden größten Dichtern gewidmeten Cyklus von Schriften auf eine ihrer nicht ganz unwürdige Weise durchzuführen!

Goethe's Werke. Erklärungen von Konrad Schwenck. Frankfurt am Main 1845.

Der Titel dieses Bändchens von sehr mäßigem Umfange befremdet auf den ersten Blick. Man kann schon nach dem Volumen desselben keine Erklärung der sämmtlichen Werke Goethe's erwarten; und so zeigt sich auch bei näherm Zusehen, daß nicht bloß die lyrischen Gedichte und die kleineren Poesien überhaupt ausgeschlossen sind, sondern auch von den größeren nur Götz von Berlichingen,

Werther's Leiden, Clavigo, Egmont, Tasso, Iphigenia in Tauris, Faust, die natürliche Tochter, Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister, die Wanderjahre, die Wahlverwandtschaften und das Mährchen in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten eine Besprechung gefunden haben. Wir billigen diese Beschränkung auf Goethe's bedeutendste Werke in einer Erläuterungsschrift, die für das größere Publikum und die reifere Jugend berechnet ist, stimmen aber nicht in die Ansicht des Verfassers ein, daß die übrigen Dichtungen Goethe's, wie Stella, der Großcophtha, der Triumph der Empfindsamkeit u. a. „durchaus einer Erklärung nicht bedürfen." Eben so läßt sich nicht über die Interpretation des Einzelnen ohne Weiteres der Stab brechen, „weil dadurch die zur lebendigen Ergreifung eines Kunstwerks unerläßliche Selbstthätigkeit unterdrückt werde." Beide Erklärungsarten, sowohl diejenige, welche jedesmal die Idee einer Dichtung aufsucht und die dargestellten Charaktere erörtert, als die andern welche das sachliche und sprachliche Detail erläutert und Styl und Composition betrachtet, beide können, je nachdem sie angestellt werden, die Selbstthätigkeit des Lehrlings fördern oder hemmen. Jede dieser Interpretationsarten hat ihre Zeit, ihren besondern Zweck, ihren besondern Nutzen. Die hier gewählte ist ohne Zweifel sehr geeignet, die Jugend und Solche, welche dem Studium der Poesie keine bedeutende Zeit widmen können, in der Auffassung Goethe's rascher zu fördern. Mit sehr richtigem Tacte hat der Verfasser das diesem Leserkreise Angemessenste gegeben und in der Darstellung zwischen allzugroßer Popularität und der abstrakten Sprache neuer philosophischen Schulen die schöne Mitte gehalten. Sämmtliche Charakteristiken Goethescher Werke, welche die Schrift enthält, zeugen von einem tiefen Verständniß des Dichters; als besonders trefflich müssen wir die Erörterung der Iphigenie in Tauris auszeichnen. Referent glaubt bei dem in jüngster Zeit wieder lebhafter angeregten Interesse für Göthe der kleinen Schrift ein günstiges Prognostikon stellen zu dürfen. **X.**

(Collektivanzeige.)

Materialien zu einer künftigen Biographie Goethe's:

1. Aus Goethe's Knabenzeit. 1751—1759. Mittheilungen aus einem Original-Manuskript der Frankfurter Stadt-Bibliothek. Erläutert und herausgegeben von Dr. H. Weismann. Frankfurt a/M., 1846.

2. Briefe und Aufsätze Goethe's aus den Jahren 1766 – 1786. Zum erstenmal herausgegeben durch A. Schöll. Weimar, 1846.

3. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherr von Stein. Herausgegeben von Dr. J. J. H. Ebers und Dr. Aug. Kahlert. Leipzig, 1846.

4. Briefe von und an Goethe. Deßgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausgegeben von Dr. Friedr. Wilh. Riemer. Leipzig, 1846.

Das laufende Jahr hat die Goethe-Literatur durch eine Reihe Schriften erweitert, die über manche bisher dunkele oder dämmernde Stelle seines Lebens mehr Licht verbreiten. Gleich die erste der hier angezeigten kann als ein schätzenswerther Kommentar zu Goethe's eigenen Mittheilungen aus seiner Knabenzeit betrachtet werden. Diese Mittheilungen werden dadurch theils vervollständigt, theils mit anschaulichen Belegstücken ausgestattet. Das Büchlein ist ein mit sorgfältigen Erläuterungen begleiteter Abdruck des wesentlichen Inhalts eines Heftes Schönschriften und Exercitien in deutscher, lateinischer, griechischer und französischen Sprache, von Goethe in seinem siebenten bis neunten Jahre geschrieben. Das Heft war durch mehrere Hände von einem Verwandten zum andern gegangen, als es jüngst in den Besitz der Frankfurter Stadtbibliothek kam. Besonders interessant wird dieses Manuskript dadurch für Jeden, der an Goethe's Entwickelung ein tieferes Interesse nimmt, daß es uns die Unterrichtsmethode seines Vaters, die Goethe selbst nicht ganz nach Verdienst würdigte, und des Knaben außerordentlichen Trieb zur Selbstthätigkeit, so wie seine staunenswerthe Frühreife veranschaulicht.

Die zweite, von A. Schöll herausgegebene Schrift veröffentlicht zum erstenmal Manuskripte von Goethe: theils Brief-Koncepte oder Brief-Kopien, theils mancherlei poetische und prosaische Aufzeichnungen, die, wie der Herausgeber sagt, „einst mit einander aus Goethe's eigener Hand in befreundete Hände übergingen", und außerdem noch einige Briefe, „die der Empfänger in dieselbe Verwahrung gab." Herr Schöll hat das Ganze mit trefflichen Bemerkungen und Erläuterungen durchflochten, die von der innigsten Vertrautheit mit Goethe's Werken zeugen. Aus der Leipziger Periode begegnet uns der Anfang einer metrischen Uebersetzung (in Alexandrinern) von Corneille's Menteur, ein Bruchstück, welches einen eigenen Reiz dadurch gewinnt, da es uns „das junge Gesicht des nachmaligen Olympiers noch unter fremder Perücke zeigt," ferner ein etwas räthselhaftes Roman-Fragment und ein Brief an eine Freundin. — Bei weitem reicher sind die Mittheilungen aus

der Straßburger Universitätszeit. Zunächst werden uns eilf Briefe geboten, und darunter ein höchst interessanter, an Friederike von Sesenheim gerichteter. Es ist der erste, und leider der einzige uns erhaltene Brief aus der so lebhaft mit Friederike gepflogenen Korrespondenz. Weiter folgt dann ein Tagebuch unter dem Titel „Ephemerides“. Den Inhalt bilden Citate aus allerlei Büchern, Titel verschiedener, etwa künftig zu lesender Schriften, kurze Sentenzen, Urtheile über Gelesenes, ein paarmal etwas ausführlich, Worte und Ausdrücke, aus älterm oder besondern Sprachgebrauch angemerkt, Anekdoten, Beobachtungen und Andeutungen, hingeworfene Zeilen zu poetischem Gebrauch, — in dem Manuskript Alles bunt durcheinander laufend. Der Herausgeber hat es unter folgenden Rubriken geordnet: Sprachliches, Individuelles, das Juristische, das Medicinische, Naturlehre, Philosophie und Theologie, Aesthetik und Poetik, Volkslieder, dichterische Vorwürfe. Unter den letztern befinden sich auch embryonische Ansätze eines Dramas Cäsar, von welchem man bisher nur aus späterer Zeit (1774) Spuren kannte. — Aus der Periode von 1773 bis 1776 bietet uns Schöll erstens ein paar Varianten zum Werther, ältere nicht uninteressante Konceptstücke. Weit bedeutender ist aber ein Bruchstück aus Mahomet, welches auch die von Goethe verloren geglaubte Nachthymne enthält, die Mahomet allein unter dem gestirnten Himmel anstimmt. Dann folgen noch Proben aus einer Uebertragung des hohen Liedes und der Anfang eines Reisetagebuchs aus dem Spätherbst 1775. — Die Briefe Goethe's aus den Jahren 1778 bis 1783, an einen gewissen Kraft gerichtet, haben ein ganz eigenthümliches Interesse. Sie sind ein schlagender Beweis, wie wenig Goethe den Namen eines Egoisten verdiente. Mit der größten Langmuth sehen wir ihn dort sich eines mißlaunischen, hypochondrischen Mannes annehmen, der die geduldigste Gutmüthigkeit auf eine schwere Probe setzen konnte. — Ein Brief Goethe's aus dem Jahre 1786 an F. H. Jacobi gibt dem Herausgeber Veranlassung, das Verhältniß der beiden Männer zu einander in einem sehr ausführlichen und geistreichen Excurs zu erörtern. Als Anhang ist noch einiges Metrische, das bisher nicht edirt war, beigegeben. Das zweite Epigramm indeß „Warum siehst du Lina verdammt u. s. w.“ hat der Herausgeber irrthümlich für unedirt gehalten; es findet sich bereits in der Gedichtsammlung (Ausg. in 40 Bdn., Bd. 6, S. 80) unter der Ueberschrift „In das Stammbuch der Gräfin Tina Brühl“ mit der einzigen Variante „Tina“ statt „Lina“.

Die von Ebers und Kahlert herausgegebenen Briefe Goethe's und seiner Mutter sind an den Sohn der mit Goethe längere Zeit hindurch innig befreundeten Freifrau von Stein, Friedrich von Stein, gerichtet, welcher von seinem neunten Jahre an unter Goethe's unmittelbarer Aufsicht und meistens in seinem Hause bis ins Jünglingsalter erzogen und unterrichtet ward und 1844 als General-Landschafts-Repräsentant in Schlesien starb. Eine besonders ergötzliche Lektüre bilden die Briefe von Goethe's Mutter. Die herrliche, lebensfrohe, humoristische, und man darf wohl sagen, geniale Frau tritt uns darin wie leibhaftig entgegen. Ihr Charakter, ihre Liebhabereien, ihr häusliches Leben, Alles prägt sich in ihrer redseligen Korrespondenz aufs bestimmteste aus. Als Beilagen folgen noch Briefe von Charlotte von Schiller, von der Baronin von Stein und von Schiller, ein Gedicht von Herder, eins von Lavater und ein französischer Brief Zimmermann's an die Frau von Stein, sämmtlich dankenswerthe Mittheilungen.

Wichtiger noch ist das vierte der oben angezeigten Werke, das opus posthumum von Riemer, und zwar vor Allem wegen der darin enthaltenen Korrespondenz Goethe's mit Heinrich Meyer. Nächst den beiden Briefwechseln mit Schiller und mit Zelter behauptet diese Korrespondenz den ersten Rang in Goethe's brieflichem Verkehr. Ueber 40 Jahre war Meyer Goethe's Freund, und was Schiller für diesen in Bezug auf Poesie war, ebendasselbe und noch mehr war ihm Meyer in Bezug auf die bildende Kunst. Riemer hat nicht die gesammte Goethe-Meyer'sche Korrespondenz veröffentlicht, sondern nur aus dem bei Meyer's Tode der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar vermachten Nachlaß an Papieren eine mäßige Anzahl (82) Briefe, mit Abkürzung und Uebergehung des minder Wichtigen oder bloß Persönlichen, mitgetheilt. — Als Nachtrag zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe bietet uns hier Riemer noch vier Briefe Goethe's an Schiller, und drei Briefe des Letztern an Jenen, die wahrscheinlich durch einen Zufall aus der gedruckten Korrespondenz weggeblieben sind. — Darauf folgen Briefe von Goethe an verschiedene Personen, worunter eine bedeutende Anzahl (37) an Riemer gerichtet ist, sodann Briefe Anderer an Riemer, und als Anhang zu den Correspondenzen ein Brief von Wieland an Goethe's Mutter, und einer von Herder an seinen Sohn Gottfried. — Den Schluß des Buches bilden „Aphorismen", Aeußerungen Goethe's, die zwar in gewisser Hinsicht als eine Fortsetzung der früher von Riemer veröffentlichten Goethe'schen Tischgespräche betrachtet werden können, aber keines-

wegs sämmtlich aus der Unterhaltung mit ihm über Tisch entnommen sind, und „Brocardica", Goethe's Lieblings-Sentenzen, Kern-, Waid- und Wahlsprüche, Devisen und Sprüchwörter.

Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen, nebst Darstellung und Beurtheilung der analytischen und synthetischen Methode, von Dr. Mager, Fürstlich-Schwarzburg-Sondershausen'schen Educationsrathe &c. Dritte Bearbeitung. Zürich, 1846.

Vorläufig geben wir nur die Anzeige von dem Erscheinen dieses Buchs. Der Inhalt desselben ist von solcher Bedeutung für die Pädagogik und Didaktik, und insbesondere mit den Interessen dieses Archivs so vielfach verknüpft, daß unsere Zeitschrift sich nicht damit begnügen darf, in einer wenn auch ausführlichen Recension auf das Werk zurückzukommen, sondern am besten thun wird, die Besprechung desselben in eine Reihe von Abhandlungen zerfallen zu lassen. Die Schrift ist aus einer zuerst 1838 in Diesterweg's Wegweiser erschienenen Abhandlung „Ueber den Unterricht in fremden Sprachen" erwachsen, die 1840 in zweiter Bearbeitung in der Pädagogischen Revue, wie in besonderm Abdruck, und jetzt, zu einem mehr als das Achtfache des ursprünglichen Umfangs betragenden Volumen erweitert, in dritter Bearbeitung erscheint.

Correspondance familière ou lettres la plupart inédites, propres à former le style épistolaire par A. Péschier Dr. en ph. et Prof. de lit. fr. et angl. à l'université de Tubingue. Vienne et Milan. Tendler et Schaefer.

Der rühmlichst bekannte Verfasser liefert hier mit dem Motto: „La correspondance est une conversation par écrit" gleichsam den zweiten Theil zu seinem Causeries parisiennes, welche überall verdienten Beifall erlangt und sich bereits als höchst praktisch bewährt haben. Außer der bekannten Rede Buffon's über den Styl enthält die Einleitung zugleich einen sehr interessanten Aufsatz Péschier's über den Briefstyl im Besonderen, worin er nach scharfer Abgrenzung auf die Schwierigkeiten desselben aufmerksam macht und daselbst mit Recht sagt: Les autres genres (du style) ont des règles: celui-ci n'a que des secrets. Le style épistolaire échappe à l'analyse: il se sent, il se devine et plait par un certain je ne

sai quoi. Wie sehr eine gut geschriebene Beispielsammlung von Briefen nützlich sein kann, wie sehr es gerade bei dieser Stylart wichtig ist, gute Muster als Bildungsmittel zu gebrauchen, dies wird mehr oder weniger in den Worten des Verfassers angedeutet, wenn er sagt: Les productions de cette sorte sont, enquelque façon, comme fleurs qui croissent d'elles mêmes, tandisque toutes les autres de l'esprit humain ressemblent, pour ainsi dire, à des édifices, qui depuis leur fondement jusqu'à leur faite, doivent être laborieusement bâtis d'après les lois générales et des combinaisons particulièrs. Die vorliegende Sammlung enthält mit sehr geringen Ausnahmen nur ganz neue und bis dahin ungedruckte Briefe; die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens sind ziemlich vollständig vertreten und man lies't die einzelnen Nummern mit wahrer Freude, da sich der Ton der Unterhaltung ganz in ihnen wiederfindet, nur mit größerer Sorgfalt in Beziehung auf die behandelten Gegenstände und außerordentlicher Correctheit des Styles. Es findet sich in den Briefen nicht nur eine scharfe und sorgfältige Beobachtung der Sitten und einzelner Charactere, sondern sie zeichnen sich auch durch die natürliche Leichtigkeit des Ausdrucks aus, durch zarte Wendungen und das Ungezwungene, womit der Verfasser von einem Gegenstande zum andern übergeht, durch Geschmack und eine Wärme der Phantasie, welche selbst über die unbedeutendsten Dinge ein freundliches und anziehendes Colorit wirft. Wir sind überzeugt, daß dieses Buch, welches durchaus nicht mit einem sogenannten Briefsteller verwechselt werden darf, nur dankbare Leser finden wird. X.

Shakspeare's Sturm. Historisch beleuchtet von K. J. Clement. Leipzig. 1846. 115 S.

Vorstehende Schrift wird ohne Zweifel schon deshalb Vielen recht willkommen sein, da Shakspeare's Sturm deshalb nicht gehörig gewürdigt wurde, weil über seine Beziehungen zur Zeitgeschichte noch viele Zweifel herrschen. Der Herr Verf. hat die Absicht, den historischen Dramen des Dichters eine allgemeine Auslegung zu geben, und es scheint ihm daher (?) nothwendig, „das letzte derselben zuerst vorzunehmen, welches am allermeisten ein richtiges Verständniß verlange, zumal da bisher Niemand (?) diejenige Aufmerksamkeit und Forschung dem Sturm zugewandt habe, welche ihm, als einem von den Meisterwerken des größten Dichters, sehr gebühre.“ Bei der großen Natürlichkeit Shakspeare's ist es zu verwundern, wie so manche seiner Erklärer in den Fehler ver-

fallen sind, ihm Gedanken und Anspielungen zuzuschreiben, die dem Dichter äußerst fern lagen; möge man bei der Erklärung doch ja nicht vergessen, daß seine historischen Stücke eine ganz besondere Art dramatischer Unterhaltungen sind, welche vorzüglich darauf berechnet sind, die Sitten der behandelten Zeiten darzustellen und die Aufmerksamkeit auf die interessantesten Ereignisse der Geschichte Englands zu ziehen.

Man hat häufig dem „Tempest" nachgesagt, das Stück habe weit weniger Handlung als die meisten anderen, nur wolle man doch auch hinzusetzen wie dies schon Horn in seinen Erläuterungen (II, 96.) aussprach, daß die Vergangenheit, welche hier eine so große Rolle spielt, gleichsam vor unsern Augen zur Gegenwart wird: ein Wunder der Poesie, das uns weit größer dünkt als sämmtliche Zaubereien des Prospero, so stattlich sie auch sein mögen. Welch ein Unterschied hier zwischen Shakspeare und so manchem neuern Dichter, der im Drama etwa vier Acte lang todte Vergangenheit abhandelt, bis es ihm endlich gelingt, im fünften ein Stückchen fortschreitenden Gegenwartsjammer austheilen zu können. Schon die Idee der einsamen Insel im fernsten Ocean, welche zu den beliebtesten Jugendphantasieen gehört, verlieh dem Stücke einen eigenthümlichen Reiz; „hier *) sind alle unsere Ahnungen und Träume, alle Sehnsucht und Scherzhaftigkeit, aller Ernst und alle Liebe, mit denen wir je eine solche Insel ausstatteten, zu einem großen lieblichen Kunstwerke gestaltet." Der rasche Fortschritt der Begebenheit und die ächt dramatische Entwickelung der scharf gezeichneten Charactere ziehen den Leser unwillkührlich an und der Blüthenduft der Liebe weht wohl nirgends so erquickend als in diesem Drama.

In der Einleitung unserer Abhandlung macht nun der Herr Verfasser darauf aufmerksam, daß von vielen Lesern die Sturmscene, das eigentlich Characteristische des Stückes als etwas rein Zufälliges und Unbedeutendes angesehen werde, und er sucht nun mit vielem Scharfsinne und höchst anziehender Beweisführung darzuthun, wie der Sturm durch den Tempest hindurch wehe und wirke vom Anfange bis zu Ende. Zu diesem Zwecke schildert er zuerst die handelnden Personen des Stückes oder seinen theatralischen Inhalt, wobei er in seine Darstellung einzelne Stellen aus einer höchst gediegenen Uebersetzung verflochten hat; in einem zweiten Abschnitte folgt sodann die Auslegung und der geschichtliche Inhalt

*) Siehe Horn's Erläuterungen.

des Tempest, wobei besonders gegen die Ansicht Ulrici's angekämpft wird. Letzterer hält bekanntlich den Sturm für das ergänzende Seitenstück zum Wintermährchen und zum Sommernachtstraum; er glaubte den Grundgedanken des Ganzen gefunden zu haben, indem er sagte: „Das *) menschliche Leben, aufgefaßt vornehmlich von Seiten des Willens und Handelns aber innerhalb der komischen Weltanschauung, erscheint selbst wie ein Sturmwind, der über die Erde dahin braust, zerstörend zugleich und heilbringend, Mittel der Vernichtung, aber auch Mittel zum Guten." Herr Clement bemerkt dagegen, mit gewissem Rechte, daß das Stück keineswegs auf komischem Grunde ruhe, sondern vielmehr auf dem Boden des wirklichen Lebens, auf welchem Freude und Leid, Scherz und Ernst jede Stunde wechseln. Mit großer Bitterkeit tadelt er die ganze Tendenz des Ulrici'schen Buches, worin er offenbar zu weit geht, und spricht die Ueberzeugung aus, daß Shakspeare an eine Darstellung „voll philosophisch-festländischer Ueberschwänglichkeit" nicht im Entferntesten gedacht habe. Herr Clement sucht nun das über den Tempest herrschende Dunkel durch die innerste Beziehung zur Zeitgeschichte aufzuklären. Shakspeare entlehnte nach des Verf. Ansicht nur zum Schein den Stoff aus der Geschichte Südeuropa's, weil die Ereignisse, welche wie ein Sturmwind über des Dichters Land dahingegangen, zu rauh und zu wehthuend in der Erinnerung waren, als daß sie „in ihrer wirklichen Gestalt den empfindsamen Nerven eines despotischen Königshofes, den sie größtentheils betrafen, vorgeführt werden konnten." Nach dem Vorgange Walpole's, welcher zuerst der Winter's Tale die historische Bedeutung vindicirte, erklärt der Verfasser nun auch den Tempest für ein allegorisch-historisches Stück. Seiner Ansicht nach sind die leitenden Ideen des Stückes: der Sturm, welcher die Armada zerstörte, der politische Sturm der Pulververschwörung und das unglückliche Geschick der Colonisationsexpeditionen nach Virginien. Prospero ist Jakob I., Miranda die Königin von Böhmen und Antonio Arabella, welche Ansprüche auf die Krone hatte, die von spanischer Seite bei ihrer Heirath mit dem Herzoge von Savoyen hätten unterstützt werden sollen. Abgesehen von dem Seltsamen in der letzten Andeutung erlaubt sich Referent die Bemerkung vor Allem, daß Shakspeare seiner Ansicht nach in Winter's Tale durchaus keine politische oder historische Zwecke zu verfolgen scheint; noch weniger aber im

*) Shakspeare's dramatische Kunst pag. 297.

Tempest. Die historische Allegorie wurde freilich von Spenser und auch häufig in den Masques gebraucht, aber sie war und blieb doch eigentlich immer nur a courtly art, die man vor dem Volke gar nicht in Anwendung brachte. Shakspeare schrieb aber besonders für das Volk, seine historischen Stücke hielten sich stets auf populärem Standpunkte und er nahm in ihnen ohne Bedenken sogar die populären Irrthümer auf, wie dies z. B. in Richard III. der Fall ist. Stimmt man dieser Ansicht aber bei, so ist es ganz undenkbar, daß dem Tempest eine so gesuchte Allegorie zum Grunde liege, wie sie der Verfasser bietet. Shakspeare war eben so wenig bedenklich in der Wahl seines Sujet's wie in dem Studium der Thatsachen. So bald ihm ein passender Stoff vorkam, ging er schnell an die Darstellung, um den Wünschen eines Publikums zu genügen, welches nie ganz befriedigt werden kann und stets nach dem Neuen verlangt, und er fühlte in sich die Kraft, seinen Stücken inneren Werth zu verleihen. Durch die zu große Berücksichtigung seiner Zuhörer verlor er auch offenbar später an Achtung und es erklärt sich daraus, weshalb man ihn bald nach seinem Tode für „too vulgar“ ansah. Referent glaubt demnach, daß die einzige historische Beziehung, welche das Stück habe, der Sturm im Jahre 1607 sei, welcher die Virgina-Flotte an den Bermaidas vernichtete. So zog wohl das „vexed Bermoothes“ die Aufmerksamkeit Shakspeare's auf sich als ein Land, welches man noch für bezaubert hielt. Wir bewundern das Stück auch wegen der wunderbaren Schöpfungen des Ariel und Caliban, ohne ihm zugleich eine historische Wichtigkeit beizulegen, wobei der Zauber, welcher über dem Ganzen ächt poetisch weilt, vernichtet wird.

Im Einzelnen bemerkt Referent noch, daß die Beweisführung pag. 95, 96 und 97 ihn nur in seiner Ansicht befestigt haben; die Erklärung des Namens Sycorax pag. 81 erscheint sehr gesucht und pag. 102 ist „der tapfere Sohn des Herzogs von Mailand“ ohne Zweifel eine Anspielung auf den Prinzen Henry.

Interessant wäre es gewesen, wenn der Verfasser am Schlusse seiner Arbeit noch eine Vergleichung mit Fletcher und Beaumont's Sea voyage, oder auch mit Dryden's „Tempest or the enchanted island„ angestellt hätte.

Daß die Behandlung des Ganzen vieles Ausgezeichnete im Einzelnen enthält, bedarf bei den bekannten vorzüglichen Leistungen des Herrn Verfassers wohl kaum einer Erwähnung, und wir sehen der Fortsetzung seiner Arbeit mit Freude entgegen. M.

III. Programmenschau.

Manfred. Eine Tragödie von Lord Byron in ihrem Zusammenhange entwickelt. Vom Professor Dr. Heinrich Theodor Rötscher. Programmschrift des Gymnasiums in Bromberg. 1844.

Bekannt sind die Worte Goethe's über Byron: „In Auffassung des Aeußern und klarem Durchblick vergangener Zustände ist er eben so groß als Shakspeare." Zu diesem Urtheile wurde unser großer Dichter besonders durch das Erscheinen des Manfred veranlaßt, und er äußerte über diesen Gegenstand noch folgende denkwürdige Worte: „Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinem Zwecke zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern." Byron behauptete nun freilich mit dem Faust nur höchst oberflächlich bekannt zu sein, aber die innere Verwandtschaft beider Werke läßt sich doch nicht in Abrede stellen, und Manfred ist und bleibt eine wahre Umbildung aus dem Ganzen. Abgesehen von dem außerordentlichen Geiste Byron's erklärt sich schon aus dem eben angedeuteten Umstande die hohe Theilnahme, welche man dem Werke gleich nach seinem Erscheinen schenkte. Auch in der neuern Zeit ist Manfred vom Standpunkte der Kunstphilosophie aus mehrfach besprochen worden, und es verdient hier besonders die Arbeit Posgaru's erwähnt zu werden, welcher die Absicht hatte, das Werk durch melodramatische Bearbeitung der Bühne zugänglich zu machen, ein Versuch, den Byron selbst gewiß im höchsten Grade gemißbilligt haben würde, da er nur eine „Art von Gedicht in dialogischer Form" schreiben und sich wegen seines Abscheues vor der Bühne alle mögliche Mühe gab, das Werk zu diesem Behufe ganz „unpraktikabel" zu machen. Außer dem gediegenen Aufsatze von George Sand über „das phantastische Drama" ist nun in der letzten Zeit das Bedeutendste über unser Drama in E. Tollin's Uebersetzung des Manfred geleistet worden, und Herr Professor Rötscher entwickelte in einer dem Werke vorgesetzten Vorrede den innern Zusammenhang der Tragödie. Der Verfasser, welcher sich schon durch mehrere Abhandlungen der positiven, begreifenden Kritik rühmlichst ausgezeichnet hat, ist jetzt von seinem früher aufgefaßten Grundgedanken zurückgekommen, Manfred als eine Poesie der Verzweiflung darzustellen und bemüht sich im Gegentheile in vorliegender Abhandlung die versöhnenden Elemente desselben zum Bewußtsein zu bringen,

weis't zugleich mit großer Schärfe die innere Nothwendigkeit in der Fortbewegung der Tragödie nach und rechtfertigt mit schlagenden Gründen dasjenige, was das Genie Byron's dichtend ausgeführt hat. — Wir sind dem Herrn Verfasser in hohem Grade für seine lesenswerthe Abhandlung zum Danke verpflichtet, denn er hat das ganze Drama bis zur letzten Wurzel seiner Gestaltung mit Glück verfolgt und sich durchaus nicht in seiner Hoffnung getäuscht, nicht nur das Verständniß des Manfred näher gebracht, sondern auch einen — nicht unbedeutenden — Beitrag zur Erkenntniß des großen britischen Dichters überhaupt geliefert zu haben.

In der Einleitung bespricht der Verfasser die innere Verwandtschaft des Manfred mit Faust, welche sich in der gemeinsamen Weltanschauung beider begründet. Er erklärt aus diesem geheimnißvollen Bande die den Werken gezollte Theilnahme. „Beide sind Früchte des modernen Geistes, den tiefsten Kern seines Bewußtseins zu enthüllen. — — Darum haben beide Werke einen so entschieden dämonischen Charakter, weil sie uns in den Abgrund des Selbstbewußtseins zurückführen und aus der finstersten Zerstörung des Innern, aus dem Bruch des Geistes mit sich selbst mit ungeheurer Gewalt den Frieden und die Einheit des Geistes wiederzugewinnen streben.“ Manfred fängt eigentlich dort an, wo Faust im ersten Theile endigt, und daraus ergibt sich der Unterschied in der Auffassung und Behandlung derselben absoluten Lebensfrage in beiden Stücken. „Auf der Seite des Faust ist der unbestreitbare Reichthum einer Welt in dramatischer Entfaltung und bei aller allgemeinen Bedeutung und dem metaphysischen Gehalt zugleich die Tiefe der Individualisirung der ewigen Gedanken. Der Manfred Byron's bewegt sich dagegen auf der äußersten Spitze des inneren Gegensatzes des schuldbeladenen Bewußtseins und erscheint wesentlich als die auf verschiedenen Stufen, in immer neuen Versuchen ringende Arbeit, die Selbsterlösung eines edlen, einer ungeheuren Schuld sich bewußten Geistes darzustellen.“ Nach diesem Vergleiche, dessen weitere Ausführung wir hier übergehen müssen, begleitet der Verfasser den Helden der Tragödie und zeigt, wie er im Fortgange des Stücks die „ganze Fülle seines Bewußtseins erschöpft, welches sich in immer neuen Formen hervordrängt, und alle Mächte, welche gegen dasselbe in die Schranken treten, um es zu bewältigen, zum Bekenntniß ihrer Ohnmacht zwingt.“

Besonders interessant ist der Vergleich, welchen der Verfasser zwischen dem Helden der antiken Sage und Tragödie Oedipus und unseren Manfred anstellt. Bei Oedipus ist der Unterschied der That und ihres Bewußtseins ihrer Bedeutung noch ungeschieden und er wird nach seiner Sühne von den Göttern in besondere Obhut genommen; Manfred's That ist dagegen ein Akt „dämonischer, jedes inneren Widerstandes spaltender Leidenschaft.“ — „Manfred durchlebt die ganze Hölle eines Zwiespalts, in welche sich der von sich abgefallene sittliche Geist gestürzt hatte und sich durch die Energie einer Alles überwältigenden Reue ebensowohl verzehrt als sühnt.“ Wir können an diesem Orte unseren Lesern leider keine weiteren Auszüge aus der höchst anziehenden Abhandlung liefern und dürfen wohl die gegründete Hoffnung aussprechen, daß sich Viele durch unsere Relation möchten veranlaßt fühlen, das Werk selbst einmal zur Hand zu nehmen. In dem weiteren Verlaufe der Abhandlung finden sich sehr interessante Betrachtungen über die einzelnen Phasen des zerrissenen, von Schuld erfüllten und sich „durch seine Energie selbst endlich versöhnenden Bewußtseins,

und der Verfasser geht mit großer Klarheit dem Wege nach," durch welchen Byron mit eben so großer Tiefe, als Schönheit die Erarbeitung des inneren Friedens und die Entsündigung seines Helden vollbringen läßt.

Hg.

Ueber den Gebrauch der französischen Accente. Vom Conrektor Eichler. Programmschrift des Gymnasiums in Stendal. 1844.

In einem Vorworte spricht der Verfasser sein Bedauern darüber aus, daß in der bei seinem Unterrichte benutzten Grammatik von Hirzel (!!) die Schüler über den Gebrauch der Accente nicht die gehörige Belehrung hätten finden können, daß ferner auch andere Sprachlehren, ja sogar Wailly und Girault-Duvivier in zweifelhaften Fällen nicht die gehörige Auskunft ertheilten. Herr Eichler stellte deshalb im vorliegenden Programme die wichtigsten Regeln über den Gegenstand zusammen. Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit unsere Verwunderung darüber auszusprechen, daß noch auf so manchen Gymnasien das Hirzel'sche Buch gebraucht und solch ein Fricassée den Schülern vorgesetzt wird. Von den Gymnasien vor Allem sollte man es doch wohl erwarten, daß in denselben kein Gegenstand nach so völlig unwissenschaftlichen Büchern gelehrt werde. Aber es scheint fast, als ob man von den bedeutenden Fortschritten der modernen Philologie absichtlich keine Notiz nimmt; man setzt voraus, daß sie eben nichts als eine erbärmliche, oberflächliche Sprachmeisterei ewig bleiben müsse.

Nach einer Feststellung des Begriffs der Accente als orthographischer Zeichen (wohl zu unterscheiden von dem Wortaccente) stellt er die verschiedenen Regeln über den Gebrauch derselben auf, liefert bei jedem einzelnen Accente zugleich einen kurzen historischen Ueberblick über die Benutzung desselben und folgt darin mehr oder weniger seinen Vorbildern Wailly, Girault-Duvivier, dem Dictionnaire de l'Academie, indem er nicht nur mit großem Fleiße das zerstreut Liegende gesammelt, sondern auch auf scharfsinnige Weise das alte System erweitert hat. Einen sicherern und einfacheren Weg hätte der Verfasser indessen ergriffen, wenn er ganz auf das Historische sich stützend zuvörderst zwischen Quantität und Ton unterschieden hätte, wobei es sich dann herausgestellt haben würde, daß der Circumflex ein Zeichen der Quantität ist (welche auch durch angehängtes e z. B. père, Doppelvokale u. s. w. angedeutet wird. — der acc. aigu und grave dagegen eigentliche Tonzeichen sind. Wir müssen bei dieser Gelegenheit an Mager's gedankenreiche Schrift: „Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neuern Sprachen und Literaturen. 1843." Pag. 37 ff. erinnern, in welcher mehrerer tief eingreifenden Gesetze im Vorbeigehen Erwähnung geschieht und es ist zu bedauern, daß Herr Eichler die dort gegebenen Winke nicht benutzt hat.

Ueber den Misanthropen des Molière, mit Bezugnahme auf das Urtheil von A. W. von Schlegel. Vom Oberlehrer Dr. C. A. E. Gerth. Programmenschrift des Pädagogiums in Putbus. 1841.

Es ist bekannt, daß A. W. v. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur die hohe Dichtergabe des Molière auf das Mi-

veau des bloßen Talentes und der Neigung zum Komischen herabsetzt, indem er zu verstehen gibt, daß den Dichter etwas weniger Eitelkeit für das Possenspiel hätte entscheiden müssen. Man hat nun in verschiedenen deutschen Literaturwerken freilich dem Verdienste Molière's Gerechtigkeit widerfahren lassen, nachdem bereits mehrere französische Literarhistoriker den ausgesprochenen Tadel für ein nationales Vorurtheil erklärt; aber es ist doch eigentlich niemals ganz entschieden und in allen einzelnen Punkten dem Schlegelschen Ausspruche namentlich widersprochen und darum war es ein verdienstliches Unternehmen des Herrn Dr. Gerth Molière's Beruf auch für die höhere Komik aus seinem vielfach mißdeutenden Misanthropen, und zwar in höchst evidenter Weise, nachzuweisen. Der Verfasser geht zuerst im Allgemeinen auf die einzelnen Vorwürfe Schlegels der Reihe nach näher ein und kommt nach Widerlegung aller unrichtigen Behauptungen zu dem wohl begründeten Resultate: „Es ist nicht zu verkennen, daß Molière sowohl dem an das italienische Possenspiel gewöhnten Publikum, als auch der prunksüchtigen Ueppigkeit des Hofes Ludwig XIV. einen Tribut gebracht hat, welcher seinem Fortschreiten in der dramatischen Kunst Eintrag that; allein dieser Tadel fällt nicht seiner Neigung und seinem Talente, sondern gebieterischen Umständen zur Last, und es bleibt für immer zu beklagen, daß ihm nicht gestattet war, Zeit und Kraft mit größerer Freiheit zu verwenden. Wohin seine Neigung in Wahrheit gerichtet und was einem längeren Leben und unter glücklichern Verhältnissen von seinem Genie zu erwarten gewesen wäre, geht aus den höheren Kunstschöpfungen hervor, zu welchen er bei freier Muße stets zurückkehrte, und die in ihrer Ausführung alle Spuren der Vorliebe vor jenen leichten Fest- und Schaustücken an sich tragen.“

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wendet sich nun der Verfasser zu demjenigen der Molière'schen Lustspiele der höheren Gattung, welches von Schlegel den meisten Tadel erfahren hat, während Molière selbst und französische Kunstrichter den größten Werth in dasselbe setzten, dem Misanthropen. Es ist bekannt, daß der Titel des Stücks zu manchfachen Mißdeutungen Veranlassung gegeben hat und die Darstellung der lasterhaften Personen von Vielen als höchst gefährlich bezeichnet und getadelt wurde. Herr Gerth sucht nun vor Allem aus psychologischen Gründen zu erweisen, daß Molière die entschiedene Misanthropie, den Haß gegen die Allgemeinheit der Menschen, den Haß gegen das Menschliche überhaupt, den eigentlichen Gegensatz des Humors nicht habe schildern können und wollen, reinigt den Dichter zugleich durch eine schlagende Beweisführung von dem weit gewichtigeren Vorwurfe eines versteckten Angriffes auf die Tugend und bezeichnet sodann die einfache Grundlage des Stücks folgendermaßen: „Das Stück hat zwei Hauptpersonen, die eine in dem tugendhaften Alceste, die andere in der leichtfertigen Celimene. In und an dem Verhältniß beider zu einander, dem des Liebenden zur Geliebten, entspinnt sich die Handlung; die Entgegengesetztheit ihres Characters erweckt das Interesse und schürzt den Knoten; die Entlarvung der Celimene führt die Lösung desselben und den Schluß herbei.“ Diese einfache Grundlage wird natürlich, vermöge der Allgemeinheit des moralischen Inhalts beider Hauptpersonen in ihrem Umfange erweitert und aus dem Kreise des speciellen Familienvorfalls auf den Schauplatz und die umfassenderen Beziehungen der öffentlichen Gesellschaft ausgedehnt, so daß sich neben dem besonderen Interesse die

allgemeine Bedeutung überall kund gibt. — Molière wollte demnach nicht die ergründende Schilderung eines Characters, noch eine Satire auf die Gebrechlichkeit des Gesellschaftlichen Seins liefern, sondern sein eigentlicher Zweck war die „Darstellung eines im socialen Zusammenleben sich offenbarenden Keimes der Auflösung, eines in der Parteiung der socialen Wirklichkeit erkennbaren Zwiespaltes aus moralischen Ursachen." Diese Idee Molières erweis't Herr Dr. Gerth nun aus den Hauptmomenten des Lustspiels und wendet dann mit außerordentlichem Geschicke das gewonnene Resultat auf die einzelnen Charactere und Situationen des Stückes an, welches jeden Leser in hohem Grade befriedigen muß. Am Schlusse der Abhandlung zeigt der Verfasser, daß das Gemälde auf historischem Grunde ruhe, vindicirt dem Stück einen ernsten Inhalt, zeigt, wie derselbe sich zu dem Komischen verhalte und wie er in dem Stücke zur komischen Erscheinung und in dem anschauenden Subjekte als solche zum komischen Bewußtsein gebracht sei.

Obgleich die vorliegende Abhandlung schon zu Ende des Jahres 1841 erschien, so glaubten wir sie doch nicht unberührt lassen zu dürfen, da sie es in der That verdient allen Lesern des Archiv's bekannt zu werden und bei der großen Masse der Programme das Werthvolle nicht immer die rechte Beachtung findet. Möchte der Herr Verfasser recht bald Veranlassung nehmen, einen ähnlichen Gegenstand mit derselben Liebe zu bearbeiten, welche er dem Misanthropen geschenkt hat; er wird dadurch alle Freunde der französischen Literaturgeschichte wahrhaft verpflichten.

Hs.

Ueber die metrische Behandlung der deutschen Sprache in Realschulen, von P. Heuser. Progammenschrift der Real- und Gewerbeschule in Elberfeld. 1846.

Der Verfasser beabsichtigt durch diese Abhandlung die von Apel schon vor beinahe 40 Jahren aufgestellten, auf die Natur unseres Geistes gegründeten neuen Ansichten von Metrik wieder in Erinnerung zu bringen, hauptsächlich aber diese den Reallehrern zur unbefangenen Prüfung zu empfehlen. Er selbst wurde von der Richtigkeit dieser Ansicht durch Apels ausführliche Bearbeitung dieses Gegenstandes in der Leipziger musikalischen Zeitung vom Jahre 1807 und 1808 überzeugt, noch mehr aber durch dessen, sieben Jahre nachher erschienenes wissenschaftliches Werk: „Die Metrik." Heuser hebt drei wesentliche Punkte daraus als neu hervor, welche nach seiner Ueberzeugung eine Umgestaltung der Metrik herbeiführen müssen. Diese sind: 1) Die dreizeitige Länge eines metrischen Fußes, welche bisher den Metrikern unbekannt war; 2) Die Gründung der Metrik auf die Theorie des Taktes in der Musik; und 3) Der Unterschied des Wortfußes vom Versfuße. Außerdem bediente sich Apel in seiner Metrik statt der gewöhnlichen metrischen Zeichen der Grammatiker, der musikalischen Zeichen, der Noten. Heuser hat es nun versucht durch einleuchtende Erörterungen und anschauliche Beispiele diesen drei Hauptpunkten Geltung zu verschaffen, und bittet seine Amtsgenossen um gründliche Prüfung derselben. Am Schlusse sagt er: „Durch das Princip allein fällt die neue Metrik, darum gelte ihm Angriff und Vertheidigung."

Wir konnten bei der Anzeige obiger, auch im Buchhandel erschienener (Elberfeld bei Büschler) Abhandlung um so kürzer sein, da schon das nächste Heft des Archiv's eine ausführlichere Arbeit über diesen Gegenstand von einem unserer geehrten Herren Mitarbeiter liefern wird.

Alphabetisches Verzeichniß mehrerer in der Oberlausitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten. Von Dr. Karl Gottlieb Anton. Görlitz, 1846.

Vorstehende Abhandlung bildet die Fortsetzung zu der Sammlung des thätigen Herrn Verfassers, welche wir bereits im Archiv (p. 243.) angezeigt; sie macht bereits das siebenzehnte Stück der reichen Sammlung aus. Seit 21 Jahren ist Herr Anton nun bereits mit seinem Unternehmen beschäftigt, welches mehr Schwierigkeiten darbietet, als es auf den ersten Anblick zu haben scheint. Mit Recht bemerkte er in der Einleitung: „Indessen ist die genauere Erforschung der deutschen Mundarten für das tiefere Eindringen in den Geist unserer Muttersprache ganz unerläßlich, so wie es auch eine anziehende Unterhaltung gewährt, zu bemerken, wie manche in der Oberlausitz gangbare Ausdrücke sich auch in anderen Ländern behaupten, andere dagegen in ihnen unbekannt sind, und hat man den Stoff beisammen, ich meine die in verschiedenen Ländern volksthümlichen Ausdrücke und Redensarten, so lassen sich daran von einem sprachwissenschaftlich Gebildeten viele Schlüsse anknüpfen, welche er ohne die Sammlung des Stoffes nicht machen kann." Welchen Werth ein solches Provinzial-Idiotikon habe, zumal wenn es mit solchem Fleiße, wie das vorliegende ausgearbeitet ist, ergibt sich wohl von selbst. Wie man bei Aufstellung der Fauna und Flora eines Landes nicht nur diejenigen Thiere und wilden Pflanzen aufzeichnet, welche sich ausschließlich in demselben befinden, sondern vielmehr ebenfalls diejenigen, welche auch in andern Ländern vorkommen, so hat Herr Anton in seiner Sammlung alle im Munde des Volkes in der Oberlausitz lebenden, in Schriften aber ungebräuchlichen Ausdrücke aufgenommen, ohne etwa diejenigen auszuschließen, welche man auch an anderen Orten vorfindet. Doppelt dankenswerth bleibt es, daß sich in dieser letzteren Beziehung viele interessante und lehrreiche Vergleiche vorfinden und daß es der Verfasser für seine Aufgabe erachtet der Abstammung volksthümlicher Wörter sorgfältig nachzuspüren. Als Ergebniß seiner wissenschaftlichen Bemühung hat sich herausgestellt, daß die Sprache des gemeinen Volkes so manches fast vergessene deutsche Wort aufbewahrt, und nebenbei sehr viele griechische und lateinische Wörter enthält, deren Aufsuchung, sowohl der alterthümlichen aus der Muttersprache, als der aus alten Sprachen entlehnten, recht eigentlich Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung genannt werden darf, abgesehen davon, daß sich noch manche anziehende geschichtliche Bemerkung an die Erläuterung der Volkssprache anknüpft, und daß der Vorrath der gemeinen Mundart auch der Schriftsprache manche Bereicherung liefern kann. Die Sammlung geht von Eb- bis Futtern, und im Interesse der Sache erlauben wir uns nur noch den Wunsch auszusprechen, daß Herr Anton recht bald Zeit gewinnen möge, die verschiedenen einzelnen Nummern in einem vollständigen Ganzen zu vereinigen.

M.

Ueber Caedmon, den ältesten angelsächsischen Dichter, und desselben metrische Paraphrase der heiligen Schrift. Von Dr. Karl Bouterwek, Director. Programmenschrift des Gymnasiums in Elberfeld. 1845.

Der Herr Verf., welcher bereits durch die interessante Inauguratiosschrift „De Cedmone poeta Anglo-Saxonum vetustissimo brevis dissertatio“ die Freunde der angelsächsischen Literatur zu aufrichtigem Danke verpflichtet hat, gibt in obiger Programmenschrift eine äußerst vollständige Characteristik der Caedmonschen Paraphrase der Bibel. Welchen Werth der „Vater der angelsächsischen Poesie“ überhaupt habe, das ist zu allgemein in neuerer Zeit anerkannt worden, als daß nicht ein Jeder von vorn herein einer ausführlichen Behandlung des Dichters seine volle Aufmerksamkeit schenken solle. — In der Einleitung schildert der Herr Verfasser die Einführung des Christenthums in England und gibt sodann im folgenden Kapitel die Erzählung des Beda mit deutscher Uebersetzung. In dem weiteren Verlaufe der Abhandlung folgt die Geschichte des Textes und eine Würdigung des Dichters, und den Schluß bildet eine sorgfältige Darstellung von den beiden Büchern der Paraphrase, in welche höchst characteristische Auszüge (mit Uebersetzung und einzelnen Interpretationen) verflochten sind. Was das kleine Bruchstück des Caedmon betrifft, welches in der Bibliothek zu Ely aufbewahrt wird, so schließt sich Referent der Ansicht Lappenberg's an, nach welcher dieses dem C. eigenthümlich angehörte (Thorpe meinte bekanntlich, es sei eine Uebersetzung nach dem Lateinischen des Beda) das vorhandene große Gedicht aber, welches Junius und Thorpe herausgegeben haben eine spätere Umschmelzung des Originals in das moderne Angelsächsische ist. — Höchst interessant dürfte für die Leser dieser anziehenden Abhandlung eine Vergleichung unseres Dichters mit Milton sein, und der Herr Verf. sagt in dieser Beziehung: „Mit Milton hat er eine so auffallende Aehnlichkeit, daß man auf den Gedanken kommen könnte, der berühmte Dichter habe seinen, freilich ihm unbekannten Landsmann an manchen Stellen nur geradezu übersetzt.“ Am schlagendsten erscheint in dieser Rücksicht die Stelle, in welcher sich Satan wieder ermannt (Vergl. V. und VII.) und Referent entsinnt sich, daß besonders die von Thorpe (in seiner Ausgabe 1832) gegebene Uebersetzung dieser Stelle, verglichen mit dem Paradise lost die Ueberzeugung in ihm angeregt habe, daß eine so große Uebereinstimmung, wie die vorliegende nicht zufällig sein könne.

X.

Aphoristische Bemerkungen über die franz. Grammatik von Dr. G. W. Hertel, Rector und Bibliothekar. Programmenschrift des Gymnasiums in Zwickau. 1846.

Der durch seine französische Grammatik rühmlichst bekannte Herr Verfasser fand in der Herausgabe von Paul Ackermann's Remarques sur la langue française die Veranlassung, manche in seiner französischen Schulgrammatik nur kurz erwähnte Sätze hier einer näheren Prüfung zu unterwerfen, und manche streitige Punkte zum Abschlusse zu bringen. Der erste Abschnitt handelt von dem Uebergange aus der indirecten in die directe Rede, worin der Verfasser (wie auch in den andern Theilen der Abhandlung) zur vollen Genüge

nachweis't, daß Ackermann allerdings Dank dafür verdiene, daß er die einge rosteten und altmodischen Vorurtheile seiner Landsleute über eine Menge grammatischer Ansichten siegreich bekämpft hat (und er verdanke diese bessere Einsicht in mehrere grammatische Lehren offenbar dem Umgange mit Deutschen und dem Studium ihrer grammatischen Werke, die er selbst oft anführt), daß aber viele seiner Ansichten nicht nur große Zweifel zulassen, sondern sehr bald als ungründlich und irrig erscheinen müssen. Ackermann erwähnt z. B. bei dem Gegenstande von Nr. I. gar nicht des Gebrauchs des Imparfait in indirecter Rede, nennt seltsamer Weise den Uebergang aus der oratio indirecta in die oratio directa, eine Vertauschung des Präsens mit dem Imperfektum und stellt höchst unpassende und verkehrte Vergleichungen mit dem Deutschen an. Die ganze Behandlung Hertel's liefert als Resultat, „daß in der französischen Sprache ein dergleichen Unterschied“ (je nach dem es von eigenem Standpunkte oder von dem eines Anderen ist) „nicht vorkommt wie im Deutschen, und in ungrader Rede durchaus das Imparfait im Indikativ stehen muß, daß hingegen da, wo im Französischen que mit dem Präsens im Indikativ konstruirt wird, im Deutschen die directe Rede gebraucht werden muß.“ Es folgt daraus, daß die eine Sprache lieber durch Partikeln die Rede verbindet, die andere die Abhängigkeit in gewissen Verbindungen verschmähet.

In dem zweiten Abschnitte handelt der Verfasser von dem Aoriste und Imparfait. Die Benennung des défini als déscriptif oder narratif genügte ihm nicht ganz, und zwar um so weniger, weil mit einer bloßen Benennung noch wenig geholfen wird. Er wählte die Bezeichnung Aoriste theils weil das griechische Tempus mit dem französischen ganz übereinstimmt, theils weil letzteres „durchgängig der Bildung des lateinischen (historischen) Perfekts entspricht und man in der Grammatik neue Termini, die oft nur Verwirrung in den Köpfen anrichten, möglichst vermeiden muß.“ Dieser ganze Abschnitt ist mit außerordentlichem Fleiße und Scharfsinne ausgearbeitet und gibt der Gründlichkeit des Verfassers ein glänzendes Zeugniß; möchte er von recht Vielen gelesen werden, damit zugleich auch die Wahrheit der in der Einleitung ausgesprochenen Worte immer mehr anerkannt werde, wo es heißt: Es wird der Gebrauch in der neueren Sprache nur die bereits an den alten Sprachen erlernte Theorie bestätigen; auf der anderen Seite aber wird zugleich die neue Sprache ebenso (!) wie die alten Sprachen zur Schärfung und Bildung des Urtheils beitragen. Aber diese formelle Bildung durch die Sprache ist es ja eben, was sich das Gymnasium vorzugsweise zum Ziele gesetzt, und wenn manche Philologen von ihrem imaginären Throne aus naserümpfend auf die neueren Sprachen herabsehen und alles Heil und alle Bildung nur in den alten Sprachen erblicken, so thun sie eben sehr Unrecht und es gilt auch hier: „ars non habet osorem nisi ignorantem.“

Nachdem Herr Hertel gezeigt, daß die Ackermann'sche Theorie über diesen Gegenstand zu kurz und zu allgemein gefaßt sei, setzt er die in seiner Grammatik enthaltene Ansicht weitläuftig auseinander, welche wir, da das Buch so weit verbreitet ist, nicht wiederholen wollen; am Schlusse findet sich ein sehr interessanter Auszug aus dem älteren Werke des Waadtländer Du Bois (Neue

Umbildungslehre der französischen Zeitwörter, Berlin 1818.), welches von Ackermann ganz kürzlich ins Französische übersetzt worden ist.

In den noch übrig bleibenden Abschnitten handelt der Verfasser über das Conditionnel; Conjonctif et Futur; avant que, avant de und avant que de und macht durch seine ganze Darstellung den Wunsch rege, die aphoristischen Bemerkungen recht bald vermehrt zu sehen. Vielleicht benutzt Herr Hertel die Gelegenheit und gibt in diesem Blatte bald die Fortsetzung seiner Untersuchungen.

L.

IV. Miscellen.

Betrachtungen über die neuere Italienische Literatur.

I.

Die neuern italienischen Dichter haben einen harten Stand: eine Literatur, welche die Riesenwerke eines Dante, Ariosto, eines Tasso, Petrarca die ihrigen nennt, könnte als in sich abgeschlossen, als vollendet betrachtet werden, so zwar, daß an keine Ergänzung zu denken wäre. Anlehnung an jene erhabenen Vorbilder, Nachahmung bliebe unvermeidlich; Neues zu schaffen, Eigenes, Originales wäre unmöglich, wo alle Formen der Poesie, mit Ausnahme vielleicht der einzigen dramatischen, erschöpft sind. Außerdem liegt die Vergleichung der jüngern Dichter mit ihren Vorgängern zu nahe, so daß auch dem unbefangensten Kritiker manches in der neuen Literatur, das an und für sich selbst betrachtet, trefflich und groß scheinen würde, doch nur ein mattes Spiegelbild jener ältern in ewig unauslöschlichem Glanze strahlenden Schöpfungen bleiben müßte. — Es ist ein erfreulicher, wohlthuender Beweis für die nie versiegende, stets frischer quellende Kraft des menschlichen Geistes, daß jenen, wie es scheint, unübersteiglichen Hindernissen zum Trotz auch diese jüngere Literatur sich eines unschätzbaren Reichthums an wahrhaft erhabenen und der unsterblichen Vorgänger würdigsten Werken rühmen kann, wenn sich auch hin und wieder Flecken und Mängel in ihnen zeigen möchten, welche aber um so leichter Entschuldigung finden müssen, als sie nicht einzig und allein in der neuen italienischen, sondern überhaupt in der ganzen modernen Literatur, wir wollen nicht sagen vorherrschend, doch oft und mannigfaltig anzutreffen sind, und somit als durch den Geist der Zeit bedingt, kaum noch Fehler genannt werden dürfen. Und — wer möchte es läugnen! — die Zeit der Genies scheint für die Poesie vorüber zu sein, oder eine Pause zu machen; wir mögen uns glücklich schätzen, daß in unserem industriellen und materiellen Zwecken nur zu sehr hingegebenen Jahrhundert doch noch Talente auftauchen, die vielleicht in günstigerer Zeit und unter günstigeren Umständen die Kraft gefunden hätten, sich zur Vollkommenheit des Genies zu läutern und Werke zu schaffen, denen gewiß nicht, wie ihren jetzt geschaffenen, der Vorwurf zu machen wäre, daß es ihnen an künstlerischer Ruhe und Einheit mangele. — Wer darf sich wundern, daß auch in der neuern italienischen Literatur, besonders in der lyrischen, die moderne Zerrissenheit, dieser alles Glück und alle Ruhe benagende, faul machende Wurm, diese

„böse Prinzip“ der Jetztzeit sich in schneidendem, grellen Schmerz, in nie gestillter Sehnsucht, in hoffnungsbarer Trauer ausspricht, und wer will es tadeln? Liegt denn nicht gerade hierin der höchste Reiz und Zauber aller Poesie, daß sie durch Schmerzen Schmerzen heilt, daß sie mit ihren Klagen, ihrer Wehmuth lindernden Balsam in das wunde Herz träufelt, daß sie unsern Leiden tröstend den Spiegel vorhält, uns zeigend, wie die Größten und Edelsten am meisten gelitten, geduldet haben, daß sie uns die eigene Noth in fremder vergessen macht? — Ein italienischer Dichter unserer Zeit sagt: il genio è una maledizione sublime. Und in der That! betrachten wir die Mehrzahl aller poetischen Kunstwerke, fühlen und denken wir uns hinein in den Kampf und Schmerz, der aus ihnen spricht, und schließen wir auf ihre Schöpfer zurück, so möchten wir allerdings sagen: il genio è una maledizione. — Eine andere Betrachtung drängt sich uns hier auf, und auch in dieser Hinsicht könnte man das Genie einen Fluch nennen: das Hohe und Große hat von jeher dem Hohn und der Mißhandlung unterlegen, wenn es sich auch oft, und oft genug zu spät siegreich erhoben und den Triumph der süßesten Rache gefeiert hat durch die ihm inwohnende Majestät, vor der sich die halsstarrigste Verstocktheit aller Verächter und Neider beugen mußte. Es liegt etwas Niederschlagendes, Entmuthigendes, etwas Beschämendes darin, daß wir sehen müssen, wie immer den Ersten, den Hervorragenden unter den Menschen das schmerzenreichste Leben zu Theil ward, während nicht selten die Mittelmäßigkeit und Unbedeutendheit sich mühlos glänzende Bahn brach und im frechen Uebermuthe den usurpirten Thron des Ruhmes und des Glückes bestieg. — Dieser Fluch des Genies hat schwer gelastet auf Englands und Deutschlands Dichtern, vielleicht schwerer noch auf denen Italiens. In der langen Kette von Dante bis auf die Sänger unserer Zeit, wie wenige sind der Glücklichen, auf die nicht eine ununterbrochene Reihe von Widerwärtigkeiten, von Unglück und Elend herabstürmte, denen ein ungetrübtes und heiteres Leben den schuldigen Lohn geboten hätte! Es scheint fast, als ob der Titanenkampf des Geistes mit dem Drucke widriger Verhältnisse zur unerläßlichen Bedingung des Lorbeerkranzes geworden sei, den ehrfurchtsvoll die Menschheit auf das Haupt ihrer Geistesherrscher setzt. — Aber andrerseits sehen wir, wie die Kunst durch sich selbst den Künstler lohnt, wie jener Ausspruch in sich selbst seine Widerlegung trägt. Alles wahrhaft Schöne und Große der Kunst und auch der Natur erfüllt das menschliche Gemüth mit einem Gefühle der Rührung und des Schmerzes; selbst anscheinende Lust, der keckste, übermüthigste Humor enthält des tragischen Momentes so viel, daß dieses vielmehr seine feste Basis geworden, ohne die er in sich zusammenfiele. So kann uns oft die fröhlichste Musik in die traurigste Stimmung versetzen — Shakspeare sagt: sweet music never makes me merry. Indeß, von dieser Seite betrachtet, zeigt das Schöne zugleich in sich selbst den geheilten, in Wohlsein aufgelös'ten Schmerz. Denn im Schmerze selbst liegt die Freude — der höchste Schmerz ist der höchste Genuß — wer nie geweint, ist nie glücklich gewesen. Dies ist das wahre Wesen der künstlerischen Begeisterung, daß sich der Geist genußreiche Schmerzen schafft. Dieses Sichkrümmen und Biegen des schaffenden Geistes, um der vom Funken des künstlerischen Genius entzündeten und unter dem Schaffen hochauflodernden Idee das irdische Gewand der Farbe, des Marmors, des Tones, des Wortes anzulegen. Diese Wollust, die alle Sinne betäubt und die Außenwelt erstarren

macht und tödtet, ist von so wonnig süßer, berauschender, alle Leiden vergessen machender Art, daß dem Glücklichen, der sie einmal in vollem, wahren Maße kennen gelernt, alle andern Freuden und Genüsse des prosaischen Alltaglebens fade, schal und ekel sein müssen, und so darf sicher das Genie kein Fluch genannt werden.

In der neueren italienischen Literatur sind es zunächst die Lyriker, die unsere Beachtung auf sich ziehen. — Drama, Roman und Novelle sollen später ihren Platz finden. — Monti, Ugo Foscolo, Manzoni, Leopardi, Pindemonte, Parini sind die Namen der Dichter-Heroen dieser jüngern Zeit, denen wir den Tribut unserer Hochachtung zu zollen haben. —

Das bedeutendste, gehaltreichste Werk dieser Literatur ist unstreitig Monti's Gedicht auf den Tod Ugo Bassville's. Ugo Bassville war in Rom, wohin er sich bei dem Ausbruche der französischen Revolution begeben hatte, in einem durch ihn selbst angeregten Aufstande von dem wüthenden Volke getödtet worden. Ein Engel erscheint der Seele des Gefallenen und verkündigt ihr den Spruch der göttlichen Gerechtigkeit: ihr ist verziehen, aber sie darf nicht vor Gott erscheinen, bis Frankreichs Schuld gesühnt sei, und zur Buße soll sie das eigene sündige Vaterland wiedersehen. Der Engel geleitet die Seele nach Frankreich, zuerst nach Marseille, wo der Schatten eines Ermordeten ihr erzählt, er sei der Henker gewesen — das Volk habe ihn getödtet, weil er sich geweigert, das Bild des Heilands an den Galgen zu hängen. — Darauf nach Paris, wo Bassville schaudernd sieht, wie sein schuldloser König das Schaffot der Verbrecher besteigt. Beim Fallen des schneidenden Stahles öffnet sich donnernd der Himmel, und es bebt die vom Blute geröthete Erde. Befreit vom Schmerze des Erdenkampfes schwingt sich „die große Seele“ auf zum Fluge, der sie mit „dem ersten Grunde“ vereint. Dort ringt sich um sie die Schaar der seligen Schatten, deren Treue Stand hielt und Frankreichs Boden mit Blute färbte. Auch Bassville nähert sich dem Schatten des Königs, welcher ihm verzeihend die Arme öffnet und ihm verspricht, für ihn zu Gott zu flehen, daß er das verhängnißvolle Gebot löse, welches Bassville's Seele von den Schatten der Seligen fern hält. Baßville solle indessen zur Erde zurückkehren, und sich, nachdem er die trauernde Königsfamilie über das Schicksal Ludwigs getröstet habe, zum Papste begeben, dessen Händen der König den Schutz und die Rettung seines Landes anvertraut. — Im letzten Gesange schildert der Dichter, wie die rächende Gottheit ganz Europa sich drohend erheben macht, um an „der celtischen Dirne“ den Spruch der Gerechtigkeit zu vollziehen. Bassville's Seele fragt weinend den geflügelten Führer, welchen Ausgang das Schicksal nehmen werde. Komm mit mir, und du wirst es hören, erwiedert der Engel und ergreift liebevoll ihre Hand. — Der Schönheiten in diesem Gedichte sind viele und große. Wir fühlen uns hingerissen von dem kühnen, an vielen Stellen schauerlich erhabenen Fluge dieser Terzinen, wir folgen ohne Ermattung dem begeisterten Dichter bis zum unerwartet, unerwünscht raschen, abgerissenen Schlusse seines Gesanges, wir beweinen mit ihm den unglücklichen, von fanatischer Henkershand gewürgten König, wir beben schaudernd zurück vor dem schwindelnden Wirbel, in den Menschenwuth, Menschenwahnsinn Gott und dem Göttlichen Hohn und Trotz bietend, ein bethörtes Volk gerissen hatte, wir bewundern die Phantasie des Sängers, der uns in den tiefsten Tiefen unserer Seele zu erschüttern wußte — aber unsern vollen Beifall können wir

ihm doch nicht zollen: es mangelt dem Gedichte an Originalität. Verfahren wir gelinde und sagen wir nicht, jede Nachahmung sei überhaupt unstatthaft und thue allem reinen Schaffen Eintrag. Aber die Nachahmung darf nicht knechtisch werden, wie es hier geschehen ist. In der That, man möchte geneigt sein, zu behaupten, das ganze Gedicht sei eigentlich nichts als ein literarisches Kunststück, Monti habe zeigen wollen, er könne auch, wenn es ihm darauf ankomme, in dem „barocken Lapidarstyl“ Dante's schreiben, ungefähr so wie Mr. Balzac in seinen Contes drolatiques versucht hat, die Welt mit einem neuen Rabelais zu beschenken, ein Spaß, der übrigens Balzac's literarischen Ruhm wenig förderte, da von dem grotesken Humor des Originals in der Kopie nur die Zoten übrig geblieben sind. Gleichen Schicksals können sich auch Casti's Novellen erfreuen, in denen Boccaccio's Anmuth und Naivität zur ekelhaftesten und fadesten Gemeinheit herabgewürdigt ist. — Es ist nicht der Styl der Bassvilliana allein, die ganze Anlage des Gedichtes ist dermaßen nach dem Inferno durchs Fenster abgezeichnet, daß dem Verfasser, im Grunde genommen, wenig eigenes Verdienst bliebe. Aber wir wollen nicht ungerecht sein; die Bassvilliana bleibt trotz des gerügten und, sagen wir, einzigen Mangels immer ein Gedicht von hohem Werthe und

ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
offendar maculis!

Nächst Monti verdient Ugo Foscolo genannt zu werden, in der neueren italienischen Literatur der Hauptrepräsentant der modernen Zerrissenheit, Blasirtheit. Dieser „Weltschmerz“ lastet, eine schwere, schwarze Gewitterwolke, auf den Gedichten Foscolo's, der sich selbst den Trost versagt, den in Blitzfunken sprühenden Humor zu entladen, wie der Prototyp aller Zerrissenheit, Byron. Foscolo's Schwermuth ist so verstockter, eigensinniger Natur, so mächtig-schwül, daß sie vorsätzlich alles von sich stößt, was ihre Schärfe mildern möchte. Der „kämpfende Geist, welcher in ihm schreiet“ (Son. I. quello spirto guerrier ch' entro mi rugge) versenkt ihn in dumpfen Trübsinn und hält ihn in blinder Hoffnungslosigkeit, die selbst im Tode, in der Grabesruhe keine Rettung sieht (dei Sepolcri I. ist im Schatten der Cypressen, in der Urne von Thränen benetzt, der Todesschlummer vielleicht minder hart?). Es ist der Character der Zerrissenheit, immer das eigene Ich in den Vordergrund zu drängen, gleichsam zur Rechtfertigung des eigenen Schmerzes, um nicht das überschwellende Maß des eigenen Unglücks mit der Betrachtung fremden Elends zu mindern. So sind auch Foscolo's Sonette und sein Ortis fast ausschließlich nur Selbst-Porträts. Er schildert sich im Ortis als heißes Herzens, unduldsam, muthig, beredt und scharfsinnig, bewegt von stürmischer Leidenschaft, schwärmend für die Maske einer begriffslosen Freiheit, als ein Geist, welcher, statt seine Gluth zu dämpfen, sich den Zügel schießen läßt, und endlich dem größten aller Uebel, der Verzweiflung zum Raube fällt. — Wenn sich nun auch ein solches Vorwalten der Subjectivität des Dichters in seinen Werken gewiß nicht durchaus loben läßt, so zieht dies doch eine Folge nach sich, die uns gern ihre Ursache vergessen macht. Gefühl und Leidenschaft treten auf das innigste, markigste hervor; der Sturm, der im Herzen des schaffenden Dichters tobte, und alle Pulse beben machte, daguerrotypirt sich treu und urbild-kräftig im Gedichte. Der Dichter hat das Secirmesser an das eigene Herz gelegt, und gestattet uns, indem er die blutenden, schmerzenden Fiber

offen, nackt zeigt, einen Blick in die Werkstätte seines Genius! — Foscolo geht einmal etwas weit mit dieser Selbstbetrachtung; er gibt uns in einem Sonette ein förmliches Signalement; das, wie es ist, in einen Paß oder, nöthigenfalls, Steckbrief eingetragen werden könnte: er habe eine gefurchte Stirn, tiefliegende Augen, blondes Haar, kühnen Blick, geschwollene brennende Lippen, glatte Zähne, gebeugten Kopf, einen schönen Hals und eine breite Brust, richtige Gliedmaßen, einfache aber gewählte Kleidung &c. Es ist wahr, dies Sonett scheint auf den ersten Blick etwas lächerlich zu sein, aber abgesehen von der Bizarrheit, finden wir in ihm die Spuren so tiefer und unsichtbarer Schwermuth, daß es uns geht, wie bei einem Wahnsinnigen, der uns mit den sonderbarsten Verrenkungen des Leibes und Verzerrungen des Gesichts doch nur zum Lachen bringen wird, und gerade jenes Sonett muß zu dem Schönsten gezählt werden, das Foscolo geschrieben hat. Foscolo wird immer ein Lieblingsdichter aller fühlenden und schwärmenden Herzen bleiben. Diese stille Wehmuth, in diesen abgerissenen, Schmerz und Sehnsucht athmenden Worten, hat etwas so unbeschreiblich Rührendes, daß wir unwillkührlich der Thräne Lauf lassen, die sich verstohlen ins Auge drängt und schüchtern unter der Wimper hervorschaut, um sich dem kalten, gefühllosen Zuschauer zu verbergen. Wer nicht mit Foscolo weinen kann, hat ihn nicht verstanden. —

Mögen sich unsere Leser hier, bevor wir zur Betrachtung und Würdigung des genialen Leopardi, und der Oden des berühmten Verfassers der promessi posi übergehen, einen Zwischenact gefallen lassen, in welchem wir einem, wenigstens in Deutschland nicht genug bekannten Gedichte, der geist- und witzreichen Satyre von Giuseppe Parini il Giorno, einige Worte widmen wollen. — Ampère, dieser tiefste und gründlichste Kritiker Frankreichs nannte in einer Vorlesung über die französische Literatur des 16. Jahrhunderts, den burlesken Roman Rabelais, des Großvaters aller Humoristen, wie Jean Paul sagt, la petite pièce du seizième siècle: la petite pièce, die nach dem nerven- und herzerschütternden Trauerspiele dem zu heftig bewegten Gemüthe des Zuschauers wieder sein nöthiges Equilibrium geben soll, damit er in gehöriger Ruhe und Selbstzufriedenheit in sein häusliches Leben zurückkehren und mit ungestörtem Appetite sein, während der Tragödie, der französischen nämlich, vielleicht schon sehnlichst herbeigewünschtes Nachtmahl einnehmen könne. Wir sind unsern Lesern auch eine solche petite pièce schuldig, nachdem wir ihnen die ernste, trauerumflorte Muse Monti's und Foscolo's vorgeführt haben. Die genannte Satyre wird diesem Zwecke herrlich entsprechen. Parini hat sich in diesem Gedichte zu einem maître du savoir-vivre gemacht, der einem jungen vornehmen Herrn goldene, wohlzubeherzigende Regeln ertheilt, nach welchen Se. Gnaden, die sich die unsägliche Mühe gegeben haben, geboren zu werden, um uns eines Ausdrucks Beaumarchais zu bedienen, oder in denen die Mängel des Blutes durch die unermeßlichen Reichthümer des Herrn Vaters gut gemacht waren, zu verfahren hat, um die langweiligen, langsamen, von Ueberdruß und unerträglichem Ekel begleiteten Tage des Lebens, das heißt jenes high life, von dessen Freuden und Genüssen Goldsmith mit so unnachahmlicher Laune spricht, verkürzen und angenehm hinbringen zu können. Das Gedicht enthält bis auf die kleinsten Einzelheiten beim An- und Auskleiden, beim Essen und Nichtsthun, kurz bei allen Hauptbeschäftigungen der „nobeln Welt" alles, was zu wissen nöthig ist, um sich in dem Heiligthum der vornehmen Gesellschaft

mit gehörigem à plomb zeigen zu können, und wenn die hoch- und höchstwohlgebornen edlen Söhne unsers lieben deutschen Vaterlandes, das sich allerdings, was den bon ton anlangt, schämen muß, noch weit hinter dem civilisirten Frankreich und Italien zurück zu sein, huldreichst geruhen wollen, höchstdero Blicke auf dies non plus ultra aller Komplimentirbücher zu wenden, so werden sie sich bald von dem unermeßlichen Nutzen überzeugen, den ihnen diese Lectüre gewähren muß, und nicht ermangeln Parini's Anweisung zum bon ton unter goldenem Rahmen über ihrem Toilette-Tische aufhängen zu lassen, um jeden Morgen, ehe die Sorgen und Mühen ihres Tages beginnen, bequem eine Dosis der salomonischen Lebensweisheit einzusaugen. Für jene hohen, er- und durchlauchten (o Titelaturwuth unserer Sprache) Halbgötter der Erde (simidei terreni), die ihren Geist nicht mit dem Studium dieses wahrscheinlich noch unübersetzten Werkes (Avviso für die Herrn Uebersetzungsfabrikanten!) belästigen können, wollen wir hier die Hauptregel anführen, die Parini für das „feine Leben" gegeben hat: Unverletzbare Sitte der „Schönen Welt," deren Bürger du bist, verlangt, junger Herr! daß du dich vor dem Heirathen in Acht nehmest, und der jungen Frau eines Anderen den Hof machest; dieser Andere möchte seinen Kummer homöopathisch heilen, und sich während du seiner Frau einige Liebe schwörst, ebenfalls zu der Frau eines Anderen begeben ꝛc. in infinitum. — Genug des Scherzes! Bedenken wir, wie trüber Ernst sich hinter der lachenden Maske der Satyre versteckt, fragen wir uns, wohin dieser nicht mit zu stark aufgetragenen Farben geschilderte Zustand der Gesellschaft führen werde, so dürfen wir nicht länger sorgloser Unterhaltung Raum geben, und der tragische, schmerzenreiche Humor dieses Gedichtes, das auf den ersten Blick mehr witzig als humoristisch scheint, wird uns kein Lächeln mehr abgewinnen können.

Padova. Hartung.

Die deutsche Shakspeare-Literatur hat neuerdings wieder interessanten Zuwachs bekommen. Das Bedeutendste ist eine Schrift von Hiecke, eine Erläuterung des Macbeth, auf welche das vorliegende Archiv später zurückkommen und um so ausführlicher eingehen muß, als sie nicht blos das tiefere Verständniß dieser Tragödie allseitig eröffnet, sondern auch durch die Art, wie sie den Gegenstand behandelt, der Schule ein treffliches Muster der Methodik bietet.

Das bekannte Journal The Sun greift wiederholt eine neue und bemerkenswerthe Ansicht über die Entstehung der Junius-letters an, welche auch in Deutschland sehr viele Leser gefunden haben. Nach der Erzählung des Inverness Courier, welche am Ende vorigen Jahres mitgetheilt wurde, fand D. Brewster unter den Papieren seines verstorbenen Schwiegervaters J. Macpherson (des bekannten Herausgebers des Ossian) einige Andeutungen, daß die oben erwähnten Briefe von Lachle-Maclean, dem Sohne eines presbyterianischen Geistlichen in Irland, verfaßt seien. Er habe das Amt eines Sekretärs an der Universität begleitet und sich in dieser Eigenschaft mit vielen Staatsgeheimnissen bekannt gemacht; er sei im Jahr 1776 von der Regierung nach

Indien gesandt und unterwegs bei einem Schiffbruche ums Leben gekommen. Die Gegengründe des Sun sind äußerst schwach und es gelingt ihm nicht recht, das Unwahrscheinliche der Behauptung zu erweisen.

Ueber den Reim.

Der einzige Begriff, den sich Taube vom Reime zu machen im Stande sind, kann nur aus der ähnlichen Schreibweise der Worte für sie entstehen; denn da sie vom Klange eigentlich gar keine Vorstellung haben, so ist der Rhythmus für sie eben so schwierig als ein Logarithmus. Die größten Schwierigkeiten bietet in dieser Beziehung die englische Sprache. Wir theilen unseren Lesern als Kuriosum ein Sonnet mit, welches ein uns befreundeter Engländer schrieb, welcher das Unglück hatte, völlig taub zu sein.

Sonnet.

There's not a view in Naples to be *seen*, *which*
Can vie with that seen from the park at Gr*eenwich*.
Oh how I pity that consummate *fool*, *which*
Could see no beauty in that view of W*oolwich!*
Sure, for the walk, it is a grand req*uital*,
To see that splendid building; the Hosp*ital;*
And all those ploughers of the oc*ean*
Looking so happy, and so neat and cl*ean;*
And on the hill, still to the sea att*acht*,
Behold some watch the progress of a y*acht;*
While others, saving when the weather's r*ough*,
Lie fast asleep beneath some shady b*ough;*
And, near them, to complete the picturesq*ue*,
D*ieu! you do view two who* thr*ough gout* woo t*rue!*

Seit dem 21. Januar (am Tage vor der Eröffnung des Parlaments) erschein in London täglich eine neue Zeitung unter dem Titel Daily News, welche bei riesigem Umfange mehr und mehr eine Redaktion à la française zu haben scheint. Freilich nehmen die Nachrichten über Politik, Eisenbahnen u. dergl. den größten Theil in Anspruch, aber es findet sich doch in demselben außer sehr ausführlichen Mittheilungen über die Sitzungen gelehrter Gesellschaften u. s. w. eine Art von Feuilleton. Edward Bulwer hat dafür bereits einen Roman zugesagt und die bis jetzt erschienenen Blätter bringen Reiseeindrücke von Ch. Dickens, oder Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Italien, welcher etwa ein Jahr lang gedauert hat. Bei des Verfassers mikroskopischer Beobachtung, welche mehr die Oberfläche der Dinge berücksichtigt, hat es länger als einen Monat gedauert, daß er von Dover nach Genua gekommen ist, und wenngleich der gute Humor Dicken's auch hier wieder an vielen Stellen unübertrefflich und wahrhaft ergötzlich ist, so kann der Leser doch sicherlich nicht umhin, sein Bedauern darüber auszudrücken, daß Dickens gleich Sue bei seiner Schriftstellerei besonders den Erwerb zu berücksichtigen anfängt.

Ueber die englischen Eigennamen.

In der bekannten komischen Zeitung „Punch" wurde kürzlich der Vorschlag gemacht, man möchte allmälig eine Veränderung in der Orthographie der Eigennamen eintreten lassen, und wenige Zeit nachher veröffentlichte dasselbe Blatt ein Gesetz, welches die Königin in Betreff dieser Angelegenheit geben könnte. Es lautet folgendermaßen:

„Whereas divers and sundry persons, subjects of her Most Gracious Majesty, Victoria, of Great Britain and Ireland Queen, Defender of the Faith, are known, called, and designated by certain surnames, which are spelt one way and pronounced another; and whereas such names are so spelt that nobody upon earth could, from their spelling, have the remotest idea of their pronunciation; by reason whereof, others, faithful subjects of Her said Majesty, are continually led into mistakes in the utterance of them, thereby often giving great offence to their owners, and exposing themselves unto derision and ridicule, to their no small discomfort and discomposure of mind; and moreover, whereas a great many other inconveniences are by the same means occasioned;

„Be it Enacted, That from the passing of this Act, henceforth, and for ever, no Person calling himself Chumley, shall spell his name Cholmondeley; and that all manner of Persons who think proper to spell their names Cholmondeley, shall pronounce their said names, and have them pronounced of others, precisely as they are spelt; that is to say, as words of four syllables, with a due and distinct emphasis on each.

„And Whereas the name of Beauchamp is of French origin, be it further enacted that the said name shall be sounded of all men as nearly as possible after the French manner, and shall not be pronounced Beecham under any pretence whatever; and that all manner of Persons calling themseleves Beecham, shall write and spell their names and shall have them written and spelt accordingly; provided always, that, in case they prefer to spell them Beecham, they shall be at liberty to do so.

„In like manner, Be it Further Enacted, That Marjoribanks shall be spelt Marchbanks; Wemyss, Wims; and Colquhoun, Cohoon; or, if not, then that they also shall be pronounced as they are spelt, and not in any other manner. And, furthermore, Be it Enacted, That all other names not expressly mentioned in this Act shall be spoken according to their Orthography. And, lastly, Be it Enacted, That any person of what degree soever, offending against any one of the provisions of this Act, either by spelling his own name, or that of any body else, differently from the way in which he pronounces it, or by pronouncing it differently from the manner in which he spells it, shall forfeit for each offence a sum not exceeding Five Shillings."

Die bas-bleus zweiten Ranges nennt man jetzt in Paris chaussettes.

Ein neuer Wunderdoktor.

Der alte Jahn hatte den Vorschlag gemacht, am 1. Mai eine große Turnfahrt nach dem Blocksberge zu veranstalten, sintemalen es heuer gerade hundert Jahr seien, daß man in Deutschland die letzte Hexe verbrannt habe. Die Hexen sind wir also los, aber wir dürfen uns doch keinesweges glückwünschen in unserm Jahrhunderte auch aller Hexerei baar und ledig zu sein. — Die Wiener Theaterzeitung berichtet von einem berühmten (?) Professor der italienischen Sprache, einem Manne des (Schmach der undankbaren Zeit!) unbekannten Namens Rosental, einem Sprachlehrer-Phänomen, einem maestro di lingue ciarlatano, der mit einer „neuen Unterrichtsmethode“ Dinge bewirkt, die wohl noch über Zauberei hinausgehen. Der würdige Kollege hatte bereits die Ehre, sich in einer von ihm veranstalteten Akademie (in dem unglücklichen von Konzertgebern überschwemmten Wien fangen jetzt auch die maîtres de langue an, Akademien zu geben — eine neue Industrie!) vor einem zahlreichen Publikum mit seiner Kunst zu „produciren,“ und erntete einen Beifall, um den ihn manche prima donna assoluta beneiden möchte. Nach dem Konzertberichte über diese Sprachlehrer-Akademie muß der Künstler eine wahrhaft grausenerregende Fertigkeit gezeigt haben. Man denke nur: der Jungen-Escamoteur ließ sich zu seinem Experimente mit sechs jungen Leuten eine halbe Stunde lang einsperren; nach Verlauf dieser Zeit hatte er den Sprachbeflissensten die italienische Etymologie, Syntax, Literaturgeschichte ꝛc. ꝛc. beigebracht, wahrscheinlich vermittelst eines neuerfundenen Trichters, auf den er sich gewiß ein Patent geben lassen wird. Der ganze Lehrprozeß soll zwar nach der Versicherung des Blattes ein höchst natürlicher gewesen sein. Man hat an dem Künstler äußerlich nach vollbrachtem Experimente nichts Besonderes wahrgenommen, als eine leichte Röthe des Gesichts, Spur „vorhergegangener künstlerischer Begeisterung,“ allerdings ein Zeichen eines fast unglaublichen Lehreifers. Der „berühmte Professor“ hat jenen alten Sprachmeister noch weit überflügelt, welcher vom Eifer für seinen Beruf so beseelt war, daß er ihn selbst auf dem Sterbebette nicht vergaß und seinen Kindern zurief: mes enfants je meurs ou je *me* meurs.

Plaudite amici, die neue Lehrmethode des Professors wird uns bald bekannt gemacht werden in einem Buche, dessen Titel vermuthlich lauten wird: Der schnelle Italiener, oder die Kunst in fünf Minuten Italienisch zu lernen; Quedlinburg bei Gottfried Basse. — Welch ein Glück, wenn wir uns „mit künstlerischer Begeisterung“ an die Erklärung des article partitif begeben können. Jetzt wird es bald so weit kommen, daß der Sprachlehrer über die Straße fährt, die Lehrbegierigen auf den Tritt seines Wagens steigen heißt und ihnen den in ein Elixir aufgelös'ten Girault-Duvivier in den Kopf trichtert. — Das Wie wird offenbar, wenn die Todten auferstehen. — Es würde schwer sein, zu bestimmen, wer der unverschämtere sei — der artiste grammairien mit seiner Akademie, oder der Redakteur, der sich nicht entblödet, dem Publikum eine Lobhudelei über solche Charlatanerie aufzutischen.

Stylproben aus dem zwölften, dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.

Zwölftes Jahrhundert.

Beonet uret li hom qui ne alat el conseil de feluns, en la veie de pecheurs ne stout, e en la chaire des escharnisus ne sist;

mais en la lei del seinur la voluntat de lui: e en la lei de lui penserat par jure par nuit. E cert ensement com fust tres plantet dejust le ruisal de ecoes lequel son fruit durrat en sun tens.

E la foille de lui ne decurrat: et tuit ceo que il ferat serrat fait propre.

Nient issi felun, mais ensement cume puldre lequel degetet u venz.

Dreizehntes Jahrhundert.

Beneit soit le bier qui ne forcie el conseil des engrès, et ne estuet en voie de pecheours, et ne siet en la chaiere de pestilence;

mais sa volenté fust en la volenté de nostre seignor; et il pensera en la lei et par jour et par nuit.

Et il sera si com arbre que plantée est juste le cours des eawes, lequel donnera son fruit en temps sesonale.

Sa foille ne cherra; et totes choses quecunque il fera, tut dis en prosperunt.

ne mie issint sont les engrees, mais si com poudre, que le vent degetto de la face de terre.

Vierzehnte Jahrhundert.

Beneure est li homs qui ni ala pas ou conseil des felons, et qui ne stut pas en la voie des pecheurs et qui ne sist par en la chaiere de pestilence;

mais sa voulenté est en la loy nostre seigneur: et en la loy d'icellui penssera par jour et par nuit.

Et il sera comme li fust que est plantés de costé le decourement des yaues, qui donra son fruct en temps.

Et sa fueille ne cherra pas: et tout ce que il fera sera touz jours en prospérité.

Les félons ne seront mie en telle maniére; mais si comme la pouldre que le vent liéve de la face de la terre.

Funfzehntes Jahrhundert.

Benoist est l'onme qui ne ve au conseil des mauvais, et ne se tient en la voie des pécheurs et ne sist ou jugement de faulteté;

mais sa voulonté est en la loi de nostre sire; et en sa loi pensera par jour et par nuiet.

Et il sera comme l'arbre qui est planté jounto le cours des eaues, qui son fruit donnera en tout temps.

Et sa fueille ne descherra: et toutes choses que le juste fera tousjours prospereront.

Ainsi ne font mie les mauvais, mais comme la pouldre que le vent geete de la face de terre.

Sechszehntes Jahrhundert.

Heureux celui que ne s'est retiré au conseil des meschans, et n'a cheminé par la voye des pecheurs, et ne s'est assis en la pernicieuse des moqueurs et contempteurs de Dieu:

mais a mis son desir en la loy du seigneur, et pense en icelle, nuict et jour.

re sera comme l'arbre planté le long des eaux courantes, qui rend son fruict en sa saison.

ses feuilles ne tomberont pas, et tout ce qu'il produira, viendra à souhait.

Les meschans ne seront pas ainsi, mais comme la poussiére que le vent souffle surla place.

Diese Stylproben sind handschriftlichen Bibelübersetzungen entnommen, die sich zu Paris auf der Bibliothéque du Roi, Bibliothéque de l'arsenal und Bibliothéque mazarine befinden.

Die deutschredenden Bewohner der Erde sind nach W. Strickers Schrift über die Verbreitung des deutschen Volks folgendermaßen vertheilt: In den rein deutschen Staaten des Bundes 15,930,000 Seelen; in Königreich Sachsen 1,670,000; in Preußen 13,000,000; in Oesterreich 8,000,000; in Belgien gegen 3,000,000; in Holland 2,666,000; in Elsaß, Flandern und Lothringen 1,250,000; in der Schweiz gegen 1,500,000; in Rußland gegen 500,000; in Schleswig 150,000; am Monterosa 7000; auf Helgoland 2300; in Nordamerika, Brasilien, Venezuela und Neuholland 5,090,000; so daß die Gesammtsumme von gegen 53 Mill. ansässiger und beisammenwohnender Deutschen in mehr als 70 unabhängiger Staaten sich ergibt. (Liter. und Kunstbericht von O. Marbach.)

Die allgemeinen vergleichenden Sprachstudien, die, bekanntlich zuerst in Deutschland gehegt, bereits nach Frankreich und England sich ausgebreitet haben, gewinnen nun auch in Belgien Raum. Den Beweis dafür geben die von P. Lebroquy in neuester Zeit herausgegebenen „Analogies linguistiques. Du Flamand dans ses rapports avec les autres idiomes d'origine teutonique" (Brüssel, van Dale, 1845. 500 S.). Der Verfasser handelt in dieser Schrift von dem Gothischen, dem Alt-, Mittel- und Neu-Hochdeutschen, dem Angelsächsischen, dem Plattdeutschen, dem Englischen, dem Schottischen, dem Friesischen, dem Dänischen, dem Schwedischen und Isländischen. Am meisten verweilt der Verf. bei dem Hochdeutschen, welchem gegenüber er das Holländische und Vlämische auch als das „dietsche" betrachtet. Auch die Erörterung der nahen Verwandtschaft, in welcher das Sanskrit mit den europäischen Sprachen steht, ist nicht vergessen. (Liter. und Kunstbericht von O. Marbach.)

M. de Reiffenberg hat ganz kürzlich eine sehr interessante Poème manuscrit sur Anne de Boleyn par un auteur contemporain herausgegeben, welches mit der Naivetät des Ausdrucks, einen Reichthum der Gedanken und große Zartheit verbindet. Wir liefern folgendes kleine Bruchstück:

Elle schavoit bien danser et chanter
Et ses propos saigement agenser,
Sonner de luth et d'autres instrumens
Pour divertir les tristes pensemens.
Outre ces biens et graces tant exquises
Elle éstoit belle et de taille élégante,
Estoit des yeux encor plus attirante
Les quels sçavoit bien conduire à propos
En les tenant quelque fois en repos
Aucune fois envoyant un message
Porter du coeur le secret témoignage ....

Ueber den Character und den Werth der englischen Sprache ist in verschiedenen Zeiten verschiedenartig geurtheilt worden. Höchst bemerkenswerth ist in diesem Punkte die Ansicht Richard Caren's (16. Jahrh.), die wir aus der Handschrift eines seiner Briefe als Bruchstück entnehmen. Er vindicirt dem Englischen nämlich die Eigenschaften der Significancy, easiness' copionsness und sweetness. Auch diejenigen, welche die freilich erborgte Fülle als wirklichen Reichthum gelten ließen, haben zu manchen Zeiten die sweetness in Abrede gestellt, und wir erlauben uns deshalb gerade den Passus hierüber in extenso wiederzugeben. Es lautet:

„I now come to the last and sweetest point, of the SWEETNESS of our tongue, which shall appear the more plainly if we match it with our neighbours'. The Italian is pleasant, but without sinews; the French delicate, but even nice as a woman, scarce daring to open her lips for fear of marring her countenance; the Spanish, majestical, bnt fulsome, running too much on the *o;* the Dutch, manlike, but withal very harsh, as ready at every word to pick a quarrel. Now, we, in borrowing from them, give the strength of the consonants to the Italian; the full sound of words to the French' the variety of termination to the Spanish; and the mellifying of more vowels to the Dutch; and so, like bees, gather the honey of their good properties, and leave the dregs to themselves. And thus, when substantialness combineth with delightfulness, fulness with fineness, seemliness with portliness, and currentness with steadiness,? how can the language, with consisteth of all these, be found other than most full of all sweetness. Again, the long words, that we borrow, being intermingled with the short of our own store, make up a perfect harmony, by culling from out which mixture, with judgment, you may frame your speech according to the matter you must work on, majestical, pleasant, delicate, or manly, more or less in what sort you please. Add thereunto,

that whatsoever grace any other language doth carry in verse or prose, in tropes or metaphors, in echoes and agnomenations, they may all be lively and exactly represented in ours."

Die bekannte Cabinet Cyclopaedia, welche in London bei Longman erscheint, ist so eben vollendet und abgeschlossen worden. Sie umfaßt nur Originalwerke über Literatur, Geschichte, Biographieen, Künste, Wissenschaft u. s. w. Jedes Werk ist einzeln zu erhalten und für den Kreis unserer Leser führen wir als bemerkenswerth an: Bell's Lives of British Poets. 2 vols; Dunham's Lives of British dramatists. 2 vols; Montgomery and Shelley's Lives of Italian, Spanish and Portuguese authors. 3 vols; Shelley's Lives of french authors. 2 vols. Jeder Band kostet 5 s.

In der Ritterschen Buchhandlung in Arnsberg erscheint jetzt eine Sammlung englischer Schauspiele der neueren Zeit, die sowohl bei Schul- als Privatunterricht sehr gut zu gebrauchen ist. Der Herausgeber Herr Professor Strathmann hat mit vielem Geschmacke die Stücke gewählt und sie zugleich mit vielen sprachlichen und sachlichen Anmerkungen versehen. Der Druck ist äußerst korrekt, die Ausstattung würdig und der Preis (à 5 Sgr.) so billig, daß die Sammlung gewiß viele Freunde finden wird. Die vier ersten Nummern enthalten: 1) The lady of Lyons von Bulwer; 2) Pizarro von Sheridan; 3) Court and City von Rich. B. Peake und 4) Money von Bulwer. —

Wir benutzen diese Gelegenheit, um die Lehrer zugleich auf eine Uebersetzung der Schmid'schen Ostereier von H. J. Whitling aufmerksam zu machen, welche so eben Nürnberg bei Schrag erschienen ist und sich durch Treue, Korrektheit und Eleganz rühmlich auszeichnet. Der Uebersetzer bestimmt sein Werk für die deutsche Jugend, welche sich der englischen Sprache befleißigt. Die Erzählung eignet sich sehr gut als Lesebuch, weil ihr Inhalt auf die Jugend, selbst wenn er ihr bekannt ist, immer wieder eine besondere Anziehungskraft ausübt, vornehmlich aber, weil in derselben aus den verschiedensten Gebieten der Natur des Lebens die gewöhnlichsten Ausdrücke vorkommen: ein Vortheil für Lehrer und Lernende, den nicht leicht eine andere so kleine Schrift darbietet. Das angehängte kleine Wörterbuch macht dem Anfänger ein selbstständiges Lexicon entbehrlich, womit er sich anfangs wohl noch nicht befassen könnte und die unter dem Texte stehenden Noten werden dem Schüler äußerst nützlich, und willkommen sein. Das Werkchen verdient Empfehlung.

In Paris, der Stadt der Methoden des Sprachunterrichts erfreut sich jetzt im faubourg St. Germain eine alte höchst eigenthümliche, aber aimable und ingeniöse Manier außerordentlichen Beifalls; es ist dies die Methode des Abbé Gaultier. Der alte Herr hatte bis zu seinem Tode kräftig für die Verbesserung des Primär-Unterrichts zu wirken gesucht, und seine dankbaren Schüler, von denen Herr Ducros du Sixt der bedeutendste ist, stifteten nicht nur ihrem Meister zu Ehren eine pädagogische Gesellschaft, welche regelmäßig in der

rue des Saints Pères ihre Sitzung hält, sondern sie errichteten auch eine Mädchenschule, deren Leistungen nicht unbedeutend sind. Referent wohnte einigen Lehrstunden bei und fand dort bei den Töchtern der reichen Aristokraten ein höchst heiteres Leben, wie dies bei der „aimablen“ Manier der Lehrer auch fast nicht anders zu erwarten war; es war in der That ein eigentliches Spielen. In einem Prospectus, welcher zur Gewinnung neuer Schülerinnen kürzlich ausgegeben ist, finden sich einige Andeutungen über die neue, wovon wir hier, da die Manier jetzt vielfach belobt wird, einen kleinen Auszug geben wollen. Es heißt daselbst:

Donner une leçon à apprendre et se borner ensuite à la faire réciter, e n'est pas enseigner la grammaire. Si l'on veut que l'élève apprenne autre chose que des mots, si l'on veut qu'il comprenne ce qu'il apprend et qu'il retienne ce qu'il a compris, il faut se mettre toujours à sa portée, lui faire découvrir les règles par des exemples, l'amener à faire lui-même la définition et lui faire faire, par des exemples variés, l'application de ce qu'il a appris. Telle est la tâche qu'imposé au maitre la méthode de l'abbé Gaultier. Les instructions qui précèdent font connaître l'esprit de cette méthode; l'ouvrage intitulé: *Leçons de grammaire en action* en montre la pratique. Nous y renvoyons les parents et les instituteurs. Nous nous bornerons à donner ici quelques détails sur l'emploi des *jetons*, à l'aide desquels on peut rendre la leçon si intéressante: sur la manière de faire l'*analyse grammaticale*; sur le jeu des *étiquettes*, et enfin sur l'usage qu'on doit faire du volume d'*Exercices* qui accompagne cette grammaire.

Si l'enseignement est simultané, l'instituteur donner à chaque élève un certain nombre de *jetons* pour enjeu. Toutes les fois que l'élève interrogé répond bien, il reçoit un jeton; toutes les fois qu'il se trompe, il en paie un, soit au maître, soit à l'élève qui le reprend. C'est d'abord au voisin de droite à corriger; s'il ne sait pas, la parole passe au suivant et ainsi de suite. Le maître ne doit reprendre lui-même que lorsque aucun élève n'a pu le faire.

A la fin de la leçon, les élèves comptent leurs jetons; celui qui en a gagné le plus est proclamé *président*, celui qui vient immédiatement après est *sous-président*. A la leçon suivante, le premier se place à la droite de l'instituteur et le second à sa gauche. Le maître doit distribuer les jetons avec exactitude et interroger tous les élèves un nombre égal de fois, afin de donner à tous des chances égales de succès. Si l'enseignement est individuel, on peut encore employer les jetons avec avantage. Le maître établit la lutte entre lui et l'élève: celui-ci gagne un jeton pour chaque bonne réponse, et en perd un toutes les fois qu'il se trompe; à la fin de la leçon, le maitre compte les jetons gagnés par l'élève. Il en tient compte et fixe une récompense pour une certaine somme de jetons.

Pour faire l'*analyse grammaticale*, il faut avoir un feuille de papier, une ardoise ou un tableau noir partagé en dix colonnes. Dans une marge à grauche, on écrira les mots de la phrase à analyser les un au-dessous des autres. Dans la première colonne, on indiquera à laquelle des trois

parties primitives du discours, et dans la seconde à laquelle des dix parties secondaires du discours chaque mot appartient, dans la troisième, la quatrième et la cinquième, on marquera le genre, le nombre et le cas des noms; dans la sixième, la septième, la huitième et la neuvième, on indiquera le nombre, la personne, le temps en général et le mode du verbe personnel. Dans la dixième, on indiquera toutes les divisions et les subdivisions des dix parties du discours. On pourra n'écrire que les lettres initiales de chaque mot: subs pour substantif, etc. *Exemple:*

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Paul	nom.	subst.	m.	s.	nom. de *vient.*	. .	. . .	. . .	. . .	prop.
ne	part.	adv.	. .	: .	. . . .	. .	. . .	. . .	. . .	nég.
vient	verb.	pers.	. .	. .	. . . .	S.	3ᵉp.	prés.	ind.	2ᵉc. T. S. u.
pas	part.	adv.	. .	. .	. . . .	. .	. . .	. . .	. . .	nég.
te	nom.	pron.	m.	s.	acc. de *voir.*	. .	. . .	. . .	. . .	pers. 2ᵉp.
voir.	verb.	inf.	. .	. .	. . . .	. .	. . .	. . .	. . .	P. 3ᵉc. ac.

Dans l'enseignement simultané, le maître, au lieu de faire lui-même toutes les questions auxquelles donne lieu cette analyse, doit exercer les élèves à se proposer les questions entre eux; cette marche est d'autant plus utile à leur instruction, que dans cet exercice, celui qui fait la demande est obligé de songer à la question et à la réponse en même temps. Lorsque l'élève a répondu, le maître doit lui demander ou lui faire demander par un autre élève la raison de sa réponse, raison qu'il trouve toujours dans la définition: par ce moyen on s'assure que l'enfant a raisonné et qu'il ne doit pas sa réponse au hasard. Exemple:

Paul. Quelle espèce de mot? *Nom.* Pourquoi? Parce qu'il exprime une personne. — Quelle espèce de nom? *Substantif.* — Pourquoi? Parce qu'il exprime une personne. — Quel genre? *Masculin.* — Pourquoi? Parce qu'il exprime un mâle. — Quel nombre? *Singulier.* — Pourquoi? Parce qu'il exprime une seule personne. — Quel cas, *Nominatif.* — Pourquoi? Parce qu'il exprime la personne qui fait l'action de venir. — Quelle espèce de substantif? *Propre.* — Pourquoi? Parce qu'il ne convient pas à tous les individus de la même espèce.

Chaque élève fait à son tour sur le tableau l'analyse d'un mot de la phrase; lorsqu'il se trompe, il est sur-le-champ remplacé au tableau par l'élève qui l'a corrigé. Pour exercer les élèves à l'analyse grammaticale, il ne faut point attendre qu'ils aient vu toute la première partie de la grammaire; il suffit qu'ils sachent ce qu'il faut pour remplir les deux premières colonnes; ils remplissent successivement les autres à mesure qu'ils avancent dans la grammaire etc.

Nachahmung des Material LIV. V. ep. XX.

Si près de toi je pouvais à plaisir
Couler de paisibles journées;
Si de nos destinées
Ensemble nous pouvions disposer à loisir,

Et vivre enfin comme il faut vivre,
Nul jamais ne vous verrait suivre
Cours, ni palais, ni princières maisons,
Noire chicane ou luttes politiques;
Ni hauts lambris, ni superbes portiques,
Avec l'ennui de leurs riches blasons.
Mais douce promenade, entretiens et chansons
Livres choisis, verdure, frais ombrages
Tièdes bains et bauté sensible à nos hommages,
Frais réduits où du jour nous fuirons les ardeurs,
Tels seraient nos abris, tels toujours nos labeurs.
De nous deux maintenant qui donc vit pour soi-même?
Hélas il fuit notre temps le plus doux;
Nous le sentons passer d'une vitesse extrême;
Les jours perdus ainsi nous sont comptés de même:
Ah! sachant ce qu'est vivre, ami, que tardons-nous?

Ed. D. L.

Le roi des aulnes.

Qui chevauche si tard par la nuit et le vent?
„C'est le père avec son enfant.
Il embrasse son fils, le tient d'une main sûre,
Le garantit de la froidure.

„Pour te cacher ainsi, mon fils, que vois-tu là?
— C'est le Roi des Aulnes, papa,
Avec son grand manteau, son sceptre et sa couronne.“
— Mon fils, c'est un brouillard d'automne.

— Viens à moi, bel enfant! allons-nous-en nous deux“
Oh! nous joûrons à de beaux jeux;
Tu trouveras des fleurs au bord de la rivière,
Et des habits d'or chez ma mère.“

— „Papa, sais-tu, papa, quels plaisirs en secret
Le Roi des Aulnes me promet?
— „Calme-toi, sois tranquille, enfant, je t'en conjure:
Le vent dans les abres murmure.

— „Charmant petit garçon, veux-tu venir chez moi?
Mes filles prendront soin de toi,
Et te divertiront par leurs chants et leurs danses:
Entends-tu leurs réjouissances?

— „Papa, vois donc, papa, dans cet obscur endroit
La ronde des filles du Roi?
— „Mon fils! mon pauvre enfant! je vois ce qui t'effraie,
C'est une vieille et sombre haie.“

— „Je t'aime! ta figure est gentille à ravir:
Viens, ou je m'en vais te saisir.“
— „Oh! mon père! le Roi me saisit en colère!
Le Roi m'a fait du mal, mon père!“

Alors le cavalier se hâte en frémissant,
Dans ses bras il presse l'enfant,
A grand' peine au plus tôt gagne la métairie ...
Son fils, hélas! était sans vie.

A. L. Lepas.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Goldschmidt, über das Plattdeutsche als ein großes Hemmniß jeder Bildung. 3 Sgr.

Lübben, das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen. 1/4 Thlr.

A. Meier, die Behandlung unserer Muttersprache in den Bildungsanstalten für Töchter aus höheren Ständen. 1/3 Thlr.

Smith, das Fundament der englischen Sprache, ihr Ursprung aus der skandinavischen Sprache und nicht aus dem Angelsächsischen; so wie Einiges über Sprachreinheit im Allgemeinen. 6 1/4 Sgr.

I. E. Vernon. Guide to the Anglo-Saxon tongue: a Grammer after Erasmus Rask. 5 S. 6 d.

Grammatik.

W. Toporoff, deutsche Verslehre oder Lehrbuch der deutschen Dichtkunst nach ihren Formen. 15 Sgr.

Dr. H. A. Müller, französische Grammatik. 1. Abtheilung. 2. Auflage.

J. Fölsing, Lehrbuch der englischen Sprache. 3. Auflage. 10 Sgr.

Lexikalische Schriften.

Goyer-Linguet, Le génie de la langue française, ou Dictionnaire du langage choisi. Paris, Mlle. Desrez.

Hilpert, deutsch-englisches Wörterbuch. 5 Thlr. 18 3/4 Sgr.

Jamieson's Dictionary of the Scottish language. Abridged from the Dictionary and Supplement, by J. Johnstone. 1. Vol. 21 S.

F. A. Böttger, a new complete Dictionary of the German and English languages. 2 Thle. 2 Thlr.

Literatur.

J. Hillebrandt, die deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart. 3 Thle.

K. Roth, Dichtungen des deutschen Mittelalters in Bruchstücken und Erläuterungen. 1 Thlr.

K. Hoffmeister, Schiller's Leben, ergänzt und herausgegeben von H. Viehoff. Taschenausgabe. 2 Bde. 1/2 Thlr.

O. L. B. Wolff, Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur. 2. Ausgabe. 7 Bde. 18 1/2 Thlr. Suppl. Band. 1. Lieferung. 1/2 Thlr.

Ueber die Lieder von den Nibelungen; von Professor Dr. W. Müller. (Göttinger Studien.) 10 Sgr.

Th. G. v. Karajan, deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrh. 1 1/3 Thlr.

J. Kehrein, die weltliche Beredsamkeit der Deutschen. Ueberblick ihres Entwicklungsganges. 15 Sgr.

Fr. Diez, Altromanische Sprachdenkmale, berichtigt und erklärt nebst einer Abhandlung über den epischen Vers. 2/3 Thlr.

Eduard Mennechet, Matinées littéraires. Etudes sur les littératures modernes. T. I.

Lieder und Leiche, altfranzösische, aus Handschriften zu Bern und Neuenburg. Mit grammatischen und litterarhistorischen Abhandlungen von W. Wackernagel 1¼ Thlr.

Brougham. Lives of the men of Letters and Science who flourished in the time of George III. Second Series. 21 S.

Eduard Fiedler, Geschichte der volksthümlichen schottischen Liederdichtung. 2 Bde. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Llewelyn's Heir; or North Wales: its manners, customs and superstitions, during the last century. 3 vols. 31 S. 6 d.

M. Conran. History of the Irish Bards (The national Music of Ireland.) 6 S.

Quizziology of the British Drama. By Gilbert Abbort à Beckett. 2 S.

Jameson, Memoirs and Essays illustrative of Art, Literature and Social Morals. 10 S. 6 d.

Hülfsbücher.

J. Günther, großes poetisches Sagenbuch der Deutschen. Mit Anmerkungen. 2. Ausgabe. 1 Thlr.

W. R. Sann, Themata zu deutschen Aufsätzen. Aus den Sentenzen deutscher Klassiker ausgewählt. I. Lief. Sentenzen v. Goethe u. Jean Paul. 4 Sgr.

H. Barbieux, l'abeille du parnasse français, anthologie poetique à l'usage de la jeunesse. Edit. parfaitement correcte. ⅔ Thlr.

F. Courvoisier und F. Feller Uebungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. 2. Auflage. 12 Sgr.

Brandstäter Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. 17½ Sgr.

P. J. Wecker's Lehrbuch der französischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen. 5. Auflage. 1 Fl. (17 Sgr.)

Petite Bibliothèque choisie de la littérature française à Bdchen. 2½ Sgr.

J. P. Carry, die ersten Anfangsgründe der englischen Umgangssprache für Franzosen und Deutsche. 3. Auflage. 20 Sgr.

G. v. d. Berg, französisches Lese- und Uebersetzungsbuch. 2 Thle. Für die Mittelklasse, enthält: Florian G. Tell, Molière l'avare. 12½ Sgr.

Fr. M. Trögel, französisches Lesebuch für Bürger- und Realschulen. 2. Aufl.

W. Fr. Eisenman, practische Anleitung zur Erlernung der französischen Sprache. 2. Auflage. ¾ Thlr.

Dr. E. Otto, französische Dramen zum Schulgebrauche. (4 Bog. unt. d. Pr.)

Dr. E. Otto, französische Gespräche und Sprichwörter. (5 Bog. unt. d. Pr.)

The poets of Great Britain from Chaucer to Bayly. Hausschatz englischer Poesie von Dr. O. L. B. Wolff. 1 Thlr.

O. Behnsch. English made easy. 1 Kurs. 3. Auflage. 10 Sgr.

A. Eden, neues englisches Lesebuch. 1 Thlr.

Schmid's Ostereier ins Englische übersetzt von H. Whitling. Zum Uebersetzen ins Deutsch. 18 Sgr.

G. v. d. Berg, Elementarbuch der englischen Sprache. 10 Sgr.

G. v. d. Berg, englisches Lese- und Uebersetzungsbuch. 2. Thle. Für die Mittelklasse, enthält: popular and moral tales, von Miß Edgeworth. 22½ Sgr.

Outlines of English grammar, by Charles Bathurst.

W. Dobson. Selections for composition and translation, in prose and verse; for the use of the higher classes in Cheltenham college. 2 S. 6 d.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

ARCHIV

für

das Studium der

NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

Eine Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von

Ludwig Herrig und Heinrich Viehoff.

Zweiter Jahrgang.

Zweiter Band.

Elberfeld u. Iserlohn.
Julius Bädeker.
1847.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

III. Programmenschau.

IV. Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Vorwort.

Indem das Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen in seinen zweiten Jahrgang tritt, fühlen sich die Herausgeber vor Allem gedrungen, den vielen tüchtigen Männern, die zur Ausführung des Unternehmens ihre Hand geboten, den herzlichsten Dank darzubringen. Ueberraschend groß war schon die Anzahl derer, die beim Beginne der Zeitschrift ihre Hülfe zusagten und fortwährend mehrte sich diese Zahl, so daß wir uns jetzt von mehr als hundert Mitarbeitern aus dem In- und Auslande, von Universitäts- und Gymnasiallehrern, wie von Realschulmännern unterstützt sehen. Diese so reichlich zugesagte und theilweise schon bethätigte Hülfe, und die erfreuliche Aufnahme, welche die Zeitschrift bei dem Publikum gefunden, glauben wir als ein Zeichen ansehen zu dürfen, daß unser Unternehmen einem wohlbegründeten und anerkannten Bedürfnisse entspricht. Ueber Aufgabe, Zweck und Plan des Ganzen ist in der Einleitung des ersten Heftes und in einem besonders versandten Prospektus das Nöthige gesagt worden; auch können die zwei bereits erschienenen Hefte vom dem, was die Zeitschrift will und erstrebt, eine ungefähre Anschauung geben, wenn es gleich nicht möglich war, schon im ersten Bande die verschiedenen Seiten derselben gleichmäßig hervortreten zu lassen. So weit wir die Stimmen darüber vernehmen konnten, haben Plan und Gebietsumfassung der Zeitschrift im Ganzen Billigung

gefunden; nur sähe man von manchen Seiten das Italienische gern mehr berücksichtigt, — ein Wunsch, dem wir in spätern Heften möglichst zu entsprechen bemüht sein werden. Die höchst dankenswerthen, auf die Organisation des Archivs bezüglichen Vorschläge des Herrn Dr. Mager (Pädag. Revue, Novemberheft 1846) erhielten wir zu spät, um darnach noch die Gestalt des vorliegenden Heftes modificiren zu können. Wir werden sie, so wie mehrere andere Beurtheilungen, womit die Zeitschrift bereits beehrt worden, in gewissenhafte Erwägung ziehen, und Alles was uns davon zweckdienlich und förderlich scheint, wenn auch nur stufenweise, zu verwirklichen suchen.

Die Herausgeber.

Nekrolog.

Johann Heinrich Foelsing *).

Wer die bescheidene Laufbahn des Jugendlehrers erwählt, dessen Leben ist selten ein vielbewegtes und durch äußere Schicksale anziehendes. Die Wirksamkeit des Schulmannes ist still und geräuschlos, so fließt auch sein Leben still und geräuschlos dahin. Auch das Leben des Mannes, an welchen die nachfolgenden Zeilen erinnern sollen, floß still und geräuschlos dahin. Wenn es aber doch dabei in einer für den Schulmann ungewöhnlichen Weise bewegt war, so liegt der Grund davon nicht etwa in irgend einer Außerordentlichkeit der Stellung, sondern in dem immer strebsamen Geiste, der den Verstorbenen beseelte.

Johann Heinrich Foelsing wurde zu Berlin am 18. Februar 1812 geboren. Seit seinem elften Lebensjahre besuchte er das Joachimsthalsche Gymnasium. Die Klassen von Quarta bis Secunda durchlief er in dem gewöhnlichen Zeitmaße. In Prima aber ging seine geistige Entwickelung mit einer solchen Schnelligkeit vor sich, daß er schon nach einem nur einjährigen Aufenthalte in dieser Klasse Michaelis 1830 als reif zur Universität entlassen werden konnte.

---

*) Viele haben gewiß mit uns den schmerzlichen Verlust beklagt, den die Wissenschaft durch den Tod des trefflichen Foelsing erlitten hat und obgleich sein Leben und seine Wirksamkeit bereits an mehreren Orten (S. Violet's rührende Schilderung in der Vorrede zur dritten Aufl. von Foelsing's Gram. zweiter Theil; ferner die Rede des Director Kraner im Progr. des franz. Gymnasiums in Berlin 1846; die Todesanzeige, welche der akadem. Rath und das Lehrer-Collegium des franz. Gym. am 17. Juli in der Berliner Vossischen Zeitung erließen.) in gebührender Weise Anerkennung gefunden hat, so glaubten wir es doch unseren Lesern und uns selbst schuldig zu sein, auch unsererseits unserem hochverehrten Mitarbeiter ein Lebewohl zuzurufen. Herr Dr. Holzapfel, der langjährige Freund unseres Foelsing, war so gütig auf unsern inständigen Wunsch eine Characteristik des Dahingeschiedenen zu entwerfen und aufrichtig sagen wir ihm dafür unseren herzlichen Dank. Die Red.

Schon auf dem Gymnasium war die Vorliebe für einzelne Zweige der Wissenschaft mit großer Entschiedenheit in ihm hervorgetreten, namentlich für die Mathematik und die neueren Sprachen. Durch seine Herkunft mütterlicher Seits der in Berlin ansässigen französischen Colonie angehörig, sprach und liebte er das Französische als seine zweite Muttersprache. Durch Eigenthümlichkeit seines Geistes mehr der modernen als der antiken Welt zugekehrt und durch Verwandte, Männer des praktischen Lebens, auf die Nothwendigkeit neuere Sprachen zu erlernen hingewiesen, beschäftigte er sich in seinen Privatstudien auch mit dem Englischen und Italienischen noch so weit, daß er bei seinem Abiturienten-Examen die damals noch üblichen historischen Ausarbeitungen in der französischen, englischen und italienischen Sprache anfertigen konnte.

Während seiner akademischen Lehrjahre auf der Universität Berlin machte er die Mathematik zum Mittelpunkte seiner Studien. — Wie bei den meisten Menschen von einiger Bedeutung entwickelte sich auch bei ihm während der Universitätszeit die Eigenthümlichkeit seines Geistes und Characters mit der größten Entschiedenheit. Einerseits hingegeben der abstraktesten aller Wissenschaften, die nur die Kräfte des kalten Verstandes in Bewegung setzt, die weil sie nie und nimmer mit Herz und Gemüth in Berührung tritt, sehr häufig prosaische Naturen zu ihren Jüngern zählt, kannte er andrerseits keinen höheren Genuß, als den der Poesie, der warmen glühenden Poesie Schillers. Einerseits in den höchsten Sphären des Gedankens, in der Ideenwelt sich bewegend, hatte er andrerseits den offensten Sinn für die Wirklichkeit des Lebens. Er wußte, daß das Leben in seiner Vielgestaltigkeit nicht ergriffen und begriffen wird im Staube der Bücher, sondern durch die Unmittelbarkeit der Anschauung. Einerseits begeistert für sein Vaterland, begeistert für das Große, Edle und Schöne in deutscher Nationalität, begeistert für das tiefe Gemüth des Deutschen, hatte er andrerseits inneren Drang nach Frankreich hin, eine Empfänglichkeit für französische Sitte, für französisches Sein und Wollen.

So kam es, daß er nach vollendeten Universitätsstudien sich nach Paris begab, um dort an sprudelnder Quelle das Leben zu begreifen, die französische Nationalität zu erkennen.

Während seines zweijährigen Aufenthalts in Paris setzte er seine mathemathischen und sprachlichen Studien mit großem Eifer fort und suchte, bevor er in sein Vaterland zurückging, durch eine Reise nach England auch vom brittischen Wesen in lebendiger Anschauung ein begründetes Urtheil zu gewinnen.

Nach Berlin heimgekehrt, erwarb er sich im Jahre 1836 an der dortigen Universität durch Vertheidigung seiner Inaugural-Dissertation De integralibus definitis die philosophische Doctorwürde. Seine Studien hatten ihn zur pädagogischen Laufbahn geführt. Nach wohlbestandenem Oberlehrerexamen begann er dieselbe am Kölnischen Realgymnasium zu Berlin Ostern 1836, wurde noch in demselben Jahre an das Friedrich-Werder'sche Gymnasium ebendaselbst als Lehrer der Mathematik und des Englischen angestellt, Ostern 1838 vom Kölnischen Gymnasium wieder gewonnen, Michaelis 1839 aber an das französische Gymnasium zu Berlin berufen. Dieser Anstalt gehörte er bis zu seinem Tode an. Zugleich aber wirkte er zu verschiedenen Zeiten noch an anderen Schulen, besonders als Lehrer der englischen Sprache.

Seine Wirksamkeit als Lehrer auf diesen Anstalten war außerordentlich fruchtbringend. Von Seiten des Staates wurde sie dadurch anerkannt, daß

er im Jahre 1843 den Professortitel erhielt. Sie ist von einem seiner vieljährigen Freunde, der in früheren Jahren als sein Kollege, in späteren als sein Direktor mannichfache Gelegenheit hatte, ihn in seiner praktischen Lehrthätigkeit zu beobachten, in kurzen Zügen treffend folgendermaßen geschildert *).

„Die ihm anvertraute Jugend nach Maaß der Kräfte, die ihm der Herr verliehen, zu fördern sowohl durch gründliche Unterweisung in den ihm übertragenen Fächern, als durch Leitung und Ausbildung ihres ganzen Wesens, war ihm die aus inniger Liebe zu seinem Berufe erwachsene Hauptaufgabe seines Lebens: er war Jugendlehrer in vollem Sinne des Wortes. Daher kam die strenge Gewissenhaftigkeit in der Ausübung aller der Pflichten, die ihm sein Amt auflegte; daher das unermüdliche Streben, durch ein immer erneuertes Durcharbeiten des zu behandelnden Lehrstoffes eine immer größere Klarheit und Einfachheit im Lehren und damit eine immer größere Sicherheit des Erfolges zu erlangen; daher die nie ermüdende Geduld in der immer sich erneuernden Unterweisung auch der weniger begabten oder nachlässigen und leichtsinnigen Schüler; daher aber auch der Ernst, mit welchem er stets auf die Erfüllung der Pflichten von Seiten seiner Schüler drang, ein Ernst, in welchem er sich als ihr treuster und wahrster Freund bewährte, und welchem man die reinste Quelle, aus der er floß, nämlich eifrige Sorge um das Wohl der ihm anvertrauten Jugend, stets anfühlte. Einem solchen Streben und Wirken konnten die Erfolge nicht fehlen, die allein die wahre Belohnung des Lehrers sind: kräftige wissenschaftliche Förderung und herzliche Achtung und Liebe seiner Schüler. Beides hat der Verstorbene während seiner verhältnißmäßig kurzen Lehrerlaufbahn in reichem Maße erfahren. Aber wenn er so in seinem speciellen Verhältnisse zu den Schülern, die er zu unterrichten hatte, seinen Pflichten in so ausgezeichneter Weise genügte, so that er es nicht minder in seiner ganzen Stellung zu den Anstalten, denen er angehörte, im Allgemeinen. Denn er war weit entfernt, zu glauben, daß, wenn er den ihm aufgetragenen Unterricht nach besten Kräften ertheilt und alles darauf Bezügliche erfüllt habe, nun Alles geschehen sei, was ihm obliege: er fühlte lebhaft, daß eine Schule ein lebendiges Ganze sei, in welchem sich die Thätigkeit der Einzelnen nicht mechanisch aneinander setzen und von einander trennen läßt, sondern in welchem jeder wirksam thätig das Ganze stets im Auge haben, sein Wohl, seine Förderung nach allen Kräften anstreben müsse. Freilich läßt sich die Art, wie das geschehen muß, nicht in bestimmte Regeln fassen, weil die Aufgabe unter den stets wechselnden Verhältnissen eine immer neue ist: die Erkenntniß dessen, was da zu thun sei, kann nur hervorgehen aus der vollen Hingabe, der lebendigen Theilnahme an dem Wohle des Ganzen. Und diese Hingabe, diese Theilnahme besaß der Verstorbene in hohem Maße: daher seine rege und kräftige Thätigkeit für Alles, was zur Förderung der Zwecke der Anstalt dienen konnte, seine nie ermüdende, entgegenkommende Bereitwilligkeit im Helfen, wo es nur immer Noth that, sein eifriges und dabei stets besonnenes Denken auf Verbesserungen des vorhandenen Zustandes.“

Aus diesem „eifrigen und dabei stets besonnenen Denken auf Verbesserung des vorhandenen Zustandes“ ging auch seine literarische Thätigkeit hervor. Zwar mit demselben Feuer wie in früheren Jahren die reine Wissenschaft ver-

*) Programme d'invitation à l'examen public du coll. etc. Berlin 1846.

ehrend und von dem sehnsüchtigen Verlangen erfüllt, ihr mehr leben zu können als es sich mit seiner Berufsthätigkeit einen ließ, war doch sein immer den praktischen Gesichtspunkt festhaltender Sinn durch das Leben so sehr gesteigert, daß der größte Theil seiner literarischen Erzeugnisse aus dem Kreise der strengen Wissenschaft heraustrat und die Schule sich zur Aufgabe stellte. Ihm, dem wissenschaftlich gebildeten Manne, dem scharfen Denker, dem einsichtsvollen Lehrer, konnte der Zustand, in welchem er viele der literarischen Lehrmittel vorfand, nicht genügen.

Vor Allem war es der englische Unterricht, der ihm der angemessenen Lehrbücher zu entbehren schien. So entschloß er sich, zunächst auf diesem Gebiete für Abhülfe zu sorgen und schon im Jahre 1840 gab er sein „Lehrbuch der englichen Sprache" heraus. Die Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks, die Kürze und Schärfe der Regeln, die richtige Gruppirung des Lehrstoffes, der pädagogische Takt in der Wahl der Beispiele verschaffte dieser Grammatik so schnell Verbreitung, daß im Jahre 1842 eine zweite Auflage derselben nöthig wurde. Diese zweite, vielfach verbesserte und erweiterte Ausgabe war in gleicher Weise bald vergriffen. Der Verfasser hatte so eben die letzte Feile an die dritte Bearbeitung seines Lehrbuches gelegt — wenige Stunden danach war er nicht mehr unter den Lebendigen *).

Ueberzeugt, daß Geist und Gemüth der lernenden Jugend erstarken und erwarmen an den Erzeugnissen der größten Dichter, führte er seine Schüler bei dem Unterrichte in der englischen Sprache frühzeitig zu Shakespeare. Ueberzeugt aber andrerseits, daß, was dem Manne fromme nicht überall auch dem Knaben und Jüngling eigne; überzeugt, daß der Jugend nur das Sittige und Unanstößige gegeben werden müsse, veranstaltete er eine besondere Schulausgabe Shakespeare'scher Dramen („Dramen von Shakespeare, zum Schulgebrauch bearbeitet. Berlin 1843."), in welcher alle Schlüpfrigkeiten weggelassen sind, ohne daß der Poesie der Dramen dadurch Eintrag geschieht.

So wie er auf dem Gebiete der englischen Grammatik selbstständig sich eine Bahn brach, so auch in einem anderen sehr heterogenen Zweige des Unterrichts, im praktischen Rechnen. Hier erschien ihm die übliche Methode zu sehr losgelöst von dem wirklichen Leben, ohne Rücksicht auf die Natur des Knaben entwickelt. Was er hier Neues geleistet, ist ersichtlich aus seinem „Rechenbuch für die preußischen Gymnasien und Bürgerschulen." (2 Theile. 1844 und 1845.)

Was sonst von seinen ausgeführten und bis jetzt schon ans Licht gestellten literarischen Erzeugnissen genannt werden muß, gehört drei sehr verschiedenen Gebieten an. Zuerst eine mathematische Abhandlung in dem Programme des französischen Gymnasiums von 1841 („Mémoire sur la substitution d'une variable imaginaire dans une intégrale définie"), über welche Kenner ein sehr günstiges Urtheil gesprochen haben. — Dann eine grammatische Abhandlung („Ueber Tempora und Modi der englischen Sprache"), von deren geistigem Gehalte die Leser dieser Zeitschrift sich schon selbst werden überzeugt haben. — Endlich Reiseerinnerungen im Ausland 1845.

Der wunderbare Zauber, der für den klassisch Gebildeten schon in dem Namen Italien liegt, übt seine Allgewalt auf das Gemüth aus, wenn die

*) S. die Vorrede der von Brennecke besorgten dritten Ausg. Berlin 1846.

Hoffnung des Jünglings, den Boden des herrlichen Landes zu betreten, durch die günstige Lage der Lebensverhältnisse im Mannesalter entgegenreift.

Auch in Foelsing erwachte schon in früheren Jahren die Sehnsucht nach Italien. Aber dieser Sehnsucht nach Italien, dem Ausdrucke seiner poetischen Natur, trat die Sehnsucht nach Frankreich als der Ausdruck seiner praktischen Natur gegenüber und errang in der oben erwähnten Reise nach Paris den Sieg. Während nun bei der Mehrzahl das poetische Feuer bald erlischt, spätere Reisen mehr praktische Lebenszwecke verfolgen, Wanderungen aber, wie sie die Jugend im poetischen Drange unternimmt oder zu unternehmen sich sehnt, bei Seite gelassen werden, finden wir bei unserem Freunde fast das umgekehrte Verhältniß.

Etwa ein Decennium war seit seiner praktischen Reise verflossen, da begann er seine poetische Wanderung. Er nahm seinen Weg von Berlin über Paris, lebte dort der Erinnerung einige Wochen und ging dann in den Süden, um von Marseille aus den schnellsten und kürzesten Weg nach Rom einzuschlagen.

Wie er aber in Marseille die deutlichen Spuren naher und schneller Verbindung mit dem afrikanischen Leben wahrnahm, da ergriff es ihn mächtig, erst einen schnellen Blick zu thun in die fabelhafte Natur dieses glühenden Südens. Und so fuhr er hinüber nach Afrika, sah die leuchtende Piratenstadt, sah die dunklen Söhne Afrika's, die frei schwärmenden Kinder der Natur gebändigt, wie sie mit stiller Wuth ihr Joch trugen, sah das bunte Gemisch der Völker: Araber, Neger, Juden, Franzosen, Italiener, Deutsche, sah den Triumph der Civilisation über die rohe gewaltige Natur.

Von Algier hätte er unmittelbar nach Italien gemacht, aber dahin geht keine geregelte Seeverbindung. Ueber Marseille ging sein Weg nach Rom und Neapel. Er verlebte den Winter 18⁴⁴/₄₅ in Italien.

Aber in Italien wie in Afrika war es wiederum das Leben, das ihn vorzugsweise anzog. Die eigenthümliche Gestaltung des oft so phantastischen Lebens hier wie dort beschäftigte seine Einbildungskraft mehr als was Afrika an Natur, Italien an Kunst und Natur darbietet. Der poetische Duft, von dem hier die Erscheinungen aller Lebensformen erfüllt sind, der war es was ihn entzückte.

Kunst, Natur und Leben — sie alle drei haben ihre Poesie. Foelsings Gemüth war minder geöffnet für die Poesie der Kunst und der Natur als für die Poesie des Lebens. Dies hatte zum Theil einen physischen Grund, den, daß er an dem Genusse der bildenden Kunst wie an dem Genusse der Naturschönheit durch Schwäche und Kurzsichtigkeit seines Auges gehindert wurde. Das war ein Grund, aber es war nicht der einzige. Der andere und wesentliche war die Eigenthümlichkeit seiner Natur, wie sie schon oben näher bezeichnet ist. Die verschiedenen Zweige der Kunst standen ihm nahe oder fern je nachdem sie die Wirklichkeit des bewegten Lebens als die Möglichkeit ihrer Existenz setzen. Während ihn daher die Dichtkunst, besonders die dramatische, als derjenige Kunstzweig, der die Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse zu seiner nothwendigen Grundlage hat, zur höchsten Begeisterung zu erheben vermochte, stand er in einem fast feindlichen Verhältnisse zur Musik, d. h. zu der Kunst, die ihrem innersten Wesen nach nichts zu thun hat mit der Wirklichkeit des bewegten Lebens, die ihrem Inhalte nach gedacht werden kann ganz ohne das Substrat des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft. Er hat nie Freude an der Musik gehabt, nie durch sie sich erhoben gefühlt.

Aber er war darum nicht ungerecht gegen die Verehrer dieser Kunst. Er erkannte sich als einen Ungeweihten auf diesem Gebiete und beschied sich eines weiteren Urtheils. Wie denn das überhaupt eine der schönsten und charakteristischen Seiten seiner Natur war, daß er immer nach einem gerechten, unbestochenen Urtheil strebte. Wo er seine Ansicht als eine irrthümliche erkannte, da war er gern und freudig bereit, sie auch als solche zu bekennen. Nichts lag ihm ferner als aus falscher Schaam seine einmal aufgestellte Behauptung gegen bessere Ueberzeugung hartnäckig zu behaupten, oder vorschnell und unüberlegt ein Urtheil über Dinge oder gar über Personen zu fällen. Hat er je mit Entschiedenheit und in strenger, selbst verletzender Weise seinen Unwillen ausgesprochen, so war es gegen ein solches vorschnelles Aburtheilen.

Daher war es so wohlthuend, mit ihm einen Ideenaustausch zu pflegen in leichter Unterhaltung wie in wissenschaftlicher Disputation, daher war er so gern gesehen im geselligen Verkehr. In den zahlreichen Kreisen, die sich ihm öffneten, war er gar häufig der Mittelpunkt der Gesellschaft; seine liebenswürdige Laune, seine unverwüstliche Heiterkeit wirkten elektrisch auf die übrigen Mitglieder der Gesellschaft und selten verließ man einen solchen Kreis, ohne die angenehmsten Erinnerungen an ihn mitzunehmen.

Und doch konnte er verkannt werden. Wer ihm nicht näher stand, der hielt ihn wohl für kalt und berechnet wo er besonnen war, für kalt und theilnahmlos wo er ruhig war. Er kalt und theilnahmlos! Ihm fehlte, bei aller Gewandtheit, die er sonst besaß, das gefällige einschmeichelnde Trosteswort in leichtem wie in schwerem Mißgeschick und Ungemach, aber in seinem Innern nagte auch ihm der Seelenschmerz des Freundes. Daß er die Forderungen des Lebens sich klar machte und nicht in jugendlicher Schwärmerei die Welt sich anders träumte als sie ist — darum galt er als berechnet. Er fühlte zart und innig, tief und herzlich. Aber die Tiefe seines Gemüthes hat sich nur wenigen ganz erschlossen. Sie sollte sich einem geliebten weiblichen Wesen noch erschließen — es war sein fester Wille, nur zuvor sollten die kräftigenden Fluthen der Ostsee ein körperlich verstimmendes Mißbehagen hinwegspülen — die Fluthen der Ostsee rissen ihn selbst hinweg den Freund, den Geliebten!*)

Ὃν θεοὶ φιλοῦσιν ἀποθνήσκει νέος.

Berlin.

R. Holzapfel.

---

*) Er starb im Seebade Colberg am 8. Juli 1846 während des ersten Bades vom Schlagfluß getroffen.

I. Abhandlungen.

Studien über deutsche Dichter.

I. Freiligrath.

Vor vier Jahren begann ich eine größere Arbeit, die Studien, Kritiken, Parallelen u. s. w. zur Kenntniß „deutscher Dichter der Gegenwart" enthalten sollte, aber mit dem zweiten Heft einging. Daß ich sie nicht fortsetzte, dazu trug theils der Umstand, daß der Verleger das zweite Heft zu spät nach dem ersten ausgab, wodurch die Käufer stutzig wurden, theils der unangenehme Zufall bei, daß C. Hense ein Buch erscheinen ließ, welches seltsam genug gerade denselben Titel führte und in einigen Monaten vollständig da war. Meine „deutschen Dichter der Gegenwart" fanden übrigens in den mir zu Gesicht gekommenen Beurtheilungen den Beifall der Kritik, oder kamen doch, wenn sie neben Hense recensirt wurden, besser weg als dieser. Ich halte auch noch immer solche Studien für zweckmäßig. Wenn ich daher hier im Archiv einige derselben niederlege, so geschieht es nicht etwa, um alte, nun vergilbte Vorarbeiten an den Mann zu bringen, sondern um die Poeten der Jetztzeit dem Lehrer im frischen Andenken zu halten und für den Unterricht im Deutschen so weit auszubeuten, als es geschehen mag. Gerade darum fange ich hier wieder mit Freiligrath an, wie dort; man wird sehen, daß derselbe sich auch noch aus einem andern Standpunkte betrachten läßt und daß ich zugleich in den letzten Jahren unsere Dichter nicht aus den Augen verloren habe. — Es gibt nur wenig moderne Poeten, an welchen man das Wesen der heutigen Poesie vielseitiger

nachweisen kann, als an Freiligrath. Was zunächst den Gehalt der Dichtung betrifft, die wesentlichen Gedanken, denen der Dichter in seinen Reimen eine eigenthümliche Welt zu bauen versuchte, so zeigt sich ein großer Zwiespalt, wenn man Freiligrath's frühere und spätere Gedichte vergleicht — mitten in dem Riß steht sein Aufenthalt zu Darmstadt, 1842 und 1843, seine Verheirathung, mit welcher er gleichsam von seinen Wanderzügen aus dem Orient, von seinen Fahrten über Meer heimkehrte und sich im Vaterlande niederließ. Sein Liebesfrühling war kurz und trieb nur wenige erotische Blüthen, die nicht einmal das Wohlgefallen vieler verwandten Herzen erregten. Dagegen richtete er nun sein Auge auf politische Zustände. Der Mangel an philosophischer und historischer Durchbildung ließ ihn indessen hier Mißgriffe thun, deren Folgen seine ganze poetische Weltanschauung in Frage stellten. Zuerst noch vertheidigt er einen „Diego Leon;" er will nicht politischer Sänger im gewöhnlichen Style sein, denn

„Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei."

Für die, welche bereits die Fahne der politischen Lyrik geschwungen hatten, war dieses eine willkommene Blöße, auf welche sie sofort mit empfindlichen Hieben eindrangen. Zuerst und am lautesten ward der Führer aller damaligen politischen Dichter, G. Herwegh, vernommen:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei.
Sieh hin! Dein Volk will neue Bahnen wandeln,
Nur des Signales harrt ein stattlich Heer.
Die Fürsten träumen, laßt die Dichter handeln,
Spielt Saul die Harfe, werfen wir den Speer!
Den Panzer um — geöffnet sind die Schranken,
Brecht immer euer Saitenspiel entzwei,
Und führt ein Fähnlein ewiger Gedanken
Zur starken, stolzen Fahne der Partei!

Andere Angriffe blieben nicht aus; sie warfen einen Brand in die Seele des Dichters, dessen Gluthen bald zünden sollten. Zuvor geschah jedoch das Unerwartete. Freiligrath, dessen ungünstige

äußere Verhältnisse bekannt zu werden anfingen, erhielt durch die Verwendung Alexanders von Humboldt, wie man glaubt, vom König von Preußen die vielbesprochene Pension von dreihundert Thalern. Es war dies eine, wenn gleich nur geringe Anerkennung, die aber in dem Leben des Dichters eine verhängnißvolle Rolle spielen sollte. Noch unentschieden, für welche Partei er sich erklären solle — denn daß er in der Gegenwart Partei ergreifen müsse, sah er auch ohne Herwegh's Deklamation ein — zog er im Sommer 1842 zuerst nach St. Goar über. Das muntere Leben und Treiben am Rhein, wo er früher gelebt hatte, nahm ihn sogleich in Anspruch, er bekam Besuche über Besuche. In Marienberg bei Boppard brachte der Amerikaner Longfellow, den Freiligrath durch treffliche Uebersetzungen bei dem deutschen Publikum einführte, jenen Sommer zu. Dieser Amerikaner, ein seltener Verehrer moderner deutscher Lyrik, traf dort häufig mit ihm zusammen. Beide übersetzten. Die Politik schien mehr in den Hintergrund zu treten. — Nachher wurde der Dichter mit Hoffmann von Fallersleben näher bekannt, und dieser gab wohl dem noch schwankenden jüngern Kunstgenossen die Richtung, in welche er, selbst für einen guten Theil seiner Freunde ganz unerwartet, mit dem „Glaubensbekenntniß" sich rasch geworfen hatte. Wir setzen die Folgen dieser Umwandlung, als hinlänglich bekannt und über Gebühr hin und her besprochen, voraus. Freiligrath zog zunächst nach Brüssel, dann in die Nähe von Zürich, wo ihm das erste Kind geboren wurde. Neuerdings ist er nach England übergesiedelt, um dort wieder in eine bürgerliche Stellung — in ein kaufmännisches Comtoir — zurückzugehen, die er vielleicht besser nie verlassen hätte. Die Frage, wie weit die Lyrik berechtigt sei, sich aus der Tagespolitik ihre Stoffe zu holen, mag füglich hier unentschieden bleiben, weil sie zu weit führen würde, nur so viel sei bemerkt, daß nach meiner Ansicht Freiligrath durchaus nicht zum politischen Dichter geeignet ist. Das Herz eines solchen muß inmitten des Volkes liegen, alle Wehen und Wunden desselben müssen in diesem Herzen nachzucken — bisweilen prophetisch vorzucken! — für ihn darf es außerhalb der Marken des Vaterlandes kein Land mehr geben, welches er preisen und für das er schwärmen könne. Ja, der wahre politische Dichter muß so einseitig sein, wie eben gesagt; darum ist keiner der in der Gegenwart sogenannten politischen Lyriker dies auch in Wahrheit; ihre Begeisterung ist eine künstliche, ihre Liebe ein hohler Pathos; sie hängen sich krampfhaft an Einzelheiten oder Persönlichkeiten, die

am Ende nicht einmal so erheblich sind, wie sie wähnen. Die Vielseitigkeit dieser Dichter macht es unmöglich, daß sie groß sind im vaterländischen Gesang und daß sie die rechten Saiten anschlagen. Wie sollte sich das auch reimen, wenn der Dichter singt:

> Ich irr' auf mitternächt'ger Küste;
> Der Norden, ach! ist kalt und klug.
> Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste,
> Gelehnt an eines Hengstes Bug —

und wenn er im nächsten Augenblick die Lebensfragen des Vaterlandes an seine Brust will schlagen lassen, aus dem er sich nur aus Liebe zur Fremde weit weg wünscht? Ich glaube aber nicht allein, daß Freiligrath nie ein bedeutender politischer Dichter werden kann, ich bin sogar der Meinung, daß diese irrige Abschweifung auf ein ihm fremdes Feld überhaupt seiner poetischen Entwicklung einen gefährlichen Stoß gab. Zwischen seiner frühern beschreibenden Dichtung, die sich mehr zum Epischen neigt, und den zornglühenden Liedern der jüngsten Zeit ist keine Brücke; zu jener Gattung wird er also nicht zurückkehren, er hat sie schon bei seiner Ankunft in Darmstadt verschmäht; das politische Gedicht aber verschmäht ihn, weil er doch nicht die flammensprühende Geißel hat, ja nicht einmal die kleine Satyre, wie sie Heine'n zu Gebote steht. Man wird sehen, daß Freiligrath's Poesie auf diesem Wege zu Ende läuft. Könnte er in die Tiefen des eigenen Herzens hinabsteigen, da fände sich noch ein Schacht voll reicher Goldadern! Im Geschrei und Gezänke der Tagespolitik aber dauert kein wahrer Dichter lange aus. (Ferdinand! ich wollte, Du läsest diese Worte!)

Richten wir uns auf die Form seiner Dichtungen, so ist er in jüngster Zeit durchweg einfacher geworden. Und das war gut. Jene fremdklingenden Reime wie Karroo, Gnu — Diana, Guyana — Cochenille, Vanille — Guito's, Moskito's — Reveille, Marseille — Croupen, Gruppen — Ottomanne, Karavane und viele Andere dieser Art erregen zwar, wie ich früher zeigte, leichter in des Lesers oder Hörers Seele ein Bild fremder Länder und Zustände, eben weil das Fremde in dem Reimwort liegt — allein die Gefahr ist zu nahe, daß diese Reime bald in ein bloßes Spiel und Geklingel ausarten. Freilich sind viele unserer Reimsylben und Wörter allzusehr abgenutzt, aber hat denn in unserer so überschwenglich reichen Sprache nicht der Dichter tausend Mittel, Neues zu schaffen? Wir tadeln es daher nicht, daß Freiligrath mehr zur Einfachheit des Reimes zurückkehrt. Es läßt sich indessen

bei einer Vergleichung seinern ältern und neuern Gedichte auch hieran Vieles anknüpfen, was dem verständigen Lehrer schwerlich entgeht.

Die poetische Beschreibung ist auch in der letzten Zeit bei ihm nicht leer ausgegangen. Freilich solche Bilder wie: Der Blumen Rache, Piratenromanze, Meerfahrt, Tod des Führers, Scheik am Sinai, Ammonium, Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Leviathan u. a. m. wollen ihm nicht mehr gelingen; er scheint seine Kraft in denselben zum großen Theile verbraucht zu haben, wie man auch anderwärts vermuthete.

So wären wir denn mit ihm auf dem weiten Felde der Uebersetzung angekommen, das er schon in der ersten Zeit seines öffentlichen Auftretens bebaute und auf welchem er zuletzt sich wieder bewegte. Die Zahl der Uebersetzer aus dem Französischen, Englischen, Italienischen u. s. w. wächst zwar von Messe zu Messe in Deutschland. Bisher behaupten wir Deutschen auch noch unter den gebildeten Nationen der Erde den Ruhm, die besten Uebersetzer zu sein. Vielleicht ist es ein trauriger Ruhm, denn in dem Uebersetzen aus allen möglichen und unmöglichen Sprachen ging uns gewiß manche ureigene Kraft verloren, mit der Bereicherung und Erweiterung der Sprache drängte oder schlenderte sich viel Fremdes ein, so daß keine der Originalsprachen aller Erdtheile solche Heere Fremdwörter zählt, wie wir — und des Gehaltlosen und Schlechten wird stets eine überreiche Masse geboten, weil man uns den Quark fast aller fremden Literaturen neben ihren Meisterwerken mit in Kauf bringt. Mit wenig Ausnahmen sind unsere gegenwärtigen Uebersetzer nur Anfertiger leichtsinniger Fabrikarbeiten, die in der Regel von dem spekulirenden Verleger bestellt wurden. Nirgends suchen sie Sätze und Wendungen dem Geiste der deutschen Sprache anzupassen, oder aus dem unerschöpflichen Reichthum dieser Sprache zierlich damit abzuwechseln, was doch im Ganzen mit so geringen Schwierigkeiten verbunden ist. Wir Deutschen haben unsern Ruhm an alten und neueren Autoren erprobt, bei welchen die schwersten Nüsse aufzuknacken, die künstlichsten Versformen geschmeidig zu machen, die widerspenstigsten Wortspiele in das eherne Joch zu spannen waren; wir haben den Homer, Horaz, Aristophanes, Ariosto, Tasso, Calderon und Andere von ähnlicher Bedeutung in vortrefflichen Uebersetzungen erhalten, aber wir laufen neuerdings Gefahr, unsern Ruhm als Uebersetzer einzubüßen. Ich will nicht Freiligraths Verdienste als Uebersetzer angreifen oder verkleinern, vielmehr

halte ich ihn für Einen der gediegensten in der Gegenwart. Man vergleiche seine Uebersetzungen aus Victor Hugo, Alfons de Lamartine, Alfred de Müsset, Marceline Desbords-Valmore, vor Allen aber aus dem Englischen des Coleridge, Southey, Lamb, Campbell, Hemans, Scott, Moore, Burns, Longfellow u. a. m. Man darf ihn getrost nicht allein neben jene oben bezeichneten Uebersetzer stellen, welche sich auch an dieselben Dichter wagten, sondern, was mehr sagen will, Zug für Zug mit dem Original vergleichen, um zu sehen, daß er sich die Arbeit keineswegs so leicht macht, wie viele der Uebrigen. Er strebt stets ein Ganzes zu geben und auch die schwächern Tinten des Originals nicht zu verwischen; er dichtet selbst kleine Züge und Ausschmückungen hinzu, wenn entweder die Stelle nur gewaltsam dem deutschen Worte sich fügen würde oder das Original glücklich verschönert werden kann! Das alles will viel sagen — und dennoch ist es eine prekäre Stellung, die der Uebersetzer lyrischer und kleiner epischer Gedichte einnimmt; der Lorbeer gedeiht nur kümmerlich auf diesem Felde — der Name des besten Uebersetzers hat gleichwohl nur einen halben Klang, wenn der Mann auch an wahrem Verdienst mit Gries und Streckfuß wetteifert. Besser sind noch diejenigen daran, welche beliebte Romane, Memoiren oder dramatische Stücke übersetzen, denn sie haben wenigstens ein größeres Publikum zu hoffen, so entschließt sich ein Verleger auch leichter, ein solches Werk anzunehmen, als Gedichte.

Freiligrath würde mithin keiner glänzenden Zukunft entgegenblicken. Doch ist es schwer, dies von einem Manne zu behaupten, der kaum 36 Jahre lebte und dessen Kraft noch nicht durch Elend und Stürme des Lebens gebrochen ist. Lassen wir die Zukunft also das Ihre thun, und sehen jetzt, wie kann der Lehrer des Deutschen — (oder kann nicht auch der Lehrer in einem andern Fache?) Freiligrath's Poesien anwenden, die sich unbezweifelt in allen neuern Anthologien eingebürgert haben? —

Wir haben hier den Unterricht in den neuern Sprachen zunächst im Sinne. Es versteht sich von selbst, daß reifere Schüler mehrere Gedichte Freiligrath's mit Erfolg zum mündlichen Vortrag einüben werden; der Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Tod des Führers, O lieb, so lang du lieben kannst, Ammonium u. s. w. eignen sich vortrefflich; dagegen müssen wegbleiben: Anno Domini, Husarenpferd, Moosthee — die man irrig in Jugendschriften setzte, und die kein Zögling unserer Anstalten zur Genüge deklamiren kann. Auch das viel angefochtene: Aus Spanien — so wie

die Rose von Jericho erfordern einen Meister in der Kunst des Vortrages, wenn man sie nicht stümpern will. Zum lauten Lesen empfehlen wir auch jene Bruchstücke aus dem Tagebuch des ausgewanderten Dichters. Zur schriftlichen Bearbeitung, in der Art wie es Viehoff angab und wie ich in dem oben bezeichneten Heft versuchte, enthält die ältere Sammlung ebenfalls mehr Stoffe als die Zeitgedichte. Den Lesern des Archivs, welche die schon vorhandenen Erläuterungen etwa nicht kennen sollten, bemerke ich, daß Viehoff in dem Archiv (1. Jahrgang 1. Heft) folgende erklärt hat: Die Schiffe, der Alexandriner, afrikanische Huldigung, Ammonium, meine Stoffe, Löwenritt, — dagegen habe ich im ersten Heft meiner deutschen Dichter der Gegenwart erläutert: Tod des Führers, Scipio, Grabbe's Tod, Anno Domini, Löwenritt, die Rose, O lieb, so lang du lieben kannst, Aus Spanien. Um diese Stücke, welche zum Theil nur für den Schüler der obersten Klassen als geeignete Aufgabe erscheinen, mit Nutzen zu behandeln, läßt sich der Lehrer zuerst den Inhalt schriftlich angeben, dann die gewählte Versform hauptsächlich auch in Beziehung zu dem Inhalt prüfen, Eigenthümlichkeiten der Diktion u. s. w. dabei anführen und vergleicht dann verwandte Gedichte, wozu wir beiden Erklärer einige Beiträge lieferten. So z. B. bin ich neuerdings wieder der festen Ansicht geworden, daß Pringle's the lion and the giraffe, welches von mir übersetzt bei Viehoff und in meinem Hefte zu lesen ist, wohl doch das Original bleibt, eine Ansicht, bei welcher Freiligrath immerhin das Verdienst einer farbenprächtigen Diktion behält; dann ist Bube's „Rossebändiger" ebenfalls belehrend. Hat etwa der Lehrer des deutschen Styls auch im Englischen hinreichende Kenntnisse, so kann er Pringle's Gedicht in der Ursprache diktiren und den Schüler eine Uebersetzung versuchen lassen, bei welcher der Freiligrath'sche Löwenritt zur Seite liegt. Auch andere Gedichte unsers Verfassers sind zu verschiedener Zeit in das Englische übertragen worden, z. B. von der bekannten Howitt, in deren Familie Freiligrath zu London eine so gastliche Aufnahme fand. Man wird sich diese Stücke leicht aus englischen Blättern verschaffen können. Schildert der Lehrer in der Länder- und Völkerkunde das Kapland, das durch seine Löwen, Giraffen, Nashorn und andere Gethiere die jugendliche Phantasie anspricht, oder jene Volksstämme des südlichen Afrika, so kann er die Gedichte Freiligrath's gleichfalls benutzen, wenn er auch nur Einiges daraus in seine Schilderungen verwebt, um diesen mehr poetisches Leben

einzuhauchen. Ist uns die Aufgabe gestellt, Amerika's Verhältnisse zu unserm Erdtheil darzulegen — und wer weiß, wie Mancher der Knaben und Jünglinge, die unsern Unterricht hören, dort einst den Urwald lichten wird? —, so ist der „Tod des Führers“ ein ausgezeichnetes Stück, an dessen Lektüre sich unendlich wichtige Belehrungen über Hoffnung und Täuschung der Auswanderer anknüpfen. Bei dem Unterricht in der Literatur neuerer und neuester Zeit wird das Gedicht bei „Grabbe's Tod“ und „Odysseus,“ der schöne Nachruf an Platen nicht übersehen werden dürfen. Ich rathe zwar nicht, bei Grabbe lange zu verweilen, denn man hat ihn zu oft überschätzt, und ich weiß aus Erfahrung von einzelnen Schülern, daß solch ein wüstes Genie schon durch seine bizarre Erscheinung dem Jüngling in gewisser Weise imponirt; aber übergehen darf man diesen Dichter doch nicht, der bei größerer Ruhe und andauernder Besonnenheit vielleicht als Stern erster Größe am Himmel unserer Poesie leuchten würde. Das Gedicht „Odysseus“ macht unserm Poeten alle Ehre. Was sind alle faden Lobeserhebungen, die Minkwitz seinem verstorbenen Freunde nachrief, gegen diese Verse Freiligrath's:

— In deinem Grabe schlumm're jetzo du in Frieden!
Seiner Muse letzte Boten, seid ihm Wächter, Abbassiden!

Und in's Klirren eurer Schwerter, Abbas kriegerische Söhne,
Lasset Theokritos Hirten mischen ihrer Flöten Töne!

Daß er süß und ruhig schlumm're, dem dies frühe Grab geworden!
Dieses ferne! Tief im Süden schwieg, deß Lied erfüllt den Norden.

Laute Trauer bei der Botschaft hat das deutsche Land durchzittert.
Einer Aeolsharfe glich es, die ein Windstoß jäh erschüttert.

Und wie sonst auch man gerichtet, Alles wich jetzt diesem Einen:
Seinem Irren zu vergeben, sein Verstummen zu beweinen.

Besonders macht diese Elegie tiefen Eindruck, wenn man sie geschickt mit Platen's „Klagelied Otto's III.“ zu verbinden weiß, einem Meisterstück des Verstorbenen, in welchem er prophetisch sein eigenes Todesgeschick zu einer Zeit besang, als die Parze ihre Scheere noch nicht ergriffen hatte.

Tiefe und dichterische Gedanken stehen Freiligrath, wie schon erwähnt, nicht zu Gebote; man wird also an jenen körnigen Sprüchen und Sentenzen, die von Homer bis Goethe und in unsere Tage die Dichterweisheit in das Leben hineinruft, nur eine ganz geringe Ausbeute machen; er steht darin den Koryphäen der modernen Lyrik Heine, A. Grün, Mosen, selbst dem sonst wenig

ihn übertreffenden Geibel nach. Aus diesem Grunde halte ich es für keine überflüssige Arbeit, wenn ich hier zum Schlusse dieser Studien einige solcher gehaltschweren oder sonst charakteristischen Stellen aus Freiligrath folgen lasse, dabei angebend, wie der Lehrer daraus eine Aufgabe für Stylbildung gewinnt, ohne daß er gerade das ganze Gedicht vorzunehmen braucht, aus welchem die Stelle herrührt:

1. Wolken, Rauch und Asche wallen,
Und am Strand die Robben winseln,
Und die rothen Steine fallen
Nieder auf entfernte Inseln;
Die zerrissenen Berge zittern
Und das Eismeer schäumt und braut —

Aufgabe: Ausbruch des Hekla, wobei die Berichte aus der neuesten Zeit sehr belehrend sind; Vulkane im Norden — die kalte Oberfläche der Erde, verglichen mit ihrem glühenden Schoos.

2. O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Waizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Thema: Der deutsche Auswanderer; Rede an eine Gesellschaft von Auswanderern; das Heimweh über dem Meere. (Wie schon bemerkt, wird hierbei der „Tod des Führers“ benutzt werden können.)

3. O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht!

Aufgabe: Die Beduinen. Das Leben in der Wüste. Die Nomadenvölker und ihre Poesie. Einiges aus dem alten Testament ist zu benutzen.

4. An Bord! die Wimpel fliegen!
Vom Mars hernieder späh!
Jetzt gilt es, zu bekriegen
Den Feind auf offner See!

Hui, wie das Segel reffen,
Hui, wie das entern kann!
O grausenvolles Treffen!
O Ringen Mann an Mann!

Zuschaut mit offnem Rachen
Der Hai, der ihre Gruft!
Ein Blitzen und ein Krachen!
Sie fliegen in die Luft!

Thema: Schilderung einer Seeschlacht. Die Land- und Seeschlacht verglichen. Die Stelle läßt sich auch einweben, wenn überhaupt „die Gefahren des Meeres" (Seekrankheit, Sturm, Schlacht, Meeresstille, Einfrieren im Eise u. s. w.) geschildert werden sollen, den Stoff muß Lehrer und Schüler aus Reisebeschreibungen gegenwärtig haben.

5. Da schwimm' ich allein auf dem stillen Meer;
Keine Welle rauscht, es ist eben und glatt.
Auf dem sandigen Grunde prächtig und hehr
Glänzt die alte versunkene Stadt.

Aufgabe: Die Sagen von Wineta und Julia. Man verbindet füglich mit dieser Stelle ein bekanntes Gedicht von W. Müller: Vineta, das sich z. B. in der „Auswahl deutscher Gedichte" von Ph. Wackernagel und in meiner Sagensammlung findet. Auch das „Seegespenst" von H. Heine kann eingeflochten werden, wenn man den widerlichen Schluß übersehen will. Ebenso läßt sich das ganze Gedicht von Freiligrath gebrauchen, wenn die „Wunder des Meeres" zu schildern aufgegeben wurde; man verbindet damit desselben Dichters Strophen „an das Meer," oder nur die Stelle:

O Meer, dein dunkler Schoos verbirgt ein Labyrinth
Von Wundern, — ist nicht auch die Perl, o Meer, dein Kind?
Gebarst du nicht selbst Aphroditen?

6. Waldesruhe, Waldeslust,
Bunte Mährchenträume,
O wie labt ihr meine Brust,
Lockt ihr meine Reime!

Thema: Die Poesie des Waldes. Die Dichter der romantischen Schule, namentlich Tieck in seinem dramatischen Mährchen, bieten hier den reichsten Stoff zur Vergleichung und Anknüpfung. Von den nur wenig bekannten Lyrikern der Gegenwart wird der Wald nur selten besungen, ich füge zur Vergleichung das „Waldlied" von K. Ch. Tenner bei, das zwar keine neuen und tiefen Gedanken, aber eine liebliche und nette Form hat:

Wo Büsche stehn und Bäume
Voll tausend schöner Träume,

Und Laub- und Gras- und Blumenduft
Ringsum erfüllt die frische Luft:
Im Wald, im Wald,
Da ist mein Aufenthalt,
Mein liebster Aufenthalt!

Wo's lustig hüpft und springet,
Und schwirrt und ruft und singet,
Und nah und fern das Jagdhorn schallt,
Und nah und fern die Büchse knallt:
Im Wald, im Wald,
Da ist mein Aufenthalt,
Mein liebster Aufenthalt!

Wo's bald so stille lauschet,
Bald wunderseltsam rauschet,
Bald süß und süßer spielt und kos't,
Bald wild und wilder braust und tos't;
Im Wald, im Wald,
Da ist mein Aufenthalt,
Mein liebster Aufenthalt!

Man übersehe nicht, wie dies Lied gerade dadurch sehr gewinnt, daß der Wald für sich allein erscheint und nicht eben im Gegensatz zu einer Empfindung des Sängers, wie z. B. Göthe's: „über allen Gipfeln ist Ruh" u. s. w.

7. Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh' mir! ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern.

Aufgabe: Die Poesie als Lebensberuf, ein Bild aus unsern Tagen. Es läßt sich damit zusammenhalten:

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,
Wohl läßt sie hehr den durch die Zeiten brennen u. s. w.

Wiefern ist dieser Ausspruch zu vertheidigen? — Warum sind große Dichter so häufig im Leben unglücklich geworden? „Dichterleiden" Beispiele: Alkäos, Camoens, Tasso, Günther, Bürger, Hölty u. a. Die Aufgabe läßt sich mit einem einschlagenden Abschnitt aus der Literaturgeschichte verknüpfen.

8. Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei!

Thema: Wie weit soll der Dichter an den Kämpfen der Zeit Theil nehmen? — Man vergleiche die oben angezogene Stelle aus dem Gedichte Herweghs an Freiligrath.

Diese kleine Lese von charakteristischen Stellen ließe sich leicht noch vermehren. Dem praktischen Lehrer mögen indeß die Andeutungen genügen. Es ist selbst nicht einmal nöthig, alle ähnlichen Stellen gerade schriftlich zu bearbeiten. Ist der darin liegende Gedanke von den Schülern gefunden und begriffen, dann mögen sie unter Anleitung des Lehrers die Dispositionen suchen und in ihr Heft eintragen. Die weitere Ausführung darf immerhin mündlich geschehen, indem der Lehrer an den geeigneten Stellen selber nachhilft oder einzelne Theile entwickelt. Ich halte es, wie ich schon wiederholt bemerkte, überhaupt für zweckmäßig und bildend, wenn in den für deutsche Ausarbeitungen bestimmten Stunden der oberen Klasse nicht zu viel geschrieben wird, sondern wenn man die Schüler auch gewöhnt, nach bloßen Dispositionen und nach kurzem Nachdenken ein nicht zu schweres Thema rasch und mündlich zu behandeln. Eine traurige Erfahrung lehrt noch immer, daß oft kenntnißvolle und geistreiche Männer, die mit der Feder sehr gewandt sind, unbeholfen und steif erscheinen, wenn sie ihre Gedanken ohne lange Vorbereitung sogleich mündlich darstellen sollen. Die Schule hat es in der Hand, diesem Uebelstande einigermaßen abzuhelfen. Nur hüte man sich, oberflächliches Gerede und grundloses Absprechen, wozu heute die Jugend sich besonders neigt, noch durch eine mangelhafte Anleitung zu befördern.

Das neueste Gedicht Freiligraths bestätigt zum großen Theil die in vorliegender Studie ausgesprochenen Ansichten. Ich lasse es hier mit einigen Erläuterungen nachfolgen, denn die Zeitungsblätter, durch welche es die Runde macht, dürften wohl nicht allen unsern Lesern gerade zur Hand sein. Es erschien zuerst im rheinischen Taschenbuch, unter dem Titel

Requiescat!

Wer den wucht'gen Hammer schwingt;
Wer im Felde mäht die Aehren;
Wer in's Mark der Erde bringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer stroman den Nachen zieht;
Wer bei Woll' und Werg' und Flachse
Hinterm Webestuhl sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse: —

Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ob in enger Bücherei
Dunst und Moder ihn umstäube;
Ob er Sclav' der Messe sei,
Lieder oder Dramen schreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeschmack vertire;
Ob er in gelehrter Frohn
Griechisch und Latein docire:

Er auch ist ein Proletar!
Ihm auch heißt es: „Darbe! Borge!"
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt in's Grab die Sorge!
Mit dem Zwange, mit der Noth,
Wie die Andern muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt auch ihm die freien Schwingen.

Manchen hab' ich so gekannt!
Nach den Wolken flog sein Streben!
Tief im Staube von der Hand
In den Mund doch mußt' er leben!
Eingepfercht und eingedornt
Aechzt' er zwischen Thür' und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste: —
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!"

Und wenn gar der Muth ihm sank,
Hielt er fest sich an dem Einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank,
Was ich thu', ist für die Meinen!“ —

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt' er seine Schläfe pochen;
Frei dann flog sein Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen —
Bettelkinder erben nichts,
Als des Vaters reinen Namen.

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch Dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Dies Gedicht, wenn auch in einigen Stellen sehr gelungen, beweist mir doch, daß Freiligrath als politischer Dichter nichts wahrhaft Großes leiste. Es ist ein Zeitgedicht und berührt eine Saite, die höchst schmerzlich klingen muß, weil auf ihr so viel Kummer und Wehe der edelsten Geister, der ehrenhaftesten Charactere beruht, es berührt den Zusammenhang des Pauperismus und des Proletariats mit der Literatur, wie sie in der Gegenwart sich gestaltete. Ja, so Viele schreiben und vergeuden die herrlichste Geisteskraft in armseliger Tagelöhnerei, weil der Bedarf sie spornt und der Mangel sie peitscht. Wer unser heutiges Schriftstellerthum und den Stand der eigentlichen Literaten kennt, wird einstimmen und die Klagen in diesen wehmüthigen Versen nicht unbegründet halten. Warum es so ist? Davon kann in diesen

Blättern nicht die Sprache sein, damit konnte sich auch der Dichter, wenn er die Zeitfrage: Pauperismus und Literatur, zum Stoff gewählt, nicht befassen. Aber muß es auch so sein? Ist die Noth und der Drang, worin Schriftsteller und Lehrer — denn er führt auch Solche an, die in „gelehrter Frohn Griechisch und Latein dociren!" — zum größten Theil sich heute befinden und dem sie, wenn eigenes Vermögen fehlt, gar nicht entfliehen können, ist sie eine Forderung der Zeit und, etwa wie Wechsel alles Irdischen und Vergänglichkeit alles Menschlichen, schlechthin nothwendig? — Hier liegt eben der Irrthum, in den dies Gedicht leitet, und wegen dessen ich es als Zeitgedicht verwerfen muß, ja die Mattigkeit verwünsche, in welche es uns hineinsingen kann. Die elegische Haltung, die ihm Freiligrath gegeben und aus der es nicht herauskommt, ist der Dämon des Gedichtes. Man fühlt ein thränenseliges Mitleid und Erbarmen mit den Proletariern des Schriftstellerstandes, weil sie mit Schädel und mit Hirn *pflügen* und doch hungern, wie jeder, der mit seiner Hände Arbeit ackert, den Schooß der Erde aufwühlt, stroman den Nachen zieht, wie jeder, dessen Hand voll Schwielen für seinen Fleiß ein Zeugniß der Ehrenhaftigkeit ablegt. Allein grade dieses *Mitleid* wollen wir nicht, weil es eine Schande für uns ist. Wem die gütige Gottheit Geisteskraft zur Wirksamkeit in menschlichen Dingen verlieh, der soll nicht dem gleich stöhnen und fröhnen, der nur Leibeskraft hat, wie schon Sallust (Catil 1.) sagt: „Animi imperio, corporis servitio magis utimur" d. h. den Geist brauchen wir zum Herrschen, den Körper mehr zum Dienen. Derselbe Historiker bemerkt richtig: „Quae homines arant, navigant, aedificant, virtuti omnia parent," d. h. hierbei richtet sich Alles nach höherer Fähigkeit, nach dem Geiste, der entscheidet. Wir wollen also nicht mit den Proletariern des Handwerker-Gewerbstandes, überhaupt keines Standes gleich gesetzt sein, der mit Körperkraft arbeitet. Nicht als verachteten wir irgend Einen, das sei ferne, sondern nur, weil der Geist in allen menschlichen Dingen herrschen muß. Daher empört uns das Bild eines „Tagelöhners mit dem Geiste," wie wahr es sein mag, es ist kein Stoff für den Dichter. Woher denn die gränzenlose Verachtung, die man häufig in andern Kreisen auf den armen Schriftsteller und Lehrer häuft? Warum sehen nicht allein hohe Staatsbeamte, Militärs, auch Comödianten und Musikanten, die zufällig dem Ungeschmack der Zeit eine neue Richtung geben und die Thorheit ausbeuten, mit Hohnlächeln auf den Autor? — Ich will es sagen: Die „Lorenz Kindlein" und

wie die albernen Nachgeburten heißen, stehen noch im frischen Andenken. Eine Elegie wie die Freiligraths bringt alten Sauerteig zum Vorschein und frommt gar nichts, weil er vergaß, die Zeit mit flammender Geißel zu züchtigen, die ihre Schriftsteller und Lehrer dem Mangel preis gibt und zu tagelöhnern zwingt, wenn sie anders mit Weib und Kind leben wollen. Ja, eine Gottesgeißel mußte der Zeitdichter schwingen, sobald ihm Pauperismus und Literatur in ihrem trübseligen Zusammenhang erschienen. Was hilft weiches Klagen? Was die Hinweisung auf die Bettlerkinder? Es gibt da und dort hohe Staatsbeamte, denen die Armuth der Männer, welche mit dem Geiste schaffen, ein erprobtes Mittel dünkt, dieselben im Zaum zu halten. In einer süddeutschen Ständekammer, wo die Gehalte ehrenhafter und schlecht besoldeter Männer an einer öffentlichen „Bücherei" verbessert werden sollten, sprach sich ein Mitglied dahin aus, es sei eine solche Verbesserung nicht von Nöthen, weil diese Männer in dem täglichen Umgang mit herrlichen Büchern hinreichende Entschädigung für anderweitige Entbehrungen hätten! — Also keine Elegie! Kein Requiescat! Man schleudert jährlich Tausende an Sängerinnen und Tänzerinnen; man lohnt gewandten Malern und Kupferstechern die Arbeit Eines Jahres so reich, wie einem Lehrer und Autor oft die von sechs und zehn Jahren — das ist verkehrt! Man häuft auf hohe und höchste Beamten und Militärs mitunter solche Summen, daß zuletzt für die Andern nur wenig übrig bleibt. Wie nun, wenn Freiligrath im Gegensatz zu dem Proletarier des Schriftstellerstandes, den er sehr treu gemalt, einen Tänzer, eine Tänzerin oder einen Modeschriftsteller geschildert hätte, die in ihrem Reichthum und Ueberfluß verkommen? Oder besser noch, wenn er der verkehrten Zeit zurufen wollte, wie viel in den Händen der Schriftsteller und Lehrer liegt, die einer gesammten Generation eine neue Richtung geben können, wenn sie ihre eigene Macht zu würdigen wissen. Nur keine Elegie! Nach meinem Bedünken hat Freiligrath damit abermals bewiesen, daß die politische Poesie, so weit sie sich an Tagesfragen hängen muß, seine Sache nicht ist. Für die warme Gesinnung, welche übrigens in diesen Versen pulsirt, drücken ihm gewiß die Angehörigen des Lehrstandes herzlich die Hand! Und somit sei das Gedicht im Uebrigen unsern Lesern empfohlen.

II. Emmanuel Geibel.

Die Form, in welcher ein Dichter der Gegenwart seine Erstlinge auf dem Musenaltar niederlegt, entscheidet oft und bei vielen Freunden der Poesie allein; eine gewandte, glatte Sprache, Reinheit des Reims und der Diktion überhaupt — so leicht auch Beides nach den großen Mustern der neuern Zeit zu erreichen sein mag — gibt in den Augen jener das Ansehen großer und wahrer Begabung; man reckt sich auch wohl gegenseitig in den Enthusiasmus hinein — ein sicheres Mittel, sich und Andre über den wahren und unbestreitbaren Werth eines Dichters zu täuschen. Ich fürchte, bei Geibel ist es nicht anders gegangen. Ich will weder seine Gesinnung verdächtigen, noch seine Verdienste verkleinern; ich sage nur offen, ich kann durchaus nicht das an ihm finden, was ihm die hohe Stellung unter den Dichtern der Gegenwart anweiset, in welche ihn Manche, vielleicht zum Nachtheil für Geibel selbst, hineingeschraubt haben. Man sage mir doch, wie steht dieser Dichter gegen die Andern, auf welchen die Hoffnung der Gegenwart ruht? Heine ist unstreitig unter den noch Lebenden das größte Talent, wenn Zerrissenheit und Weltschmerz allein die Poesie wäre, müßte man ihm Genie zugestehen; Rückert beurkundet die Proteusnatur, die der wahre Dichter zum Theil haben muß, und ist ein Jongleur, in Versgewandtheit keinem zu vergleichen; Uhland und Eichendorff sind die trauten Gesellen der Romantik, die wir so bald nicht vergessen; Freiligrath zieht durch seine Individualität an und beherrscht die Sprache wie die Wüste, das Meer und den Urwald; Lenau ist ein armer, aber liebenswürdiger Schwärmer, der die gesuchte Vermittelung zwischen Poesie und Naturphilosophie mit herzzerreißender Krankheit bezahlte; Grün blieb auch im Kammerherrnfrack seiner Fahne treu, während die Poesie Herwegh's mit ihrer glänzenden Rhetorik nicht immer so ganz neben die Scheibe trifft — Alle diese und Andere, nicht einmal gleich hoch stehende Dichter, tragen doch ein bestimmtes Gepräge, aber was hat Geibel ihnen gegenüber? Viel Gewandtheit, aber nicht von ferne Rückert's Talent; Schmerz in und außer sich, aber nichts von Heine's Gedankenblitzen; Romantik, aber ganz baar der Uhland'schen Tiefe (für welche freilich selbst Goethe kein Auge hatte), und der Kindlichkeit Eichendorff's; Versschmuck und doch nicht die Kraft, seinen Strophen den imposanten Stolz

und die königliche Hoheit zu geben, welche aus einzelnen Gesängen Freiligrath's entgegenblitzt. Ich sage dies übrigens nicht zuerst, Gutzkow hat vor längerer Zeit — mir dünkt im Sommer 1844 — im „Feuilleton der Kölner Zeitung" Geibel's Gedichte besprochen. Man mußte ihm beistimmen. Man glaubt in dieser Gedichtsammlung bald Goethe, bald Uhland, bald Schiller, bald u. s. w. u. s. w. zu hören, aber ich kenne keine Dichtung desselben, aus welcher eine originelle, durch prägnante Gestalten oder bestimmte Farben kenntliche Individualität hervorleuchte. Das ist in unserer Zeit doppelt betrübsam. Diese an Erfindung arme und lahme Zeit braucht ja nichts mehr, als Originale. Die Hoffnungen, welche ich daher auf E. Geibel gesetzt habe, sind ganz gering; es thut mir leid, wenn die Zeitungsfreunde bei irgend einem neuen Gedichte desselben in die Posaune stoßen und ein Werk verkünden, — monumentum aere perennius — von dem man große Erwartungen hegt, über das man aber beim ersten und ganz oberflächlichen Lesen schon völlig enttäuscht wird. Die kläglichste Erscheinung, ich kann und will es nicht bergen, war mir Geibel als dramatischer Dichter. Mußte er dem Geschmack und Geschrei des Tages huldigen? Es ist ein eigenthümlicher Kitzel, den unsere lyrischen Talente fühlten, dramatisch zu werden — auf eigene Unkosten. Uhland hätte sie schon abschrecken sollen, auch Heine und Eichendorff, obgleich die dramatischen Stücke derselben nicht an sich zu tadeln sind — höchstens wird Heine's Ratcliffe sich vor der Kritik flüchten müssen; Lenau hatte bei seinem Faust an keine Darstellung gedacht, ja durch die ganze Anlage dieselbe unmöglich gemacht. Rückert's Dramen, sein Heinrich IV. und Columbus zumeist, sind Verirrungen eines poetischen Geistes, der im Augenblick nicht recht weiß, was er thut. Nur Freiligrath und Grün haben sich von dem dramatischen Schwindel frei erhalten; es zeugt für eine richtige Schätzung ihrer Fähigkeiten, für eine genaue Kenntniß des eignen Entwicklungsganges. Geibel scheint jene Schätzung und diese Kenntniß nicht zu besitzen. Er hätte sonst seinen „Roderich" — geschrieben vielleicht, allein nicht so beharrlich zur Darstellung angeboten, wie er that.

Um nun nicht in das Blaue zu urtheilen, will ich hier über Geibel's „König Roderich" — ein Stück, welches seither auch bei Cotta im Druck erschien und auf der Bühne mit einigem Glanz durchfiel — mich näher aussprechen. Die Kritik kann also diese Erstlingsgabe schon darum nicht bei Seite legen, weil man den Verfasser unter die besten Dichter der Gegenwart rechnet,

weil er als Lyriker einen gewissen Anspruch macht, weil er die Tragödie dem König von Preußen widmet, weil dieser Monarch, den Zeitungen zufolge, gerade dieses Stückes wegen, eine Pension gibt, weil — genug denn! weil sie Kritik sein soll. Leider entbehrt dieser Roderich so ziemlich das Meiste, was zum Trauerspiel nicht allein, was überhaupt zum Bühnenstück gehört. Da ist weder eine gewaltige Idee, noch eine tragische That, weder ein anziehender Held, noch eine an dessen Stelle tretende Heldin, weder ein Tiefblick in das Menschenherz und seine ewigen Räthsel und Geheimnisse, noch die kundige Charakterschilderung, die sich in kurzen und markigen Zügen offenbart, weder eine rasch voranschreitende Handlung, noch eine kühne oder bezwingende Sprache; weder eine großartige Vergangenheit, noch ein tragischer Weheruf in die Gegenwart, noch eine Perspektive in die Zukunft dieses Geschlechts. Was aber denn? Jamben, nichts als Jamben! Todtgeborene Gedanken, kreuzlahme Thaten! Ueber die Charakteristik des Trauerspiels will ich ganz kurz sein, ich schreibe nur eine Skizze. Der König ist durchaus verweichlicht, nicht einmal ein kecker, das Schicksal herausfordernder Lebemensch, den endlich verdientermaßen sein untragisches Geschick erfaßt; nur bisweilen lodert er in einem Uebermuthe auf, der indeß gar nichts Titanisches an sich hat, also in dem Rahmen des Bildes nicht recht passen will. Roderich schändete eine edle Jungfrau, Florinde, die nun von Anfang bis Ende des Stückes um ihre verlorene Ehre jammert, doch aber zuletzt sich besinnt und behauptet, den Mann wirklich zu lieben, welcher sie wie die gemeinste Dirne von sich stieß. Ihr Vater Julian ist beinahe der einzige Charakter des ganzen Trauerspiels, welcher einige Funken von ächter Manneskraft zeigt. Die Uebrigen zerfließen — man verzeihe mir das Bild, denn die Phantasie erhebt sich bei der Lektüre Roderichs nicht höher! — wie Zuckerbackwerk, dessen Teig zu naß geknetet worden. Was ist das für ein Mohr Tarik! Weiß denn Geibel nichts vom Mohren Shakespeare's und Schillers? Ja sein Mohr, dieser arme Bursche, hat Geschichte studirt; er weiß schon, S. 84, daß ein Berg nach ihm der Berg des Tarik (Gibraltar) genannt werde; er hätte geschwinde auch im Geiste die Zeiten sehen müssen, wo die Engländer diesen Berg gewannen, oder wo Don Alvarez jämmerlich, bloß der Belagerung wegen, so lange vor Calpe lag, bis er sich fast hinten — doch darüber mußte der Mohr erst bei unserm Lichtenberg nachlesen. Am Schlusse des

Trauerspiels — S. 207 — kommt der prophetische Geist über einen Andern, der dann weissagt, im spanischen Reiche werde einst die Sonne nimmer untergehen! Bedenkt denn E. Geibel gar nicht, was die Tragödie eigentlich soll? Oder weiß er es nicht? Die Sprache strebt hier, wie in seinen lyrischen Ergüssen, fleißig nach Bildern; das ist denn noch Etwas. Aber welcher Art sind diese zum Theil? So sagt ein Pelayo S. 91.:

— Meine Worte sind
Dir hohler Schall, und wie ein alter Spielmann,
Den man beim Markt mit seiner staub'gen Geige
Von Hauſ' zu Hause weiſ't, werd' ich von dir
Entsandt? —

Ein Bild! Mein Königreich für ein Bild! ruft einmal der Spötter Heine. Ich habe den ganzen Roderich durchmustert und meine, Geibel kann im Ernste rufen: Meine Pension für ein Bild, das eines Tragöden würdig und neu ist! — Ein ungewohnter Schauer faßte mich, eine kalte Hand fuhr mir durch die Brust, als ich gar in diesem Stücke S. 170 an den alten, längst im Grabe modernden A. Müllner, den Vater der Schuld und seitdem noch vieler Schulden und Sünden in der Literatur — die übrigens die Gegenwart ehrlich abtragen wird — gemahnt wurde. Müllners Graf Derindur sagt einmal:

Wer das erfände —
Die Kunst —
Wie man gestern macht zu heut,
Sonst zu jetzt und jetzt zu nichts.

Roderich hat die Schuld gelesen, ich kann mir es anders nicht erklären, wenn er ausruft:

Bringt mir Einen her,
Der gestern macht aus heut, und ich will ihm
Mit allen Schätzen meiner Krone lohnen! —

Doch genug von diesem ganz verfehlten Erzeugniß eines sich selbst vielleicht zu hoch schätzenden Dichters. Sterbend läßt er — S. 191 — seinen Helden Roderich sagen:

Ich wollte — konnte nicht — Gott sei mir gnädig!

Die erste Hälfte dieses Jambus erscheint fast wie eine ominöse Selbstkritik für den Verfasser; die zweite ginge unter Umständen auf den Leser, wenn etwa die Aussicht wäre, Geibel wolle noch

mehr Trauerspiele der Art herausgeben. Das Trauerspiel soll, wie die Kunstkritik des alten Aristoteles verlangt und ein bekanntes deutsches Epigramm sagt, Furcht und Mitleid erregen; hier fühlt man Mitleid für Einen, der sich fruchtlos am Höchsten — und das ist ein Trauerspiel für die jungen Poeten — abmühte, Furcht aber vor mehr dergleichen Versuchen! — Zu seinem Unglücke hat Geibel, der nicht viel wahre Freunde zu haben scheint, die scenische Darstellung des Roderich an verschiedenen Bühnen betrieben; ich sage voraus, er wird nirgends Glück machen, wohl aber wird manchem Zuschauer auch über die übrige poetische Thätigkeit des Dichters ein Licht aufgehen.

Indem ich diese Studien schließe, behalte ich mir vor, demnächst die Verdienste Geibels als Uebersetzer und Nachbildner fremder Gedichte zu würdigen oder über seine Sonette zu reden, wo ich denn mehr zu seinem Lobe sagen kann. Die neuern Lesebücher, Anthologieen u. s. w. für unsere Schulen halten es für Pflicht, die Dichter der Gegenwart nicht unbeachtet zu lassen, daher fehlt Geibel in keiner dieser Schulsammlungen, aber eben daher mußte im Archiv auch einmal eine Stimme über ihn laut werden, die nicht wie seine Lobredner nur in Entzückung ausbricht. — Geibel ist Sohn eines reformirten Pfarrers und 1815 zu Lübeck geboren. Seine Studien machte er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, sowie seit 1835 zu Bonn und Berlin. Nach Athen kam er 1838 als Hofmeister mit der Familie eines Russen; von hier aus bereis'te er einen Theil des südlichen Europa, kam dann 1840 nach Berlin, wo er zuerst seine Gedichte herausgab. Neuerdings beschäftigte er sich viel mit Uebersetzungen aus dem Spanischen und Italienischen. Die erwähnte Pension erhielt er 1843, wo er den Sommer über mit Freiligrath zu St. Goar lebte. Seitdem wechselte er, wie es scheint, mehrmals seinen Wohnort. Von seinen Gedichten sind bereits fünf Auflagen erschienen, ein Heft derselben gab er unter dem Titel „Zeitstimmen." Ein Gedicht an G. Herwegh hat ihm viele Freunde, besonders unter denen erworben, welche der Freiheit und dem Fortschritt, aber nicht dem Sturmschritt huldigen.

III. Heine.

Vor Kurzem machte die Nachricht „Heine ist todt!" durch viele deutsche Blätter die Runde. Sie war voreilig und wurde am besten damit widerlegt, daß im Telegraphen ein Brief erschien, den der kranke, von wiederholten Schlaganfällen gelähmte Dichter an seinen Verleger Campe schrieb. Dieser Brief gibt leider die traurige Gewißheit, daß Heine's Kraft gebrochen ist; er selbst steckt sich nur noch ein nahes Ziel; er spricht mit einem Anflug des frühern Humors von dem baldigen Ende; er meint, vielleicht sei der Tod der letzte Aberglaube; — für unsere Literatur und die Gegenwart ihrer Entwicklung können wir ihn schon als todt betrachten. Wenigstens ist seine Wirksamkeit abgeschlossen. Ob die Memoiren, woran er öffentlichen Blättern zufolge seit einer Reihe von Jahren arbeitet, noch erscheinen? Wir müssen das abwarten, allein wenn dieselben auch mit aller Offenherzigkeit abgefaßt sind, sie werden uns kaum neue Aufschlüsse über den Entwicklungsgang seines Lebens bringen; sein Verhältniß zu der Zeit und dem Volke erkennt man so klar aus seinen Schriften, wie dies kaum bei irgend einem andern Poeten der Gegenwart möglich wäre.

Meine dritte Studie soll sich mit ihm befassen; ich denke zu zeigen, daß ich auch im Urtheil über ihn nicht mehr auf demselben Punkt stehe, wie im zweiten Heft meiner „deutschen Dichter der Gegenwart," sondern daß ich immer tiefer in diesen originellen Geist zu dringen suchte, der mir in vieler Hinsicht ein heller Spiegel unserer Zeit dünkt. Will man ihn freilich von seinem ersten Auftreten an bis in die jüngste Zeit herab verfolgen, so muß man die Zeitstimmung aus den letzten Jahren Göthe's begreifen, man muß zugleich die gewaltige Umwandelung verstehen, durch welche unsere Literatur aus romantischer Sentimentalität heraus und auf die politische Richtung hingeführt wurde. Am Wendepunkt dieser Zeit steht eine Persönlichkeit, welche noch heute so gar verschieden beurtheilt wird, je nachdem man sich blos an die Auswüchse der modernen Literatur hält und eine Volksliteratur verwünscht, oder die Neugestaltung des literarischen Lebens für nothwendig erachtet. Jene Persönlichkeit ist Börne. Sein Einfluß auf Heine ist nachzuweisen, wenn gleich Heine dies in Abrede stellte und in seiner Schrift über Ludwig Börne sich ein schmachvolles Denkmal setzte.

Weit weniger hängt Heine mit den Führern des sogenannten jungen Deutschlands, also Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg zusammen, obgleich die Denunciation W. Menzels und ein bekannter Beschluß des Bundestages ihn mit diesen Schriftstellern in Verbindung bringt. — Zuerst trat Heine 1823 mit zwei Trauerspielen, Ratcliffe und Almansor auf, nachdem bereits hier und dort sein Name in Zeitschriften und Almanachen, zumal am Rhein sich gezeigt hatte. Jene dramatischen Versuche gingen spurlos an der Nation vorüber, der Eine davon wurde — ich weiß nicht auf welcher Bühne — ausgepfiffen, kaum daß sich noch Stellen daraus in den lyrischen Gedichten erhalten haben. Drei Jahre später kamen die Reisebilder, der Ruhm des Dichters wurde durch sie mit reißender Schnelligkeit begründet. Hier sah man den kecken Uebermuth der Jugend, welcher den verschiedensten Zuständen unsers öffentlichen Lebens ganz neue, nie geahnete Seiten abgewinnt; hier sah man eine kräftige und geniale Poesie, die jeden Stoff durchglühen und beleuchten kann; hier kam der Humor in einer Fülle zum Durchbruch, wie man sie nach J. Paul nicht mehr ahnen mochte. Man fühlte sich nur unwillkührlich zur Bewundrung einzelner Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben hingerissen, weil dieses noch nicht in so reizender Form und auf diese Weise von Poesie getragen war. Es war jedoch vorzüglich die Heine'sche Prosa, deren Anmuth und neckische Leichtigkeit in den Reisebildern hervorstach, die Gedichte wurden, wie es scheint, anfangs weniger beachtet. Das „Buch der Lieder" brachte 1827 diese Verse mit Neuen und Alten; manche waren schon bei den Tragödien mitgedruckt worden. Das Buch der Lieder errang im Sturmschritt den Beifall, den es im Ganzen noch hat. Man darf nicht glauben, als sei die Kritik anfangs blind oder nur zu nachsichtig gegen die Verirrungen der Lyrik Heine's gewesen. Sie hat ihr Amt verwaltet, aber sie war gezwungen, Manches zuzudecken, weil ein so origineller Dichter nur aus sich selbst heraus beurtheilt werden muß. Der zarte poetische Duft, das wonneberauschte Naturleben, selbst die augenblickliche Zerrissenheit und das Verspotten des eigenen Schmerzes — Alles erfaßte mit Zaubergewalt. Als Lyriker ist Heine am bedeutendsten, seine poetische Schöpferkraft am siegreichsten. Wäre hier der Raum dazu, ich könnte eine Reihe dieser Gedichte einweben, die ewig schimmernde Juwelen im Kranze der wahren Poesie bleiben und zu keiner Zeit veralten werden. Ich will nur an einige erinnern, die gewöhnlich auch in Sammlungen für Schulen d. h. auch für das

reifere Jugendalter Platz finden: Ein Fichtenbaum steht einsam u. s. w. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten u. s. w. Wie der Mond sich leuchtend dränget u. s. w. Ich lieb eine Blume, doch weiß ich nicht welche u. s. w. Du bist wie eine Blume u. s. w. — Bei diesen Liedern gefiel zugleich die ungemein natürliche, bisweilen selbst nachlässige Form der Strophe und des Verses. Wenn wir beide näher betrachten, so ergibt sich, der größte Theil seiner Gedichte ist in einer ungeregelten einzeiligen Strophe gedichtet, in welcher Jamben und Anapäste so willkührlich sich mischen, wie es etwa im Volksliede sonst Gebrauch war und wie bereits Göthe in seinem: „Da droben auf jenem Berge" u. s. w. gezeigt hatte. Solche Verse von drei oder vier Hebungen sind ächt deutsch, allein Heine verfährt mitunter so nachlässig damit, daß sie der Auflösung in Prosa ganz nahe stehen. Nicht selten auch gibt er dem an sich einfachen und singbaren Versmaß durch gewaltsames Einfügen der Anapäste einen hastigen, ihm ursprünglich gar nicht angemessenen Charakter. Meistens reimt nur der zweite und vierte Vers in stumpfen männlichen Reimen. Ich habe diese Strophe die Heine'sche genannt, einmal weil er sie so häufig anwendet, dann weil sie von überaus vielen zeitgenössischen Dichtern in und außer seiner Schule gebraucht ward, so daß sie neuerdings fast ganz um ihren Credit gekommen ist. Als Verskünstler wird Heine überhaupt nicht hoch zu stellen sein. Am wenigsten darf man die „Bilder der Nordsee" hierbei anziehen. Diese sind in ganz freien Versen geschrieben, welche ein kaum hörbarer Rhythmus von der üblichen poetischen Prosa unterscheidet. Hier ist keine Verszeile wie die andere, keine an Zahl der Füße, oder im Steigen und Fallen den andern zu vergleichen, kein Bild und kein Gegenbild, auch nicht Reim, Alliteration, Assonanz u. s. w. — man könnte sie nach J. Pauls Vorgang Streckverse nennen. Heine ist auch hierin nicht neu, schon Tieck hat eine Anzahl sogenannter Gedichte in dieser Art von ganz freien Rhythmen verfaßt, deren oft prosaische Nüchternheit dem verdienten Spotte nicht entging. Doch diese Eigenheiten der Form möchten wir unserm Dichter schon frei geben, wir wollten uns auch ohne den Schmuck des Verses an dem genialen Gedanken und dem poetischen Kern erfreuen, wenn nur nicht der Inhalt oft durch eine gesuchte, schwülstige, pikantseinsollende Wendung, vor Allem am Schlusse uns verletzte. Man hat gesagt: Heine meißelt eine herrliche Statue und wenn sie fertig ist, besudelt er sie oder schlägt ihr Ohr und Nase ab. Das Bild hat etwas Treffendes,

der Dichter hat seine unglücklichen Stunden, in welchen ihm nichts über einen Witz — oder das, was er dafür ausgibt — zu gehen scheint, in diesen Stunden hat er aber leider einige seiner vortrefflichsten Gedichte durch solche Pointen und Tiraden selber wieder entstellt.

Damit haben wir aber die Störungen seines dichterischen Gemüthes noch keineswegs ganz kennen gelernt, denn leider hat Heine in unseliger Mißdeutung der Gegenwart seine eigenthümliche und reiche Kraft zersplittert, sogar vergeudet. Er singt einmal der Geliebten:

Habe mich mit Liebesreden
Fest gelogen an dein Herz,
Und, verstrickt in eigne Fäden,
Wird zum Ernste mir der Scherz.

Wenn du dich, mit vollem Rechte,
Scherzend nun von mir entfernst,
Nah'n sich mir die Höllenmächte,
Und ich schieß' mich todt im Ernst.

Das epigrammatisch zugespitzte Liedchen läßt sich ganz auf ihn und sein Verhältniß zu seiner Zeit anwenden. Er ward irre an ihr, er glaubte sie unfähig höheren Verständnisses der wahren Poesie, und so gab er mit ihr sich selbst und seinen Ruhm auf. Was blieb ihm noch? Eine zwar oft überraschende, öfter nur geistreich scheinende Manier, so daß manche der neuern Gedichte nicht von ihm, sondern von einem Jünger seiner Schule oder einem gewandten Schalk, der sich in seine Manier hineingelesen hat, herzurühren scheinen. Bereits im Buche der Lieder ist dies der Fall.

Wir finden Stellen, die von kaltem Witz oder frecher Witzelei zeigen und absichtlich dahin zielen, die schöne Illusion zu zerstören, in welche uns andere eingewiegt hatten. Noch mehr tritt dies in den zuerst im Salon, später in den „neuern Gedichten" gesammelten kleinen Liedern hervor, deren Frivolität und Nacktheit oft anwidert. Wir rechnen dahin die Lieder an alle jene Schönen, die ihre „Gliedermassen kolossaler Weiblichkeit" ihm überließen und dafür mit romantischen Namen in diesen gemeinen Liedern erscheinen. Von einem Poeten freilich, welcher den König Wiswamitra so besingen konnte, wie Heine sang, durfte man diese Zukunft kommen sehen. — Mehr als die freche Laune steht ihm die Geißel der Satyre an, obschon es eine arge Selbsttäuschung bleibt, wenn er den Aristophanes seinen Vater nennt; denn nicht

alle persönliche Satyre ist attisch und aristophanisch. Unsere zerfahrenen Zustände und der Mangel an Energie im Volksleben ließen auch bisher keine ächte Satyre zu, wie sie im Alterthum gedieh. Am glücklichsten ist Heine's Geißel, wie mir scheint, in dem letzten Buche „Deutschland, ein Wintermährchen" gewesen. Deutschlands und insbesonders Preußens Zustände, verschiedene Persönlichkeiten und Albernheiten in der Literatur, die Scenen mit Barbarossa und Vieles Andere in diesem Mährchen ergötzt und reizt unwillkührlich zum Lachen. Wer könnte ernsthaft bleiben bei der Stelle, wo er im Teutoburger Wald die Wölfe anredet, welche ihm ein Ständchen bringen?

Mitwölfe! ich bin glücklich heut
In Eurer Mitte zu weilen,
Wo so viel edle Gemüther mir
Mit Liebe entgegen heulen.

Was ich in diesem Augenblick
Empfinde, ist unermeßlich;
Ach! diese schöne Stunde bleibt
Mir ewig unvergeßlich.

Ich danke Euch für das Vertrau'n,
Womit Ihr mich beehret,
Und das Ihr in jeder Prüfungszeit
Durch treue Beweise bewähret.

Mitwölfe! Ihr zweifelt nie an mir,
Ihr ließet Euch nicht fangen
Von Schelmen, die Euch gesagt, ich sei
Zu den Hunden übergegangen,

Ich sei abtrünnig und werde bald
Hofrath in der Lämmerhürde —
Dergleichen zu widersprechen war
Ganz unter meiner Würde.

Der Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mir's, er brachte mich nie dahin,
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.

Ich bin kein Schaf, ich bin kein Hund,
Kein Hofrath und kein Schellfisch —
Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz
Und meine Zähne sind wölfisch.

Ich bin ein Wolf und werde stets
Auch heulen mit den Wölfen —
Ja, zählt auf mich und helft Euch selbst,
Dann wird auch Gott Euch helfen! —

Aber zwischen durch läuft auch wieder Gemeinheit. Man denke an die Stellen von der Birchpfeiffer und den galanten Damen Roms, an den Unterschied der Hamburger Juden, an die Scene mit der Hammonia. Nicht minder fehlt es an Frivolität, wie denn besonders Caput XIII. durch seine Apostrophe an Christus einen tiefempörenden Eindruck auf gläubige Herzen machen muß. Weniger trifft wohl der Schluß des Ganzen, der den König von Preußen mit dem Dichterzorn und mit singenden Flammen bedroht; man weiß nicht: wie und warum? Man kann doch höchstens über solche Verse lachen, oder wenn Heine ruft:

> Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n,
> Des ganzen Olymps Gelichter,
> Und den höchsten Jehovah obendrein —
> Beleid'ge nur nicht den Dichter!

da fällt uns ein anderes, scherzhaftes Gedicht ein, „Wartet nur" betitelt, wo er sagt:

> Weil ich so ganz vorzüglich blitze,
> Glaubt ihr, daß ich nicht donnern könnt'?
> Ihr irrt euch sehr, denn ich besitze
> Gleichfalls fürs Donnern ein Talent.

Solche Donnertalente fürchtet heut zu Tage kein König mehr, da er es weit bequemer haben kann, wenn er die Werke des Dichters verbietet und auf ihn selbst fahnden läßt. — Vermuthlich ist dieses Wintermährchen der Schlußstein von Heine's Produktionen; er spricht in dem oben erwähnten Brief an Campe zwar von seinem Atta Troll, dieser aber ist zum großen Theil schon in der Europa und in der Eleganten Zeitung vor einigen Jahren gedruckt, er steht auch dem Werthe nach unter dem Wintermährchen. — Nächst der Satyre gelingt ihm der Humor am vortrefflichsten. Ich will dies nur im Vorbeigehen bemerken, weil manche Leser die kalt witzigen Stellen gar für Humor ansehen und dabei vergessen, daß Letzterer in seiner Rührung es nicht über sich gewinnt, das Heilige anzutasten, wie Heine oft gethan. Ich weiß wohl die humoristische Seite des Schriftstellers von der frivolen zu unterscheiden. Bei anderer Gelegenheit will ich über unsere Humoristen überhaupt mich im Archiv aussprechen.

Heine's Zerrissenheit und sein Bestreben, um jeden Preis piquant zu sein, ist auch wohl die einzige Ursache, warum ihm kein größeres, in sich abgeschlossenes Werk gelingen wollte. Er hat im Grunde nur interessante Fragmente mitgetheilt. Seine

„romantische Schule," von welcher man sich Glänzendes versprach, theilt die Vorzüge und Fehler aller seiner Schriften. Eine Prosa voll Pointen, nette und saubere Durchführung in kleinern Partieen, einige treffende Parallelen — nun, das wird alles sein; wenn wir das Buch aus der Hand legen, wissen wir nicht, was die romantische Schule ist und will, nur daß Heine ihr zu Leibe rücken will und dabei seinen Einfällen den Zügel schießen läßt. — Am schlimmsten vergeht sich Heine, wenn er an die Philosophie und die Geschichte sich wagt. Er vergißt, daß es auch von diesem Gebiete wie vom religiösen heißt: Zeuch deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehest, ist heiliges Land! Noch nie ist er bis zur Erfassung des philosophischen Gedankens durchgedrungen; man kann ihm zurückgeben, was er im Eingang zum zweiten Theil des Salons von den Franzosen sagt: „der ganze deutsche Gedanke bleibt für sie ein unwirthliches Räthsel, so lange sie die Bedeutung der Religion und der Philosophie in Deutschland nicht kennen." Denn das eben ist sein Fehler; er selbst kennt Beides nicht und will in jenem Theile des Salons es Andern vermittelnd darstellen. Man braucht nicht weit über das erste Buch hinauszukommen, um diese „Unzulänglichkeiten" Heine'scher Durchbildung und philosophischer Anschauung zu erkennen. Was läuft in diesem Buch für allerlei Zeug durch einander! Statt über den Einfluß der Religion in Deutschland belehrt zu werden, erhalten wir über die Hausgeister, Hüdeken u. s. w. Auszüge aus Prätorius, wir werden auf das Gebiet der Sage geführt, damit der Schriftsteller Lückenbüßer hat, um sich dahinter zu verstecken. Aber wie perfid geht er auch hier zu Werk! Von denselben Sagen, die ihm doch hier aus Noth und Verlegenheit helfen müssen, ruft er den Franzosen zu: „Wie schön, klar und farbenreich sind Eure Volkssagen in Vergleichung mit den unsrigen, diese Mißgeburten, die aus Blut und Nebel bestehen und uns so grau und grausam ergreifen!" — Pfui der Schande für einen deutschen Dichter und Schriftsteller, zumal den Franzosen gegenüber! Wer hat noch je unsre Sage, den wehmüthig poetischen Ausdruck des Volksgeistes in seiner kindlichen Unbefangenheit, so unverständig herabgesetzt, angenommen freilich, daß er sie kannte? Wem ist es eingefallen, der französischen Sage, die im Gegentheil oft unschön und farblos ist, vor der unsrigen den Vorzug zu geben? Nur, wenn man so frech die deutsche Sage mißhandelt, wie Heine bei seinem Tanhäuser that, nur dann kann man sich auch so unsinnig verthun. Tröste sich übrigens die kindliche Volkssage, denn die Männer der Wissen-

schaft, die Helden des philosophischen Gedankens kommen nicht besser weg. Nichts ist zu groß, nichts zu klein, das Heine ja nicht bespöttelt, wenn sein böses Gelüste rege wird. So lesen wir in dem erwähnten Salon von Immanuel Kant: „Aufstehen, Kaffeetrinken, Schreiben, Collegienlesen, Essen, Spazierengehen, Alles hatte seine bestimmte Zeit, und die Nachbarn wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier sei, wenn Immanuel Kant, in seinem grauen Leibrock, das spanische Röhrchen in der Hand, aus seiner Hausthür trat, und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man seinetwegen noch jetzt den Philosophengang nennt. Achtmal spazierte er dort auf und ab, in jeder Jahreszeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, sah man seinen Diener, den alten Lampe, ängstlich besorgt hinter ihm drein wandeln, mit einem langen Regenschirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorsehung." Aber von der Tiefe der kantischen Philosophie scheint Heine keinen rechten Begriff zu haben. Natürlich, wenn man so viel an Aeußerlichkeiten hängt, schließt sich das Auge für das innere Leben, und ich wette, wenn Heine wie ich gewußt hätte, daß Kant die Vermehrung der Wanzen dem Einfluß des Lichtes zuschrieb, weshalb mit seinem Wissen niemals die Fensterläden seines Schlafzimmers geöffnet wurden —: Heine hätte uns auch davon mehr gesagt, als von der kritischen Philosophie. Man darf freilich nicht verschweigen, daß sich Heine nach dem Erscheinen dieses zweiten Theils seines Salons öffentlich über Verstümmelung seines Werks beklagte, so daß wir es also nicht überall im genauen Zusammenhang vor Augen haben; indeß bezog sich seine Klage, wie es scheint, nur darauf, weil zu starke Stellen, vermuthlich noch größere Frivolitäten ausgemerzt waren, und er es darum für allzu zahm hielt; der Geist ist wohl im Manuscript der nämliche gewesen, die Mängel dieselben wie in der Druckschrift.

Von dem Buche über Börne schwieg' ich lieber. Witz und Glanz des Styles ist auch darin, allein wie gebärdet sich zugleich die gekränkte Eitelkeit und Selbstsucht. Börne, durch und durch ein leidenschaftlicher und überreizter Demokrat, ist selbst in seinen Fehlern noch mehr Charakter, als Heine in seinen Tugenden; Börne ist Mann des Volkes, Heine kokettirt nur mit dem Volke, welches ihm im Grunde mit dem Pöbel einerlei ist. Man legt die Schrift mit innigem Widerwillen aus der Hand und muß sich zugleich sagen: Börne hätte trotz aller seiner Bitterkeit und Aufregung nicht so gegen einen Andern verfahren können; er hatte mehr männlich-edeln Sinn als sein Gegner.

Wir kommen zum Schluß. Heine hat sein großes Talent vergeudet, mit Ausnahme seiner Lieder wird schwerlich Etwas von seinen Werken die Nachwelt noch anziehen, er ist im eigentlichen Sinne hinter der Zeit geblieben. War es Mangel an Ernst und Eifer? Verleitete ihn die französische Umgebung und die selbstgewählte Verbannung? Stumpfte ihn die Ruhe und Bequemlichkeit eines behaglichen, durch wenig Sorgen getrübten Lebens so frühe ab? Wer will es sagen? Aber die glänzenden Hoffnungen, mit welchen noch das Jahr 1830 auf ihn sah, sind gleich Seifenblasen zerplatzt. Für die Literatur der Gegenwart, ich wiederhole es, ist Heine nicht mehr; er gehört bereits der Vergangenheit an. Ich kann mich aber nicht enthalten, ehe ich schließe, eines seiner jüngst gedruckten Gedichte hier anzuhängen, weil es vermuthlich die wenigsten unserer Leser kennen. Es ist die Sage vom

Schelm von Bergen.

Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein
Wird Mummenschanz gehalten,
Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik,
Da tanzen die bunten Gestalten.

Da tanzt die junge Herzogin,
Sie lacht lautauf beständig:
Ihr Tänzer ist ein schlanker Fant,
Gar höfisch und behändig.

Er trägt eine Maske von schwarzem Sammt,
Draus blitzt hervor mit Freude
Ein Auge wie ein blanker Dolch,
Gezogen halb aus der Scheide.

Es jubelt die Fastnachtsgeckenschaar,
Wenn beide vorüberwalzen,
Der Drickes und die Marizzebill
Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.

Trompeten blasen, Schnedderedengh!
Der närrische Brummbaß brummet!
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Musik verstummet.

„Durchlauchtigste Frau! gebt Urlaub mir,
Ich muß nach Hause gehen —"
Die Herzogin lacht: Ich laß' dich nicht fort,
Bevor ich dein Antlitz gesehen!

„Durchlauchtigste Frau! gebt Urlaub mir,
Mein Weilen bringt Schrecken und Grauen —“
Die Herzogin lacht: Ich fürchte mich nicht,
Ich muß dein Antlitz schauen.

Wol sträubt sich der Mann, doch will das Weib
Von keiner Entschuldigung wissen;
Sie hat ihm endlich mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz gerissen.

„Das ist der Scharfrichter von Bergen!“ schreit auf
Die Menge, die angstvoll weichet;
Die Herzogin schwankt auf ihren Stuhl,
Sie ist wie Kreide erbleichet.

Der Herzog war ein kluger Herr:
Er tilgte auf der Stelle
Der Gattin Schmach. Er zog sein Schwert
Und rief: Knie nieder, Geselle!

Ich schlag dich zum Ritter, und weil du ein Schelm,
So nenn' ich dich Schelm von Bergen! — —
Lang blühte am Rhein dies edle Geschlecht,
Jetzt ruht es in steinernen Särgen.

Wenn diese Ballade nicht früheren Zeiten des Dichters angehört, so beweis't sie, daß bisweilen noch die ächte Muse ihn besucht. Auch Andere besangen die Sage vom Schelm von Bergen, z. B. Simrock in den Rheinsagen, ich meine übrigens, an Frische und Lebendigkeit hat sie Heine diesmal sämmtlich überflügelt. Das Gedicht ist ein Stück rheinisches Leben.

Es wird nicht überflüssig scheinen, wenn ich für den Lehrer des deutschen Styls hier einige Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten mit kurzen Bemerkungen anreihe, wie ich bei Freiligrath versuchte:

1. Ich weiß jetzt, daß man in der Welt sich mit Allem befassen kann, wenn man nur die dazu nöthigen Handschuhe anzieht.

Aufgabe: Widerlege diesen Ausspruch!

2. Ach! zu den unseligsten Mißgriffen des Menschen gehört, daß er den Werth der Geschenke, die ihm die Natur am bequemsten entgegen trägt, kindisch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am schwersten zugänglich sind, für die kostbarsten ansieht. Der Edelstein, der im Schooße der Erde festgewachsen, die Perle, die in den

Untiefen des Meeres verborgen, hält der Mensch für die besten Schätze; er würde sie gering achten, wenn die Natur sie gleich Kieseln und Muscheln zu seinen Füßen legte.

(Welcher Hauptsatz? welches Thema?)

3. Gegen unsere Vorzüge sind wir gleichgültig; über unsere Gebrechen suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeiten halten.

Thema: Werth der Selbstkenntniß. — Zu verbinden mit

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

4. Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das ist sein Schwert.

Aufgabe: Der Dichter ein Kämpfer für sein Volk und Vaterland.

5. Hörst du nicht die Glocken läuten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchengänger schreiten
Andachtsvoll zur Dorfkapelle.

Thema: Ein Sonntagmorgen auf dem Lande.

6. Eine große Landstraß' ist unsere Erd',
Wir Menschen sind Passagiere;
Man rennet und jaget zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Couriere.
Man fährt sich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taschentuch aus der Carosse,
Man hätte sich gern geherzt und geküßt —
Doch jagen von hinnen die Rosse!

7. Es stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh',
Viel tausend Jahr', und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehn.

Aufgabe: Die Sprache der Gestirne — vgl. Psalm 19: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk u. s. w.

8. Ach, könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreu'n,
Und aller Qual entnommen,
Und frei und selig sein!

Ach, jenes Land der Wonne,
Das seh' ich oft im Traum,
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum.

Thema: Sehnsucht nach der Ferne. — Zu verbinden mit Göthe's:

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

9. Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blüh'n,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knie'n.

In Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern um's Feuer, und backen
Sich Fische, und quäcken und schrei'n.

Aufgabe: Nord und Süd — landschaftlich und nach ihren Bewohnern geschildert. Die seltsamen Gegensätze in der Natur und im Menschenleben. Der Stoff wird aus Länder- und Völkerkunde, aber auch aus der Geschichte genommen.

10. Nur das Genie hat für den neuen Gedanken auch das neue Wort.

(Wie wirkt ein genialer Kopf auf die Sprache seiner Zeit.)

11. Kindliche Erinnerungen ziehen mit klingendem Spiel durch die Seele.

Thema: Warum sind keine Erinnerungen so entzückend, wie die aus der Jugendzeit? — Zu verbinden Rückerts bekanntes Schwalbenlied: „Aus der Jugendzeit.“

12. In der Kindheit ist unser Leben so unendlich bedeutend; in jener Zeit ist uns Alles gleich wichtig; wir hören Alles, wir sehen Alles; bei allen Eindrücken ist Gleichmäßigkeit, statt, daß wir später absichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausschließlicher beschäftigen, das klare Gold der Anschauung für das Papiergeld der Bücherdefinitionen mühsam einwechseln, und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren.

(Lob der Kindheit. Erinnerung an die Kindheit u. s. w.)

13. Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zu Muthe,
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

vgl. mit Schlegels Versen:

Oft hab' ich dich rauh gescholten,
Muttersprache so vertraut!
Höher hatte mir gegolten
Südlicher Sirenenlaut.

Und nun irr' ich in der Ferne
Freudenlos von Ort zu Ort,
Und vernähm', ach wie so gerne,
Nur ein einzig deutsches Wort!

14. O deutsche Seele, wie stolz ist dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen!

(Des Deutschen Stolz ist ein geträumter!?)

15. Wenn Hermann nicht die Schlacht gewann
Mit seinen blonden Horden,
So gäb' es deutsche Freiheit nicht mehr,
Wir wären römisch geworden!

Es würde, wie sich von selbst versteht, leicht sein, diese Stellen noch um das Zehnfache zu vermehren; die angeführten werden hinreichen, unsere Meinung anzudeuten und dem Lehrer Fingerzeige zu geben.

Darmstadt.

A. Nodnagel.

Bemerkungen zu Scribe's Lustspiel „das Glas Wasser“ mit Rücksicht auf dessen Behandlung in der Schule.

Der Gedanke, ein so neues Stück wie Scribe's Glas Wasser (1842 zum erstenmal aufgeführt), in die Schule zu bringen, verstößt zwar gegen eine vielfach begründete Vorliebe vieler Schulmänner für das Aeltere, sogenannt Klassische, auch in der französischen Literatur; aber wenn wir die Schwierigkeiten in's Auge fassen, mit welchen die Schullektüre der älteren französischen Dramatiker zu kämpfen hat: die Langweile des Trauerspiels für Jeden, der nicht aus dem Munde etwa einer Demoiselle Rachel gehört und empfunden hat, daß es doch voll Leben und Wahrheit ist, nämlich französischen Lebens und französischer Wahrheit; die metrische Form, die sich der Schulbehandlung nicht so vielseitig brauchbar erweist; die Schlüpfrigkeiten des älteren Lustspiels, und vor Allem die veraltete Sprache desselben, — so wagen wir dennoch, mit einem solchen Gedanken hervorzutreten. Denn daß gerade die dramatische Poesie, ohnehin die stärkste Seite der französischen Literatur, eben auch zur Erfassung der Sprache in ihren schönsten Vorzügen, ein besonders geeigneter Stoff sei, das kann nirgends mehr einleuchten, als bei der Sprache der Franzosen, unter deren volksthümlichen Tugenden die Schönheit des geselligen Verkehrs obenansteht. Wohl mag, wer ein Stück des großen Meisters Moliere wählt, durch reicheren poetischen Gehalt entschädigt sein; aber die modernere Diktion eines heutigen Stückes ist bei einer lebenden Sprache auch ein wichtiger Punkt, zumal bei einer solchen, die, wie die französische, immer mit der Absicht gelernt werden sollte, daß man sie sprechen könne. Und dann, was Scribe insbesondere betrifft, ist die Kritik zwar bald mit ihm

fertig, wenn sie sagt, daß er durch seine zahlreichen Stücke — es werden nahe an Hundert sein — sich ein unermeßliches Vermögen erworben; daß er sie in Gesellschaft mit Freunden, manche Scenen bei einer Partie Billard gemacht habe; aber es bleibt Thatsache, daß sie fast durch alle Länder Europa's großen Beifall gefunden haben und noch finden. Allerdings beruht dieser Beifall nicht auf dem tieferen, poetischen, lyrischen und epischen Gehalte, der sich bei dramatischen Dichtwerken von hohem Kunstwerthe mit dem eigentlich dramatischen Gehalte verbinden muß, aber dafür ist das rein Dramatische zu einer Vollendung gebracht, die ein ausgezeichnetes Talent, gerade dafür, voraussetzt. Das Zurücktreten des lyrischen und epischen Elementes ist bei einem dramatischen Werk ein Mangel, aber kein Fehler, während das bei so vielen unserer Lustspiele sichtbare Hervortreten der Beschreibung und Erzählung auf Kosten der Handlung ein wirklicher Fehler ist. Die Handlung ist es, und sie beinahe allein, durch welche Scribe wirkt. Nicht, als verstünde er sich nicht auch auf Darstellung von Charakteren; es finden sich in einzelnen seiner Werke recht schön ausgeführte Zeichnungen, aber bei manchen geringeren Stücken zeigt er nicht gleichen Fleiß in der Zeichnung, in anderen müssen die Charaktere häufig vor dem größeren Interesse an der Handlung, das von vorn herein die ganze Aufmerksamkeit des Zuschauers gefangen nimmt, zurücktreten, und werden, wenn auch gut ausgeführt, doch weniger bemerkt.

Das Glas Wasser gehört zu den letzteren. Der Kampf der Whigs gegen die Tories unter der Regierung der Königin Anna, näher des Lord Bolingbroke gegen die Herzogin von Marlborough, ist die Haupthandlung, die von der geschicktesten Exposition an ein lebhaftes Interesse erweckt, durch die reiche Verwickelung gewaltig steigert, und bis zur Katastrophe — den völligen Sieg Bolingbroke's — auf's Höchste spannt. Aber neben dieser Haupthandlung entwickeln sich noch so viele Nebenhandlungen, und diese sind sämmtlich so kunstreich behandelt, daß jede wieder ihre eigene Exposition, Verwickelung und Katastrophe hat, und dennoch in die Haupthandlung als Ursache oder Wirkung eingeflochten, mit ihr gleichen Gang hält, wodurch die Einheit der Handlung, bei der größten Mannigfaltigkeit der einzelnen Vorgänge, unverletzt bleibt. So reich ist die Verwickelung, daß es schwer sein wird, in kurzem Ueberblick all ihre Fäden zusammenzufassen, ohne einen oder den andern fallen zu lassen. Doch wollen wir es versuchen.

Der spanische Erbfolgekrieg hat Europa ermüdet. Frankreich, durch viele Niederlagen gedemüthigt, will den Frieden und sendet in dieser Absicht einen Botschafter nach London. Aber die herrschende Whigpartei, an ihrer Spitze die Herzogin von Marlborough, ist gegen jede Anknüpfung von Unterhandlungen. Sie verhindert als Oberhofmeisterin die Zulassung des französischen Gesandten bei der Königin Anna. Aber Bolingbroke, der 1704—1708 Minister gewesen, seit drei Jahren Parlamentsmitglied und Journalist (im Examiner) an der Spitze der Torypartei Opposition gegen die jetzige Regierung macht und durch alle Kräfte wieder in die Gewalt zu kommen strebt, verspricht diesem Friedensunterhändler, daß er wenigstens das Schreiben desselben an die Königin gelangen machen werde (I. Akt 1. Scene). Da er selbst, seit er nicht mehr Minister ist, keinen Zutritt zur Königin hat, so sieht er sich nach Hilfe um und findet den Fähndrich Masham, den er früher durch Geldhülfe in einer kritischen Lage sich verpflichtet hatte, und welcher jetzt im Hofdienste steht. Auch Abigail, die Geliebte desselben, ist im Begriff in den Hofdienst zu treten; auch sie kann ihm nützlich werden, und er schließt mit den Beiden ein Bündniß (II., 1.), das sofort seine ersten Früchte trägt, indem Masham den französischen Brief unter der Decke des Modejournals in's Gemach der Königin bringt. Aber die Hofmeisterin kommt, die gefürchtete Herzogin: sie hat die Schmuggelwaare in der Modezeitung aufgefangen und in's Feuer geworfen. Abigail steht in schüchterner Erwartung: von der Herzogin hängt es ab, ob sie zum Hofdienste zugelassen werden wird. Die Herzogin zweifelt, ob ihre Herkunft gut genug sei — ein Umstand, den Bolingbroke zu einem beißenden Artikel zu benutzen droht, wenn dem Gesuch nicht willfahrt werden sollte; denn Abigail Churchil, die ehemalige Ladenjungfer, ist eine Verwandte der Herzogin. Aber diese hat schon eine schlagende Antwort in Bereitschaft — elle ne ménace pas, elle frappe: sie hat die ungeheuern Schulden Bolingbroke's an sich gekauft, und kann ihn, sobald die Sitzung des Parlaments sich schließt, in den Schuldthurm werfen lassen, wenn er sich nicht überwindet, die beißende Anekdote zu unterdrücken. Die Niederlage der Tripelallianz (Bolingbroke, Masham, Abigail) zu vollenden, kommt auch noch Masham in Eil' und Angst, um Abschied von Abigail zu nehmen: er hat in den Gärten des Palastes einen vornehmen Herrn im Duell getödtet, für eine Beleidigung, die ihm früher von demselben widerfahren war, und, die Strenge des Duellverbots kennend, gedenkt er die Flucht

zu ergreifen. Also Abigail ohne Hoffnung auf die Stelle, Masham flüchtig, Bolingbroke mit dem Schuldthurm bedroht — so schlimm stehen die Sachen am Ende des ersten Aktes.

B. gibt indessen nichts verloren. Da es ihm nicht gelang, die Herzogin zur Zulassung der Miß Abigail zum Hofdienste zu zwingen, so versucht er es auf einem andern Wege. Er begehrt Audienz bei der Königin; er wird nicht angenommen; nur ein Billet, im Vorzimmer geschrieben, gelangt in ihre Hände. Sie wird durch dies Empfehlungsschreiben in ihrem ursprünglichen Wunsche Miß Abigail in ihre Umgebung zu bringen, mächtig bestärkt, und sie fühlt den heftigsten Unwillen über die Vormundschaft der Herzogin. C'est à n'y pas tenir, bricht sie aus (II, 2.), c'est un esclavage odieux, insupportable, et ici du moins je ne veux plus obéir à personne, je serai libre chez moi, dans mon palais. Sie gesteht es sich zum erstenmal, daß die Freundschaft und die Rathschläge der Herzogin sie seit einiger Zeit zu ermüden anfangen. Aber still, die Herzogin kommt. Ein kalter Empfang und der zu spät versteckte Brief lassen sie ahnen, was vorgegangen ist; sie muß „die großen Mittel" gebrauchen, um der Königin gegenüber ihre bisherige Stellung wieder einzunehmen: die Bill für Rückberufung des Prinzen Eduard, Ritters von St. Georg (sonst auch Jakob III. genannt) würde einen geheimen Wunsch der Königin erfüllen; durch ihren Bruder würde einst die englische Krone auf dem Stuart'schen Hause forterben: diese Bill ist aber höchst unpopulär, und es bedarf aller Macht der Whigpartei, um sie im Parlament durchzusetzen. Sie ist schon lange der Köder, durch welchen die Herzogin die Königin in gefährlichen Augenblicken lockt und lenkt. Aber diesmal bedarf es noch mehr: durch die glücklich gefundene Erklärung, daß sie wegen ihrer Verwandtschaft mit Miß Abigail Bedenken trage, sie am Hof anzustellen; durch das Versprechen, sonst für sie zu sorgen; und durch Ablenkung des Gesprächs auf Masham, den sie, „weil die Königin ihn zu empfehlen geschienen hatte," zum Gardehauptmann hat ernennen lassen, — gelingt es ihr vollständig, die Königin zu besänftigen, und sie hat diesen ersten Schlag B's glücklich parirt. (II, 2.).

Indessen geht es der Sache unseres Helden nicht überall so schlimm: er ist durch dasselbe Duell, wegen dessen M. flüchten will, Erbe von Millionen geworden; denn der Getödtete war sein Vetter, der Inhaber der Titel und Reichthümer der Familie, und B. ist der Erbe desselben (II, 5.). Er benutzt übrigens den gewaltsa-

men Tod seines Vetters zu einer sehr pathetischen Reklamation bei der Königin, bei welcher er das gegenwärtige Ministerium der Schuld bezüchtigt. Alles, auch der Tod seines Vetters, der ihn reich macht, muß dem Parteimann dienen, seinen Gegnern zu schaden. Denn nur so weit geht seine Absicht, wie er gegen Miß Abigail offen gesteht, sobald ihm diese eröffnet, daß M. der Thäter ist, gegen welchen B. im Betretungsfall den Verhaftbefehl in der Tasche hat. Je ne ferai rien, tröstet er die geängstete Abigail, que du bruit, des articles et des discours, jusqu'à ceque vous ayez la certitude qu'il est en sûreté, etqu'il a quitté l'Angleterre. Ja, es zeigt sich noch ein leichterer Ausweg (II, 8.): Masham, der unterdessen das Patent als Gardehauptmann erhalten hatte, als er schon die Flucht antrat, kann bleiben, wenn er sich nur ruhig verhält und B. nicht nöthigt, von seinem Verhaftbefehl Gebrauch zu machen. Die Sache der Tripelallianz steht nun schon wieder um etwas besser; aber sie nimmt einen ganz neuen Aufschwung, als der zur Dankaudienz eilende M. den Brief und die Diamanten in B's. Händen zurückläßt, welche ein geheimnißvoller Beschützer ihm als Zugabe zu seiner Ernennung zugeschickt hat. B. vermuthete schon früher, daß es wohl eher eine Beschützerin sein werde, und Abigail findet mit Schrecken, daß es die Herzogin ist — denn diese hatte in demselben Laden, wo Abigail Ladenjungfer war, den Schmuck gekauft. So kommt B. zur Kenntniß eines kostbaren Geheimnisses, und er ist der Mann dazu, es zu benutzen. Nachdem er der Herzogin angezeigt, daß er bereits ihrem Bankier die Schulden voll bezahlt hat, welche sie käuflich an sich gebracht hatte, dankt er ihr für die Lehre, die sie ihm durch diesen Handel gegeben:

cette leçon vaut bien un million, sans doute —

so travestirt er den Vers der Lafontaineschen Fabel, der Fuchs und der Rabe. Dann deckt er mit der ganzen Behaglichkeit, welche das Gefühl der Ueberlegenheit geben kann, ihre Intrigue mit M. auf, zeigt Brief und Diamanten, und deutet an, welche Folgen die Veröffentlichung des Vorgangs für die bisher geheime Gönnerin haben könnte. Gegen die Zusicherung, diese Sache im Dunkel des Geheimnisses zu lassen, verspricht die Herzogin, daß Miß Abigail noch heute die Stelle bei der Königin erhalten soll. So endet der II. Akt unter günstigeren Aussichten.

Ein Schritt ist gethan; eine Person, den Interessen B's. ergeben, ist in der nächsten Umgebung der Königin. Aber die Hauptaufgabe, die Grundbedingung des Gelingens für den Haupt-

plan, den Sturz der stolzen Herzogin, damit B. als Minister möglich werde, ist der Frieden. Denn, so lange der Krieg dauert, bleibt Marlborough unentbehrlich, und seine Gemahlin in der Gewalt. Abigail bemüht sich sofort bei der Königin, für den Marquis von Torcy, welcher die Friedensunterhandlungen anzuknüpfen gekommen ist (I, 1.), eine Audienz zu erlangen. Aber wie geschickt auch dieses Werkzeug B's. arbeitet, (III, 1.), die Herzogin vernichtet schnell wieder die Frucht dieser Bemühung, indem sie die Königin mit einem allgemeinen Aufruhr bedroht (III, 2.), und der franz. Gesandte erhält seine Pässe, wenn nicht eine ganz besondre Wendung eintritt. Diesmal ist selbst B. in Sorgen, und er tritt, dies einzige mal im ganzen Stück, aus der ruhigen Heiterkeit und dem Gefühl der Ueberlegenheit heraus, womit er bisher den schwierigsten Verhältnissen entgegengetreten war. Je suis perdu, schreibt er in Hast an Abigail (III, 3.), venez à mon aide! je vous attends, il y a va de notre salut à tous. Er kommt dadurch, daß Abigail, ohne der Königin Erlaubniß abzuwarten, ihn einläßt, bis zur Königin (III, 6.). Er erschöpft seine Beredtsamkeit, alles Elend zu beschreiben, das für England aus der Fortdauer des unseligen Krieges hervorgehe. Alles umsonst, bis er durchblicken läßt, daß die Herzogin nur um ihren Gemahl fern zu halten und um desto ruhiger einer Liebesintrigue mit M. pflegen zu können, sich so eifrig um die Fortsetzung des Krieges bemüht. Das verfängt. Es ist ein Zufall; denn B. bemerkt erst jetzt die stille Neigung, die auch im Herzen der Königin für M. glimmt. Dieser Zufall führt, den Gesetzen des Lustspiels ganz angemessen, die Peripetie herbei. Was keine Zusprache Bolingbroke's, keine politische Erwägung bei der Königin vermochte, das bewirkt die Entdeckung, daß die Fortsetzung des Kriegs die Intrigue einer Nebenbuhlerin bei M. sei. Nun ist sie entschlossen, den Friedensanträgen Gehör zu geben, und zum erstenmal wagt sie in Gegenwart der Herzogin, welche die Pässe des Marquis bringt, zu sagen: je lirai, j'examinerai, ehe sie unterzeichnen will (III, 7.). Diese Worte bilden den Wendepunkt der Handlung, die Peripetie. Mit triumphirender Miene sieht B. am Ende des III Aktes, wie die Herzogin mit den nicht unterzeichneten Pässen abgehen muß. Nur die arme Abigail muß noch, ehe der Vorhang fällt, von der Königin erfahren, daß M. der Mann ihrer geheimen Neigung ist.

Den IV Akt eröffnet ein neuer Rückfall. Die Königin hat unterdessen, das sehen wir aus IV, 1., die Pässe doch unterzeich-

net. Denn die Herzogin hatte den königlichen Willen vermittelst der Bill wegen Rückberufung der Stuarts noch einmal umgelenkt. Sie erfährt im Gespräch mit M., daß er es ist, der B's Vetter im Duell getödtet hat; sie gewährt ihm die Bitte, zum Herrn gehen zu dürfen, und will ihm am Abend bei einem Stelldichein Papiere für den Herzog geben. Durch Abigail ist B. nicht nur von dieser Verabredung, sondern auch von einem zweiten Geheimniß in Kenntniß gesetzt: auch die Königin will M. heut Abend bei sich empfangen: ein Glas Wasser, das sie im Abendzirkel von M. begehren wird, soll diesem das Zeichen sein, daß er, wenn sich die Gesellschaft entfernt haben wird, zur Königin kommen darf. B. weiß beide Geheimnisse zu nützen: er enthüllt vor der Herzogin (IV, 7.) so viel, als genügt, um ihre Neugierde, ihre Eifersucht zu wecken, er nennt keinen Namen, aber um den Preis der Einladungskarte für den Marquis von Torcy sagt er ihr das verabredete Signal mit dem Glas Wasser, welches heute Abend im Zirkel der Königin die betreffende Dame von M. begehren wird. Die Herzogin ist in Feuer und Flamme. Das Gewitter ist am ausbrechen. Die Förmlichkeiten beim Empfang der hohen Gesellschaft erhalten noch einen Augenblick Ruhe — eine bange Ruhe, wie die Meeresstille, die dem Sturm vorangeht. Der Marquis von Torcy wird gnädig empfangen, und B. hat die Freude, ihn zur Spielparthie der Königin gezogen zu sehen, diese klagt über Hitze und — verlangt von M. das verhängnißvolle Glas Wasser. Da bricht die Herzogin aus, ihre Bestürzung kämpft einen Augenblick mit ihrem Zorn, der Zorn scheint zu siegen, — aber schnell ist sie gefaßt: um die Königin nicht bloß zu stellen, schiebt sie die Schuld auf die Etikettefehler, daß die Königin das Glas Wasser von einem Kavaliere und nicht von einer ihrer Damen begehrt hätte. Sie muß es nun selbst überreichen; durch B's Schadenfreude steigt ihre Wuth aufs Aeußerste, sie ergreift die Platte, sie zittert, und das Glas gleitet über das Kleid der Königin hinunter. „Wie ungeschickt!" sagt die Königin.

Herz. So hat Ihre Majestät noch nie zu mir gesprochen — nach den Diensten, die ich ihr geleistet —

Kön. Und die ich müde bin mir vorwerfen zu hören.

Herz. Ich dringe sie Ihrer Majestät nicht auf, und wenn sie lästig werden, so biete ich meine Entlassung an.

Kön. Ich nehme sie an.

Das hat die Herzogin nicht erwartet; aber das Wort der Katastrophe ist gesprochen, und es gilt, wenn der Fall unvermeid-

lich ist, wenigstens mit Anstand zu fallen, und, wenn es möglich ist, sich zu rächen. Die Herzogin nennt Masham als den Gegner des im Duell getödteten Richard Bolingbrocke, und weidet sich mit bittersüßer Rache einen Augenblick am Schmerz der Königin. So ist nun am Ende des IV Aktes B. zwar siegreich, aber seine Verbündeten stehen schlimmer als je; die Verwickelung mit M. bedarf noch der Lösung, und das Stück also des V Aktes.

Aber auch die Hauptfrage ist nur scheinbar gelöst: die schlaue Herzogin hat durch Mittelspersonen der Königin einreden lassen, daß sie mit Lord Evandale in einem Liebeshältniß stehe, und nicht mit Masham (in V, 2. nur angedeutet), und daß politische Rücksichten die Beibehaltung der alten Oberhofmeisterin dringend nöthig machten. Die Königin ist erweicht; in einer halben Stunde will sie die Herzogin zur Aussöhnung empfangen, und B. wird dann die Früchte aller seiner Kunst und Mühe nicht ärndten. Er hat dies kaum durch Abigail erfahren (V, 2.), so eilt er, die Königin zu überzeugen, daß die Herzogin doch ein Einverständniß mit M. habe, daß ihr gestriger Verrath an demselben nur Eingebung der Eifersucht gewesen, und daß sie nur deßwegen die Rückkehr in den Hofdienst so eifrig wünsche, damit sie ungehindert den Verkehr mit M. fortsetzen könne (V, 6.). Das greift durch: die Königin ist entschlossen, die Herzogin nicht zu empfangen, sie läßt ihr durch Abigail in das Vorzimmer sagen, daß über ihre Stelle schon verfügt sei, und daß sie die Schlüssel ihres Amtes sofort herauszugeben habe. Die Ueberbringerin dieser Botschaft, das erfahren wir gleich nachher (V, 6.), soll auch die Nachfolgerin der Herzogin werden, und B's Anerbieten, ein neues Ministerium zu bilden, wird angenommen (V, 5.). Nur Masham's Lage ist bedenklich. Seit die Königin von seinem Einverständniß mit der Herzogin überzeugt ist, hat sie keine Gnade mehr für ihn: je veux, qu'il soit puni, condamné, je le veux. Il vous a privé d'un parent que vous aimiez, et puis, la duchesse sera furieuse. Aber am Gängelbande der Leidenschaft führt B. auch diesmal die Königin mit geschicktem Finger, wohin er will. Die Herzogin, sagt er, wird nicht wüthend sein, im Gegentheil hocherfreut; sie seien Todfeinde, seit M. ihr bekannt, daß er nicht sie, sondern eine andere hohe Dame des Hofes liebe, deren Namen er nicht sage. Das stimmt die Königin gut: sie spricht nicht weiter von M's Bestrafung, sie willigt in alle Vorschläge B's, und dieser kommt den Wünschen der Königin entgegen durch die Veranstaltung eines „Verhörs,“ das die Königin heut Abend mit M. vornehmen

soll, spät und insgeheim, „weil es nicht kundbar werden darf, daß B. seinen Gefangenen mit Jemand verkehren ließ.“ Von außerordentlich komischer Wirkung ist nun diese nächtliche Zusammenkunft (V, 7.), deren eigentliche Natur sich Anfangs unter der Maske einer staatsdienstlichen Botschaft verbirgt; die Papiere, welche die Königin leichthin unterzeichnet, sind Nichts geringeres als die Ernennung B's. und seiner Kollegen, die Auflösung des Parlaments und die Eröffnung der Friedensvorberathungen. Bald aber beginnt das Verhör: M. bricht in Liebesbetheuerungen aus, welche die Königin auf sich bezieht, ohne zu ahnen, daß sie der hinter ihr stehenden Abigail gelten. Aber ehe die Erklärung vollendet wird, hört man kommen — die Herzogin hat die nächtliche Zusammenkunft erspäht, sie will ihre Rache nehmen, jetzt kennt sie keine Rücksicht mehr. Kaum ist noch M. auf dem Balkon geborgen, so bringt die Herzogin herein mit mehreren Herren ihrer Partei; unter dem Vorwand, eine politische Nachricht von großer Wichtigkeit zu bringen, durchspäht sie das Zimmer — der Gesuchte kann nur auf dem Balkon sein — unter dem Vorwand, die Volksbewegung von draußen hörbarer zu machen, öffnet sie, und — M. tritt hervor. Die Königin glaubt sich unrettbar, aber Abigail fällt ihr zu Füßen — „ich habe ihn heute Nacht empfangen.“ Bolingbroke, von der Herzogin zur Rede gestellt: „ich ließ meinen Gefangenen, gegen Ehrenwort, Abschied nehmen von Abigail Churchill, seiner Frau.“

So ist Alles gerettet; M. und Abigail müssen sich, „aus Ergebenheit für die Königin,“ für Mann und Frau erklären, Marlborough wird zurückgerufen, Europa soll den Frieden haben, Bolingbroke ist Minister — Alles Dank einem Glas Wasser.

Man sieht, die Handlung dominirt da überall und reißt alles Interesse an sich. Aber wer das Stück wieder lies't, und nun die Freiheit gewinnt, seine Aufmerksamkeit, von der Handlung weg, mehr auf die Darstellung der Charaktere zu wenden, der wird auch da Befriedigung finden.

Der Charakter der Königin faßt sich zusammen in dem Worte „faiblesse“ (Bol. V, 2.), und wird erst interessant durch die Mannigfaltigkeit der Formen, unter welchen diese Schwäche auftritt: als Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen (V, 2.), oder einen gefaßten Entschluß auszuführen (II, 2.), als Gutmüthigkeit,

die nicht zürnen kann (III, 6.), als Wankelmuth und Unzuverlässigkeit (II, 2.), wo sie den Brief B's, ihren Versprechungen zuwider, der Herzogin zeigt; als Eitelkeit (III, 1. IV, 8.), wo sie als Werk ihrer Willenskraft anrühmt, was ein Ergebniß ganz anderer Faktoren ist. Aber ihre Energie gegen Ende des Stücks? Die offenbart erst vollends ihre ganze Schwäche: denn alle Kraftäußerung von dem kühnen Wort j'examinerai an (III, 7.), bis zur Abdankung der Herzogin (V, 4.), sind lediglich Wirkungen der Eifersucht. Die Eifersucht allein vermag Entschlüsse hervorzubringen, und nur im Dienste dieser Leidenschaft werden sie zu Handlungen. Dieser völlige Mangel an Willenskraft tritt desto stärker hervor durch den Kontrast, welchen die Hauptpersonen dagegen bilden.

Die Herzogin und Bolingbroke entwickeln gleich großes Talent. Sie würden, wären sie vereint [sagt B. II, 10.], die Welt regieren. Der Hauptmaßstab für ihre Handlungen ist die Zweckmäßigkeit, der Hauptzweck ist Besitz der Gewalt, welche die Herzogin zu bewahren, der Lord zu erringen strebt. Mit einiger Vorliebe wird der Letztere, als Held des Stückes, noch mit besonderen Vorzügen ausgezeichnet, namentlich mit dem liebenswürdigsten Humor, welcher Frucht und Samen seiner Ueberlegenheit über die Ereignisse ist. Aber in der Hauptsache ist er Staatsmann par excellence, und ordnet jede Rücksicht dem politischen Interesse, d. h. nach den Grundsätzen eines Parteimannes dem Vortheil seiner Partei unter. Seine Ehe mit einer Dame von der Whigpartei war ihm Anlaß gewesen Tory zu werden (I, 2.), und den Tod eines Vetters benutzt er zu einer Operation gegen das Ministerium (II, 6.). Das „par tous les moyens possibles,“ was er I, 6. ausspricht, ist ganz bezeichnend, obgleich es gemildert wird durch I, 4. wo er von der Unterordnung unter ein höheres Walten redet: le talent n'est pas d'aller sur les brisées de la Providence et d'inventer des événements, mais d'en profiter. Nur dies eine Mal, in der kurzen aber schönen Scene I, 4. berührt der Dichter die religiöse Seite des Helden, den seine Zeit für einen Atheisten erklärte, weil er vom Christenthum nur die ursprünglichen Lehren seines Stifters annahm. Seine stärkste Seite ist die unverzagte Ausdauer in schwierigen Lagen. Niederlagen beugen ihn nicht, sie verdoppeln seine Thätigkeit: wenn es ihm mißlang, bei der Herzogin die Anstellung der Abigail zu erlangen, so geht er zur Königin (II, 1.); wenn er hier nicht zugelassen wird, so hinterläßt er ein im Wartsaal geschriebenes Billet, das seine Wirkung

nicht verfehlt. In allem diesem ist ihm die Herzogin gewachsen, sie kämpft mit gleichen Waffen, und er erliegt so oft als sie. B. selbst charakterisirt sie treffend I, 3. une femme à l'esprit femme, résolu et audacieux, au coup d'oeil juste et prompt, qui vise toujours droit et haut, c'est Lady Churchill, Duchesse de Marlborough, plus grand général que son mari lui-même, plus adroite qu'il n'est vaillant, plus ambiteuse qu'il n'est avare, plus reine enfin que sa souveraine, qu'elle conduit et dirige par la main, la main qui tient le scepter. Und I, 6. une femme de tête et surtout d'exécution. Elle ne menace pas, elle frappe. Einer der gelungensten Striche in der Zeichnung der Herzogin ist IV, 8. die Geistesgegenwart, die hohe Gewalt, mit welcher sie ihren Zorn soweit beherrscht, daß sie, um die Königin nicht ärger zu kompromittiren, ihre Entrüstung auf einen Etikettefehler schiebt, während sie später, V, 8., wo sie nichts mehr zu verlieren hat, solche Schonung nicht mehr kennt. Wie gesagt, sie ist eine würdige Gegnerin Bolingbroke's — bis die Eifersucht sie verblendet. Da ist der schwache Punkt, an welchem sie das Schicksal ergreift, dem sie unterliegen muß.

Abigail und Masham sind untergeordnete Rollen; wie einflußreich auch ihr Liebesverhältniß auf den Gang der Handlung ist, so sind sie doch überall mehr Objekt als Subjekt derselben. Sie, harmlos, naiv; in ihrer Liebe zu M., ächt weiblich, alle Interessen zusammenfassend, für sie aller Opfer fähig (II, 4. IV, 4.); hin und her geworfen vom Wechsel der Ereignisse, auf welche sie nur im Dienste B's Einfluß hat. An der Eifersucht, diesem Sauerteig unseres Stücks, der die Masse in Trieb und Bewegung setzt, an der Eifersucht muß auch Abigail Theil nehmen, wie sie bei der Liebe betheiligt ist; aber ihr Antheil ist von beiden ein schöner; es würde dem Charakter zarter Weiblichkeit schaden, wenn sie positiv handelnd aufträte, da, ihrem ganzen Wesen nach, das Ziel ihres Handelns nichts andres als die Verbindung mit M. sein könnte. Masham ist ein junger Fähndrich, voll Zärtlichkeit für seine Geliebte, harmlos wie sie, ritterlich und ohne Falsch, eine passende Folie für Bolingbroke's Absichtlichkeiten und durchtriebenen Weltsinn.

Fragen wir, wie sich dieses Dichtwerk zur Geschichte verhalte, so wird Niemand eine ängstliche Uebereinstimmung in allen Einzelheiten verlangen. Die Verhältnisse im Ganzen, und zum Theil auch die Personen, sind historisch getreu, und das Stück ist somit

auch von geschichtlichem Werth. Bolingbroke's Charakter, als ehrgeiziges Parteihaupt, ist ganz der Geschichte getreu gezeichnet: er bekennet in seinen geheimen Memoiren offen, daß ihm beim Eintritt in den Staatsdienst die künftige Karriere der Leitstern in allem Thun gewesen sei. Die schöne Sarah Jennings war Ehrendame und Favoritin der Prinzessin Anna gewesen: sie blieb in dieser Stellung auch nachdem sie 1680 den Gardeoffizier John Churchill, späteren Herzog von Marlborough geheirathet hatte. Als Anna 1702 auf den Thron kam, stieg auch die Herzogin; sie wurde Oberhofmeisterin und führte thatsächlich das Scepter. Ein Paar Handschuhe, die sie der Königin nicht abtreten wollte, soll der äußere Anlaß ihrer Ungnade gewesen sein, woran sich, wie in unserem Stück an das verschüttete Glas Wasser, der Fall der Whigs, der Sieg der Torypartei und die Friedensunterhandlungen knüpften. Eine Lady Masham nimmt in der Gunst der Königin die Stelle der gefallenen Herzogin ein. Der Dichter hat, während er die geschichtlichen großen Wirkungen aus kleinen Ursachen entstehen ließ, nur eine Form für die letzteren erfunden, die mehr Interesse und bessere Gelegenheit zu dramatischer Verwicklung bietet. Er läßt die Königin als jung, schön (I, 3.) und unverheirathet erscheinen, um sie zur Intrigue mit Masham verwenden zu können. Die historische Anna dagegen hatte schon 1683 den Prinzen Georg von Dänemark geheirathet und mit ihm 19 Kinder gehabt, welche alle vor ihr starben. In der Zeit, in welche wir das Stück setzen müssen, war die Königin mindestens 47 Jahr alt. Diese Zeit ist übrigens nicht genau zu fixiren: der Dichter zieht, wozu er befugt ist, die Ereignisse mehrerer Jahre auf den kurzen Zwischenraum weniger Tage zusammen. Denn obgleich er die Gesetze der Einheit von Zeit und Ort nicht mit der ganzen Strenge der altklassischen Bühne befolgt, so will er sich doch nicht zu weit davon entfernen. Die Handlung spielt im Palast St. James, aber während die 4 ersten Akte im Empfangsaal vor sich gehen, führt uns der letzte in das Gemach der Königin. Die Dauer der Handlung umfaßt eine Woche, wenn man zu den 5 Tagen, welche ungefähr die 5 Akte ausfüllen, noch die zwischen II und III verflossenen 2 Tage rechnet (III, 1.). In diesen wenigen Tagen erscheinen Ereignisse von 1710 (die Auflösung des Parlaments V, 5.), 1711 (die Einnahme von Bouchain III, 6., die Rückberufung Marlboroughs V, 8.), und 1712 (die Einnahme von Denain und die Vorberathungen zum Frieden von Utrecht VIII, 8.), theils als so eben geschehen, theils als unmittelbar bevorstehend.

Als eine geringere Abweichung von der Geschichte ist es noch zu erwähnen, wenn Bolingbroke die Niederlage der Franzosen bei Malplaquet (III, 6.) ihrem unfähigen Anführer Villeroi zuschreibt: Villeroi war bei Ramillies (1706) an der Spitze von 60,000 Mann von Marlborough und Prinz Eugen geschlagen worden, aber zu Malplaquet befehligte Villars die Franzosen. Ein ähnliches Quidproquo enthält I, 4., wo Bolingbroke sagt, der Krieg, der jetzt Europa entflammte, sei durch das bekannte Fenster von Trianon veranlaßt worden, das Louvois gegen Ludwig XIV. vertheidigte: eine Anekdote, die ja nicht zum spanischen Erbfolgekrieg, sondern zum Orleans'schen Kriege (1688) gehört. Aber sie paßt so gut in diese vortreffliche 4te Scene des I Aktes, daß es Schade wäre, wenn der Dichter hier von ihr nicht Gebrauch gemacht hätte. Ob Richard Bolingbroke und sein Zweikampf mit Masham bloße Erfindung sei oder historische Wahrheit habe, läßt sich weder aus B's geheimen Memoiren, noch aus der „geheimen Geschichte der Königin Anna" ermitteln: aber Thatsache ist, daß Herr St. John im Jahr 1712 den Titel Lord Bolingbroke erhielt. Also auch hier, so weit sie an ein Dichtwerk zu verlangen ist, historische Wahrheit. Geschichte müßte — wenn zum Schluß noch eine methodische Bemerkung für den Schulgebrauch erlaubt ist — überall, wo das Drama zugleich Geschichte ist, hervorgehoben und detaillirt gegeben werden: sie liefert, neben der Grammatik, die besten Stoffe zu Sprachübungen. Die Lektüre des Stückes aber dürfte — experto crede Ruperto — nicht kursorisch sein. Wenigstens müßten besonders gehaltreiche Auftritte (wie I, 4. II, 2. rc.) oder einzelne Akte, wenn man nicht Zeit zum Ganzen hat, schriftlich ins Deutsche, dann wieder schriftlich ins Französische übertragen und so weit eingeprägt werden, daß sie, mit dem deutschen Text vor Augen, leicht französisch wiedergegeben werden könnten.

Karlsruhe.

Dr. Lamey.

Die Reste des Altfriesischen auf der Insel Wangeroge.

Das Volk der Friesen hat seine alte Freiheit und seine alte Sprache verloren. Seine Freiheit hat es im Kampfe gegen die Fürstengewalt eingebüßt; seine Sprache ist in den Theilen Frieslands, welche an Deutschland gefallen sind, von dem Niederdeutschen überwunden und verdrängt; in Westfriesland, das an Holland kam, bedeutend von dem Niederländischen beeinträchtigt worden, die Sprachen haben aber ein zähes Leben und sterben erst nach einem Jahrhunderte langen Todeskampfe; selbst dann, wenn das Leben völlig entflohen zu sein scheint, zuckt bei genauer Betrachtung hie und da eine Faser, welche die Spuren eines leisen, verborgenen Lebens verräth. Ich spreche hier nicht von den Elementen, welche eine siegende Sprache zu ihrer eigenen Sättigung aus der überwundenen aufnimmt, sondern ich meine die Reste einer Sprache oder eines Dialektes, die sich ein selbstständiges Leben bewahrt haben, mag es so kümmerlich sein wie es will. Daß der friesische Dialekt das Niederdeutsche hat bereichern und ergänzen müssen, ist gewiß — man braucht nur einen Ostfriesen sein Platt sprechen zu hören um sich davon zu überzeugen; daß er aber noch in der nordwestlichen Ecke Deutschlands blüht, oder wenn dieser Ausdruck zu stark sein sollte, noch lebendig wurzelt, ist vielleicht nicht allgemein bekannt. Diese beiden Punkte sind das sogenannte Sater- (Sagter- Sagelter-) Land und die Insel Wangeroge; beide dem Großherzogthume Oldenburg angehörig. Das erste liegt ungefähr in der Mitte der westlichen Grenze Oldenburgs und umfaßt drei Kirchspiele, deren Einwohner außer ihrer Sprache noch verschiedene Eigenthümlichkeiten und Sitten haben. Die Insel Wangeroge fängt bekanntlich die Reihe der Inseln an, welche sich längs der Küste der Nordsee hinziehen und ist in neuerer Zeit durch das daselbst errichtete Seebad auch in einem weitern Kreise bekannt

geworden. Dieser Fleck Landes oder vielmehr Sandes mit seiner höchst kümmerlichen Vegetation, nur 1 Stunde lang und 1/4 Stunde breit, bietet zwar einen gesunden, aber sonst traurigen und einsamen Aufenthalt für die ungefähr 400 Menschen, die denselben bewohnen. Nur einige Fuß über der Meeresfläche erhaben ist die Insel in einem ewigen Kampfe mit den Wellen begriffen, denen sie mühsam ihre Existenz abringt und am Ende wohl zum Opfer bringen wird. Denn der trostlose Ausgang des Kampfes läßt sich nach den Erfahrungen, die man seit Jahrhunderten gemacht hat, voraussehen. Der Umfang der Insel ist nämlich zusehends von Jahr zu Jahr kleiner geworden, und gegen diese Abnahme leistet eine schwache Kette von Dünen, welche die Nordseite bekränzen, und die künstlichen Hülfsmittel, die man angewandt hat und noch anwendet, nur geringen Schutz. Sie sind wenigstens nicht im Stande, große ungewöhnliche Fluthen abzuhalten, wie sich dies im October des vorigen Jahres gezeigt hat, wo die Wogen an einer schwachen Stelle durchgebrochen sind und gleich über die Insel sich ergossen haben. Die ältesten Einwohner erinnern sich der vormaligen Größe noch recht wohl und wissen zu erzählen, wie sie in ihrer Knabenzeit weit westwärts in die Dünen gegangen sind, um dort Möweneier zu suchen. Und diese Dünen sind mit Ausnahme der wenigen, die sich gleich unmittelbar hinter den Häusern des Dorfes befinden, das am Westende gebaut ist, weggeschmolzen wie die Einwohner sagen. Wenn die Natur nicht selber Hülfe schafft, wozu jetzt eine schwache Hoffnung durch die Bildung eines neuen Riffes vorhanden ist, das sich längs der Insel aufwirft, so ist sie unrettbar verloren und damit versinkt wieder ein Sitz des friesischen Dialektes. Daß dieser sich hier so lange hat halten können, begreift man, wenn man die Abgeschiedenheit der Insel von allem Verkehr denkt, die zur Winterszeit manchmal 1/4 Jahr alle Communication mit dem Festlande entbehrt und auf sich selbst beschränkt wird. Aber auffallend bleibt es dennoch, wie grade diese Insel das Altfriesische zu bewahren gewußt hat, während ihre Schwestern es verloren haben. Es verschwindet aber auch hier mehr und mehr, so daß eine Großmutter mir klagte, sie werde von ihren Enkeln (bênsbêner) nicht überall mehr verstanden.

Die Sprache der Saterländer ist mir aus eigener Erfahrung nicht bekannt. Während meines diesjährigen Aufenthalts in Wangeroge habe ich mich mit dieser Großmutter, einer noch ziemlich rüstigen Frau von 72 Jahren vielfach unterhalten

und meine Kenntniß des Dialekts aus ihrem Munde geschöpft; denn es braucht wohl nicht erinnert zu werden, daß die Sprache nur im Munde des Volks und nicht in der Schrift lebt. Ich kann daher die Richtigkeit des Nachfolgenden nur insoweit verbürgen, als diese Frau mir es richtig vorgesagt hat und ich es richtig gehört und nachgeschrieben habe, wozu ich vielleicht, da nur wenige Stunden davon meine Heimath ist, befähigter bin, als irgend ein anderer aus Mittel- oder Süddeutschland, der sich dieser Mühe unterziehen wollte.

Es ist überall schwer die Laute einer Sprache, die nur gesprochen wird, genau wiederzugeben; diese Schwierigkeit aber wird noch erhöht, wenn, wie es bei den Einwohnern der Insel der Fall ist, die Vokale so gedehnt und gezogen werden, daß ihr ursprünglicher und wahrer Klang erst durch mannigfache Vergleichung hergestellt werden kann. Daß ich stets das Richtige getroffen habe, und daß mir namentlich die Scheidung der langen und kurzen Vokale gelungen ist, bezweifle ich selbst. —

Die kurze Zeit, die ich auf der Insel verlebte, hat es mir unmöglich gemacht, den ganzen Sprachschatz kennen zu lernen und alle Eigenthümlichkeiten aufzufassen; ich glaube jedoch hinlänglich unterrichtet zu sein um den Beweis führen zu können, daß der Dialekt ein Abkömmling des alten Friesischen ist. Daß er es rein, unverfälscht und ungeschmälert ist, läßt sich nicht erwarten, da fremde Einflüsse störend eingewirkt haben und überhaupt eine Sprache, die noch gar keine oder nur eine geringe Festigkeit durch die Schrift gewonnen hat, in ewiger Veränderung und Bewegung begriffen ist, sie sei so unmerklich wie sie wolle.

Der Consonantismus hat nur wenige Veränderungen erlitten. Von der Lautverschiebung, die das Hochdeutsche erfahren hat, ist das Friesische wie das Plattdeutsche unberührt geblieben. Der Wangeröger hat sogar sein asperirtes th festgehalten, wie es das Altfriesische gehabt hat und das Englische noch hat, das aber in allen übrigen deutschen Dialekten verschwunden ist. Nur zwei Veränderungen verdienen namhaft gemacht zu werden. Diese betreffen die Buchstaben r und n; r wird nämlich innerhalb eines Wortes manchmal ausgestoßen oder mit dem folgenden Consonanten assimilirt, und eben so wird d wenn es auslautet, abgeworfen. Der letztere Fall — auch der erste — hat zum größten Theile eine Verlängerung des vorhergehenden Vokals bewirkt, eine Erscheinung, die sich auch im Niederdeutschen findet.

Der Vokalismus, der im Altfriesischen selbst schwankend und wechselnd ist, hat eine größere Umbildung erfahren müssen. Wenn Jakob Grimm es dem Altfriesischen (Gr. 1. S. 414. 3. A.) zum Vorwurf macht, daß es durch die allzu sehr ausgedehnte Herrschaft des e im Nachtheil gegen die übrigen Dialekte stehe, so kann dieser Vorwurf nicht mehr vom Neufriesischen gelten, indem es meistentheils das kurze e in i, das lange e in ei hat übergehen lassen. Und diese Veränderung ist eine der hauptsächlichsten. Sonstige Uebergänge a in o, von ia in iu, das Abspringen einzelner Wörter, lassen sich am besten nachweisen, wenn wir die Vokale einzeln durchgehen, wo wir zugleich auch Gelegenheit haben die Uebereinstimmung zu zeigen, die zwischen dem Altfriesischen und Neufriesischen statt findet.

Kurze Vokale.

a.

sax (altfr. sax, culter); kallu (g) (kal, kalu, calvus); magge (maga, stomachus); gat (gat und jet, niederd. gat, foramen); path (path, ags, semita): salt (salt, salsus); hi lapt (hlapt, currit); flax (flax, linum); flask (flask, caro); glag (Qualle, Meduse); far (fara, fore, ante, pro); ass (axis); lass (salmo); narri (cicatrix); rap (up de tût, maledicus, niederd. rapsnût't); makin (makia, facere); sparin (sparia, parcere); klagin (klagia, queri); be-talin (talia, numerare [pecuniam]); wackin (excitare); halin (halia, arcessere); fallen (falla, cadere); half (half, dimidius); hals (hals, collum); rabbe (cancer); glanzen (splendere); bannen (barna, berna, flagrare); fladder (Fladen, in oïfladder Pfannkuchen, flarda); swalluk (hirundo); annelf (andlova, undecim); sparder (eiserne Hacke); arrit (Erbsen); rakker (carnifex); bladder (folia, bled); hasse (hasa, lepus); pask (Ostern, pascha); wedder-gall (arcus coelestis); bab (be) (pater); naggel (navla, umbilicus); katte (katte, felis); watter (weter und water, aqua); thakke (ramus).

a = e.

fat (fat, pinguis); an (anas); han (gallina); thanken (Prät. thocht, thanka, cogitare); kannen (kanna, cognoscere); thakke (thekke, tectum); hammin (hamede, hamethe, indusium); frammid (framd, peregrinus); warld (warld, mundus); ladder (hlådder, scala, niederd. ledder); trachter (niederd. trechter, infuntibulum).

Vor r und folgendem Consonanten wird a auch zu e in therms, (therm, intestina).

Die Eigenthümlichkeit des Altfriesischen (und Angelsächsischen) das a vor m und n in o übergehen zu lassen, hat auch das Neufriesische bewahrt. Ich lasse daher gleich o folgen.

o.

mon (mon und man, vir); lom (lom, claudus); kronk (kronk, aegrotus); homer (homer, malleus); monech (monech, multus); ongst (ongost, angor); thonken (thonkia, gratias agere); sponnen (sponna, spanna, tendere); du stondst, hi stond (stas, stat); donzen (saltare); slonk (gracilis); blonk (nitens); sponge (fibula); lon (g) (long, longus); hondeln (agere); rom (niederd. ram, aries); rom (niederd. kramm, spasmus); plonten (plantare); swomp (spongia); dronk (nuptiae).

Organisch möchte es sein in

kroch (krocha, olla); olli (olie, oleum); om (om, spiritus); strotti (strot, guttur); slot (slot und slet, claustrum); hol (hol, cavus); knop (knop, bolla); forst (forsta, princeps); grot (ptisana); knot (nodus), mos (muscus); hof (hof, aula, namentlich der Kirchhof); bob (be) (matertera); rocki (nebula); nochtem (jejunus); hosten (tussire); kokkin (koka, coquere); bloken (floka, fluchen).

o vertritt vor m und n auch e.

onkel (niederd. enkel, talus); wonn (si); swommen (natare, niederd. swemmen); ommer (situlus).

e.

elt (elte, fortis); teft (tefta, post, hinter); fest (fest, pugnus); mem (mater); enk (avunculus); vep (patruus); dette (soror); hêl-kers (tha helega kerstestede, Weihnachten); bledder (vesica); bletrig (sordidus); drempel (drempel, limen); venn (mucus); lemmeln (acies cultri, niederd. lemp); kletsen (currere); wege (Weisbrod); kendel (granum); hemmel (coelum); brengen (Praet. brôd, — brenga, afferre); jedder (ubera, niederd. jüdder); jerssen (Gerste); wettel (radix); meln (mola); thekken (thekko, tegere).

e dem angelsächsischen ä gleichstehend.

gers (altfr. gers und gres, angs. gärs, gramen); gled (gled, laevis); reth (reth, rota); edder (edre, mane); greft (gref, angs. gräf, sepulcrum); neck (hnecka, cervix); vet (angs. fät, vas); sed (angs. säd, satur); scherp (scherp, acer); nedel (nedle, acus); brûdelnedel (Strickzeug); edder (eddere, vena); teffel (tefle, mensa); kreft (kreft, facultas); gles (vitrum); erg (pravus); sek (saccus); esk (cinis); benn (Barm, Hefen); lekin (leken linteum); helm (culmus); lechin (hlaka, ridere); beth-môder (obstetrix, beth [balneum]); hebbe (hebbe, hebeo); fent (puer).

i

hat im Umfang gewonnen, weil es sehr häufig das altfriesische e vertritt, welches indeß selbst schwankend ist.

ik (ik, ego); lit (lith und lid, membrum); sil (skil, debet); stiller (stil, caules); ili (callus, = ili [planta pedis])?; hini (hini, ejus); him (him, eum); irde (irthe, terra); *finger* (finger, digitus); *hingst* (hengst und hingst: das Wort Pferd findet sich nicht bei den Wangerögern); *hil*

(infernus, hille); *hil* (engl. heel, calx); *thicht* (thikke, densus); *wids* (widse, widzie, cunae); *knickel* (knokle, articulus); *finster* (tempora), *finster* (finestre, fenestra); *krin* (g) und *rin* (g) (hring corona hominum und annulus); *tiln* tollere, tilla); *lidsen* (lidsia, ponere); *lidsen* (*leich*, *lin*, jacere lidsa, lidsia); *middi* (middi, meridies); *thwingen* (thwinga, cogere); *snithern* (sneith, snithin, snitha, secare); *lithern* (onerare); *thitzel* (carduus); thitzelbôm (temo, niederd. disselbôm); *kittig* (celer); *finderk* (papilio auch niederd.); *blin* (caesus, blind); *ippin* (epen, angs. yppe, apertus); *kinbak* (kinbaka, mentum); *ribbe* (costa, rib, reb); *bicht* (beicht, confessio); jiks (usquam niederd. ichts); *livver* (jecur, livere); slikken (lambere); *siln* (vela dare); *stiln* (stela, furari, Conjug. du stellst, hi stelt, wi stillert; stôl, stilin); *mitten* (meta, metiri); *stirven* (sterva mori); *quiddem* qua-quithin: sermocinari, queda, quetha); *lissen* (lesa, legere); *tridden* (treda, ingredi); *bidden* (bidda, precari); *stikken* (steik, stikin, pungere, steka); *grivven* (greva, fodere); *driggen* (draug-drin-portare, drega und draga); *sitten* (sitta, sedere); *witten* (wita, weta novisse; Conjug.: ik weit, du wetst, hi wett, wi wittert); *brikken* (breik, brikin, frangere breka); *nimmen* (nima, nema, capere); swillen (swella turgere); *vergitten* (urieta, forieta, oblivisci); *hilpen* (helpa, hilpa, opitulari); *birgen* (condere); *rint* (rent, pluit); *rigge* (hreg, reg, dorsum); *litti* (serus, let); *fridder* (fretho, pax); *tsjittel* (ketel, zetel, tsietel, ahenum); *tsjilm* (baptisma); *milli* (mel, farina); linni (reclinatorium, hlen, len in-len-bed); binni (tabulatum); *fidder* (penna); *riddin* (equitare); *besippin* (ebrius); nierken-*smirri* (smera, adeps renium); libbelbior (Verlobungsbier); nist (nidus); slipin (trahere); herdiller (deorsum, dela); tirrin (consumere); nims (nimmen, nemo); sinup (sinapi); hissen (instigare, hetzen).

u.

tusk (dusk, dens); *gungen* (gunga, ire); *kummen* (kaum, kimmin, venire, kuma, koma); *sun* (sunne, sol); *ul* (ulle, lana); *jum* (vos); turf (turf, caespes); *durn* (dure, porta); *burgen* (borga, mutuari); *kurf* (corbis); *surgen* (surare); *snurken* (stertere); *kurren* (increpitare); *wunin* (wona, wuna, habitare); *thrukken* (thrikka, drukka, premere); *wunsken* (desiderare); *stummern* (balbutire); *wuxen* (Partic. von waxen: waxa); *lucht* (aer); *thust* (sitis, altfr. adj. thorstig, torstig); *thunder* thuner, tonitru); *bunker* (bunke, ossa); *hunne* (hona, gallina); *thunning* (gena); tunne (tunne, tonne, dolium); *huft* (coxa); *wunt* (digitabula); *pudde* (bufo); *husse* (tibiale, niederd. hase); *nutte* (nux); *nuk* (singultus); *hunig* (hunig, mel); *druppuk* (gutte, driapa); *brugge* (bregge, brigge, pons); *judder* (Judaeus); *fulle* (pallus equi); *mutte* (sus); murru (adeps suillus, niederd. swinsrösel, angs. hrysel, altf. rusel; *ruvve* (crusta vulneris); ik *mut*, wi *muttert* (debeo, debemus, mot); *rust* (aemgo); *thunsdi* (thunresdi, dies Jovis); *sundi* (*sunnandi*, dies solis); *numme* (noma, nomen); wut (quid, hwet).

Die Wangeröger haben außerdem noch einen Vokal, dem ich nicht unter den übrigen eine Stelle zu geben weiß. Er schwankt zwischen e und i. Zu seiner Bezeichnung habe ich y gewählt.

wyf (wif, mulier); *wydu* (wide, vidua); *wyku* (wike, hebdomas); *wyven* (texere); pyper (piper, piper); *pyrre* (pyrum); *hyver* (avena); ryken (computare, rekenia, reknia); snythu (serra).

Die Brechung iu vor ht, die dem Altfriesischen eigenthümlich ist, findet sich auch noch auf der Insel. Ich will später alle iu zusammenstellen.

Lange Vokale.

Das lange â ist als verschwunden zu betrachten. Es ist meistens zu ô und ê geworden. Es kann indeß möglich sein, daß sich einzelne Wörter mit langem â unter die mit kurzem a verirrt haben, und daß Wörter, denen ich ein zweifelhaftes â beilegen muß, wie z. B. nâse (altfr. nose) wirklich mit einem langen â gesprochen werden, im Ganzen wird meine Behauptung doch feststehen.

ê.

ê = â vor r, das häufig ausgestoßen wird, wenn ein Consonant darauf folgt.

hêr (her, capillus); *jêr* (ier, annus); *dêr* (ibi, ther, der *wêr*-segger (vates); *êrm* (erm, arm, brachium) *bên* (barn, bern, infans); *bêd* (berd, bird, barbe); *jên* (Garn).

---

stêt (stert, stirt) cauda; *hên* (hema, angulus); *mên* (tempus matutinum, morn); *jên* (jen, contra); *gêrn* (gerne, libenter); *grên* (grene, viridis) *hêrfst* (herfst, autumnus); *kêd* (kede, vinculum); *bêd* (frustum); *trêd* (gressus); *dêrd* (animal); *prê* (Burrey); *kastên* (avis aliqua); *verthrêdelk* (stomachosus); *wêr* (ubi) *wêrweg* (quo?) *lê* (fala); *schêden* (skedda, schedda, quatere); *sên* (serere); *klêren* (von Hühnern, die im Sande scharren); *flêren* (delatorem esse); *hêren* (hera, hora, audire).

î.

dî (di, dies); knî (kni, kne, genu); spî (saliva); spîen (spia, vomere); ik mî (mi, possum); brî (puls); îm (apis); swîn (sus, swin); lîk (lik, aequalis); pîsel (pisel, camera); trîse (trise, caseus); kîr (vaccae); sîl (velum); fîr (fir, fer, remotus); rîn (pluvia, rein); sîth (sericum); stîf (rigidus); nîdel (neil, unguis) wît (hwit, wit, albus); sîsen (sîa, suere); schîni (crus); wîteln (Schellfisch); sîlich (phora, ags. seol, seolh); îrsen (irsen, ferrum); wîlig (marcidus); brîn (brein, brîn, ceretrum); brînpot (calvaria, breinponne); stîr (stera, stella); ik stîn (steti); tîd (tid, tempus); hîdelt (grandinit); snît (ningit); îritz, lîve, pallîk (aves aliquae); frîen (nuptiis ambire); *klîven* (bi-kliva, agglutinare); *îven* (ivin, iven, eben); *hîrd* (focus, hirth, hird); *rîten*, (reit, ritin rumpere); *tîsdî* (tiesdi, dies Martis); *frîendi* (frigendi, friendi, dies Veneris); *dîslîk* qotidia nus).

Verlängerung durch ausgefallenes d.

win (wind, ventus); *bünen* bün, bünen (binda, ligare); *bün* (vitta); schil (culpa, skelde, schild).

ô.

gôd (god, Deus); *ômel* (avia); *ôpel* (avus); *brôr* (pl. brorin, frater, brother, broer); *fôt* (fot, pes); *blôd* (sanguis, blod); *schoer* (calceamenta, sko); *ôsk* (macula, Masche); *wôn* (Buttermilch), wônsûp (Buttermilchsuppe); môn (luna, mona); mônd (mensis, mond); ôrth (aliter, otheres, ors); ôrn (einander, other, or); grôen (crescere, growa, groia); *rôt* (rad, ruber); *lôt* (plumbum, semuncia, lat); *dôv* (surdus, daf); *hô* (hâ, foenum); *mô* (ma, me, plus); *ôr* (are, ar, auris); *ôgen* (oge, age, oculus); bôr (bar, ber, baar); slôn (sla, slan, caedere); twô (duo, twa); quôd (malus, quod); nôber (vicinus); strôl (radius); môger (macer); blôsen (flare, bla); sprôk (lingua, sprake, spreka); hôfen (portus); wôghals (audax); trôn (lacrima); gôr (percoctus); jônen (oscitare); gefôr (periculum); gôrn (rete); wôrd (anas mas niederd. wârd) ôs (cadaver, Aas); pôr (Paar).

wô (quis, hwa, wa); wôk (mollis); gôs (anser f.); gôner (anser m., niederd. gant); bôvenst (supremus, bova); trôselbior (funus, niederd. troesselbêr); trôn (lacrima); ôster (ostrea, niederd. oester); pôn (Pfanne, ponne, panne); kôn (Kanne); rôg (Rocken); frôm (pius, from, fremo); kômer (camera, komer, kamer).

Verlängerung durch abgeworfenes d und r.

gôl (gold, aurum); ôl (alt, ol, vetus); kôl (kald, frigidus); kôn (frumentum, korn); thôn (spina, thorn); ôde (locus ord); dô(r)th (mortuus, dat, dath); sô(r)th (sath, sad, puteus).

û.

tût (os); *tûdiken* (osculari); *thûm* (pollex, thuma); *drûg* (siccus); *sûth* (meridies, suth); ik *dûr* (licet mihi, thura, dura); *strûf* (horridus); hin-*ûr* (trans, ur, over); *slûk* (fauces); *lûde* (clarus, hlud, lud); *krûm* curvus, krumb); *bûter* (butyrum, butera); *sûmer* (aestas, sumur); dûm (stultus, dumbe, dume), dûm-hauderd (vertiginosus); schûrschott (libella grandis); jûgel (fastigium); un-krûth (herba, krud); pûdelk (morsupium, budel); lutzûk (alauda); wûfen (latrare); brûden (stricken, niederd. breiden); hûlen (lacrimare); lûken (trahere, luka); fûgel (avis, fugel); bûgen, bôg, biggin (flectere); tûn (ecclesia und turris, weil die Kirche im Thurm ist. = turn?).

Verlängerung durch abgeworfenes d.

hûn (canis, hund); stûn (hora, stund); pûn (libra, pund); wûn (vulnus, wund); rûn (rotundus); grûn (solum, grund); sûn (sanus, sund).

Diphthonge.

J. Grimm gesteht der altfr. Sprache nur einen einzigen echten Diphthong zu, der sich in den wechselnden Formen ia, io, iu

zeige, während die andern aus aufgelösten Consonanten beständen. Der Reichthum an Diphthongen ist jetzt nicht größer geworden, sondern die Dürftigkeit ist vielmehr gestiegen. Denn ein ai habe ich nicht mehr heraushören können, wenn nicht vielleicht kai (Schlüssel, kai, kei) und die Versicherungspartikel ai (Ja, ge, ie) dahin gehören, deren Aussprache aber wie koi und oi zu lauten scheint. Au und ei, so wie iu haben ihr Gebiet vergrößert, ersteres dadurch, daß sich a und o in dasselbe zerdehnt haben, ei hat auf Kosten von e gewonnen, ia ist in den meisten Fällen zu iu geworden, in einigen Fällen zu io.

Au.

haude (caput, håved, had); *faun* (puella, fone); *blaum* (flos, blam); *bauk* (liber, bok); *dauk* (panus, dok); *naug* (satis, noch, enoch); *kaum* (venit, kom); *fiaur* (quatuor, fiuwer, fiover, fior); *sjauen* (visus, sione, siune); *klauk* (prudens); *auver* (ripa); *auf* (af); *buntrauk* (cornix); *naueu* (forare); schaufel (bacillum von Holz); ik staun (sto); *frauelk* (laetus); *saum* (pulcher); *hauk* (hamus); *kaum* (pecten); *laun* (agnus).

Verlängerung durch abgeworfenes d.

laun (terra, land, lond): *haun* (manus, hand, hond); *saun* (arena).

ei.

wein (curvus; wein); *leich* (humilis, lege, lech); *stein* (lapis, sten); weil (Spinnrad, niederd. wêl); bleik (pallidus); *scheif* (obliquus); *teiken* (signum, teken, teiken); *weit* (madidus, wet); *klein* (tenuis, klen); *dein* (factus, den); *slein* (caesus, ge-slein, slein); *heived* Partic. heved); *drein* (vertere); be-*seiken* (visere, seka); meit, in de *meit* kumen (obviam ire, meta); *deilen* (dividere, dela); *leinen* (mutari, lena, lenia); be-scheith, aufscheitth (Be-scheid, Ab-schied, be-sketh); *heid* (cutis, hede); *seil* (anima, sele); *streit* (via, strete); seid (semen, sed); bein (crus, ben); *breide* (sponsa, breid); *breidgummel* (sponsus, breidgoma); *ein* (unus, en); *pei* (soror patris); *heit* (calidus, het): *deit* (hoc, thet, dat); *scheip* (ovis, skep, schep); *eiven* (vesper, avend, aiund, ioven); *heis(e)* (dentes maxillares, niederd. kûsen); *sein* (mittere, senda, seinda); *reizel* (aenigma); *threide* (filum, thred, threide); *breif* (literae, bref): *teiven* (manere, niederd. toeven); *beith* (ambo, bethe, beithe); leid (carmen, niederd. lêd); *freigen* (interrogare, fregia); *sleipen* (dormire, slepa); *dreimen* (somniare); *leiven* (credere, leva); keim (pulcher); *oideidel* (vitellus); *breiden* (incubare ovis, niederd. broeden); *sleiten* (petere, steta); êrmsleif (Aermel); *leidert* (fulgurat); *smeik* (vapor); *pil* (sentire, fela): sweit (sudor, swet); sweit (dulcis, suet); *reiken* (dare, reka); *eil* (anguilla); *reiv* (rapa, niederd. roev); *reiden* (cousulere reda); *keimen* (pectere); *ein* (finis, ende einde); *breide* (latitudo, brede); meisel (Masern, niederd. mêsel); *meit* (metrum, mete); *leive* (canis f.) *kneisen* (sternutare); *beiten* (calefacere, niederd. boeten).

iu.

riucht (rectus, riucht) mit allen seinen Zusammensetzungen; *sliucht* (planus, sliucht); fiur (ignis, fiur); *riuken* (olere, rukia, hrena); siungen (canere, sionga); *liugen* (mentiri, liaga, liadsa); be-*driugen*, Part. bedrin (fallere, be-driaga); *fliugen*, flôg, flin (volare, fliaga); *fling* (musca); *tiug* (testis, tiuch); *diunk* (tenebricosus, diunk); *kriupen* (repere, kriapa); *siugen* (septem, siugun); *niugen* (novem, niugen); *triu* (tres, hriu); *diur* (carus, diore, diure); ver-*liusen*, Part. verlirrin (perdere, urliasa, for-liasa); *friust* Part. frisin (gelascit); *sliuse* (Pantoffel); *wiuden* (runcare, niederd. wêden); *stiunken* (foetere); *liuchter* (candelabrum); *miux* (stercus); *bliuch* (timidus); *siuk* (lues, siak adj.); *diuken* (mergere); *diupt* (profunditas, diap adj.); biure (Bühre); *biuten* (commutare, niederd. büden); stiurekêrl (carcer).

ia.

stiap (privignus, stiap); liacht (lux, liacht).

io.

spiogel (speculum, spegel); diop (profundus, diap); *schioten* (jaculari, skiata); *jioten*, — jütst, jüt — wi jiotert — gôt — gittin (fundere, giata); *bioden*, — biutst, biut, wi biodert — bôd, bittin (offerre biada); tion (decem, tian).

„Der altfriesischen Sprache entgeht die lebendige Uebung des Umlauts." Auch das jetzige Friesische theilt diese Eigenthümlichkeit. Ich wenigstens habe sehr wenige ä und ö gefunden, einige ü, die mir begegnet sind, will ich hieher setzen.

küet (sura, niederd. küt); *jüssen* (heri); dülun (hodie = dilong?); flüt (fluit, fliot); krües (crux, kriose, krus); tüerk (avis aliqua); sülver (argentum).

Ich habe wohl nicht nöthig nun noch besonders den Beweis zu führen, daß der Wangeröger Dialekt und das Altfriesische eine und dieselbe Sprache ist, da es sich aus der obigen Zusammenstellung klar genug ergibt. Ob auch in der Flexion, wie in den Lautverhältnissen und im Wortvorrath, sich dieselbe Aehnlichkeit ergibt, muß ich dahin gestellt sein lassen; vielleicht werde ich später darüber Auskunft zu geben im Stande sein.

Oldenburg.

Dr. A. Lübben.

Encore un mot sur Ronsard.

Dans un savant article consacré à l'une des victimes de Boileau, à Ronsard, on a montré l'influence de cet écrivain sur le développement de la langue poétique, et les brillantes conquêtes qu'il lui fit faire sur le génie de l'antiquité. On a fait voir que s'il prit un vol trop hardi, s'il s'abandonna sans retenue aux élans de son imagination, lui seul eut à souffrir de cet excès d'audace, tandis que la langue française dut beaucoup à ses heureuses témérités. La poésie, jusqu'alors faible et timide, s'éleva rapidement à une hauteur inconnue jusqu'alors, et s'enrichit de trésors qui, bien qu'empruntés au territoire de la Grèce ou de Rome, n'en contribuèrent pas moins à l'élever au rang où elle s'est placée depuis cette époque. Mais ce que le biographe de Ronsard ne dit pas, ce que les anathêmes de Boileau laisseraient à peine soupçonner, c'est qu'il cultiva tous les genres de poésie, épopée, épîtres, odes, églogues, hymnes, sonnets, épitaphes, madrigraux, et qu'il donne dans tous les genres des preuves d'un talent véritable. Il peut être intéressant pour les lecteurs des *Archives* de connaître, par quelques citations, ce poéte si maltraité par le législateur du Parnasse français, proclamé par ses contemporains *le rival d'Homère et de Virgile* et devenu pour la postérité l'objet du ridicule ou du mépris.

Son poëme de la *Franciade* calqué entièrement sur l'*Énéide* de Virgile, a le grave inconvénient de rappeler le plan, la marche, les épisodes et jusqu'aux divers évènements de ce dernier poëme. Quant au style, quoi qu'il soit la plupart du temps sans couleur et sans vie, il renferme quelques morceaux empreints de force, de grâce ou de naïveté. Le poéte compare des soldats rassemblés sur le rivage à des oiseaux qui volent par troupes et s'abattent tous en un même endroit pour y déposer leurs oeufs.

Autant qu'on voit d'oiseaux de tous plumages,
Au mois d'avril, hôtes des marécages,
S'amonceler pour pondre et pour couver:
L'un, à fleur d'eau, vient ses plumes laver.
L'autre sous l'eau, tient ses ailes plongées,
Et l'autre pêche à friandes gorgées;
Autant venaient, les cuirasses au corps,
D'hommes en foule, au premier front, les bords.
La terre tremble et les flots en murmurent . . . . .

La comparaison suivante est pleine de grâce et de délicatesse.

Mais tout ainsi qu'on voit deux colombelles
Frémir de peur et trembloter des ailes
Sous l'épervier aux ongles bien tranchants,
Qui de leur nid s'envolent par les champs
Cueillir de l'orge et de l'avoine, à paître
Leurs doux enfants qui ne font que de naître,
Ainsi tremblait d'une soudaine peur
Le coeur ému de l'une et de l'autre soeur.

Le livre des *Amours* placé en tête du recueil de Ronsard contient un grand nombre de sonnets adressés à ses différentes maîtresses. On lui a reproché avec raison d'étaler si complaisamment l'érudition dans ses pièces érotiques, que celles à qu'il envoyait ces billets-doux en vers, devaient recourir à des commentaires étrangers pour en comprendre le sens. Le sonnet suivant est imité du poéte italien Bembo.

Comme un chevreuil, quand le printemps détruit
Du froid hyver la poignante gelée
Pour mieux brouter la feuille emmiellée
Hors de son bois avec l'aube s'enfuit:
Et seul et sûr, loin des chiens et du bruit;
Va sur un mont ou dans une vallée,
Ou près d'une onde à l'écart retirée,
Libre, folâtre où son pied le conduit.
De rêts ni d'arc sa liberté n'a crainte,
Sinon alors que sa vie est atteinte
D'un trait mortel altéré de son sang:
Ainsi j'allais sans crainte de dommage,
Le jour qu'un oeil, sur l'avril de mon âge,
Tira d'un coup mille traits en mon flanc.

Nous avons parlé des odes de Ronsard: il en est de différentes espèces; quelques-unes, comme celles-ci, rappellent la grâce et la délicatesse du chantre de Téos.

Mignonne, allons voir si la rose
Qui, ce matin avait éclose *(ouvert)*
Sa robe de pourpre au soleil,
N'a point perdu, cette soirée,
Les plis de sa robe pourprée
Et sont teint au vôtre pareil,
Las! voyez comme, en peu d'espace,
Mignonne, elle a dessus la place
Hélas! des beautés laissé cheoir!
O vraiment marâtre Nature
Puisqu'une telle fleur ne dure
Que du matin jusqu'au soir.
Donc, si vous m'en croyez, mignonne,
Tandis que votre âge fleuronne
En sa plus fraîche nouveauté,
Cueillez, cueillez votre jeunesse!
Comme à cette fleur, la vieillesse
Fera ternir votre beauté.

Dans l'ode qui suit on croirait entendre Anacréon ordonner les apprêts d'un petit repas champêtre:

Pour boire sur l'herbe tendre
Je veux sous un laurier m'étendre,
Et veux qu'Amour d'un petit brin
Ou de lin ou de chenerière
Trousse au flanc sa robe légère
Et mi-nud me verse du vin.
Je ne veux, selon la coutume,
Que d'encens ma tombe on parfume
Ni qu'on y verse des odeurs.
Mais, tandis que je suis en vie,
J'ai de me parfumer envie
Et de me couronner de fleurs.

L'honneur d'avoir le premier écrit des églogues en langue française a toujours été attribué au poéte Racan; il serait plus équitable d'en rapporter le mérite à Ronsard. Ce qui caractérise ce genre de poésie, c'est la naïveté, le naturel, la simplicité. Les acteurs de ces petits drames doivent avoir des passions douces et modérées; une sorte de mélancolie rêveuse, répandue dans leurs discours, éveillera nos sympathies et notre intérêt; l'emportement, la violence sont sévèrement bannis de la pastorale dont ils troubleraient le calme et assombriraient les tableaux. Quant au style, il doit tenir un juste-milieu entre le jargon grossier qu'on parle au village et le ton prétentieux et maniéré des boudoirs.

Le morceau suivant nous présente deux bergers, qui, profitant de ce que leurs troupeaux se sont éloignés en paissant l'herbe tendre, s'entretiennent de leurs chagrins amoureux et échangent de naïves pensées.

Paissez, douces brebis, paissez cette herbe tendre
Ne pardonnez aux fleurs; vous n'en sauriez tant prendre
Dans l'espace d'un jour, que la nuit, en suivant,
Humide, n'en produise au moins deux fois autant.
Par là vous deviendrez plus grasses et plus belles,
L'abondance du lait enflera vos mammelles.
Vous suffirez assez pour nourrir vos agneaux,
Et pour faire, en tout temps, des fromages nouveaux.
Et toi, mon chien Harpaut, sûre et fidèle garde
De mon nombreux troupeau, lève l'oeil et prends garde
Que je ne sois pillé par les loups d'alentour,
Tandis que, dans ce bois, je parlerai d'amour . . . . . .
Et là nous souvenant de nos chères amies, (à son ami)
Qui sont de nos langueurs doucement ennemies,
Tous deux et tour à tour par ordre nous dirons
Nos plaintes aux rochers qui sont aux environs;
Afin que quelque vent rapporte à leurs oreilles
Les soucis que nous font leurs beautés sans pareilles.

Réponse.

J'ai beau me promener au travers d'un bocage,
J'ai beau paître mes boeufs auprès d'un beau rivage,
J'ai beau voir le printemps dessus les arbrisseaux
Ouïr les rossignols, gazouiller les ruisseaux,
Et voir entre les fleurs par les herbes menues
Sauter les agnelets sous leurs mères cornues,
Voir les boucs se choquer, et tout le long du jour
Voir les beliers jaloux se battre pour l'amour.
Ce plaisir toutefois non plus ne me contente
Que si du froid hiver la terrible tourmente
Avait terni les champs, et en mille façons
Verse dessus les fleurs la neige et les glaçons,
Et que les choeurs nombreux de cent nymphes compagnes,
Ne vinssent plus de nuit danser en nos montagnes.
L'orage est dangereux aux herbes et aux fleurs:
La froideur de l'automne aux raisins qui sont meurs *(mûrs)*,
Les vents aux blés d'avril; mais l'absence amoureuse
A l'amant qui soupire est toujours dangereuse.

Puis s'adressant par la pensée à la femme qu'il aime, il ajoute :

J'ai pour demeure un antre en un rocher ouvert,
De la ronce sauvage et de lierre couvert;

Du pied naît un ruisseau, dont le bruit détestable
Murmure entremêlé de cailloux et de sable;
Puis au travers d'un pré, serpentant de maint tour,
Arrose doucement le lieu de mon séjour,
Delà tu pourras voir Paris, la grande ville
Là de mes pastoureaux la brigade gentille
Porte vendre au marché ce dont je n'ai besoin,
Et toujours argent frais leur sonne dans la main,
Là s'il te plait venir, tu seras la maîtresse,
Tu me seras mon tout, ma nymphe, ma déesse.
Nous vivrons et mourrons ensemble, et tous les jours,
Vieillissant nous verrons rajeunir nos amours.
Tous deux nous étendrons dessous un même ombrage,
Tous deux nous mènerons nos boeufs au pâturage
Dès la pointe du jour, les ramenant au soir
Quand le soleil mourant dans l'eau se laisse cheoir.
En tous lieux, à toute heure, ensemble nous irons
Et sous la même loge ensemble dormirons.
Puis, au plus chaud du jour, étant couchés à l'ombre,
Après avoir conté de mes troupeaux le nombre,
Pour chasser le sommeil, je dirai des chansons
Que pour toi je compose en diverses façons.

Et voilà l'auteur dont Laharpe a dit avec sa suffisance ordinaire qu'*on n'en pouvait pas lire quatre vers de suite.* *)

---

*) Votre estimable collaborateur me permettra de relever une petite inexactitude qu'il a commise à mon égard, en me reprochant d'avoir désigné comme néologismes des termes qui se trouvent déjà dans Ronsard. Le signe abrégé *Néol*, employé dans le dictionnaire Mozin signifie *Néologie*, mot qui s'applique aussi bien aux expressions renouvelées des vieux auteurs qu'à celles qu'on crée chaque jour pour répondre à de nouveaux besoins. Une erreur typographique peut seule expliquer cette méprise.

Prof. Peschier.

Ueber Goethe's kleinere dramatische Dichtungen.

(Fortsetzung.)

4. Ein Fastnachtspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern, vom Pater Brey, dem falschen Propheten.

5. Satyros, oder der vergötterte Waldteufel.

Wir fassen diese beiden Stücke ihrer nahen Verwandtschaft wegen in unserer Betrachtung zusammen. Goethe stellt sie selbst in Wahrheit und Dichtung als, ihrer Veranlassung und Tendenz nach, enge verbunden dar, und bekennt, daß er dadurch gewisse Menschen habe schildern wollen, „die auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten." Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen, fügt er hinzu, habe er im Pater Brey, einen andern, tüchtigern und derbern, im Satyros, wo nicht mit Billigkeit, doch mit gutem Humor dargestellt.

Ein Exemplar der erstern Art hatte er bei seiner Rückkehr von Wetzlar 1773 zu Ehrenbreitenstein im Hause des Geheimraths von La Roche an einem dortigen Gaste, Leuchsenring, gefunden. Dieser noch junge Mann, aus Bergzabern, war im Jahre 1769 als Hessen-Darmstädtischer Rath mit dem Erbprinzen zur Universität nach Leyden und von da nach Paris gegangen. Auf diesen und andern Reisen, besonders aber bei einem Aufenthalt in der Schweiz, hatte er viele Bekanntschaften angeknüpft und sich manche Gönner und Freunde erworben. Er führte eine Anzahl von Schatullen mit sich, worin sein Briefwechsel mit interessanten Personen enthalten war, unter andern mit einer Julie Bondelli, die als geistreiches Frauenzimmer und Rousseau's

Freundin hochgeschätzt wurde. Jetzt kam er eben von Düsseldorf, von der Jacobi'schen Familie, mit welcher er gleichfalls in Verbindung stand, um an dem literarisch-artistischen Congresse bei der Frau von La Roche Theil zu nehmen. Goethe schreibt ihm schöne Kenntnisse in der neuern Literatur zu, und Gervinus charakterisirt ihn als einen reichen, empfindsamen, enthusiastischen, vor seiner eigenen Einbildungskraft nie gesicherten Menschen, der die unglückliche Neigung hatte, überall etwas unter der Decke zu vermuthen und überall unter dem Tische zu spielen, von dem man daher bis jetzt nichts wisse, aber Vieles vermuthe. „Er sollte später," fährt Gervinus fort, „das Mährchen vom Kryptokatholicismus aufgebracht haben, das so ungeheure Zerrüttungen brachte; damals, als ihn Goethe bei Frau La Roche sah, soll er einen geheimen Orden der Empfindsamkeit haben stiften wollen. Er hing mit dem jüngern Jacobi einmal zusammen und hatte mit allen Weibern etwas zu kramen. Seine Unnatur und Anspannung, seine geistige Contorsion ärgerten Fritz Jacobi; die Correspondenzen, die er herumtrug, persiflirte La Roche, und Merck machte Goethe'n aufmerksam auf diese Art, sich überall mit Schmeicheln und Lügen einzunisten, die dann Goethe im Pater Brey verspottete.

Unser Dichter hatte es indessen mit seinem Stücke nicht, wie man nach Wahrheit und Dichtung glauben sollte, einzig und allein auf die Schilderung der Gattung von Menschen abgesehen, wozu Leuchsenring gehörte; sondern das Fastnachtspiel sollte zunächst eine Satyre auf gewisse Vorfälle in Darmstadt sein, worüber uns K. Wagner in seinen Nachträgen zu den Briefen an Merck das Nähere mitgetheilt hat. Nach ihm fand Leuchsenring bei der Rückkehr von Leyden eine freundliche und ehrenvolle Begegnung in dem Hause des Geh. Raths von Heße in Darmstadt, und lernte hier Herder's Braut, Caroline Flachsland, kennen. Daß er in diesem Familienkreise, wie Wagner hinzusetzt, auch Goethe's und Merck's Bekanntschaft gemacht, steht im Widerspruch mit Goethe's Bericht, demzufolge Beider erstes Zusammentreffen mit Leuchsenring schon zu Ehrenbreitenstein erfolgte. Es ist aber wahrscheinlich, daß Goethe von Frankfurt aus, wohin er sich nach dem Aufenthalte in La Roche's Haus begab, mehrfache Ausflüge nach Darmstadt machte und mit dem Heßischen Zirkel verkehrte. Hier ward er nun, wie Wagner berichtet, von Leuchsenring nicht nach Wunsch und Erwarten distinguirt und rächte sich dafür durch die carrikirte Schilderung, die er von ihm als Pater Brey machte. „Leuchsenring," fügt Wagner hinzu, „war ein redlicher (?) Mann,

hatte aber eine unselige Neigung, den Damen im guten Sinne den Hof zu machen und sie durch Vorlesen und Unterhaltungen zu bilden und zu veredeln." Dieses scheint er nun besonders bei Fräulein Flachsland versucht zu haben, und daß er dabei nicht ohne Egoismus verfahren, wenigstens ihre Neigung von dem entfernten Herder abzulenken gesucht habe, verräth eine Stelle in ihren „Erinnerungen aus Herder's Leben." Indem sie von der Zeit ihrer Vermählung mit Herder spricht, knüpft sie die Reflexion an: „Es scheint oft, als ob zwischen dem Genuß einer vorbereiteten, langersehnten, glücklichen Stunde sich Dämonen hineindrängten, um das ersehnte Glück zu vermindern. So erging es uns einigermaßen mit einigen unsrer gemeinschaftlichen Freunde, besonders mit Leuchsenring. Sie konnten's nicht begreifen, warum er mich nicht früher nach Bückeburg geholt hatte, und tadelten mehr oder minder seinen Charakter, noch ehe er selbst kam." Hierdurch bestätigt sich, was Wagner versichert: „Unter der Maske des Würzkrämers steckt Merck, Balandrino stellt Herdern, Leonore dessen Braut vor; der Schwank hätte übrigens schlimme Folgen haben können, wenn ihn Herder mehr als solchen gehalten hätte."

Diese bestimmten, individuellen Beziehungen des Stückes würde aber schwerlich Jemand in demselben erkennen, wenn er nicht aufmerksam darauf gemacht würde; so sehr hat der Dichter den persönlichen Charakter seiner Satyre zu verstecken oder zu verlöschen gesucht. In seiner Natur lag nicht der Hang zu einer persönlichen Polemik, wenn er sich gleich mitunter durch jugendlichen Uebermuth und die Richtung der ihn umgebenden Freunde dazu hinreißen ließ. Daß er in Leipzig einmal ein Spottgedicht auf Clodius gemacht hatte, drückte ihn nachher; und als er hörte, daß dieser ihm nicht mehr zürne, schrieb er erleichtert (am 13. Febr. 1769) an Oeser's Tochter: „Seitdem Clodius freundschaftlichere Gesinnungen blicken läßt, ist mir ein großer Stein vom Herzen; ich habe mich stets vor Beleidigungen gehütet." Daher erklärt es sich, daß er selbst in ursprünglich persönlich gemeinten Satyren die speciellen Bezüge so sorgfältig verwischte, wodurch diese Poesien nur gewannen und sich aus der Sphäre polemischer Gelegenheitsgedichte zu einer allgemeinern und bleibendern poetischen Geltung erhoben.

Ist nun auch zum Genuß solcher Dichtungen, eben weil sie sich aus ihren Beziehungen auf eine bestimmte Wirklichkeit so rein und scharf herausgelös't haben, die Kenntniß ihrer eigentlichen Veranlassung keineswegs nöthig, so gibt diese doch jenen Stücken

noch einen besondern Reiz und rückt namentlich manches Einzelne in ein Licht, worin es pikanter, nachdrucksvoller, bedeutender erscheint. So freut es uns, hier den ironischen, witzigen, scharfzüngigen Merck unter der Maske eines Gewürzkrämers zu finden. Die Abneigung gegen das dürre Systematisiren, das „Einrichten nach dem Alphabet," welches der Würzkrämer zeigt, war ein Grundzug aus Merck's Geiste.*) „Er war in Allem Eklektiker," sagt Wagner im Vorwort zu den Briefen an Merck, und darum auch mehr verneinend und zerstörend, als vorschreibend und aufbauend. Keine feststehenden, überall gültigen Normen anerkennend, wollte er das in jeden Menschen niedergelegte Schönheitsgefühl in Kunst und Literatur individuell und mannigfaltig, nicht stereotyp ausgebildet wissen u. s. w." Und wie hier der Würzkrämer mit scharfem Blicke das Treiben des Pfaffen im Nachbarhause durchschaut, so konnte, nach Wieland's Ausdruck in einem Briefe**), „vor Merck's verwünschter Scharfsichtigkeit kein Nebel schützen, keine Täuschung bestehen."

Daß Herder zu einem Hauptmann unter den Dragonern gemacht ist, erklärt sich aus seinem frischen und kühnen reformatorischen Auftreten in der literarischen Welt. Im Gedicht heißt es, Balandrino sei eben im dritten Jahre aus Italia zurückgekehrt, wo er die Pfaffen gelaus't und manche Republik gezaus't. Es ging eben ins dritte Jahr, daß Herder das Amt als Hofprediger zu Bückeburg bekleidete; aber Bückeburg war ihm, besonders in der ersten Zeit, kein schönes Land Italia gewesen; erst, seit er zur Gräfin in ein näheres Verhältniß getreten war, hatte er sich behaglicher gefunden. Als Consistorialrath kämpfte er vergebens der sich hinter juristischen Formen verschanzenden Ungerechtigkeit entgegen; eben so konnte er für das Gymnasium und die Schulen nur wenig thun, deren Reorganisation er beabsichtigte; so daß die etwas renomistischen Worte, womit Balandrino sein Treiben wäh-

---

*) Goethe theilte mit ihm diese Abneigung. So tadelt er es an dem Basedow'schen Elementarwerke, daß die Zeichnungen desselben noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beisammen stehe, und sie deßhalb, ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und scheinbaren Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes habe. Jenes Elementarwerk hingegen zersplittere sie ganz und gar, indem das, was in der Weltanschauung keinesweges zusammentreffe, um der Verwandschaft der Begriffe willen nebeneinander stehe.

**) S. die Briefe an Merck, S. 340.

rend der Zeit seiner Abwesenheit charakterisirt, nicht recht auf Herder's Wirksamkeit in Bückeburg zu passen scheinen.

Um so genauer stimmt aber die ganze Zeichnung des Paters mit dem, was über Leuchsenring berichtet wird, zusammen. Auf sein unstetes Leben, sein Umherschweifen von Ort zu Ort, von Familie zu Familie, auf sein Geschick, sich überall einzuschmeicheln und einzunisten, deuten die Worte Balandrino's:

Ich habe so viel Guts vernommen
Von Vielen, die da- und dorther kommen,
Wie Sie überall haben genug
Der Menschen Gunst und guten Geruch;
Wollt' Sie doch eiligst kennen lernen,
Aus Furcht, Sie möchten sich bald entfernen.

In köstlicher Weise veranschaulicht das Stück Leuchsenrings Bemühen, sich die Neigung der Frauen zu erschleichen, indem er es nur auf Bildung ihres Geistes und Herzens abgesehen zu haben scheint. Auf sein frömmelndes, weichlich-süßliches Wesen ist schon durch den Namen Pater Brey hingewiesen. Dann erscheint ferner als Repräsentant jener Menschenklasse, die da „Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Kalk und Gyps bestreichen" will, als Vertreter jener egoistischen Gleichmacher, wie Vilmar sagt, die in Alles sich mengen und Alles vermitteln wollen, ohne eine Ahnung von dem wahren Wesen der Dinge, ihrer innern Einheit oder ihres Widerspruchs zu besitzen — eine Figur, die noch spät in dem Mittler der Wahlverwandtschaften, unter wenig verändertem Gesichtspunkte, bei Goethe wiederkehrt.

Weit kräftiger und imponirender, als der Pater Brey, ist der Hauptheld des andern Stückes, der Satyros; er ist eine Gestalt, wie sie nur ein großer Genius aus einer Fülle poetischer Kraft zu zeichnen vermochte; und wie diese Figur, so gehört auch die ganze Dichtung einer höhern Sphäre an. Ungeachtet dieser Verschiedenheit kann sie aber doch in mancher Hinsicht als Pendant zum vorigen Stücke gelten. Beide Haupthelden sind Egoisten, der Pater Brey ein versteckter, schlauer, der Satyros ein derber und frecher; beide ziehen, als abgesagte Feinde der Häuslichkeit, durch die Welt umher und legen sich überall dreist vor Anker; der Satyros sagt von sich:

Mein ist die ganze, weite Welt,
Ich wohne, wo mir's wohlgefällt.

Beide mißbrauchen die ihnen gewährte Gastlichkeit, der Pater, indem er Unkraut unter der Wirthe Waizen säet, der Satyros, indem er seinen gastlichen Wohlthäter ausschimpft, bestiehlt und

ins Verderben zu stürzen sucht; beide haben es auf Weiber abgesehen, jener, um empfindsam zu naschen, dieser, um wild zu genießen; jener mäkelt an allen Dingen, will Alles nach seinen dürren Theorien bessern, dieser stürzt gewaltsam Sitte und Religion um und läßt sich selbst als neue Gottheit declariren.

Gervinus und Vilmar sind geneigt, auch in dem Satyros zunächst eine persönliche Satyre und zwar auf Basedow zu sehen — eine Vermuthung, zu deren Gunsten allerdings Vieles zu sprechen scheint. Wir brauchen nur einige Züge aus Gervinus scharfer Charakteristik dieses Mannes auszuheben, um die Verwandtschaft desselben mit dem Satyros ins Licht zu stellen. Als er in seinen dreißiger Jahren auf Seeland theologische Vorlesungen hielt, wurde er eines anstößigen Privatlebens angeklagt, das sich mit solchen Vorlesungen nicht vereinigen wolle. Ursprünglich der Klopstockschen Schule zugethan glitt er allmälig zur Freiheit des genialen Lebens über, ja er sank bis zum Cynismus eines rohen Studententreibens hinab. In seinem spätern, wie frühern Leben bewies er gleichmäßig, daß er nichts von häuslichem Sinn und Gemüth besaß; als ein Naturkind ohne Ausbildung machte er die Unbeständigkeit des Betragens zum System und naunte es Lappalien, sich in den Ton der Welt und ihre Conventionen zu fügen. In religiöser Beziehung fühlte er, wie Goethe sagt, den unruhigsten Kitzel, Alles zu verneuen und sowohl die Glaubenslehren als die äußern kirchlichen Handlungen nach eigenen, einmal gefaßten Grillen umzuwandeln; besonders war er ein grimmiger Gegner der Trinitätslehre, gegen die er nicht müde ward zu argumentiren. In seinen pädagogischen Schriften sprach er sich schon früh in einer Weise aus, die an Locke und Rousseau erinnert; er wollte die Kinder kalt baden, zu rauher Luft und Witterung, zu zerrissenen Schuhen gewöhnen, und sie dabei frühe in die Schliche des praktischen Lebens eingeweiht haben. Als später die Rousseau'sche Naturdoctrin sich der Geister bemächtigt und für Basedow's Ansichten einen fruchtbaren Boden bereitet hatte, kündigte er sein berühmtes Elementarwerk, eine neue Art orbis pictus, an, und ließ das Publikum nicht weniger als 15000 Thlr. dazu beisteuern. Aber die Welt fand sich beim Erscheinen des Werkes getäuscht, daß zu dem bald nachher von ihm errichteten Philanthropin, wozu er dreist genug für's erste Jahr etwa 22000 Thlr. vom Publikum verlangte, nirgendwoher Beiträge fließen wollten.

Vergleichen wir die Hauptcharakterzüge des Satyros, so stellt sich zuerst in ihm gleichfalls der ausgemachteste Cyniker dar, der im

Gebirg die wilden Ziegen bei den Hörnern greift, „mit dem Maul ihre vollen Zitzen faßt und sich mit Macht die Gurgel benetzt u. s. w." Mit der größten Unverschämtheit fordert er Wohlthaten („Schafft mir Wein und Obst dazu!") und erwidert Güte mit Undank und Frechheit. Er treibt sich frei in der Welt herum und sagt den Mädchen, die nach seiner Herkunft fragen:

> Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
> Hat Niemand mir meinen Vater genannt;
> Im fernen Land hoch Berg und Wald
> Ist mein beliebter Aufenthalt,
> Hab' weit und breit meinen Weg genommen.

Er will von Religion nichts wissen („Gott ist Gott, und ich bin ich"), raubt dem wohlthätigen Einsiedler seinen Herrgott und wirft ihn in den Gießbach; es ist ihm aber ganz recht, als man ihn selbst für einen Gott hält und ihm göttliche Ehren erweist. An die Stelle der umgestürzten Glaubenslehren setzt er eine mit großem Redepomp entwickelte heidnische Kosmogonie. Sein Natur-Evangelium verkündet er dem Volke auf eine sehr beredte Weise. Er ist stolz auf sein ungekämmtes Haar, seine nackten Schultern, Brust und Lenden, seine langen Nägel an den Fingern; er verabscheut die Kleider, und als man ihm bemerkt, sie seien eine Nothwendigkeit, erwidert er:

> Was Noth! Gewohnheitsposse nur
> Fernt euch von Wahrheit und Natur,
> D'rin doch alleine Seligkeit
> Besteht und Lebens-, Liebens-Freud';
> Seid all' zur Sclaverei verdammt,
> Nichts Ganzes habt ihr allzusammt!
> Habt eures Ursprungs ganz vergessen,
> Euch zu Sclaven versessen,
> Euch in Häuser vermauert,
> Euch in Sitten vertrauert,
> Kennt die goldnen Zeiten
> Nur als Mährchen, von weiten ....
> Selig, wer fühlen kann
> Was sei: Gott sein! Mann!
> Seinem Busen vertraut,
> Entäußert bis auf die Haut
> Sich allen fremden Schmucks
> Und nun ledig des Drucks
> Gehäufter Kleinigkeiten, frei
> Wie Wolken, fühlt was Leben sei!

Sehen wir von der speciellen Beziehung des Stückes auf Basedow ab, die trotz der berührten Aehnlichkeitspunkte noch immer

etwas zweifelhaft bleibt, so erscheint uns die Dichtung als eine wahrhaft prophetische Schilderung jener spätern Verkündiger des krassesten Natur-Evangeliums, der rohesten Emancipation des Fleisches, jener revolutionären Aufklärer, die hinter der Maske des Volksfreundes und Volksbeglückers den rücksichtlosesten Egoismus verbergen. Dem Satyros, der diese Menschen repräsentirt, steht der Einsiedler kontrastirend gegenüber als der rechte Naturfreund. Er hat sich nicht aus Menschenhaß in die Einsamkeit begeben; er ergötzt sich am Anblick der Natur mehr, als an dem des tollen Menschentreibens, und singt in seinem Herzen: „Lob Gott mit allen Würmelein". Andrerseits unterscheidet er sich aber eben so strenge von den übersentimentalen Naturenthusiasten; er verkennt nicht, daß es auch hier „in Gottes Stadt drüber und drunter geht", und wie „das Würmlein das Lerchlein satt macht", so trägt er auch kein Bedenken, sich das Lerchlein zu Gemüthe zu führen. Er ist ein thätiger häuslicher Mann, der sein Gärtchen, seine Früchte vor Hitze und Kälte und Raupen zu schützen sucht. Gegen die Menschen erweis't er sich liebevoll und hülfreich; im Unglück benimmt er sich gefaßt, besonnen und klug. Hermes repräsentirt die schwachen Männer, die, weil sie nicht auf eigenen Füßen stehen können, weil sie „ihr Herz bedürftig fühlen", sich leicht von falschen Propheten umgarnen lassen. Ihm sehr unähnlich ist seine Tochter Arsinoe; als ein gesundes Frauengemüth fühlt sie zuerst die Thier-Teufelsnatur des Satyros heraus, wogegen die sentimentale Psyche in seine Netze geht. In der Darstellung des Volks spricht sich Goethe's Ansicht von der großen Menge aus, die ihm als eine blinde Heerde Jedem zu folgen schien, der mit kühner Willens- und Geisteskraft sich zu ihrem Führer aufwirft*).

*) Für die Beziehung des Pater Brey auf Leuchsenring spricht sich auch Varnhagen von Ense aus in der „Gallerie von Bildnissen aus Rachel's Umgang und Briefwechsel" I, 41—42. Was aber die Sache ganz außer Zweifel stellt, ist das einstimmende Zeugniß von Jacobi in seinem Briefwechsel I, S. 401, Nr. 145. Er berichtet, daß Herder, der Leuchsenring's Bekanntschaft zu Leyden gemacht hatte, bald darauf zu Darmstadt auf immer mit ihm brach. „Bei dieser Gelegenheit," fährt er fort, „schrieb Goethe das Fastnachtspiel vom Pater Brey, worin Leuchsenring zwar in einer etwas unsaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf's treuste gezeichnet ist.

Den Satyros bezieht Riemer auf den Schweizer Christoph Kaufmann (geb. zu Winterthur 1753, gest. als Arzt der Brudergemeinde zu Herrenhut 1795), einen Abenteurer von Groß-Cophtaischer

Ueber die Zeit der Entstehung unserer dramatischen Skizze fehlt es an bestimmten Angaben. Die Jahreszahl 1770, die in den ältern Ausgaben der Werke dem Stücke beigefügt ist, beruht sicher auf einen Irrthum. Nach der Stelle, wo Goethe in Wahrheit und Dichtung seiner (in Verbindung mit dem Pater Brey) erwähnt, müßte man es etwa in's Jahr 1773 setzen, wie denn auch in der vierzigbändigen Ausgabe der Werke diese Jahreszahl beim Titel des Stückes steht. Aber auch sie kann nicht wohl für richtig gelten, wenn das Gedicht wirklich eine persönliche Satyre auf Basedow ist. Goethe gewann erst um die Mitte des Jahres 1774 bei der Reise mit Basedow eine nähere Anschauung von dem Wesen dieses Mannes; und erst nach einer vollen lebendigen An-

Art, einen Panurgos, dessen Devise war: „Man kann Alles, was man will; man will, was man kann.“ Er imponirte eine Zeit lang Hohen und Niedern, Fürsten und Gelehrten. Zu Ende 1776 finden wir ihn in dem Weimarischen Kreise. Hier scheint ihn Goethe durchschaut zu haben; denn als er auf seiner Schweizerreise 1779 in das Haus des nunmehr verheiratheten und auf seinem Landgut lebenden Mannes kam, schrieb er folgendes Epigramm an die Thüre:

> Ich hab' als Gottes Spürhund frei
> Mein Schelmenleben stets getrieben;
> Die Gottesspur ist nun vorbei,
> Und nur der Hund ist übrig blieben.

Und in einem Briefe Goethe's an Lavater vom 5. Juni 1780 heißt es über Kaufmann: „Der Fürst von Dessau ist auch einer von denen, die sich jetzo verwundern, daß man sich von dem falschen Propheten die Eingeweide konnte bewegen lassen. Alle, auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind und bei Tage sich davon keine Rechenschaft zu geben wissen.“ — „Hüte dich vor dem Lumpen,“ heißt es weiter*), „und wenn du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenk unter Anderm auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen dich ganz frei und offen zu sein.“ Schon aus diesen Andeutungen erhellt, daß Kaufmann's Persönlichkeit wohl der Art gewesen sein mag, daß er zum Vorbilde des Satyros dienen konnte. Allein die Zeit, wo Goethe durch nähere Bekanntschaft mit Kaufmann über ihn enttäuscht wurde, stimmt nicht zu der wahrscheinlichen Entstehungszeit der Dichtung. Wäre sie nach dem Jahr 1776 entstanden, so würde Goethe sie in Wahrheit und Dichtung nicht in der Weise mit dem Pater Brey in Verbindung gebracht haben, wie er es gethan hat. Ich halte daher die Beziehung auf Kaufmann für weniger wahrscheinlich, als die auf Basedow.

*) S. Hegner, S. 128.

schauung pflegte Goethe zu dichten. Demnach hätten wir die Entstehung unsres Dramas frühestens in die zweite Hälfte des Jahres 1774 zu setzen. Vielleicht trug das Erscheinen des Basedow'schen Elementarwerkes 1774, welches die allgemeinen Erwartungen so unbefriedigt ließ, das Seinige dazu bei, um Goethe's Widerwillen gegen den Mann zum Durchbruch zu bringen. Bekanntlich war es Basedow (neben Lavater), der ihm auch den Gedanken zu seinem Mahomet eingab. Er gedachte in dieser Tragödie den Weltverbesserern zu zeigen, wie leicht sie in Gefahr kämen, „das Himmlische, Ewige in den Körper irdischer Absichten zu senken, wodurch es denn zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen werde." Ich vermuthe nun, daß sich die Idee des Mahomet in der ersten Zeit nach dem freundschaftlichen Zusammensein mit Lavater und Basedow gebildet habe, daß aber später, wo die Erinnerung an Basedow's lobenswerthe Seiten mehr in den Hintergrund traten, Goethe's Abneigung gegen die „heftige, frevelhafte, sogar plumpe" Weise, womit er bei seinen Reformationsversuchen zu Werke ging, die Idee des Satyros in ihm hervorrief, und eben deßhalb der Mahomet unvollendet blieb.

Goethe scheint aber bald nach Vollendung des Stückes gefühlt zu haben, daß es seiner Satyre, wenn auch nicht an trefflichem Humor, „doch an Billigkeit" gebreche. Daraus würde es sich wenigstens erklären, warum er das Gedicht so sorgfältig bei Seite schaffte und vor dem Druck bewahrte. Es wurde nicht einmal in das (wahrscheinlich von Merck herausgegebene) Büchlein: „Rheinischer Most, Erster Herbst 1775" aufgenommen, worin sich die andern kecken kleinern Produktionen aus jener Zeit anonym zusammengestellt finden *). Der Satyros kam Goethe'n später abhanden, und erst im Jahre 1808 erhielt er durch F. H. Jacobi wieder eine Abschrift desselben. Goethe dankte ihm in einem Briefe vom 11. Jan. mit den Worten: „Mit dem Satyros hast du mir eine große Freude gemacht. Dieses Dokument der göttlichen Frechheit unserer Jugendjahre hielt ich für ganz verloren. Ich wollte es einmal aus dem Gedächtnisse wiederherstellen; aber ich brachte es nicht mehr zusammen."

H. Viehoff.

---

*) S. die Germania von F. H. v. d. Hagen, 1848, S. 406.

Zur Erklärung einer Stelle in Shakspeare's Macbeth.

„Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls."

Daß Schiller hierbei am wenigsten ein bloßes Weglassen des Ueberflüssigen oder Unnöthigen im Sinne gehabt habe, ergeben schon die Worte. Nicht daß er etwas verschweigt, sondern was er verschweigt. Das Verschweigen zeigt den Meister des Styls. Das Verschwiegene, Nichtausgesprochene muß sich also zeigen, um mir den Meister zu zeigen. Von dem Verschwiegenen, was Niemand zu wissen braucht, läßt sich dies in keinem Falle, von dem was sich von selbst versteht, wenigstens nicht überall und in voller Bedeutung des Worts behaupten.

Es ist also nicht bloß Kürze, was Schiller empfiehlt; ja vielmehr läßt es sich zeigen, daß ein weises Verschweigen auf der andern Seite wieder mehr Worte nöthig macht, als das Aussprechen des Verschwiegenen.

Die Arten des Schweigens von etwas Wichtigem und Nothwendigem, woran Schiller gewiß allein denkt, sind indessen gar mancherlei, und von diesen Arten sind ohne Zweifel ebenfalls wieder einige nicht unter jenem Ausspruche mitbegriffen. Ich möchte dies im Allgemeinen hinsichtlich jedes Schweigens behaupten, das ein absichtliches Verhüllen ist.

Hierzu gehört vor Allem das Räthsel oder eine räthselhafte Rede. Wer ein gutes Räthsel machen kann, d. h. wer es versteht, das Gemeinte zwar auffindbar, aber doch so tief zu verstecken, daß das Auffinden nicht leicht ist, gehört darum noch nicht zu den Meistern des Styls überhaupt. Auch das Verhüllen des Unsittlichen

und Unschicklichen, sei es nun ein Bedecken mit dem undurchsichtigen Feigenblatte oder ein Trüben des Anblicks mittelst eines halbdurchsichtigen Schleiers kann an sich die Meisterschaft des Styls nicht bewähren. Jenes ist meistens ekelhafte Prüderie und immer eher ein Zeichen des Lasters als der Tugend. Denn, wird auch das Feigenblatt nicht stets wie ein Aushängeschild gebraucht, gleichsam wie der Epheu an der römischen Schenke, um auch hier den Ort anzuzeigen, wo Barthel Most holt: so liegt ihm doch eben, weil es einen Theil als den zu verhüllenden vor den andern Theilen auszeichnet, ein Unterschied zwischen Gut und Böse zum Grunde, welches der Unschuld fremd ist. Wo aber nun ein halbdurchsichtiger Schleier zu verhüllen scheint und doch nicht verhüllt, da wird das Auge aufgefordert, auch die verhüllenden, leichten Nebel zu durchdringen, oder es wird vielmehr die Phantasie unwillkürlich erregt, sich die unsichtbaren Einzelheiten des halbsichtbaren Ganzen zu ersetzen. Lüsternheit zu begünstigen, mit wie zierlichen Mitteln es auch geschehe, und wie groß auch der Reiz sei, welchen die Beschäftigung mit dem Hinwegziehen des artigen Vorhangs gewährt, ist eines wahren Meisters immer unwürdig.

Shakspeare, der unübertroffene Meister im Verschweigen, läßt im Macbeth den Macduff auf die erhaltene Nachricht von der Ermordung seiner Frau und seiner Kinder, und auf die unmittelbar vorhergehende Aeußerung Malcolms:

> Faßt Euch!
> Laßt uns Arznei aus mächt'ger Rache mischen
> Um dieses Todesweh zu heilen:

ausrufen:

> Er hat keine Kinder!

Daß hier etwas verschwiegen sei, ist offenbar; aber das Verschwiegene selbst wird verschieden angegeben. Die bisher gewöhnlichste Meinung war die, daß Macduff auf die angeführte Aufforderung zur Rache, erwiedere: Wie kann ich mich rächen! Kann ich ihm Gleiches mit Gleichem vergelten? Er, Macbeth, hat keine Kinder, die ich ihm für die von ihm gemordeten meinigen ermorden könnte. Daß Macduff die beiderseitigen Frauen hierbei außer dem Spiele läßt, und nicht daran denkt, daß er doch für die Lady Macduff die Lady Macbeth morden könne, wäre allerdings erklärlich und stände somit dieser Auslegung nicht entgegen. Zuvörderst könnte man aber dagegen anführen, daß Macbeth wirk-

lich Kinder gehabt hat. Auch Shakspeare scheint dies nach einer Stelle seines Trauerspiels anzunehmen. Denn Lady Macbeth, als sie ihren Gemahl zur Ermordung Dunkans anreizt, sagt:

Ich hab' gesäugt und weiß,
Wie süß, das Kind zu lieben, das ich tränke.

Indessen könnte sie ja schon in einer frühern Ehe gestanden haben. Vielleicht und wahrscheinlicher hat aber Shakspeare diese letzte Aeußerung, welche ihm auf vortreffliche Weise dazu dient, die Lady Macbeth als ganz entweibt darzustellen, gleich nachher wieder vergessen, oder setzt vielmehr voraus, daß der Hörer nicht mehr darauf geachtet haben werde, als zu jenem augenblicklichen Zwecke nöthig war. Denn Macbeth sagt noch in derselben Scene zu seiner Gemahlin: Gebier mir Söhne nur; was ziemlich deutlich auf eine noch kinderlose Ehe hinweis't. Auch werden sonst nirgend, selbst nicht da die Kinder erwähnt, wo zuletzt alles zu Grunde geht, und gewiß das ganze Haus Macbeths vernichtet sein soll, was, wenn er Kinder gehabt hätte, künstlerisch unrichtiger wäre, als jene Aeußerung der Lady Macbeth im andern Falle. Dieser Einwurf wird denn auch, so viel ich weiß, gegen die angeführte Auslegung, die Tieck bloß eine gesuchte nennt, nicht gemacht. Indessen andere triftigere Gründe stellen dieselbe als unrichtig dar.

Nachdem nämlich Macduff ausgerufen: Er hat keine Kinder! ermahnt ihn Malcolm noch: Ertragt es wie ein Mann! und erst, als Macduff später den Himmel gebeten hat, alle Trennung zu vernichten, ihn mit jenem Teufel Schottlands Stirn an Stirn zu bringen und ihn in seines Schwerts Bereich zu stellen, erklärt Malcolm: so klinge es männlich. Rache nehmen zu wollen, das ist die Aeußerung der Männlichkeit, welche Malcolm von Macduff zu vernehmen wünscht. Eine solche Aeußerung hat er vor der letztgedachten, die ihn erst befriedigt, offenbar noch nicht vernommen. Er kann also den frühern Ausruf: Er hat keine Kinder! nicht so verstanden haben, wie jene Ausleger, denn der Ausruf entspringt in diesem Falle aus den furchtbarsten Rachegedanken, die eher über als unter der Erwartung Malcolms sein mußten. Und was Malcolm nicht so verstanden hat, das will gewiß auch der Dichter nicht so verstanden wissen.

Unkünstlerisch wäre es endlich, das Stärkste was sich hier irgend sagen ließ, voranzuschicken und das Schwächere nachschleppen zu lassen. Aber jenes Gebet, ihm, dem Macduff, baldige Rache zu

gewähren, soll ohne Zweifel als etwas Besonderes, Kräftigeres, Wirkung machen. Es ist das Letzte, was Macduff vor seinem Abtreten spricht, ein von Schiller oft glücklich nachgeahmtes Exit unter Trompetentusch. Shakspeare würde die beabsichtigte Wirkung ganz unkluger Weise selbst geschwächt haben, wenn er jenen Sinn in den Ausruf: Er hat keine Kinder! gelegt hätte.

Tieck meint nun: Macduff äußere das: Er hat keine Kinder! gegen oder in Beziehung auf Malcolm und dessen vorhergegangene weise Ermahnung. Er, Malcolm, der so weislich spricht, hat keine Kinder, oder mit andern Worten: du hast gut reden, du hast keine Kinder, und weißt deßhalb nicht, wie einem Vater, der seine Kinder verliert, zu Muthe ist. Allein die Freude des Kinderhabens lehrt zuvörderst noch nicht, welcher Schmerz das Kinderverlieren sei. Richtiger wenigstens hätte daher Macduff gesagt: Er hat noch keine Kinder verloren! Ferner, ganz abgesehen von der Unschicklichkeit, von einem Anwesenden, noch dazu von dem verehrten Königssohne, in der dritten Person zu reden, wäre es doch auch viel natürlicher gewesen, einfach zu sagen: Du hast keine Kinder.

Weil Malcolm so weislich spricht und ermahnt, soll ihm Macduff seine Kinderlosigkeit gewissermaßen als den Grund eines zu geringen Mitgefühls vorwerfen. Aber was sagt denn Malcolm unmittelbar vor jenem Ausrufe?

Laßt uns Arznei aus mächt'ger Rache mischen
Um dieses Todesweh zu heilen.

Den Vaterschmerz Macduffs nennt Malcolm ein Todesweh, stellt ihn also dem höchsten Schmerze gleich und kann dann auch damit auf keinen Fall der Empfindung des Vaters zu nahe getreten sein. Mächtige Rache empfiehlt er als einzige Arznei. Er konnte nach Macduffs später geäußerter, und von Shakspeare hierdurch an den Tag gelegter eigener Ansicht, kein größeres, wirksameres Mittel empfehlen. Aber nicht bloß sagt er: Räche dich! Nein, wir wollen dich rächen! Auch ich will dir beistehn, dich zu rächen, ich mache deine Sache zu der meinigen. Auch Malcolm bedarf der empfohlenen Arznei, er selbst ist durch das Leid Macduffs ein Leidender wie dieser. Und das soll leeres Trösten, weisliches Sprechen sein? Ich will Tieck das Unrecht nicht zusagen, ihn eines so argen Mißverständnisses zu beschuldigen. Ihm scheint vielmehr nur der Unfall begegnet zu sein, daß er diese unmittelbar vorhergehenden Worte Malcolms mit einer etwas früheren Aeußerung desselben verwechselte. Da sagt Malcolm allerdings:

Nein, Mann! drück' nicht den Hut so in die Augen,
Gieb Worte deinem Schmerz! Gram, der nicht spricht,
Preßt das beladne Herz bis daß es bricht.

Hierauf hätte Macduff nicht mit Unrecht entgegnen können: Du hast gut reden. Besonders die letzte weise Sentenz ist von der Art, daß sie den Leidenden nur ärgern konnte. Denn die Anwendung allgemeiner Grundsätze und Regeln auf einen besondern Fall gibt zu erkennen, daß man diesen Fall eben nicht für etwas Besonderes, sondern für etwas Gewöhnliches halte, was der Andere nicht zugibt, wenigstens nicht gern. Aber nach dieser Aeußerung hat schon Macduff und Rosse und abermals Macduff und Rosse, und zuletzt auch Malcolm wieder gesprochen, ehe Macduff ausruft: er hat keine Kinder! Dieser Ausruf kann also unmöglich auf diese so lang vorhergegangene Ermahnung zurückbezogen werden. Was erwiedert nun aber Macduff auf diese Ermahnung? Nichts! Ja weniger, anstatt zu antworten, fragt er Rosse: Auch meine Kinder? Er hat also auf die Ermahnung gar nicht gehört.

Hierin liegt dann der Schlüssel zum Verständniß der Stelle, wenn es noch eines Aufschlusses da bedürfte, wo man offenbar den Wald vor Bäumen nicht gesehen hat. Auch auf die Aufforderung zur Rache hört Macduff noch nicht, tief versunken in seinen Schmerz. Der Vorwurf trifft den Tieck auf jeden Fall, daß er den Vaterschmerz für so leicht, oder Shakspeare für so Herzens und Schmerzes unkundig gehalten hat, den höchsten Schmerz so armselig darzustellen, daß der Leidende zunächst etwas anderes zu denken und zu empfinden im Stande sei, als etwa diesen Schmerz. Tieck glaubt eine gemachte Komödienscene statt der wahren langen, aber meisterhaft zusammengedrängten Geschichte des Vaterschmerzes vor sich zu haben. Nachdem Macduff auf eine Andeutung Rosses die für ihn bestimmte Trauerkunde schon errathen, und dann ohne weitere Vorbereitung das Schreckliche in kurzer harter Form wirklich erfahren hat, ist er zunächst völlig betäubt, sprachlos steht er da. Das wird vortrefflich durch jene Ermahnung Malcolms angedeutet, den Tieck hier künstlerischer, nämlich als den Erklärer einer stummen Scene und nicht als leeren Tröster des Leidenden hätte betrachten sollen.

Gnäd'ger Gott! (sagt er)
Nein, Mann, drück' nicht den Hut so in die Augen,
Gieb Worte deinem Schmerz! u. s. w.

Das sagt er bloß, damit man sehen soll, daß Macduff seinen Hut in die Augen drückt, und daß er lange stumm bleibt.

Auf ähnliche Weise ermahnt Prospero im Sturm seine Tochter Miranda, der er seine Lebensgeschichte erzählt, wiederholt aufzumerken. Der Dichter will dadurch zeigen, daß die Tochter schläfrig wird, und motivirt so deren späteres Einschlafen, was sonst zu schnell eintreten muß.

Aber Macduff ist vom Schmerz nicht bloß sprachlos, sondern auch wie taub. Das ergibt sich denn nicht nur daraus, daß er auf die Ermahnung Malcolms nicht hört, sondern sobald er die Sprache wiederfindet, den Rosse fragt:

Auch meine Kinder? —,

obgleich es ihm dieser bereits bestimmt gesagt hatte. Ja, trotz dem, daß Rosse nun wiederholt:

Gattin, Kinder, Diener!
Was man nur fand!

fragt Macduff abermals:

Mein Weib gemordet auch?

Es braust ihm in den Ohren, er fühlt, daß der Sinn des Gehirns betäubt ist und er traut ihm daher nicht; er hofft noch immer unrecht gehört zu haben. Nun löst sich aber die anfängliche Erstarrung in Klagen auf, und dabei ruft er aus:

Er hat keine Kinder!

Das heißt und kann nur heißen, wenn es sich nicht auf die Ermahnung Malcolms bezieht: Er, Macbeth, hat keine Kinder. Nur ein Kinderloser kann so grausam sein, Kinder zu morden. Dies wird aber um so gewisser durch die nachfolgenden Worte:

All' die süßen Kleinen?
Alle sagst du? — O Höllengeier! Alle!
Was! all' die holden Küchlein, sammt der Mutter,
Mit einem wilden Griff!

Auch hier möchte er sich gern an die einzige Hoffnung halten, falsch gehört zu haben. Aber hauptsächlich beschäftigt ihn doch die Gewißheit des Verlustes. Durch das dunkle Gewölk der Trauer zucken zwar einzelne Blitze des Hasses gegen den Mörder, den Höllengeier! Indessen diese Blitze erhellen nicht dauernd die Nacht seines Kummers, so gewaltig ist der Schmerz noch, daß neben ihm kein anderes Gefühl, nicht einmal der Haß des Mörders vollständig aufkommen kann. Erst muß aber der Haß da sein, ehe

Rachegedanken entstehen können. Das zeigt Shakspeare zugleich dadurch ganz vortrefflich an, daß er Macduff nicht auf die erwähnte Aufforderung zur Rache hören läßt. Diese Aufforderung kommt noch zu früh. Noch kann nicht von dem Ertragen des Schmerzes, wie Macduff später sagt, und folglich nicht von dessen Heilung die Rede sein, er muß den Schmerz erst aus- und durchfühlen. Macduff schließt diese Periode seiner Schmerzensgeschichte ab, mit der Bitte:

Schenk' ihnen Frieden, Gott!

Nun kommt die zweite Periode, das Ertragen, und somit auch die Möglichkeit der Heilung, und nun ist die nochmalige Aufforderung Malcolms an ihrem Orte:

Dies wetze scharf, dein Schwert, verwandle Gram
In Zorn; erschlaffe nicht dein Herz, entflamm' es.

Denn nunmehr vermag Macduff, wie seine bereits angeführte Drohung zeigt, darauf zu hören oder einzugehen. Und das befriedigt Malcolm erst, indem er sagt:

So klingt es männlich,

womit die Scene schließt.

Man sieht, es ist hier viel verschwiegen, so viel, daß dagegen das Verschweigen bei dem einzelnen Ausrufe:

Er hat keine Kinder!

ganz in den Hintergrund tritt. Indessen ist nicht mehr verschwiegen, als die Natur des Vorganges erforderte, ja es ist sogar mehr als natürlich scheint gesprochen worden. Die ersten unpassenden Reden Malcolms würden in der Wirklichkeit gewiß nicht erfolgt sein. Doch die Kunst hat manche eigenthümliche Regeln; ihr war das unnatürliche Benehmen Malcolms zur Darstellung der höchsten Natur nothwendig. So ist ein nicht naturgemäßer Schatten in der Malerei oft nothwendig, um ein Licht natürlicher darzustellen. Es war weise, Malcolm nicht schweigen zu lassen, damit der Schmerz schweigen konnte; der tiefgefühlte schwere Schmerz aber äußert sich zunächst eben so wenig durch Worte, als der in die Tiefe des Wassers versunkene schwere Körper wieder auf der Oberfläche erscheint. Der tiefste Schmerz wie die höchste Freude ist unaussprechlich.

Das Verschweigen des Unaussprechlichen ist es aber nicht allein, was Shakespeare so meisterhaft versteht. Hier wie an

tausend andern Stellen zeigt sich zugleich seine Kunst im Verschweigen als eine allgemeinere. Er zeigt etwas ohne es zu nennen, er thut es, ohne davon zu sprechen, oder am besten ausgedrückt, er stellt dar, statt zu erzählen. Der alte Claudius erkennt grade dieses an in den Versen:

Shakspeare und Voltaire, der Eine
Ist, was der Andre scheint:
Meister Arouet sagt: ich weine
Und Shakspeare — weint.

Die logische Seite der Sprache.

Während alle sogenannten Grammatiken und Sprachlehren (jene enthalten nämlich nur eigentlich die Aufstellung aller Wort- und Satzformen, diese aber auch mannigfache Anleitungen zur Anwendung und zur Uebung im mündlichen und schriftlichen Ausdruck), so weit solche für den Jugendunterricht bestimmt sind, sich's zur Aufgabe machen, den äußerlich erscheinenden Bau der Sprache durch die mehr oder minder vereinzelte genaue Betrachtung der Theile zur Anschauung zu bringen und der Jugend anzueignen, sieht man die logische Seite des Sprachwesens fast nirgend gehörig beachtet, und es hat den Anschein, als ob sie nur die Rückseite zu bleiben verurtheilt sein soll, höchstens brauchbar für Philologen und Männer der Wissenschaft überhaupt. Ja man sollte nach vielfältigen Aeußerungen sonst tüchtiger Schulmänner beinahe glauben, die logische Seite der Sprache biete gar keine Eigenthümlichkeiten dar, und jeder klare und einigermaßen geübte Verstand sei auch hinlänglich vorbereitet zur logischen Handhabung der Sprache, und um diese zu sichern, bedürfe es nur vorangegangener oder begleitender Denkübungen. Noch ganz jüngst ist in Beziehung auf stylistische Aufgaben — freilich nach einer Seite hin mit vollem Recht — in der Schullehrer-Versammlung zu Mainz darauf hingewiesen worden, daß der Schüler nur seinen Gegenstand recht zu besitzen brauche, um ihn auch angemessen auszudrücken, und es wurde der Satz: jeder sei der beste Advokat in seiner eigenen Sache, mit Nachdruck geltend gemacht. Wir wollen diesen im Großen ganz richtigen Satz nicht bestreiten, aber im Einzelnen bewährt er sich durchaus nicht, und am wenigsten bei der Jugend; er findet, wie die meisten allgemeinen Sätze, in der Praxis seine Reibungen und Hemmungen, welche denn doch in allen Thätigkeiten des Lebens neben den wissenschaft-

lichen Lehrsätzen ihre Geltung haben, und beachtet sein wollen. Wer seines Gedankens vollkommen Meister und (wohl bemerkt, hier tritt schon eine Bedingung hinzu) der Sprache ebenfalls durchweg kundig ist, der wird für jenen den vollen Ausdruck in dieser finden. Allein schon hier stoßen wir auf Schwierigkeiten: Wer ist der Sprache vollkommen mächtig? Wie unendlich viele Begriffe und Gedanken und deren Verbindungen drängen sich nicht dem umsichtigen Geiste auf, für welche er oft lange vergebens den Ausdruck sucht? Und andrerseits wie oft durchkreuzen plötzlich allerlei innere und äußere Anschauungen den eben gefaßten und in der Erscheinung begriffenen Gedanken und ändern sein Ansehen schon in der Geburt? Wer darf sich rühmen von solcher Zerstreuung ganz frei zu sein? Kaum ist es möglich bei den exakten Wissenschaften, wo Sache und Ausdruck der strengsten Prüfung unterliegen und mit der größten Sorgfalt abgewogen werden; wie viel weniger im täglichen Leben!

Wir wollen aber diesen Punkt etwas schärfer in's Auge fassen, um zu sehen, ob es denn wahr sei, daß der ungeschickte Ausdruck entweder ein Beweis tadelnswerther Zerstreutheit sei oder gar eines Mangels an Denkkraft und Anschauung. Ließe sich so etwas behaupten, wenn von alltäglichen eiligen Schreibereien, von Aufsätzen der Schüler, ja selbst von flüchtigen schriftstellerischen Arbeiten die Rede ist, so wird man doch sich vorsehen, ehe man die anerkanntesten Denker beschuldigt, die ersten Gesetze des wissenschaftlichen Berufes so leichtsinnig zu verletzen, zumal in wiederholten Auflagen ihrer Schriften. Sagen wir zu viel, wenn wir Kant, Lessing, Herder, Schiller, Göthe als Sterne erster Größe nennen, die von solchem Tadel geradezu freizusprechen seien? Dennoch finden wir auch bei ihnen oft Stellen, in denen der Gedanke, klar und schön hervorstrahlend, nebenher doch durch einen logischen Fehler im Ausdrucke ein wenig verdunkelt wird. Wie läßt sich das anders erklären, als eben dadurch, daß es den großen Geistern da mehr um den Gedanken, als um dessen Form zu thun ist, daß sie in solchen Augenblicken nicht geneigt waren, die strengere Form zu suchen, wenn es sie drängte, den Gedanken hinauszusenden und daß sie ihn dann in der einmal richtig begriffenen Form ließen, da er seine Mission erfüllte? — Aber darum bleibt die Form immer mangelhaft, obwohl sie gegen die Richtigkeit des Gedankens keinen Beweis abgibt.

Wenn, um nur ein paar Beispiele anzuführen, die ihrer Kürze wegen hieher passen, ein Kant schreibt:

Die Dauer eines Weltbaues hat durch die Vortrefflichkeit ihrer Einrichtung, eine Beständigkeit in sich, die unsern Begriffen nach, einer unendlichen Dauer nahe kommt u. s. w.;

ein Lessing: Thespis ersann, erdichtete, ließ die bekanntesten Personen sagen und thun, was er wollte: aber er wußte seine Erdichtungen vielleicht weder wahrscheinlich noch lehrreich zu machen (die Negation ist hier sehr verschoben);

oder Herder: Wie der Mensch, der auf die Welt kommt, nichts weiß; er muß, was er wissen will, lernen: so lernt ein rohes Volk durch Uebung für sich, oder durch Umgang von andern;

oder Schiller: Er sei keiner von den Thoren, die das Bärenfell verkaufen, ehe sie ihn gefangen haben;

oder Goethe: So betrachtet, erscheinen alle Versetzungen antiker Kunstwerke, dieselben seien nun durch Krieg oder Kauf nach Frankreich oder in andere Länder bewirkt worden u. s. w.; — so sieht man wohl beim ersten Blicke, wie hier der Gedanke den Ausdruck überrumpelt hat. Den großen Geistern darf man so etwas nachsehen. Aber was ihnen widerfährt, wenn sie mit großen und herrlichen Gedanken beschäftigt, einen Augenblick von kleinen Mängeln der Form abgezogen werden, die sie späterhin auch nicht gern abändern, um, sobald kein Mißverständniß daraus erwachsen ist, alles so zu lassen, wie es ihrem Geiste entsprungen ist, — dasselbe widerfährt den Schlechtunterrichteten, den Unwissenden, den Unachtsamen und den Geistlosen beständig und bei jeder Gelegenheit, trotzdem daß sie sonst wohl, bei gehöriger Wachsamkeit, richtig denken, und es fällt ihnen in der Regel gar nicht bei, daß die Form für die Darstellung des Gedankens meist sehr wesentlich ist; daher unendlich viele Fehler tagtäglich vorkommen, die man sich nur aus der allerleersten Gedankenlosigkeit erklären könnte, wenn es nicht klar zu Tage läge, daß sie aus Mangel an Uebung und an Präcision überhaupt herrühren. Gerade diesem muß die Schule als solche abhelfen. Sie hat als Schule die Aufgabe, eine systematische Ordnung solcher Uebungen einzuführen, durch welche der Schüler nicht nur in Stand gesetzt werde, alle Gedanken logisch richtig zu fassen und so zu stellen, daß kein Fehler gegen die übrigens sehr einfachen Denkgesetze, wie jede Logik sie enthält, begangen werde, sondern daß auch die Sprachlogik beobachtet werde.

Die Sprachlogik ist in vielen Beziehungen durchaus verschieden von der allgemeinen Logik. Niemand kann diesen Satz in Zweifel ziehen, der mehrere Sprachen in dieser Hinsicht

verglichen hat, denn jede Sprache hat ihre eigenen Arten, Begriffe und Gedanken logisch auszudrücken. Wären sie reine Folgen der allgemeinen Denkgesetze, so könnte solche Verschiedenheit gar nicht stattfinden. Daß zuletzt die höhere Philologie wohl im Stande sein dürfte — bis jetzt hat man unsers Wissens es noch nicht versucht — alle solche Eigenthümlichkeiten wiederum auf philosophische Urgesetze zurückzuführen, mag darum nicht geläugnet werden; allein der Jugendunterricht findet die Mannigfaltigkeit vor und muß die Schüler darauf aufmerksam machen, weil in ihr der Geist jeder Sprache seine Besonderheit zeigt.

Die Nichtbeachtung dieses Umstandes hat nicht nur sehr viele Irrthümer in Erklärung der Spracherscheinungen erzeugt; so lange man dem alten lateinischen Schematismus zugethan war, sondern auch sogar auf den Bau und den Styl der deutschen Sprache verderblich eingewirkt, indem man viele schöne, der deutschen Denkweise angemessene Ausdrucksformen, weil man sie nach der eingewurzelten scholastischen Sprachlogik für fehlerhaft hielt, ganz verließ, oder nach dieser umbildete, und am Ende sich gewöhnte, deutsch im lateinischen Geiste zu schreiben. Ein ähnliches Verderben hat uns im vorigen Jahrhunderte die allgemein verbreitete französische Sprachlogik gebracht.. Die tüchtigsten Schriftsteller werden, trotz der nun fast hundertjährigen Bemühungen, die deutsche Sprache selbstständig zu machen, hie und da von dem fremden Geiste beschlichen.

Daher ist von vornherein bei jeder neuern Sprache — von den beiden klassischen mag hier weniger die Rede sein, weil dieselben entweder nur als Mittel zur Schulbildung erlernt werden, wozu die bisherigen Systeme genügen, oder dem künftigen Gelehrten Gelegenheit zum Forschen darbieten — erforderlich, ein bestimmtes System der darin waltenden Denkgesetze aufzustellen, wonach sich die ganze Eintheilung und Anordnung zu richten habe, — der ganze bisherige grammatische Kram mit seinen Redetheilen und Deklinationen und Konjugationen und die darauf zu gründende Analyse wird sich alsdann so fehlerhaft erweisen, daß man sich wundern muß, wie sich ein solches Verfahren so lange hat erhalten können. Die germanischen Völker haben einmal anders gedacht und ihre Gedanken anders ausgedrückt, als die Römer, und wie Gestalt und Sitte und Streben überhaupt verschieden ist, so ist es auch der Bau der Sprache. Selbst da, wo Mischungen eingetreten sind, hat die weitere Ausbildung den Gesammtcharakter und die einzelnen Formen so bedeutend umge-

staltet, daß auch hier der Bau eine andere Unterlage zur Voraussetzung verlangt. Wohl verstanden, wir sprechen hier nicht eigentlich von der methodischen Einrichtung der Sprachlehren, sofern sie dem Schüler in die Hand zu geben seien, oder den Weg zur Gewinnung der Sprache erleichtern sollen, sondern von derjenigen logischen Anschauung, aus welcher jene nach Maßgabe des Zweckes immerhin verschiedenartig hervorgehen können. Die Schüler brauchen nicht Sprachforscher zu sein oder zu werden, aber sie müssen doch auf dem rechten Standpunkte stehen und nicht in den regelmäßigsten Bildungen lauter Anomalien zu sehen gewöhnt werden. Die Franzosen haben zum Theil schon die alte Bahn verlassen, aber ihre Sprachlehre ist immer noch nicht gänzlich der alten lateinischen Schule entrissen, die Engländer sitzen in dieser noch ganz und gar, die Italiener haben noch nicht recht gewagt, den Bau ihrer, dem Latein näher verwandten Sprache strenger zu untersuchen; am meisten gefehlt haben die Bearbeiter der Slavischen Sprachlehren, welche ungestört einen Neubau beginnen konnten. Im Deutschen ist durch Becker und Herrling allerdings die Anschauung bereits eine andere geworden, aber eine innere Einheit möchte wohl schwerlich schon gewonnen sein, und wir glauben, daß die Mängel hauptsächlich darin gefunden werden müssen, daß immer noch die lateinische Anschauung ihren Einfluß übt.

Um dies nun hier, wo der Gegenstand lediglich angeregt, keineswegs erschöpfend behandelt werden soll, durch ein paar Beispiele zu erläutern, wollen wir nur einige ganz nahe liegende Punkte betrachten.

Man versucht aus den Denkgesetzen zu ermitteln, welche Begriffgestaltungen sich nothwendig entwickeln müssen, um durch die Sprache alle Gedankenbildungen verständlich mittheilen zu können, und findet deren 8, 9, 10, oder nach den einfachern Morgenländern, welche nur das Größere unterscheiden, 3. — Wären die Denkgesetze in Beziehung auf die Kunst, sich auszudrücken in allen Sprachen, dieselben, und wirkte nicht sehr häufig die Ausdrucksweise zurück auf die Form der Begriffe und Gedanken, so müßten die einmal theils durch Erfahrung, theils durch mehr und minder gerechtfertigte Theorie festgestellten Redetheile für die Analyse aller Sprachen ausreichen, wie man früher in der That geglaubt hat. Allein die neuern Forschungen haben schon zur Genüge bewiesen, daß die anscheinend aus den allgemeinen Denkgesetzen hervorgehenden sogenannten Redetheile weder alle Theile enthalten, noch in Wahrheit coordinirte Theile sind, noch

überhaupt stets selbstständige Wortarten bilden, noch in allen Sprachen sich also darstellen. Schon im Lateinischen hat man, um manche Erscheinungen zu erklären, zu allerlei Ellipsen seine Zuflucht nehmen müssen; in den neuern Sprachen, die einen ganz andern Geist athmen, helfen alle diese nicht aus, und eine bedeutende Anzahl von Wörtern finden ihr rechtes Fach nicht und müssen oft von ihren Verwandten getrennt werden, um bald unter Für-, bald unter Umstands-, bald unter Binde-Wörtern zu hausen, bald auch ein eigenes Hüttchen zu haben, wie der, die, das, da, darum, so, solch, somit u. dergl.; viel, wenig, viele, wenige, einige, selbst u. s. w.

Man könnte nun vom pädagogischen und rein praktischen Standpunkte einwenden, es läge am Ende nicht viel daran, zu welchem Fache ein Wort gerechnet würde, wenn man es nur richtig anwendet; allein wir machen uns anheischig, zu beweisen, daß allerdings die Erledigung richtiger grammatischer Fragen von diesem Punkte abhängt.

Was für Unfug das Deklinationswesen hervorgebracht hat, weiß jedermann. Die Franzosen haben auf diesem Gebiete schon ziemlich den alten Schutt weggeräumt. Sie hatten es leicht, weil sie das Wort selbst nicht nach Einflüssen von anderen Begriffen her ändern. Im Deutschen und theilweise in den andern germanischen Stämmen ist die alte Methode noch da, stärker im Slavischen. Aber man hat schon die Casus selber nicht mehr nach den alten Begriffen erklären dürfen, und die Namen Genitiv, Dativ, Accusativ sind nur noch Zeichen. Die wirkliche Bedeutung der einzelnen Fälle ist bisher noch nicht logisch ermittelt; sie ist eine durchaus andere als die der klassischen Sprachen, wie solches aus der höchst verschiedenen Anwendung im Satze erhellt; namentlich gilt dies vom Genitiv des Slavischen, und vom Faktive vieler neuern Sprachen, der kaum noch in Schulen genannt wird.

Kommen wir erst an die Conjugation und die aus dem Begriff des Verbs sich entwickelnden sogenannten Rektionen, so stehen wir am babylonischen Thurme. Das ganze Schema der Conjugation, die man nach logischen Prinzipien für nothwendig hält und daher in den Sprachen, wo Glieder fehlen, durch periphrastische Bildungen vervollständigt, sind nicht allein ein Hirngespinnst, sondern in jeder Sprache ein besonderes Irrlicht, vor welchem man fast bei jedem Schritte warnen muß. Im Lateinischen, Deutschen und im Französischen conjugirt man

Imperfecta und Perfecta. Wären sie aus dem Begriffe gleich, so müßten sie auch, einzelne geringe Abweichungen zugegeben, sich doch im Stamme des Begriffs decken; aber sie gehen ja himmelweit auseinander, und die periphrasirenden Formen eines futurum exactum haben fast keine Idee miteinander gemein; und nun gar erst die Englischen Umschreibungen!

Da soll nun unsere arme Jugend von einer durchaus falschen Grundlage aus sich zurecht finden, weil einmal alles über einen Kamm geschoren sein muß. Ist es da ein Wunder, wenn sie jeden Augenblick fehl greift, und besonders bei Rektionen fast nur nach lexikalischer Anleitung sich zurecht findet, weil sie kaum die Möglichkeit wahrnimmt, etwas nach einheimischen Denkgesetzen zu regeln?

Man weiß, welche Schwierigkeiten selbst die besten Lexikographen finden, um manchen Verben, wie lehren, kosten ꝛc., ihre gehörigen Rektionen nachzuweisen. Die Grammatiker recurriren oft zu der logischen Regel, daß man das Transitive leicht daran erkenne, ob es sich mit Subjektivirung des Objekts passiv machen lasse? Diese Regel aber ist nicht nur im Deutschen irre leitend, weil es Transitive gibt, die in der That solches nicht zulassen, im Englischen wird sie, da man auch den Dativ zum Subjekt macht (we were shown a room, I was permitted) ganz vernichtet. Eine rein logische Regel darf aber keine Ausnahme gestatten. Kommen wir erst in's adverbialische Gebiet, namentlich in das Gebiet der Negationen, und insbesondere der mit den Wörtern zu verschmelzenden, so tritt eine wahre Scheidewand zwischen die Kinder der Germanen und der Römer, und man hat sie beständig zu warnen, wenn sie einander recht verstehen sollen.

Wir würden die Gränzen, welche wir uns hier gesetzt haben, weit überschreiten müssen, wollten wir erst nachweisen, welche Verirrungen und Verwirrungen aus dem Mangel einer für jede Sprache nach ihrem eigenthümlichen Geiste geschaffenen logischen Grundlage in den zusammengesetzten Sätzen und Perioden entstehen, und wie viele Unbestimmtheiten und Unebenheiten wir ihm zuschreiben müssen.

Wenn diese vorläufige Darlegung unserer Ansicht den Sprachlehrern nicht ganz unwesentlich erscheint, so wollen wir in der Folge den Gegenstand im Einzelnen weiter beleuchten.

Frankfurt a. M.

J. M. Jost.

Ein Wort über das niederdeutsche Sprachidiom im Herzogthum Braunschweig.

Seitdem die Sprachforschungen Deutschlands, welche zunächst sich ganz besonders auf fremde Sprachgebiete erstreckt hatten, eine heimathlichere Richtung eingeschlagen und einen immer volksthümlicheren Charakter angenommen haben, hat auch die niederdeutsche Mundart mannigfache Berücksichtigung gefunden; so verschieden auch die Meinungen lauten, welche über dieselbe ausgesprochen wird, so wird sich die historische Wichtigkeit niederdeutscher Beobachtungen für eine genaue Kenntniß des germanischen Sprachstamms überhaupt nicht ableugnen lassen können. Ich erinnere in dieser Beziehung an die Worte Schmellers *):

„Jede Sprache, die sich über einen etwas größern, nach Lage und Klima verschiedenen Erdraum verbreitet, spaltet sich nothwendig in Mundarten und Dialekte, die zuerst bei gleichen Namen und Formen nur durch die Aussprache von einander abweichen, bald aber auch in ihren Formen und zuletzt gar in ihren Namen einander unähnlich und fremd werden.

So sind durch den Hauptproceß alles Werdens in der Sprache, die Aussprache, schon in grauer Vorzeit dem germanischen Sprachstamme zwar große Seitenäste entwachsen — gegen Norden über die scandinavischen Inselländer hin und vermuthlich früher der Eine, der Andere gegen Süden den Alpen-Thälern zu. Der Stamm- oder Haupt-Ast ist an den Küsten der See und an den zunächst dahin führenden Wassern geblieben. Dieser wird gewöhnlich der niederdeutsche oder niedere, sein südlicher, in Hochdeutschland herrschender Nachbar der hochdeutsche oder hohe und sein nördlicher der nordische oder scandinavische Sprach-Ast oder Hauptdialekt genannt.“

*) Schmeller, die Mundarten Baierns.

Man sieht, daß dieser Ausdruck hochdeutsch hier im Gegensatze von niederdeutsch und nicht in dem beschränkten Verstande genommen ist, nach welchem man seit Adelung die Sprache blos eines Theils von Hochdeutschland als ausschließlich hochdeutsch aufzuführen pflegt — auch nicht in dem beliebten figürlichen Sinne, nach welchem man unter hochdeutsch nur die Sprache der Höheren oder Gebildeten (die deutsche Schriftsprache) zu verstehen gewohnt ist.

Insofern sich der Dialekt des obern oder südlichen Theils von Hochdeutschland von dem des mehr nördlichen, an das Niederland stoßenden Theiles allerdings unterscheiden läßt — soll jener als oberdeutscher, dieser als mitteldeutscher, unter dem Ausdruck Hochdeutsch aber sollen beide verstanden werden.

Aus zwei Gründen hält Schmeller die niederdeutsche Mundart für die ältere, theils weil weder der südliche noch der nördliche Hauptdialekt mit den ältesten Dokumenten der germanischen Sprache, besonders der anderthalbtausendjährigen Bibelübersetzung des Gothen-Bischofs Ulfila so sehr übereinstimmt, als der niederdeutsche (in seiner frühern Gestalt), theils weil sich die Eigenheiten dieses letztern noch jetzt theilweise, sowohl durch die hochdeutschen als durch die norddeutschen Mundarten ziehen.

Auch das heutige Niederdeutsch, wie es im östlichen Theil des Herzogthums Braunschweig gesprochen wird, erinnert sehr an die gothische Mundart, z. B.

ich = goth. ik, niederd. ik,
mich = goth. mik, niederd. mik,
ihr = goth. jus, niederd. ju,
sich = goth. sik, niederd. sik.

Was aber den Werth der niederdeutschen Mundart betrifft, so wie sie noch jetzt besteht, so meine ich, daß es, um denselben zu bestimmen, ganz besonders darauf ankommt, zunächst diese Mundart in praxi schriftlich darzustellen, in Prosa und in Versen. Versuche der Art werden die Frage beantworten, welche Gattungen der Literatur das niederdeutsche Idiom auszusprechen vermag, in welchem Grade es ansprechen würde, ob es überhaupt bildsam und gehaltreich genug ist, um den Anforderungen, welche die Ideen in der Poesie an die Form stellen müssen, zu genügen.

Der Hexameter ist es, der bislang von den meisten neuern Sprachen vergeblich angestrebt wurde; nur die hochdeutsche Sprache darf sich eines erträglichen Hexameters rühmen; aber so trefflich

die Leistungen eines Voß und eines Goethe und ganz besonders eines Platen in hexametrischer Hinsicht dastehn, so wird sich der Deutsche doch nicht verhehlen können, daß sein Hexameter den griechischen nicht hat erreichen können. Die ganze Denkweise schon der Vorzeit, diese gewaltige Subjektivität, steht in einem viel zu grellen Gegensatze, zu der objektiven Auffassungsweise des klassischen Alterthums, als daß jene mit dieser in der Darstellung eines hexametrischen Epos den Wettkampf bestehen würde. Daß aber gleichwohl die hochdeutsche Sprache so Vieles geleistet hat, ist ein sicherer Beweis ihrer Tüchtigkeit. Der Hexameter wird gleichsam als die Feuerprobe der neuern Sprachen zu betrachten sein, und es will mich bedünken, daß der Werth des niederdeutschen Idioms als entschieden angenommen werden muß, wenn seine Formen jenen Vers darzustellen vermögen.

Folgende Hexameter lege ich als einen Versuch zur Prüfung vor.

De freuhjahrsdag.

Freuhjahr was't; in felle de saat wort greunder un greunder,
Dei noch eben de snei mit krustiger hülle bedekke;
Drut all steeg taun himmel de lereke, trillere lustig
Sik in de lucht, um fröhlig en Harrn tau singen en danklied;
Wu son dierken doch mit er fittj' un er kehle sik afmeuht,
Middetedeilen en Harrn sau fri all sine gedanken!
Kummet dat nich ganss anders ar wenn drihaarig en sparlink
Schimpet un schillt, dei um son wif in tune sik afbufft? —
Teihn mann hoch wol ruppet se sik op en hupen eblustert
Streuwet en kop un hewet en swanss un schüddelt de fittjen. —
Wat en bewehr un en leben op Fridanks howwe? — de here
Trekket de pär' ut en stall' un et hilpt optömen de sohne;
Hüte wol is gut pläugen; et schint ja de sunne sau helle;
Hat ok edröget enaug, sau jifft et ne prächtige fohre;
Kiek, wu de pär' all stampet — se weet nich länger te teuben,
Leigen ja stille sau lang' un et make de hawer se wählig;
Spitz an er kedde dei bellt un bellt; dei harre te lange
Wagenjerassel vermisst; heilt an doch scharpe de winter;
Fort nu geiht et, de plaug zirpt hinder en rustigen päron;
Op en verdrögeten twige de muntere swaleke twitschert;
Wu se frohlokket, an balken et nestjen tesammeteklikken;
Hen un her in der lucht hoch dansset de lustige mügge;
Gott wu bölket de käuhe! nich mehr will smekken de gramme;
Ruket en grashalm, dei all jelp ut er eere herutkiet,
Buntkop, schimmel, et kalf, dat Hanneken flege sau trülig,
Sin ok he; dat bölkt! Sau laat et heruter doch endlig!
Weiter wu jakkelt et flink in galopp' op en howwe herummer!
Un wu blaeket ertau in stalle de lämmeken alle!

Dat is Zukkel jewiss, dei sik sau feit an er mutter
Nutsche; sau ar ut er eere de kim, sau willt ok de schape
Swipp ut er müffigen haft; wu hart an er kedde te liggen!
Un in huse de frue dei steiht un bottert un bottert;
Hat se doch melk sau veel, weil dit jahr alle de kühe
Kalben; in potte da kokt for de flitigen pläuger de mahltit,
Arften un rokfleisch un ar jewürze ne gue kartuffel;
Rips an beine sik rifft ut likket et spruttjige flott op;
Ssü, in fenster da staht sneiklökelken all ut en holte,
Dei ut modder un sump mit lust sik et döchterken hale;
Luer noch ar wenn sellschop sleiht de kanarienvöggel.
Butten in garen da grawet mit fröhligen sinne de mäkens
Dortjen und Rik' um de wedd' un seuket de queken herut;
Freuet et hus doch sik, wasset hille de mauren un bohnen;
Hinnen in gras' on tune da blaumt de vijeuleken lieblig;
Dei socht Hanneken sik, well sik son strüsseken plükken,
Um et er mutter te bringen ar dank for kummer un sorgen.

Uebersetzung:

Der Frühlingstag.

Frühling war's; die Saat im Felde ward grüner und grüner,
Die eben noch der Schnee mit krustiger Hülle bedeckte;
Schon stieg daraus zum Himmel empor die Lerche, trillerte lustig
Sich in die Höhe, um fröhlich dem Herrn ein Danklied zu singen;
Wie doch solch ein Thierchen mit den Flügeln und mit der Kehle sich abmüht,
Dem Herrn so frei alle seine Gedanken mitzutheilen!
Kommt das nicht ganz anders, als wenn widerspenstig ein Sperling
Schimpft und schilt, der um ein Weib im Zaune sich schlägt;
Zehn Mann hoch wohl raufen sie sich, dicht zusammengeknäult,
Sträuben den Kopf und heben den Schwanz und schütteln die Flügel. —
Welch ein Leben und Treiben auf Freidanks Hofe? Der Hausherr
Zieht die Pferde aus dem Stall und aufzäumen hilft sein Sohn;
Heute wahrlich ist's Zeit zu pflügen; es scheint ja die Sonne so hell;
Hat auch genug getrocknet; so gibt's eine herrliche Furche;
Schau, wie die Pferde schon stampfen — sie wollen nicht länger warten;
Lagen ja so lange Zeit still und der Hafer machte sie wählig;
Spitz an der Kette bellt tapfer drauf los; der hatte gar lange Zeit
Wagengerassel vermißt; streng ja hielt an der Winter;
Fort nun geht's, der Pflug zirpt hinter den rüstigen Pferden;
Auf dem vertrockneten Zweige zwitschert die munt're Schwalbe,
Wie sie frohlockt, am Balken ihr Nestchen zu bauen;
Hin und her hoch in der Luft tanzt die lustige Mücke;
Gott! wie blöken die Kühe! Die Grummet will nicht mehr schmecken;
Sie riechen den Grashalm, der schon frisch aus der Erde hervorguckt,
Buntkopf, Schimmel, das Kalb, das Hannchen so treulich pflegte,
Auch sein heißt; das blökt einmal! So laßt es endlich doch heraus!
Himmel! wie schnell fliegt es im Galopp auf dem Hofe herum!

Und wie blöken dazu im Stalle alle die Lämmchen!
Das ist gewiß Zuckel, der sich so fett an der Mutter
Sog; so wie aus der Erde der Keim, so wollen auch die Schafe
Schnell aus der dunstigen Haft; wie hart an der Kette zu liegen!
Und daheim die Hausfrau steht und buttert drauf los;
Hat sie doch so viel Milch, weil in diesem Jahre die Kühe alle
Kalbten; im Topfe kocht für die fleißigen Pflüger die Mahlzeit,
Erbsen und Rauchfleisch und als Gewürz eine gute Kartoffel;
Rips reibt sich am Beine und leckt die sprützende Sahne auf;
Siehe! im Fenster stehn schon Schneeglöckchen aus dem Holze,
Die aus moderndem Sumpf sich das Töchterchen holte;
Lauter noch als wenn Gesellschaft da ist, schlägt der Kanarienvogel.
Draußen im Garten graben mit fröhlichem Sinne die Mädchen,
Dorothea und Friederike, um die Wette und suchen die Graswurzeln heraus.
Freut sich doch das Haus, wenn schnell die Moorrüben und Bohnen wachsen;
Hinten im Gras am Zaune blühen die Veilchen lieblich;
Die sucht Hannchen sich, will sich ein Sträußchen pflücken,
Um es der Mutter als Dank für Kummer und Sorgen zu bringen.

Braunschweig.

E. Schmelzkopf.

Ueber Delavigne, als Vermittler der klassischen und romantischen Richtung der französischen Literatur im Allgemeinen, und über seine Tragödie Louis XI. im Besondern.

(Schluß.)

Der Dichter hält seine Feder in den Schranken des Konventionellen, welche er nur verläßt, wenn er dem Schwung seines edlen, gefühlvollen und sanften Herzens nicht widerstehen kann. Dann spricht seine ganze Seele, und er schafft sich eine freie Bahn, welche ihn die neuen Bereicherungen, die Gefühls- und Gemüthspoesie der Romantiker in den Tempel des Ruhms der klassischen Literatur einführen läßt. In einer spätern Tragödie „Marino Faliero“ (1829) wich er nur wenig, aber doch schon etwas von den Gesetzen der Einheit des Orts und der Zeit ab, und bei dem glänzenden Beifall, den diese von reicher historischer Auffassung zeugende Arbeit allgemein fand, erlangte Delavigne, was er gewünscht hatte, daß die klassischen Kritiker die Abweichungen als Licenzen des Dichters ansahen und konnivirten. Der Dichter war in seiner politischen Meinung redlich, wies Jahrgehalt und Orden von Karl X. zurück, um unabhängig zu sein, und lebte, fern vom Hofe, als Bibliothekar des Herzogs von Orleans.

Als dieser nun bei der neuen Ordnung der Dinge auf den Thron stieg, glaubte der Dichter, die Freiheit, welche er suchte, triumphiren zu sehen, und er erlangte die Entschiedenheit, deren Mangel seine Freunde so oft an ihm vermißt hatten. Offen trat er mit der natürlichen Sprache der reinen Empfindung in seinen Balladen (la mort du bandilte) hervor, welche bei den steifen Anhängern der beiden Schulen gleiches Erstaunen erregten, und so tief in dem Herzen der Völker Eingang fanden, als sie vom Herzen kamen. Fern

von allem Schulgezänk verfolgte in ihnen Delavigne das aus der nationalen Entwickelung und der Gegenwart genommene Streben, der Literatur mehr Freiheit, Kraft und Tiefe zu geben. Der einfache Ton der Erzählung, die naive Lokalfärbung geben diesen Balladen den Reiz, welchen die Schiller'schen Meisterwerke auf ein deutsches Gemüth ausüben, neben dem Zauber, daß sie sich zum Theil an Begebenheiten anschließen, an welchen die Nation mit heiliger Verehrung hängt. Dies gilt nämlich von den Romanzen, welche sich auf die damaligen Ereignisse beziehen, z. B. le chien du louvre, welches freilich vom französischen Standpunkte beurtheilt sein will.

Doch mehr als alle diese Gelegenheitsgedichte, mit welcher Wärme sie auch geschrieben sind, beweist den wahren Dichtergenius seine Tragödie Louis XI., ein Werk, welches nicht nur allen seinen frühern Bestrebungen überlegen ist, sondern an Schärfe der Charakterisirung, an Interesse des Süjets und Abrundung der Handlung wohl von wenigen Erzeugnissen der dramatischen Literatur überboten sein mag, und dessen gedankenschwere, würdevolle und doch mannigfaltige Sprache, so wie dessen zeitgemäße Färbung der Scenen beweist, daß die nationale Engherzigkeit verschwunden ist, daß Melpomene sowohl an den Ufern der Seine, als der Themse und der Elbe ihre Schützlinge hat, und daß das Vaterland der Poesie im Himmel ist. Delavigne legt uns in diesem Werke die Resultate der Fortschritte der französischen Tragödie dar, und wendet die Gesetze der Einheiten in dem Sinne an, welchen Dichter anderer Nationen denselben längst gegeben.

Die „Kinder Eduard's" haben dem Dichter den Beinamen des französischen Shakespeare erworben, und bilden eine dankenswerthe Ergänzung des englischen Heros. Sie zeigen, und noch mehr sein geistvolles historisches Drama Don Juan, daß Delavigne dem Fortschritt der neuen Schule folgte, sich ihrem Einfluß hingab, aber alle Uebertreibungen vermied. Die „Princeß Aurelie oder „die Tochter des Cid" stellt sich würdig in die Reihe der vermittelnden Dramen, und selbst von „une famille sous Luther" kann dies gesagt werden, obschon in diesem einaktigen Drama der beschreibende Dichter den Vorrang über den Dramatiker behauptet. In seinem letzten Lustspiel „la popularité" hat er sein großes Talent, welches ihn in den fließendsten Versen bald beredt und scharfsinnig, bald einfach und gefühlvoll, bald ernst und leidenschaftlich erscheinen läßt, mit aller Kraft entwickelt, und wenn auch l'école des vieillards als Lustspiel und Louis XI. als Tragödie seine

vollendetsten Werke sind, so war, gleich wie bei Lessing, dessen letztes Drama, als Ganzes genommen, nicht grade das beste war, doch stete Fortbildung sichtbar, und sein vor zwei Jahren erfolgter Tod ein großer Verlust für die Literatur der Gegenwart.

Delavigne ist weniger originell als Béranger, weniger begeistert als Lamartine, weniger kühn als Victor Hugo, aber er hat ein reineres, natürlicheres, biegsameres Talent, und die seltne Gabe, Sprache und Versbau zu beherrschen, so daß der Leser glaubt, jeder Vers wäre das einzig mögliche Mittel der Darstellung und zugleich das einzige von selbst gefundene.

Wie er in Behandlung der drei Einheiten, der Sprache und des Rhythmus der wahre Vermittler zwischen der klassischen und romantischen Schule ist, wird aus folgender Analyse erhellen.

Das Sujet der Tragödie Louis XI. versetzt uns in eine der einflußreichsten Zeiten der französischen Geschichte, und Stoff, Entwicklung und Diction sind durchaus national, und berechtigen die Dichtung zu dem Namen einer Nationaltragödie. Wir werden an den Schluß des Mittelalters geführt, wo die französische Königsmacht ihren Sieg über die gedemüthigten Großen feiert, um dann, da kein Ansehn der Städte ihr gewaltig gegenüber treten konnte, unumschränkt zu regieren, und aus dem selbstständigen Landadel einen Hofadel zu schaffen. Ludwig XI., der Sohn des Karl VII., dessen Regierung durch den heldenmüthigen Kampf gegen englische Präsumption und durch die Wiederbefreiung der Jeanne d'Arc mit einem nationellen Nimbus umstrahlt ist, an dem er selbst unschuldig, wird uns dargestellt, wie er am Schlusse seines Lebens sein Werk vollendet hat. Die Geschichte zeigt uns in diesem seltenen Manne das Muster eines vollendeten Despoten, die personificirte List und Verschlagenheit, den kältesten und schärfsten Verstand, der jeden Gedanken berechnete und jede rein menschliche Regung in sich erstickt hatte. Alle Eigenthümlichkeiten dieser Königsnatur sind im Alter concentrirt und schroff abgeschieden, und wahrlich! das schreckenvolle Bild, welches Delavigne entwirft und Walter Scott in Quintin Durward in allen einzelnen Zügen und den kleinsten Nuancen ausgeführt hat, ist nur eine Copie der Wahrheit, die dieser feige, argwöhnische und boshafte, aber thatkräftige Fürst verwirklichte, als er sich, abgestorben für alles Heilige und Gerechte, gleichsam zu du Plessis lebendig begrub. Als ein gewandter Mörder hatte er sich der Edelsten entledigt, die seinem

absoluten Regiment eine Feudalmacht entgegenstellten, oder möglicher Weise entgegen stellen konnten; und weder Bande des Bluts, noch Pflichten der Dankbarkeit und Freundschaft, noch Verträge und Eidschwüre hatten eine Stimme, wo sein Eigennutz zu Rathe saß. Unter die ausgezeichnetsten Opfer seiner Grausamkeit ist Jakob von Nemours, Graf von Amagnac zu rechnen, dessen vom Sohne vollzogene Rache eine der wirksamsten Triebfedern unserer Tragödie ausmacht. Unüberwunden steht noch der mächtigste seiner Vasallen, der ländersüchtige Karl von Burgund, da, der letzte Glanz des Hofes Philipps des Guten, der Musterschule der Ritterschaft. Was der Stifter des Ordens vom goldenen Vließe begonnen, wollte sein reicher und ehrsüchtiger Erbe vollenden; wie nie strahlte unter ihm die Sonne des burgundischen Hauses, um mit ihm auf immer zu erlöschen. Im offenen Kampfe hatte Ludwig unterlegen, und als Gefangener zu Peronne die Unabhängigkeit des glücklichen Nebenbuhlers anerkennen müssen; aber sein Verrath schmiedet ein Netz, in welchem der von Leidenschaft geblendete Held umstrickt wird. Der Dichter hat den Moment aufgegriffen, in welchem durch Karls eigene Verwegenheit und Campobasso's schwarzen Verrath die Falle über den Unersättlichen zusammenfällt, als er eben im Begriff war, auf die lange Kette seiner Heldenthaten die Königskrone zu setzen, wiewohl acht Jahre zwischen dem jähen Fall des Burgunderherzogs und dem Tode Ludwigs liegen, und von letzterem noch benutzt werden konnten, Kaiser Maximilian das Erbe Marias von Burgund zu schmälern. Durch die Stellung Ludwigs zu Karl wird der äußere Kampf repräsentirt, den die Tragödie verlangt, wie die Weltgeschichte; denn außerordentliche Männer bedürfen stets ihrer würdiger Gegner, und haben sie in der Geschichte gefunden, wenn nicht ihre Thaten als Werke des Zufalls erscheinen. Größer aber als dieser äußere Streit ist der Kampf, den dieser eingefleischte Egoist gegen die Menschennatur, die er verachtet und verletzt, und gegen das Schicksal, das er sich unterwerfen will, zu bestehen hat, und dem er streitend unterliegt. Es erregt tragisches Interesse zu sehen, wie der Mensch, wenn er das Ebenbild der Gottheit in sich zertrümmert und alle Tugend abgelegt, wenn er alle Schwächen beseitigt, alle Gefühle unterdrückt, seine ganze moralische und intellectuelle Kraft auf Befriedigung seines Ich gewendet hat; und auf dem Gipfel seines Strebens nichts mehr seiner unvermeidlichen Macht widersteht, endlich ein Opfer der ewigen Gesetze wird, welche dem Menschen gestellt sind, und der Hinfälligkeit

seiner Natur. Es veranschaulicht also die Tragödie die Idee des Kampfes der Verstandesmacht gegen den Tod, des absoluten Willens gegen die unbezwingbare Macht des Schicksals, die Furcht des Alleinherrschenden gegen die Möglichkeit eines fremden Gegengewichts. Wenn Louis unbedingt der Held der Tragödie ist, so geht das ästhetische Interesse auf die Handlung über, welche seinen Untergang darstellt, und wird dadurch gesteigert, daß sein Tod nun für die Menschheit eine Befreiung von Uebeln ist. Es sind somit zwei Parteien im Drama: für Ludwig, er selbst und seine Werkzeuge; gegen ihn, Nemours und Coitier, welche vermittelt werden durch Commines, seine Tochter Marie und den Dauphin.

Wir wollen die Charaktere zu schildern versuchen:

Louis ist treu so wiedergegeben, wie die Geschichte ihn zeichnet, nur darin idealisirt, daß der Inbegriff seiner Kraft und Bosheit, welche sich in seinem Leben nach und nach entwickelt und immer vereinzelt dasteht, in der Handlung eines Tages concentrirt ist. Der König besteht den letzten Kampf. Er fühlt es, aber, wie er alle zu täuschen verstanden hat, will er die Natur irre leiten und Gott betrügen, — nicht aus Gottlosigkeit; nein, er ist ein frommer König, der keine Satzung angreift, keinem Ritus seiner Kirche sich entzieht, denn er hat gefunden, daß der Name eines frommen Fürsten ihm nutzt, die Völker zu brauchen, den Schein der Christlichkeit über jedes Unrecht auszubreiten, und sein Gewissen zu beschwichtigen. Auf der Grundlage eines wahren Köhlerglaubens hat er ein Gebäude des Aberglaubens aufgerichtet, wie es eine Ausgeburt der Kirche im Mittelalter war, wo die Form für das Wesen galt, und welches ihm für seine Zwecke paßt und gräßlich mißtönend in dem Lapidardialog mit Tristan hervortritt. Er glaubt wirklich, aber nur, daß die Kirche ihm dienen, seine Zwecke fördern, seine Krankheit heilen kann. Darum hat er sich aus den Armen der weltlichen Kunst in die Segnungen der Kirche geworfen, und stößt ihre Diener mit Ueberdruß zurück, als sie moralisiren und keine Wunder wirken. Wie streng er auch seine Burg befestigt und sein Leben bewacht; die Nemesis wacht über ihn. Sie hat ihm einen Feuerbrand in's Herz geworfen an der einzigen Stelle, die noch verwundbar ist, und läßt ihn lange zweifelhaft, ob er nicht auch diese Stelle verkitten, den Gegenstand, der diese einnimmt, vernichten, und sich so von allem, was menschlich ist, abschließen soll, wie ein Fels im Meere abgeschlossen ist von allem, was Frucht bringt und Segen. Es ist die Eifersucht

gegen seinen Sohn, den unschuldigen und ohnmächtigen. Der Gedanke an ihn, das einzige Wesen, das er liebt, oder vielmehr anerkennt, — denn der Egoist erweitert nur in der Form, nicht im Wesen, seine Selbstsucht, wenn er den Erben mit umfaßt — mahnt ihn an seine Jugend, die gegen seinen schwachen Vater Mordpläne schmiedete, und ihn, den noch unkundigen Intriguanten und ungeübten Mörder, auf fünf Jahre nach Burgund jagte, das er so schwarz belohnte. Seine Wachen sind scharf, sein Befehle unerhört; seine Grausamkeit ist alltäglich, sein Wesen schleicht gespenstartig allenthalben umher, und doch findet die Nemesis Mittel, ihm einen Feind nahe zu bringen, ohne daß dieser die Staffel der Gunst zu erklimmen braucht, welche bei Ludwig nur von durchaus gemeinen Menschen, die im Tragischen nur negativ wirken, erstiegen werden kann. Während er auf seine Gesundheit pocht, und alle Lügen straft, die in ihm die wandelnde Leiche erkennen, fühlt er genau den Wurm, der sein Leben zernagt und hat nur eine Rücksicht, nämlich für sein Leben, sein höchstes Gut, welche der Leibmedicus so sinnreich zu nutzen versteht. Bis zum Todesaugenblick hält er die durch alle möglichen Ränke zusammengeraffte Macht krampfhaft fest, und erkennt den ganzen Umfang des schrecklichen Gedankens sterben zu müssen, erst in der tief ergreifenden Scene, in welcher der Dauphin, kindlich betrübt und jugendlich ahnungsvoll, die Krone ergreift und dadurch den todtgeglaubten König ins Leben ruft. Der erschrockene Sohn ist gleich bereit, mit schweigendem Gehorsam die Krone dem Vater zurückzugeben, der sie einst seinem Ahn durch alle Kunstgriffe des Schwarzen zu entwinden strebte — und hier ist der Wendepunkt in der Charakteristik Ludwig's. Die unschuldige Menschennatur, welche unbefangen abweis't, was ihm Leben, Ehre, Gott ist, bricht den Wahn des Lebens und führt den Sünder zur Einsicht und Anerkennung seines Zustandes. Er resignirt, aber auch darin verleugnet er seinen Charakter nicht; er entsagt den Gütern der Welt, weil sie keinen Werth mehr für ihn haben; er verzeiht dem größten Feinde, der ihm die martervollste Stunde bereitet und seinen Tod beschleunigt hat; er gibt seinem Sohne die weisesten Lehren, die ein König je geben kann; er überschaut sein ganzes Leben, die Befriedigung, welche er seiner Herrschbegierde gewährte — und wirft es weg — warum? um das einzige zu erlangen, woran ihm jetzt noch liegt, Verzeihung von Gott. Sie erfleht er, um sie handelt er mit dem Anachoreten, sie soll sein Volk erbetteln, und sein letztes

Wort ist, ich befehle, daß sie erbeten werde. So ist der Charakter, den wir in einzelnen Zügen nicht verfolgen dürfen, ohne das Maaß zu überschreiten, in sich abgeschlossen, durchaus consequent, historisch treu und ästhetisch vollendet. Er muß untergehen, so will es das tragische Element, welches er in die Handlung legt; er muß zur Einsicht kommen, die poetische Gerechtigkeit; denn wir sollen an ihm die moralische Kraft und den eisernen Willen bewundern; er darf nicht gemein und erbärmlich werden, dann wird er wie seine Helfershelfer, nicht edel, dann hebt er sein Leben auf und zerstört die Harmonie seines Charakters.

Die Folie des leidenden Königs ist Coitier, nach ihm der eigenthümlichste Charakter und — denn der historische Alchymist und Medicus gibt kaum mehr als den Namen — als Produkt der Phantasie des Dichters Beweis seiner schöpferischen Kraft, seiner tiefen Kenntniß des tragischen Moments und seines geübten Takts. Coitier ist an das untergegangene Haus Nemours geknüpft durch Dankbarkeit, an den König durch die Verhältnisse, die ihm die bedeutendste Stellung anweisen, weil er dem Könige unentbehrlich geworden ist. Er zeigt auf der einen Seite, daß man den Großen nur insoweit gilt, als man unentbehrlich ist, und auf der andern Seite, daß auch der krasseste Despot abhängig wird, wenn er einen Diener fühlen läßt, daß er ihn nicht entbehren kann. Wir sehen den Arzt, treu seinem Doctoreide, die erstorbenen Säfte seines königlichen Patienten mit allen Mitteln der Kunst beleben, und doch seinen Tod wünschen. Hier entsteht die Frage: warum bleibt ein Mann, der, wie aus seinem ganzen Wesen hervorgeht, keine Ansprüche an's Leben macht, in einem Verhältnisse, von dem er eine zwar treffende, aber abschreckende Schilderung macht? Die Antwort darauf hätte vom Dichter schärfer gegeben werden müssen. Sollte es gemeine Rücksicht auf Amt und Geld sein? Nein. Unsere Theilnahme für den Leibarzt zeigt uns, daß der Grund tiefer liegt. Er bleibt aus Dankbarkeit, er weiht sein Leben dem Zwecke, seine Schuld dem letzten Nemours zahlen zu können. Ihm gelten seine Nachtwachen, ihm seine Sorgen, ihm die Entsagung aller Freuden der Welt nicht nur, sondern der Wissenschaft und der Ausübung seiner Kunst, ihm, dessen Vater den armen Knaben aufzog, in Montpelier der Wissenschaft widmete und an den Hof brachte. Wie dauert es den schroffen, aber edlen Mann, seinen Wohlthäter nicht retten zu können, weil der König, damals gesund, seines Arztes spottete. Jetzt soll aber dem Sohne geholfen werden.

Die Gesundheit des Königs wankt, der Arzt befiehlt, droht, gebietet. Denn nicht geduldig leidet er die Schattenseite des Hofmedicusdienstes; er rächt sich an dem Könige, indem er ihm mit den grellsten Farben seinen Zustand vorhält, wann er ihn grade zu vergessen wünscht, indem er ihm Dinge befiehlt, die seinem Wahne entgegen treten, und ihn oft an das unabwendbare Ende erinnert. Sein Einfluß bleibt aber immer momentan, und darum kann er mehr verhindern, als ausführen; denn der König ist ihm weder dankbar, noch zugethan: er gehorcht ihm, weil er ihn braucht und nur, wann er ihn braucht. Wie ändert sich die Stellung in dem Augenblick, als der König vom Einsiedler Wunder erwartet, die ihn den Arzt entbehren lassen. Als Coitier den Befehlen des Königs zum Trotz Nemours entfliehen läßt, bricht des Königs langverhaltene Wuth gegen ihn aus. Aber noch hat er keine Sicherheit, darum versucht er — was versucht ein Louis nicht? — durch erheuchelte Liebe und Herzlichkeit seinen Arzt zu fesseln, weil er gefunden, daß er an diesem Punkte verwundbar ist. Mit der Miene der Uneigennützigkeit nennt er ihn Freund; aber während er ihm laut Schutz verheißt, spricht sein erzürntes Innere: „Wenn du jemals entbehrlich würdest!" Es gibt zwei Wege, an Höfen sein Glück zu machen, entweder als Höfling, oder als Original. Unser Coitier besitzt ganz die künstlerische Nachlässigkeit und Süffisance, welche auf Verdienste pocht; er ist unbefangen, schroff, wortkarg, bitter, ja grell und kann es sein, denn er will nichts für sich erlangen, er besitzt alles, die Unentbehrlichkeit, und hat sie eben durch seine Entschlossenheit, seine Kaltblütigkeit und den stoischen Gleichmuth erlangt, den er nie ablegt, selbst nicht in dem Augenblicke, als sein Schicksal auf der Neige stand. Anders ist Commines, der Staatsmann und Minister des Königs. Er arbeitet an dem Ruhme seines Hauses, an seiner Ehre und an eigner Geltung; er ist Hofmann im ganzen Sinne des Wortes, vom ersten Augenblick an, wo er in der Dämmerung in seinen Memoiren blättert, bis zum Schluß, wo er sich voll tiefer Ehrfurcht gegen den neuen König verneigt; und in jeder Sylbe so diplomatisch gezeichnet, daß man den Eindruck nur schwächen kann, wenn man seine Aussprüche anders combinirt. Die Grundlage, auf welcher der Hofton, d. h. das Bestreben, die Gunst dessen zu erlangen, welcher regiert, ohne die kleinlichsten Mittel und verborgensten Wege zu scheuen, mit hellen Farben entworfen wird, ist edel. Commines ist gelehrt, weise, thätig, gerecht; aber er hat die Menschen kennen lernen, hat aus ihren Handlungen

die eigennützigen Triebfedern aufsuchen müssen, um ihnen entgegenwirken zu können. Er theilt das Schicksal der meisten Diplomaten, er hält die Menschen für fähig zu jedem Bösen, er traut keinem, bis er ihn selbst gewogen. Darum ist er behutsam; jede Miene steht unter Controlle, jeder Blick wird belauscht, jedes Wort ängstlich gewogen. Commines kann sich mit keiner Unentbehrlichkeit brüsten, denn fertige Diener findet ein Despot, der zur rechten Zeit geizig und freigebig zu sein weiß, allenthalben. Er weiß es, und doch möchte er die Stelle behalten, die ihm Alles ist, möchte sie gar unter der folgenden Regierung behaupten. Daher der dornigte Pfad, auf welchem unser Minister in Beziehung zum Dauphin und zum eifersüchtigen Vater zu wandeln hat. Von ersterm möchte er geliebt und in seiner trefflichen Verwaltung geachtet werden, und doch bringt ihm beim argwöhnischen König das leiseste Anzeichen, daß er um die Gunst des Sohnes buhlt, unvermeidliches Verderben. Auch Nemours will er retten, denn sein unglücklicher Vater war mit ihm durch enge Bande der Freundschaft verbunden; er hat auch viel für den Sohn gethan, aber geheim, und nicht ohne Absicht. Das Schicksal hatte ein ihm sehr gelegenes Liebesverhältniß zwischen seiner Tochter Marie und dem jungen Nemours eingeleitet. Mit welchem Glanz wären seine Nachkommen umstrahlt, wenn der mächtige Stamm des Armagnacs unter dem nachfolgenden Könige in der Person seines Eidams seine Aeste wieder weit umher im Lande ausbreitete! Darum mußte der Dauphin zur Verzeihung und Restitution des Nemours gestimmt werden und, — wie leicht bietet hier das Glück die Hände! — die Tochter macht Eindruck auf den Prinzen. So soll das Gefühl des unverdorbenen Königssohnes zu diplomatischen Zwecken geleitet werden. In welche peinliche Lage geräth nun unser Weltmann durch sein eignes Werk, als er die Ehre seiner Tochter und seines Hauses gefährdet sieht, als er die Leidenschaft bemerkt, die in dem warmen Herzen des Dauphin für seine Tochter brennt, und die er löschen möchte, nachdem sie für seine Absicht gewirkt hat.

Commines hat einen höhern Standpunkt, als der ganze Hof, Louis ausgenommen. Mit dem Blicke eines Geschichtsforschers überschaut er das Leben des Fürsten, das er uns in seinen unschätzbaren Memoiren niedergelegt hat. Der Dichter erfüllt einen doppelten Zweck, indem er Commines als eine der Hauptpersonen seiner Tragödie auftreten läßt: er bleibt historisch treu und gibt einen würdigen Repräsentanten für Staatsmänner. Commines

konnte am Hofe Louis, wo er der einzige Hofmann von feinen Sitten war, nicht fehlen, das ästhetische Interesse verlangt sogar eine scharfe Bezeichnung seiner Verhältnisse. Vielleicht zollt der Dichter auch einen Tribut der Dankbarkeit dem vortrefflichen Geschichtschreiber, der in einem lebendigen und gefälligen Style seine Zeit, an deren Gestaltung er einflußreich mitwirkte, schilderte, und ihm den Stoff zu dem besten Erzeugnisse seiner Muse an die Hand gab. Der Charakter ist eben so treu als gehalten. Wir kennen Commines als einen geschickten Unterhändler in schwierigen politischen Verhältnissen, als einen gewandten und behutsamen Hofmann, der sich unter vier verschiedenen Regenten in der Stelle eines ersten Rathes zu erhalten wußte, und müssen den tiefen Blick, welchen er in das Innere des Menschen warf, die gewandte Uebersicht jeder Sachlage, welche er sich durch sein richtiges Urtheil, seine feine Beobachtungsgabe und seine große Selbstbeherrschung erworben hatte, bewundern. Wie einen Talleyrand des Mittelalters sehen wir ihn auch hier handeln. Stets sachte auftretend, stets schonend urtheilend, stets ängstlich erwägend, bewachte er seine Gedanken, daß sie auch nicht im Schlafe laut werden oder auf dem Barometer des Geistes, dem Gesichte, sich kund geben. Nichts setzt ihn in Erstaunen, nichts bringt ihn außer Fassung; für alle Fälle hat er ein Hinterpförtchen. Verkennung und Undank wird ihm — bei seiner Lebensansicht kann er es nicht anders erwarten — aber auch seine Wünsche bleiben unerreicht: Nemours, auf dem seine Zukunft gebaut war, geht unter. So verlangt es die poetische Gerechtigkeit. Weil beide Männer, Coitier und Commines nicht gerecht werden können, ohne treulos zu sein gegen ihren Gebieter, so dürfen sie die Frucht ihres Strebens nicht sehen: Nemours muß ihren sorgenden Augen entrissen werden und erliegen, schon deshalb, weil die Rache des Menschen nicht triumphiren soll, sondern das gerechte Walten der Vorsehung.

Was will denn nun dieser vielbesprochene Nemours in unserer Tragödie? Seinen Vater rächen, der scheußlich umgekommen war, damit der Monarch an ihm ein Beispiel statuire. Rachegedanken hatten sein ganzes Leben erfüllt; Rachegefühle hatten sich in die Regungen der Liebe, der Dankbarkeit, der Freundschaft gemischt; Rachegefühle hatten ihn in den Krieg getrieben und zum brauchbaren Unterhändler gemacht; sie hatten ihn bewogen, sich den Plänen des kühnen Burgunderherzogs hinzugeben und sein Interesse zu dem Seinigen zu machen. Der Gedanke, das Blut des geschlachteten Vater durch den Tod des unantastbaren

Louis zu versöhnen, hatten ihm Muth gegeben, sein Haupt in den Löwenrachen zu stecken, aus dem kein Ausgang für ihn, wenn seine Maske entdeckt würde, hatten in ihm den Wunsch genährt, sein Leben in die Schanze zu schlagen, um seine Absicht zu erreichen. — Und als nun endlich der lang vorbereitete Augenblick erscheint, als der König in seine Hand gegeben ist, was thut er? Er wirft den Dolch aus der Hand und übergibt sich den Henkern. Ist hier Consequenz? Wenn wir in Nemours nicht einen phantastischen Tugendhelden erkennen wollen, wie ihn Delavigne wohl nicht schaffen wird, so müssen wir sagen: nein, wollen aber den Dichter zu rechtfertigen versuchen. Er kann Nemours den König nicht tödten lassen aus mehrfachen Gründen, weil er die historische Treue, die er so schön mit den Anforderungen der Poesie zu vereinigen gewußt hat, und die verlangt, daß Louis eines natürlichen Todes stirbt, nicht plötzlich und augenscheinlich brechen will; zweitens, weil er die Rückkehr des Königs nicht umgehen kann, wenn wir uns mit ihm aussöhnen sollen, so weit es der Pathos verlangt; und drittens, weil die Idee der Tragödie, den Kampf der höchsten irdischen Macht gegen die menschliche Natur darstellend, einen andern Ausgang verlangt. Hier hilft sich der bühnenkundige Dichter mit einem Theatercoup und allerdings mit einem der wirksamsten und frappantesten. Als Louis, feig bittend, verzagend und verzweifelnd, selbst gesteht, daß er von Nemours keine andere Strafe erwarten kann, als den Tod, ruft dieser aus: „Nein das Leben." Der Effekt wird dadurch herbeigeführt, daß der Rächer in seinem Versteck ein Ohrenzeuge des Auftritts war, in welchem der Autokrat dem Einsiedler beichtet, ihm eine furchtbare Schilderung von seinem Seelenzustande macht, von der Qual, die ihm jeder Tag bereitet, von der Pein der schlaflosen Nächte und der Folter der von Gespenstern und Schreckgestalten erhitzten Phantasie. Nach dieser Scene konnte Nemours das Leben des Königs furchtbarer scheinen, als sein Tod; aber doch war es nicht so, denn dem Könige galt dieses jammervolle Leben mehr, als das so gefürchtete Ende. Nemours verzeiht aber nicht mit Edelsinn; er quält sein Schlachtopfer, und kühlt seinen Muth an der Verzagtheit und Jämmerlichkeit des Ueberlisteten und steht da, wie ein Unentschlossener, der das Urtheil gesprochen, den Tod gedroht, das Schwerdt gezückt hat, und doch nicht wagt zuzustoßen. Dagegen erwidern wir rechtfertigend: Nemours soll kein überlegender Mann, er soll ein leidenschaftlicher Jüngling sein, und Unentschlossenheit ist vielleicht seine Eigen-

thümlichkeit, und als solche nicht unwahr, denn wir finden Menschen, die lange einer Idee nachgingen, irre werden, wenn ihnen die unerwartete Gelegenheit wird, dieselbe realisiren zu können. Wenn man also auch dies Benehmen Nemours' motiviren kann, so ist doch nicht abzuleugnen, daß er der schwächste Charakter der Tragödie ist. Er vertritt auch die Rolle des Liebhabers und daher kommt wohl seine Schwäche. Es geht der neuern französischen Literatur mit der Liebe, wie einem geprüften Weltmanne, der alle Abenteuer erlebt, erlitten und erzählt hat, und sich ganz eigen gebehrdet, wenn er mit abgekühlter Leidenschaft noch eine Intrigue spielen will. Fast allen Werken der Romantiker fehlt eine reine Liebe. Die Galanterie der klassischen Schule ist verschwunden und für den Enthusiasmus der alten Romantik ist die jetzige Ansicht zu ernst. Wie ist z. B. die Liebe Nemours's beschaffen. Man weiß nicht, ob er wirklich liebt und das Gefühl bekämpft, weil es dem Zwecke seines Daseins entgegen tritt, oder ob er mehr das Ansehen eines treuen Geliebten gegen seine Braut aufrecht hält. Diese Unentschiedenheit läßt sich deshalb schwer mit seinem Charakter zusammenreimen, weil er mit Ernst, Leidenschaft und Keckheit die Sache des Kühnen vor dem Könige vertritt und uns dadurch Gelegenheit gibt, diesen abgefeimten Menschenkenner unterhandeln zu sehen.

Der Gegenstand der Liebe ist die sanfte, gute, fromme Marie, eben erst aus Burgund an den Hof gekommen, vom Vater innig geliebt und doch von ihm bestimmt, seinen Zwecken zu dienen. Wie schön macht sich dies Verhältniß! Sie heitert durch ihre Unschuld und Fröhlichkeit den König auf; sie bezaubert durch ihren Liebreiz und ihre Bildung den Dauphin, und indem sie unbewußt daran arbeitet, daß ihr Vater in der Gunst des gegenwärtigen und künftigen Regenten steigt, bleibt ihr Herz treu und warm dem Geliebten zugethan. Sie ist ohne Falsch und List, aber als sich Gelegenheit findet, die Leidenschaft und überströmende Güte des Dauphin zur Begnadigung Nemours zu benutzen, da macht sie die Liebe verschlagen und fein, und wird durch einen Eid des getäuschten Prinzen, der Verzeihung verspricht, hoch erfreut. Wie wird der Frieden ihrer Seele getrübt, als sie ein Mittel in der Hand des Königs wird! Mit ihm umzugehen, war sie zu rein. Ein Wort und eine Miene von ihr, als Nemours unter dem Namen Graf Rethel als burgundischer Gesandter in den Audienzsaal tritt, sagt dem durchbohrenden Blicke Ludwigs genug; er umstrickt sie mit glatten Worten und die Geängstigte und Getäuschte liefert mit dem Geheimniß seiner Person, das Haupt ihres Ge-

liebten in die Hände des Erzfeindes seines Hauses. Der König aber fürchtet Nemours wenig, da er ihn kennt und von seinem Verhältniß mit Coitier nicht unterrichtet ist; er kann ihn brauchen ehe er ihn opfert. Durch Geld besticht er ihn nicht; das der armen Marie erpreßte und erschlichne Wort, das den Geliebten dem Könige zu erkennen gibt, verschafft ihm andere Mittel. Die Nachricht vom Tode Karls kommt an; er kündet dies für ihn so erfreuliche Ereigniß dem Hofe an, indem er befiehlt, die Trauer anzulegen; denn er will die Dehors retten, da er als Erbe aufzutreten gedenkt. Nemours wird öffentlich erkannt und sein Leben rettet er nur, wenn er verspricht, durch seinen Einfluß in Burgund dem Könige das schöne Erbe in die Hand zu spielen. Daß er den Antrag mit Verachtung von sich wendet, ist natürlich, und wie durch Coitiers Eintritt die Katastrophe sich wendet, oben erzählt worden. Marie aber ist vernichtet. Sie hat unschuldiger Weise ihren Geliebten verrathen, sie hat ihn verloren. Ihre Bitten, ihre Thränen, ihr zerrauftes Haar und ihre Ohnmacht können den harten König nicht zur Gnade bewegen, und als er endlich verzeiht, um sich im Himmel ein Plätzchen zu erkaufen, hat Tristan schon gerichtet. Eine verwelkte Blume liegt die Rose am Boden, als das Schicksal erfüllt war. So zeigt sich in Marie edle Weiblichkeit, jungfräuliche Anmuth und Ergebenheit.

Ein ihr würdiges Pendant ist der Dauphin, der als ein Jüngling gezeichnet ist, dem alles neu erscheint, der Hof, die Wissenschaft, das Ritterthum, die Welt. Sein Vater hatte ihn in Unkenntniß erziehen lassen, damit er nicht fähig wäre, ihm zu schaden; und während sein jugendlicher Sinn nach Wissen durstete und auf die Großthaten der Geschichte lauschte, sollten ihm Knabenspiele und der vom Vater für ihn entworfene Catechismus genügen. Aber sein Oheim, Herzog von Orleans, der nur durch seine gänzliche Zurückgezogenheit das Leben bewahrt hatte, als die ligue pour le salut public von Louis zersprengt war und die vorzüglichsten Mitglieder hingerichtet wurden, hatte Eingang in das Herz des Neffen gefunden und manche gute Lehre dem Jüngling tief eingeprägt. Um ihn noch sicherer zu bewachen, nimmt Louis den unschuldigen, kindlich gutmüthigen Knaben an den Hof, wo Olivier le Daim seine Schritte belauscht, und seine Unbefangenheit stört. Kein fester Wille ist noch in ihm ausgebildet, aber es zeigen sich schöne Hoffnungen. So oft er entschieden auftritt, erregt er die Furcht des herzlosen Vaters, vor dem er zittert und dem er kindliche Verehrung zollt, wie besonders aus dem Anflug

von Tapferkeit, mit dem der junge Prinz den von Nemours hingeworfenen Fehdehandschuh aufgreift und später aus seiner lebhaften Verwendung für den Gefangenen hervorgeht. Sein Einfluß am Hofe ist null; aber sobald das Ende des Allgefürchteten nahe ist, drängt sich die Schaar behutsam um ihn, — und Commines bringt ihm die erste Huldigung. Sein Verhältniß zu Marie ist rein und lieblich, sein Herz edler Regungen voll und seine Neigung zum Volke aufrichtig. Das arme Volk! Wie wird die Sorge für sein Glück vom Könige in den Mund genommen, um seine Härte gegen den Adel zu entschuldigen, und wie leidet es unter der Last der Abgaben, unter der Laune der schottischen Söldner, unter den Gräueln Tristans und der gleisnerischen Umtriebe Oliviers, der seine Fröhlichkeit in Anspruch nimmt, um dem Könige das Glück seines Volkes zu zeigen und ihm eine Gewissensbeschwichtigung mehr zu gewähren. Wie argwöhnisch ein zur Sclaverei herabgesunkenes Volk wird, zeigt sich in der Scene mit Franz von Paula, der kein Wunder thut, nicht, weil sie, wie er sagt, allein in Gottes Macht stehen, sondern weil es sich beim Volke nicht der Mühe lohnt. Der Wunderthäter Franz von Paula ist ein würdiger Priester des Mittelalters, der Segen spendet, zur Frömmigkeit ermahnt, Strafen austheilt und Gewissen durch Sündenvergebung beruhigt, wenn ihm aufrichtige Reue versprochen wird. Dieser Charakter hat wenig Eigenthümliches; er ist in Tragödien, welche in diese Zeit fallen, oft gebraucht worden; aber er ist vom Dichter bestimmt aufgefaßt und geistreich durchgeführt. In seiner Person stellt der Dichter, nachdem er den Aberglauben des Königs, der zum Frevel führt, versinnlicht hat, auch den echten christlichen Glauben dar, wie er in der wahren mittelalterlichen Kirche lebte, die Religion der Versöhnung und der Liebe. Der demüthige Priester, den Alle als Heiligen verehren, darf natürlich die Huldigungen nicht annehmen, weil sonst der Nimbus schwände; er muß alles von Gott erflehen und von ihm Gewährung hoffen; er wird Seelenarzt des Königs, der sich ihm hingibt, weil er die Wirkung hofft, die der Dichter klug unberührt läßt, da die Katastrophe eine andere Gestalt herbeiführt.

Zuletzt ist noch der Werkzeuge des Königs zu gedenken, des listigen, verschmitzten und niederträchtigen Olivier, der aus einem Barbier — allerdings eine wichtige Person für einen Tyrannen, der sich selbst nicht rasirt — ein allmächtiger Günstling geworden war, und des blutdürstigen, feilen und teuflischen Tristan, des raschen Vollstreckers der unmenschlichen Befehle. Wie

thätig sie auch an der Handlung mitwirken, so ist doch ihre Persönlichkeit nur ausgemalt, um durch sie den König noch mehr zu charakterisiren; besonders ist der lakonische Styl, der seine raschen Prozesse begleitet, bis zum Gräßlichen treu. Ihre Bosheit aber hat nichts absolut Tragisches und wird noch aufgehoben durch die Gemeinheit und Erbärmlichkeit, mit welcher sie sich gegenseitig anklagen und ihre Thaten durch Pflichttreue entschuldigen, als sie vom Könige selbst dem Sohne, dem sie sich schon kriechend genähert hatten, als der Tod Louis zu erwarten stand, zur Bestrafung überwiesen wurden. Denn wie auch Louis mit ihnen zusammenhielt; er mußte sie als Schurken kennen und konnte sie nur so lange dulden, als sie ihm nutzten; darum gibt er sie im Tode Preis; der Lohn ihrer Schandthaten konnte ihnen nicht entgehen.

Die übrigen Personen dienen nur dazu, die allgemeine Stimmung am Hofe und im Volke zu bezeichnen und einzelne Situationen, wie beim Auftreten des Königs mit dem Grafen Dreux, zu motiviren; sie sind also dienend und dürfen mit der Bemerkung beseitigt werden, daß sie der Absicht gemäß einwirken, die Haupthandlung fördern und durchaus kein ablenkendes Nebeninteresse erwecken. —

Durch die eben skizzirten Charaktere wird die mit raschem Schritt, wirksamer Rollenvertheilung und Entschiedenheit durchgeführte Handlung bestimmt. Ohne die Grenzen der klassischen Schule zu übertreten, wird Delavigne auch nicht im Geringsten von ihnen beengt. Die Handlung umfaßt nur einen Tag, weil sich die Begebenheiten natürlich in diesem Zeitraum zusammendrängen, jedoch ohne daß der Tragiker Werth darauf legt sie in diesem engen Zeitraum zu bannen. Sie geht in einem Orte vor sich, d. h. in einer Gegend, hat aber fünf verschiedene Schauplätze, indem mit jedem Akt sich die Scene ändert, und hält also darin eine glückliche Mitte, daß sie die in der Tragödie störenden Verwandlungen beseitigt, und doch die Vortheile des Bühnenwechsels gewährt.

Die Sprache ist in Hinsicht auf Versification und Styl in ihrer Art vollendet und klassisch. Ich sage in ihrer Art, denn oben habe ich gezeigt, wie der Dichter die Sentenzenweise, die Anwendung rhetorischer Figuren, den besonders häufigen Gebrauch der Antithesen und die Wirkung auf den Effekt durch Deklamation aus der klassischen Schule beibehielt, während er sich in Anwendung neuer Wendungen und Ausdrücke, in der bilderreichen Phantasie- und gemüthvollen Herzenssprache die Vortheile der Romantiker

aneignet. Im Allgemeinen ist sehr zu loben, daß die Helden nicht mehr reden, als nöthig ist, um den Charakter zu entwickeln und die Handlung zu motiviren — keine Tiraden, keine Reflexionen, höchstens einige entbehrliche Ausschmückungen in der Beichtscene des Königs. Die Empfindungen sind zum Theil tief aus dem Busen des Dichters entsprungen und die Gedanken gewähren eine reiche Ausbeute an scharfsinnigen, treffenden und wahren Aussprüchen. Wie in jedem französischen Gedicht ist auch hier nicht zu verkennen, daß der politische Zustand der Gegenwart bei der Abfassung berücksichtigt wurde. Wie in allen klassischen Tragödien der Hof Ludwig XIV. der Hintergund ist, so auch in Delavigne's Dramen seine d. i. unsere Zeit im Jahre 1831. So sah das Volk mit Applaus einer Tragödie zu, in welcher der Despotismus in seiner ganzen Vollendung dargestellt wurde, wie er in seinem Vaterlande geherrscht hatte, und in welchem so oft Gelegenheit vorkam, Beziehungen auf die Gegenwart zu machen, und im Herbst 1845 habe ich mich selbst, als ich nach langen Jahren die Tragödie auf dem théatre français wieder sah, von Neuem davon überzeugt, daß sie in die Reihe derjenigen Nationalwerke aufgenommen worden ist, an welchen der französische Kunstgeschmack mit seltener Pietät hängt, und die auf jedes Alter und jede Bildungsstufe in Frankreich ihre Wirkung niemals verfehlen.

Da ich in meinem Urtheil manchem deutschen Kritiker ganz entgegentrete, indem ich Delavigne für den musterhaftesten Dichter Frankreichs in diesem Jahrhundert halte: so kann ich mir nicht versagen, schließlich den Ausspruch beizufügen, welchen Alfred de Wailly am 20. Nov. d. J. bei Gelegenheit der feierlichen Aufstellung der Büste des Dichters im Collége Henri IV. in Gegenwart berühmter Männer that und den A. Deschamps in einem edlen und zarten Gedicht bekräftigte.

„Delavigne, sagt Wailly unter Andern, sei es allein gelungen, neben den unerreichbaren Meistern Corneille und Racine gerechten und unvergänglichen Beifall zu erwerben, und zwar sowohl in der Tragödie, wie im Lustspiel. Er, der den Glanz des Kaiserreichs besang, weihte beredte Thränen seinem Unglück und den Schlägen seines Vaterlandes, und er war es wiederum, der die Morgenröthe der neuen Freiheit mit einem ewig denkwürdigen Volksgesange begrüßte. In der glänzenden Reihe seiner Werke möchte auch nicht eine Seite gefunden werden, die nicht den strengsten Anforderungen der Sittlichkeit und des Geschmacks vollkommen Genüge leiste."

Elberfeld. **Dr. Kruse.**

Das euphonische Moment in der englischen Sprache.

Von jeher hat man der englischen Sprache Mangel an Wohllaut zum Vorwurf gemacht, was um so auffallender ist, als nicht leicht eine bekannte neuere Sprache, hinsichtlich des Reichthums und Wechsels ihrer Laute, der wahrhaft wunderbar ist, sich mit der englischen wird messen können. Wie vielfacher Laute und Lautschattirungen ist nicht jeder einzelne ihrer Vocale fähig; und auch in ihren Consonantlauten bietet sie eine Mannigfaltigkeit, wie weder die griechische Sprache, noch die lateinische, noch eine der Töchtersprachen der letzteren sie kennen. Der Grund davon ist, weil die englische als eine Mischsprache viele andere Sprachen in sich aufgenommen und, diese fremden Elemente ihrem eigenen Genius anpassend, Einheimisches und Fremdes zu einem höchst originellen und gewiß auch lautlich harmonischen Ganzen zu verschmelzen gesucht hat. Aber freilich — und darin liegt wohl der eigentliche Grund jenes Vorwurfs — ist der Prozeß dieser harmonischen Verschmelzung und Ausgleichung des Einheimischen und Fremden, namentlich in phonetischer Hinsicht, noch lange nicht durchgemacht; noch liegt die Sprache sogar unter schweren, fast bedenklichen Geburtswehen dieser Ausgleichung. Frägt man aber, was diesen Prozeß, diesen sprachlichen Kampf so schwer und kritisch gemacht hat, so ist die einfache Antwort; der Mangel strenger Gerechtigkeit, oder auch nur vorurtheilsloser Billigkeit des einheimischen Elements der Sprache gegen das ihr unterworfene und mit ihr zu verschmelzende Fremde. Zum rechten Verständniß und zur richtigen Würdigung dieses Kampfes wird aber nothwendig sein, in Kürze zu zeigen, worin hierbei der Charakter oder das eigenste Wesen des einheimischen Elements der Sprache vorzüglich hervortrete, und in wie weit diesem einheimischen Element

Ungerechtigkeit oder Voreingenommenheit gegen das Fremde mit Recht zum Vorwurf gemacht werden könne, eben weil dadurch das Aufgehen beider Elemente in ein harmonisches Ganzes verhindert und so das rechte, volle Verständniß des englischen Idioms überhaupt verkümmert wird. Es tritt aber der eigenthümliche Charakter des einheimischen Elements der englischen Sprache, das wir das germanische nennen wollen, am auffallendsten hervor im Gegensatz zu dem romanischen, welche beiden Elemente sich denn auch von jeher am härtesten bekämpft haben und es bis auf den heutigen Tag noch thun, obschon das germanische Element, in neuester Zeit, dem romanischen bereits so manche Rechts-Konzessionen gemacht hat, daß an einem endlichen Friedensschluß, einer sprachlichen entente cordiale wohl nicht mehr gezweifelt werden darf, wenn auch der Kampf weder selbst auf englischem, noch französischem, sondern, wie man das fast schon gewohnt ist, auf deutschem Boden ausgefochten werden dürfte. Fragen wir aber nach dem eigentlichen Träger des germanischen Elements, oder, in unserem Fall, dem personifizirten Befehder des romanischen, so ist dies der Accent oder diejenige sprachliche Großmacht, die, wie oben gesagt, durchaus nicht immer gerecht gegen die verschiedenen Elemente der Sprache, am wenigsten gegen das romanische, gewesen ist, wodurch denn Disharmonie und Mißverständnisse im Bereiche der Sprache nicht ausbleiben konnten. Um aber dieses Unrecht, dessen wir den englischen Accent oder, wenn wir uns diesen unter dem Bilde eines Herrschers vorstellen, vielmehr seine Minister, denn er selbst kann nicht Unrecht thun — namentlich rücksichtlich des romanischen Elements der englischen Sprache beschuldigen, an einigen Beispielen und konkreten Fällen zu beweisen und zugleich darzuthun, daß wir selbst nicht etwa zu rebelliren beabsichtigen, sondern nur unser gutes Recht zu wahren gesonnen sind — wir bekennen uns hierbei ein wenig als Kosmopolit und sehen fremdes Unrecht für unser eigenes an — um aber, sage ich, dem Accent sein Unrecht zu beweisen, müssen wir vorerst sein Recht im Gebiete der Sprache überhaupt, also seine sprachlichen Hoheitsrechte selbst, in's Auge fassen. Diese sind aber vorzüglich doppelter Art; 1) erstrecken sie sich auf die einzelnen Sylben der Wörter und charakterisiren dann die Herrschaft des Accents in der Weise, daß, auf welcher Sylbe immer derselbe seinen Sitz nehmen mag, diese die andern Sylben desselben Wortes so weit überragt oder überwiegt, daß sie sie gleichsam alle aufwiegt oder sie alle verdunkelt und in den Schatten

stellt; hierin völlig ungleich dem Accent der französischen Sprache, wo bekanntlich jede Sylbe gleiche Geltung hat, in welcher Verschiedenheit zugleich wohl der erste Keim des berührten Kampfes zu suchen sein möchte. So entschieden und überwiegend aber auch der Accent im Englischen auftritt und sich die gesammten Elemente der Sprache unterwirft, so verschieden ihre einzelnen Bestandtheile auch sein mögen, so verfährt er doch dabei keineswegs willkürlich und ist zugleich weit entfernt, seine verschiedenartigen Unterthanen mit Einem Maße zu messen oder sie alle über Einen Kamm zu scheren; im Gegentheil, er schont und berücksichtigt durchaus die verschiedenen Nationalitäten der ihm unterworfenen Wortstämme und muß es thun, wenn er die rechte Harmonie in seinem ausgedehnten Reiche erhalten will. Wollte er z. B., einem ihm eigenthümlichen, angebornen Zuge gemäß, alle mehr als zweisylbigen Wörter auf der drittletzten Sylbe betonen (s. meine Grundsätze der Syllabirung, §. 32, Grunds. 1.), wie nátural, sácrament, magnificent ꝛc. ꝛc., so würden dadurch nicht nur die unveräußerlichen Rechte vieler anderer Wortstämme verletzt werden, sondern es würde davon zugleich unerträgliche Einförmigkeit und so zuletzt wirkliche Dissymetrie und Disharmonie die unausbleibliche Folge sein. Er läßt daher gern fremden Wortstämmen ihre angestammten Rechte und betont z. B. decórus, indecórus, inimical, Européan ꝛc., statt décorus, indécorus, inímical, Európean ꝛc., wie es ihm vom Hause aus am natürlichsten wäre. Steht nun aber diese Neigung des Accents oder dieser der Sprache angeborne Zug, bei der Sylbenbetonung eines Wortes auf die Nationalität desselben Rücksicht zu nehmen, unbestritten und unbestreitbar fest, so wird natürlich ein gleiches Zurückgehen auf den Ursprung bei der Lautbestimmung der einzelnen Bestandtheile der Sylben und Wörter selbst, namentlich der Consonanten, völlig eben so nothwendig sein, was aber höchst seltsamer und unnatürlicher Weise, seit Sheridan, von denen ganz außer Acht gelassen worden ist, welche die Lautverhältnisse der Sprache zu regeln unternommen haben; so daß mit Recht behauptet werden kann, daß mit Sheridan die Sprache eigentlich aufhört, eine lebende zu sein und gleichsam nur noch als todte Büchersprache, mittelst der sogenannten Aussprache-Wörterbücher, ihr Dasein kümmerlich fristet, wie wir unten noch weiter nachzuweisen Gelegenheit haben werden. — Kaum braucht übrigens hier noch bemerkt zu werden, daß bei der Entschiedenheit, mit der sich der englische Accent auf je einer bestimmten Sylbe eines mehrsylbigen Wortes geltend macht, er

seine Ansprüche nie auf zwei Sylben eines Wortes zugleich erstrecken kann, es müßte denn ein Wort so sylbenreich sein, daß er zur rhythmischen Eintheilung und Gliederung desselben die Annahme eines Gehülfen, oder — um das Bild eines Herrschers beizubehalten — eines Mitregenten für rathsam oder gar nothwendig erachten sollte. Dieser beigeordnete oder Nebenaccent aber (s. Grds. der Syllabir. §. 33 ff.) wird natürlich nie die nächste Stelle (Sylbe) weder vor noch nach derjenigen einnehmen können, wo der Hauptaccent seinen Sitz genommen hat, weil dadurch beide, als einander zu nahe gerückt, sich vielmehr einander selbst bekämpfen und gegenseitig aufheben, als, ihrer Bestimmung gemäß, Ordnung und Harmonie in ihrem Reiche erhalten würden. Darum müssen beide immer um wenigstens Eine Sylbe von einander geschieden sein und zwar so, daß der Nebenaccent in der Regel die Stelle des Hauptaccents einnimmt, wenn dieser, bei Vergrößerung eines Stammworts durch Ansetzung neuer Sylben, um eine oder einige Sylben aufrückt, wie z. B. in con'-science, con"-sci-en'tious; par'-tial, par"-ti-al'ity. Zwar sind allerdings zwei Accente neben oder nach einander gar wohl möglich, aber immer nur da, wo es sich um die Betonung zweier, an sich zwar zu Einem Worte verbundener, aber immer eine getrennte Bedeutung behauptender Sylben oder vielmehr Wörter, also um den eigentlichen Wort-, nicht Sylbenaccent handelt, wie in four"-teen' (four und ten), oder auch four'-teen" (Grds. d. Syllab. §. 32, Grds. 2.), brain'-sick", church'-ser"-vice ꝛc., oder in un"-nátural, ir"-régular, os"-sivorous ꝛc., wo die Anfangssylben un, ir, os eine bestimmte, vom Wurzelwort getrennte Bedeutung behaupten. Siehe meine Principles of Pronunciation 42 sq.

Wir haben bis jetzt den englischen Accent in der Kürze in so weit betrachtet, als er seinen Einfluß auf die einzelnen Sylben der Wörter erstreckt, und gehen nunmehr zur Betrachtung des Einflusses über, den er 2) auf die Laute der einzelnen Buchstaben der Wörter und der ganzen Sprache übt. Haben wir oben gesehen, daß durch die Bestimmtheit, mit der der Accent im Englischen mit Rücksicht auf den Werth der einzelnen Sylben auftritt, derselbe sich wesentlich von dem Accent der französischen Sprache unterscheidet, so werden wir seinen Einfluß auf die Laute der einzelnen Buchstaben, sowohl der Vocale als der Consonanten, nicht minder bedeutend finden, namentlich wenn wir diese wiederum mit den Lauten der französischen Sprache zusammenstellen und vergleichen, worauf es uns hier ganz besonders ankommen muß,

wenn wir das germanische und romanische Element der englischen Sprache richtig auffassen und würdigen und so schließlich einem jeden sein Recht sprechen wollen. Vergleichen wir nun vorerst die Vocallaute der englischen Sprache mit den Lauten der fünf französischen Vocale, so ist der Unterschied zwischen beiden unendlich groß und besonders dadurch charakteristisch, daß der englische Accent jeden der Vocale auf eine ganz eigenthümliche Weise gleichsam reckt und streckt — mit Bezug auf welches Verhältniß auch gleich der erste Buchstabe des englischen Alphabets einen Laut erhält, den man the *slender* sound des a genannt hat, wie in ta'-ble, fa'-ble, sta'ble — oder aber kürzt und einzieht (schließt, s. Princ. of Pron. 10.) in einer Weise, wie im Französischen kein gleiches Beispiel zu finden ist, als in nàtural, rèlic, finish, pùnish ꝛc. Daraus geht hervor, daß lediglich durch den Einfluß des Accents diese ursprünglich französischen Wörter lautlich so verändert erscheinen, daß sie nicht mehr zu erkennen sind. Steht aber ein derartiger Einfluß des Accents auf die Vocallaute fest, so ist gleich von vorn herein leicht einzusehen, daß, wenn wir Vocalen, die dem Einfluß des Accents nicht unterliegen, dieselben Laute geben wollten als solchen Vocalen, welche ihm unterliegen, wir etwas ungemein verkehrtes begehen würden, und daß, wenn wir z. B. das unbetonte a, e, o in af-flict', ef-fect', op-pose' im Laute gleichstellen wollten mit dem a in nàtural, relic, mònarch, wir gerade eben so verfahren würden, als wenn wir, wie es oben besprochen worden, zwei Sylben eines Worts nacheinander mit dem Accent belegen wollten, z. B. cònsiderable. In dem einen wie in dem andern Fall würden wir allen Wohllaut der Sprache und alle Harmonie von Grund aus zerstören. Wie es daher nothwendig unaccentuirte Sylben im Englischen geben muß, so muß es mit gleicher Nothwendigkeit außer jenen gestreckten und gekürzten Vocallauten noch eine Mittelklasse von Lauten geben, die ich anderwärts die ursprünglichen oder natürlichen (Princ. of Pron. 23.) genannt habe; denn nur so wird ein harmonischer Wechsel der Laute überhaupt möglich. — Werfen wir aber mit diesen Grundsätzen einen Blick auf die Werke derjenigen Engländer, die zu verschiedenen Zeiten über die Lautverhältnisse der Sprache geschrieben haben, so ist kaum glaublich, welche Kurzsichtigkeit, Einseitigkeit und Befangenheit uns da von allen Seiten entgegentritt. Es mag dieses Urtheil durch ein paar Beispiele aus Sheridan (1780), Walker (1790), Knowles (1840) weiter bewiesen werden. Sheridan bezeichnet z. B. das unbetonte e der ersten

Sylbe in ef-face', ef-fect', es-sen'tial, es-cape', es-tab'lish, es-pouse' &c. genau wie das e in bed, men, pen. Walker dagegen schwankt, indem er in den drei ersten Wörtern das e wie Sheridan bezeichnet, in den drei letztern dagegen wie das unbetonte e in e-lect', e-lec'tion, e-nough'. Und der Grund dieses Schwankens und dieser verschiedenen Bezeichnung? — Dieser liegt, wer sollte es glauben? — nicht tiefer, als weil in den drei letztern Wörtern der das e schließende Consonant unbeschadet seiner selbst zur nächsten Sylbe gezogen werden kann, so daß dadurch der geschlossene Vocal offen oder frei wird; bei den drei erstern aber, bei gleichem Verfahren, der eine der Doppelconsonannten als völlig unnütz erscheinen und daher so gut als verloren gehen würde. Daß aber der arme Consonant im Leben, in der Praxis wirklich tausendmal verloren geht, so daß das e z. B. in effect' völlig eben so frei vom Accent gesprochen wird als das e z. B. in escape', gesteht Walker an verschiedenen Orten seines Werkes (s. meine Princ. of Pron. 21.) ehrlich selbst, und nennt dieses Verfahren zwar „a deviation from rule (!), but so *general* and so *agreable* to the ear, as to be a distinguishing mark of elegant pronunciation.“ — Wer sieht nun aber hierbei nicht die große Befangenheit Walkers und daß er hier, im aller eigentlichsten Sinn, mit dem Buchstaben den Geist, den Genius der Sprache todt schlägt? — Und was thut Knowles ein halbes Jahrhundert nach Walker? Er kehrt zur Bezeichnung Sheridan's zurück, die — wir müssen darauf wegen des Folgenden ein sehr großes Gewicht legen — allerdings consequent, aber an sich unrichtig ist, weil sie gegen die Gesetze des Accents und die Harmonie der Sprache streitet. Ganz dieselbe Bemerkung drängt sich uns unwillkürlich auf, wenn wir den Einfluß des Accents auf die Consonantlaute der englischen Sprache betrachten. Sehen wir da Sheridan Wörter wie

initiation, negotiation, substantiation, pronunciation, ratiocination, propitiation, association, sententiosity, essentiality etc, mit in-ish'-sha'-shun, negosha'shun, substansha'shun, pronunsha'shun, rashosina'shun, pro-pisha'shun, assosha'shun, sentenshos'ity, essenshal'ity etc.

bezeichnen, so finden wir, höchst auffälliger Weise, gleich beim ersten Wort zwei Accente nacheinander gebraucht — in-ish'-sha'-shun — in zwei Sylben, die an sich gar keines Accents fähig sind, weil sie an sich keine Bedeutung haben und ihnen darum keine andere zukommen kann, als die, welche sie als integrirende Theile eines ganzen Wortes haben. Der bloße Sylbenaccent kann aber

keinen andern Zweck haben, als, wie schon oben gezeigt worden, gewisse Sylben oder Theile eines Wortes vor andern hervorzuheben; wie er aber, seinem Charakter gemäß, in einem zweisylbigen Worte nicht beide Sylben zugleich wird treffen können, ohne sich selbst zu zerstören, so wird er eben so natürlich auch in einem mehrsylbigen Wort nicht zwei Sylben nacheinander treffen können. Nun ist allerdings wahr, daß in dem fraglichen Wort ein Accent auf jene beiden Sylben gelegt werden kann, aber der Fehler ist, einmal, daß man nicht weiß, welches der Haupt- oder Nebenaccent sein soll und vorzüglich, daß sie beide zu nahe aneinander gebracht sind, indem eine dazwischen liegende Sylbe als ausgestoßen erscheint. Merkwürdig ist, daß wir dieser Ausstoßung auch in den andern oben angeführten und diesen ähnlichen Wörtern bei Sheridan begegnen, nur hat er es bei den andern meist unbestimmt gelassen, auf welche der dem (Haupt-) Accent vorausgehenden Sylben noch ein zweiter Accent gelegt werden soll oder kann, mit andern Worten, ob wir z. B. sub'-stan-sha'-shun oder sub-stan'-sha'-shun, pronun'-sha'-shun oder pro'-nun-sha'-shun, sen'-ten-shos'-ity oder sen-ten'-shos'-ity betonen sollen. Nur bei propitiation geht aus der Bezeichnung der zweiten Sylbe deutlich hervor, daß wir pro'-pi-sha'-shun betonen sollen, was aber freilich wieder zu der gegebenen Betonung von initiation gar nicht stimmt, da ein Grund nicht abzusehen ist, warum diese beiden Wörter nicht ganz gleich betont werden sollten. Kurz, wir stoßen hier auf endlose Verwirrung und Widersprüche, wovon wir den ersten Grund aber, wenn wir nur etwas tiefer eingehen, in jener seltsamen Ausstoßung einer ganzen Sylbe zu suchen haben werden. Daher müssen wir vorerst die Gründe dieser Ausstoßung selbst aufsuchen, ehe wir die dadurch veranlaßte Verwirrung werden lösen können. Es kann uns aber gleich beim ersten Blick nicht entgehen, das eigentlich das kleine spitze i es ist, das hier alles Unheil angerichtet hat. Ich habe jedoch den Grund dieser Ausstoßung des i-Lauts und die Wirkung derselben auf den vorausgehenden Consonanten bereits anderwärts untersucht (siehe Princ. of Pronunc. 136.) und will mich hier nicht wiederholen. — Werfen wir aber mit diesen Grundsätzen wiederum einen Blick auf die englischen Orthoepisten, so finden wir Sheridan, wie oben, wiederum allerdings consequent, d. h. er stößt überall das i oder einen diesen Laut vertretenden Vocal aus, wo er den Consonanten c, s, z, t, d die Zischlaute sh, zh, tsh oder dzh gibt, läßt aber diesen Consonanten überall ihre ursprünglichen, einfachen Laute,

wo er das i u. s. w. nicht ausstößt, so daß er z. B. gla'-ci-ate: gla'-shate; con-gla'-ci-ate: con-gla'-syate bezeichnet; oder brazier: bra'-zyer; glazier: gla'-zher; sure: ssoor; super: shooper; insu'perable: insu'perable = inseoo'perable — wir finden, sage ich, die Bezeichnung und Aussprache Sheridans hier wiederum consequent, aber in tausend Fällen unrichtig, weil sie gegen die Gesetze des Accents und die Harmonie der Sprache streitet. Befragen wir dagegen Walker und seine unmittelbaren Nachfolger um die Bezeichnung der Aussprache solcher und ähnlicher Wörter, so findet sich auf einmal von dieser Consequenz kaum eine Spur mehr; ja, wir finden, daß Walker selbst, vorausgesetzt er habe nicht absichtlich auf Irrwege führen wollen, von dieser Consequenz Sheridans gar keine Idee hatte, denn er sagt unter Pronunciation, das er pro-nun-*shi*-a'-shun bezeichnet:

But though Mr. Sheridan avoids the *vulgar* errour of sinking the aspiration, in my opinion he falls into one fully as exceptionable; which is that of pronouncing the word in four syllables, as if written pro-nunsha-shun. I am grossly mistaken if correct speakers do not always pronounce this and similar words in the manner I have marked them: and, indeed, Mr. Sheridan himself seems *dubious* with respect to some of them; for though he pronounces *glaciate*, *glaciation*, *association* etc., *gla-shate*, *gla-sha-shun*, *asso-sha-shun* etc., yet he spells *conglaciate*, *conglaciation*, and *consociation*, — *con-gla-syate*, *con-gla-sya-shun*, *con-so-sya-shun*.

Der Leser übersehe hierbei nicht den Ausdruck vulgar, weil er zeigt, wie Walker den angebornen richtigen Sprachtakt des Volkes, wie er sich noch bei Sheridan überall festgehalten findet, zu würdigen verstanden hat; aus diesem plumpen Mißgriff erklärt sich dann wohl auch ein zweiter, nämlich, daß Walker, wie sich aus seinen obigen Worten, wenn sie überhaupt einen Sinn haben sollen, ergibt — annimmt, es trete Sheridan durch die Bezeichnung, die er den Wörtern conglaciate, conglaciation und consociation gibt, auf seine (Walker's) Seite, oder, mit andern Worten, es sei die Aussprache pro-nun-sya-shun, wie Sheridan das Wort ohne den Zischlaut des c bezeichnet haben würde, und pronun-shi-a-shun, wie Walker will, und so also auf die Bezeichnung con-so-*sya*-shun und con-*shi*-*a*-shun, con-gla-syashun und con gla-she-a-shun etc. principiell nicht verschieden. Dieser Annahme widerspricht jedoch Walker wiederum selbst, wenn er unter dem Wort Satiety sagt:

T, when succeeded by two vowels, in every instance but the word in question, sounds exactly like *sh*; thus *satiate*, *expatiate* etc. are pro-

nounced as if written *sa-she-ate*, *ex-pa-she-ate* etc. and not *sa-se-ate*, *ex-pa-se-ate*.

Vergleichen wir aber diese Stellen mit einander, so finden wir, daß Walker die allein consequente Bezeichnungsweise Sheridan's auch nur oberflächlich zu berücksichtigen brauchte, um einzusehen, daß er hier einen Schritt thut, dessen Rechtfertigung er Sheridan und seinem Volke und der Wissenschaft schuldig geblieben ist; denn Sheridan spricht und bezeichnet nicht *sa-she-ate*, *ex-pa-she-ate*, sondern *sa-shate*, *ex-pa-shate*, oder, andern Fällen analog (siehe oben die Stelle aus Walker) *sa-syate*, *ex-pa-syate*. Walker thut also hier offenbar einen Sprung, den er nicht ohne Weiteres thun durfte, wenn er auf dem Boden des Lebens und der Wissenschaft bleiben, oder auch nur einfach die Pflicht der Gerechtigkeit gegen Sheridan üben wollte, indem er schon aus der Vorrede, die dieser seinem Werke mitgibt, einen Mann erkennen mußte, dem die Sprache etwas sehr Ernstes und Heiliges war, und von dem darum mit Zuversicht geglaubt werden durfte und mußte, daß er die Sprache nach ihren Lauten gewiß sorgfältig und so aufgezeichnet habe, wie er sie von den Gebildetsten und Besten seiner Zeit und seines Volkes (s. meine Vorrede zu den Grundsätzen der Syllabirung) hatte reden gehört; denn Bücher über diesen Gegenstand gab es vor ihm nicht. Läßt sich aber die Aussprache sa-she-ate, ex-pa-she-ate, pro-nun-she-a-shun etc. weder traditionell noch wissenschaftlich (s. Princ. of Pron. 136 sq.) rechtfertigen, so durfte Walker, wenn er dieselbe in seinen Kreisen wirklich vorfand, sie nicht ohne Weiteres als mustergültig hinnehmen, er mußte vielmehr die Entstehung der Zischlaute der Buchstaben c, s, t u. dgl. wissenschaftlich prüfen und so erst mit seinem Vorgänger und der ganzen gebildeten Vorzeit, als deren sprachlicher Repräsentant Sheridan gelten kann, wissenschaftlich gleichsam abrechnen, ehe er sich eine solche Neuerung erlauben oder sie Anderen hingehen lassen durfte. Statt dessen aber gibt er als Stütze dieser neuen Aussprache nichts als eine höchst einseitige, kindische Regel (s. meine Princ. of Pron 134), die ein einziges griechisches Wort über den Haufen wirft und die, wie sie einerseits vor der Wissenschaft durchaus nicht bestehen kann, so anderseits das Lautwesen der Sprache, in Hinsicht auf Wohllaut und Harmonie, um keinen Deut weiter bringt, als die, wenigstens consequente, Verfahrungsweise Sheridan's (man prüfe das Ohr zwischen z. B. assoshashun und assoshiashun, oder setze, um den Mißlaut noch schneidender zu machen, z. B. national vor

und spreche National association, und es wird weder auf die eine noch die andere Weise rechte Befriedigung finden); ja in mehrfacher Hinsicht erscheint bei Sheridan die Aussprache eines Wortes ungleich wohllautender als bei Walker, namentlich überall da, wo Sheridan den Diphthong u (you) nach s und t ganz sprachgerecht in kurz oo zusammenzieht, Walker aber den Diphthonglaut beibehält, wie in sensual; bei Sheridan sen'-shoo-al, bei Walker sen'-shu-al = sensh'-you-al, was offenbar viel schwerer und nicht ohne Zwang der Sprachorgane hervorzubringen ist. Daß sich aber Walker dieser Neuerung in der Aussprache nicht nur nicht widersetzte, wie es als gelehrter Forscher der Sprache seine Pflicht gewesen wäre, sondern sie vielmehr aus allen Kräften förderte, dazu mag er noch seine eigenen Gründe gehabt haben, als da sind Selbstsucht, Eitelkeit, der Kitzel durch etwas Neues sich geltend zu machen u. dgl. Denn so stand ihm ja nun eine ganze Reform der englischen Aussprache offen (wenn mit diesem Namen etwas belegt werden könnte, was, als in der Luft gebaut, jeder geschichtlichen Grundlage entbehrt). Wenn, um nur Eins zu sagen, z. B. satiate nicht mehr sa-shate oder sa-syate gesprochen werden darf, so darf allerdings auch satiety nicht mehr sasi'ety lauten, wie es Sheridan bezeichnet. Wie tief aber diese Aussprache des Wortes in dem natürlichen Sprachgefühl des Volkes gewurzelt war, ersehen wir aus Walker selbst, wenn er bei Gelegenheit dieses Wortes uns sagt:

Mr. Garrick whom I consulted on this word, told me, if there were any rules for pronunciation,*) I was certainly right in mine (nämlich, daß das erste t dieses Wortes hart wie in tie, Band, lauten soll); but that he and his literary acquaintance pronounced in the other manner. Dr. Johnson likewise thought I was right, but that the greater number of speakers were against me; and Dr. Lowth told me, he was clearly of my opinion, but that he could get *nobody* to follow him. I was much flattered to find my sentiments confirmed by so great a judge, and *much more flattered* when I found my reasons were *entirely new* to him.

Ja, neu mußten damals Walker's Gründe jedermann sein, und nur wenn man bedenkt, wie aus dem eben Angeführten hervorgeht, daß eigentlich Niemand sich der Lautgesetze der Sprache klar bewußt war, Neues aber immer einen gewissen Reiz übt, wird der allmählige Eingang der orthoepischen Abenteuerlichkeiten und Extravaganzen eines Walker begreiflich, so sehr sich auch

*) Eben nur ein Beweis, daß der große Künstler von den Lautgesetzen seiner Sprache so gut wie gar nicht unterrichtet war.

anfangs das allgemeine Gefühl dagegen sträubte. Je mehr aber von nun an die Sprache, von phonetischer Seite, allmählig ihren Halt- und Stützpunkt am Leben selbst verlor und nur noch aus Büchern erlernt werden konnte, so daß jetzt Aussprache-Wörterbücher ein stehender Artikel im englischen Buchhandel wurden, oft von Leuten geschrieben, die in sprachlicher Bildung Sheridan nicht das Wasser reichen konnten, je größerer Verderbniß war sie natürlich ausgesetzt, und Sheridan's Wort auf dem Titel seines Werkes „to establish a plain and permanent standard of Pronunciation“ mehr und mehr zur Lüge gemacht. Doch muß man bekennen, daß in dem, was man vorzugsweise das Walker'sche System genannt hat — nämlich die eigenthümliche Behandlung der Zischlaute c, s, z, t und d — keiner von Walker's Nachfolgern das Unwesen und die hohle Consequenzmacherei so weit getrieben hat, als eben der erste Erfinder und Meister selbst, obschon man zugleich gestehen muß, daß wenn einmal die Aussprache des Englischen nach Walker'schen Grundsätzen zugerichtet werden darf und soll, der Meister selbst noch ein großer Stümper geblieben ist; denn wenn z. B. cordiality, mediocrity, meteor, ecclesiastic, physiology, saturate, etc. etc. ohne Weiteres cordjeality, medjeocrity, metsheor, ecclezheastic, phizheology, satshurate, etc. lauten können und müssen, so ist durchaus nicht einzusehen, warum nicht auch z. B. etiology, phraseologie. accurate, figurative, etc. etc. etsheology oder esheology, phrazheology, acshurate, figdjurative, etc. lauten sollen. Gelegentlich mag übrigens noch bemerkt werden, daß Walkern die Sache in der That ernstlich beschäftigt zu haben und gar nicht leicht geworden zu sein scheint, denn schon bei dieser halben, höchst einseitigen Durchführung seines Systems scheint er doch einen guten Theil seiner geistigen Kraft verbraucht zu haben, weil ihm nicht selten daneben die allergewöhnlichsten Dinge entgangen sind, z. B. der Lautunterschied von oo in soon und took. — In Sinnart, um noch ein Wort über Walker's wichtigste Nachfolger zu sagen, wird jeder Unbefangene und der, welcher das englische Lautwesen auf die ursprüngliche Einfachheit, Natürlichkeit und Wahrheit zurückgebracht sehen möchte, nur das Bestreben entdecken können, neue Lappen auf ein altes, für schadhaft erkanntes Kleid zu flicken, um diese Schäden durch allerlei Ausputz und blendenden Flitterstaat geschickt zu verdecken und zu vertuschen (s. meine Vorrede zu den Grundsätzen der Syllabirung und meine Princ. of Pron. 149.). Wie weit muß es doch, in Wahrheit, mit einer Sprache ge-

kommen sein, die jedes Jahrzehnt einer Reparatur bedürftig wird! — In Knowles endlich, wie ich schon anderwärts gezeigt habe, scheint sprachliche Gehaltlosigkeit und Verwirrung den Gipfelpunkt erreicht zu haben; doch verdient Knowles darin volle Anerkennung, daß er mehr als irgend ein anderer Orthoepist dem romanischen Element der Sprache Gerechtigkeit widerfahren läßt, das seit Walker gradezu mit Füßen getreten worden ist, wozu Egoismus und nationale Voreingenommenheit nicht wenig beigetragen haben mag. Demnach finden wir bei Knowles z. B. weder sentenshosity (Sheridan), noch sentensheosity (Walker); weder negoshashun, noch negosheashun; weder pronunshashun, noch pronunsheashun, sondern sentensiosity, negosiashun, pronunsiashun *), wie allein recht und gerecht ist, und wobei allein zugleich das Ohr volle und wahre Befriedigung findet (s. Princ. of Pron. 149.)

Bei dieser Gelegenheit will ich hier noch Einen Punkt in Bezug auf den Wohllaut der englischen Sprache kurz entwickeln, der im germanischen Element der Sprache selbst liegt, und bemerke deshalb als Ergänzung zu Princ. of Pronunc. 66. noch Folgendes: — Die deutschen Fürwörter ihn, ihm, ihr, welcher, welches, so wie sie, er hat die englische Sprache so gebildet oder umgebildet, daß sie ihnen den Hauptlaut h voraussetzt, als him, her, he, who, which, what, wodurch denn, da diese Wörter, wozu wir noch die Hülfsformen have und had rechnen müssen, unter allen am häufigsten gebraucht werden und oft ein guter Theil von ihnen in einer ganz kleinen Periode sich beisammen findet, nothwendig Härten entstehen, die nur durch eine richtige Analysis der Aussprache — mit Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit des englischen Accents — gehoben werden können. Keiner der englischen Orthoepisten hat diesen Gegenstand zu berühren für gut befunden, was schon dadurch vollkommen begreiflich wird, daß keiner, wie wir es oben gesehen haben, einen Buchstaben der Sprache opfern oder verloren geben will. Nur in einem von einem Engländer in Deutschland veröffentlichten Buche

*) Wie schwer übrigens, bei manchen Wörtern wenigstens, die Walkerschen Zischlaute Eingang fanden, sehen wir z. B. aus einer Note Walkers zu dem Worte Conscientious, wo er sagt: From an ignorance of the Principles of pronunciation, we not unfrequently hear the second syllable of this word sounded *se*, without the aspiration; but this is the same incorrectness we sometimes hear in the word Pronunciation.

„das Sprechen der englischen Sprache von Owen Williams" findet sich dieses Gegenstandes Erwähnung gethan, weshalb ich die hierauf bezügliche Stelle, die ich völlig unterschreibe, hier mittheilen will: „die englische Sprache," sagt Williams S. VI. der Einleitung, „welche der Emphasis und dem accentual impulse so sehr unterworfen ist, würde nur mit der größten Schwierigkeit auszusprechen sein, wenn alle Hauptlaute in den Wörtern ausgesprochen werden sollten, die ihrer Stellung zufolge in einer Phrase nur als unaccentuirte Sylben zu betrachten sind. Der Hauch selbst bringt keinen wirklichen Laut hervor, erfordert aber Zeit, und verursacht durch die daraus hervorgehende Hemmung des Lautes einen solchen Hiatus, daß der Theil der Phrase, dem accentual impulse unterworfen, und welcher demnach nur als Ein Wort betrachtet werden sollte, auf diese Art wieder in mehrere Theile zerfällt, je nachdem mehr oder weniger Hauchlaute darin vorkommen. Auf solche Art wird, durch Vervielfältigung der Theile einer Phrase, die Natur des accentual impulse zerstört, der Geist der Sprache vernichtet, und eine rauhe, unangenehme Aussprache hervorgebracht, die durchaus nicht der Sprache eigen ist."

„Wir wissen sehr wohl, daß es sogar wenige Engländer gibt, die, ohne eine richtige Analysis der Aussprache, zugeben würden, daß wir im Laufe des Gesprächs diese Hauptlaute in Wörtern, die dem Accent und accentual impulse nicht unterworfen sind, auslassen; sie würden sagen, daß es eine schwache, Stutzeraussprache sei, die man sich nicht erlauben dürfe. Man fordere indessen jeden gebildeten Engländer auf, eine Stelle aus einer Comödie oder einer Parlaments-Rede zu lesen, und man wird finden, daß selbiger sich nicht im geringsten bemüht, in einem jener unaccentuirten Wörter auszusprechen, wenn selbige, wie wir oben gesagt haben, den Regeln des accentual impulse unterworfen sind. Man gebe auf seine Phrasen im Laufe des Gesprächs Achtung, und man wird sich bald von der Wahrheit des hier Angeführten überzeugen. Anfänglich wird derselbe einigermaßen versuchen, jene Hauchlaute auszusprechen; wenn man ihn darauf aufmerksam macht; die rauhe und widrige Wirkung aber, welche sie hervorbringen, wird ihn sowohl, als auch den Zuhörer, bald überzeugen, daß es dem Geiste der Sprache entgegen ist. Da uns bis jetzt noch keine Empfehlung oder Regel über diese Aussprache vorgekommen ist, so halten wir es für nöthig, nicht nur die Nothwendigkeit dieser Auslassung der Hauptlaute einzuschär-

fen, sondern auch zu erklären, daß dies vielleicht eins der größten Hindernisse für einen Deutschen ist, die Sprache wie ein geborner Engländer zu sprechen. Es ist indessen genau zu bemerken, daß die Weglassung des Hauchlautes, wenn diese Wörter dem Accent oder der Emphasis unterliegen, im entgegengesetzten Falle ein eben so arger Fehler sein würde." — In Praxis mag sich noch der Leser durch ein Paar aus Fielding's Tom Jones entnommene Stellen überzeugen, wie rauh und hart diese klingen würden, wenn alle, hier durch Cursivschrift ausgezeichneten Hauchlaute ausgesprochen werden sollten, als:

Mr. Patridge acted for some time on the defensive only: indeed he attempted only to guard *h*is face with *h*is hands; but as he found that his antagonist abated nothing of *h*er rage, he thought he might, at least, endeavour to disarm *h*er, or rather to confine *h*er arms; in doing which her cap fell off in the struggle, and *h*er hair being too short to reach *h*er shoulders, erected itself on *h*er had; her stays likewise, which were laced through one single hole at the bottom, burst open, and *h*er breast, which were much more redundant than *h*er hair, hung down below *h*er middle; her face was likewise marked with the blood of *h*er husband; her teeth gnashed with rage and fire, such as sparkles from a smith's forge darted from *h*er eyes, etc. — oder nur Eine Seite tiefer: As soon as she *h*ad a little recollected *h*er spirits, and somewhat composed *h*erself with a cordial, she began to inform the company of the manifold injuries she *h*ad received from *h*er husband; who, she said, was not contented to injure *h*er in *h*er bed, but upon *h*er upbraiding *h*im with it, had treated *h*er in the cruellest manner imaginable; had torn *h*er cap and hair from *h*er head, and *h*er stays from *h*er body, giving *h*er, at the same time, several blows the marks of which she should carry to the grave. —

Wie störend Herrn Williams diese Hauchlaute für den Wohlklang der Sprache erschienen sein müssen, geht noch daraus hervor — daß er, um wie ein geborner Engländer zu sprechen, auf die theilweise Unterdrückung derselben einen so großen Nachdruck legt, während er doch den völlig analogen Hauchlaut des f in den unaccentuirten Silben z. B. von of-fend', ef-fect', af-flict', etc. mit Wasser stehen läßt. Kann aber Etwas die Nothwendigkeit der theilweisen Unterdrückung dieser Hauchlaute theoretisch recht augenfällig beweisen, so ist es grade die Analogie. Es gibt in der ganzen englischen Sprache auch nicht Einen Fall, daß ein Wort oder Wörtchen, das, wegen sehr häufigen Gebrauchs oder als untergeordneter Theil der Rede, den Nachdruck nicht behaupten kann, den weniger gebrauchte und selbstständige Wörter behaupten, in seiner Aussprache nicht eine wesentliche Veränderung erlitte, die, in Folge der zurückwirkenden Kraft des Accents, natürlich

immer als eine Lautabschwächung erscheinen wird. So wird of, wenn nicht unter dem Accent, regelmäßig zu ov, ja verliert bisweilen den Hauchlaut ganz; so wird das in der gewöhnlichen Rede so häufig wiederkehrende sure regelmäßig zu sheor (s. Princ. of Pron. 139.), eben weil es, wie wir z. B. aus folgender Stelle desselben Tom Jones ersehen können, in Verbindung mit to be in dem Munde gar mancher Leute zur stehenden Redensart geworden ist, als:

La Ma'am, what does your La'ship think? the girt that your La'ship saw at church on Sunday, whom you thought so handsome; though you would not have thought her so handsome neither, if you had seen her nearer; but to be *sure* she has been carried before the Justice for being big with child. She seemed to me to look like a confident slut; and to be *sure* she has laid the child to young Mr. Jones. And all the parish says Mr. Alworthy is so angry with young Mr. Jones, that he won't see him. To be *sure*, one can't help pitying, etc. etc. —

Fallen nun aber z. B. die Wörter of und sure, unter dem eben berührten Gesichtspunkt und der Analogie nach, her, him, have, had eng zusammen, und ist bei of und sure die Lautabschwächung eben so unverkennbar als unabweisbar, so wird mit gleicher Nothwendigkeit dieselbe auch auf her, him, etc. übertragen werden müssen. Dasselbe Wörtchen sure aber kann uns zugleich und schließlich nochmals zeigen, wie durchaus unklar und falsch z. B. Walker die Lautverhältnisse der Sprache aufgefaßt und verstanden hat; denn nach seiner Bezeichnung lautet dasselbe nicht shoor, sondern shure (u wie in pure), was mit seiner falschen Auffassungsweise der Zischlaute des c, s, t überhaupt zusammenhängt und die natürliche und nothwendige Folge jenes Irrthums oder fast vielmehr Leichtsinns ist, den wir oben des Weiteren besprochen haben. Sheridan dagegen bezeichnet das Wort mit shoor, und da ihm, wie wir oben gesehen, das rechte Verständniß des Accents entging, so schließt er, in seinem Sinne ganz folgerecht, von sure auf super, sudorific, etc. und spricht shooper, shoodorific, statt su'per, su"dorif'ic; und tshootor, tshoomult, etc., statt tu'tor, tu'mult. Dieser Mißgriff Sheridans ist zwar groß, aber, recht besehen, doch noch klein im Verhältniß zu dem andern Mißgriff Walker's, der alle Grundfesten der englischen Aussprache erschüttert und die ganze Sprache aus ihren Fugen gerissen hat.

Als das Endresultat dieser Abhandlung dürfte sich denn aber das folgende ergeben: 1) daß der euphonische Moment sich in der

englischen Sprache so gut geltend zu machen strebt als in jeder andern; daß er aber noch nicht zum vollen und klaren Ausdruck gekommen und zu allseitiger Anerkennung gelangt ist, da einzelne, mehr und minder klare Andeutungen in den orthoepistischen Werken der Engländer selbst Alles sind, was darüber laut geworden; 2) daß bis auf Sheridan, vom richtigen Verständniß des Accents und den damit zusammenhängenden Gesetzen des Wohllauts abgesehen, die Sprache wenigstens im Uebrigen ganz naturgemäß und richtig gesprochen und so von Sheridan behandelt worden ist, so daß sich bei ihm in Bezug auf die Consonanten, die doch den Nerv und die Sehne der Sprache bilden, auch nicht Ein Laut gegeben findet, der nicht im Leben wie in der Wissenschaft seine Rechtfertigung fände; daß aber durch Walker, namentlich durch ein gänzliches Verkennen und Entstellen des romanischen Elements der Sprache, der Keim zu einer Corruption in dieselbe gelegt und in derselben gepflegt worden ist, an der sie bis jetzt auf den heutigen Tag schwer, und schwerer als je, darnieder liegt; 3) daß, wie der Engländer überhaupt zu einer rein objektiven Auffassung einer fremden Eigenthümlichkeit sehr wenig Befähigung hat, weil seine Erziehung und sein ganzes Leben so ausschließlich national sind, dieses Verhältniß ihn auch gehindert zu haben scheint, die verschiedenen fremden Elemente, gleichsam lautlichen Nationalitäten seiner Sprache klar und tief zu erfassen, so daß er zwar für die Bereicherung seiner Sprache aus fast allen Ländern der Welt Anlehen gemacht, aber vergessen hat die landesüblichen Zinsen dafür zurück zu zahlen, wodurch denn ein Ueberreichthum entstand, der, weil er durch die höhere Weise der Wissenschaft und freie, allseitige Entwicklung des Lebens nicht ausgeglichen worden, für die Sprache selbst mehr ein Quell des Verderbens als des Glücks geworden ist.

Ist diese Darstellung parteilos und wahr, und bin ich nicht selbst in dem gröbsten Irrthum befangen — wenigstens habe ich nach Wahrheit gestrebt, wie auf diesem Felde vielleicht wenig Andere — so dürfte wohl nur Deutschland das Land sein, wo die englische Sprache zuerst in ihrer ganzen Schönheit und Wahrheit aufgefaßt, ins Leben treten kann, und unsere höheren Bürger- und Realschulen die Stätten, die diese Aufgabe zu verwirklichen hätten. Während unsere Gymnasien und Universitäten mit den alten Sprachen denselben engherzigen Geist nähren, über den sich das Alterthum selbst nicht erheben konnte, könnte in unseren Volksschulen die englische Sprache, die große, freie, die die Enden der

Welt verbindet und namentlich in Amerika von einem Volke geredet wird wie es in staatsrechtlicher Hinsicht die Welt noch nie gesehen hat, ein herrliches Bildungsmittel für unsere Jugend werden, das dieselbe mit wahrer Begeisterung für Vaterland und Wissenschaft erfüllen, edle, wahre und mannhafte Gesinnung wecken und nähren, allseitige, echt menschliche Bildung fördern, und so weit über die Schule hinaus den wohlthätigsten Einfluß auf das ganze Leben üben dürfte.

Jena.

Voigtmann.

Der fünfte Mai. *)

1. Er [1]) ist hin — wie unbeweglich,
   Nach dem letzten Athemzuge,
   Unbewußt die Hülle da lag,
   Die ein solcher Geist verlassen,
   Also stehet nun die Erde
   Bei der Kunde starr vom Schreck;

---

*) Dieser Hochgesang des berühmten Alessandro Manzoni, den vor Allen unser Sängermeister bei uns eingeführt und gebührend gewürdigt hat (s. Kunst und Alterth., Eckermann's Gespräche mit Goethe, I. S. 326, 371, 374, 376 ꝛc. und 379 ꝛc.) gibt sicher ein vollgültiges Zeugniß der jugendlichen Geistesfrische, wie von der edlen Denkungsart des Dichters, der selbst, ihres Werthes sich bewußt, von dieser Ode weissagt, daß sie vielleicht nie sterben werde. Unser Goethe hat bekanntlich das herrliche Gedicht in „sein geliebtes Deutsch“ zu übertragen sich gedrungen gefühlt (neueste Ausg. Bd. 3), wobei er sich jedoch der Fesseln des Rhythmus und der Reimverschränkung entschlug. Der kunstgewandte Uebersetzer des Dante, Ariosto und Tasso, den er aufmunterte, diesen strengen Forderungen zu genügen, lehnte zu bescheiden den Antrag ab, und so einigten sich in heiterer Stunde vier befreundete Männer, la Motte Fouqué, Giesbrecht, Zeune und Ribbeck, zu dem Vorsatze, sich an dieser Aufgabe zu versuchen. Nur der Letztgenannte hat den strengen Forderungen der Form nicht genügt, sondern die Form der Romanzen gewählt, in denen die Heldenthaten des großen Cid fortleben, wodurch seine Uebertragung vor den übrigen, welche hie und da dunkler als das Original sind, den Vorzug größerer Genauigkeit und Verständlichkeit hat. Der Einsender dieser Uebertragung, welche als ein Versuch, einzelne Mängel und Unrichtigkeiten der frühern zu verbessern, angesehen werden möchte, ist ihm in der Wahl der Form nicht unbewußt gefolgt.

[1]) Nirgends wird in dieser Ode der weltstürmende Held genannt, nicht einmal in der Ueberschrift, welche nur seinen Todestag nennt, und doch fragt nicht leicht Einer, wer gemeint sei.

Stumm gedenket sie des letzten
Augenblicks der Gottesgeißel, [1])
Und nicht weiß sie, wann sie wieder
In den Fußtritt eines Menschen
Ihren blutgetränkten Boden
Also wird betreten [2]) seh'n.

2. Auf dem Throne sah ihn leuchten
Meine Muse; dennoch schwieg sie;
Und als er in stetem Wechsel
Fiel und wieder stand und stürzte, [3])
Hat sie in die tausend Stimmen
Nie die ihrige gemischt.
Jungfraurein von feilem Schmeicheln,
Wie von frevelhafter Schmähung,
Tritt sie auf jetzt, tiefbeweget,
Da ein solcher Stern erloschen:
An der Urn' entströmt ein Sang ihr,
Der vielleicht unsterblich ist.

3. Von den Alpen bis zum Nile
Und vom Manzanar zum Rheine,
Tobt' umher des Siegers Donner, [4])
Rasch dem Schein des Blitzes folgend;
Von der Scylla scholl [5]) er krachend
Bis zum Don, von Meer zu Meer.
War es ächter Ruhm? — Der Nachwelt
Fall anheim die schwere Antwort! [6])

---

[1]) So ist, glaub' ich, das nom fatale nicht unschicklich übersetzt von Fouqué: „des schicksalreichen Mannes." (?) Besser Goethe: „des Schreckensmannes."

[2]) Goethe: „stempeln." (?)

[3]) In der bei Maurer in Berlin herausgekommenen Sammlung der genannten Uebersetzungen heißt es bei Goethe falsch: „fallen, stürzen, liegen." In der neuesten Ausgabe richtig: „fallen, steigen, liegen." Im Texte: risorse.

[4]) Italienisch: di quel securo il fulmine. Zu ungenau hat Goethe das securo als Prädikat auf fulmine bezogen; auch macht die Weglassung des Zeitworts (tenea) die Stelle zu undeutlich; Zeune übersetzte tenea nicht richtig durch „trifft."

[5]) Ital.: scioppiò; Goethe nicht ganz richtig „traf."

[6]) Goethe und Zeune haben das gewichtige „ardua" ganz weggelassen.

Beugen woll'n wir uns dem Höchsten,
Der von seines Geistes Allmacht
Uns in ihm hat zeigen wollen
Ein Gepräge, groß und hehr. [1])

4. Stürm'sche Lust an kühnem Wagen,
Mit Beklommenheit gepaaret,
Angst des Herzens, das unbändig
Kronen zu erjagen glühet, [2])
Und den Preis am End' erringet,
Den zu hoffen Thorheit war —
Alles dies hat er empfunden,
Ruhm, vergrößert durch Bedrängniß,
Niederlag' und Siegesfreude,
Kaiserpallast und Verbannung,
Zweimal in den Staub getreten,
Zweimal wie ein Gott geehrt. [3])

5. Er trat auf, — im Wechselstreite
Kämpften zwei Jahrhunderte,
Die sich folgsam vor ihm beugten,
Wie des Schicksalsspruches harrend:
Ruhe heischt' er, und als Richter
Trat er mitten zwischen sie.
Er verschwand, in enge Schranken
Schloß er ein der Muße Zeit, [4])
Ward ein Ziel [5]) maßlosen Neides,
So wie kindlich frommer Neigung,
Unauslöschlich glüh'nden Hasses,
Unzähmbarer Liebesgluth.

---

[1]) Fouqué unrichtig und platt: „Dem Schöpfer, dessen Wage (?) Just (!) Jenen hat an Schaffungskraft (?) Vor Andern reich gemacht.

[2]) Goethe: „dienend nach dem Reiche gelüstet," weil er vermuthete, es habe serve statt ferve im Texte gestanden. Doch ist ferve offenbar kräftiger und passender.

[3]) Ital.: due volte sugli altar.

[4]) Bei Goethe zu undeutlich: „Die Tage Müßiggangs — Verschlossen im engen Raume."

[5]) Ital.: segno, d. h. Ziel, Zielpunkt. Giesbrecht vermuthet, wohl ohne Noth, der Dichter habe hier die Bibelstelle Luc. 2, 34. vor Augen gehabt.

6. Wie die Welle hoch sich thürmet,
Ob dem Haupt Schiffbrüchiger,
Jene Well', auf der so eben
Hoffend noch der Blick der Armen
Ach! umsonst sich hingewendet
Nach dem fernen Meeresstrand:
Also wirft auf diese Seele
Der Erinn'rung Schwall [1]) sich nieder;
O wie oft hat er der Nachwelt
Sich zu schildern wohl begonnen,
Aber auf die ew'gen Blätter
Sank ermüdet ihm die Hand.

7. Ach! wie oft, beim stummen Streben
Eines thatenlosen Tages,
Stand er, seiner Augen Blitze
Senkend, auf der Brust die Arme
Kreuzend, und vom Angedenken
Hingeschwundner Zeit bestürmt.
Der beweglichen Gezelte
Dacht' er, der erstürmten Wälle, [2])
Und der blanken Wehr des Heeres,
Und der Fluth der Kriegesrosse,
Seiner hastigen Befehle
Und des schleunigen Vollzugs.

8. Ach! bei solchem Schmerzgewimmel
Sank wohl athemlos der Geist ihm,
Bang verzweifelnd; aber mächtig
Naht' ihm eine Hand von oben,
Und trug liebend ihn hinüber
Zu dem Wehen mild'rer Luft;
Auf der Hoffnung blum'gen Pfaden
Zu den ewigen Gefilden

---

[1]) Ital.: cumulo, in metaphorischem Sinne.

[2]) Goethe „durchwimmelte Thäler" weil er vermuthet, in der Urschrift habe percorse (nicht percosse, wie es in der erwähnten Sammlung falsch heißt) valli (von la valle) statt percossi valli (von il vallo) gestanden. Doch ist Letzteres offenbar dem Zusammenhange angemessener.

Führte sie ihn, zu dem Lohne,
Der den kühnsten Wunsch beschämet,
Wo der Ruhm von alten Tagen [1])
Ruht in Schweigen und in Nacht.

9. Schöner, ew'ger, segensvoller
Glaube, voll von Siegeswonne,
Schreib' auch dies noch auf frohlockend,
Daß wohl niemals eine stolz're
Hoheit sich darniederbeugte
Vor der Schmach auf Golgatha.
Halte du vom müden Staube
Fern ein jedes Wort des Hohnes;
Er, der Gott, der stürzt und hebet,
Der betrübt und wieder tröstet,
Er hat an's verlass'ne Lager
Ihm zur Seite sich gestellt. [2])

---

[1]) „la gloria, che passò.“ Goethe: „Auf den Ruhm, den er durchdrungen,“ und ähnlich die übrigen Uebersetzer, Fouqué: „Und ganz verfliegt in stumme Nacht — Ein Glanz, ihm hier verraucht.“ Abgesehen von der unpassenden Verbindung des Glanzes mit dem Prädikat „verraucht,“ hat er das passò allein richtig in intransitiver Bedeutung genommen. Zu der hier überhaupt weniger passenden transitiven Bedeutung wäre jedenfalls noch das Pronomen erforderlich.

[2]) Fouqué, vom Texte abweichend: „schlief ja auf öder Lagerstatt dereinst, gleich ihm, im Staub.“ (?)

Hamm.

Fr. Rempel.

Gottlieb Wilhelm Rabener.

Es ist schon so oft ausgesprochen worden und wird in so vielen Handbüchern der Aesthetik und Poetik noch täglich so oft behauptet, daß die Satyre bestimmt sei, die Thorheiten der Menschen zu geißeln, um die Menschen selbst zu bessern, daß es fast einer Ketzerei gleich sieht, sich einem so allgemeinen Glauben, einer so durchgehenden Ansicht widersetzen zu wollen. Dessenungeachtet möchte sich gegen diesen hergebrachten Begriff von Satyre manches vielleicht nicht ganz Unerhebliche einwenden lassen. Wir gehen daher von der gewiß nicht mehr bestrittenen Ansicht aus, daß von dem horazischen Et prodesse volunt et delectare poetae mindestens das erste Glied zu streichen sei d. h. wir können uns nicht davon überzeugen, daß dem Dichter noch ein anderer äußerer Zweck bei seinem Dichten vorschweben dürfe, als das Gedicht selbst. Daß nun das Gedicht auf den Leser oder Hörer einen moralisch oder intellektuell bildenden Einfluß üben könne, soll so wenig geleugnet werden, daß wir vielmehr der festen Ueberzeugung sind, jedes wahre Gedicht werde außer seinem ästhetischen auch noch einen sittlichen Eindruck zurücklassen. Das Eine nur möchte festzuhalten sein, daß diese anderweitige Wirkung eine nicht vom Dichter ausdrücklich beabsichtigte, sondern aus der Idee des Gedichts selbst hervorgehende sein müsse. Gibt man diese Prämissen, die ja nur längst Ausgesprochenes und vielfach Anerkanntes wiederholen, zu, so wird man rücksichtlich der Satyre in ein Dilemma gerathen: man wird entweder aufhören müssen, die Satyre als eine Gattung der Poesie anzusehen, oder es wird der Versuch zu machen sein, den Begriff der Satyre in etwas anderer Weise festzusetzen. Denn bleibt man bei dem stereotypen Begriff, daß die Satyre die Bekehrung der Menschen von ihren Thorheiten zum Ziele habe, so schleicht sich damit wieder jenes prodesse ein, welches von dem Begriff der Poesie ausgeschlossen sein sollte.

Um dieses Dilemma zu lösen haben wir glücklicherweise eine sehr treffende Analogie im Lustspiel. Wenn die Tragödie uns den Menschen im mächtigen Kampf gegen das Schicksal zeigt, so scheint es die Aufgabe des Lustspiels, die kleinen Inconvenienzen vorzuführen, in welche der Mensch durch seine eigenthümliche Individualität oder die Laune des Zufalls geräth. Gewiß wirken die lächerlichen Charaktere rc. rc., welche die Comödie uns vorführt, zunächst auf unsere Lachlust; wer aber wollte behaupten, daß nicht auch eine tiefere und nachhaltigere Wirkung durch sie hervorgebracht werden könne? Vielleicht dürfte es sich ähnlich mit der Satyre verhalten?

Der Satyriker nämlich hat unserer Ansicht nach die Aufgabe, die Thorheiten der Menschen aufzusuchen und in einem möglichst komischen Gewande darzustellen, ohne sich speciell darum zu bekümmern, welche Wirkung dies hervorbringen wird. Es muß ihm genügen, ein komisches Gemälde aufgestellt zu haben, in welchem jeder einzelne Zug als ein belachenswerther hervortritt, vor der Hand ohne, daß irgend ein sittlicher Maßstab angelegt wird. Die Franzosen haben aber ein wahres Sprichwort, daß die Menschen mehr das Lächerliche als das Schändliche scheuen. Dies wird sich auch hier bewähren: wenn der Leser oder Hörer erst die Lächerlichkeit dieses oder jenes Zugs einsieht, so wird er vieles Unsittliche ablegen — er wird gebessert werden. Dies darf aber nicht Absicht und unmittelbare Tendenz des Satyrikers sein, sondern eine aus dem Wesen der Satyre mit Nothwendigkeit hervorgehende Wirkung.

Haben wir so die Satyre für die Poesie gerettet, so werden auch alle Bestimmungen, die aus dem Wesen der Poesie selbst als Regeln für diese hervorgehen, auf die satyrische Poesie anwendbar sein. Eine solche Regel aber ist das Gesetz der Individualisirung, nach welchem der Dichter jede Person und Sache so darzustellen hat, daß sie in ihrer vollen Besonderheit und eben als diese entgegentritt im Gegensatz gegen alle anderen. Auf die Satyre angewandt würde man also von dem Satyriker zu verlangen haben, daß er nicht in wesenloser Allgemeinheit herumschwebe, sondern konkrete plastische Gestalten schaffe, die uns als scharf abgegrenzte Individuen entgegentreten. Dies scheint auf zweierlei Weisen geschehen zu können, entweder indem der Dichter frisch hineingreift in das volle Leben und irgend eine bestimmte Person, welche die Geißel der Satyre verdient, in ihrer ganzen Lächerlichkeit malt oder da diese Thorheiten in Kategorien zerfallen,

daß er durch eine Art von Abstraktion aus verschiedenen Lächerlichkeiten und lächerlichen Personen sich Repräsentanten für die einzelnen Thorheiten zusammensetzt. Der erstern Art von Satyren, die ich die persönliche nennen möchte, hat erst in neuerer Zeit wieder ein geistvoller Schriftsteller das Wort geredet. Fürst Pückler-Muskau in den Tutti Frutti aus den Papieren eines Verstorbenen sagt im 3. Bd. S. XLVIII—IL: „Ich bin gar nicht der Meinung, daß einzelne Personen nie mit Satyre angegriffen werden dürften. Sobald es nicht aus bloßer gemeiner Rachsucht oder auf eine indecente Art geschieht, sehe ich nicht ein, welches Prärogativ die Personen hierin vor Staaten, Völkern, Korporationen oder den Menschen in Plurali genommen voraushaben sollten. Die größten Satyriker, die es gegeben, Aristophanes, Voltaire haben sich nie gescheut, lächerliche oder böse Personen mit der Waffe des Witzes zu bekämpfen und ohne sie immer mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen, sie doch durch den Inhalt ihrer Worte hinlänglich kenntlich zu machen.“ In der That läßt sich diesem Urtheil nichts hinzusetzen noch wegnehmen und wir trauen dem Fürsten Humor genug zu, daß er auch jetzt noch dieser Meinung treu sein wird, nachdem Immermann in seinem Münchhausen von dieser Erlaubniß wie gegen so viele Andere, so auch gegen Dichter selbst einen so genialen Gebrauch gemacht hat. Es ist unbedingt zuzugestehen, daß diese persönliche Satyre, geistreich und mit versöhnendem Humor gehandhabt, am meisten „packt.“ Man lese, um bei deutschen Dichtern stehen zu bleiben, Platens aristophanische Lustspiele und Prutz übersprudelnde satyrische Komödie, und man wird eingestehen müssen, daß diese dreiste persönliche Satyre das unmittelbarste und bestimmteste Interesse gewährt. Tieck's zahme Satyren im Phantasus haben in unserer Zeit allen Reiz verloren, nur wo er gradezu auf den Gegner losgeht, wie in der verkehrten Welt und im gestiefelten Kater, ist noch heute der Stachel nicht abgestumpft.

Um aber auf den eigentlichen Vorwurf vorliegender Abhandlung zu kommen, so muß vornherein eingestanden werden, daß von dieser eben geschilderten wirksamsten Gattung der Satyre, von der persönlichen sich in unsers Rabener's Schriften wenig oder gar keine finden. Er gehört seiner ganzen Richtung nach jener zweiten Klasse von Satyrikern an, von der wir oben sagten, daß sie durch Abstraktionen sich bestimmte Kategorien von Thoren bilden, die sie dann durchhecheln. Aber auch hier hält er sich fern von gewissen Kreisen, die nach seiner Meinung über der Satyre

erhaben stehen. Dahin rechnet er nicht nur alle Fürsten und Obrigkeiten, sondern wie wir unten sehen werden auch Geistliche und Schullehrer. So auffallend eine solche Zahmheit in unserer Zeit sein würde, so natürlich und erklärlich finde ich sie in der seinigen und in Rabener's persönlicher Stellung. Es ist hier nicht der Ort, die Zeitverhältnisse und die politischen Zustände Sachsens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu beleuchten; daß aber in jener Zeit ein königlich sächsischer Steuerrevisor Rücksichten nahm, die wir noch heute viel höher gestellte Männer nehmen sehen, ist mindestens eine menschliche Schwäche. Wenn dieser Mann an einen Freund schreibt: „Mit den Kathederthoren und den Narren aus den drei Fakultäten konnte ich fertig werden und wenn es eine Brausche am Kopfe gegeben hätte, so durfte ich nicht fürchten sie allein zu tragen: denn ich habe auch Fäuste: aber die Thoren aus den Palästen und den Antichambern sind mir zu gefährlich und im Vertrauen, es sind nicht die kleinsten:“ wenn Rabener, diese und ähnliche Gesinnungen, welche bezeugen, wie wenig er Lust hatte, ein Märtyrer zu werden, alle Augenblicke ausspricht: so bin ich weit entfernt, darin das Zeugniß eines großen Charakters finden zu wollen. Vielmehr gebe ich gern zu, daß das Philisterhafte in Rabener vorwiegt: ich glaube auch, daß sein Verhältniß zu der sächsischen Schule, seine intime Freundschaft mit dem frommen, aber überaus ängstlichen Gellert noch viel dazu beigetragen haben mag, seinen ohnedies nicht heroischen Charakter in noch engere Schranken herabzudrücken: aber ich bin der Ueberzeugung, daß man die Menschen nehmen muß, wie sie eben sind. Es scheint mir unrecht, mit einem fertigen Maßstab an einen Schriftsteller heranzutreten und wenn er diesem bestimmten Ideal nicht entspricht, ihn ohne Urtheil und Recht zu verdammen. Vielmehr muß man, glaube ich, zunächst nachsehen, was wohl dieser oder jener Schriftsteller wirklich geleistet hat; was er nicht geleistet hat und doch vielleicht hätte leisten sollen und können, ergibt sich dann von selbst. Hat Rabener zur individuellen Satyre sich nicht erheben können, hat er selbst in der (man gestatte uns den Ausdruck) schematischen Satyre nicht allen Anforderungen entsprochen, die man an einen Satyriker stellen kann, so bleibt doch noch sehr viel unter dem wirklich von ihm Geleisteten, dessen man sich erfreuen kann.

So ist es denn die Aufgabe vorliegenden Aufsatzes, durch eine kritische Inhaltsangabe der Rabener'schen Schriften eine Art Ehrenrettung des Satyrikers zu bilden. Es wird schwer sein, einem

Schriftsteller, über den Gervinus das Todesurtheil gesprochen, in der Schätzung des Publikums wiederherzustellen. Aber der Unterzeichnete würde sich auch schon vollkommen befriedigt fühlen, wenn er nur die schweigende Verachtung, welche Rabener's Schriften getroffen, dahin mildern könnte, daß einer oder der andere Leser angereizt würde, selbst einmal zuzusehen, ob denn wirklich so gar nichts in diesem Satyriker zu finden sei, was auch heute noch Beachtung verdiene.

Wollen unsere Leser nach diesem Vorworte unserer Einladung zu einer kursorischen Betrachtung der Rabener'schen Satyren Folge leisten, so werden sie finden, daß der Unterzeichnete nicht blind für seinen Autor eingenommen ist, sondern seine Schwächen willig anerkennt, ohne freilich die Augen für seine Vorzüge zu verschließen.

Der erste Theil*) beginnt mit einer Abhandlung vom Mißbrauch der Satyre, auf welche sich später Rabener bei allen Gelegenheiten bezieht. Sie soll darthun, daß die Satyre nur eine Dienerin der Moral sei, und daß die vielen falschen Deutungen auf Persönlichkeiten nicht Schuld des Autors, sondern Schuld der böswilligen Leser seien. Uebrigens zieht er der Satyre ziemlich enge Grenzen; nicht nur alle Obrigkeit und Regierung muß über den Spott erhaben stehen:

S. 19. „Der Verwegenheit; deren will ich gar nicht gedenken, welche mit ihrem Frevel bis an den Thron des Fürsten bringen und die Aufführung der Obern verhaßt oder lächerlich machen wollen. Ist es nicht ein innerlicher Hochmuth, daß sie in ihrem finstern Winkel schärfer zu sehen glauben, als diejenigen, welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen haben; so ist es doch ein übereilter Eifer, der sich mit nichts entschuldigen läßt. Sie haben selbst noch nicht gelernt gute Unterthanen zu sein; wie können wir von ihnen verlangen, daß sie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren sollen?"

Man sollte glauben, Rabener habe mit divinatorischem Geist die so viel spätere Entdeckung vom beschränkten Unterthanenverstand vorausgesehen. Allein seine Fürsorge erstreckt sich noch weiter: auch Geistliche und Schullehrer sind von der Satyre eximirt und genießen das Privilegium lächerlich zu sein, ohne daß man sie belachen darf. Wenn freilich die Geschichte wahr ist, die er S. 30 ff. mittheilt, daß er wegen einer Satyre gegen die leichtsinnige Eidesleistung selbst als Religions- und Eidesverächter angeklagt worden sei, so beweist sie wenigstens, daß Rabener sein Publikum kannte. Daher wünscht er auch seine Schriften nicht in

*) Ich citire nach der Wiener Ausgabe in 4 Theilen vom Jahr 1773.

die Hände der Bauern; denn S. 31: „das gemeine Volk mißbraucht gar leicht etwas, wovon es die ernsthafte Absicht übersieht.“ Hätte er genauer zugesehen, ohne Vorurtheil, so würde er gerade in dieser Geschichte gefunden haben, daß das gemeine Volk, d. h. die Bauern die Sache recht ernst verstanden haben, aber der Herr Pfarrer und Herr Gerichtsschreiber ihr: Kreuziget ihn! erhoben. Wenn er aber meint, daß Juvenal, Boileau, Swift jetzt viel von ihrem Reiz verloren hätten, weil wir die Personen nicht mehr kennten, die sie geschildert, so zeigt das eine schiefe Ansicht der Sache. Wir wollen die persönliche Satyre nicht deßhalb, um schadenfroh über diesen oder jenen zu lachen, sondern weil bei der Schilderung bestimmter Persönlichkeiten bestimmte Individualitäten hervortreten, während bei der schematischen ein bloßes Schattenbild entsteht. Zum Schluß sucht er noch die Schlüsselsucher lächerlich zu machen, indem er mehrere Briefe derselben mittheilt, in denen auf Personen gerathen wird, die schon um deswillen nicht gemeint sein können, weil die betreffenden Satyren von ihm aus dem Französischen und Lateinischen übersetzt waren. Die Abhandlung, welche den eigentlichen satyrischen Theil eröffnet:

De epistolis gratulatoriis ἐξωτικοθαυματουργηματοταμειοις
oder deutlicher zu reden:
Von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben rc.

ist selbst ein Glückwünschungsschreiben mit vielen Anmerkungen, worin diese Sitte und die jetzt ziemlich verschwundene Kaste der gelehrten Gratulanten lächerlich gemacht wird. Der Text enthält die lächerlichen Ansichten eines Gratulationsfabrikanten, die Ansichten von demselben beloben ironisch diese Grundsätze und ihre Darstellung; zugleich bekommt die unsinnige Citirwuth der Philologen manchen scharfen Hieb. Die folgende Rede beim Eintritte in die wünschende Gesellschaft fingirt eine Gesellschaft von Gratulanten, in welcher sie gehalten wird pro loco: Sie ist nach der neumodischen Rhetorik, die der vorher erwähnte Gratulant in seinem Glückwunsch gestellt hatte, gearbeitet, und enthält die Probe, wie man aus einer Menge Sentenzen, die nicht den geringsten Zusammenhang, unter einander haben, eine Rede machen könne. Die folgende „Klage wider die weitläufige Schreibart“ ist ein Brief, der in pedantischer Juristensprache statt dem sich gehen lassenden Fluß der Rede concise Kürze empfiehlt. Die „Lobschrift auf Amouretten“ soll durch Anwendung der Memoirenform auf ein Schoßhündchen diese Gattung der Literatur

lächerlich machen und zugleich unter dem Bilde der Tugenden und Laster eines Hundes auf die der Menschen hinweisen. Dabei wird Ziegler erwähnt, der mit gutem Beispiel vorangegangen sei, indem er in seiner „Heldenliebe" Adam und Eva Briefe wechseln lasse. Die „Lobschrift auf die bösen Männer" von einer Frau und die Trauerrede eines Wittwers" zeigen ironisch, wie alle Untugenden jedes der beiden Theile nur zum Besten des leidenden Theils da sind: vorzüglich weil man erst so den Tod des einen Ehegatten als ein wahres Glück empfinde. Ein Auszug aus der Chronik des Dörfleins Quirlequitsch enthält ironische Züge eines ländlichen Stilllebens, und ist, obgleich nicht immer eigentlich satyrisch, doch sehr ergötzlich. Ein Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften eifert gegen die einseitige philologische Richtung in der Jugenderziehung in der Weise, daß ein so erzogener Jüngling seine abgeschmackten Ansichten in einem Briefe auskramt. Eine auch heute noch nicht ganz vergebliche Warnung. Den Inhalt von dem Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit läßt der Titel errathen. Auch hier wie an vielen andern Stellen bekommt Burmann sein Theil, den Rabener als den Repräsentanten stockphilologischer Grobheit und Arroganz betrachtet. S. 191. Vergl. S. 257. Bd. II. S. 15. Das Sendschreiben von der Zulässigkeit der Satyre behandelt nochmals das in der Vorrede besprochene Thema in ebenso ernsthafter Weise. Die Abhandlung von der Unterweisung der Jugend ist nicht satyrisch, sondern pädagogisch. Eine Todtenliste von Nikolaus Klimen, Küstern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen, enthält eine Reihe komisch-satyrischer Lebensbeschreibungen. In dem Schreiben des Gratulanten an den Autor bittet dieser denselben, aus Schriftstellerkollegialität ihn seinen Lesern zu empfehlen, und fügt einen Preis-Courant schon fertiger Gedichte bei. Der Autor schlägt eine reiche Heirath vor.

Der zweite Band beginnt mit einem gereimten „Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind," worin scherzhaft deren gespottet wird, denen man ihre ganze Poesie nimmt, wenn man ihnen die Reime nimmt. Der „Traum von den Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen" enthält den Gedanken, daß die Seele sich auch nach dem Tode am liebsten damit beschäftige, was sie im Leben getrieben. Der ganze Aufsatz ist in seiner sehr heitern Laune höchst ergötzlich, um so mehr, als er sich einige Male zur individuellen

Satyre erhebt. Die Stelle über Burmann haben wir schon eben angegeben: auch der Ketzerriecher Jerieu bekommt bei der Gelegenheit sein Theil. II. S. 16. Auch die Modephilosophie seiner Zeit von der besten Welt und dem zureichenden Grund fertigt er ab, S. 10, und gibt den deutschen Pilologen und den Philologen überhaupt einen Seitenhieb, S. 49—50, indem er bemerkt, wie Cicero's Seele, die er antrifft, wohl Ursache gehabt habe, traurig zu sein, weil „man ihn — den unerbittlichen Händen eines Geschlechts Preis gegeben, welches unter dem Vorwande, ihn zu ehren, ihn lächerlich, und wenn es hoch kömmt, aus einem römischen Consul zu einem lateinischen Sprachmeister macht." Sehr ergötzlich ist nun auch der Aufzug, wo eine Gesellschaft Philologen Cicero eine Ausgabe seiner eigenen opera omnia als Ehrengeschenk überreicht; der Anführer beginnt seine Rede mit dem berühmten Anfang der Rede pro Archia: Omnino, si quid est in me ingenii, quod sentio quam sit exiquum, und diese Worte, schon an sich die geistlose Nachbeterei verhöhnend, wirken um so komischer, als der Redner gleich mit diesen ominösen Worten, „durch die unumstößliche Wahrheit" getroffen, stehen bleibt. Cicero fragt ganz ruhig, was das für eine Sprache sei, und als der Redner endlich fertig geworden, läßt er ihn mit einem zweideutigen cura, ut valeas stehen. Allein die Krone dieses Stücks und des ganzen Bandes ist eine Stelle, S. 29—36, in welcher, wenn ich mich nicht ganz irre, Gottsched gegeißelt wird. Der Autor trifft nämlich im Schattenreich einen „Charlatan des guten Geschmacks," der auch durch Vorhaltung von Spiegeln nicht von der Idee abgebracht werden kann, daß er der schönste Charlatan sei, sondern die Spiegel immer mit einem Knittel, „Beweis" genannt, zertrümmert. Seine Bude ist mit Schnitzwerken reich ausgeziert, die aus Griechenland und Rom, London und Paris zusammengestohlen sind, die er aber für eigne Arbeit ausgibt. Die übrigen Theile seines Theaters sind von ihm selbst plump genug zusammengezimmert, und das Ganze schien so baufällig, daß es von verschiedenen Personen, welche seine Livree trugen, gestützt werden mußte. Seine Pillen pries er als Universalmittel des guten Geschmacks und betete das Götzenbild eines Frauenzimmers an (Frau Gottschedin). Doch wozu weiter excerpiren: man muß die Stelle selbst nachschlagen, um das mit jedem Worte Treffende der Satyre einzusehen; auch zweifele ich keinen Augenblick, daß meine Deutung die richtige ist, denn es wäre in der That überraschend, wenn Rabener eine allgemeine Satyre beabsichtigt hätte, und die nun so

genau auf diese Individualitäten paßte. Doch ist das auch um deswillen nicht gut denkbar, weil in diesem Fall die weitläuftige Schilderung des aufgeblasenen, tintenfaßbewaffneten Götzenbilds ganz unverständlich wäre. Die Abhandlung von den Buchdruckerstöcken ist ziemlich unbedeutend, und enthält nur als Merkwürdiges etwa eine Probe von dialektischem Tiefsinn oder Unsinn damaliger Zeit. Hinkma's Noten ohne Text stellen die Noten als viel wichtiger als den Text hin, und enthalten in diesem Sinn einen Mischmasch von Noten zu einem noch zu schreibenden Text. Der Versuch eines deutschen Wörterbuchs und der nachfolgende Beitrag dazu sucht darzuthun, daß man nicht jedes deutsche Wort in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen dürfe, und also unter einem ewigen Frieden z. B. einen solchen zu verstehen habe, nicht der ewig dauert, sondern der so lange dauert als er Vortheil bringt. Die geheime Nachricht von Swift's letztem Willen theilt uns mit, daß der berühmte Humorist ein moralisches Narrenhaus gestiftet habe, und beschreibt uns die Personen, die hineinkommen sollen. Die Nachricht von einem Schlüssel zu Swifts Codicill desavouirt aber eine anderweitig erschienene Namennennung. Den Schluß macht ein rechtliches Informat, welches mit affektirt juristischer Pedanterie entscheidet, daß ein Poet zur Kopfsteuer nicht zu ziehen sei. Ein unbedeutendes Machwerk.

In der Vorrede zum III. Theil spricht Rabener von dem Ueberhandnehmen der Briefliteratur, wobei er freilich zu rügen findet, wie sehr oft man diese Form mißbrauche, indem man über jede beliebige Abhandlung: Hochedelgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr und vornehmer Gönner! setze und damit der Briefform Genüge geleistet zu haben glaube. Er selbst habe dem Publikum satyrische Briefe zu übergeben, deren Entstehung er so angibt: „Ich habe," sagt er, „gewisse Anmerkungen von dem Lächerlichen oder Lasterhaften der Menschen gemacht. Diese Anmerkungen habe ich durch Briefe erläutert. Um meinen Lesern durch Abwechslung die Sache angenehm zu machen, habe ich hin und wieder diesen Briefen die Gestalt einer zusammenhängenden Geschichte gegeben." Auch hier versichert er wieder ausdrücklich, sich wohl gehütet zu haben, weder den Wohlstand zu verletzen, noch jemand persönlich zu beleidigen. Zu dieser possirlichen Aengstlichkeit paßt die keineswegs ironisch gemeinte Bemerkung vortrefflich, daß er, eben weil die Briefe erdichtet seien, „in Ansehung der Titulaturen nicht nöthig gehabt, sorgsam zu sein." Denn für

das wirkliche Leben ist er der Meinung, daß „diejenigen, welche durch die Gewohnheit ein Recht haben, weitläufige und prächtige Titel zu fordern, auch allein das Recht haben, sich davon loszusagen:“ obgleich er für seine Person das Lächerliche dieser Titulaturen vollkommen einsieht. Der vorherrschende Endzweck der Belehrung ergibt sich auch aus der Einrichtung der satyrischen Briefe selbst. Immer gehören mehrere Briefe zusammen, in welchen irgend eine „lächerliche oder lasterhafte“ Seite der damaligen Menschheit oder vielmehr der damaligen Deutschen gegeißelt wird. Jeder dieser Gruppen, in welche diese Briefsammlung zerfällt, ist aber eine kurze Abhandlung vorausgeschickt, welche bald satyrisch, bald auch im ernsten und abhandelnden Ton den in den Briefen vorgeführten Fehler, seine Entstehung, seine Heilung 2c. bespricht. Diese Abhandlungen sind gleichsam die Moral der in den dann folgenden Briefen gebotenen Erzählung, und diese letzteren sind da, um erstere zu veranschaulichen. Das ist jene „alte Prosa, die alles so ehrlich heraussagt, was sie denkt und gedacht, auch, was der Leser sich denkt.“ Denn in der That würde ein neuerer Schriftsteller schwerlich sich einfallen lassen, den in der Satyre gar nicht versteckten Sinn vorher ausdrücklich noch anzugeben. Ich sehe darin wieder das Bestreben, nicht in dem Lichte zu erscheinen, als ob man das folgende ernstlich meinte: freilich ein für das Publikum ziemlich beleidigendes Bestreben! So beginnt die Briefsammlung mit einer kurzen Darlegung der Schwierigkeit, der Verdienstlichkeit und des Erfreulichen der Erziehung. Diese Darlegung schließt Rabener mit den Worten: „Damit ich nicht das Geringste verabsäume, meinen Satz deutlich und begreiflich zu machen, so will ich ein paar Briefe einrücken, welche dasjenige näher beweisen werden, was ich hier, vielleicht ein wenig zu ernsthaft, voraus erinnert habe.“ Darauf folgen dann zunächst jene Briefe über Erziehung, in welchen ein Edelmann alten Schlages von einem Professor einen Informator verlangt, die Eigenschaften, welche erforderlich seien, angibt und in dem Antwortschreiben des Professors ein Verzeichniß der Candidaten erhält, die sich gemeldet haben, nebst ihren Qualitäten, Forderungen 2c. Diese Briefe erscheinen mir vorzüglich und die besten in der ganzen Sammlung; denn sie enthalten gute Charaktere, significante Zeichnung und eine Fülle von einzelnen eben so wahren als komischen Zügen. Nur manchmal fällt die Satyre aus der Rolle und zerstört die Illusion durch ein plumpes Dareinschlagen. Wie ist es z. B. denkbar, daß der demüthige Professor, der durch

seine Candidatenprokuratur seinem ältesten Sohn ein Stipendium zu erwerben denkt, so mit der Thüre ins Haus fallen sollte: „Seine (des Hofmeisters) Forderungen sind ungeheuer und Ew. Excellenz sind viel zu gescheid, als daß Sie wider die Gewohnheit Dero hohen Ahnherrn so vieles Geld wegwerfen und dennoch nichts weiter dadurch erlangen sollten, als rechtschaffene Kinder." Dennoch kann sich von allen folgenden Briefgruppen höchstens noch die mit der eben angeführten messen, wo die verschiedenen Schleichwege geschildert werden, durch welche man „zum geistlichen Schafstalle" gelangen könne. Daß auch diese Partie nicht ohne seine psychologische und komische Züge ist, dafür ist der beste Beweis der Umstand, daß ein für das wahrhaft Komische mit so feinem Sinn begabter Mann wie Kotzebue aus diesen Briefen das Motiv zu seinem Lustspiel der gerade Weg der beste nahm. Die folgenden Satyren treffen Schulmeister, Pedanten, bestechliche Richter und andere Beamte, Steuereinnehmer, Hofschranzen, alte Spröden, unpassende Heirathen (wobei beiläufig auch vor Heirathen zwischen Adeligen und Bürgerlichen gewarnt*) wird und Schuldenmacher. Hatte ihm seine amtliche Stellung Menschenkenntniß verschafft, so hinderte ihn doch in vielen Fällen seine natürliche Aengstlichkeit, die Schläge direkt dahin zu richten, wohin er sie gerichtet haben möchte: er schlägt den Sack und meint den Esel. So sind bei ihm die Blutsauger, welche die Bauern zu Grunde richten, nicht die Edelleute, sondern die Rentbeamten, die sie anstellen und vor denen der Satyriker die Gutsbesitzer selbst warnen zu wollen scheint. So ist der leichtsinnige Schuldner, ein Herr von altem Adel, im Grund eine kreuzbrave Seele und wir kommen gar nicht zum Zorn oder Lachen über seinen Leichtsinn vor lauter Bedauern, daß es einem so grundehrlichen Mann so an den Kragen geht. Dagegen gibt ein Advokat „dem ehrlichen Bankerutier" abscheuliche Rathschläge, die von diesem mit Indignation verworfen werden. Wäre es ein bürgerlicher Schuldenmacher, so wäre er gewiß als ein perfekter Schurke dargestellt.

*) Der Verfasser sagt darüber in der abhandelnden Einleitung: „Seine (des Bürgerlichen adelige) Frau muß sehr vernünftig sein, wenn ihr nicht von Zeit zu Zeit der Rang ihrer Vorfahren und der demüthigende Gedanke einfallen soll, daß die Vorwürfe ihrer Verwandten begründet sind." Th. II. S. 371. IV. 316 spricht er von der hohen Ehre der Erhebung in den Adelstand.

Aeußerst störend und alle Illusion vernichtend sind die ewigen Einleitungen, welche jeder neuen Gruppe voranstehen. Rabener selbst fühlte das. „Sagt man ihm (dem Leser)," spricht er, „dasjenige zu zeitig, was er selbst entdecken sollte, so fällt das Unerwartete und eben dadurch der größte Theil der Annehmlichkeit weg." Er schickte sie dennoch voraus, damit man ihn nicht im Verdacht habe, „daß seine Satyre persönlich sei." Th. III. S. 148—148.

Dem 4. Band ist wieder eine Vorrede vorausgeschickt, deren Hauptinhalt wieder das Bestreben ausfüllt, seine Satyre als eine nicht persönliche erscheinen zu lassen. Er geht darin so weit, daß er ausruft IV. S. 5: „Wie sorgfältig muß ich meine Charaktere zeichnen, um keine Originale zu malen!" Das also, was eben allein der Satyre Halt, Leben und Wahrheit gibt, scheint Rabener am sorgfältigsten zu fliehen; doch ist es damit nicht zu ernstlich gemeint und manche Zeichnung nach dem Leben tritt uns entgegen, wenn es auch die Absicht des Verfassers keineswegs ist, Individuen zu zeichnen. Die genaue Charakterisirung der Stände wird zu einem individuellen Charakter und in dieser Charakterzeichnung ganzer Stände dreht sich eigentlich die Satyre Rabeners. Für diese Zahmheit gibt er einmal den Grund an, daß ihm der Verdacht der persönlichen Satyre in seinem „gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich sein" müsse (IV. S. 8.). Aber stichhaltiger sind andere Aussprüche, die leider noch heute ihre volle Anwendung finden: „In Deutschland," sagt er, „mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenigen Wahrheiten zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören und schweigen oder sich bessern muß." Es ist wahr: nos, dico aperte, nos desumus. Nur manchmal wagt es Rabener, das Kind beim Namen zu nennen, aber auch hier nur im Allgemeinen wie wenn er (IV. S. 41, 42, 193.) die Plumpheit und Grobheit der Niederländer geißelt oder (IV. 196.) die Bemerkung macht, daß bei der gedankenlosen Einförmigkeit des Müßiggangs ein Engländer sich hängen würde, ein gelassener Deutscher aber fett würde. Ja in der Behandlung des Sprichworts: Ehrlich währt am längsten, schwingt er sich sogar zu ein paar Worten über die Censur auf; aber er ist nicht satyrisch darüber, beileibe nicht, es dient ihm dieselbe blos zu einer Art von Aposiopese, indem er angibt, daß ihm hier eine herrliche Stelle durch die Censur gestrichen sei. Der Culminationspunkt dieser Bemerkung ist: „Ich bin mit der Einrichtung gar nicht zufrieden, daß man erst alle

Bücher muß censiren lassen (IV. 102.)." Weit über die Hälfte dieses Bandes füllt Anton's Pansa von Mancha Abhandlung von den Sprichwörtern. Die beiden ersten: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand (IV. 47—66.) und Kleider machen Leute (IV. 67—77.) haben einen ironischen Sinn und werden in dieser Weise ausgeführt. Ehrlich währt am längsten enthält die ironische Lehre, daß nur Niemand seine Schlechtigkeit zugestehen solle, so lange sei er ehrlich (IV. 78—118). Das Sprichwort alte Liebe rostet nicht (IV. 119—140.) wird durch eine ziemlich langweilige und eine kürzere Geschichte versinnlicht. Auf ähnliche Weise behandelt Rabener in den Abhandlungen über: Jung gewohnt, alt gethan (IV. 156—218.), Eine Hand wäscht die andere (IV. 141—155.), Gut macht Muth (IV. 219—230.), Ehen werden im Himmel geschlossen (IV. 230—277.) den darin liegenden Sinn meist ironisch und es scheint mir sehr unrecht, diese ironische Weise mit Gervinus als eine Verdrehung zu bezeichnen. Das Sprichwort Gedanken sind zollfrei (IV. 278—414.) gibt Rabener zu einem Scherz Veranlassung, der originell wäre, wenn er nicht etwas Aehnliches schon in den satyrischen Briefen bei Verlosung der alten Spröden (III. S. 266 ff.) vorgeschlagen hätte. Doch auch so ist der Einfall noch witzig genug, von allerlei Klassen der Gesellschaft eine Gedankensteuer zu erheben und sie verschiedenen geistesbankerotten Menschen zuzuwenden, damit sie nicht nöthig haben, ihren armseligen Geist zu sehr zu strapaziren. Leider sind unter diesen letztern auch die Patrioten, von denen er nicht verächtlich genug sprechen kann. Bei diesen Leuten, die mit der Regierung unzufrieden sind, findet er einen wahren Mischmasch von Hochmuth, Neid, Vaterlandsliebe (also doch!) und von Hunger. „Sie sollen satt werden und wenn ihr Magen noch so patriotisch wäre, so soll er doch satt werden (IV. S. 291.)." Da die Religionsverächter aus demselben Grund bedacht werden, so erinnert das fast an die famose Stelle in dem Separatvotum Marheineke's über Bruno Bauer. Diese Patrioten, meint er weiter unten (IV. S. 390.), „überlegen nicht, daß die Obrigkeit besser als sie einsehen muß, was zum Besten des Staats erfordert wird." Für diese Servilität entschädigt reichlich die witzige Taxation der Dichter oder vielmehr der dichterischen Modeausdrücke, deren jeder durch eine Buße an die Gedankenzollkasse bezahlt werden muß. „Ein Gott kostet durch die Bank 1 Stüber. Aber Apollo geht umsonst mit darein. Liebesgötter und Grazien werden in dem Preise bezahlt, wie die Götter über-

haupt. Wenn die *Grazien wiegen* müssen, kostet es 1 Fettmännchen rc. (IV. S. 338 ff.)" — IV. S. 403—407 wird die Satyre gegen die Schönpflästerchen gerichtet, ein Fall, wo es einmal recht deutlich wird, daß man sich in die Zeit versetzen muß, um Rabener nicht der Pedanterei und des Zopfs zu beschuldigen. Er hat einen Zopf, aber die ganze Zeit, in der er lebte, über und für die er schrieb, mit ihm. Endlich benutzt er dieses Sprichwort auch, um (IV. 364 ff.) sich einen Pasquillanten gegenüberzustellen und den Unterschied aufzuzeigen. Die ganze Abhandlung ist übrigens so geschrieben, als sei ein Urenkel Sancho Pansa's des berühmten Sprichwörterhelden, der Verfasser, der sie dem verewigten Esel seines Urelterваters als seinem Mäcenas dedicirt und den Stachel dieses Scherzes fühlen läßt (IV. S. 23.). „Bin ich etwa der erste, der dieses thut." Es folgt sodann: „Daß die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Thorheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre. Eine Abhandlung, welche den von der Königlichen Akademie zu Pau in Bearn aufgesetzten Preis gewiß erhalten wird." Diese Akademie hatte nämlich die Preisfrage gestellt: La médisance est-elle autant l'effet de l'orgueil que de la malignité? und Rabener sucht nun zu zeigen, daß weil die Medisance zur Menschenkenntniß und Selbsterkenntniß führe, sie wohl als ein Effekt der Menschenliebe anzusehen sei. Indessen muß man gestehen, daß diese Abhandlung eine der schwächsten Arbeiten ist, die wir von Rabener haben. Der Witz ist gezwungen und der Gedanke zu paradox, als daß er auch nur wahrscheinlich gemacht werden könnte. Nicht übel ersonnen ist die Ausstaffirung mit einer Menge möglichst unpassender und gelehrter Citate und es ist die schönste Verspottung der unnöthigen Citatengelehrsamkeit, wenn z. B. S. 458 eine solche Bemerkung lautet: „Der berühmte Rabbi Ben-Maimon in seinem ספר־המצות sagt hiervon nicht ein Wort." In gleicher Weise macht er S. 419 die deutsche Folianten- und Quartanten-Gelehrsamkeit lächerlich. Es folgt nun *das Mährchen vom 1. April in 3 Büchern*. Das erste Buch enthält die Geschichte eines Prinzen, der immer *beinahe* dieses oder jenes Glück erhalten hätte, von dem eigentlichen Genuß aber durch einen boshaften Zauberer immer abgehalten wird. Ich gestehe offenherzig, daß mir diese Geschichte ziemlich lahm vorkommt, und hätten wir es mit einem weniger zahmen Schriftsteller zu thun als gerade mit Rabener so würde ich nicht anstehen unter dem Prinzen T'Siamma (so

heißt der unglückliche immer in den April Geschickte) irgend eine beißende Allegorie versteckt zu glauben. Das 2. Buch enthält 7 mal 7 Wahrsagungen vom ersten April. War man bei dem Mährchen versucht, irgend einen versteckten Sinn zu suchen, um nur etwas Piquantes zu haben, so enthält das 1. Buch 49 Fälle, wo die Menschen durch ihre eigenen Gedanken in den April geschickt werden, in so bitterem Ernst, daß das Motto aus Martial: Ride si sapis vollständig Lügen gestraft wird. Der einzige Witz besteht darin, daß unter jede der 49 Wahrsagungen (der Schriftsteller sagt nämlich voraus, inwiefern und wie sehr dieser oder jener Mensch sich bei dem Gedanken, den er eben hat, irren werde) einige Buchstaben gesetzt sind, welche den Namen der Person verrathen sollen, die gemeint sei, z. B.: das ist meine Nachbarin die kostbare A..., „oder:" der süße Herr S..., der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markt zugeht." Diese Satyre gegen die Menschen, welche immer nach bestimmten Personen als Originalien für die in den Satyren gezeichneten Charaktere suchen, ist doch wirklich fast kindisch. Der Inhalt dieser Wahrsagungen von Leuten, welche ihre Einbildung in den April schickt, erinnert mich lebhaft an ein altes Buch, welches ich besitze: Francisci Petrarchae Trostspiegels künstliche Figuren. In dieser Sammlung von Kupferstichen sind lauter glückliche menschliche Zustände dargestellt: über dem Bilde steht dann z. B. Meine ahngenomene und stiefföhne seynd mir wohlgerathen und seynd frommes, trewes und ehrlicheswesens. Unter dem Bild:

Stiefföhn und ahngenomne kindt,
Wiewohl sie offt gerathen sindt,
So machen sie doch etwan klag,
Ist besser der ihr grathen mag

und das latein. Distichon:

Privignos et adoptatos licet esse probatos,
Est tamen hic multo tutius ut caveas.

Einen ähnlichen Inhalt haben alle übrigen Bilder und wie dieses Wegwerfen alles irdischen Glückes aus einer misanthropen Moral und Religiosität hervorgegangen ist, so macht auch Rabener's Unglücksprophezeihung einen schlechten Eindruck. Diesen kann auch das 3. Buch, welches den Schlüssel zu den 7 mal 7 Wahrsagungen enthält, nicht ganz verwischen. Der Spaß besteht nämlich darin, daß gezeigt wird, daß die in den Anmerkungen

zu den Wahrsagungen gegebenen Anfangsbuchstaben nichts sind, als die Buchstaben in der Reihenfolge aus den Versen des Persius:

Ut nemo in sese tentat discendere, nemo,
At praecedenti spectatur mantica tergo.

Kräftiger ist der Schluß des Bandes in der Abbitte und Erklärung, unter welcher Form alle die Klassen und Stände, die der Satyre Rabener's überhaupt zur Zielscheibe gedient haben, noch einmal durchgehechelt werden, freilich in einer ziemlich derben und handgreiflichen Ironie. Nur noch auf zweierlei möchte ich aufmerksam machen. Die Satyre gegen die Goldmacherkunst S. 551 ff. 601 stellt uns, wie oben die gegen die Schönheitspflästerchen, auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung der Zeit und des Satyrenschreibers. Merkwürdig scheint mir ferner S. 574. die Zeichnung eines Deutschthümlers, eines Geschlechtes, dessen Genealogie also weit hinaufgeht.

Dies ist der Inhalt der Rabener'schen Schriften. Ergibt sich hieraus für den Leser, der uns wohlwollend gefolgt ist, die Ueberzeugung, daß Rabener zwar kein epochemachender Genius, aber ein witziger Kopf, zwar kein großer Satyriker, aber groß im Belauschen kleiner Thorheiten gewesen: so mag er mit uns bedauern, daß Rabener sich den kostbaren Stoff zur Satyre, welchen er in den damaligen politischen Zuständen seines nächsten Vaterlandes hätte finden können, entgehen ließ und auch die socialen Verhältnisse nur durch einzelne Streiflichter beleuchtete. Aber wir hoffen, durch einzelne Züge, die wir hervorhoben, gezeigt zu haben, daß die Mühe auch jetzt nicht ganz verloren ist, welche man den Rabener'schen Schriften zuwenden möchte. Erwähnen wir endlich noch die etwas breite, aber reine und korrekte Sprache Rabener's, so wollen wir damit auf einen ihm eigenthümlichen nicht unbedeutenden Vorzug hingewiesen haben. Ja wir haben ihm sogar die Ehre einer Entdeckung zu vindiciren. Das Wort Vorwürfe nämlich, welches Lessing zuerst in der Bedeutung proposita, Aufgaben gebraucht haben soll, findet sich schon in demselben Sinn bei Rabener Th. II. S. 46. So mögen denn diese Blätter versuchen, ob sie im Stande sind, zu einer etwas höhern Schätzung des bis jetzt unverdient verachteten Satyrikers beizutragen.

Hildburghausen.

Dr. Henneberger.

Zum näheren Verständniß der Fremdwörter.

Daß wir in unserer neueren deutschen Sprache noch ein Uebermaß von Fremdwörtern haben, läßt sich nicht leugnen. Wer daran zweifeln wollte, dürfte nur unsere Zeitungen, unsere s. g. publicistischen und philosophischen Schriftsteller, oder unsere „Fremdwörterbücher" nachsehen. In letzteren ist jedoch manches Wort als fremd angeführt, daß in seiner Wurzel deutsch ist. Mehrere solcher vermeintlichen Fremdlinge sind aus Deutschland in die Fremde, besonders nach Frankreich gewandert und dann in veränderter Aussprache und Schreibung zu uns zurückgekommen. In nachfolgenden Zeilen soll der Versuch gemacht werden, mehrere der Art (auch einige andere, von den Unkundigen meist falsch verstandene) zu erklären.

Bresche, bei Stieler (in seinem Wörterbuch vom Jahre 1691) auch Preße, der Bruch in einer Mauer oder in einem Walle, ist in der Aussprache und Schreibweise dem französischen brêche genähert, stammt aber aus dem deutschen brechen, goth. brikan, althochd. brëchan, mittelhochd. brëchen. Davon mittelhochd. brëche das Instrument, womit man den Flachsstengel bricht; das Instrument, wodurch das Eis gebrochen wird; auch eine Vorrichtung, in welcher Strafbare der öffentlichen Beschämung ausgestellt wurden. Bresche hat mehr die passive Bedeutung das Gebrochene, während in Breche die aktive, das Brechende, vorwiegt. — Zu derselben Wurzel scheinen auch

Brocat (franz. brocard, ital. brocato, span. brocado, engl. brocade) ein mit Blumen gesticktes durchwirktes Zeug, und

Brockeln (franz. broques de choux, ital. broccoli) Kohlsprossen, Art Blumenkohl, zu gehören. Jenes hat den Sinn des Brechens, wie wir auch Durchbrochen gebrauchen von Zeugen, Stickereien u. s. w. Brockeln kommt zunächst von Brocken, dieses von Brechen. Goethe hat beide Wörter: Sie tragen

brocatené oder gestickte Westen (röm. Carneval); Broccoli Artischocken ꝛc. (ital. Reise).

Der **Kneif**, die **Kneife** = ein kurzes Messer, wird grade nicht für französisch gehalten. Das Wort heißt althochd. chnif (? nach Schmitthenner), angels. cnif, altnord. knîfr und hnîfr, engl. knife, schwed. knif, dän. kniv, mittelniederl. knive, languedoc. cannive (große Messer), franz. canif (Federmesser), mittellat. canipulus und canivus. Alle diese Formen sind wahrscheinlich verwandte und vocalische Nebenformen vom goth. hneipan = zerreißen, brechen, angels. hnipan = schneiden, haben also ein deutsches Wort zur Wurzel.

Fant = ein junger Mensch, wird gewöhnlich vom ital. fante für infante, lat. infans abgeleitet. Diefenbach (goth. Wörterbuch S. 415) ist nicht abgeneigt, darin eine Wurzelverwandtschaft mit Fuß, goth. fotus, altsächs., angels. fôt, altnord. fotr, dän. fod zu finden. Das Wort lautet althochd. fendo, aber auch fuozfendo = Fußgänger (fendeo = Menge); mittelhochd. vende = Fußgänger, Bauer im Schachspiel; angels. fêtha = Menge, fêthan = Fußgänger; mittelniederl. vent, vönnt, veyn = Bursche; dän. fiante, fante = Troßknecht. Vielleicht liegt diesen verschiedenen Wörtern eine gemeinschaftliche Wurzel zum Grunde?

Chemise ist in dieser Form franz. chemise, aus mittellat. camisia. Zum Grunde liegt das goth. hamôn = bekleiden, bedecken, davon althochd. hamo = Bedeckung, anglſ. hama = Ham, altnord. hamr, hamr = Haut, althochd. hemidi = Hemd, d. i. die Decke, das Schützende. Die Wurzel ham, him findet sich, wie es scheint, auch im griechischen *ἱμάτιον*.

Hanthieren, auch handthieren, hantthieren, hantiren, bei Goethe handieren (Campagne von Frankreich 30. Aug.) geschrieben, wird gewöhnlich vom franz. hanter (dieses aus altfranz. hanste, lat. hasta) abgeleitet, also mit der ursprünglichen Bedeutung mit der Lanze fechten. Schwenk führt isländ. handtiera, schwed. hantera, dän. hantere, niederſ. hanteren an. Goethe scheint an Hand (goth. handus, althochd., mittelhochd. hant) gedacht zu haben, von welchem Wort auch Handel, handeln gebildet sind. Im Sinne von Handel und handeln kommt auch schon frühe handieren und Handierung vor. (S. bair. Wörterbuch von Schmeller 2, 208 f.) Man läßt wohl besser das franz. hanter und das lat. hasta fahren, leitet mit Stieler und Schmeller das von Hand ab, und schreibt mit Goethe handiren, oder eigentlich und besser handieren.

Koffer (althochd. chovar führt Schmitthenner an) ist zunächst das franz. coffre. Zum Grunde liegt eine Wurzel cuph, koph (cap, cup?) mit der Bedeutung fassen, umschließen. Davon griech. κόφινος = Korb, Tragkorb, lat. cophinus, althochd. chôf(v)ina = Tragkorb, althochd. Koben und Kober (althochd. chopo, mittelhochd. kobe = Schweinstall); auch lat. capere, cupere?

Marschall, richtiger Marschalk (franz. maréchal, ital. mariscalco, span. mariscal, schwed. marahscalc, engl. marshal, althochd. marahscalh, marschal, mittelhochd. marschalc, marschalch) heißt zunächst Pferdediener und ist zusammengesetzt aus althochd. marah, mittelhochd. march und marc, celt. marca, griech. μάρκα = Mähre (im edlern Sinne) und Schalk, goth. skalks, althochd. scalh, mittelhochd. schalc, angelſ. scëalc = Diener.

Ordal erklärt Kaltschmidt in seinem Fremdwörterbuche (Leipzig 1843) folgendermaßen: „Ordal, das, — lien, die (gr.) pl. Gottesurtheile, Unschulds-, Feuer- und Wasserproben (bei den alten Deutschen).“ Daraus ist nicht viel Wahres zu lernen. Es ist unser Urtheil, althochd. urteil, urteili, urteila, mittelhochd. urteile, urteil, altsächs. urdêli, angelſ. ordâl (daraus lat. ordalium). Weil im Mittelalter ein Urtheil über Schuld oder Unschuld eines Angeklagten durch eine besondere (Wasser-, Feuer-) Probe bewirkt wurde, so nannte man solche Prüfungen vorzugsweise Urtheile.

Rente, pl. Renten, in der frühern Sprache auch Ranten und Ränten weiset zunächst auf das franz. rente hin, von dem es jedoch nicht herkommt; vielmehr liegt beiden eine andere Wurzel zum Grunde, nämlich lat. reddere, woraus ital. rendere, althochd. rentôn = sagen, Rechenschaft geben, mittelhochd. renten = mit dem Ertrag von Grundstücken schalten und walten, altnord. renta = Gewinn bringen. Daher altnord., angelſ. renta, ital. rendita, span. renta = Zins, Gewinn, mittelhochd. rant, pl. rente = Einkünfte von Grundstücken.

Sergeant, bei Stieler Serschant, in gemeiner Aussprache Scherschant (franz. sergent, engl. sergeant, ital. sergente, span. portug. sargento) ist deutschen Ursprungs; das Wort ist, mit ausgestoßenem c (wie sollen, Schuld von goth. skulan, skulds; althochd. sculan, scult), das neuhochd. Scherge, althochd. scaro, scarjo, mittelhochd. scherge, scherige, scherig, ursprünglich Ehrentitel s. u. a. Schaarführer, Schaarhauptmann; dann Ausrichter höherer Befehle, Herold; sofort Frohn-, Gerichtsbote, Ausrichter richterlicher Befehle, dann niedriger Ausrichter peinlicher

Gerichtspflege; neudhochd. niederer vollstreckender Diener des Gerichts und der Polizei, besonders zur Vollstreckung von Strafen. Wie in Sergeant die ursprüngliche Bedeutung im edlern Sinne beibehalten, so ist sie in Scherge nach und nach ins Schlechtere verändert worden. Im gemeinen Leben gilt der Ausdruck für niedrig, in höherer Sprache für alterthümlich, auch mit edlerem Anstrich. So sagt z. B. Gordon, Commandant von Eger (Schiller, Wallensteins Tod 4, 2): Wir sind nur Schergen des Gesetzes.

Hadamar.

J. Kehrein.

Zur Beurtheilung des Chaucer.

In meiner Beurtheilung von Craik's history of English literature and learning (Blätter für literarische Unterhaltung 1846, 154—56) habe ich gegen Craik und Andere zu zeigen versucht, daß Chaucer wirklich italienisch verstanden haben muß, und daß er aus den großen italienischen Dichtern des vierzehnten Jahrhunderts nicht nur Stoffe für seine Gedichte entlehnte, sondern häufig lange Stellen Wort für Wort übersetzte. Um Chaucer richtig würdigen zu können, muß man ihn auf seiner Studirstube belauschen, muß sehen, wie er den ganzen Bereich seiner Belesenheit aufbietet, um hier den Stoff, dort die Behandlungsweise, hier einzelne Bilder, dort ganze lange Schilderungen in seine Gedichte zu übertragen. Den Maßstab, den man in unserer Zeit an Dichter anlegt, kann man bei Chaucer so wenig brauchen, als bei Virgilius, der vor Chaucer nur das Eine voraus hat, daß er mit Entschiedenheit einem Vorbilde nachstrebt, während Chaucer mit ungewissem Geschmacke von den verschiedenartigsten Dichtern, von Virgilius und Ovidius, von Dante und Boccaccio zugleich zu borgen strebt. Ein freies Schaffen darf man kaum irgendwo bei ihm vermuthen; keine seiner Erzählungen ist von ihm selbst erfunden, und viele der schönsten Stellen in seinen Gedichten sind fast nichts als wörtliche Uebertragungen. Außer dem trefflichen Prologe zu den Canterbury-Erzählungen, Chaucer's unbestrittenem Eigenthum, wird wohl nur wenig diese Bezeichnung verdienen.

In dem Folgenden wollen wir diese Behauptungen zu erweisen suchen. Dabei werden wir in Chaucer einen Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit für seine Zeit kennen lernen; wir werden ihn gleichbewandert in den römischen Klassikern wie in den mittelitalienischen Schriftstellern, in den französischen wie in den italienischen Dichtungen finden. Er wird uns zugleich das Bild eines feinen, vielseitig gebildeten und gelehrten Hofmannes seiner Zeit geben, und einen neuen Beweis liefern, daß die Bildung

des vierzehnten Jahrhunderts keine so geringe, einseitige und unpraktische war, als man sich heut zu Tage noch so oft vorstellt.

Wir wenden uns zuerst zu den römischen Schriftstellern. Die Anzahl der römischen Schriftsteller, die wir in Chaucers Werken theils nur erwähnt, theils nachgeahmt finden, ist sehr groß. Was zuerst die Dichter anbetrifft, so stellt er im House of Fame III. 365—422 die ihm am Wichtigsten erscheinenden folgendermaßen zusammen:

Beisammen sah ich stehen dann,
Von denen ich bereits begann.
Auf einer Säul' aus Eisen gar,
Die ganz und gar bemalet war
Mit Tigerblut an jedem Ort,
Statius stand aus Tolosa dort,
Den sah man auf die Schulter heben
Den Namen und den Preis von Theben
Und auch den Ruhm des Achilles —
— Daselbst auf einer Säule stand,
Die ganz aus Eisenblech bestand,
Virgil, Poet aus Latium,
Der des Aeneas hohen Ruhm
Bewahret hat für lange Zeiten.
Auf einer Kupfersäul' zur Seiten
Ovid, der Venus Sänger war,
Der hat verbreitet wunderbar
Des großen Liebesgottes Lob;
Und seinen Namen er erhob
Auf dieser Säulen bis zur Höhen
Als ich mit Augen konnte sehen.
Auf einer Eisensäule da,
Die rauh geschmiedet war, ich sah
Den großen Dichter Dan Lucan,
Und sah auf seinen Schultern dann
So gut als ich nur mochte sehen
Den Ruf von Caesarn und Pompeen.
Bei ihm stand der Gelehrten Schwarm,
Die sang von Romas mächt'gem Arm;
Nennt' ihre Namen euch mein Sang,
Fürwahr es dau'rte allzulang.
Auf einer Sulphursäule stand
Dabei, als wär er vom Verstand
Dan Claudian, der für gewiß
Den ganzen Ruhm der Hölle pries,
Des Pluto und der Proserpin',
Des dunkeln Hades Königinn.

Wir wollen zuerst bei diesen fünf Dichtern verweilen. Zunächst Virgilius. Er wird häufig von Chaucer erwähnt (z. B. l. T. 7161. Leg. Hom. 934. Leg, of Dido 1. House of Fame 449.). In der zweiten Stelle heißt es:

Dein Name sei geehret und gepriesen:
Virgil von Mantua! Du hast gewiesen
In der Aeneis wie Aeneas brach
Der Dido seinen Schwur; wie ichs vermag
Will deiner Leucht' ich folgen; in der Rührung
Und in dem Ton folg' ich Ovidens Führung.

d. h. den Stoff will er aus Virgilius entnehmen, Ton und Färbung aber dem Ovidius nachbilden. Die Erzählung schließt sich daher auch ziemlich eng an Virgilius, aber überall ist das Bestreben sichtbar, abzukürzen und zusammenzuziehen. Er sagt selbst:

Ich könnte folgen Wort für Wort Virgil,
Doch ließe mich das kommen nicht zum Ziel,

und in der That ist der Gang der Erzählung gegen Chaucers sonstige Gewohnheit rasch und lebhaft. Einige Proben des Verhältnisses beider Dichter zu einander mögen hier folgen. Man vergleiche zuerst Vers 265—88 bei Chaucer:

Die Dämmerung hob sich aus dem finstern Meer;
Die Königinn befiehlt der Diener Heer,
Daß sie für Netz' und scharfe Speere sorgen;
Denn jagen will die Königinn am Morgen;
So stachelt sie das neue freud'ge Leid.
Ihr ganzes Volk hält sich zu Roß bereit,
Und ihre Hunde sie nach Hofe bringen,
Und ringsum ihre jungen Ritter schwingen
Auf Rosse sich, die schnell sind, wie der Wind.
In Menge Damen auch versammelt sind.
Auf einem Roß, Papier an Weiße gleich,
Mit rothem Sattel, der gestickt ist reich,
Und goldnen Streifen, die sich hoch erheben
Sitzt, ganz mit Gold und Edelstein umgeben
Die Königinn, an Schönheit gleich dem Morgen,
Der Kranke heilet von der Nächte Sorgen.
Ihr Roß das flog wie Funken aus dem Kies
Und doch vom kleinen Draht sichs lenken ließ.
Aeneas an Gestalt dem Phoebus gleicht;
Wie jener war geschmückt er frisch und leicht;
Den schäum'gen Zügel mit dem Goldgebiß
Er grade wie Apollo hängen ließ,

Und fort zur Jagd die edle Königinn reitet
Und überall Aeneas sie begleitet.
Des Wildes Herden findet man alsbald
Und vorwärts! rufen sie, frisch zu! halt! halt!
Warum kommt nicht ein Löw' und nicht ein Bär,
Daß ich ihn möcht' empfangen mit dem Speer;
So sagt das junge Volk und ein sie dringen,
Zu Falle sie die wilden Hirsche bringen.

mit Virgilius IV. 129 ff. (da ich die Vossische Uebersetzung nicht bei der Hand hab) gebe ich diese Stelle ebenfalls in eigener Uebertragung:

Aber Aurora war indessen entstiegen dem Meere
Aus dem Thore strömt hervor die erlesene Jugend,
Schling' und Netz in der Hand und eisenbeschlagene Speere
Dann die Massylischen Reiter und dann die witternden Hunde:
Noch verweilet im Zimmer die Königin; aber es warten
Draußen die Ersten der Puner; geschmückt mit Gold und mit Purpur
Steht ihr Roß und beißt vor Wuth in die schäumenden Zügel.
Endlich kommt sie hervor, umgeben von großem Geleite,
In Sidonisch Gewand mit gesticktem Saume gefüllet.
Ganz von Gold ist der Köcher, in Gold die Haare gewunden,
Und das purpurne Kleid von goldener Spange gehalten.
Auch die Phrygischen Reiter zugleich und der frohe Jolus
Kommen daher; der Schönste von Allen den Andern, Aeneas,
Stellt als Genossen sich dar, vereinigend beiderlei Schaaren,
Gleich dem Apollo, sobald er, verlassend Lyciens Fluren
Und den Xanthus, wieder besucht das heimische Delos,
Chör' anführt, wenn u. s. w.
Auf dem Cynthus schreitet er dann; die wogenden Haare
Schmückend mit zartem Laub und mit goldenem Bande sie flechtend.
An den Schultern rauschet der Köcher; nicht trägern Schrittes
Ging Aeneas einher und Würde strahlt aus dem Antlitz.
Als man erreichet die Berg', erreicht die unwegsame Wildbahn,
Siehe da stürzen im Sprung vom Gipfel des Berges die Gemsen
Nieder und fliehen ins Thal; von der andern Seite durchfliegen
Heerden von Hirschen das offene Feld in eilendem Laufe,
Staub aufwühlend im Fliehn und aus den Bergen sich ziehend.
Aber Askanius freut sich im Thal des feurigen Rosses,
Eilet vorüber im Lauf an Diesem bald und an Jenem;
Wünscht, daß ein schäumender Eber sich ihm statt des harmlosen Wildes
Darbiet', oder ein bräunlicher Löw' entsteige den Bergen.

Im Allgemeinen hält Chaucer sich streng an Virgil; am schnellsten weiß er mit den Reden fertig zu werden, die Virgil seinen Personen in den Mund legt. Die ersten Verse derselben finden wir gewöhnlich auch von Chaucer fast wörtlich wiedergegeben; dann

bricht er plötzlich ab und hängt wohl noch eine Entschuldigung an; daß die Reden zu lang wären, um sie wiederzugeben. So ist er z. B. gleich in der Unterredung zwischen Dido und Anna verfahren. Die ersten 6 Verse aus Dido's Rede:

Schwester Anna, ich werde von schrecklichen Träumen gepeinigt;
Ach daß der neue Gast zu unserm Wohnsitz gekommen,
So majestätischen Blicks, so stark an Muth und an Waffen!
Wahrlich ich glaub' und ich täusche mich nicht, er ist göttlichen Stammes.
Furcht verräth die entarteten Seelen; ach welches Verhängniß
Hat er geduldet! wie hat er vergangene Kriege geschildert.

hat auch Chaucer:

Was mag es sein doch, theure Schwester, sprich!
Das so in meinen Träumen ängstigt mich.
Der fremde Troer liegt im Sinne mir
Und traun, mich däucht, er ist der Männer Zier,
Und durch und durch so ganz und gar ein Mann,
Und obendrein er so viel Gutes kann.
In ihm ruht meine Lieb' und mein Glück!
Vernahmst aus seinem Mund du sein Geschick.

Darauf aber fügt er einen Schluß, der von Virgil abweicht:

Wofern du nicht dagegen sicherlich
Will ich mit diesem Mann vermählen mich;
Was sag' ich mehr; darauf geht all mein Streben.
Er kann den Tod, kann Leben auch mir geben.

Die Schwester Anna, setzt er kurz hinzu, habe ihr etwas widersprochen; ihre Unterredung sei aber viel zu lang gewesen, als daß er sie wiedererzählen könne. Bekanntlich erklärt Dido bei Virgil das Gegentheil von dem, was sie Chaucer sagen läßt, und Anna muß ihr noch zureden. Es ist übrigens vollkommen klar, daß die ganze Aenderung von Chaucer bloß der Kürze wegen vorgenommen ist.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Chaucer bei dieser Erzählung auch Ovid vor Augen hatte; natürlich konnte er aber bei seiner Abneigung vor langen Reden, wie sie in dieser Erzählung klar sich zeigt, nur wenig aus dem Heldenbriefe Ovids entnehmen. Der Schluß der Erzählung gehört jedoch dem Ovid an, und um nicht weiter unten bei Ovid wieder auf diese Erzählung zurückkommen zu müssen, wollen wir sogleich von ihm sprechen. Nachdem nämlich Chaucer den Tod der Dido berichtet hat, fügt er hinzu, sie habe vor ihrem Tode noch folgenden Brief geschrieben:

Gerade so, wie der milchweiße Schwan
Zu singen noch beginnt vor seinem Tod,
So will auch ich noch klagen meine Noth:
Nicht, daß ich glaubt' an deine Wiederkunft,
Vergebens wär's, so sagt mir die Vernunft,
Da friedlich gegen mich der Götter Sinn.
Doch da durch dich mein Ruf einmal dahin,
So mag umsonst auch diesen Brief ich schreiben,
Auch wenn er ohne Wirkung sollte bleiben.
Der Wind, der dein Schiff trieb ins Meer aufs Neue
Derselbe Wind blies weg auch deine Treue.
Doch wer den Brief zu kennen ganz begehrt
Der aus Ovid das Uebrige erfährt.

Wie Chaucer es mit der Rede der Dido aus Virgil gemacht hatte, so hier mit Ovids Heldenbriefe; nur die ersten vier Distichen hat er wiedergegeben:

So wenn das Schicksal ruft, auf feuchten Wiesen sich bettend,
Singet der glänzende Schwan, an dem Maeandrischen Strom
Nicht, daß ich hoffte dich noch durch meine Bitten zu rühren;
Nutzlos wäre mir dies, da mir zuwider der Gott.
Aber nachdem ich verloren einmal den rühmlichen Namen
Keuschen Leib und Geist, sei auch verloren ein Wort;
Aber es ist dein Entschluß zu verlassen die traurende Dido,
Segel und Treue führt fort ein und derselbige Wind.

Im „Hause des Ruhms Buch 1, V. 140—467 finden wir eine ungefähre Uebersicht des in der Aeneis" Erzählten; die Liebesgeschichte der Dido und des Aeneas muß Chaucer aus der ganzen Aeneis am meisten angesprochen haben; denn während fast Alles Andere nur kurz erzählt ist, wird er hier fast wieder eben so weitläufig, wie in der eben behandelten Erzählung. Auch vergißt er nicht, auf seine Legenden der guten Weiber hinzudeuten und eine gute Anzahl Frauen herzuzählen, die ebenso wie Dido von ihren Männern betrogen worden seien. Auch verweist er hier von Neuem auf seine beiden Vorbilder Virgil und Ovid. Ich will aus dem ganzen langen Berichte nur die ersten hundert Verse hersetzen, welche die Geschichte des Aeneas bis zu seiner Bekanntschaft mit Dido enthalten*):

*) Beiläufig sei hier bemerkt, daß Chaucer, wenn er Virgils Aeneis erwähnt, stets den Besitzfall gebraucht: Aeneidos House of fame v. 378 (rede Virgile in Aeneidos) oder Eneidos C. T. 15365 (as says us Aeneidos). Auf dieselbe Weise gebraucht er auch Metamorphoseos 1260

Auf einer Kupfertafel stand
Geschrieben daselbst an der Wand:
„Jetzt will ich singen, wenn ich kann,
Die Waffen und dazu den Mann,
Der sich zuerst aus Troja's Land
Hat nach Italien gewandt
Nach Schicksalsschluß; mit Noth und Gram
Er zu Lavinens Küste kam.“
Darauf begannen die Geschichten,
Die ich Euch wieder will berichten.
Troja zuerst zerstört ich sah
Durch Sinons arge Listen da.
Der sucht durch Meineid zu betrügen,
Mit falschem Schein und bösen Lügen
Bis in die Stadt das Roß man zog,
Das sie um alle Freud' betrog.
Sodann ich da gemalet fand
Wie Ilions Burg ward sturmberannt,
Wie König Priamus mit Hohn
Nebst dem Polites seinem Sohn
Von Pyrrhus ward gebracht ums Leben.
Die Venus sah ich auch daneben,
Als sie die Feste sah in Brand,
Sie nieder von dem Himmel rannt
Und trieb den Sohn zum Fliehen an;
Und wie er floh und so entrann
Dem Kriegsgewühl im schnellen Lauf,
Und wie er seinen Vater drauf
Anchises auf die Schulter nahm,
Und rief: O weh! vor bitterm Gram;
Und wie Anchises in der Hand
Die Götter trug von seinem Land,
So viel verschonet von den Flammen.
Auch sah ich Alles das beisammen,
Wie Kreusa, Don Aeneas Weib,
Die er geliebt wie seinen Leib,
Mit ihrem Söhnchen Julus
Und auch mit dem Askanius
Entfloh mit trauervollem Muth,
Daß den, wer's hört, es jammern thut,
Wie sie in einen Wald gezogen
Und wo der Weg macht einen Bogen —

C. T. 4513, (Metamorphoseos note what I mene); im Court of love findet sich sogar die Form Metamorphosose. Auch das Buch der Richter findet sich unter dem Titel Judicum C. T. 14052.

Wie Kreusa ging verloren da.
Doch find' ich nicht, wie es geschah,
Wie er sie sucht und wie ihr Schatten
Vor Griechen hieß zu fliehn den Gatten
Und ihm verhieß: Italiens Land
Sei ihm vom Schicksal zuerkannt.
Ein Jammer war's zu hören dann,
Sobald zu zeigen sich begann
Ihr Geist, was ihre Worte waren,
Wie sie ihn bat, den Sohn zu wahren.
Sodann er dort gemalet war,
Nebst Vater und nebst Dienerschaar,
Wie er die Schiffe hat gewandt
Gerade nach Italiens Land,
So gerad' als sie nur mochten gehn.
Die harte Juno war zu sehn
(Die zum Gemahl den Zeus du hast),
Dein Leben lang hast Du gehaßt
Erbarmungslos der Troer Blut —
Wie sie da rann und schrie in Wuth
Zum Gott der Winde, Aeolus,
Daß rings herum er blasen möcht',
So laut, daß er ersäufen möcht,
So Herr und Dam', und Magd und Knecht,
Daß der Trojanervolk am Ende
Den Tod noch in den Wellen fände.
Und solcher Sturm darauf entstand,
Daß, wer's gemalt sah an der Wand,
Von Schauder ward erfüllt sofort.
Dann sah ich auch gemalet dort,
Wie Venus, du, du theure Dame,
In Thränen ganz vor lauterm Grame
Zum Jupiter ohn' Unterlaß
Gefleht, daß er des Aeneas
Des theuern Helden Schiff bewahr',
Da er dein Sohn doch einmal war.
Die Venus küßte Zeus darauf
Und alsbald hört das Stürmen auf.
Ich sah, wie sich der Sturm gelegt,
Und wie sich kummervoll bewegt,
Aeneas still hin an den Strand,
Der war in dem Karthagerland.
Er und ein Ritter, der mit Namen
Achates hieß, zusammen kamen
Mit Venus, die gekleidet war
In einen Anzug wunderbar,
Als wär' sie eine Jägerin.
Der Wind blies durch die Locken hin.

Wie drauf Aeneas seine Plagen,
Als er sie kannt', anfing zu klagen,
Wie theils versunken auf den Meeren
Die Schiffe, theils verloren wären.
Doch sie begann zu trösten ihn,
Hieß gehn ihn nach Karthago hin,
Wo finden würd' er seine Leute,
Die er geglaubt des Meeres Beute.
Daß schnell sei Alles abgemacht,
Aeneas so in Gunst gebracht,
Bei Dido, die in diesem Land
War Königin, daß sie zur Hand
Sein Liebchen ward und ihm gestatten,
Mocht, was die Frau erlaubt dem Gatten.
Was soll ich's deutlicher erzählen
Und mich im Wort zu malen quälen.
Denn von der Lieb' erzähl' ich nicht,
Weils an der Gabe mir gebricht.
Und wollt ich melden Euch die Art,
Wie ihr bekannt Aeneas ward,
Lang würde die Erzählung währen,
Auch werdet Ihr sie gern entbehren.

Warton history of the English poetry I. 361 bemerkt, daß die Dichter des Mittelalters an Virgils Einfachheit und Natur wenig Geschmack gefunden, und den schwülstigen Styl, die riesenmäßigen Bilder und die prächtige Sprache des Statius derselben vorgezogen hätten. Die eben gegebenen Beispiele und Chaucers auf S. 23. angeführter Ausspruch beweisen nun zwar hinlänglich, daß Chaucer Virgil hochschätzte und nachahmte. Aber dessenungeachtet ist Wartons Bemerkung sehr richtig, wie sich am deutlichsten zeigen wird, wenn wir zu Statius kommen. In geringerm Maßstabe wird sich dies schon bei Ovid zeigen, von dem wir jetzt zu reden haben.

Wir haben gesehen, wie Chaucer oben in der Einleitung zur Legende der Dido erklärte, er wolle der Leuchte des Virgil bei dieser Erzählung folgen; aber

„in der Rührung
Und in dem Ton folg' er Ovidens Führung."

Ich müßte mich sehr irren, wenn Chaucer mit diesen Worten nicht einen Unterschied in der Dichtungsweise des Virgil und des Ovid hätte andeuten wollen. Ist dies aber der Fall, so liegt der angedeutete Unterschied sicher nur darin, daß Ovid ein viel lebendigerer Maler der Leidenschaften, namentlich der Liebe und weit mehr

Rhetor ist, als Virgil; Eigenschaften, die ihm dem Mittelalter überhaupt sehr empfehlen mußten: Demnach gehört Ovid nicht bloß der Zeitfolge, sondern auch seiner Eigenthümlichkeit nach in die Mitte zwischen Virgil auf der einen und Lukan und Statius auf der andern Seite, bei denen das Rhetorische noch weit mehr vorherrschend ist.

Ovid, von Chaucer bald unter diesem Namen, bald unter dem Namen Naso unzählige Male angeführt, ist mehr als irgend ein anderer römischer Dichter von Chaucer benutzt worden. Die zahlreichen Liebesgeschichten, die sich in den Metamorphosen und den Heldenbriefen finden, gaben Chaucer Stoff zu mannigfachen Erzählungen, in denen er bald treu dem Ovid folgt, bald abkürzt, bald verlängert. Zudem stimmt Chaucer in seiner ganzen Geistesrichtung mehr mit Ovid als mit den andern römischen Dichtern zusammen; rhetorischer Prunk, leichter fließender Versbau ist beiden Dichtern eigen, wofern man nur in Anschlag bringt, wie holprig der Versbau bei Chaucers Vorgängern und selbst bei seinen nächsten Nachfolgern ist; beiden war die Liebe das Hauptthema (siehe Chaucers weiter unten angeführte Worte). Es ist nicht möglich, alle die zahlreichen Erzählungen, in denen Chaucer dem Ovid gefolgt ist, hieher zu setzen. Ich beschränke mich daher auf eine möglichst vollständige Angabe der entlehnten Stellen und werde nun die eine oder die andere derselben ganz oder theilweise hieher setzen.

I. In der Einleitung zu einem von Chaucers Jugendwerken, dem Tode der Herzogin Blanka (the deth of the dutchesse Blaunke) finden wir zuerst die Geschichte von Ceyx und Alcyone nach Ovid Met. XI. 411 ff. behandelt. Daß er diese Erzählung in der Jugend dichtete, sagt er selbst in der Einleitung zu des Advokaten Erzählung (C. T. V. 4467 ff.).

Doch Chaucer der zwar etwas lüderlich
Ist Vers' und Reim zu machen künstelich,
Hat Mähren viel, in Englisch, wie er's kann,
Von alter Zeit, das weiß gar mancher Mann.
Die er in einem Buche nicht erzählt,
In einem andern die gewiß nicht fehlt.
Geschichten hat von Lieb' er viel berichtet,
Mehr als Ovidius selbst hat gedichtet,
In den epistolis in alten Tagen. —
— Von Ceux und Alcyone hat er
Als jung er war erzählt u. s. w.

Diese Erzählung Chaucers möge hier in ihrer ganzen Länge stehen:

So war die Mähr; ein König war
Der Ceyx hieß; dem war vermählt
Ein Weib, dem keine Tugend fehlt.
Ihr Name war Alcyone.
Nun traf es sich, daß über See
Der König Ceyx wollte fahren.
Um kurz zu sein, als sie nun waren
Auf offnem Meer, ein Sturm begann
So stark sich zu erheben dann:
Zusammen brach der Mast und sank,
Das Schiff zerbarst, das Volk ertrank;
Auch hat man weder Brett noch Mann
Gefunden von dem Schiff fortan.
So ließ der König seinen Leib.
Ich komme nun zu seinem Weib.
Die Dame wundert sich zu Haus,
Daß ihr Gemahl so lang bleibt aus,
Denn lange Zeit war schon vergangen.
Alsbald begann ihr Herz zu bangen;
Ihr schien's je länger, desto mehr,
Als wenn die Sach' nicht richtig wär'.
So sehnt sie nach dem König sich;
Es ist in Wahrheit jämmerlich
Zu melden, wie erfüllt mit Schmerz
Und Angst des edlen Weibes Herz.
Denn zärtlich liebt sie den Gemahl,
Und ihn zu suchen sie befahl
In Ost und West, allein vergebens.
Was ward ich theilhaft doch des Lebens,
Sprach sie; wofern mein Herr ist todt,
Will nie ich essen wieder Brod.
Bei meinem Gott, das thu' ich gern,
Erfahr' ich nichts von meinem Herrn.
Dies nahm sie so sehr sich zu Herzen,
Daß ich, der dieses schrieb, von Schmerzen
Und Mitleid, als ihr Leid ich las,
So ganz durchdrungen wurde, daß
Mir übel war den ganzen Morgen,
Indem ich dacht' an ihre Sorgen.
Als jede Kunde nun entschwunden,
Kein Bote ihren Herrn gefunden,
Da fiel sie oft in Ohnmacht gar
Und ward verrückt bei einem Haar;
Auch wußte sie nur einen Rath
Und knieend sie die Juno bat,
Und weint, daß es ein Jammer war.

Ach gnädig du mit mir verfahr',
Du meine Herrin werth und lieb!
In dieser Noth mir Hülfe gib;
Laß baldigst meinen Herrn mich sehen
Und wissen, wie's ihm möge gehen,
Und wo er möge sich verweilen:
So will ich dir zu bringen eilen
Ein Opfer und dir mich ergeben
Mit Willen, Herz und Leib und Leben
Und willst du dieses nicht erfüllen,
So laß mir Schlaf die Sinn' umhüllen
Und zu mir nahn des Traums Gestalt,
Damit ich wissen möge bald,
Ob lebend oder todt mein Lord.
Sie hing das Haupt bei diesem Wort
Und fiel in Ohnmacht eisigkalt.
Die Zofe hob sie auf alsbald
Und nackend in das Bett sie bracht.
Dann überweint und überwacht
Fiel sie in Schlaf in kurzer Zeit,
Eh' sie es merkt, aus Mattigkeit.
Gehör hat Juno ihr geschenkt
Und hat sie bald in Schlaf versenkt.
Und es geschah, so wie sie bat;
Denn Juno flugs gerufen hat
Den Boten, daß zu Dienst er sei.
Der kam auch alsobald herbei,
Und darauf redet an sie ihn:
Geh, sprach sie, schnell zu Morpheus hin.
Du kennst den Gott des Schlafes gut;
So hör mich wohl, sei auf der Hut!
Heiß ihn in meinem Namen sich
Zum Meer begeben eiliglich,
Befiehl ihm, daß von seinem Ort
Er Ceyx Leichnam trage fort,
Der blaß und ohne Farbe liegt.
Sag ihm, daß in den Leib er kriecht
Und zu Alcyonen geht hin,
Wo liegt allein die Königin.
Dort kürzlich er ihr zeigen mag,
Daß er ertrank an jenem Tag.
Auch soll er sprechen ganz und gar,
Wie es des Königs Weise war,
So lang er noch auf Erden hier.
Jetzt eile vorwärts, sag' ich dir.
Der Bot' eilt seines Wegs zu gehn,
Bleibt niemals unterweges stehn,
Bis er zum dunkeln Thal sich fand,

Das zwischen hohen Felsen stand.
Da wuchs Euch nimmer Korn noch Gras
Noch Baum, noch irgend sonst etwas,
Nicht Vieh, noch Mensch, noch andres Leben,
Nur ein'ge Quellen mocht' es geben,
Die springen aus den Klüften vor,
Und murmeln Schlafestön' im Chor.
Sie fließen nieder allzumal
Zur Höhl' im wundertiefen Thal,
Die unterm Fels gehölet war,
Wo lag im Schlaf der Götter Paar,
Morpheus, Eklyrigasteis dazu,
Der war der Sohn des Gotts der Ruh,
Und schlief und weitres that er nicht.
Die Höhle war ganz ohne Licht,
Schwarz wie der Höllenpfuhl; dazu
Sie konnten schnarchen ganz in Ruh,
Wetteifern wer am Besten schlief.
Der Bote kam in schnellem Gang
Heda! erwacht! erwacht! er rief;
Allein umsonst; ein Jeder schlief.
Wach' auf denn, rief er, du hier vorn!
Blies in das Ohr ihm mit dem Horn,
Und rief: Erwache! wunder laut
Empor der Gott des Schlafes schaut
Mit einem Aug'. Wer ruft, er fragt.
Ich bin es, drauf der Bote sagt;
Dich heißet Juno gehen fort
Und saget ihm dann Wort für Wort,
Wovon ich Euch schon gab Bericht.
Zu wiederholen brauch' ichs nicht.
Dann auf den Rückweg er sich macht.
Der Gott des Schlafs alsbald erwacht
Aus seinem Schlaf und gehet fort,
Und handelt nach des Boten Wort.
Er nimmt den todten Leichnam auf
Trägt zu Alcyonen im Lauf,
Ihn hin, da wo die Kön'ginn lag —
Es war drei Stunden wohl vor Tag —
An ihres Bettes Fuß er stand
Und sie bei ihrem Namen nannt.
Mein liebes Weib er zu ihr spricht,
Erwache, klage länger nicht.
Es hilft zu Nichts dir Gram und Noth;
Denn sicherlich schon bin ich todt.
Lebendig siehst du, theures Weib,
Mich nicht; bestatte meinen Leib
Zur Erd'; am Meeresstrande ist

Zu finden er zu dieser Frist.
Leb wohl dann, meines Lebens Glück!
Gott gebe Freuden dir zurück.
Die Freude kurz zu währen pflegt.
Indem die Augen auf sie schlägt,
Und schaute nichts; vor Gram und Sorgen
Starb sie schon an dem dritten Morgen.

Es kann nicht meine Absicht sein, die ganze 337 Verse lange Erzählung des Ovid hieher zu setzen; ich beschränke mich daher, die zur Vergleichung mit Chaucer wichtigsten Stellen in der Vossischen Uebersetzung auszuziehen.

V. 578. Dennoch pflegte sie mehr der Juno Tempel zu feiern.
Für den Gemahl, ach! naht sie, der nicht mehr war, den Altären:
Daß er gesund ihr bleib', und daß heimkehre der Gatte,
Fleht sie, und daß er keine der Frau vorziehe. Doch jener
Wurde von so viel Wünschen allein nur dieser gewähret.
Nicht mehr duldet die Göttin das Flehen für einen Gestorbnen;
Und um traurende Hände von ihrem Altar zu entfernen:
Iris, sagt sie, du treuste Verkünderin meines Befehles,
Eil' und besuche den Hof des schlummerbringenden Schlafes;
Daß er Träum' in Gestalt des abgeschiedenen Ceyx
Zur Halcyone sende, das wahre Geschick zu erzählen.
Juno sprachs; in Gewande von tausend Farben verhüllt sich
Iris, und zeichnend am Himmel den weitgewölbeten Bogen,
Eilet sie nach dem Gebot, zu des Königes Felsenbehausung.
Nächst den Cymmeriern ist die lang eingehende Steinkluft.
Tief in den Berg, wo hauset der unbetriebsame Schlafgott.
Nimmer erreicht, aufgehend, am Mittag, oder sich senkend
Phoebus mit Strahlen den Ort. Ein matt umdüsternder Nebel
Haucht vom Boden empor, und Dämmerung zweifelndes Lichtes.
Kein wachhaltender Vogel mit purpurkammigem Antlitz
Kräht die Aurora herauf; auch stört durch Bellen die Stille
Kein sorgfältiger Hund, noch die aufmerksamere Hofgans.
Weder Gewild, noch Vieh, noch von Luft geregete Zweige
Geben Geräusch, noch Rede, von menschlichen Zungen gewechselt.
Stumm dort wohnet die Ruh. Doch hervor am Fuße des Felsens
Rinnt ein lethäischer Bach, durch den mit leisem Gemurmel
Ueber die Kieselchen rauscht die sanft einschläfernde Welle.
Rings um die Pforte der Kluft sind wuchernde Blumen des Mohnes
Und unzählbare Kräuter, woraus sich Milch zur Betäubung
Sammelt die Nacht, und thauig die dumpfigen Lande besprenget.
Keine knarrende Thür auf umgedreheter Angel
Ist in dem ganzen Haus und keine Hut an der Schwelle.
Tief im Gemach ist ein Lager, erhöht auf des Ebenus Schwärze,
Dunsend von bräunlichem Flaum und mit bräunlicher Hülle bedecket,

Wo sich der Gott ausdehnet, gelöst von Ermattung die Glieder
Rings um jenen zerstreut in vielfach gaukelnder Bildung,
Liegen die luftigen Träume, so viel, als Aehren das Kornfeld
Als Laub träget der Wald, und gespületen Sand das Gestade. —
— Mit abgelegeten Schwingen,
Nimmt er des Ceyx Gestalt, und unter geähnlichter Bildung,
Todtenblaß, dem Entseeleten gleich, oh'n' alle Gewande,
Steht er am Bette der armen Halcyone. Naß von der Welle
Scheinet der Bart und triefend das Haar des Gemahles zu rieseln.
Ueber das Lager geneigt, und in Wehmuth badend das Antlitz,
Saget er: Kennst du den Ceyx annoch, elendeste Gattin?
Oder verwandelte Tod die Gestalt mir? Schaue, du kennst mich.
Wenigstens findest du doch für den Mann den Schatten des Mannes
Nichts, ach! fruchteten mir, Halcyone, deine Gelübde.
Todt bin ich! Nicht schmeichle dir mehr mit meiner Erhaltung!
Auf dem Aegäischen Meer ergriff ein wolkiger Südwind
Unsere Bark' und warf sie in heftigem Sturm und zerbrach sie.
Meinen Mund, der umsonst den Namen Halcyone ausrief,
Füllte die salzige Flut. Nicht meldet dir als ein Verkünder
Wankenden Scheins, nicht hörst du die unstät flatternde Sage.
Ich Schiffbrüchiger selbst erzähle dir hier mein Verhängniß.
Auf denn, weihe mir Thränen und lege dir Trauergewand an.
Laß nicht unbeweint in des Tartarus Oede mich wandeln.

Die angeführten Stellen zeigen hinlänglich, wie frei Chaucer die Erzählung des Ovid behandelt und wie sehr er gestrebt hat, sie abzukürzen. Den ganzen letzten Theil der Erzählung des Ovid läßt er weg und verändert den Schluß, wie er denn überhaupt bei allen Erzählungen, die er aus den Verwandlungen entlehnt hat — ich nehme die Erzählung Ariadne aus — die Verwandlungen selbst wegläßt, worin er nicht zu tadeln sein möchte.

II. Die Legenden des Kupido oder der guten Weiber sind fast sämmtlich aus Ovid entlehnt:

1) Pyramus und Thisbe aus Metam. 4. 77. ff.

2) Hypsipyle und Medea. Diese Erzählung ist aus verschiedenen Quellen zusammengeschrieben, hauptsächlich aus dem 6. und 12. Heldenbriefe des Ovid „den Briefen der Hypsipyle und der Medea an Jason.“ Der Faden der Erzählung scheint jedoch theilweise aus einem lateinischen Schriftsteller des Mittelalters Guido de Columnis (dalle Colonne) entnommen zu sein, wenigstens sagt Chaucer V. 97 und 98. dieser Erzählung:

Und wenn auch Guido das erwähnet nicht
Davon Ovid doch in den Briefen spricht.

Auf diesen Geschichtschreiber des Troischen Krieges werde ich unten bei den lateinischen Schriftstellern des Mittelalters zurückkommen. Die Erzählung von der Medea im 7. Buche der Metamorphosen ist nicht benutzt, auch bricht die Erzählung plötzlich ab, als der Dichter berichtet hat, daß Jason auch der Medea untreu geworden sei und sich mit einer dritten Frau vermählet habe. Es ist dies ganz natürlich, da es nur in Chaucers Plane lag, durch Beispiele zu zeigen, wie Frauen durch die Untreue ihrer Männer unglücklich geworden seien — denn diesen Inhalt hat der größte Theil der Legenden der guten Weiber —, nicht aber Medea's scheußliche Rachsucht darzustellen, wodurch sein Zweck, das Mitleid für die armen Weiber zu erregen, vereitelt worden wäre. Den Schluß der Erzählung bei Chaucer machen einige Stellen aus dem Briefe der Medea an Jason nach Ovid V. 13 — 18., woran der Dichter wie gewöhnlich noch die Hinweisung knüpft, das Uebrige sei bei Ovid zu finden.

3) Lukrezia von Rom, theils aus Ovid's Fasten III, 685. ff., theils aus Livius entnommen, wie der Dichter V. 4. seiner Erzählung selbst sagt. Doch hält er sich meist streng an Ovid, wie folgende Stelle beweisen mag:

Als er davon ging nach vollbrachter That
Die Dame stracks all' ihre Freunde bat,
Mann, Vater, Mutter, her zu ihr zu nahen,
Da mit gelösten Haaren sie sie sahen;
Gekleidet wie die Weiber jener Zeiten
Wenn zu dem Grab die Freunde sie geleiten,
Saß sie im Haus mit traur'gem Angesicht
Die Freunde fragen sie, was ihr gebricht,
Und wer gestorben sei; sie weinte fort;
Vor Scham konnt' sie vorbringen nicht ein Wort.
Ja selbst sie anzuschauen sie nicht wagt.
Doch endlich von Tarquin sie ihnen sagt,
Die traur'ge Kund' und fürchterliche Mähr'.
Das Leid zu schildern ganz unmöglich wär',
Das alle jetzt erheben im Verein;
Wenn auch ihr Herz gewesen wär' von Stein
Sie hätten müssen ihrer sich erbarmen;
So weiß war und treu das Herz der Armen.
Es solle nicht für ihre Schuld und Schmach
Ihr Gatte sein geschändet, drauf sie sprach.
Sie wolle solches nimmermehr ertragen.
Einstimmig alle darauf zu ihr sagen:
Ihr sei nach Recht und Billigkeit verziehen,
Wo sie der Schande konnte nicht entfliehen.

Und manches Beispiel stellten sie ihr auf;
Allein vergebens; sie erklärte drauf:
Und wenn Ihr alle mir vergebt, sie sprach:
Ich selbst vergebe mir nicht meine Schmach.
Ein Messer heimlich in die Brust sie stieß
Wodurch das Leben selbst sie sich entriß.
Und um sich schaut sie noch, indem sie fällt;
In Ordnung noch sie ihre Kleider hält,
Und noch im Fallen ist sie sorgenvoll
Daß kein Theil ihres Körpers bloß sein soll.

Bei Ovid lautet diese Stelle nach meiner Uebersetzung so:

Schon erhub sich der Tag; sie saß mit gelöseten Haaren
Wie beim Grabe des Sohns pfleget die Mutter zu gehn.
Und aus dem Lager läßt sie den alten Vater, den Gatten
Rufen und ohne Verzug eilet ein Jeder herbei.
Wie sie erblicken das Kleid, da fragen sie, was sich ereignet,
Wen ihr entrissen der Tod, was für ein Leid sie betraf.
Lang' sie im Schweigen verharrt, schamhaft mit dem Kleide das Antlitz
Bergend; ein quellender Bach fließen die Thränen dahin.
Und es trösten und bitten drauf sie Vater und Gatte,
Und sie gesteht; da erfüllt Jeden mit Thränen der Schreck.
Dreimal versucht sie zu sprechen; umsonst! Zum vierten Mal wagt sie's
Doch sie vermag vor Scham nicht zu erheben das Aug'.
Soll auch das uns Tarquinius bieten; wohlan denn, beginnt sie
Meine Schande sei Euch jetzt von mir selber bekannt.
Darauf erzählet sie, was sie vermag, sie endet mit Thränen
Und es erröttheten da alle Matronen vor Scham.
Vater und Gatte verzeihen ihr gleich die erzwungene Schande;
Ihr verzeihet mir wohl, spricht sie, ich selber mir nicht.
Ohne Verzug mit verborgenem Messer durchbohrt sie die Brust sich,
Und vor des Vater Fuß sinket sie schwimmend im Blut!
Aber auch sterbend sorget sie noch mit Anstand zu fallen;
Selber im Fallen ist sie immer noch dafür besorgt.

4) Ariadne aus Ovid Metam. VIII. 175. ff. und dem 10. Heldenbriefe entlehnt. Der letztere wird auch am Schlusse angeführt. Doch scheint außerdem noch irgend ein anderer mir unbekannter Schriftsteller benutzt zu sein.

5) Philomele aus Metam. VI. 423—674.

6) Phyllis und Demophoon aus dem 2. Heldenbriefe.

7) Hypermnestra aus dem 14. Heldenbriefe.

III. Verschiedene größere und kleinere Stellen aus Ovid finden sich im House of fame nachgeahmt, so sind die Schilderungen des Tempels der Fama aus II. 205—344. und III. 820. ff. aus Metamorph. XII. 39. ff., zum Theil jedoch auch aus Virg.

Aen. IV. 173. die Luftreise, die der Dichter mit dem Adler macht, stimmt in vielen Einzelheiten mit Phaetons Fahrt überein, wie denn auch II. 431—48. Phaetons Schicksale kurz erzählt werden und andere Züge mehr.

IV. Viele einzelne kleinere Züge, die aus Ovid entlehnt sind, finden sich in verschiedenen Gedichten Chaucers, namentlich in Troilus und Cressida.

V. In der Einleitung zur Erzählung der Frau von Bath in den Canterbury-Erzählungen V. 6534. ff. finden wir endlich die Geschichte, wie Midas Eselsohren verrathen wurden nach Ovid Metam. XI. 180. ff. kurz erzählt, jedoch mit der Veränderung, daß nicht der Barbier, sondern Midas Gemahlin die Verrätherin ist. Ich will diese Stelle noch mittheilen:

Ovid hat uns erzählt nebst andern Sagen,
Wie König Midas unter langem Haar
Verborgen hielt der Eselsohren Paar,
Die er versteckt, so gut es anging nur,
Daß Niemand sah je davon eine Spur'.
Nicht einer wußt' es, außer seiner Frauen
Zu der er Liebe heget und Vertrauen.
Er bat sie, daß sie Niemand in der Welt
Erzähle, wie so sehr er sei entstellt.
    Sie schwor ihm zu, sollt' sie die Welt gewinnen
Sie würde solche Schandthat nie beginnen,
Wodurch beschimpfet würd' des Mannes Nam';
Verschweigen würde sie's aus eigner Scham.
Indessen fühlte sie sich todeskrank,
Daß sie verschweigen sollte dies so lang.
Ihr schien's, daß ihr's so sehr am Herzen schwelle,
Als müßt' ein Wort entfahren auf der Stelle.
Und da sie's sagen durfte keinem Mann
Zu einem Sumpfe eilig hin sie rann,
Bis hin sie kam, wohin ihr Herz begehrt.
Wie die Rohrdommel unter's Wasser fährt
So biegt zum Wasser sie den Mund und spricht:
Verrathe du, o Wasser nur mich nicht
Mit deinem Rauschen! dir nur sei's gesagt:
Mit Eselsohren ist mein Herr geplagt.
Jetzt ist mein Herz gesund; es ist heraus
Denn länger hätt' ich's nicht gehalten aus.
Da mögt Ihr sehn, wenn's auch 'ne Zeitlang währt,
'S geht einmal nicht, heraus zum Mund es fährt.
Wer diese Mähr' zu hören ganz begehrt
Der les' Ovid, von ihm er's leicht erfährt.

Die Stelle bei Ovid lautet so:

Zwar verhehlt er die Schläfen, vom kränkelnden Schimpfe belastet,
Dicht sie umher einhüllend mit purpurfarbigem Turban:
Aber ein Dienstgenoß, dem das lange Haar zu beschneiden
Oblag, hatt' es gesehn. Der wagete weder der Unzier
Kühnen Verrath, wie sehr auch das Herz sich zu lüften begehrte;
Noch vermocht' er die Schau zu verheimlichen. Weg nun gewendet,
Gräbt er die Erd' und wie seltsam die Ohren des Herrn er geschauet
Meldet er leis' und vertraut dem gehöhleten Grund ein Geflister.
Wiederum mit der Erde der Stimm' Anzeige verscharrend
Geht er hinweg stillschweigend und läßt die verschüttete Grub.
Aber ein drängender Hain von zitternden Halmen des Rohres
Steiget empor; und sobald im vollendeten Jahr er gereifet
Klagt er den Ackerer an; denn jedes verscharrete Wörtchen
Zischelt es, rege vom Süd, des Königes Ohren verkündend.

Zu Anfang der pros. Erzählung Melibocus in den C. T. ist ebenfalls aus Ovids Remedie of love übersetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Dessau.

C. Fiedler.

II. Beurtheilungen und Anzeigen.

Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in den fremden Sprachen nebst Darstellung und Beurtheilung der analytischen und synthetischen Methoden. Von Dr. Mager. Zürich, 1846.

Was keine feste Form hat, ist machtlos und todt, wie die Elemente im Gegensatze zur organischen Schöpfung. So mußte der Unterricht eine feste Form gewinnen, sollte er wirken können. Aber die Geschichte des Unterrichts lehrt uns, wie diese Gestalt stets wechselte: auch der Unterricht war beständig ein anderer, wie Alles im Universum, und nach dem großen Gesetze des Universums. Die Stoffe formen sich um zu wirken, und schütteln die Form wieder ab, sobald die Wirkung vollbracht ist. Ein Beharren über diese Bedingung hinaus führt zur starren Form, die schlimmer ist als Tod, denn sie hindert das neue Leben, und die Natur hat Millionen von Werkzeugen in Bewegung, um diesem Uebel zu steuern. Aber wie das Werden unter Ringen geschieht, so das Vergehen unter Kampf. Niemals löst eine Konzentration — bewußte oder unbewußte — sich ohne Widerstand auf. Auch eine geistige nicht, oder grade sie am wenigsten, wiewohl sie nicht aus Adern und Muskeln und Knochen gebaut vor uns steht. Dennoch muß sie es, wie jede körperliche, wenn die Zeit mit ihren unzähligen neuen Bildungen längst an ihr vorübergegangen ist, und sie nur Platz einnimmt.

Aus dieser Weltanschauung wird Folgendes unmittelbar deutlich: Erstlich, daß die einmal bestehende Form auch des Unterrichts nicht eine unvergängliche sein kann und darf, und zweitens, daß Derjenige ein Mann seiner Zeit ist, welcher im Geiste derselben, nicht aus schnödem Egoismus, sondern im Dienste der Wahrheit

und Liebe, die alte Form in ihrer Nichtigkeit darzustellen und die Bildung einer neuen zu fördern unternimmt, oder gar auszuführen die Kraft und das Glück hat.

In diesem Sinne nenne ich die genetische Methode zeitgemäß, und ihre Träger, Herrn Dr. Mager an der Spitze, Männer der Spitze, Männer der Zeit. Auch glaube ich, damit scharf genug auf die Wichtigkeit dieser Erscheinung hingewiesen zu haben. Sie wird groß und stark werden, wenn sie durch Ungunst der Verhältnisse nicht etwa flüchtig vorübergeht, und daß sie es nicht thut, dazu helfe doch Jeder, der Kopf und Hände hat.

Was die genetische Methode nach Herrn Dr. Magers Aufstellung ist, erfahren wir aus obigem Werke; weniger aus dem Worte „genetisch," denn sie könnte ebensogut vernünftig, human, oder noch besser philosophisch heißen, nur daß die Leute diese Prädikate zu leicht verstehen oder mißverstehen. Auch klänge das Wort vernünftig zu praktisch, philosophisch zu unpraktisch, und human zweideutig; alle drei aber gefährlich. Darum war es wieder sehr zeitgemäß, die neue Methode genetisch zu nennen. Auch in diesem Sinne tödtet oft das Wort.

Der Verfasser sagt über die genetische Methode der Wissenschaft S. 156: Die genetische Methode ist diejenige Entwickelung des Gedankens, welche die Entwickelung des Sinnes, welcher erkannt werden soll, schrittweise begleitet und getreu spiegelt, so daß beide Gebiete sich decken. — — Während die Analysis für sich allein zu gar keinem Systeme kommt, die logische Synthesis aber es zu (irgend) einem Systeme bringt, erzeugt die genetische Methode das System, das System der Entwicklung.

Das wäre eine historische Methode, und Nichts weiter, aber auch durch sie schon viel gewonnen; denn sie ist die natürlichste; und daher die Behauptung, sie erzeuge das System. Nur haben in der Wissenschaft die bedeutendsten Männer der Neuzeit denselben Weg längst eingeschlagen, und es bliebe auf diesem Felde wenig Anderes zu thun übrig, als die minder bedeutenden zu bewegen, jenen zu folgen, falls das zu wünschen stände. Hr. Dr. M. kann es nicht wollen, sonst stände er in einer ausgefahrnen Bahn, die er bekanntlich wenig liebt. Es konnte ihm nicht entgehen, daß die historische Methode einseitig oder nur ein Stück der genetischen ist. Die genetische Methode, sagt er S. 164, ist erst da vorhanden, wo nicht nur der Verlauf einer Entwicklungsgeschichte dargestellt, sondern die Entwicklung selbst aus ihren Gründen abgeleitet und begriffen wird. Er nennt das Letztere die zweite Hälfte der

Genesis, ich würde sie die erste nennen, schon weil die Entstehung der Entwicklung (naturgemäß, genetisch) vorausgeht, und weil sie das wichtigere ist. Es fallen also in der genetischen Methode die historischen und philosophischen Forscher zusammen. Während der historische Sprachforscher uns z. B. sagt, wie ein Wort diese Form, diese Bedeutung erlangt habe, und der philosophische, warum es so gekommen sei, thut der genetische Beides, und zwar aus einem Gusse im innern Zusammenhange, nicht äußerlich sich anlehnend an den Andern, und so die Philosophie oder die Geschichte zu einem außenstehenden Pfahl- und Beiwerke machend.

Hier geht also Hr. Dr. Mager über die historische Methode hinaus, und hat Recht, wenn er glaubt, zum Theil Neues gebracht zu haben, da nicht alle Wissenschaften auf diese Weise behandelt sind. Die genetische Methode, heißt es S. 164, ist auf den meisten Gebieten unsers Erkennens erst zum Theil thätig gewesen; ob wir je zum genetischen Systeme des Alls kommen, mag überhaupt bezweifelt werden. — Das vorläufig angenommene System derselben (der meisten Wissenschaften) ist erst zum kleinern Theil ein System der Entwicklung, zum größern Theile noch System der Anordnung."

Der Verf. bringt hiernach allerdings etwas Neues, aber nur den Namen, und die Forderung, Sache und Namen auf alle Gebiete des Wissens auszudehnen, also scheinbar Weniges, und scheinbar wenig Berechtigung zu dem Ehrennamen eines Mannes der Zeit. Aber sehen wir nur schärfer zu! Er greift muthig den Wahn an, der über einige Wissenschaften herrschte, als seien sie längst genetisch bearbeitet, und erscheint so in der That als ein rüstiger Arm der Zeit, denn er thut es schonunglos, geschickt und kräftig, mit Hammerschlägen zuweilen, deren Derbheit ich gern übersehe, da sie meistens treffen — auf Vorurtheile und Misbräuche, und sie, wenigstens subjektiv, zersplittern. Die genetische Methode mag immerhin schon längst bekannt und angewandt sein, Hr. M. strebt, sie in eine neue Phase zu bringen. Der, welcher die Dampfkraft auffand, wird nicht erwähnt, wohl aber Richard Arwright, der sie in großartige Anwendung brachte.

Damit die genetische Methode eine schulmäßige werde, fordert Hr. M., S. 165, daß der Lehrer nicht allein die Sache, sondern auch das zu unterrichtende Subjekt im Auge habe, und zwar so, daß derselbe in seinen Schülern einen geistigen Proceß erregt, durch welchen dieselben stufenweise von dem Stand-

punkte der Unwissenheit auf den Standpunkt der Wissenschaft hinübergeleitet und emporgehoben werden. Dies, sagt er, macht die Pädagogik zu einer der schwersten Aufgaben, außerdem daß sie mit dem Widerspruche zu kämpfen hat, einen objektiven Inhalt mit einem Subjekte zu vermitteln, dem das Subjekt von vornherein nicht gewachsen ist, und dem es erst allmälig adäquat werden kann. Diese zweite Schwierigkeit kann nur dann gelöst werden, wenn die Forderungen der Ideologie mit den Forderungen einer gesunden Pädagogik in Einklang gebracht worden sind, was weder den nur das Objekt im Auge habenden Lehrern, ob sie nun den synthetischen oder analytischen Weg gehen, noch den nur das Subjekt berücksichtigenden Elementardidaktikern (Pestalozzianern) gelingen kann."

Auf diese specielle Anwendung der genetischen Methode in der Schule legt Hr. Dr. Mager das Hauptgewicht, und hält sie für so absolut neu, daß er die Konstruirung derselben etwa nicht mit der Entdeckung gleichstellt, die Pestalozzi in der pädagogischen Welt machte, und durch welche der Elementarunterricht allererst möglich geworden sei. Daß eine solche Ansicht zu hoch gespannt ist, leuchtet ein, aber wenn die genetische Methode auch keine Entdeckung genannt werden kann, so ist sie doch ein folgenreiches Vordringen, ein Krieg gegen das didaktische China, wo viele einst gute Ideen zu schlechten versteinerten, und wo die Mandarinenknöpfe und Ketten, ich meine die geistigen, eine zu bedeutsame Rolle spielten.

Viele haben vor ihm dasselbe Ziel mit Glück und Geschick verfolgt, und thun es neben ihm: sie Alle können unmöglich unnütz gearbeitet, und die Pferde hinter den Wagen gespannt haben. Dennoch bin ich unmaßgeblich überzeugt, daß Hr. M. am scharfsinnigsten die einzelnen Partien durchdacht und am großartigsten das Ganze überblickt hat, daß er in den didaktischen Bestrebungen der Zeit den Vorposten bildet; und ich konnte nicht von dem Ziele und der Entwicklung der Didaktik, von der wissenschaftlichen Methode reden, ohne des Hrn. M.'s Bestrebungen ausführlicher zu berücksichtigen. Das Verfahren wird dadurch einfacher; denn er ist der vorläufige Endpunkt, und Was vor ihm liegt, ist werthlos oder hat einen Platz in seiner Methode gefunden.

Nur kann die von ihm dermalen entwickelte genetische Methode nicht das Höchste, Abschließende sein, sonst wären wir in einem neuen didaktischen China angekommen. Selbst seine Idee reicht

nicht an diese Höhe. Bis jetzt hat es in jeder Wissenschaft viele Systeme gegeben; die genetische Methode soll nur eins erzeugen, und neben ihm ist kein Heil. Freilich hat jedes Ding nur eine Art der Entstehung, individuell genommen, und nur eine Entwicklung, aber — erstlich haben die räumlichen Dinge eine so einseitige, oft divergirende, oft sich kombinirende und durchkreuzende Entwicklung vermöge ihrer nothwendig komplicirten Natur, und zweitens treten sie als Subjekt und als Objekt, namentlich in Beziehung zu dem auffassenden Menschengeiste, der ja aller Dinge Maß ist, in eine so tausendfältige Beziehung, daß auch die rein genetische Darstellung desselben unendlich verschieden sein wird. So kann die genetische Methode nicht zu dem Systeme führen, und der Gegensatz gegen die bisherigen fällt weg, um so mehr, da er auch auf der andern Seite unrichtig war. Die bisherigen Systeme einer bloß logischen Anordnung sondern mehr oder minder unvollkommene genetische Systeme mit logischer Anordnung, denn finden wir nicht z. B. in jeder erträglichen Grammatik die Entstehung der Wortformen und Regeln, die auf der Natur dieser Formen beruhen u. s. w.! Und nach der subjektiven oder didaktischen Seite hin nicht Anleitung zum Anschauen (Memoriren) durch Paradigmata, und Sammlung von Wörtern, Phrasen, Sätzen, Lesestücken zum Verständniß durch Analyse und Meinungen, die das Kennen zum Können erheben sollen, und vollends überreiche dogmatische Belehrung! Geordnet ist das Alles nach logischen Grundsätzen, aber darum ist es kein rein logisches Fachwerk, und Hrn. Mager's System ist eben so gut logisch, ja so genau, daß Manche sich davor entsetzten, wie er selbst erzählt. Daß im Mager'schen System die alte aristarchische oder donatische Anordnung und Eintheilung fehlt, verändert Nichts, denn logisch bleibt seine Anordnung, nur einer andern Anschauung folgend und — einseitiger. Das Mager'sche System nimmt die Anordnung seines genetisch gefundenen Stoffes von dem Satze her, während andere Grammatiker z. B. Beauvais in seiner französischen Grammatik, nur nach den Wörtern ordnen, und die ältern Grammatiken nach beiden Rücksichten. So ordnet Hr. Dr. Mager seinen Stoff wie der Historiker, welcher nur chronologisch lehrt, Beauvais wie die ethnographischen, und die Uebrigen, wie die Historiker, welche Beides verbinden. Ob die Mager'sche Methode praktischer sei, ist eine andere Frage, welche dadurch vorläufig beantwortet wird, daß allerdings der Satz das Wichtigere ist, und ein Uebergewicht nach der andern Seite schädlich wirkt. Doch liegt grade hierin nur ein

geringer, wenn überhaupt ein Fortschritt; denn es wird das Einmengen unverstandner Elemente in den Anfangsunterricht nicht dadurch vermieden, wie schon die erste Seite des Mager'schen französischen Elementarbuchs zur Genüge beweist, und wie es a priori leicht zu berechnen stand *). Daß Hr. Dr. Mager anders hätte anordnen können, ohne darum seinem Systeme im Geringsten den genetischen Charakter zu rauben, werde ich vielleicht an einem andern Orte darthun, und lasse ihn vorläufig sich selbst dadurch widerlegen, daß er Gründe für seine Anordnung angibt, didaktische Gründe, ein Verfahren, welches bei dem absoluten System absolut unnöthig war.

Führt aber weder die Idee noch die dermalige Realisirung der Mager'schen Methode zu dem absoluten Systeme, so ist klar, daß die Forschung noch unbeendigt vor uns liegt, und es darf als keine Thorheit erscheinen, die Blicke über jenes System hinauszuwerfen. Je mehr Regsamkeit auf dem didaktischen Felde erwacht ist und von Dr. Mager geweckt wird, desto mehr thut es Noth, den Blick zum höchsten Ziele zu erheben, um nicht gleich bei der ersten schönen Insel „Land" zu rufen und uns behaglich niederzulassen. Mein Widerspruch rührt nur von eben dieser Betrachtung, also aus Hrn. Dr. Mager's eigenem Principe, aus dem Principe der fessellosen Wahrheitserforschung her. Mit der Bemerkung Goethe's: „Gelangt das Wort nicht todt schon zum Hörer so ermordet er es alsogleich durch Widerspruch, Bestimmen, Bedingen, Ablenken, Abspringen," hat mein Beginnen Nichts gemein, vielmehr möchte ich die Aufmerksamkeit aller Welt auf das Mager'sche System hinlenken, so lange kein muthigerer Schritt gethan ist. Ich gedenke, eine größere Größe an ihm aufzudecken, als die war, die ich läugnete. Gelingt es, den höchsten Gesichtspunkt des Unterrichts festzustellen, dann wird auch der Antigenetiker den Hrn. Dr. Mager auf dem Wege zu diesem Ziele erblicken, und ihn begreifen. Ich glaube nicht, daß man dabei vom Ablenken reden darf.

Ueberschauen wir das Gebiet der Didaktik und Pädagogik! Mensch und Wissenschaft stehen sich darin wie Subjekt und Prädikat gegenüber, und der Unterricht ist die Kopula.

---

*) Daß Hr. Dr. Mager grade auf diese Seite seines Systems so großes Gewicht legt, wundert mich nicht, da alle bedeutenden Männer die unbedeutenden Seiten ihres Wirkens fast immer ausschließlich schätzen, und ihre wirkliche Größe nicht kennen.

Der Mensch ohne Wissenschaft ist eben so wenig ein Mensch wie das Subjekt ohne Prädikat Subjekt ist. Dieser Satz ist falsch, so lange man nur unsere Wissenschaften kennt, und sie als etwas Reales betrachtet. Man wird sich der Wahrheit nähern, wenn man einsieht, daß auch die Wissenschaften für sich Nichts sind. Aber beide Widersprüche lösen sich dadurch, daß man die Wissenschaften auf die Wissenschaft, und den Menschen auf die Menschheit zurückführt. Der Mensch hat ohne Zweifel einen Selbstzweck, aber nur insofern er schon existirt; über das Warum seines Daseins läßt uns die Theorie des individuellen Selbstzweckes rathlos. Aus dem Leben der Menschheit, aus der Entwicklung der Geschichte läßt sich dieses Warum einzig begreifen, und mit ihm die Wissenschaft. Wäre der Mensch ohne Menschheit kein Widerspruch, so wäre auch der Mensch ohne Wissenschaft denkbar. Sowie wir überzeugt sind, daß jeder Mensch Bewußtsein von sich haben muß, sollten wir auch einsehen, daß zu seinem Ich das Bewußtsein von der Menschheit gehört, und der Inbegriff aller Begriffe, welche dies Bewußtsein ausmachen, ist die Wissenschaft. Zu ihr gehört demnach Alles, was uns die Menschheit mit ihren Beziehungen kennen lehrt, und diese Mannigfaltigkeit wird zur Wissenschaft, indem sie sich als Wissen eines Individuums konzentrirt. Mathematik, Naturforschung, Geschichte, Geographie u. s. w. sind zusammengenommen diese Wissenschaft, und in ihrer Besonderheit Nichts als Auffassungsformen des forschenden (werdenden) Geistes. Daß man die Wissenschaften als viele Dinge mit einer abgeschlossenen, selbständigen Existenz dachte und behandelte war ein Produkt der Gewohnheit und ein arger Mißgriff, nicht besser als die aristotelische Idee von dem einzelnen Seelenvermögen, die erst durch die neuere, nach kantische Philosophie wieder in den einen, untheilbaren Geist zusammengedacht sind. Nur bei solcher Auffassung der Wissenschaften konnte man fordern, daß ein Individuum sie aus Liebe zu ihnen treiben sollte, aber man forderte etwas höchst Unpädagogisches, einen Gespensterglauben; und daß die Praxis dennoch nicht schlecht dabei fuhr, wo sie nur durchdringen konnte, spricht so wenig für hergebrachte Auffassung, wie die richtigen Berechnungen von Himmelserscheinungen, die wir z. B. bei Ptolemäus und Tycho de Brahe oder bei den chinesischen Astronomen finden, einen Beweis für die Richtigkeit ihrer anerkannt falschen Anschauungen und Systeme geben. Auch mit falschen Faktoren kann man zufällig richtig rechnen, und mit umgekehrten muß man es, wenn man auf den Gegensatz und auf die absolute Wahrheit keine Rücksicht nimmt.

Hieraus ergibt sich, daß die Wissenschaft die Summe aller bisherigen Vorstellungen der Menschheit ist, und zugleich, daß das einzelne Ich, da es aus Vorstellungen besteht, gar nicht werden und existiren kann ohne die Wissenschaft. Es bliebe statt desselben ein unterschiedloses, einfaches Wesen, ohne Selbstbewußtsein, mithin eine absolute, geistige Null. Daher die obige Behauptung: der Mensch ohne Wissenschaft ist kein Mensch. Sie ist in diesen Auseinandersetzungen begründet.

Eben so leicht ist danach die Frage beantwortet, was der Unterricht will. Menschen zum Menschen machen. Er vermittelt das Subjekt mit dem Prädikate, den Menschen mit der Menschheit, das Sein mit der Thätigkeit. Von dieser Höhe der Auffassung fällt das hellste Licht über alle Systeme und Methoden. Das vollkommene oder wissenschaftliche System kann man nur finden, wenn man von jeder Wissenschaft auf die Wissenschaft zurückblickt, und die vollkommenste Methode dadurch, daß man naturgemäß das Ich mit der Welt vermittelt. Auch der Begriff einer Wissenschaft wird dadurch allererst klar. Sie ist nicht etwa das, was aus einem Punkte entwickelt und in strenger Reihenfolge vorgetragen wird, sondern die Summe aller Vorstellungen oder Begriffe, welche irgend eine Beziehung des Menschengeistes umfassen. So kämen viele Begriffssummen zu ihrem Rechte, z. B. die Sprachen, deren Einheitspunkt man noch immer nicht finden konnte.*) Auch die Geschichte ist eine Wissenschaft, trotz ihrer bunten Mannigfaltigkeit. Von dem gemeinen, oberflächlichen Wissen unterscheiden sich die Wissenschaften dadurch, daß alle ihre einzelnen Theile von der Wissenschaft aus betrachtet werden, also allererst durch umfassendes, wahres Denken auf dieselben haben zurückgeführt werden müssen. Wir finden ein reiches geographisches Wissen bei einem Vielgereis'ten und in den meisten geographischen Büchern, aber zur Wissenschaft wird es erst, wenn der Wissende die geographischen Begriffe als Summe der menschlichen Begriffe, welche sich auf den Erdball mit seinen Verhältnissen und Umgebungen be-

*) Es gehört zu den naiven Widersprüchen, von denen die Welt wimmelt und die ernste Wissenschaftlichkeit nicht frei ist, daß man in allen Schulen von wissenschaftlichem Sprachunterrichte, wissenschaftlicher Grammatik rc. redet, und in den Programmen die Sprachen doch aus der Reihe der Wissenschaften mit logischem (d. h. unlogischem) Finger hinausweis't, daß man von Sprachwissenschaft redet, und doch nur das für Wissenschaft gelten lassen will, was sich aus einem Punkte streng kontinuirlich entwickeln läßt.

ziehen, auffaßt und vervollständigt. Ritter hat es annäherungsweise, A. v. Humboldt in seinem Kosmos direkt gethan; aber Beide noch von einer Wissenschaft ausgehend zu der Wissenschaft hin, statt, wie es recht ist, umgekehrt. Desto mehr aber ist die Geisteskraft dieser Männer, und aller, die ihnen gleichen, zu bewundern. Was die Methode betrifft, so kann jede zur Vermittlung führen, „denn jede Straße führt an's Ende der Welt," nur freilich mit mehr oder weniger Umwegen. Die sokratische, die akroamatische, die heuristische, die Jacototsche, die Hamiltonsche, die Rudhardtsche, die analytische, synthetische, genetische Methode, sie alle sind Straßen zu der Wissenschaft, zum Theil Hauptstraßen, neben denen Millionen ungenannter und unbekannter Fußpfade sich zu demselben Ziele fortschlängeln, oft bequemer und anmuthiger als die Steinstraßen, und die kürzeste ist die beste, aber kurz kann die Straße nur für den Daranwohnenden sein, also ist die Kürze relativ. Die absolut beste Methode des Unterrichts in einem Satze zur Anschauung bringen zu wollen, heißt ungefähr so viel wie, die Gestalt eines Gattungsbegriffes mit dem Zeichenstifte oder dem Pinsel darzustellen. Pestalozzi hat recht, wenn er, bei Aufstellung einer guten Methode das Subjekt, Rudhardt, wenn er das Objekt, und Mager, wenn er Beides in's Auge faßt. Die allgemeine, beste Methode ist ein Gedankending, aber man muß sie kennen, um jede besondere darnach ermessen und abmessen zu können. Nach der oben angegebenen, abstrakt besten Methode würde die besondere folgende Eigenschaften haben müssen: Erstlich, sie muß jeden Theil des Objekts als einen Begriff der Gesammtwissenschaft auffassen und verstehen; zweitens, sie muß die Mannigfaltigkeit konzentriren, um sie unter den Brennpunkt der Auffassung zu bringen; drittens, sie muß den Ort der Auffassung, d. h. das Subjekt, kennen, um den Brennpunkt nicht zu nah oder zu fern zu halten.*) Der Anforderung Nro. 1 entspricht die analytische,

---

*) Hieraus erklärt sich Manches; aus dem letztern Punkte besonders die Erscheinung, daß jedes Land, jede Schule, jeder Lehrer, kurz jedes lehrende Subjekt seine Methode hat, und haben muß. Bei den Griechen und Römern kommen 1 und 3 nur sporadisch und unbewußt vor, 2 dagegen deutlich und bestimmt. Die Bestrebungen aller Sprachlehrer bis zu Aristarch oder Dionysius Alexandrinus zeugen davon, aber in eine Einheit wurden sie erst durch die genannten beiden Männer gebracht. Ebenso in Rom das Bestreben, irgend einen geistigen Stoff, vorzugsweise den sprachlichen, unter Gesichtspunkte zu bringen, hatte von L. Octavius Lampadio an, der den Nävius kommentirte, bis zu Donat und Priscian,

Nro. 2 die synthetische, und Nro 3 die Pestalozzische Methode am meisten; die genetische umfaßt alle drei (dem Namen nach nur Nro. 1).

Eine spezielle Methode muß als der untergeordnete Begriff dieselben Merkmale haben, z. B. der Sprachunterricht. Man hat sich viel über das Geistbildende der Sprachen gestritten, und die Schattirungen der bezüglichen Urtheile dehnten sich bis zum äußersten Gegensatze aus. Manche hielten sie für entbehrlich und monopolisirten die Mathematik — als ob von der Mathematik nicht Dasselbe behauptet werden könnte, und als ob Beides nicht falsch wäre! — Die Sprache ist ein Gebiet der menschlichen Begriffe, und wer fremd darauf ist, kann weder die Menschheit begreifen, noch, was daraus folgt, sich selbst auch nur relativ vollenden. Sie ist ein nothwendiges Stück der Wissenschaft, kann also nicht fehlen, ohne die Idee zu vernichten. Ueber ihre Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit konnte nur von einem niedrigern Stande der Weltanschauung gestritten werden. Die alten Sprachen müssen gepflegt werden, damit sie nicht zerfallen, dieser Grundsatz erinnert an die ägyptische Mumientheorie; oder, weil man Nutzen davon hat, weil sie auf den Universitäten dominiren: der Grund ist wahr, aber demüthigend und wetterwendisch; oder, um uns dadurch in die Denkungsart der Griechen und Römer ꝛc. zu versetzen: auch Das ist nur von dem angegebenen Standpunkte aus betrachtet wahr und dennoch partikulär, was in der Wissenschaft nicht viel sagen will. Bei neuen Sprachen redet man gewöhnlich allein vom Nutzen und Vergnügen, und die Nothwendigkeit oder Tauglichkeit für Geistesbildung wurde von den Humanisten geleugnet und von den Realisten unsicher vertheidigt. Als Waarenhäuser für die positiven Kenntnisse alter und fremder Völker haben die Sprachen und ihr Studium keinen Werth, denn die Muttersprache würde das mühelos vermitteln, wohl aber als Theil der Menschheit, als eine Erscheinung oder Beziehung der Wissenschaft. Lehrt man sie

---

welche alle Seiten des Sprachunterrichts umfassen, eine solche Menge Einzelheiten über die Erscheinungen in der Sprache erzeugt, daß von Neuem die Nothwendigkeit eintrat, die vielen einzelnen Konzentrationen in eine zusammenzubringen. So entstand die von Herrn Dr. Mager so unbedingt gerügte logische Anordnung, die vielmehr der Idee nach eine nothwendige ist, und stets, wiewohl unter anderer Gestalt, wiederkehren wird. Sprachbücher sind darum, in dieser Beziehung, ein Rückschritt, und dem Volksgeiste minder angenehm und annehmbar als die Grammatiken.

nun wirklich in dieser Rücksicht, so lehrt man sie richtig, und weder Analysis, noch Synthesis, wenn die letztere sich nicht etwa zu dieser Höhe erhebt, leisten das Nöthige. Die Analysis lös't die Sprache, welche dem Naturmenschen als Einheit erscheint, in kleine und kleinere Theile auf, und die Synthesis lehrt aus diesen Trümmern wieder ein Ganzes erbauen.*) Aber was nützt es uns, wenn wir in unserer Forschung nur bis zu der Einsicht vordringen, daß die Sprache kein Ganzes sei, sondern sich in vielfache Stücke zerspalten lasse, z. B. in Satz, Wort, Laut, und der Satz in Haupt- und Neben-, Bedingungs- und Einräumungssätze rc., das Wort in Substantiv, Adjektiv, Verb, Pronom rc., und der Laut in Consonanten und Vokale rc.? Vielleicht lernen wir dadurch korrekter schreiben, aber eine höhere Wahrheit haben wir nicht gefunden, denn in jeder Sprache, ja in jeder Grammatik von jeder Sprache ist es verschieden; und wir stehen außerhalb der wissenschaftlichen Sphäre, denn Alles, was nicht zuletzt aufgeht in der Wissenschaft, im Menschheitsgeiste, ist keine Wissenschaft. Ob man dabei vom Einzelnen ausgeht, wie die synthetischen Grammatiker, oder vom Allgemeinen, vom Satze, wie die analytischen und genetischen, ändert wenig. Der Läufer, welcher den Athem verliert, ehe er an das Ziel gelangte, wird nie den Fichtenkranz erringen, gleichviel, ob er einen kürzern und bequemern Weg als andere Athemlose wählte oder nicht. Soviel in Bezug auf Nro. 1.

Die durch Analyse gewonnenen Einzelheiten zu konzentriren, haben die meisten Sprachforscher und Lehrer vorzugsweise versucht, und darin ihre ganze Aufgabe erblickt: eine große ist es freilich, aber die ganze nicht. Daß es unzählige Arten der Konzentrirung gibt, und bislang keine Einigung möglich war, daran ist die logische Anschauung nicht Schuld, und dagegen wird die genetische kein Mittel sein. Einheit wird nur für den Anfangs- und Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Konzentration zu erringen sein; was dazwischen liegt ist beweglich, vollends im Bereiche des schulmäßigen Sprachunterrichts mit seinen vervielfachten Faktoren. — Eine große Mannigfaltigkeit zu überschauen, ist für unsere Sinne und für unser Denken unmöglich; der Anblick des Chaos belehrt nicht, sondern verwirrt; wie der Anblick des großen, bunten Volks-

---

*) Fast erinnert das an den philanthropischen Vorschlag, den Armen nur für Arbeit Geld zu geben, und sie nöthigenfalls einen Haufen Steine hin- und herpacken zu lassen. Für die allgemeine Geistesbildung wenigstens hat jene grammatikalische Manipulation nicht viel höhere Geltung.

lebens für den Unerfahrenen, der die Erscheinungen nicht unter Gesichtspunkte zu fassen versteht, nutzlos, ja gefährlich ist. Niemand wird das Gewirr einer Sprache begreifen können, ohne sich, auf gelehrte oder ungelehrte Weise, Merkzeichen und Gränzscheiden zu errichten, ohne Konzentration zu bilden. Die aristarchischen Grammatiker nahmen zwei Gesichtspunkte an: das Wort für sich und in möglicher Beziehung (Etymologie); und, das Wort in wirklicher Beziehung zu einem andern oder den Satz (Syntax). Sie theilten ferner die Wörter nach ihren Funktionen im Satze ein, und trugen diese syntaktische Eintheilung auf die Etymologie über. So entstanden Wörtergruppen, deren gemeinschaftliche Merkmale unter dem Namen: Substantiv, Verb 2c. zusammengefaßt wurden, und ordneten dann die ganze Masse, indem sie die Gränzlinien beider Eintheilungsgründe zogen, und dem forschenden Auge also vielfache Konzentrationspunkte vorlegten. Etymologie und Syntax mengten sie nicht zusammen, weil sie fürchteten, die einzelnen Gruppen würden zu groß und zu wenig übersichtlich; mit der Etymologie begannen sie, weil der Verstand des Lernenden das Einfache leichter begreift, als das Zusammengesetzte. Diese Art der Konzentrirung war für die Völker des Alterthums gut, namentlich für die Griechen, die nur ihre Sprache studirten; für uns hatte sie den Mangel, daß dem Lernenden das Ganze fremd war, und er zu lange beim Einzelnen verweilte, um eine Uebersicht zu gewinnen. Darum zeigte sich ein Verlangen nach Anderem. Seit Bopp und Grimm trat das Verb in die Hauptstelle, und dadurch schon lag es nahe, daß man mit dem Satze anfing, also zuerst das Zusammengesetzte und später das Einzelne betrachtete. Folgerichtig gingen die sogenannten Analytiker noch weiter, indem sie ein Sprachganzes gaben, und mit dem Schüler zusammen das Einzelne: Satz, Wort und Laut suchten. Grammatik, im Sinne Aristarch's oder Donat's, wagten sie natürlich ihre Lehrbücher nicht mehr zu nennen, denn sie gingen den umgekehrten Weg, und doch meinte die große Mehrheit, ohne Grammatik gäbe es keine Bildung und kein Sprachstudium. Man kämpfte für und wider; aber die Grammatik trug für geraume Zeit wieder den Sieg davon, weil ein Mann sie bearbeitete, der ihren höheren Zusammenhang fühlte, der sie philosophisch bearbeitete. Eine Zeit lang kamen die Sprachbücher in Mißkredit, wie es die oberflächlichen Grammatiken längst waren, und die Beckersche Grammatik brach sich in allen Gebieten Bahn. Griechische, lateinische, französische, englische wurden nach ihrem Muster bearbeitet;

Beweis genug, daß der didaktische Blick sich geschärft hatte, und daß es nicht die Bevorzugung des Wortes vor dem Satze war, was die alten Grammatiken untergraben hatte, sondern ihre seichte Auffassung. Da indeß die Beckersche Weise zu wenig auf das lernende Subjekt Rücksicht nimmt, also unpsychologisch ist, konnte eine Reaktion nicht ausbleiben, und sie erschien in der misologisch-romantisch-pietistischen Richtung, welche dergestalt extrem auftrat, daß sie die Rücksicht auf die Konzentrirung fast ganz aufgab, und nur das Subjekt im Auge hatte, also ganz unter Nro. 3 fällt, und weiter unten berücksichtigt werden wird.

Nach der wissenschaftlichen Methode wäre die Konzentration der Sprachwissenschaft etwa folgende. Man geht von dem Bewußtsein aus, daß das Wort seine Gesetze von dem Gedanken, und der Gedanke von dem Außendinge empfängt.*) Aus der Anschauung entspringt der Gedanke, aus dem Gedanken das Wort; jedes Ding besteht aus Theilen; jeder Begriff aus Merkmalen, und die Sprache hat für Begriffe und Merkmale Wörter: so müssen wir die Wörter nach den Gedanken und die Gedanken nach den Dingen ordnen und unter den Gesichtspunkt des Lernenden bringen. Die Außenwelt hat ihre von uns unabhängige Norm, aber wir begreifen sie, indem sich unsere Begriffe dieser Norm unbedingt anbequemen, und würden auch die Sprache ohne Weiteres auffassen, sobald wir nur bemerken wollten, daß sie sich unmittelbar dem Gedanken, und mittelbar den Dingen ohne die geringste Abweichung fügt, und sobald wir danach unsere Grammatiken oder Sprachbücher ordneten. Wenn unsere Logik nach der Anschauung, und die Grammatik nach der Logik, nach dieser Logik eingerichtet würde, dann hätten wir die naturgemäßeste Konzentration oder Anordnung des sprachlichen Stoffes errungen, und diese Konzentration würde die am leichtesten zu fassende sein, weil sie die absolut natürliche ist, und, nach dem großen, allgemeinen Naturgesetze, die sparsamste, d. h. weil in ihr Außenwelt, Logik und Grammatik eins sind. Selbst die verschiedenen Sprachen können hiernach nur eine Grammatik haben, und unterscheiden sich in derselben lediglich durch lokale Beziehungen. Nach dieser Auffassung der Grammatik kann es nur Begriffs-, Merkmals- und

*) Die bisherige Logik weiß freilich nichts davon, und redet ungescheut von Denkgesetzen als in der Seele liegend; sie ist daher aber auch bis jetzt keine Wissenschaft, trotz ihrem Alter und ihren Ansprüchen. Die Denkgesetze sind noch ärgere Träume als es die Seelenvermögen waren.

Urtheilswörter geben. *) Jedes Begriffswort drückt einen Begriff, kein einzelnes Merkmal aus, und zwar auf bestimmte Weise (Substantiv) oder auf unbestimmte Weise (Pronom). Die Merkmalswörter dagegen drücken nur einzelne Merkmale der Begriffe aus, und zwar 1) die nothwendigen Merkmale auf eine unbestimmte Weise (Pronominal und Numeral) oder auf eine bestimmte Weise (Adjektiv, Verb, Adverb), oder die zufälligen Merkmale (Präposition und Konjunktion). Urtheilswörter sind eigentlich nicht nothwendig, da jedes Urtheil aus Begriffen leicht zusammengesetzt werden kann, doch finden sich in allen Sprachen Urtheilswörter des Gemüths (Interjektionen), und die neuern Sprachen vorzugsweise haben Urtheilswörter des Verstandes entwickelt (ja und nein). So könnte man die Grammatik eintheilen in die Lehre von den Wörtern und Sätzen, entsprechend den Begriffen und Urtheilen in der Logik, und unter dem Titel „Wort" Alles abhandeln, was auf das Wesen der Begriffs- und Merkmalswörter Bezug hat, und unter dem Titel „Satz" alles zu dem Urtheile Gehörige, wozu die Urtheilswörter Uebergang und Anknüpfung darböten. Daß auch in der Logik die unlogische Eintheilung in Begriffe, Urtheile und Schlüsse aufhören müßte, versteht sich ohne Erwähnung. Auf solche Weise wäre die Grammatik in der That naturgemäß: Sache, Begriff und Zeichen des Begriffs durchdrängen sich, und der Lernende würde ein lebhaftes Bewußtsein schon durch die grammatische Bezeichnung davon gewinnen, daß die Sprache ein integrirender Theil der Wissenschaft, des Menschheitsgeistes ist: sie würde ihm geistbildend im eminenten Sinne des Wortes werden. **) Aber schwerlich

*) Begriffswörter nicht im Gegensatze zu Formwörtern, wie bei Becker, da das Wort der Ausdruck eines Begriffes ist; und also auch die Formwörter einen Begriff ausdrücken.

**) Die Ausführung der einzelnen Theile der wissenschaftlichen Grammatik ist hier nicht am Orte; nur möchte ich noch bemerken, daß sie möglich ist, und mir nicht etwa als ein Ideal vorschwebt. Theils liegt sie in der Disposition und in genauer Ausarbeitung einzelner Partieen vor mir, theils finden sich zerstreute Stücke derselben in vielen bereits gedruckten Sprachlehren. So ist nach der wissenschaftlichen Grammatik der Nominativ nicht der Nennfall der erste Fall u. s. w., sondern der Subjektiv d. h. eine Form des Substantivs, welche es als Subjekt im Satze bezeichnet, der Dativ und Akkusativ aus gleichen Gründen der Objektiv. Eine ähnliche Anschauung finden wir z. B. bei L. Murray, der nur einen Nominative, Possessive und Objektive kennt. Auffallend ist es bei diesem Beispiele, daß Murray den Nominativ unberührt stehen ließ. Ihn leitete, scheint es, ein dunkles logisches Gefühl.

würde man bei der Anordnung von dem Satze ausgehen, so wenig wie man den logischen Unterricht mit den Schlüssen und Urtheilen beginnt. Das Ganze läßt sich allerdings aus den Theilen schwer begreifen, aber fast noch schwerer die Theile aus dem unvermittelten Ganzen. Man zeichnet erst Linien, ehe man sich an Landschaften versucht, und erst Schrauben, Wellen und Räder vor den Maschinen. Fehlerhaft wäre das Beginnen mit dem Einzelnen nur dann, wenn der Lernende gar keinen Begriff vom Ganzen hätte (was höchstens von einem Kaspar Hauser zu fürchten steht), oder man sich Jahre lang nur mit dem Einzelnen beschäftigte, ohne eine spezielle Anwendung auf das Ganze zu geben, was nur von schlechten Lehrern der alten Methode, aber nicht von ihr selbst behauptet werden dürfte, da neben den alten Deklinationen und Konjugationen doch sogleich Lektüre: Terra est rotunda; oder: Lycurgi leges erudiebant etc.; oder: Darius in fuga etc. auftrat.

Der dritte Punkt, welcher zu einer möglichst vollkommnen Methode gehört, ist in den Hauptsachen schon durch den zweiten erledigt; denn wenn es gelungen ist, die Einzelheiten eines Lehrstoffs so zu konzentriren, wie seine Natur und der Zusammenhang mit den Wissenschaften es erfordern, dann muß es dem gesunden geistigen Auge leicht werden, das ganze Gewebe zu überblicken und innerlich bleibend anzuschauen. Doch kommt allerdings noch immer viel darauf an, wie der Lehrstoff vor das Auge des Lernenden gehalten wird, und da dies die Hauptrücksicht des schulmäßigen Unterrichts ausmacht, so hat man sich in der Didaktik großentheils darauf beschränkt, ohne die übrigen Seiten zu berücksichtigen; so z. B. Pestalozzi. In den ältesten Zeiten ließ man sich dabei hauptsächlich von der Erfahrung leiten; man versuchte, und der gelungene Versuch galt als Norm. Später fügte man sich überdies den im Laufe der Jahrhunderte fest ausgeprägten einzelnen Wissenschaften und kam dadurch auf den vollkommen unnatürlichen Weg, praktisch anzunehmen, daß der Geist der lernenden Jugend sich der zufälligen Gestalt des Lernstoffs anbequemen sollte, statt die Sache, wie es recht war, umzukehren. Jede Abweichung von der Natur aber zwingt zur Umkehr, wie das Pendel ewig zu seinem Ruhepunkte zurückkehrt. Die rationale, kritisirende und philosophirende Richtung der Zeit mußte einem solchen Unterrichtsgange bald hemmend entgegentreten. Rousseau und Pestalozzi erhoben sich als vornehmlichste Stimmen der Zeit; der Erstere flatterhaft und egoistisch, der Andere ernst und uneigennützig, aber Beide mit unwiderstehlicher Kraft. Rous-

seau wollte nach der Natur erziehen, Pestalozzi nach der Natur des Kindes unterrichten, und bald folgte die ganze Zeit den Spuren Beider. Man beruhigte sich bei der neuen, naturgemäßen Richtung, und erst allmälig, seit einem Jahrzehent vorzüglich, tauchten wieder Theorien über Theorien in dem Strome der Didaktik auf, sehr natürlich, da längst eine neue Reaktion nöthig geworden ist. Das direkte Umkehren zu Pestalozzi aber ist ein Mißgriff und Mißverständniß, wie alles unmittelbare und unvermittelte Zurückkehren zu einem Gewesenen. Alles geht in Kreisen, aber spiralförmig, und das Neue ist allerdings ein Wiederkehrendes: Nil novi sub sole, aber an einem andern Punkte und mit andern Beziehungen, also doch nicht dasselbe. Man fragt sich allgemach, ob diese zahllosen Theorien noch nicht bald aufhören werden; gewiß nicht, wenigstens nicht eher, bis das Zeitgemäße aufgefunden ist. Daß nur die Psychologie darüber Auskunft geben kann, ist mindestens erkannt und zum Theil anerkannt: aber welche Psychologie? Die Kantische, die Fichtische, die Hegelsche, die Herbartsche? Kein Theil der Philosophie ist noch dunkler als die Psychologie, und diese dunkle Wissenschaft lediglich soll ein uns so wichtiges Feld beleuchten! Herbart hat sehr viel darin aufgeklärt, aber noch lange nicht Alles. Da wird noch viel getappt. Auch Herr Dr. Mager klagt darüber.

Die wissenschaftliche Anschauung würde folgende vorläufige Gesichtspunkte ergeben. Die Thätigkeiten der Seele entsprechen der Außenwelt, wie in logischer, so auch in psychologischer Beziehung. Das Ich ist eine Konzentration wie die Erde und das Sonnensystem; Alles bezieht sich auf einen Punkt. Daher schaut Jeder die Außenwelt nach seiner Weise an, was in dem Spruche: ὁ ἄνθρωπος πάντων τῶν χρημάτων enthalten, aber falsch angewandt ist. Dieser Gedanke muß über der ganzen Methode ausgebreitet sein, und speziell entspringt aus ihm die Forderung des Individualisirens. Die Art und Weise, auf welche A einen Gegenstand lernt, ist für B eine mühevolle, und für C unbrauchbar, weil Jeder die Dinge auf eine andere Weise anschaut*). Jacotot, Rudhardt, Tafel und Andere ihrer Richtung haben diese Forderung unberücksichtigt gelassen, und eben darin gefehlt. Sie haben Cicero's Meinung: Nihil unum uni tam simile, tam par, quam

*) Schon aus diesem einen Grunde gehört die absolut vollkommene Methode des Unterrichts, insofern sie etwas Allgemeines sein soll, in das Reich der Unmöglichkeit.

omnes inter nos metipsos sumus (De Leg. I.), die nur einseitig wahr ist, als allseitige Regel angenommen.

Zweitens. Alles geht in Kreisen, nicht in geraden Linien der Vollkommenheit entgegen, so auch unser Wissen*). Wie viele Generationen Geschöpfe wurden geboren und starben, ehe sich die Schöpfung bis zu der Formvollendung, die wir an dem Menschen wahrnehmen, hindurchrang! Und nach des Menschen Schöpfung ringt sie immer weiter, sie zerstört jährlich und stündlich ihre Werke, um stets neue Gebilde der Schönheit und relativen Vollkommenheit hervorzurufen, in stetem Fortschritte, wenn unser Auge auch nur Einerleiheit oder Nichts bemerkt. Ein ähnlicher Kreislauf von Leben und Tod, gut und schlecht, fand Statt, ehe Völker, im heutigen Sinne, geboren werden konnten, und in dem Völkerleben wiederum, damit die religiösen, sittlichen und politischen Ideen wachsen und reifen konnten, reifen zum Abfallen und zu immer neuer, höherer Blüthe und Frucht. Wie oft sind dieselben philosophischen Ideen von den Eleaten bis auf Herbart im Bewußtsein der Menschen lebendig geworden und gestorben, bis sie die heutige Gestaltung annahmen! In der Erziehung folgte man bald, und bald wich man von ihr ab, ehe es bis zur Rousseau'schen und Pestalozzi'schen Auffassung kommen konnte. Diestel, in seiner „rationellen Sprachforschung" stellt die Behauptung auf, Grammatik und Ethik seien ungetrennt, und hat damit 1845 etwas Neues gesagt, wiewohl wir dasselbe, nur in unvollkommener Auffassung, schon bei Seneca (De vita beata) finden: Idem est beate vivere et secundum naturam. Sollte sich da nicht der Gedanke, daß es mit unsern individuellen Begriffen eben so zugeht, daß sie denselben Gesetzen der übrigen Schöpfung folgen, unmittelbar aufdringen? In den bisherigen Psychologien, so viel mir bekannt, finden sich keine Spuren solcher Anschauung, aber Goethe deutet schon darauf hin, wie überhaupt Goethe und Schiller längst in den Kreisen standen, die ihre Zeit noch zu durchlaufen hatte, und die auch wir zum Theil noch vor uns sehen. Er sagt: „Gewisse Vorstellungen werden reif durch eine Zeitreihe;" sie können demnach durch keine noch so eindringliche Lehrmethode

*) Wer in kürzern Kreisen vorwärts schreitet und also die Bahnen der Uebrigen schneidet, den nennt die Volkssprache sehr bezeichnend „Ueberflieger." In der natürlichen Sprache liegt viel Psychologie, und man sollte sie vorab herausnehmen, um an ihr einen Handweiser für das grammatische und ästhetische Hineinbringen zu gewinnen.

gegeben werden. Forsche ein Jeder nur in seinem eigenen Bildungsgange! Dieselbe Vorstellung, welche ihm, trotz der deutlichsten Darstellung des Lehrenden, undeutlich oder völlig unverständlich blieb, erschien ihm ein Jahr später, auch bei flüchtiger Betrachtung, völlig klar; und auch im gereiften Alter konnte er durch das angestrengteste Studium nicht auf einmal in eine Wissenschaft, in ein Geschäft oder eine Kunst eindringen. Diese Anschauung führt zu der didaktischen Regel, Alles in Kreisen, und zwar in stets erweiterten Kreisen vor das Auge des Lernenden zu führen. Nicht erst den Theil, und dann das Ganze, oder umgekehrt, sondern in stetem Wechsel. So auch mit Analyse und Synthese, mit Grammatik und Lektüre, mit schriftlichen und mündlichen Uebungen, mit Aufnehmen und Produciren. Herbart hat eine ganz ähnliche Forderung durch seine Lehre von der Vertiefung und Besinnung gestellt; und praktisch hat die neuere Zeit durch viele Lehrbücher dasselbe angestrebt, mit vorwiegender Rücksicht auf das Objekt z. B. Roon; mit Rücksicht auf das Subjekt z. B. Sparfeld in Leipzig. Der Letztere sagt ausdrücklich, daß er den Lehrstoff nicht nach den Klassen trennen, sondern schon dem Anfänger ganz d. h. in den Grundzügen geben, und später immer wiederholen, aber erweitert wiederholen will. Sehr richtig psychologisch, didaktisch! Er nennt diese Methode die cyklische, wofür ein Rezensent im Gersdorf'schen Repertorium mit Unrecht den Namen „conzentrische" an die Stelle setzen will (Bd. 30, Heft 1). Daß Sparfeld so wenig Anerkennung gefunden hat, liegt an der Mangelhaftigkeit der objektiven Bearbeitung seines Buches. Die Idee des cyklischen Unterrichts ist übrigens schon im klassischen und germanischen Alterthume dagewesen, und hat vielleicht noch nicht die nöthigen Phasen durchlaufen, um zur Anerkennung und Vollendung zu gelangen. Auch das Mager'sche System nimmt ungenügende Rücksicht darauf. Dennoch ist sie ein integrirender Theil der vollkommenen Methode.

Drittens. Wir sehen, daß jede organische Bildung, überhaupt jede Konzentration von einem bestimmten Punkte ausgeht, und sich allmälig ansetzt; eben so in unserm Wissen. Wer erst eine Zahlenreihe fest in seine Vorstellungsmassen aufgenommen hat, dem wird es schon leichter, eine neue hinzuzufügen u. s. f., und der geübte Arithmetiker erfaßt Alles, was ihm etwa im Gebiete der Zahlen noch unbekannt war, mit Leichtigkeit, ja fast unwillkürlich. Der Ackerwirth erweitert seine Kenntnisse bei jedem Gang durch die Felder, wo der Gelehrte trotz jahrelangem Verweilen

Nichts bemerkte, oder was, wenn man ihn ausdrücklich damit bekannt machte, er entweder nicht begreifen konnte, oder bald wieder vergaß, weil — er keinen Punkt in seinen Vorstellungsmassen hatte, wo die neuen Vorstellungen sich hätten ansetzen können. Daraus folgt die Regel, in jedem Lehrcyklus müssen ein Punkt oder mehre Punkte dergestalt zum geistigen Eigenthume gemacht werden, daß sich neues Aehnliches mit Sicherheit daran anzusetzen vermag. Eine Seite dieser Forderung hat durch die Methode Jacotots, Tafels und Rudhardts Berücksichtigung, und ihrer psychologischen Nothwendigkeit wegen unbedingten, nicht selten ungemessenen, ihrer Einseitigkeit unangemessenen Beifall gefunden *). Ich sage einseitig, weil sie manche der obigen Forderungen der wissenschaftlichen Methode unberücksichtigt ließ, und selbst eine wesentliche Seite der ausschließlich verfolgten Richtung übersah. Sie betrachtet die verschiedenen Zweige des Wissens, als von dem Centrum wie Radien auslaufend, und folgt beim Unterrichte, dieser Richtung ganz direkt, während sich in Wahrheit doch die verschiedenen Zweige so durchkreuzen und verbinden, daß man ihre Gesammtheit eher mit den Linien, die eine Kugel bilden, vergleichen könnte. Alles in der Natur hat jenen einen Selbstzweck, dient aber zugleich nach unzähligen Richtungen hin als Träger anderweitiger Zwecke; Nichts steht isolirt, weder im Anfangs- noch im Ausgangspunkte, noch in seiner ganzen Entwicklung. Der Mensch schaut Theile der Außenwelt als gesonderte Reiche an, aber nur der Uebersichtlichkeit wegen, und an den Gränzen herrscht unvermeidlicher Zwiespalt, wo der Markstein hingestellt werden soll. So ist es natürlich auch im Bereiche der Begriffe und des Denkens, und die vollkommene Methode muß die Punkte aufzufinden wissen, wo sich zwei Zweige des Wissens, zwei Vorstellungsmassen berühren, sie muß das anscheinend Verschiedene vermitteln und an den einmal gebildeten Punkt nicht nach einer Richtung, sondern nach allen Richtungen hin Ansätze machen. Diese zweite Seite der dritten Forderung hat in unserer Zeit mit der wachsenden Anzahl und Massenhaftig-

*) Daß in dem Volksbewußtsein ein lebhaftes Gefühl für diese Forderung vorhanden, davon zeugt das Wort „Gründlichkeit," und das universelle Verlangen nach Gründlichkeit nach Unterricht, auch bei solchen Individuen, welche augenscheinlich keine theoretischen Begriffe von der wahren Gründlichkeit besitzen. Jeder will einen festen Grund für den Fortbau haben.

keit der Lehrgegenstände wachsende Bedeutung, aber auch größere Berücksichtigung gewonnen *). Einzelne haben Einzelnes versucht, man versuchte hier und dort „zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen," und fand zum Theil Anerkennung, zum Theil Tadel, sogar — incredibile dictu — von Schulmännern. Aber planmäßig entfaltet hat sich dies Bestreben unter den Händen des Hrn. Dr. Mager. Er hat von den meisten Wissenschaften die Berührungspunkte aufgesucht, und die Möglichkeit der gegenseitigen Unterstützung bis in's Kleinste ausgerechnet und nachgewiesen. Damit ist ein theoretisch und praktisch nothwendiger Bestandtheil des Unterrichts in Kurs gesetzt, und er allein schon würde die Mager'sche Methode wichtig und werthvoll machen, wenn sie auch sonst nichts Empfehlenswerthes hätte. Sie ist die jüngste organische Ergänzung der Didaktik und zugleich die wichtigste, da ohne sie die Menge des Stoffes mit der Zeit gar nicht mehr zu bewältigen sein, und das Geistbildende der Wissenschaft durch ihre unvermittelte Vereinzelung gänzlich verloren, und eine abstruse Wisserei an die Stelle der Wissenschaft treten würde. Alles muß mit Allem in Beziehung treten, um eine babylonische Gedankenverwirrung abzuwehren. Die Wissenschaft als eine unterschiedlose Einheit anzusehen, ist Zeichen des Kindesalters, und die Menschheit hat Jahrtausende gerungen, um den großen Strom des Seins und Werdens in seinen einzelnen Tropfen zu betrachten; jetzt aber ist

---

*) Während alle Methoden schon dagewesen sind und Entwickelungsphasen durchlaufen, haben die Hamilton'sche und die Methode der gegenseitigen Ergänzungen eine jüngere Geschichte, weil das praktische Bedürfniß fehlte, um sie hervorzurufen. Die ersten Spuren der Hamilton'schen Methode finden wir im 15. Jahrhundert, wo z. B. Varia Terentii mit Interlinearübersetzung im Gebrauche war; 1568 erschien: Virgilii Bucolica in usum puerorum germanice reddita per M. St. Riccium; und 1664 Ciceronis Officia, a M. J. Rhenio, mit gleicher Uebersetzung. Dann ging die Methode unter und lebte erst jetzt wieder auf. Die andere Methode war praktisch nicht nothwendig in einer Zeit, wo es heißt: *Ἔστι δὲ τέτταρα σχεδὸν ἃ παιδεύειν εἰώθασι, γράμματα καὶ γυμναστικὴν καὶ μουσικὴν καὶ γραφικὴν* (Aristot. Polit. lib. VIII, c. II.). Die Römer brachten nur die griechische Sprache hinzu, und das germanische Mittelalter die lateinische. Noch im 7. christlichen Jahrhundert war der Kreis des ganzen Unterrichts, selbst des höhern, nicht schulmäßigen, daß er sich auf Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Astronomie, Medizin, Jurisprudenz und Einiges aus der Geschichte beschränkte; Isidorus, Bischof von Sevilla † 636, z. B. faßte das Alles in einem Werke, die Originum sive Etymologiarum Libri XX., zusammen.

es hohe Zeit, uns an den allseitigen Zusammenhang des Getrennten zu erinnern, und dadurch nicht allein unserm Gedächtnisse eine Stütze zu bereiten, sondern auch die richtige Weltanschauung zu fördern, die nothwendig der Zielpunkt alles Strebens ist, von welchem ewig Heil und Unheil auf die Menschheit zurückströmte, je nachdem sie dem Ziele nah oder fern war. Daß die Methode der gegenseitigen Beziehungen nicht allein dahin führt, brauche ich wohl kaum zu erinnern, da sie nur ein Stein zu dem großen Tempel ist, aber sie ist auf dem Felde der Didaktik der Schlußstein. Haben wir erst Lehrer, die in diesem Sinne gebildet sind, hat man die einzelnen Zweige der Wissenschaft danach bearbeitet, und demgemäße Schulbücher geschaffen, dann wird es möglich werden, Philosophie in den Schulen und für das ganze Volk zu lehren, freilich eine andere als die gegenwärtige, die unter der eisernen Maske der einseitigen Systeme dem gesunden Volkssinne immer ein Mann des Schreckens und des Geheimnisses bleibt. Auch auf die scheinbar geringfügigsten Gegenstände wird immer eine solche Einheit des Wissens, eine solche Höhe der Anschauung einen unglaublichen Einfluß haben. Hr. Dr. Mager, der auf didaktischem Felde weit nach dieser Richtung vorgedrungen ist, gibt davon den lebendigsten Beweis. Alles gewinnt unter seiner Hand eine andere Gestalt, selbst die kleinsten grammatischen Regeln, und darin liegt der Schwerpunkt seiner didaktischen Bestrebungen, auf die ich eben hingewiesen habe *).

Ob es mir gelungen ist, meine Anschauung gemeinfaßlich mitzutheilen, darf ich kaum hoffen, da zu viel Voraussetzungen und Behauptungen nöthig waren, deren Begründung in einem Journalartikel unmöglich ist. Was ich behaupte, ist indeß Ergebniß der Geschichte, und nur sofern individuell, als ich es ausspreche. Daß aber grade ich es thue, könnte als Anmaßung erscheinen. Ich meine es aber damit etwa im Sinne Fichte's (Schlußrede an die Deutschen 1808): Ich rede, weil es (in diesem Augenblicke) kein Anderer thut. Aber es wird nach diesem Schritte irgend ein

*) Um Mißverständnisse zu verhüten, bemerke ich nochmals ausdrücklich, daß ich Hrn. M. nicht für den Erfinder der vielseitigen Anknüpfungen, sondern für den Urheber des Bezüglichen Systems halte. Es sind mir eine große Anzahl trefflicher Schulmänner bekannt, welche in einzelnen Gegenständen die Anknüpfungsmethode handhabten, und auch die vergleichenden Bearbeitungen mancher Wissenschaften gehören hierher. Wie Einzelne Einzelnes auf die Anknüpfungsmethode Bezügliche vorgeschlagen haben, davon nur ein Beispiel statt vieler. K. Bormann in Berlin

anderer der zweite sein; diesen zu thun haben Alle dasselbe Recht; wirklich thun wird ihn indeß abermals ein Einzelner. Einer muß immer der Erste sein, und wer es sein kann, der sei es eben."

Die Wahrheit muß erst unzählige Male ausgesprochen werden, ehe sie in fester Form zum Lichte emporwächst, wie Tausende von Moosen und Gräsern verwesen, um der Eiche Grund und Boden zu bereiten. Das geht jetzt wie sonst, und wird ewig so gehen. Im Jahre 1722 schrieb der Rektor Schöttgen: Mein Vorschlag ist schon verworfen, ehe ich ihn an's Tageslicht gebracht; aber was liegt daran! Ist er jetzund nicht reif, so wollen wir warten bis seine Zeit kommt *).

M. Gladbach.

Dr. W. Fricke.

Geschichte der volksthümlichen Schottischen Liederdichtung von Eduard Fiedler, Zerbst 1846. 2 Bde. in 8.

Während des letzten Decenniums haben auch in Deutschland die Lieder des Schotten Burns eine allgemeine Theilnahme erregt. Sie offenbarten das höchst poetische geistige Leben in einem Volke, dessen ehemals so eigenthümliche und für die Dichtung günstige äußere Gestaltung seit den letzten Jahrhunderten sich in den Strom einer größeren staatlichen Gemeinschaft und eines wetteifernden

---

bemerkt zu S. 153 seiner „methodischen Anweisung zum Unterricht in den deutschen Stylübungen:" „Ist der Lehrer in der Geschichte in derselben Klasse zugleich damit beauftragt, die Stylübungen zu leiten, so werden sich ihm aus seinen historischen Vorträgen eine reiche Anzahl Aufgaben ergeben. Ein solches sorgfältiges Bearbeiten des Lebens einzelner besonders hervorragender Personen und Darstellen großartiger Begebenheiten scheint jedenfalls zweckmäßiger und bildender, als das flüchtige Ausarbeiten des ganzen historischen Vortrags." Der Hr. Dir. Bormann hat hiernach vorzüglich die geistbildende Seite des Verfahrens, als die Unterstützung des Gedächtnisses und den allgemeinen Zusammenhang der Wissenschaften vor Augen gehabt; aber ein Stein zum Weiterbau ist es unläugbar.

*) Da hier von der allgemeinen wissenschaftlichen Methode die Rede ist, können die Einzelheiten des Mager'schen Buches nicht berücksichtigt werden †), wiewohl sie eben so bedeutungsvoll sind als das Ganze. Jede Seite gibt Gelegenheit zum Nachdenken und zu einem selbstständigen Artikel. So darf gegenwärtige Beleuchtung nicht mit einer Kritik im bekannten Sinne des Worts verwechselt werden.

†) Anm. d. Red.: Es soll dies im nächsten Hefte geschehen.

Gewerbfleißes verloren hatte. Auch diese Bekanntschaft, wie so manche andere auf dem Gebiete des Dichtens und Denkens, verdankt unsere Nation Göthe, in dessen Ausgabe letzter Hand in nachdrücklicher Weise auf den Schottischen Naturdichter aufmerksam gemacht wurde. Einige seiner bedeutendsten Lieder wurden dann in den Jahrgängen von 1836 bis 1838 der Cotta'schen „Blätter zur Kenntniß der Literatur des Auslandes" in gelungenen Uebersetzungen von Freiligrath, Notter u. A. mitgetheilt und mehr oder minder vollständige Bearbeitungen der Werke des Dichters wurden vorbereitet, und erschienen in den folgenden Jahren.

Ueberall aber hatte es das Ansehn, als ob Burns eine vereinzelte Erscheinung sei; und wenn ja von Vorgängern desselben die Rede war, so wurden nur die Namen Allan Ramsay's und Robert Ferguson's genannt, deren Burns selbst in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Lieder mit höchster Begeisterung zugleich und Bescheidenheit erwähnt *). Der Verfasser des vorliegendes Werkes hat das Verdienst, zuerst für unsere Nation ein

---

*) In dieser Weise wurde auch in Frankreich in einem der geachtetsten Organe der Kritik das Verdienst des Schotten besprochen. In der Revue des deux mondes IVe série, I. 9. werden die genannten Dichter als seine einzigen Vorarbeiter bezeichnet. Das Lob, das Burns selbst gespendet wird ist, als von einem Franzosen kommend, bedeutend genug, um hier einen Platz zu verdienen. Der Beurtheiler sagt p. 611. En tenant compte de la distance qui sépare les tableaux de genre et ceux d'histoire, après le grand nom de l'universel Shakspeare je ne craindrais pas de citer Burns comme un des poètes les mieux doués de la nature. Sa plus saillante qualité fut celle qui est la plus indispensable à un poète, une sensibilité profonde, un coeur largement ouvert à toutes les impressions de l'amour et de la haine, mais surtout de l'amour dans la plus vaste acception du mot, amour des femmes, amour de la patrie, amour de la nature. Il y joignait une ame noble, pleine du sentiment de sa dignité, désintéressé jusqu'à l'excès, courageuse, résignée dans l'adversité, à la fois religieuse et éclairée; un esprit plein d'humour, mais dont la gaieté ne desséchait nullement la tedresse du coeur; un sensibilité, source de bien et de mal, de qualités et de défauts, mais à coup sûr source aussi de poésie; enfin une imagination brillante qui anime tous ses tableaux du coloris le plus frais, le plus séduisant et en même temps le plus orai. — Sous certains rapport Burns est le poète qui rappelle le plus notre odorable LaFontaine. C'est la même bonhomie railleuse, la même philosophie indulgente, c'est la même tendresse d'ame, te même amour de la création, la même compassion pour toutes les souffrances. Oserai-je dire que l'auteur

zusammenhängendes Bild entworfen zu haben von jenem poetischen Walten, welches nun schon seit Jahrhunderten das Schottische Volk durchdringt. Eine der schönsten Erscheinungen im geistigen Leben der Völker wird dadurch dem Leser vorgeführt: Eine Nation, in welcher Ackersmann, Hirt und Weber nicht allein sich an dem edelsten geistigen Genusse ergötzen, sondern, vermöge eigner Fülle der Kraft und mit der Muttermilch eingesogener Bildung, ihn durch selbstgeschaffene Werke Andere bereiten, so daß Reiche und Arme sich um sie versammeln, um ihren Liedern zu lauschen, und Paläste so wie Höhen und Felder von dem künstlerischen Ausdruck ihrer Freuden und Leiden wiederhallen. Aber so zahlreich auch die Versammlung von Dichternamen und Dichterwerken ist, welche der Verfasser veranstaltet hat, der Sänger vom Ufer des Ayr verschwindet nicht in der Menge; einem Helden gleich ragt er aus ihr hervor und es bewährt sich was der Verfasser in der Vorrede sagt, „daß seine ganze Pracht erst hervortritt, wenn man ihn als den Mittelpunkt eines Geschmeides der durch Farbe, Größe und Werth verschiedenartigsten Edelsteine betrachtet."

Die Einleitung handelt von dem Lande und Volke der Schotten so wie von ihrer ältern höfischen und volksthümlichen Dichtung und Sprache. Es wird auf den Unterschied zwischen dem Schottischen Hoch- und Niederland aufmerksam gemacht und beide werden durch einige Züge characterisirt. „Die Schönheiten des Hochlandes," heißt es, „sind mehr wild und erhaben als freundlich, und kahle, schroffe Felsenmassen, Sümpfe und Moräste wechseln häufig mit malerischen Thälern. Heftige Kälte wirkt erstarrend von Norden her, und dicke, feuchte Nebelluft verhüllt dem Auge des Reisenden nur zu oft die herrlichste Landschaft. Aber auch das Niederland ist ein schönes Land, reich an fruchtbaren Gefilden, aber ohne die Eintönigkeit einer bloß ebenen Gegend. Es mangelt nicht an Bergen und Thälern, an schönen Meeresküsten und anmuthigen Flußufern." Die allgemein unter dem Volke verbreitete Bildung schreibt der Verfasser mit Recht dem schon im Jahre 1646 ertheilten Gesetze zu, welches verordnet, daß in jedem Kirchspiele des Königsreichs eine Schule zur Erziehung der Armen bestehen muß. Ein gewisser Grad von Kenntnissen ist offenbar durch dieses

écossais a sur le français l'avantage d'une pays et d'un langue infiniment plus poétiques, que son essor l'emporte plus souvent au-dessus des régions de la poésie comique, que sa versification est plus ferme et son style coloré de plus d'images.

Gesetz zum Gemeingut der Nation geworden. Ein anderes Mittel zur Bildung des Volkes war die Pflege des Gesangs, welcher im presbyterischen Cultus, der keine Instrumente in der Kirche gestattet, zum Bedürfniß geworden ist. Der Gesang aber bedarf wiederum der Stütze der Dichtung. Nach einigen Bemerkungen über den Charakter der Schotten, ihr Verhältniß zu dem weiblichen Geschlechte, zu ihren Eltern, ihrem Vaterlande, so wie über ihre Liebe zur Geselligkeit, erinnert der Verfasser an die Blüthe einer höfischen Poesie, die mit Barbour, einem etwas älteren Zeitgenossen Chaucer's begann und etwa mit Jakob VI. schloß. Daß auch Jakob I. unter den Dichtern dieser frühern Periode aufgezählt wird, versteht sich; nur hätte, scheint es, auf das nahe Verhältniß aufmerksam gemacht werden müssen, in welchem seine Poesie zu der Chaucer's steht, so daß er gleichsam als aus seiner Schule hervorgegangen zu betrachten ist. Der Bildung nach war Jakob I. durch seine langjährige Gefangenschaft zum Engländer geworden. — Volksthümlicher als die Werke dieser Dichter waren die Balladen, in welchen die kriegerischen Thaten der Vorfahren, daneben aber auch Geister- und Zaubergeschichten den Hauptinhalt bildeten und von denen uns Walter Scott in den Ministrelsy of the Scottish borders eine reiche Sammlung bewahrt hat. Einige derselben werden zu Anfang des nächsten Abschnittes, in welchem die Geschichte der neuern volksthümlichen Liederdichtung beginnt, mitgetheilt. Der Grund dieser Anordnung leuchtet dem Leser nicht ein.

S. 22 ff. werden die hauptsächlichsten Sammelwerke angeführt, in welchen sich die Schottischen Lieder finden von James Watson's Collection publ. 1706—1710. bis zu der Sammlung Alex. Whitelaw's publ. 1843. Der Berichterstatter erlaubt sich noch auf ein anderes Werk aufmerksam zu machen, aus welchem manche Belehrung für den Gegenstand und namentlich über das Alter verschiedener Lieder zu schöpfen war, nämlich auf die Ancient Scotish Melodies, from a manuscript of the reign of king James VI. With an introductory Enquiry, illustrative of the history of the music of Scotland. By William Dauney, Edingburgh. 4. 1838. Dieses Werk wurde veranlaßt durch die Auffindung einer, in den Jahren 1615 bis etwa 1620 abgefaßten Handschrift, so daß das Alter derselben auch für das Alter der darin mitgetheilten Lieder bürgt. Die Edingburgh Review von Monat April des Jahres 1839 gibt einen, freilich nicht sehr gründlichen, Bericht über dieses Werk, theilt jedoch die Anfänge einiger auch später noch erhaltner Volkslieder mit. Wie wichtig übrigens diese frühsten Lieder zur

Würdigung der spätern Zeit der Schottischen Poesie sind, geht auch aus den vom Verfasser mitgetheilten Proben hervor. Unter diesen befindet sich in seiner alten Gestalt das Lied, das auch durch die Sammlung von Burns Liedern bekannt ist: o gin my love were you red rose, und zu welchem Burns die folgenden Strophen hinzufügte:

O, wär' mein Lieb ein Fliederstrauch,
Geschmückt vom Lenz mit Blüthenpracht,
Ein Vöglein ich, das Obdach sucht,
Wenn seiner Flügel Pracht versagt!

Wie wollt' ich trauern, wenn er dann
Vom rauhen Herbst entblättert ständ'!
Doch singen auch im lust'gen Flug,
Wenn ich im Mai verjüngt ihn fänd'.

In dem dritten Abschnitte hat der Verfasser auf eine anziehende Weise den Zusammenhang der politischen Gesinnung der Schotten seit der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit ihrer Poesie dargestellt, indem er besonders die Bemühungen der vertriebenen Stuarts, sich des Thrones wieder zu bemächtigen in einigen Zügen vorführt und Proben der durch dieselben veranlaßten Dichtungen mittheilt. Noch interessanter ist der vierte Abschnitt, aus welchem der Leser den von Burns verehrten Allan Ramsay kennen lernt. Die aus dem gentle shepherd mitgetheilte Probe legt sowohl für die Poesie des Perückenmachers, wie für den Bildungsstand des Volkes, für das er schrieb, ein ehrenvolles Zeugniß ab. Das Gespräch zweier jungen Mädchen über die Ehe, in welchem sich die Verächterin derselben am Ende für besiegt erklärt, kann auch deutschen Jungfrauen aus den gebildetsten Ständen noch eine angenehme Unterhaltung gewähren.

Unter den Liedern, die auf die Empörung der Schotten unter Carl Eduard Bezug haben, nicht das hübsche Lied von Burns the cavalier's lament zu finden, war befremdend. Es stammt aus einer nicht sehr ergiebigen Zeit in dem Leben des Dichters und wurde von ihm am 30. März 1788 niedergeschrieben, während er sich zu Pferde nach Ellisland begab, wo damals das für ihn bestimmte Haus gebaut wurde. Diese Klage des Prätendenten, der mit dem Namen des Cavalier bezeichnet wurde, lautet nach der Uebersetzung des Berichterstatters folgendermaßen:

Der Vögel Lied jubelt beim Frühlingserwachen,
Es windet durch's Thal sich der murmelnde Quell,
Der Hagebusch blüht, und die Wiesen sie lachen,
Es schimmern die thauigten Blumen so hell.

Doch was gibt mir Freude, was scheinet mir schön,
Da zögernd die Stunden der Sorgen vergehn?
Der Blümlein Entspringen, der Vöglein Singen
Kann Hoffnungskeim mir in den Busen nicht sä'n.

War Hasses denn würdig die That, die ich wagte,
Für König und Vater der Kampf um sein Land?
Sein sind diese Hügel, sein sind diese Thäler,
Den Thieren ein Obdach, das ich hier nicht fand.

Nicht klag' ich mein Leiden so groß es auch sei;
Euch tapferen Freunden die Thränen ich weih'.
Ihr kämpfet so muthig im Kampfe so blutig
Und würdig zu lohnen euch, steht mir nicht frei.

Ueberall stoßen wir auf Lieder, die durch Rhythmus und Gedanken an den Sänger vom Ayr erinnern, und die ihm bei seinen eigenen Dichtungen vorgeschwebt haben müssen. So findet sich der Hauptgedanke des langen Liedes des ehrwürdigen Pfarrers Skinner wieder in dem hübschen Liedchen „John Anderson, mein Lieb, John." Um diesen Einflüssen noch genauer nachspüren zu können, wäre es für den Leser wünschenswerth gewesen, auch von Fergussons Liedern, welche Burns so hoch stellte, einige Proben zu finden, wenn sie auch durch die örtlichen und persönlichen Anspielungen, wie der Verfasser mit Recht sagt, schwer verständlich sind. Aber sehr dankenswerth ist in derselben Beziehung die Mittheilung von demselben Dichter the farmers ingle, das Burns zu seinem the Cotters saturday night angeregt hat.

Mit Recht nimmt Burns den verhältnißmäßig bedeutendsten Platz in dem Werke des Herrn Fiedler ein; und so viel auch schon über das Leben und die Werke desselben geschrieben worden ist, so gelingt es ihm doch, zu dem bisher allgemein Bekannten oder doch leicht Zugänglichen noch manchen werthvollen Beitrag zu liefern. Hierzu muß vor Allem seine Uebersetzung der Cantate, the jolly beggars gerechnet werden, dieser so höchst charakteristischen Dichtung, in welcher ein wahrhaft teuflischer Humor herrscht. Man glaubt diese zerlumpte Gesellschaft vor sich zu sehn; und nicht leicht scheint es möglich, die sittenlose und doch geistreiche Lustigkeit, in der untersten Region der bürgerlichen Gesellschaft,

mit lebhafteren Farben künstlerisch darzustellen, als sie in den mitgetheilten Liedern erscheint. Die Uebersetzung des Verfassers ist als gelungen zu betrachten und namentlich ist in dem ersten Liede: „Vom Mars bin ich ein Sohn" der lebhafte Schwung, der im Original herrscht, glücklich wiedergegeben.

Auch ein zärtliches Verhältniß des Dichters zu einer Miß Maclehose wird mitgetheilt, dessen bei seinen übrigen deutschen Biographen keine Erwähnung geschieht und das für die Entstehung einiger seiner schönsten Lieder von Bedeutung war. Zu diesem gehört das berühmte Lied Ae fond kiss and then we sever, dessen Schwierigkeit für die Uebersetzung, die durch die Gedrängtheit des Ausdruckes und die ihm inwohnende Gluth der Leidenschaft entsteht, schon Wettkämpfe unter namhaften Dichtern erregt hat. Der Verfasser vermuthet, daß Burns dasselbe bei seinem Weggange von Edinburg gedichtet habe. Dieser fällt in das Jahr 1787; es geht jedoch aus einem seiner Briefe hervor, daß er es erst im Jahre 1790 schrieb, als Erinnerung an einen Besuch, den er kurz vorher in Edinburg gemacht hatte. Der Verfasser theilt eine Uebersetzung dieses Liedes mit, welche vor der schon bekannten keinen wesentlichen Vorzug zu verdienen scheint; sie möge hier einen Platz finden und es sei dem Berichterstatter erlaubt, seine eigne Uebersetzung derselben folgen zu lassen.

Einen Kuß und dann geschieden,
Ein Lebewohl, das letzt' hienieden.
Thränen weih' ich, herzentwundne,
Weih' dir Seufzer, tief empfundne.
Hat der Recht, wenn er verzaget,
Dem ein Hoffnungsstrahl noch taget?
Mir — ach nicht ein Schimmer lacht mir,
Alles um mich her ist Nacht mir.

Dich, mein Herz, kann ich nicht schmähen!
Nichts konnt' Annchen widerstehen.
Denn sie sehn, sie lieben war,
Sie allein für immerdar.
Hätten niemals wir so herzlich,
Niemals wir geliebt so schmerzlich,
Nie gekannt uns, nie geschieden,
O wir lebten noch in Frieden.

Lebewohl, du Erste, Schönste,
Lebewohl, du Best', Ersehnt'ste!
Mögst du Ruh' und Frieden finden,
Mög' dich Lieb' und Freud' umwinden.

Einen Kuß und dann geschieden,
Ein Lebewohl, das letzt' hienieden!
Thränen weih' ich, herzentwundne,
Weih' dir Seufzer, tiefempfundne.

Einen Kuß und dann geschieden!
O, auf ewig leb' in Frieden!
Dir gelob' ich mich in Thränen,
Weihe dir mein heißes Sehnen. —
Wer nennt schon sein Glück zertrümmert,
Wenn der Hoffnung Stern noch schimmert?
Mich, kein heitrer Strahl erhellt mich,
Nur Verzweiflungsnacht umstellt mich.

Wer kann solcher Neigung schmähen,
Wer dir, Nancy, widerstehen?
Dich nur sehen, war dich lieben.
Lieben dich, auf ewig lieben,
Mußten nie wir heiß entbrennen,
Nie der Liebe Gluthen kennen,
Nie uns sehen, nie uns meiden,
Bräch' uns nicht das Herz beim Scheiden.

Lebewohl, du hoch verehrte,
Lebewohl, du heiß begehrte!
Jedes holde Glück auf Erden,
Lieb' und Wonne mög' dir werden.
Einen Kuß und dann geschieden!
O, auf ewig leb' in Frieden!
Dir gelob' ich mich mit Thränen,
Weihe dir mein heißes Sehnen.

Noch manche andere Proben aus Burns theilt der Verf. mit und hat es immer vorgezogen, diese in eignen Uebersetzungen zu geben, welche die vorhandenen vielleicht an Treue, aber nicht an Gewandtheit im Ausdrucke übertreffen. Zu den gelungenen Uebersetzungen muß Hochlands-Marie, Th. I. S. 175, gerechnet werden; dagegen leiden an Härte der Sprache die Lieder mein Hannchen und die alte Zeit; und das bekannte: Mein Herz ist im Hochland ist weniger poetisch wiedergegeben, als in den Uebersetzungen, die das Ausland davon lieferte unter dem 20. Februar 1836, so wie Heintze und Kaufmann. Tam o' Shanter findet sich auch bei Kaufmann, und ist auch in Gerhard's Uebersetzung wohl gelungen. Es sei dem Berichterstatter erlaubt,

einer der beiden als mangelhaft bezeichneten Uebertragungen seine eigene nachfolgen zu lassen.

Mein Hannchen.

Woher auch wehen kann der Wind,
 Den West, den lob' ich mir,
Denn da lebt meine liebe Maid
 Und mein Herz gehöret ihr.
Da grünt der Wald, da fließt der Strom,
 Und Hügel mischen sich ein;
Doch Tag und Nacht ist meine Seel'
 Bei Hannchen nur allein.

Ich seh' sie in der thau'gen Blum',
 Ich seh' sie süß und schön,
Ich hör' sie in der Vögel Sang,
 Hör' ihres Sanges Tön'.
O jede Blume, die da sproßt
 Bei Quell, in Hain und Flur,
O jeder Vogel, der da singt,
 Mahnt mich an Hannchen nur.

Von allen Winden, die da wehn,
 Mag ich den West so gern;
Im Westen lebt mein Liebchen fein,
 In weiter, weiter Fern'.
Gar mancher Berg und manches Thal
 Liegt zwischen ihr und mir:
Doch weilt mein Geist bei Tag und Nacht
 Ohn Unterlaß bei ihr.

Ich folg' ihr auf der Blumenflur,
 Stets ist sie schön und mild;
Ich höre sie im Vogelsang,
 Der rings die Luft erfüllt.
Ja, jedes Blümchen, das entspringt,
 Des klaren Baches Zier,
Und jedes Vöglein, welches singt,
 Verkünden mir von ihr.

Drum, lieber Westwind, rausche sanft
 Im grünen Blätterhaus';
Du führst die kleinen Bienen heim,
 Vom reichen Blüthenschmaus':

So führ du auch die holde Maid
In meine Arme mir;
Denn aller Gram verscheucht mir schnell
Ein süßer Blick von ihr.*)

Der zweite Theil des Werkes macht uns mit den Zeitgenossen von Burns und den neuesten schottischen Dichtern bekannt, unter welchen James Hogg, der Ettrikschäfer, Allan Bunningham, der Maurer, und Robert Tannahill, der Weber, den ersten Platz einnehmen. Aber welcher Abstand zwischen ihren und selbst des Dichters Thom Liedern und den Dichtungen von Burns! Kaum gebührt ihnen noch der ehrenvolle Name von Volksdichtern; manches Lied haben sie zwar gedichtet, das auch der Gebildete mit Vergnügen lies't; aber mit dem Volksdichter haben sie oft nur die Sprache gemein, nicht mehr die Anschauungsweise; und ungeachtet ihres Volksidioms ist ihre Poesie eine gelehrte und angelernte, die keineswegs ursprünglich aus den sie umgebenden Kreisen hervorgegangen ist. Auch in Deutschland und Frankreich häuft sich die Zahl dieser Art von Volksdichtern, welche, ohne vorgängige Bildung, durch fremde Poesie zu eigenen Erzeugnissen angeregt werden. So erscheint auch Reboul, der Bäcker von Nimes, nur als ein halbgelehrter, wenn gleich oft glücklicher Nachahmer Lamartine's, der nur, wie auch viele deutsche Handwerker, in denen man Nachahmer Schiller's erkennt, darum Volksdichter genannt wird, weil er dem Volke, im engern Sinne des Wortes, angehört, nicht aber, weil er für das Volk gedichtet hätte. So harter Tadel trifft freilich die schottischen Dichter noch nicht; sie neigen sich nur zu dem bezeichneten Zustande hin, und manches ihrer Lieder kann noch als volksthümlich bezeichnet werden. Auch würde wohl mancher der besprochenen Dichter durch eine anders getroffene Auswahl unter einem vortheilhafteren Lichte erscheinen; namentlich zeichnet sich Hogg in manchen seiner Lieder durch eine Zartheit der Empfindungen aus, welche in den mitgetheilten Proben nicht besonders hervortritt. Es möge hier eines seiner Lieder in der Uebersetzung des Herrn Fiedler Platz finden.

Maria, bist so süß und gut,
Meine ganze Seele dir gehöret,
Eh' meines Herzens Schlag nicht ruht,
Für dich nicht auf zu schlagen höret.

*) Diese letzte Strophe rührt von dem Buchhändler Reid in Glasgow her.

Werth ist der Sitz mir auf der Höh',
Wo manche lange Stund' ich weile.
Dort aus Mariens Hütte seh
Aufsteigen ich des Rauches Säule.

Wenn Phöbus blicket übern Moor,
Schön seine goldnen Locken fallen,
Wenn Morgen Düfte haucht hervor,
Und Freud' und Lust das Thal durchhallen:
Zum Bache treib' die Heerd' ich dann,
Ich trage, die zu schwach zum Gehen;
Blickt mich ein schuldlos Lämmchen an,
Glaub' ich Mariens Blick zu sehen.

Die Heimath, wo er ward zum Mann,
Mag der Verbannte eh'r vergessen,
Die Biene eh'r vergessen kann
Die Arbeit, die ihr zugemessen.
Kalt mag die Sonn' und lichtlos sein,
Von ihrem Weg die Sterne fliehen:
Doch weil noch schlägt das Herze mein,
Vergess' ich nimmermehr Marien.

Schließlich mag es wiederholt werden, daß es dem Verf. gelungen ist, die Geschichte der schottischen Liederdichtung zum ersten Male dem deutschen Leser als ein organisches Ganze darzustellen, dessen Entstehung, Fortbildung, Blüthe und Verbreitung, die aber auch eine Verflachung ist, in Umrissen und Bruchstücken vorgeführt wird. Der Styl des prosaischen Theiles dieses Werkes ist dem Gegenstande angemessen und anspruchslos, entbehrt aber zuweilen der zu wünschenden Sorgfalt.

Düsseldorf.

Philippi.

Neues Jahrbuch der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. Herausgegeben von Friedr. Heinr. von der Hagen. Siebenter Band. Berlin, 1846.

Dieser Jahrgang der „Germania" (so heißt der zweite Titel der vorliegenden Zeitschrift) zeichnet sich durch besondere Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit aus. Er enthält nicht weniger als 24 Artikel, die zum Theil Collectiv-Artikel sind, von Förstemann, Hermes, Jahn, Kannegießer, Klöden, Kuhn, Liebrecht, Maßmann, Odebrecht, Roth, San-Marte (A. Schulz), Tieck, Zeune, Zinnow und dem Herausgeber. Letzterer eröffnet die Reihe durch Mittheilung der beiden ersten

Abenteuren und einiger andern Stellen der St. Galler Niebelungen-Handschrift, von deren äußerer Beschaffenheit, Einrichtung und Schreibweise er schon früher an einem andern Orte Bericht gegeben. Sodann entwickelt Zinnow in einer ausführlichen, sehr gelehrten und gründlichen Untersuchung die Sage von den Haymonskindern, nächst der Rolandssage die verbreitetste unter allen, die zum Sagenkreise Karl's des Großen gehören. Diese Abhandlung darf als eine sehr wesentliche Bereicherung unserer mittelalterlichen Literatur betrachtet werden und läßt, nebst seinen übrigen werthvollen Arbeiten, den Tod des Verfassers, der im blühenden Mannesalter schleunig hinweggerafft wurde, als einen beklagenswerthen Verlust erscheinen. Daran schließt sich ein Versuch von K. L. Kannegießer, die bisherige Eintheilung der Poesie in die vier Hauptzweige der lyrischen, didaktischen, dramatischen und epischen Dichtkunst auf psychologischem Wege zu rechtfertigen und zu begründen, wobei sich das Resultat ergibt, daß die lyrische Poesie dem Gefühl, die didaktische der Erkenntniß und die dramatische dem Willen entspricht; diesen drei Gattungen steht die epische Poesie gegenüber, welcher die Begebenheit zu Grunde liegt, die weder, wie das Gefühl, ein Zustand, noch, wie Begriff und Handlung, Thätigkeit des eigenen Geistes, sondern fremde Thätigkeit, That des Zufalls, des Schicksals, der Götter, der Gottheit ist. Mag die hier aufgestellte Theorie auch im Einzelnen zu mannigfachem Bedenken Anlaß geben, so wird man doch nicht wohl umhin können, den eingeschlagenen Weg für den einzigen anzuerkennen, der zu befriedigenden Ergebnissen führt. Aus dem gewonnenen Gesichtspunkte betrachtet dann Kannegießer insbesondere die neuere Poesie und versucht ihren eigenthümlichen Charakter zu bestimmen.

In der vierten Abhandlung „über die numerischen Lautverhältnisse im Deutschen“ macht Förstemann von dem Benzenberg'schen Satze „Zahlen entscheiden“ eine sehr interessante Anwendung auf einen Theil der historischen deutschen Grammatik. Indem er die Grundlinien einer Lautstatistik des Gothischen, Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen zieht, kommt er sogleich auf einige sehr überraschende Resultate, und bringt dem Leser die Ueberzeugung bei, daß die fortgesetzte Anwendung dieser Methode für die Grammatik zu eben so bedeutenden Aufschlüssen führen muß, als die Statistik in neuern Zeiten aus der vergleichenden Betrachtung bloßer Zahlenangaben gewonnen hat. Um nur eines der von Förstemann erzielten Ergebnisse an-

zuführen, so weis't das Verhältniß der Vocale zu den Consonanten in den genannten vier Zweigsprachen (41 Vocale unter 100 Lauten im Goth., 44 im Ahd., 40 im Mhd., 38 im Nhd.) darauf hin, daß die Veränderung der deutschen Sprache zwischen dem 9ten und 13ten Jahrhundert eine etwa dreimal so starke gewesen sei, als zwischen dem 13ten und 19ten Jahrhundert, ein Satz, der im Verlauf der Abhandlung noch von andern Seiten mehrfache Bestätigung findet. Ob aber jener Satz, wie Förstemann meint, ganz identisch sei mit dem, „daß das Sprachleben in jener Zeit etwa dreimal so stark war, als in dieser," läßt sich in Zweifel ziehen; denn auch der Zustand des Verfalls, der Auflösung und Zersetzung, wo das Leben einer Sprache zu ermatten, zu erlöschen beginnt, kann durch bedeutende und zahlreiche Veränderungen in den Lautverhältnissen bezeichnet sein.

Von geringerem Belange, jedoch den strengen der übrigen Abhandlungen angenehm unterbrechend, ist ein hier aufgenommener, von Dir. Zeune beim Goethe-Feste gehaltener Vortrag „über Demuth." An jene bekannten lebhaften Erörterungen über den Werth des Muths und der Demuth bei Diesterwegs Jubelfeier anknüpfend, spricht er erst über die Geschichte des Wortes Demuth und zeigt dann an einer Reihe von Stellen aus Goethe's Schriften, wie dieser über Demuth und Muth gedacht habe. Hieran schließen sich ein Bericht von Hermes über „die Wielandsage im Friedrich von Schwaben" (nach der Wolfenbüttler Handschrift), und weiterhin einige kleine Würzburger Fragmente der Nibelungen, von Franz Roth mitgetheilt. Sodann folgt unter der Ueberschrift „zum 28. Januar. Nachfeier (Karls des Großen)," ein beim Stiftungsfest der Gesellschaft gehaltener Vortrag von Maßmann, worin er, von den Eginhard'schen Nachrichten ausgehend, über die Monats- und Windenamen Karls des Großen sich verbreitet. Als Hauptresultat stellt sich hervor, daß Karl die alten heidnischen Benennungen nicht ganz vertilgt, aber doch mehrfache neue Bezeichnungen, namentlich für die Monate, eingeführt habe. Sehr anerkennenswerth sei es, daß er nur deutsche Namen gewählt, und überhaupt, bei allem Eifer für das Christenthum, sich nicht deutscher Sitte, deutscher Sprache und deutschem Gesange entfremdet habe. Hieran reihen sich einige Bemerkungen von Klöden über die Erwähnung der Dornenkrone in der mittelalterlichen Literatur. Weiter theilt San-Marte ein wälsches Mährchen, den „Traum des Rhonabwy," aus dem Englischen der Lady Charlotte Guest, mit und verbreitet sich in

einem Nachworte über seine historischen Beziehungen, die Zeit seiner Abfassung und seine Bedeutung.

Indem wir über die neun folgenden Nummern mit bloßer Anführung ihrer Ueberschriften hinwegeilen (11. Ueber die Redensart: Die Feige weisen, von Liebrecht. 12. Proben einer Neudeutschung des Heliand, von Kannegießer. 13. Die südliche Wanderung der deutschen Heldensage, von Maßmann. 14. Ueber v. d. Hagen's Handschrift des Passionals, von Klöden. 15. Nochmals das alte Passional, von Maßmann. 16. Ueber die Bildung von Akrostichen in deutscher Sprache, von Odebrecht. 17. Aus altdeutschen Handschriften, vier Beiträge von Hermes, Maßmann und v. d. Hagen. 18. Ueber das Wort schellec (erschellen) von Klöden. 19. Luther, ein Collectiv-Artikel aus vier Beiträgen von Maßmann, Jahn und v. d. Hagen): verweilen wir einige Augenblicke bei den Artikeln 20. und 21, welche „Goethe" und „Schiller" überschrieben sind. In jenem Artikel erklärt sich v. d. Hagen gleichfalls für die Vermuthung, welche Ref. in seinem Commentar zu Goethe's Gedichten ausgesprochen, daß die „Lieder," worauf wiederholt in Goethe's poetischer Epistel an Mademois. Oeser hingedeutet ist, die Lieder des von Tieck neu herausgegebenen Leipziger Liederbüchleins sind. Dann folgt aber ein bedeutendes chronologisches Versehen, indem das Bundeslied: „In allen guten Stunden," in eine noch frühere Frankfurter Zeit, vor der Leipziger, versetzt ist. Es gehört, wie Ref. in dem obigen Commentar nachgewiesen, in die Zeit der Lieder an Lili. Unter den aus Jacobi's Iris mitgetheilten Goethe'schen Gedichten ist die Unterschrift „L. an G." der Verse: „Denkmal der Freundschaft. Auf eine Gegend bei St—g." schwerlich „Lotte an Goethe" zu deuten, vielmehr wahrscheinlich „Lenz an Goethe." Schon das St—g (vermuthlich Straßburg) spricht entschieden gegen die Beziehung auf die Wetzlaer Lotte, auch soll das Gedicht ja ein Denkmal der Freundschaft, nicht der Liebe sein. Eher ist die Vermuthung v. d. Hagen's statthaft, daß das mit P. unterzeichnete Gedicht „Freundin aus der Wolke" ein Goethe'sches Produkt sei, da auch unter andern entschieden Goethe'schen Gedichten in der Iris diese Chiffer steht. Ueberhaupt aber sind wir für diese Mittheilung älterer Formen von Goethe's Gedichten aus der Iris, dem Mercur, der Berliner Ephemeriden der Literatur und des Theaters und anderen Zeitschriften dem Herrn Herausgeber Dank schuldig. Auch zu Erwine und Elmire sind ein paar Varianten gegeben, deßgleichen zum Jahrmarktsfest in

Plundersweilern einige Zeilen, worüber schon in diesem Archiv, Bd. I. S. 358, die Rede gewesen. Endlich verbreitet sich der Goethe-Artikel noch über die Faustliteratur und bringt hier manches Neue und Beachtenswerthe. — In dem Artikel „Schiller“ gibt Dr. Liebrecht aus der neuerlich von Ferd. Jos. Wolf herausgegebenen Rosa de Romances eine Romanze in wörtlicher Uebertragung, die er als die „ursprüngliche Quelle“ des Schiller'schen Gedichtes „der Handschuh“ betrachtet. Mit dem Letztern kann er wohl nichts Anderes meinen, als daß die verschiedenen wandernden Erzählungen, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, und somit auch die Anekdote in St. Foix Essay sur Paris, wodurch Schiller erweislich*) zu seinem Gedichte angeregt worden, aus jener Romanze, als letzter Quelle, geschöpft worden — eine Behauptung, die sich schwerlich erweisen lassen möchte. Die hier mitgetheilte „Romanze von Don Manuel de Leon“ schließt übrigens ganz anders, als Schiller's Handschuh. Trotz dem, daß der Ritter der Dame beim Zurückbringen des Handschuhs einen Backenstreich versetzt, endigt sich die Geschichte mit einer Vermählung Beider. Zum „Gang nach dem Eisenhammer“ liefert ferner Dr. Liebrecht eine Parallelgeschichte aus dem Leben der heiligen Isabella, welches der Bischof von Oporto D. Fernando Correa de Lacerda verfaßt hat. Diesen Gegenstand hat Ignacio Pizarro de Moraes Sarmento unlängst in einer Romanze bearbeitet, wobei er in einer Anmerkung der Schiller'schen Ballade gedenkt.

Den Schluß des Jahrbuchs bilden Zaubersprüche aus England und Schottland von Kuhn, dann ein Sprachschwank von Obr. über das Wort „Fallen“ und endlich die Jahresberichte von den Arbeiten der Gesellschaft nebst einer Uebersicht der wichtigsten neuen Werke über deutsche Sprache und Alterthumskunde, von Juli 1844 bis Juli 1846, welcher eine größere Vollständigkeit zu wünschen wäre.

V.

Organismus der lateinischen Sprache, oder Darstellung der Weltanschauung des römischen Volkes in seinen Sprachformen. Von Dr. Anton Schmitt. Zwei Theile. Mit sechs Formentafeln. Mainz, 1846. Selbstverlag des Autors. In Kommission bei Joh. Wirth.

Die in dem vorliegenden Werke mit eben so viel Gewandtheit als Tiefe gestellte Sprachparallele zwischen dem Organismus

*) S. meinen Commentar zu Schiller's Ged. IV. S. 41.

der lateinischen Sprache und dem der spanischen, italienischen, polnischen, französischen, deutschen und andern neuern Sprachen macht dasselbe zu einer der wichtigsten und beachtenswerthesten literarischen Erscheinungen unserer Zeit. Denn gerade jetzt, wo der Geist der Wissenschaft sucht, die durch fruchtbare Bemühungen der ältern und neuern Gelehrten angebauten Wege der Forschung rastlos bis zu ihren Endpunkten zu verfolgen; wo er strebt, mit Witz und Scharfsinn neue Quellen des Wissens aufzufinden; wo er sich anstrengt, in die geheimnißvolle Tiefe der Natur und des menschlichen Gemüthes einzudringen, neue Bahnen der Bearbeitung zu brechen und das Gebiet der Wissenschaft nach verschiedenen, oft einander durchkreuzenden Dimensionen zu durchmessen; überhaupt, wo das Streben der wissenschaftlich Gebildeten nach einer tiefern Einsicht in die Werkstätte des Geistes und der Natur so allgemein geworden ist, dürfte kein wissenschaftlicher Versuch unserer Aufmerksamkeit und Anerkennung würdiger sein, als der, welcher der geistigen und physischen Natur bei der Schöpfung der Sprache alte und neue Geheimnisse abringt und diese Errungenschaft der gebildeten Welt mittheilt.

Und ein solches merkwürdiges Aktenstück ist der Eingangs erwähnte „Organismus der lateinischen Sprache ꝛc. In diesem macht der Verfasser den Versuch, die logisch-organischen Elemente, aus welchen die Flexionsformen indo-germanischer Sprachen bestehen, aus einem einzigen allgemeinen (universellen) Prinzip des menschlichen Geistes und der äußern Natur, durch Beschreibung von immer engeren Kreisen die Formen- und Verhältnißbegriffe der Pronomina, Nomina, Verba und sogenannten Partikeln, so wie deren Begriffs- und Verhältnißformen logisch-organisch individualisirend, zu entwickeln, und die Wahrheiten seiner Forschungen durch Vergleichungen adäquater Erscheinungen in der Struktur der flexibeln Redetheile mehrerer neueren Sprachen physiologisch nachzuweisen.

Er bemüht sich, zuerst nach mehreren einleitenden Paragraphen, mit Darlegung seltener Sprachkenntnisse die richtige Aussprache des Lateinischen herzustellen und läßt dabei für die Gewinnung unserer Ueberzeugung nichts übrig.

Bei den folgenden Nachweisungen erscheint in dem Urelementar-Wurzelworte *E*, auch *I*, welches sich in das Urpronomen *Se*, auch *Si*, und in das Urverbum *Esse*, auch *Isse* logisch-organisch individualisirt, die Urquelle des Lebens der lateinischen Sprache und zugleich der mit ihr verwandten ältern

und neuern. Desgleichen stellen sich Urpronomen und Urverbum in ihren Stamm- und Flexionsbildungen durch Befolgung fester, logisch-organischer Gesetze als die Ur- oder Musterbilder für die Formationen der Deklinations- und Conjugationsflexionen dar. Eben so werden alle Pronomina und Nomina, wozu natürlich auch die Adjektiva gehören, mit Beobachtung logisch-organischer und euphonischer Prinzipien unter die Verhältnißformen des Urpronomens (Pronom. substantivi), wie auch die Verba (adjektiva) unter jene des Urverbums (Verbi substantivi) gestellt.

Auffallend schön ist die logisch-organische Entwickelung der pronominalen, nominalen und verbalen Pluralformen aus der Seele der Sprache gewonnen. Sie läßt unter der Form des Urpronomens die Stammform eines jeden Pronomens und Nomens sich wiederholen und dasselbe sich an diese Stammform, unter dem Einflusse des euphonischen Prinzips, agglutiniren und afformiren, um durch die in dem Urpronomen wiederholte Setzung der singularen Stammform nach Art der malaischen Sprache (Organismus der griech. Sprache §. 24.) das Pluralitäts-Verhältniß zu bezeichnen. So wurde z. B. comparativ die deutsche Pluralform e in: Tag—e dahin erklärt: daß dieser Vokal, als Pronomen = Ein gesetzt, statt: Tag stehe, Tag—e also organisch so viel heiße als Tag — Tag, und logisch s. v. a. zwei oder mehrere Tage.

Nach der weitern Darstellung stehen die singularen und pluralen Genitivformen mit den Comparationsformen in logisch-organischer Verwandtschaft. — Noch auffallender als die Entwickelungen der pronominalen und nominalen Pluralformen ist die der verbalen Form des sogenannten Supini auf *u* als indeklinables Participium Praeteriti Activi, so wie besonders die Entwickelungen der Passivformen das lebhafteste Interesse erregen. Hiernach ist z. B. die Form doceor aus *doceo-se* d. i. aus der Aktivform *doceo* und dem Urpronomen *se*, in der angegebenen Bedeutung rein logisch-organisch entwickelt. Der Reiz des Neuen und Interessanten wird unterhalten durch die weitere Darstellung des s. g. Participii auf *dus, a, um,* als des Participii *Praesentis* Passivi und durch die der Verbal-Adjektiven auf *bundus, a, um,* und *cundus, a, um* als der eigentlichen Particip. *Futuri* Passivi. Sämmtliche Entwickelungen finden in dem menschlichen Geiste und in der äußern Natur ein völliges Aufgehen des Einen in dem Andern, so daß zwischen beiden eine totale Identität eintritt.

Das überzeugendste Moment aber in dem ganzen mit großem Scharfsinn und tiefen Sprachkenntnissen bearbeiteten Werke ist unstreitig die feine, lebendige, logisch-organische Kette, die, wie der Faden der Ariadne durch das Labyrinth, sich von dem Universalbegriffe des Urelementar-Wurzelwortes durch das Chaos von Sprachlauten lichtvoll und mit strengster Konsequenz hindurchzieht.

Am meisten haben den Referenten beim Studium der interessanten Schrift angezogen die physiologischen Entwickelungen der Naturgemälde, die uns gezeigt werden in den Wurzeln von: digitus, dicere, ducere, docere, decem, dare, demere; *δέκειν, δείκειν, δέχεσθαι, δάκτυλος, διδάσκειν, δόγμα*; thun, dienen, deuten, dingen (ahd.), Ding, Zehe, zehn, ziehen, Zug, zeigen, zählen (zahlen), Zoll; sagen, Sachen, reden, rathen; nutus (von nuere), numerare, nemus, senex (von se-ne-o), *νεέιν, νέμειν, νεὼς;* nicken, neigen, nehmen, genießen, weiden, die Weide, der Tempel, der Greis.

Von gleicher Originalität und Merkwürdigkeit ist die scharfsinnige Entdeckung der Ligamente *n, b. m, j* und zuweilen *g*, und der Tendinen l, n, r, s, durch welche die Silben der Worte und Flexionsformen z. B. in *fabularemint*, wie die Glieder eines thierischen Körpers, zu einem gemeinsamen Lebenszwecke verbunden werden. Ebenso die Nachweisung besonders der äußern Verwandtschaft des Gothischen, Althochdeutschen und Neuhochdeutschen mit dem Lateinischen und Griechischen in der Bildung der Nominal- und Verbal-Flexionen.

Mit Recht fordert der Verfasser dazu auf, nach den bekannten logisch-organischen Bildungsgesetzen der Worte und nach den von ihm gegebenen Winken, in allen Wortwurzeln die Ur- oder Musterbilder des Naturlebens in physiologischem Wege aufzusuchen und so die Weltanschauung der Völker auch hierin zu enthüllen. Aber dem Referenten scheint die Ausführung dieser Arbeit, wenn auch die durch das ganze System des Organismus fließende Lichtquelle des sprachlichen Lebens als Wegweiser dienen dürfte, doch keine so leichte Unternehmung zu sein, wie der Verfasser sie uns hingibt; da es Manchem an dem erforderlichen Natursinn fehlen dürfte.

Dessen ungeachtet bezweifelt Referent keineswegs, daß der, von dem Verfasser bezeichnete und von ihm selbst betretene Weg noch zu den erwünschtesten Resultaten führe und uns in jeder Sprache die treueste Natur- oder Weltanschauung des sie redenden Volkes erkennen lassen werde. Aus diesem Grunde hält Re-

ferent dafür, daß das gründliche Studium dieses Werkes leicht einer, der Wissenschaft entsprechenden, Umgestaltung der Sprachstudien vorarbeiten und schon in seiner ersten Auflage, wie sie vorliegt, als Leitfaden bei akademischen Vorlesungen über den Organismus der Sprachen im Allgemeinen und Besondern der Empfehlung würdig sein dürfte. In wenigen Worten zu sagen: Mit diesem Originalwerke, welches als ein einziges in der gesammten Literatur dasteht, und worin der tiefsinnige Geist des Deutschen seinen alten Ruhm vor andern Nationen bewährt, sind die wichtigsten Sprachgeheimnisse enthüllt, und ist uns der Hauptschlüssel zu noch weiterm Eindringen in die geheime Tiefe des logisch-organischen Baues der Sprache in die Hände gegeben.

Um das Verdienst, welches der Verfasser sich durch diesen Organismus um die Sprachwissenschaft erworben hat, eigentlich recht zu würdigen, darf man denselben einmal nur als eine noch ungelös'te Aufgabe betrachten. Muß sie dann nicht selbst jedem wissenschaftlich Gebildeten als eine wahrhaft kolossale, gleichsam unausführbare Arbeit vorkommen? Und jetzt, wie einfach und natürlich erscheint die Lösung, da der Riesensprung gethan und gelungen ist!

Zum Schlusse fühlt Referent sich veranlaßt, den Wunsch auszudrücken, daß der Verfasser selbst mit gleicher Originalität und Sinnigkeit, wie die gegebenen Proben, auch alle Wortwurzeln, wenigstens der deutschen Sprache physiologisch bearbeiten und sich dadurch ein rühmliches Verdienst mehr um die Förderung der Sprachwissenschaft erwerben möchte.

Remarques sur la langue française au XIXme siècle, sur le style et la composition littéraire, par Francis Wey. Paris, Didot. 1845. 2 Bände.

Unter den neueren Werken, in denen sich die französischen Gelehrten mit ihrer eigenen Sprache beschäftigen, nimmt das vorliegende unstreitig eine interessante Stelle ein. Es ist was den grammatischen Theil betrifft, der Antipode der Grammaire Nationale, ohne jedoch diese seine Gegnerin großer Berücksichtigung zu wür-

digen. In Sachen der Grammatik stellten nämlich die Verfasser der Gramm. Nat. möglichst große Freiheit als Princip auf, und suchten überall durch Belegstellen aus classischen oder wenigstens namhaften Schriftstellern der älteren und neueren Zeit nachzuweisen, daß Manches, was von Girault-Duvivier und Anderen als Solöcismus verworfen war, erlaubt sei, was aber, abgesehen von diesen Belegstellen, von dem Räsonnement und dem Geiste dieses sich selbst „éminemment classique" nennenden Werkes zu halten sei, darüber ist wenigstens unter den deutschen Sprachforschern nur Eine Stimme. Hier haben wir es mit einem Buche zu thun, welches nicht blos ins Gebiet der Grammatik einschlägt, sondern auch in das der Stylistik und Rhetorik; jedes dieser drei Gebiete aber auch nur berührt, und nichts weniger als umfaßt. Es sind eben bloße remarques, die zwar seit Vaugelas (also seit 200 Jahren) die zahlreichsten sein sollen, wie der Verf. (Vorrede S. 8) sagt, von denen wir aber geradezu behaupten müssen, daß sie ohne allen Plan, ohne alle Ordnung aufs Gerathewohl zusammengewürfelt und ein buntes Mischmasch bilden. Damit stimmen auch, genau betrachtet, die Versicherungen des Verf. (a. a. O.) selbst überein, daß sie, l'une à l'autre liées par un enchaînement imperceptible (!) n'ont rien de l'aridité des études grammaticales, réduites à la sèche exposition des faits, et alignées dans un ordre fastidieux, comme des recettes d'alchimie. In der That, die Verbindung zwischen ihnen ist durchaus imperceptible, weil sie nicht existirt, und vor der aridité des études grammaticales wird der Leser geschützt durch den Mangel an einem Studium und durch den lächerlichsten, oft ins Unglaubliche gehenden Purismus, der nicht allein gegen die sprachlichen Erscheinungen des Alltagslebens oder des Zeitungsstyles, sondern auch gegen die berühmten Schriftsteller in blinder Wuth eifert. Hier liegt, in directem Gegensatze gegen die Grammaire Nationale, die Tendenz vor, die Sprache von Allem, was ihr einestheils in den vorhandenen Grammatiken als erlaubt zugestanden worden ist, und was sich anderentheils durch den Gebrauch der Jetztzeit in sie einzuschleichen droht, ohne von Grammatikern oder Lexikographen anerkannt zu sein, zu reinigen und zu befreien, d. h. mit andern Worten, die alte Fessel, welche der Romanticismus der Sprache abgenommen hat, ihr wieder anzulegen.

Nachdem in der Vorrede der Verf. einige dürftige Notizen über die Geschichte der griechischen und lateinischen Grammatik im Alterthum gegeben, wobei er es auch an falschen Angaben nicht

fehlen läßt, z. B. daß Aristophanes von Byzanz und Aristarch nur Commentatoren Homer's gewesen seien, daß Dionysius der Thraker zwei Jahrhunderte vor der Cleopatra gelebt habe, theilt er in kurzen Umrissen eine Geschichte der älteren französischen Grammatik mit, deren erste Anfänge bekanntlich in die Mitte des 16ten Jahrhunderts fallen. Die ersten Grammatiker, z. B. Meignet, Robert Estienne (des Henri Estienne wird gar nicht gedacht), sind in den Augen des Verfassers nur Pedanten oder Stümper. Unter den folgenden nennt er nur noch Vaugelas, Thomas Corneille, Patru, Ménage und den Pater Bouhours aus dem 17ten Jahrhundert; aber auch ihnen wirft er vor, daß sie den Geist verschmäht und an dessen Stelle den todten Buchstaben gesetzt haben. Mit gänzlicher Uebergehung der Grammatik der Schule des Portroyal läßt er eine erfreulichere Epoche in der Geschichte der französischen Grammatik erst mit Regnier-Desmarets eintreten. Von der Zeit an scheint unserm Verf. zufolge das Studium der Grammatik in Frankreich bis auf den heutigen Tag darnieder gelegen zu haben, weil, wie er sagt, die Grammatiker stets der Literatur fremd sind und zahlreiche Beispiele von Incorrectheiten aufstellen, mit denen sie die Sprache zu bessern und zu heben versuchen, so daß er am Ende selbst einsieht, daß seine Leser von ihm glauben müssen, er halte überhaupt alle Grammatiken für überflüssig. Seine Meinung ist vielmehr die, daß das classische Zeitalter Ludwig's XIV. allerdings grammatischer Arbeiten bedürfe, um „einregistrirt und fortgepflanzt" zu werden, daß aber diese grammatischen Arbeiten durchaus unzureichend seien, um die Sprache, wie sie sich heutzutage zu bilden begonnen hat, in gehörige Zucht zu nehmen und sie vor allen Auswüchsen zu bewahren. Ce langage naissant, sagt er, est hors de la portée des grammaires, qui ne peuvent lui être appliquées, et auxquelles il échappe dans ses fantaisies déréglées et imprévues. C'est ce parler moderne, produit de la transformation des moeurs et des idées, qu'il s'agit aujourd'hui d'émonder, de constituer logiquement par les procédés extra-grammaticaux employés de tout temps à l'étude des langues vivantes; allerdings bis auf einen gewissen Grad ein löbliches Bestreben, in welchem aber unser Verfasser, wie wir sehen werden, so weit geht, daß er das Kind mit dem Bade ausschüttet. Er behauptet zwar, das Material der Neologismen, der gefährlichen Ausdrücke, der falschen Bilder und der stylistischen Abnormitäten aus den berühmtesten seiner Zeitgenossen geschöpft zu haben; aber damit begnügt er sich eben nicht, er greift auch die Schriftsteller

an, welche, wie Voltaire und Rousseau, den Impuls zu den gegenwärtigen Neuerungen gegeben haben, z. B. Duclos, Diderot, Mirabeau und Beaumarchais, der am übelsten mitgenommen wird. Das mußte er freilich, um seinen Ausstellungen ein um so größeres Gewicht zu geben; aber nicht immer heftet er seinen Tadel an klassische Autoren, sondern er läßt sich auch zu dem Style und den Ausdrücken der Zeitungsschreiber und zu den Wendungen des gemeinen Lebens herab, so daß man am Ende in Versuchung kommt zu fragen: wer hat denn eigentlich correct geschrieben? wo ist der Schriftsteller, der ganz frei von Incorrectheiten als Muster aufgestellt werden könnte? Zeige uns ein solches Vorbild, dem wir in allen Stücken nacheifern sollen. Auf diese Frage bleibt uns der Verf. die Antwort schuldig.

Daß keiner der bisherigen Grammatiker, und sogar nicht die Akademie, vor ihm Gnade findet, ist wohl natürlich, am allerwenigsten aber Girault-Duvivier, dessen Name doch wenigstens in Frankreich bisher einen guten Klang gehabt hat. Ihn nennt er daher auch le plus abondant des prosateurs en impropriétés et en solécismes.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir zur Prüfung einiger der grammatisch-lexikalischen Bemerkungen über, wie der erste Band sie bunt durcheinander gewürfelt enthält. Gleich die erste grammatische Bemerkung (Nr. 2), welche den Ausdruck il s'en fut (statt il s'en alla oder il s'en est allé) tadelt, den man, wie der Verf. sagt, im gemeinen Leben oft gebraucht, ist ziemlich überflüssig, da kein irgendwie namhafter Schriftsteller sich dessen je bedient haben mag. — In Nr. 9 stellt Herr W. die Regel auf, daß ein als Substantiv gebrauchtes Adjektiv sein adjektivisches Attribut vor sich und nicht hinter sich haben müsse, z. B. une grande brune, nicht une brune grande. Daß diese Regel nicht durchgehends zu beobachten ist, beweisen mehrere Ausdrücke, z. B. des pauvres honteux, un riche malaisé, auch wird Niemand sagen d'avares riches, sondern des riches avares.

Einen der Artikel, in denen sich der beschränkende und beschränkte Rigorismus des Verf. am unverhohlensten ausspricht, ist Nr. 12, worin er den Grundsatz aufstellt: un substantif, suivi de deux adjectifs, qui lui assignent deux valeurs opposées, ne peut être supprimé devant le second; demnach verwirft er la langue française et latine, weil die Sprache, wie er geistreich sagt, nicht zugleich französisch und lateinisch sein könne; es seien zwei Sprachen und daher müßten auch zwei Substantiva gesetzt

werden. Bekanntlich haben die Frage fast alle ältern und neuern Grammatiker erörtert, und sie ganz richtig dahin entschieden, daß in diesem Falle vier Ausdrucksweisen möglich, wenn auch nicht gleich gut sind (s. meine Gramm. §. 376). Und wir fragen Herrn W., wie es mit der Schönheit des Styls aussehen würde, wenn man diese seine Regel auf 3, 4 oder noch mehr Adjektive, die ein gemeinschaftliches Substantiv haben, ausdehnen wollte? Ja, seine Regel müßte mit demselben Rechte auch von den Adjectivis gelten, die vor dem Substantiv stehen; man müßte also sagen: la première classe, la seconde classe, la troisième classe u. s. w., ohne jemals das Substantiv auszulassen. Es versteht sich bei dieser Frage das Eine von selbst, daß aus dem Sinne hinlänglich klar sein muß, daß wie viele Adjektive da sind, so viele verschiedene Gegenstände auch gemeint werden. Und, fragen wir unsern Rigoristen weiter: sind denn nach seiner Meinung auch die Ausdrucksweisen: les langues française et latine, oder la langue française et la latine, über die er gar nicht spricht, und aus denen doch hinlänglich hervorgeht, daß zwei Sprachen gemeint sind, zu verwerfen? Man sieht, unser Grammatiker ist pedantisch abgeschmackt.

In Nr. 13 tadelt der Verf. mit Recht einen fehlerhaften Gebrauch von dont, wie er in folgendem Satze (der aus dem Zusammenhange herausgerissen, kaum verständlich ist) Girard's erscheint: „Qualité aussi rare qu'aimable dont le goût est capable de faire briller le vrai, et de donner de la solidité au brillant.“ Er quält sich, dem Satze aufzuhelfen und herauszufinden, worin denn eigentlich das Fehlerhafte des dont steckt, statt daß er einfach hätte sagen sollen, wenn er nur irgendwie in der Grammatik bewandert wäre, daß dont zwar wohl objektiver Genitiv sein darf, aber dann nur von einem Akkusativ, nicht von einem Nominativ abhangen darf. Und so verhält es sich fast überall, wo er grammatische Fehler, mögen sie sich nun bei guten Schriftstellern, oder nur in der Umgangssprache finden, rügt: er zieht sein Schwert und schlägt in den Wind, aber trifft nicht den Nagel auf den Kopf.

Nachdem in einigen der folgenden Nummern mehrere falsche Ausdrücke und Construktionen, die theils in der Vorrede zum Dict. de l'Acad., theis bei Mirabeau vorkommen, meistens mit Recht getadelt sind, werden (in Nr. 19.) einige neue Wörter, die ihre Entstehung entweder der französischen Revolution oder der neuesten Zeit verdanken; wie abominer, abrutisseur, das Adjekt. accort, une taille amenuisée, ambuler, amignoter (s. v. a.

mignoter, oder mignarder), apater (?), anguillonneux, apothéoser, aranéeux, agreux, armenteux, assainir, arrangeur, verworfen. (In Nr. 22.) Der Ausdruck in Delavigne's Don Juan: ne le quittez point d'une minute, statt ne le quittez pas une minute. Warum aber das de falsch ist, wird uns nicht hinlänglich erklärt. Ein solcher Genitiv der Zeit nämlich, der offenbar partitiv ist, kann nur in negativen Sätzen stehen, z. B. il n'a pas dormi de toute la nuit; je ne la reverrai pas de huit jours und bedeutet dann, daß die Handlung in keinem Theile der angegebenen Zeitlinie geschieht, so daß also der Satz Delavigne's heiße: verlaßt ihn nicht in dem Zeitraum von einer Minute, aber nachher dürft Ihr ihn verlassen, was der Dichter natürlich nicht sagen wollte. Hr. W. aber vergleicht diesen Ausdruck mit ne le quittez pas d'une toise, was offenbar ein ganz anderer Genitiv ist, nämlich der des Unterschiedes bei Vergleichungen; deutsch um.

Der Artikel 27 fertigt die Frage, ob man prêt de mit dem Inf. sagen kann, mit folgenden dürren dictatorischen Worten ab: aujourd'hui la difficulté concernant les prépositions est résolue, d. h. er stimmt, ohne Girault-Duvivier zu nennen, der Gramm. des grammaires bei, welche ebenfalls sagt, daß prêt stets à nach sich haben müsse, während dagegen die Gramm. Nationale (Nr. 748.) mehrere Beispiele aus den besten Schriftstellern anführt, worin prêt mit de verbunden ist, was die Verfasser derselben vermöge ihrer lächerlichen Ellipsentheorie durch prêt à l'acte, à l'action de erklären wollen. So viel ist gewiß, daß hin und wieder einige Schriftsteller prêt mit de verbanden, weil sie es mit près de verwechselten, z. B. Montesquieu: nous étions prêts d'arriver (nicht: bereit anzukommen, sondern im Begriffe anzukommen) quand la curiosité me prit, und der Verfasser hätte nicht nöthig gehabt, den auf der Hand liegenden, oft genug angegebenen Unterschied zwischen prêt à und près de noch einmal wieder vorzuführen. Die folgenden Artikel betreffen mehr oder weniger tadelnswerthe Nachlässigkeiten in Styl und Ausdruck, z. B. il pourra peut-être réussir (etwa wie im Deutschen: es scheint mir wahrscheinlich), plein de coeur, trahir (s. v. a. montrer, laisser, deviner) des sentiments, partir en (statt pour), sodann verneint der Verfasser in (Nr. 45.) die bekannte Frage, ob man c'est moi à qui vous parlez statt c'est à moi que vous parlez sagen dürfe, seinen strengen Grundsätzen gemäß; womit dann freilich wiederum manche Stellen aus klassischen Autoren für inkorrect erklärt werden; und wenn unser Hr. W. seine remarques

durch ein enchaînement perceptible statt imperceptible verbunden hätte, so würde er gesehen haben, daß mit der eben verneinten Frage auch Nr. 48., worin er den Satz: est-ce de l'intérêt particulier des écrivains dont-il s'agit? mit vollem Rechte tadelt, in engem Zusammenhange steht.

Sehr richtig und selbst in den besseren Lexicis nicht gehörig hervorgehoben ist der (in Nr. 57.) aufgestellte Unterschied zwischen un object de mode und un object à la mode. Wenn es aber (in Nr. 60.) für einen groben Solöcismus erklärt wird, pour mit dem Inf. nicht auf das grammatische Subjekt des Satzes, sondern auf eine aus diesem Subjekte herauszunehmende Person zu beziehen, z. B. mes finances n'ont jamais été assez courtes pour être obligé de jeûner (Rousseau), so glauben wir, daß Verbindungen dieser Art vermöge einer constructio ad synesin ebenso erlaubt sind, als das bekannte Gérondif nicht auf das grammatische Subjekt des Satzes, sondern nur auf ein Subjekt des Sinnes zu beziehen, z. B. je vois qu'en m'écoutant vos yeux s'adressent au ciel. — In Bezug auf die Worte Voltaire's: Zadig dirigeait sa route sur les étoiles, die er mit Recht tadelt (Nr. 62.), hätte er nicht sagen sollen, daß sur gar nicht im Sinne von d'après oder suivant gebraucht werden dürfe, sondern es war hier die Zweideutigkeit zu tadeln, ob sur hier Präposition der Richtung sein, also für vers stehen, oder ob es den Sinn von d'après, suivant haben solle.

In den folgenden Artikeln werden die neu geschaffenen, von der Akademie nicht aufgenommenen Wörter baser (welches Hr. W. im Mozin-Peschier hätte finden können) und réclamateur gemißbilligt, doch sehen wir nicht ein, warum, wenn auch für ersteres fonder vorhanden ist, letzteres nicht im Geschäftsstyl gebraucht werden kann; solche Bereicherungen der Sprache sind, wenn sie anders richtig gebildet sind, und die Sprache keinen andern Ausdruck bereits dafür hat, stets mit Dank aufzunehmen. — So richtig auch der Tadel ist, welchen unser Verfasser über die Auslassung des ne nach einem affirmativen craindre (in Nr. 66.) ausspricht, welche Freiheit Voltaire für die Poesie in Anspruch nahm, so wenig hätte der Tadler ohne alles Urtheil einen anderweitigen jedem Schüler bekannten Gebrauch von ne nach einem affirmativen Comparativ hier mit hereinziehen sollen. — Mit seiner gewöhnlichen Breite spricht er (in Nr. 67.) über den Gebrauch des Pron. Possessivum im Verhältniß zum Artikel und bestreitet die von Noël und Chapsal aufgestellte Regel, daß statt der Possessiva

der Artikel zu setzen sei, wenn der Sinn den besitzenden Gegenstand hinlänglich anzeige (wobei er sich über den Ausdruck object possesseur lustig macht *), indem er dagegen als Regel den Gebrauch des Possessivs und als Ausnahme den die Stelle desselben vertretenden Artikel aufstellt; was aber im Grunde auf Eins hinauskommt, wofern der Artikel nur nicht anders gesetzt wird, als wenn aus dem Sinne hinlänglich klar ist, wem der betreffende Gegenstand gehört. Wenn ferner Voltaire getadelt wird (Nr. 69.), weil er in seinem Zadig einen Aegypter sagen läßt: Nous adorons un boeuf, et nous *en* mangeons, so hätte der Tadler doch sehen sollen, daß der Redende sich absichtlich scherzhaft so ausdrückt, um durch das en, wenn auch nicht auf dasselbe Exemplar der Gattung, doch auf dieselbe Thiergattung zurückzuweisen; und aus dieser ihm falsch scheinenden Stelle zieht er dann folgende Regel: *En* ne peut tenir la place d'un substantif indéterminé deren Falschheit nicht erst bewiesen zu werden braucht. —

Die Polemik gegen das Verbum suicider und se suicider (Nr. 74.) hätte der Verfasser sich auch ersparen können, als Purist müßte er sich nicht mit solchen Ausdrücken der gazeliers du plus bas étage besudeln. Glaubt er etwa wir hätten vergessen, daß er seine Beispiele nur als seinen berühmtesten Zeitgenossen zu nehmen versprochen hat? So großes Recht er also auch in der Verwerfung dieses Verbums hat, so großes Unrecht hat er in der Verwerfung des Substantivs le souris (Nr. 75.) und des Verbums motiver (Nr. 76.), welches letztere er nur der Pairskammer gestatten will; warum? sagt er freilich nicht; eben so wenig, welches Verbum er an dessen Stelle setzen möchte. Etwa fonder? — Warum verbietet der Verfasser (Nr. 79.) uns zu sagen se promener sur les bords d'une rivière? Weil unsre Beine dazu zu kurz sind; dann sagt unser gelehrter Sprach- und Alterthumsforscher le colosse de Rhodes seul aurait pu se promener sur les bords du détroit où ne furent jamais les colonnes d'Hercule (!) — Ein Verbot folgt dem anderen, aber diesmal (Nr. 82.) eins, daß eben so wenig befolgt werden möchte, als die verbotenen Bücher ungelesen bleiben; man soll nicht sagen: par assez (d'exemples), sondern par un assez grand nombre (d'exemples). Aber warum das falsch sein soll, ob man etwa überhaupt die

*) Sicherlich ist in diesem Artikel, p. 118. Je crains que, relativement la syntaxe des adjectifs possessifs etc. für einen Druckfehler zu halten, statt relativement à la synt.

Adverbia der Quantität nicht von Präpositionen abhängen lassen darf, als höchstens von de und à; oder ob par mit allen Adverbien der Quantität unverträglich ist, oder ob nur assez mit allen Präpositionen unverträglich ist, darüber bleiben wir gänzlich im Dunkeln. Wenn wirklich die Falschheit der Verbindung par assez feststände, so ließe sich doch sicherlich eine allgemein gültige Regel über die Verbindung der Präpositionen mit Adverbiis der Quantität angeben; dies ist aber unseres Erachtens unnöthig. — In Bezug auf das Verhältniß von apercevoir zu s'apercevoir, zwischen denen kein klarer Unterschied aufgestellt wird, sagt der Verfasser (Nr. 86.), daß ersteres mit que zu verbinden falsch sei, so daß also s'apercevoir sowohl ein Substantiv, als auch einen Nebensatz zum Objekte haben könnte, apercevoir aber nur ein Substantiv. Daß ist allerdings richtig, denn der Unterschied ist dieser, daß apercevoir als Objekt nur einen Gegenstand, d. h. sein Vorhandensein erfordert; s'apercevoir aber sowohl einen Gegenstand als auch eine Handlung.

Mit Uebergehung einiger vom Verfasser getadelten Ausdrücke und Wortverbindungen, die sich bei Beaumarchais und Girard finden, heben wir aus den dann folgenden Artikeln Nr. 103. hervor, worin der Gebrauch des plus vor einem Adjekt (wie der lateinische verstärkende Comparativ), ohne daß eine wirkliche Vergleichung vorhanden ist, zwar nicht gradezu verworfen, doch für kühn und nur in seltenen Fällen für zuläßig erklärt wird. — In Nr. 109. stellt der Verfasser zwei lange Verzeichnisse von Neologismen auf, von denen das erstere solche Wörter enthält, die größtentheils den Bewegungen der französischen Revolution ihr Dasein verdanken und daher auch fast sämmtlich wieder in Vergessenheit gerathen sind; das zweite solche, die größtentheils gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden, jetzt allgemein in Gebrauch gekommen sind; von einigen der letztern Wörter möchten wir aber zweifeln, ob sie nicht bereits vor der Zeit der ihnen angeblich als Urheber beigefügten Schriftsteller existirt haben, z. B. bienfaisance, s'effacer, haineux, obligeance.

Daß unser Sprachforscher schwerlich je in die Akademie aufgenommen werden wird, möchten wir aus seiner Ansicht über dieses Institut schließen; er hält sie nämlich (Nr. 116.) in seinen beschränkten Zopfideen für nichts mehr und nichts weniger als für ein corps établi pour émonder le langage, pour le purger de toute locution parasite und daher wird denn auch diese Sprachreinigungsanstalt bitter getadelt, wenn der gelehrte Besen der

40 Herren einigen Wörtern, die nach seiner Meinung hätten mit weggekehrt werden müssen, einen Platz gegönnt hat; das ist z. B. der Fall mit antécédent und précédent, die die Akademie als Substantiva aufgenommen hat. Was gibt uns aber der grausame Herr, der uns so Vieles nimmt, dafür wieder? was setzt er an die Stelle der ausgemerzten Wörter und Wendungen? Hier, wie so oft, Nichts. Ach, wenn Herr Wey ein Wörterbuch schriebe, wie schlank, wie dünnleibig würde es werden! —

In Nr. 119. entwickelt Hr. W. einmal wieder zur Abwechselung eine starke grammatische Ignoranz, indem er Voltaire nicht sowohl deshalb tadelt, weil dieser c'est auf einen ganzen vorhergehenden Satz und nicht auf ein bestimmtes Substantiv bezogen, sondern weil derselbe das ein vorhergehendes Adjekt. vertretende Pronomen le auf ein im Plural stehendes Adjektiv bezogen hat. Also in leurs adieux furent aussi tendres que l'avait été leur reconnaissance soll le falsch sein, weil tendres im Plural steht! Ueber dergleichen Regeln hätte Hr. W. sich doch aus der ersten besten Grammatik belehren können, wenn er anders Belehrung aus irgend einer Grammatik anzunehmen geneigt ist. — Was das Wort système betrifft (Nr. 123.), so sagt die Akademie allerdings, daß es im gewöhnlichen Leben gleichbedeutend sei mit Plan oder Mittel, welches man zur Erreichung eines Zweckes anwendet, aber statt eben diese Erklärung der Akademie zu tadeln, tadelt er es, daß sie diese Bedeutung des Wortes gut heiße; système ist vielmehr nach der richtigen Erklärung von Mozin-Peschier kein einzelner Plan, kein einzelnes Mittel, sondern eine réunion des principes d'après lesquels une chose s'exécute. — Wie unser Verfasser, als strenger Legitimist, von vorn herein gegen Alles eingenommen ist, was seinen Ursprung und sein Aufkommen der Revolution verdankt, so kann er auch (Nr. 130.) das Wort motion (Antrag) nicht leiden, und noch weniger dessen Ableitungen motionner und motionneur, denen er ein baldiges Verschwinden aus den parlamentarischen Verhandlungen wünscht.

In Nr. 133. wird wieder eine grammatische Frage erörtert, indem ein Unterschied zwischen servir de rien und servir à rien aufgestellt wird, der aber ganz ebenso klingt, wie bei Girault-Duvivier (Rem. dét p. 108), so daß die Billigkeit es wohl erfordert hätte, diese Uebereinstimmung mit dem so oft angegriffenen und geschmähten Grammatiker zu erwähnen; es sieht vielmehr so aus, als ob Hr. W. der erste wäre, der einen Unterschied, wenn auch einen unrichtigen, zwischen den beiden Construktionsweisen

aufgestellt hat. Beide Grammatiker sagen nämlich, un objet ne sert *de* rien quand il est d'une inutilité absolue; dagegen ce qui ne sert *à* rien dans une circonstance, peut devenir profitable dans une autre occasion, so daß der ganze Unterschied also in dem absoluten und in dem relativen oder temporären, oder wenn man will in dem totalen und partialen Mangel an Nutzen bestände. Wenn unser Linguist statt dessen nur den Unterschied von de und à in's Auge gefaßt, so hätte er den Nagel besser auf den Kopf getroffen; wie nämlich servir à qn. de qch. heißt: Einem als etwas dienen, d. h. die Stelle einer Person oder Sache vertreten oder ausfüllen, z. B. cela vous servira d'excuse, das wird Ihnen als Entschuldigung dienen, so heißt un objet ne sert de rien ein Gegenstand dient als Nichts, d. h. er kann die Stelle keiner Sache ausfüllen oder vertreten, ist also gänzlich unbrauchbar; dagegen un objet ne sert à rien heißt: ein Gegenstand dient zu Nichts, d. h. man kann keinen Zweck damit erreichen. Noch unwissender, oder vielmehr einseitiger zeigt sich unser Grammatiker im folgenden Artikel (Nr. 134.), wo er von der Präposition de vor einem Inf. weder nach engager, noch nach commencer etwas wissen will, und sich natürlich gar nicht um den von fast allen Grammatikern aufgestellten Unterschied zwischen commencer à und commencer de bekümmert. Vermuthlich soll seiner Ansicht nach de auch nach den andern Verbis des Zwingens, obliger, contraindre, forcer falsch sein.

Einer der kuriosesten, wenn auch nicht wichtigsten grammatischen Artikel, die das ganze Werk enthält, ist Nr. 152., wo sich unser Grammatikus abquält, den durchgehenden Unterschied zwischen Adverbium und Präposition in Worte zu kleiden, ein Punkt, worüber er sechs Grammatiken und das Dict. de l'Acad. insofern vergebens nachgeschlagen habe, als sie ihm insgesammt etwas Anderes darüber sagen, so daß er jetzt verzweiflungsvoll ausruft: Mais qui nous enseignera ce que c'est que la préposition et que l'adverbe? Es handelt sich nämlich um das so häufig als Adverb vorkommende après, was er natürlich verwirft, indem er drollig genug sagt:

Après sera adverbe chaque fois que, dans l'ignorance de la règle fondamentale des prépositions, on l'écrira sans régime; au rebours, il restera préposition pour quiconque est instruit des règles de la grammaire.

So überflüssig der Tadel, der gegen den Gebrauch des Conditionnel passé statt des Perfektums ausgesprochen wird (Nr. 159.), wenn es sich nämlich um ein wirklich geschehenes Faktum handelt,

deshalb ist, weil diese Art von Bescheidenheit, mit der man ein Faktum ausspricht, das obwohl geschehen, doch nur vielleicht geschehen sein dürfte, sich wohl nur bei Zeitungsschreibern findet, so hübsch und treffend ist die Polemik (Nr. 161.) des Verfassers gegen die Akademie, die in ihrem Wörterbuche einen Ausdruck oder ein Wort populaire nennt, das durch bas oder trivial zu bezeichnen wäre; denn allerdings hat wenigstens das Adjektiv populaire diese Bedeutung nicht, höchstens läßt sich das Adverbium zuweilen so gebrauchen, z. B. on dit populairement, man sagt in der Sprache des gemeinen Lebens, in der niedrigen Sprechart; auch geht darin Hr. W. zu weit und wird ungerecht, wenn er sagt, daß zufolge der vierzig Herren (oder vielmehr der Herren Vierzig) man sich populär mache, wenn man z. B. ein junges Mädchen trousse-pète, ganache oder truande nennt, sondern man bedient sich dem Ausdruck der Akademie zufolge nur eines terme populaire; mit dem vollsten Rechte aber wird es getadelt, daß die Akademie ganz gemeine Ausdrücke durch familiers bezeichnet, denn weder mit dem Adjektiv noch mit dem Adverb familièrement lassen sich Ausdrücke wie gourgandine, galopin, gredin und andere ehrenvolle Namen bezeichnen, die förmlich Schimpfwörter sind „Peste! quelles familiarités!" — Nicht minder treffend ist der Tadel, der über Voltaire ausgesprochen wird (Nr. 162.), weil er dont statt d'où gebraucht hat; aber daß unser Tadler keine Unterschiede aufzustellen und keine Definitionen zu geben versteht, beweist außer den zahlreichen obigen Stellen auch das, was er über Unterschied dieser beiden Wörter zu sagen unternimmt: entre *d'où* et *dont* il y a cette différence que le premier de ces mots conserve de l'analogie avec où, adverbe de lieu tandis que *dont* est purement relatif.

Das waren also doch mindestens zwei Artikel, in deren Tadel der Leser freudig einstimmen konnte; nicht so im folgenden, wo der Verfasser wieder höchst unüberlegt gegen Dinge zu Felde zieht, die fest gewurzelt sind, weil sie ihren guten Grund und Boden haben. Dahin gehört der Gebrauch des Wörtchens y in der Redensart on n'y voit pas clair; wenn Hr. W. aber bedacht hätte, daß es außer diesem noch mehrere Ausdrücke gibt, in denen sich y auf Nichts zurückbezieht, aber dem Prädikate doch eine gewisse räumliche Beschränkung gibt (z. B. j'y suis, n'y pas tenir, s'y prendre), so hätte er seinen Tadel sicher allgemeiner ausgesprochen. Dahin gehört gleichfalls (Nr. 166.) la plupart im Sinne von pour la plupart, z. B. ces pièces d'or sont la plupart fausses,

warum soll aber la plupart, wenn man es nicht durch maximam partem für gerechtfertigt hält, nicht eben so gut als beschränkende Apposition gerechtfertigt werden können, wie z. B. chacun als distributive Apposition, oder wie in le sucre coûte un franc la livre das letztere Substantiv eine solche Apposition ist? Dahin gehört ferner der Ausdruck de temps à autre, der sich unserm Verfasser zufolge den vielen barbarischen Ausdrücken zugesellt, obgleich er so häufig in den neuern Romanen vorkommt. Soll denn etwa de part et d'autre, von beiden Seiten, auch barbarisch sein?

In Nr. 180 werden die Adjektive franc, pur und vrai als Attribute vor den expressions injurieuses, wie z. B. scélérat, intrigant, hypocrite und anderen dieser Art verworfen, weil sich die lobende Bedeutung der Adjective nicht mit der tadelnden Bedeutung der Substantive vertrage. Jene lobende Bedeutung der Adjektive geht ja, wie jeder sieht, dabei ganz verloren, so daß sie nur zur Verständigung der im Substantiv liegenden Eigenschaft dienen sollen. Dann würde man mit der Akademie, welche alle drei Adjektive in diesem Sinne sanctionirt hat, auch nicht sagen dürfen: une pure malice, une pure sottise, sondern nur mit einem lobenden Substantiv, wie etwa une pure libéralité. Auch hierin geht der ängstliche Purismus des Herrn W. zu weit, und verkennt offenbar die eben durch die verschiedene Stellung dieser Adjektive hervorgebrachte Bereicherung der Sprache. — Nicht minder ereifert sich der Verf. (Nr. 187) über den Gebrauch des Ausdrucks être heureux mit folgendem de und Inf. in solchen Sätzen, deren Inhalt im Grunde ziemlich gleichgültig ist oder nur von einem höchst geringen Glücke spricht, z. B. l'achèvement du monument de Molière est un événement (er hätte hier viel eher die Zusammenstellung der drei auf ment ausgehenden Wörter tadeln können) dans le monde littéraire; nous sommes heureux d'annoncer au public que les échafaudages ont été enlevés etc. Diese in kaufmännischem Style so oft vorkommende Wendung je suis heureux de vous annoncer ist ja weiter Nichts als eine der in der Höflichkeitssprache so oft vorkommenden Uebertreibungen des Ausdrucks, die aus der Sprache zu verbannen, Herr W. sich vergebens bemühen würde. — Nachdem er in einigen der folgenden Artikel gegen mehrere neu geschaffene, nur in gewissen Secten oder Menschenklassen üblichen Wörter zu Felde gezogen, tadelt er (Nr. 192) folgenden Satz Mirabeau's: Le conservateur de toutes les propriétés aurait le droit et *le devoir* de vous arrêter etc.,

weil man eine Pflicht nicht habe; denn, sagt er, c'est au contraire le devoir, sentiment moral supérieur à nous, qui nous a, qui nous possède et nous tient. Wenn das der wahre Grund jener angeblichen Unrichtigkeit wäre, so könnte man auch nicht sagen: j'ai la fièvre, weil das Fieber mich hat, da es supérieur à moi ist. Freilich würde Mirabeau ohne das vorhergehende le droit auch nicht gesagt haben aurait le devoir, aber als zweites Objekt, dem droit gegenüber, ist devoir wohl zu ertragen.

In einem allzu kurz behandelten Artikel (Nr. 196) wird Delavigne, der überhaupt wenig Gnade findet vor dem grammatischen Richterstuhle des Verf., getadelt, weil er, und noch dazu in Versen gesagt hat:

„Vos mains sont froides, vous tremblez."
„Non, je t'assure."

statt je te l'assure. Wie oft spielt doch die Ignoranz unserm Herrn W. einen argen Streich! Hätte er sich nicht aus mancher Grammatik darüber belehren können, daß le als Objekt auf einen ganzen vorhergehenden Satz bezogen oft ausgelassen wird, wovon er auch in Prosa viel schlagendere Beispiele in neueren Romanen, deren Styl ihm freilich von vorn herein odiös ist, hätte lesen können; nach seiner Meinung wäre die bekannte Wendung comme je fais (was wir häufig blos durch so zu übersetzen haben) statt comme je le fais auch wohl falsch. Nach allen diesen ungerechten Schmähungen ist es wahrhaft erquickend, auch einmal wieder auf eine geschmackvolle und richtige Bemerkung (Nr. 199) zu stoßen, worin er die Beziehung des Nominativ der Pronomina personalia und die Beziehung der Relativa dont, de qui, duquel u. s. w. auf ein unbestimmtes Substantiv tadelt, z. B.

„J'étais loin d'espérer que jamais *souveraine*
„Daignerait m'accueillir sous son manteau de reine.
„*Elle* l'a fait, pourtant etc."

Und „Ce goût dégénérait *en fureur, dont* il était obligé de cacher une partie," was allerdings ein Verstoß nicht so sehr gegen die Grammatik als gegen den Styl ist.

Nachdem er mehrere Ausdrücke des gemeinen Lebens und des Zeitungsstyles bekämpft hat, spricht er (Nr. 245) über die nach espérer folgenden Tempora. Kein anderes als das Futurum, dafür entscheidet er sich. Wenn der gute Mann schon gegen das Präsens eifert, wie würde er sich geberdet haben, wenn ihm eingefallen wäre, daß die neueren Romanschriftsteller gar häufig das Perf. folgen lassen. Auf den ersten Anblick wollen sich allerdings Präsens

und noch weniger Perfektum mit espérer vertragen, aber wer kann leugnen, daß in Sätzen wie: ich hoffe, daß Sie da gewesen sind, der Inf. eines Verbums percipiendi zu ergänzen ist; denn es heißt doch nichts Anderes als: ich hoffe zu hören, zu erfahren, daß Sie da gewesen sind.

Ehe wir die die Gränzen fast überschreitende Beurtheilung des grammatischen Theils des vorliegenden Werkes abbrechen, indem wir den stylistischen Theil in einem der folgenden Hefte dieses Archivs zu besprechen gedenken, machen wir den Leser noch auf die für den ganzen Herrn W. höchst charakteristische Nr. 264 aufmerksam, worin er über die Veränderung des Participe passé das Geschichtliche angibt, und dann, nachdem er die aller bekanntesten, zunächst liegenden Regeln über diese Veränderung mitgetheilt, höchst naiv sagt: „Maintenant l'affaire est accommodée, sauf un ou deux points qui demeurent un peu incertains," — wir Armen erfahren aber nicht, welches die zwei Punkte sind.

Fulda.

Dr. Müller.

Der erste Unterricht in der deutschen Sprache, methodisch geordnet, nebst 222 schriftlichen Aufgaben und geeigneten Musterstücken. Ein Uebungsbuch für Elementarschüler. Von einem praktischen Schulmanne. Darmstadt, Verlag von L. Pabst. 1846. VI und 64 S.

Lehrer von Elementarschulen, die den Grammatikalien der Muttersprache besondere Lehrstunden zuweisen (ihre Zahl scheint immer kleiner zu werden), finden hier eine Menge Uebungsstoff. Neues in Stoff und Anordnung ist uns nicht vorgekommen. Die Wortbildung von dem übrigen Material getrennt und „Anhang" auf 2½ Seiten abzumachen, will uns nicht gut scheinen. Der Lehrvortrag zeugt von Lehrgeschick, gehört aber in kein Uebungsbuch. — Druck und Papier sind zu loben.

C.

Satzlehre nach der Sprachumfassung des Seminar-Direktor(s) Rabholz. Für denkende Lehrer bearbeitet von R. Hermannz, Direktor am Großh. Badischen Schul-Seminar zu Ettlingen. Einfacher Satz. 1. Lieferung: Die Satzverhältnisse. Carlsruhe, Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. 1846. VI. und 42 S.

Jede eigenthümliche Auffassung irgend eines Gegenstandes auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft nimmt nothwendig das Interesse

der denkenden unter den betreffenden Lehrern in Anspruch, indem sie entweder den Gesichtskreis der Betrachtung belehrend erweitert, oder Widerspruch hervorruft, der durch Erörterung zur Wahrheit führt. — Die vorliegende Schrift kann in dieser Beziehung den Lehrern der deutschen Sprache zur Beachtung nur empfohlen werden; sie behandelt ihren Gegenstand — die Betrachtung der Satzverhältnisse — in selbstständiger Weise, und wirkt anregend auf den Leser, was ihr selbst in dem Falle zum Lobe gereichen muß, daß man sich mit den dargelegten Grundsätzen und Ansichten nicht einverstanden erklären möchte. — Sie ist übrigens kein Methoden-, auch kein Schulbuch, sondern eine theoretische Darlegung, „worin das Wesentliche und Eigenthümliche der Sprachauffassung des Satzes nach Nabholz bestehe." — Diese erste Lieferung enthält, wie schon der Titel sagt, die Satzverhältnisse, später soll das Uebrige, unter anderm auch eine Darlegung, wie man nach Nabholz'schen Grundsätzen methodisch den Sprachunterricht zu betreiben habe, folgen.

So viel im Allgemeinen. Auf Specielles näher einzugehen und unser Urtheil darüber auszusprechen, wollen wir uns für die Zeit vorbehalten, da wir das Ganze des Buches vor uns haben werden, für jetzt aber uns damit begnügen, unsere Leser in die Betrachtungsweise des verewigten Seminardir. Nabholz dadurch einzuführen, daß wir die Quintessenz des Programms des Großh. Schullehrer-Seminars zu Ettlingen vom Jahr 1837, welches Herr Hermannz im Auszuge (S. 34—42) beilegt, mittheilen. Nabholz sagt:

„Außer den Gegenständen sind es die Verhältnisse desselben, welche des Kindes Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Daher zerfällt die Erzeugung der Sprache in die Erkenntniß und Benennung:

1. der Gegenstände,
2. ihrer Verhältnisse.

An jedem Gegenstande kann wahrgenommen werden:

1. das, wodurch er sich von andern unterscheidet und außer denselben und für sich ist;
2. das, was derselbe mit andern gemein hat, und wodurch er mit denselben verbunden ist;
3. das Selbst, woran die Unterschiede und das Gemeinsame wahrgenommen werden. Das erste wird mit Unterschiedsnamen, das zweite mit Gattungsnamen, und das dritte mit persönlichen Fürwörtern bezeichnet.

Die Unterschiede sind eigenthümliche und gemeinschaftliche; jene werden mit eigenen Namen, diese mit zu den eigenen Namen gesetzten Beinamen, Vor- oder Bestimmungsnamen bezeichnet. Das Gemeinsame gibt den Gegenständen gleiche Sonderung von andern, gleiche Form, oder gleiche Einigung mit ihnen gleichen Materien. Jenes wird durch Form-, dieses durch Stoffnamen angedeutet.

Das Selbst der Dinge ist dasjenige an ihnen, was an und für sich und außer aller Beziehung zu andern Dingen angeschaut und benannt wird. Es wird an demselben also nur das Verhältniß zu dem ins Auge gefaßt und bezeichnet, welches und insoweit es von ihm spricht. Daher ist das Selbst sprechend oder nicht sprechend, und sprechend erste oder zweite Person.

Jeder Gegenstand kann in einem dreifachen Verhältnisse stehen: 1) zu seinem Unterschiede, 2) zu seinem Gemeinsamen, und 3) zu seinem Selbst.

Daher gibt es dreierlei Verhältnisse: äußere, innere und Selbstverhältnisse, und eben so viele Namen derselben oder Zeitwörter.

Beispiele:

Der Schüler lernt die Aufgabe.
Die Aufgabe wird von dem Schüler gelernt. } Der Schüler steht in einem äußern Verhältnisse.

Der Schüler wird ein Jüngling. — Der Schüler steht in einem innern Verhältnisse.

Der Schüler besinnt sich. — Der Schüler steht in einem Selbstverhältnisse.

Der Schüler arbeitet fleißig.
Der Schüler wird (täglich älter).
Der Schüler kommt. } Diese Sätze unterscheiden sich von den vorigen dadurch, daß der Gegenstand, auf welchen das Verhältniß übergeht, nicht genannt ist.

Der Lehrer gibt dem Schüler eine Aufgabe.
Es ist der Schüler ein hoffnungsvoller Jüngling.
Der fleißige Schüler erwirbt sich Achtung.

Im ersten Satze steht der Lehrer zum Schüler in einem äußern Verhältnisse und zwar vermittelst der Aufgabe. Der Lehrer ist der selbstthätige Gegenstand, die Aufgabe der unmittelbar leidende, und der Schüler der mittelbar leidende.

Im zweiten Satze ist ein mittelbares inneres Verhältniß vorhanden. Bei diesen Verhältnissen ist der zweite Gegenstand unmittelbar in dem ersten, und der dritte unmittelbar im zweiten, und daher mittelbar im ersten enthalten.

Im dritten Satze steht der Schüler in einem mittelbaren Selbstverhältnisse durch Achtung.

Dem Schüler gebietet der Lehrer.
Es ist ein hoffnungsvoller Jüngling.
Der fleißige Schüler nützt vorzüglich sich selbst.

Hier ist der Gegenstand, auf welchen das Verhältniß unmittelbar übergeht, ausgelassen, sonst kommen dieselben Verhältnisse vor, wie bei den zuletzt vorher genannten.

Die Verbindung der Sätze kann auf dreifache Weise stattfinden:

1. durch Beiordnung = Sammtsätze.
2. durch Unterordnung = Gliedersätze.
3. durch Selbststand = selbstständig verbundene Sätze."

Dies sind die Grundzüge der Nabholz'schen Sprachauffassung. Herr Director Hermanuz hat auf dieselbe seine Darstellung gegründet, bewegt sich aber auf dem bezeichneten Wege frei und selbstständig, während er zugleich tiefer in das Wesen und den Charakter der Satzverhältnisse eindringt, und dem Ganzen mehr wissenschaftliche Haltung gibt.

Druck und Papier sind recht gut.

Elberfeld.

Cornelius.

Précis de l'histoire de la littérature française, arrangé à l'usage des écoles et augmenté de nombreux morceaux choisis par C. J. Dengel. Königsberg chez Th. Theile libraire 1846. 8. 140 S.

Bei der Stellung, welche die französische Sprache mehr und mehr in denjenigen Gymnasien gewinnt, wo sie durch wirklich tüchtige Männer gelehrt wird, ist es ein erfreuliches Zeichen, daß auch dem Unterrichte in der Literaturgeschichte größere Aufmerksamkeit geschenkt wird, als dies in früherer Zeit der Fall war. Während man ehemals in den Lehrplänen selten einem Handbuche für französische Literaturgeschichte, und dann höchstens einem Werke wie dem von Leloup oder Hodiesne begegnete — deren geringer Werth hinlänglich anerkannt ist — hat uns die jüngste Vergangenheit nicht nur mit mehreren höchst zweckmäßigen und geschmackvollen Sammlungen bereichert, welche auch ihrer Vollständigkeit wegen als treffliches Material für diesen Unterrichtsgegenstand dienen können, sondern wir haben auch einige sorgfältig gearbeitete Leitfäden erhalten, die sich bereits mit vollem Rechte Geltung verschafft haben. Auch das vorliegende Werkchen begrüßen wir als ein

solches, das sich seiner Brauchbarkeit wegen sicher bewähren wird. Der Verf. will sein Werk als eine Grundlage zu den Uebungen im mündlichen Gebrauche des Französischen betrachtet wissen, und ist in seinem Urtheile über die einzelnen Schriftsteller den vorzüglichsten Kritikern Frankreichs und Deutschlands (La Harpe, Villemain, Ampère, Chénier, Nisard, Loeve Weimar, Ideler u. A.) gefolgt, deren Ansichten er oft mit vielem Geschicke in seine Exposition verflochten hat. Das Buch enthält zugleich eine recht gute Auswahl von Musterstücken, welche die Schüler auswendig lernen sollen. Ganz abgesehen, daß der Cursus in der obersten Klasse circa 2 Jahre dauert, erscheint uns der gegebene Memorirstoff, als solcher, zu wenig umfangreich und zumal bei Behandlung der dramatischen Literatur (s. Corneille) im Verhältniß zu ihrem Reichthum wahrhaft dürftig. Möchte der Verf. bei einer zweiten Aufl. des Buches diesem Uebelstande abhelfen, den ohne Zweifel diejenigen Lehrer ganz besonders empfinden werden, welche das Buch für einen anderthalb- oder zweijährigen Cursus benutzen müssen. Zugleich können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß dann auch schon der äußeren Anordnung zufolge die Choryphäen der Literatur mehr hervortreten und vielleicht auch noch ausführlichere Behandlung finden möchten, als dies bis jetzt geschehen ist. Um einen genügenden Totalüberblick zu verschaffen, sollte der Lehrer gewiß vorzugsweise darauf bedacht sein, das Interesse der Schüler für einzelne bedeutende Persönlichkeiten ganz besonders anzuregen, damit sie diese recht vollständig erfassen. — Diese kleinen Ausstellungen verhindern uns indessen nicht, das Werk nach bester Ueberzeugung als ein gutes und brauchbares Handbuch beim Schul- und Privatunterricht bestens zu empfehlen.

Shakspeares Macbeth erläutert und gewürdigt von R. H. Hiecke, Conrector und Professor am Gymnasium zu Merseburg. Merseburg. Nulandt'sche Buchhandlung. (Louis Garcke.) 1846.

Der Verfasser des rühmlichst bekannten Buches: „Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien," liefert im obigen Werke einen Beitrag zur Erklärung des britischen Dichters, welcher sich als ein würdiges Seitenstück den Leistungen Rötscher's, Ulrici's und Vischer's anreiht. Während der Zweck der Letzteren die eigentliche Kunstphilosophie ist, während sie von einer vorausgesetzten ästhetischen Theorie ausgehend in der Behandlung der

großen Dichterwerke synthetisch das Ganze wie auch die einzelnen Theile zum philosophischen Verständniß zu bringen suchen; ist der Zweck H's. ein rein praktischer und zugleich ein Beleg zu seiner Methodik des deutschen Unterrichts. Der Verfasser bleibt „Lehrer, der zur Wissenschaft nur vorbereitet, indem er an einem Werke zum Studium und Vollgenuß poetischer Schöpfungen überhaupt anleitet" und wir können zugleich die Versicherung hinzufügen, daß es ihm gelungen ist, die Leser aus der Region des ersten Eindruckes auf das Gefühl und zufälliger vereinzelter Reflexion in die freie Höhe zusammenhängender Betrachtung und ein- und durchdringender Einsicht zu erheben. H. folgt in seiner Darstellung der Continuität des Verlaufs und bezeichnet den Unterschied zwischen derselben und dem Rötscher'schen Werke sehr treffend, indem er sagt: „Verfährt R. dramatisch, indem er die Knotenpunkte der Entwicklung, die starken Veränderungen in Character darlegt, so halte ich mich gleichsam episch, indem ich dem Strome auch in der Mannigfaltigkeit seiner Biegungen folge und die wechselnden Bilder mit leiser Betonung der Punkte, wo die Landschaft ein ganz anderes Ansehn gewinnt vorführe. Sodann aber auch suche ich, was R. übergehen durfte, da er nur mit den Characteren, wie sie nun eben im Moment der Handlung selbst sich darstellen. zu thun hat, das vor dem Stücke selbst liegende Werden dieser Charactere aus den vereinzelten Spuren im Stücke nachzuweisen; ich bemühe mich, den Strom, den R. nur von dem Moment an, wo er im Stücke zu Tage tritt, zu begleiten hatte, bis in seine unterirdischen Tiefen hinab zu verfolgen."

Der Inhalt zerfällt in zwei Haupttheile, von denen der erste eine zergliedernde Betrachtung des Kunstwerkes ist. Der Verfasser schildert die Handlung 1) nach ihrem Gesammtverlauf, 2) nach ihrem Verlaufe durch die einzelnen Akte, 3) nach ihrer Gliederung durch die einzelnen Scenen. Hierauf folgt eine sehr ins Einzelne gehende und gründliche Schilderung der einzelnen Haupt- und Nebencharactere. Der zweite Theil ist ein Beitrag zur Kritik des Macbeth, indem Hr. H. das Drama in dem Verhältniß 1) zu seiner Idee, 2) zur Sage, 3) zur Aufführung auf deutschen Bühnen (Schiller's Bearbeitung) betrachtet.

Der Inhalt des Werkes ist von solcher Bedeutung, daß wir uns nicht damit begnügen können, dasselbe in einer wenn auch ausführlichen Beurtheilung zu behandeln; wir werden vielmehr mehrfach in diesen Blättern darauf zurückkommen und einzelne Partieen desselben besprechen, da es der Form wie auch dem In-

halte nach die weiteste Verbreitung verdient und zumal von jedem Lehrer des Deutschen und Englischen gelesen und studirt werden sollte. Referent fühlte sich von demselben im höchsten Grade angeregt und betrachtet mit Dankbarkeit auch den pag. 73 gelieferten Aufsatz als die Frucht eines solchen Studiums.

Bei der Schilderung der Handlung (2. p. 1.) ist es zu bedauern, daß Hr. H. das Mythische gänzlich ausscheidet und erst bei Characterisirung der Hexen darauf zurückkommt. Diese mythische Partie coincidirt nun aber völlig mit Shakspeare's epischem Character (wie dies auch der Verfasser p. 71 selbst andeutet) und erscheint außerdem in dem ganzen Stücke so sehr als das bewegende Princip, daß es bei dem Leser nothwendig eine Art von Sympathie erwecken muß (wenn gleich in einem geringeren Grade, als dies beim Oedipus Tyrannus der Fall ist) ein Gefühl, daß Macbeth von den bösen Mächten zur Sünde getrieben wird und daß er ungeachtet seiner Verbrechen ein Mensch bleibt und kein Ungeheuer ist. Deshalb muß auch Banquo den Einfluß jener Macht, wenn gleich nur in geringer Weise empfinden, deshalb wird ferner auch Lady Macbeth in dem Uebermuthe eines maßlosen Ehrgeizes plötzlich abgerufen und stirbt „of a mind diseased." Nicht zu übersehen ist überdies, daß König Jakob einen außerordentlichen Hang zu abergläubischen Speculationen besaß und daß Shakspeare bei seiner weltklugen Gewandtheit auch hierauf ganz besondere Rücksicht nehmen mochte und das Mythische in solcher Weise in den Lauf des Stückes verwebte, daß es als ein wichtiges Moment gar nicht übersehen oder getrennt behandelt werden darf.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zugleich auf eine Stelle in unserm Drama aufmerksam zu machen, welche von den Uebersetzern und Erklärern Shakspeare's einfacher und den Worten und dem Zusammenhange angemessener gegeben werden könnte. Donalbain sagt (vergl. p. 36 und 91):

Our separated fortune
Shall keep us both the safer.

Die gewöhnliche Uebersetzung lautet: „Unser getrenntes Glück verwahrt uns besser," und thut dann bei der Erklärung den Worten offenbar Gewalt an. (Siehe Steevens und Malone.)

Wir schlagen statt dessen die Uebersetzung: Vermögen, Habe (dignity) vor und erklären that of the one as Prince of Cumberland and that of the other the isles of the North Channel which he received in the distribution of favours, (cf. Sc. IV.)

Sons, kinsmen, thanes etc.
Signs of nobleness shall shine *on all deservers.*

Daß unter „Ireland“ die Inseln des North Channel gemeint sind, läßt sich aus den Worten schließen:

The merciless Macdonwald

*　　*　　*　　*

from the *western* isles, wo of kernes and Gallowglasses zu suppliren ist. Wir versuchen zu erklären: He may perhaps call it a fortune because only newly received. It is certain „England“ means only Cumberland, for there is no mention made of the court of king Edward, and the army with which Malcome returns is all from the north. A considerable part of Scotland was reckoned to Cumberland and the isles to Ireland. Möchte diese Andeutung dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Erklärer auf eine Stelle zu leiten, die gewiß der Beachtung werth ist. —

Macbeth ist eins derjenigen Stücke Shakspeare's, welches sich vorzugsweise zur Lectüre in der Schule eignet, und wir können die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, daß H'sche Buch noch deßhalb ganz besonders zu empfehlen, weil es vielen Stoff zu schriftlichen Ausarbeitungen an die Hand gibt; zugleich erlauben wir uns eine skizzirte Andeutung mitzutheilen, wie wir etwa den ersten Act der Tragödie zu einer freien Reproduction in der Schule benutzen würden. Diese Skizze ist von unserem verehrten Mitarbeiter, D. Elwell, der vielleicht auch die andern Akte der Tragödie in ähnlicher Weise bearbeiten wird.

Subject: Temptation; illustrated in the first Act of *Macbeth.*

Motto: Oftentimes to win us to our harm
The instruments of darkness *tell us truths;*
Win us with *honest trifles* to betray us
In deepest consequence (Sc. III.)

Introduction: Such is the moral of the first act of this tragedy; — relate briefly the general story.

The witches: Macbeth was tempted by the promise of three witches; give a description of their character and appearance (Sc. I & III.) *Points to observe:* Their delight in storm, desolation and spiteful cruelty, their being neither like men nor women. Though we cannot now believe in the existence of such beings Shakspeare has done well as a poet to introduce them. Why? Because 1) it was a superstition of the age in which he lived, and therefore though incredible not strange; 2) their hateful nature heightens the horrors of the crime to which they tempt Macbeth; 3) because in this way our sympathy for Macbeth is excited, he being not represented to us as a bad man, but as being led away by temptation.

Character of Macbeth: His valour (Sc. II.); his repugnance to crime (Sc. III.) his loyalty (Sc. IV.); his nature was affectionate, honorable (Sc. V. Lady M's. speech Sc. VII. Soliloquy and dialogue following); — — His defects: he was superstitious (contrast between him and Banquo. Sc. III. dialogue); he was ambitious (Sc. V. letter to Lady M.); his disappointed ambition drives him on to the commission of crime (Sc. IV. at the end); he is weak enough to acknowledge to his wife the superstition which he dare not avow to Banquo (Letter Sc. VII.); he allows his own better feelings and judgment to be overruled by her.

Character of Lady Macbeth: Penetrating mind, contempt of principle, cruelty (Sc. V.); hypocrisy (V. VI. VII.); imperious character (VII.); yet even this detestable woman is not a monster (Sc. II. Act. II.)

Conclusion: Thus superstition, or „the powers of darkness“ when an „honest trifle“ such as the promise of being Thane of Cawdor was fulfilled betrays Macbeth into the most criminal resolutions; teaching us: not to yield *to* superstition which by inflaming the imagination weakens the judgment, — not to allow our imaginations to play with hopes to which we have no right; because (three last speeches of the dialogue Sc. VII.) we are thus tempted to admire those whose wills are more energetic and passions less under control and then led to adopt criminal resolutions under the weak hope of escaping detection.

H.

Ueber den neuen „*Lehrplan für die Herzoglich Nassauischen Gymnasien.*“

Man wird sich erinnern, daß im Laufe des vorigen Jahres ein wohlunterrichteter Gönner der *fremden neueren Sprachen* sich in der „*Rhein- und Moselzeitung*“ über die stiefmütterliche Berücksichtigung dieses wichtigen Lehrfaches auf den Gymnasien des in neuester Zeit durch Schulreformen vielbewegten Herzogthums Nassau klagend vernehmen ließ, und sicherlich fanden seine wohlbegründeten Beschwerden zumal in der Hauptstadt des Landes, vielseitigen Anklang. Von dem Standpunkte des *praktischen Nutzens* ausgehend, wies jener Correspondent darauf hin, daß Nassau, als *Rheinuferstaat*, noch mehr aber als Land der *Kurorte*, das unabweisliche Bedürfniß, und somit die *Verpflichtung* habe, zu Nutz und Frommen seiner Staatsdiener, auch auf den Gelehrtenschulen diese Sprachen mit einer angemessenen Stundenzahl zu bedenken; namentlich bedauerte er, daß die vier *Unterklassen* der neuerrichteten drei Gymnasien gegen frühere Bestimmungen in diesem Fache bedeutend verkürzt worden seien, was nothwendig zur Folge haben müsse, daß die aus diesen Klassen in ein Gewerbe oder höhere Realanstalten übertretende Subjekte von diesem Unterrichte einen nur höchst geringen Gewinn haben könnten. — Nicht von dem *Nützlichkeitsprincipe* ausgehend, sondern in *höherem Interesse*, halten wir es für Pflicht unsern Lesern zu melden, daß dem kürzlich im Drucke erschienenen neuen „*Lehrplan für die Herzoglich Nassauischen Gymnasien*“ gemäß die *französische Sprache*, die einzige fremde, welche in den öffentlichen verbindlichen Studienplan aufgenommen ist, abermals nicht nur in den *untern*, sondern auch in den *beiden*

obersten Klassen dieser Anstalten eine namhafte Reduction erfahren hat, und es soll uns, nach dem aus diesem ganzen Documente hervorleuchtenden Geiste zu schließen, nicht wundern, wenn die den Bedürfnissen des Landes fremd gebliebenen Verfasser dieses Aktenstückes auf die unausbleibliche Erfolglosigkeit dieses so gelähmten Lehrzweiges gestützt, bei einer zu erwartenden zweiten Auflage ihres Werkes diese Sprache als unnütz ganz und gar aus dem Gymnasialbereiche verweisen.

Die seit fünf Jahren in Abnahme begriffene Anzahl der, der französischen Sprache zugewiesenen Lehrstunden stellt sich nach den uns zugekommenen Programmen und dem neuen „Lehrplane“ wie folgt.

1831.	$18^{45}/_{46}$.	Neuer Plan.
Unterklassen zu Wiesbaden.	An sämmtlichen Gymnasien.	An sämmtlichen Gymnasien.
VIII. 2 Stunden.	0	0
VII. 3 „	2	0
VI. 3 „	3	4
V. 3 „	$^2/_3$	3
Oberklassen zu Weilburg.		
IV. 3 Stunden.	3	3
III. 3 „	3	3
II. 3 „	3	2
I. 3 „	3	2
23 „	$^{19}/_{20}$	17

Neues Verhältniß sämmtlicher Sprachstunden:

Lateinisch 68. Deutsch 30. Griechisch 29. Französisch 17.

Aus einer Vergleichung dieses neuen Documentes mit den frühern Programmen geht zwar hervor, daß, mit Ausnahme der deutschen Sprache, sämmtliche Sprachfächer sich eine verhältnißmäßig unbedeutende Reduction mußten gefallen lassen, da aber das Französische bereits auf das möglichste minimum gesetzt war, so möchte es schwer fallen, außer den oben angegebenen Thatsachen, für dessen abermalige Schmälerung einen Grund zu finden. Daß übrigens bei der Aufstellung dieses neuen in mancher Hinsicht höchst interessanten Lehrsystems kein Mann von Fache zu Rath gezogen wurde, ist im Allgemeinen schon daraus erklärlich, daß dort, wie noch an andern Orten, die mit der pädagogischen Gesetzgebung Betrauten mit einer gewissen Scheu vor den immer lauter werdenden Ansprüchen und Fortschritten der modernen Philologie jede Gelegenheit vermeiden, diese sich herandrängende Stiefschwester zu Worte kommen zu lassen; eine nähere Begründung für unsere Behauptung liegt aber hier in dem kurzweiligen Umstande, daß von der ganzen Literatur der Franzosen, gegen welche manche junge und alte Philologen nach alter Observanz so gerne eine vornehme Verachtung affectiren, nur der Liederdichter Beranger (!) als nennenswerth erachtet wurde. Kaum kann man es anders denn als einen verzeihlichen Hohn ansehen, wenn ein dem Verfasser der „Frau Schnips“ ähnlicher Dichter als alleiniger Träger der Literatur eines gebildeten Volkes auf einem deutschen Gymnasiallehrplane figurirt, und man fühlt sich gleichsam in die Zeiten der Deutschthümelei und des Franzosenhasses versetzt. Einen

grellen Contrast bilden hierzu folgende unter der Rubrik „Allgemeines“ stehende, eine ganz andere Tendenz verkündende Zweckbestimmungen:

„Die französische Sprache und Literatur wird auf den Gymnasien gelehrt, um den Jüngling durch Einführung in eine zwar moderne, aber doch fremde Welt, Denkweise und Sprache geistig zu bilden und ihm die Fähigkeit zu verleihen, daß er die Schriften, welche in dieser Sprache abgefaßt sind, und ihm als Gebildeten, oder für sein Fachstudium nahe liegen, verstehen und sich der Sprache selbst zur Conversation über solche Gegenstände mit Leichtigkeit bedienen kann.“

„Das Ziel ist also Leichtigkeit des Verständnisses sowohl von prosaischen Schriftstellern, als auch von Dichtern, und Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke. Dies Ziel ist zu erreichen durch stete Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische und durch zweckmäßige Lectüre, verbunden mit frühzeitigen sehr fleißigen Sprechübungen.“

Dieser Normalsatz zerfällt seinem Inhalte nach, in zwei Hauptheile, den rein sprachlichen und den literarischen, die geistige Ausbildung bezweckenden. Ersterer ist nach dem Wortinhalte der ausführenden Vorschriften vozugsweise Aufgabe der unteren und mittleren Klassen bis incl. Klasse III. Zuerst erscheint es durch Nichts gerechtfertigt, daß dieser Sprachkursus, welcher nach früheren Programmen schon in Klasse VIII., sodann in Klasse VII. begann, um ein weiteres Jahr, wenn auch mit vier Stunden, verschoben wurde, indem die Erfahrung lehrt, daß grade die Jahre von 10 bis 12 vermöge der biegsameren Sprachorgane und vorherrschenden Gedächtnisses sich vorzugsweise zum Erlernen fremder Sprachen eignen. Im schroffen Gegensatze zu den an mehreren Stellen sich kundgebenden philanthropischen, ja frommen Gesinnungen gegen die liebe Jugend ergibt sich für Klasse V. eine Anhäufung von Sprachstoff, welche, einer nur zu gewöhnlichen Erfahrung gemäß, wiederum zum Nachtheile des gesetzlich minder bedachten Faches ausschlagen muß. Nachdem nämlich in den beiden untersten Klassen möglichste Schonung hinsichtlich der häuslichen Aufgaben empfohlen worden, wird von 13jährigen Knaben erwartet, daß sie neben einer Masse von lateinischen, griechischen und deutschen Arbeiten, Geschichte, Geographie, Arithmetik u. s. w. bei einem 3stündigen Unterrichte die ganze Formenlehre einer dritten Sprache eingeübt haben. Zu diesem Zwecke werden empfohlen Ahn's „Lehrgang“ oder Eisenmann's „Stufengang“ nebst einem passenden Lesebuche. Wie dieses Pensum aber „möglichst ohne mechanisches Conjugiren“ zu bewerkstelligen sei, mußte uns um so unklarer bleiben, als einerseits obige Elementarwerke auf Wissenschaftlichkeit keine Ansprüche machen, anderseits aber förmliche grammatische Behandlung nicht geboten, sondern die Zugrundlegung einer Sprachlehre nur erlaubt wird. — Aufgabe der Klasse IV. und III. ist Beendigung der Syntax (mit oder ohne Grammatik?). In letzterer „seien die Lesebücher: ein gutes literar-historisches Handbuch und für kursorische Lectüre ein gutes Drama. Zuweilen werde ein schönes Lied z. B von Béranger dictirt und auswendig gelernt, auch zur Förderung der feinen Aussprache. (sic!) Als Exercitien werden deutsche Briefe, Erzählungen, Dialoge dictirt und gleich französisch niedergeschrieben. Die nöthigen Erklärungen, besonders Synonymik, Gallicismen und Nüancen des Aus-

drucks betreffend, werden sparsam hinzugefügt, wo möglich immer in französischer Sprache."

Hier schließt der eigentliche sprachliche Cursus, welchem kaum so viele Stunden zugewiesen sind, als zur Uebersetzung des Cornelius Nepos nöthig sind. — Voilà un tour de force! — Nach der ganzen Fassung obiger Vorschriften werden unsere Leser in Betreff der offen liegenden Tendenz derselben keinen Augenblick in Zweifel sein. Wir sind aber der Meinung, daß ein möglichst schnelles Abrichten zum glatten Parliren einer Sprache, sie sei welche sie wolle, der deutschen Gelehrtenschulen unwürdig und bei den gegebenen Verhältnissen, zumal bei vollen Klassen unmöglich ist. — Von Accentlehre und deren eigenthümlichen historischen Entwickelung, von Prosodie, Metrik und Versification, welche sich doch nothwendig an die in den beiden obersten Klassen mit zweistündigem Unterrichte anschließen, geschieht mit keinem Worte Erwähnung.

Wodurch aber und an was soll nun diese reifere Jugend in diesen beiden Klassen „in jene zwar moderne aber doch fremde Welt und Denkweise" eingeführt werden. Wenn nicht an der Beobachtung der historischen Entwickelung des Sprachgebäudes durch wissenschaftliche Behandlung der Grammatik, wird etwa dem Lehrer gestattet sein, ein moralisch-erhebendes Werk, wie Marmontel's Bélisaire oder Montesqieu's gedankenreiches Buch sur la Grandeur et la Décadence des Romains, oder eine von den weltberühmten Reden eines Massillon, eines Bourdalone zu lesen? Keineswegs: Literarwerke überhaupt sollen nur „angefangen werden zu lesen," und die Fortsetzung der Jugend anheimgestellt werden. Nun höre man die kühnen Erwartungen, welche man unter solchen Umständen auf zweistündigen Unterricht in diesen beiden Klassen setzt:

Klasse II. „In dieser und der folgenden Klasse ist die Erklärung von den Schülern und dem Lehrer nur in französischer Sprache zu geben. Der Schüler muß an das Selbstschaffen und freie Bewegen in der fremden Sprache gewöhnt werden. Der Lehrer gebe jetzt allgemeine Andeutungen über die französische Literatur und ihre Hauptepochen in französischer Sprache, er fahre fort mit Einüben der Gallicismen und sehe beim Uebersetzen der Lectüre, welche nun schon mehr auf Poetisches sich erstreckt, besonders auf gewählten deutschen Ausdruck. Die schriftlichen Arbeiten beschäftigen sich (!) mit Briefen und Erzählungen." — Klasse I. „Die Lectüre sei besonders Unterstützung der jetzt vollständiger zu gebenden literar-historischen Uebersicht; manche größere Stücke, wie Dramen, Reden und dergl. werden angefangen zu lesen, und die häusliche Beendigung der Lectüre auf verschiedene Weise controlirt. Die Exercitien erstrecken sich mehr auf Erzählungen, die eine bestimmte Tendenz haben (?), und auf eigentliche Abhandlungen. Die Unterhaltung ist blos französisch und zur weiteren Unterstützung der Gewandtheit im Ausdruck, welche die Hauptaufgabe bildet, mag eine leichte deutsche Schrift ohne Vorbereitung mündlich ins Französische übersetzt werden."

Von der englischen Sprache wird blos gesagt, sie solle in den vier oberen Klassen, je zu zwei Stunden, unentgeltlich und unverbindlich gelehrt werden.

Wenn das Nassauer Land so glücklich ist, einen Lehrer der neuern Sprachen zu besitzen, welcher das in dem neuen „Lehrplane" gestellte Pensum

seinem ganzen Umfange nach zu leisten vermag, so kann er sich dadurch in ganz Deutschland den ausgezeichnetsten Ruf erwerben. Wenn wir dies nun zu bezweifeln wagen, so hegen wir doch zu den dortigen Lehrern das feste Zutrauen, daß sie die hier besprochenen Vorschriften nach Möglichkeit befolgen und ihren Trost für die so schroff hervortretende Hintansetzung ihres Lehrfaches eben darin finden werden, daß, Dank dem Geiste unserer Zeit! solche Anfeindungen ihren Culminationspunkt erreicht haben dürften: post nebula Phoebus.

Z.

Erziehungsstoffe oder Beiträge zu einer erfolgreichen Erziehung der zarten Kindheit, von J. Fölsing, Lehrer an der G.-H. Garnisonschule zu Darmstadt. Darmstadt bei Leske. Kl. 4. 164.

Ueber alle Unterrichtsgegenstände erscheint jährlich eine Menge von Büchern. Unter der Masse derselben sinkt oft das Bessere, ehe es noch recht bekannt ist, mit in den Strom der Vergessenheit hinab. Am wenigsten bearbeitet ist der Bildungszweig, der von der Erziehung und Entwicklung junger, noch nicht schulfähiger Kinder handelt. Es fehlt nämlich an praktischen, aus dem wirklichen Leben hervorgegangenen Arbeiten; also an Werken, die nicht blos in der Idee wahr und gut sind, sondern auch für die Praxis etwas taugen. Darum begrüßen wir freudig vorstehende Erziehungsstoffe, eben weil sie ein Produkt vieljähriger Erfahrung sind, gute Stoffe liefern, und zugleich zeigen, wie dieselben verarbeitet und angewandt werden können und sollen, besser gesagt: wie sie in des Verfassers Kleinkinderschule und in seiner Familie angewandt worden sind. Wer das Buch nicht nur flüchtig durchblättert, wie das gewöhnlich von vielen Leuten geschieht, sondern es Seite für Seite sorgfältig durchlies't und durchdenkt, der wird dem Ref. vollkommen beistimmen, wenn er behauptet: das Buch ist praktisch, anregend, mit vielem Fleiß bearbeitet und in seiner Art wohl das vollständigste und brauchbarste, was bis jetzt über Kleinkinder-Erziehung und Entwicklung geschrieben wurde. Der Einleitung zufolge, ist dies der erste Band eines größeren Ganzen. Doch bilden diese Erziehungsstoffe ein Ganzes für sich, was von jedem der folgenden Bände ebenfalls zu wünschen wäre. Möchte dies Buch den Anklang finden, den es mit vollem Rechte verdient!

Ein Wort über Viehoff's Commentar zu Göthe's Gedichten, als Erwiederung an Herrn H. Düntzer.

Durch eine Kritik des Hrn. Düntzer über Viehoff's Commentar zu Göthe's Gedichten (in dem Feuilleton der Nr. 96. der Kölnischen Zeitung) fühlte sich der Unterzeichnete angeregt, seine von der des Hrn. Düntzer abweichende Ansicht über dasselbe Werk zu veröffentlichen, um zu beweisen, daß die von jenem Gelehrten ausgesprochene Rüge in manchen und zwar wesentlichen Punkten ungerecht gewesen sei. Diese kurze Gegenkritik ist in dem Feuilleton der Nr. 309. derselben Zeitung gedruckt worden. In Erwiederung auf dieselbe erklärte H. Düntzer in der Anmerkung zu einem von ihm geschriebenen Artikel:

(im Feuilleton der Nr. 316. der Köln. Ztg.) „Unter allen Behauptungen gegen mich trifft nur eine die Wahrheit, nämlich die, daß Viehoff wirklich die Lesearten zum Gedichte „Hans Sachsens poetische Sendung" gegeben hat.... Daß Viehoff sorgfältige und gewissenhafte Untersuchungen über die Geliebten Göthe's gegeben, ist eine Unwahrheit" ɾc.... Eine solche Erwiederung durfte der Unterzeichnete seiner selbst wegen nicht mit Stillschweigen übergehn; er erklärte daher in Nr. 323. der Köln. Ztg., daß er die Wahrheit seiner Behauptungen genügend darthun werde. Es ist also hier nicht der Zweck, das besprochene Werk einer neuen Beurtheilung zu unterwerfen. Es hat nach Hrn. Düntzer. einen andern Beurtheiler gefunden, dessen Name im ganzen Vaterland und über dessen Gränzen hinaus einen guten Klang hat.* Varnhagen von Ense (im Gränzboten Nr. 44.) nennt dieses Werk, das von Hrn. Düntzer mit sonderbarem Eifer und zu wiederholten Malen als ein unglückliches, höchst unzuverlässiges bezeichnet wird, — ein durch Einsicht und Sorgfalt in der Ausführung gelungenes, in welchem das Dienliche aus Lebensnachrichten und literarischer Kenntniß fleißig zusammengebracht ist. „Wo es den geistigen Inhalt und dessen Deutung galt," so schließt jenes Urtheil, „ist aus den Tiefen der Forschung das Nöthige zu Tage gefördert." Dem Unterzeichneten liegt nur ob, sein Versprechen zu erfüllen und dadurch den Vorwurf der Unwahrheit, als höchst willkührlich gemacht, von sich abzuweisen. Er hatte an dem bezeichneten Orte geäußert: „Aber was soll man erst zu dem Vorwurfe sagen, die Untersuchung über die Geliebten Göthe's sei ganz von der Hand gewiesen, da dieselbe mit dem gewissenhaftesten Fleiße durchgeführt, mehr als 50 Seiten in dem vorliegenden ersten Bande anfüllt?" Hr. Viehoff handelt auf S. 22 u. ff. von dem aus Wahrheit und Dichtung bekannten Gretchen, der Tochter eines Wirthes, bei welchem der Knabe Göthe mit Burschen vorgerückten Alters verkehrte, und setzt gründlich auseinander, wie und durch welche Umstände sein Verhältniß zu diesem Mädchen ohne bedeutenden Erfolg für seine poetische Production geblieben sei. Es wird dann (S. 33) seiner Neigung zu Annetten in Leipzig erwähnt und (S. 73) der Einfluß erläutert, den dieselbe auf seine dichterischen Leistungen wie auf seine Gesinnung im Allgemeinen äußerte. War zur Gründlichkeit der Forschung erforderlich, daß dem Stammbaume dieser beiden Mädchen nachgespürt wurde, so ist diesem Anspruche freilich nicht genügt; aber was der Ernst geschichtlicher Darstellung gestattete und begehrte, ist geschehen. Von S. 93 an wird eine neue Epoche in der Göthischen Liederdichtung besprochen, welche durch eine neue Neigung reiche Anregung erhalten hatte. Der Gegenstand dieser Neigung, so wie die ganze Geschichte des Verkehrs Göthe's in der Pfarrer-Familie zu Sesenheim, ist durch Wahrheit und Dichtung so sehr bekannt, daß es zur Erläuterung der hierher bezüglichen Lieder, nur weniger Zusätze bedurfte, und diese werden gemacht, und mit Sorgfalt werden spätere Klänge des Dichters auf die Stimmung bezogen, die aus dem Aufgeben jenes Verhältnisses hervorging. In Bezug aber auf das fernere Schicksal dieser Geliebten, der Göthe's Muse so viel verdankte, wird auf mehrere hieher bezügliche Aufsätze und namentlich Freimund Pfeifers im Jahre 1841 erschienene Schrift „Göthe's Friederike" hingewiesen, ohne daß diese jedoch als eine zuverlässige Quelle bezeichnet wird: im Gegentheil wird ihr Ansehn verschiedentlich wanken gemacht. Die Aufgabe eines Commentators bestand nicht in Sammlung literar-historischer Anekdoten,

sondern, wie der Titel seines Werkes es ausdrücklich sagt, darin, die Gedichte zu erläutern und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückzuführen. Dieses ist auch in Bezug auf die an die Geliebten gerichteten Gedichte von dem Verfasser geschehen; die Versuchung in das Anekdotenmäßige überzugehen lag hier nahe, namentlich wäre es leicht gewesen, aus der angeführten Schrift die Beschreibung des Besuches bei Sophie Brion wiederzugeben; wir müssen im Interesse des ernsten Zweckes seines Werkes dem Verfasser Dank wissen, daß er sich hierzu nicht hat verleiten lassen. — Mit demselben ernsten Sinne wird die Persönlichkeit auch jener Frau vorgeführt, deren Bekanntschaft mit Göthe zu Werther's Leiden die Veranlassung gab. Es werden die Erläuterungen, die Göthe selbst in Wahrheit und Dichtung gibt, mit der Geschichte des jungen Werther's von einem anonymen Berichtiger (Frankfurt und Leipzig 1775) verglichen, und dann, mit großer Genauigkeit, in dem Gedichte „An Lottchen" die Hauptideen, welche jenem berühmtem Romane zu Grunde lagen, nachgewiesen. In derselben Weise wird über die als Lili in Göthischen Gedichten figurirende Jungfrau gesprochen; ihr Alter wird genau angegeben, um die Aeußerung zu erklären, daß sie durch ihre zarte Jugendfrische so große Gewalt über sein Herz geübt habe, und selbst ihr Familienname wie der ihres spätern Gatten wird nicht verschwiegen.

Aus dem Gesagten wird hoffentlich zur Genüge hervorgehn, daß der Unterzeichnete berechtigt war, den Vorwurf, daß die Untersuchung über die Geliebten Göthe's vom Herrn Viehoff ganz von der Hand gewiesen sei, für ungerecht zu erklären und zu behaupten, daß sie vielmehr mit gewissenhaftem Fleiße durchgeführt sei. Vermißte Hr. Düntzer bei dem was jenem als die Frucht gewissenhaften Fleißes erscheint Resultate einer sorgfältigen und gewissenhaften Untersuchung nach seinem Sinne, so hatte er das unbestrittne Recht, dieses zu äußern; aber den anders Gesinnten darum einer Unwahrheit zu zeihen, dazu fehlte jede Berechtigung, und die Unangemessenheit dieses Ausdruckes fällt jedenfalls auf ihn selbst zurück.

Düsseldorf.

Philippi.

III. Programmenschau.

Ueber die Stellung des Altdeutschen auf höhern Bürgerschulen, vom Rector Fr. Breier. Programm der höhern Bürgerschule zu Oldenburg. 1846.

Zuvörderst ist zu bemerken, daß der Verfasser unter Altdeutsch nur das Mittelhochdeutsch versteht; er hält es für unmöglich, daß einer im Ernste verlangen könne, es solle auf einer Schule Ulfila's Bibelübersetzung oder Otfried's Krist nebst Notter's Psalmen gelesen werden. Die Frage, deren Beantwortung er sich zur Aufgabe stellt, ist nun diese: „Hat das Mittelalter, insonderheit die Literatur des Mittelalters, in sich eine solche Kraft, daß sich daran die Flamme alles Männlichen, Wahren, Großen, Guten und Schönen entzünden lasse?" Von der Beantwortung dieser Frage hängt es allerdings ab, wie der Verfasser bemerkt, ob man die Schüler mit altdeutscher Grammatik und Sprache so bearbeiten dürfe, wie die Gymnasiasten mit der alten Grammatik Jahre lang beschäftigt werden, d. h. so, daß sie nach unendlicher Mühe erst in den obersten Klassen einige Früchte ihres Schweißes ernten. Referent glaubt, daß, nach dem in den höhern Bürgerschulen fast allgemein beobachteten Verfahren zu urtheilen, jene Frage beinahe als entschieden betrachtet werden könne. Indeß dürfte dies Verfahren bei den Meisten mehr auf einem dunkeln Gefühl, als auf einer hellen Ueberzeugung, wie sie sich in der vorliegenden Abhandlung ausspricht, beruhen; und so müssen wir für das klar und kräftig ausgedrückte Votum in einer so hochwichtigen Angelegenheit immerhin dankbar sein. — Des Verfassers Antwort auf jene Frage lautet entschieden verneinend. Zuerst hebt er den Mangel in der Literatur des Mittelalters hervor, daß sie nur eine halbe Welt ist, indem ihr die Prosa fehlt. Der Poesie des Mittelalters aber gebricht es wieder gerade an derjenigen Gattung, welche, wie sie in sich alle Dichtungsarten, in ihrer Ausübung alle Künste vereiniat, so auch in der Schulbildung den Abschluß macht, am Drama; denn die mittelalterlichen Mysterien und Fastnachtspossen in der höhern Bürgerschule zu behandeln, wäre eine wahre Versündigung an der Jugend. Von den beiden Hauptgattungen, die noch übrig bleiben, der Lyrik und dem Epos, liegt jene schon ihrer Natur nach mit ihrer ganzen innerlichen Welt so weit über die Schule hinaus, daß nur einzelne Produkte derselben der Jugend nahe gebracht werden können. Der Verf. will, und, wie uns scheint, mit vollem Rechte, nur einzelne Stücke aus Walter von der Vogelweide für die Schule gelten

lassen, dessen Poesie auch in dem bewegten Gefühl noch immer von Gedanken getragen und von Gesinnung gehoben wird, in dessen Dichterwelt auch nicht bloß Gottes- und Frauenminne, sondern Patriotismus, Manneswürde, Thatkraft und Heimathsgefühl eine Stelle finden." Was nun ferner das ritter-romantische Epos betrifft, so ist es klar, daß auf einem so genial unsittlichen Grunde, wie Gottfried's Tristan und Isolde keine Schulbildung, keine Jugenderziehung aufgebaut werden könne. Aber auch dem Parzival will der Verf. keinen Platz in den höhern Bürgerschulen zu eingehender, anhaltsamer Behandlung einräumen. Hier möchten sich die Meinungen scheiden. Referent bekennt, daß er dem Verf. beitritt, wenn er, von der oft dunkeln und wunderlichen Sprache, der labyrinthischen Anlage abgesehen, besonders deßhalb die Dichtung für unsere Jugendwelt ungeeignet erklärt, weil das Beste in diesem Gedichte mehr lyrischer, als epischer Natur ist, weil der reale und faktische Inhalt ganz der Abenteuerwelt der übrigen mittelalterlichen Poeten angehört, und besonders weil der eigentliche Kern und Mittelpunkt des Gedichtes, die Schuld des Helden und seine Buße auf einer zu mystischen Gefühlsgrundlage und zum Theil auf scholastischer Dogmatik beruht. — Weiterhin verfährt der Verf. etwas zu summarisch in seiner Abhandlung, indem er, statt der übrigen Dichter und Werke der ritterlichen Romantik, die hier in Erwähnung kommen könnten, einzeln zu betrachten, durch eine aus Ulrich von Lichtenstein ausgehobene Stelle die gesammte Welt- und Lebensanschauung des Ritterthums als eine nur äußerlich religiöse, ja als eine unsittliche und daher zur Nährung und Bildung unsrer Jugend durchaus untaugliche darzustellen sucht. Warum erwähnt der Verfasser nicht mit Einem Worte einer Dichtung, wie Gudrun. Nur Ein episches Produkt der mittelalterlichen Literatur, „welches von allen berührten Verkehrtheiten frei ist, auf nationalem Boden und in einer realen Welt steht, eine Reihe von Gestalten, Charakteren und Kämpfen hinstellt, wie sie keine Literatur aufzuweisen hat, dabei in Plan, Sprache und Darstellung einfach, ernst, groß voll unerreichbarer Kraft und Erhabenheit," nur das Nibelungenlied will der Verf. in den höhern Bürgerschulen gelesen, ja er möchte es von jedem deutschen Jüngling auswendig gelernt wissen. Aber nicht auf dem Wege der alt- und mittelhochdeutschen Grammatik, wie der Gymnasiast zum Homer kommt, sondern vom Boden aus, worauf er geboren ist und steht, von seiner Muttersprache aus soll der Schüler zum Verständniß desselben gelangen. „Man verweile unter Vorlesen, Erklären, Wiederholen, Auswendiglernen bei den ersten Gesängen; und es wird nicht lange dauern, so drängen die Schüler selbst vorwärts. Ist es doch Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein."

So viel genüge, um auf diese der ernstesten Prüfung würdige Abhandlung aufmerksam zu machen.

M.

Die Aa, Au und Ach. Vom Rektor Dr. H. K. Brandes. Programm des Gymnasiums zu Lemgo. 1846. 26 S. 4.

Eine recht fleißige Arbeit. Der Flußnahme Aa ist sehr häufig, 5 Flüsse d. N. sind im Gebiete der Ems, 2 der Weser, 1 der Lippe, 1 der Vecht, 3 der Yssel, 2 in der Provinz Drenthe, 1 fließt in den Dollart, 1 bei Grö-

ningen, 2 in Nordbrabant, 1 bei Breden, 1 in die kleine Nethe, 1 bei St. Omer, der bei Gravalines in die Nordsee fließt. — Ebenso kommt der Name oft vor in der Schweiz, 2 Flüsse in Unterwalden im Sarner und Engelberger Thale, ferner die Melch=Aa im Melchthal, 1 bei Aargau, 3 im Kanton Zürich, die Glatt heißt zuerst auch Aa, 1 in den Zugersee, 1 in den Lauerzer See. — Ebenso an der Ostsee: 1 in Kurland, die heilige Aa an der lithauischen Grenze, 1 Aa im nördlichen Liefland. — Besonders häufig aber kommt das Wort vor in Schweden und Finnland, den Namen angehängt z. B. Mörrums A — und als Aar in Dänemark, als Aa in Island. Das Schwedische gibt Aufschluß, da heißt A = Elf = Fluß.

Dasselbe Wort ist Aue oder Au, das 16 mal als Flußname im nordwestlichen Deutschland vorkommt, auch die Ilmenau gehört dahin. In Dänemark ist Aue mit Aar gleichbedeutend. — Dasselbe Wort ist ferner Aach, Ach, Ache und Achen, welches sich in den südlichen Gebirgsländern viel findet. 4 Flüsse d. N. Aach nimmt der Bodensee auf, 1 Aach der Zellersee, 1 fließt in die Glatt, 1 bei Blaubeuern, 1 ohnweit Ulm in die Donau, 1 bei Memmingen, die Bregenzer Ach hat 2 Nebenflüsse d. N. Ach; 1 Ach fließt dem Lech parallel, 1 in die Isar, 1 bei Landshut. Ache und Achen finden sich besonders in den Flußgebieten der Isar, des Inn und der Salza, so die Gasteiner, Krimmler, Pinzgauer Ache im Gebiet der Salza; in dem des Inn die Oetzthaler Ache und eine andere Ache mit der Steinberger und Kundler Ache. In den Chiemsee fließt 1 Ache mit 2 Zuflüssen gl. N. Zum Gebiet der Isar gehört der Achensee. Ueberhaupt sind mehr als 30 Flüsse d. N. — Mit dem Worte Ach werden mehrere Wörter zusammengesetzt, z. B. die Golach, mehrere Steinach, Stockach, Wutach, Elzach, Schiltach, Wolfach, mehrere Gutach, mehrere Eschach, mehrere Eiach, mehrere Schwarzach, Elsach, Waldach, Brettach, Rodach, Kronach, Braunach, Weißach, Gerach, Naffach, Volkach, Auerach, Ebrach, Beigach, Linach, Urach, Osterach, Kanach, Westerach, Dürach, Rottach, Aitrach, Sulzach, Aurach, Wertach, Loisach, Windach, Leitznach, Mosach, Salzach oder Salza, Eisak, sämmtlich im südlichen und mittlern Deutschland.

Aa, Au, Ach, Achen ist = Aha altſ., Ahva goth., Ouwe mhd. = aqua. Sicherlich dasselbe Wort ist Avon im Englischen und der Flußname Aar oder Ahr. Von diesen Flußnamen sind nun auch viele Städte benannt, so Aahaus, Aue, Aubad u. s. w. und die zahlreichen Oerter auf Au, die man nicht mit den slavischen Ortsbenennungen auf au oder ow verwechseln muß; ebenso heißen viele Gegenden Aue; mit Ach sind viele Städtenamen gebildet, auch Aachen stammt wohl direkt von aquae, welches Wort sonst in Baden oder Aix oder Aigue (Aigues) übergegangen ist. —

Herford. **Hölscher.**

Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation. Vom Gymnasiallehrer Dr. B. Hölscher. Progr. des Gymn. zu Recklinghausen. 1846. 38 S. 4.

Nach einer allgemeinen Einleitung über den kirchlichen Gebrauch der lateinischen Sprache (S. 15.) nimmt der Verfasser für sein Thema drei Perioden an: 1) Von der Einführung des Christenthums in Deutschland bis gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts. 2) Von da bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. 3) Von 1300 bis zur Reformation.

Quellen sind dem Verf. besonders Wackernagel, Hoffmann, Rambach Witzel's Psalter Ecclesiasticus, Uhland's Sammlung u. s. w. Er dehnt den Begriff des Kirchenliedes auf öffentlich gesungene geistliche Lieder überhaupt aus, setzt die Anfänge religiöser Poesie in Deutschland ins 9. Jahrhundert und theilt aus der ersten Periode den Lobgesang auf den heil. Petrus und die Uebersetzung des Kirchengebets: Deus cui proprium etc. mit; doch kann man aus dem 8. sec. hieher den Hymnus des heil. Ambrosius und den ambrosian. Lobgesang ziehen, wenn man auch das Wessobruner Gebet ausschließen will. Aus der zweiten reicheren Periode theilt der Verfasser mehrere Lieder mit und handelt auch von den Sequenzen. Aus der dritten Periode sind berücksichtigt Sequenzen, während der Messe gesungene Lieder (auch das n. E. Luthern zugeschriebene Lied: „Vom Himmel hoch da komm ich her" u. s. w.), Marienlieder u. s. w., alte umgeänderte Lieder, Uebersetzungen lateinischer Hymnen, auch das Lied „In Mitte unsers Lebens Zeit," fälschlich Luther zugeschrieben, findet sich schon früh. Im Ganzen gibt der Verfasser 45 Proben. —

Herford.

Hölscher.

Leben des Georg Rollenhagen. Vom Oberlehrer Lütcke. Progr. des Berlin. Gymn. zum grauen Kloster. 1846. 16 S. 4.

Wir erhalten nur einen Theil der Abhandlung über R., doch hat er Werth für die Literaturgeschichte. Unter den Quellen nennt der Verfasser besonders die Leichenrede auf R. von Aron Burckhardt 1609, die über die äußerlichen Verhältnisse ziemlich ausführlich ist. R. war geboren 22. April 1542; seine Kinderjahre verlebte er traurig, er war besonders sehr kränklich. 1556 kam er auf die Schule zu Prenzlau. Dann ist er in Mansfeld und Magdeburg. 1560 geht er auf die Universität Wittenberg. 1563 Rector der Johannisschule in Halberstadt. 1565 wieder nach Wittenberg als Hofmeister. Hier wurde das Gedicht R's verfaßt, aber erst 1595 herausgegeben. 1567 ging er nach Braunschweig, hierauf nach Magdeburg als Prorector, 1575 — 1609 war er Rector. Er war zweimal verheirathet und hatte viele Kinder, doch starben die meisten lange vor ihm. Bekannt gemacht hat sich ein Sohn aus zweiter Ehe, Gabriel, durch seine Juvenilia 1606, und unter dem Namen Angelius Lohrbere Liga 1614 durch eine beliebte deutsche Komödie: „Amantes amentes." Ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe oder wie mans deutsch nennt von der Lefteley u. s. w. Dieser war wahrscheinlich Jurist.

R. starb 1609. Trotz seiner vielen körperlichen Leiden war er im Umgange heiter. Als Schulmann wirkte er bedeutend, so daß der bekannte Taubmann (1595 Prof. Poeseos), um ihn kennen zu lernen bei ihm auf einige Wochen als Schüler eintrat, welche ergötzliche Anekdote der Verfasser mittheilt. Auch als Prediger stand R. in Ansehen und lehnte einen Ruf nach Berlin propter inconstantiam aulicam ab. Seine gelehrten Kenntnisse waren bedeutend, auch in Naturwissenschaften; mit Tycho de Brahe stand er in Briefwechsel. Er hielt auch etwas auf Astrologie und darüber Vorlesungen, kam auch mit dem Hauptkalendermacher der Zeit, dem Frankfurter Professor Origanus, den er

eines Plagiats gegen ihn beschuldigte, in Streit. Die Lehren der Alchymisten, die ihm wohl bekannt waren, verspottete er, namentlich den Hauptalchymisten Leonhard Thurneisser, z. B. auch im Froschmäusler. (Die Abh. bricht hier ab.)

Herford.

Hölscher.

Ueber eine im Jahre 1705 zu Arnstadt aufgeführte Operette. Programmenschrift des Gymnasiums zu Arnstadt, 1846. Vom Director Dr. K. Th. Pabst.

Ein schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Die Operette, deren Text von Actus II, Sc. 2. an unverkürzt mitgetheilt ist, führt den Titel: „Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens." Ihr wahrscheinlicher Verfasser ist der damalige Rector der Arnstädter Schule Joh. Friedr. Treiber; als Componist wird durch die Sage der damals in Arnstadt als Organist angestellte Joh. Sebastian Bach bezeichnet. Leider sind die Nachforschungen zur Auffindung der Musik bisher vergeblich gewesen. Der ästhetische Werth des Operntextes ist freilich nur sehr gering anzuschlagen; dessenungeachtet sind wir für die Mittheilung desselben, wie für die vom Herausgeber beigefügten Bemerkungen, zu Dank verpflichtet, da das Stück sowohl ein kultur-historisches, als sprachliches Interesse hat; Letzteres besonders dadurch, daß die darin auftretenden Bürger und dienenden Personen den Thüringisch-Arnstädtischen Dialect reden.

B.

Tabellarische Uebersicht der deutschen Literaturgeschichte (vierte Fortsetzung und Schluß) vom Oberlehrer M. L. Böbel. Programm des Gymnasiums zu Gleiwitz. 1845.

Je reicher das Feld der deutschen Literaturgeschichte in der jüngsten Zeit angebaut worden ist, um so willkommener müssen solche tabellarische Zusammenstellungen der wichtigsten Resultate sein. Sie haben vor kurzen Compendien den Vorzug, daß sie durch eine für das Auge leicht faßliche Gruppirung der zusammengehörigen Erscheinungen dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Den Nachtheil, daß sie keinen continuirlich entwickelnden Gang gestatten, können sie einigermaßen mildern, indem sie den einzelnen Abschnitten allgemeinere, zusammenfassende Erörterungen vorausschicken und nachfolgen lassen. Dieses ist denn auch in der vorliegenden Programmenschrift, obwohl nicht in dem wünschenswerthen Grad und Umfange, geschehen. Mit der Anordnung und Reihenfolge kann sich Referent nicht überall einverstanden erklären. Die Charakteristik der einzelnen Schriftsteller ist häufig recht scharf und treffend und läßt für den Zweck, dem das Buch dienen soll, wenig zu wünschen übrig. Bei einigen jedoch scheint mir der Verfasser zu sehr den älteren Literarhistorikern wie Jördens, Fr. Schlegel und besonders Wachler gefolgt zu sein, wogegen Gervinus und Schäfer nicht in gehörigem Maße berücksichtigt sein dürften.

Sollte der Hr. Verfasser, was zu wünschen wäre, seine Arbeit auch abgesondert, als eine selbstständige Schrift, herauszugeben beabsichtigen, so wären besonders für die ältere Literaturgeschichte die trefflichen Vorlesungen Vilmar's noch zur vorherigen Benutzung zu empfehlen.

B.

Bürger auf der Schule. Von Dr. Herm. Adalb. Daniel. Progr. des Pädagogiums zu Halle. 1845. 24 S. 4.

Das Programm beschäftigt sich weniger mit Bürger als mit den Lehrern des Pädagogiums zu der Zeit als Bürger dasselbe besuchte, und zwar enthält es hauptsächlich biographische Notizen und kurze charakteristische Ansichten derselben aus den Akten der Schule. Inspector war damals Johann Anton Niemeyer, Großoheim des jetzigen Directors, ein Mann seiner Zeit, von christlichem Ernste durchdrungen, freilich mit orthodox pietistischem Beigeschmack, voll von Eifer gegen alles was nach weltlichen Vergnügungen aussah. Neben ihm tritt besonders Christian Leiste hervor, welcher 1815 als Professor in Wolfenbüttel starb; er ergänzte in vieler Hinsicht, vorzüglich in der Gabe zu eigner Thätigkeit anzuregen, Niemeyer's Wirksamkeit.

Unter diesen Männern besuchte Bürger die Schule. Der Geburtsort des Dichters heißt, wie Hr. D. nachweist, Molmerswende (gewöhnlich Molmerschwende gesprochen), ein Dörfchen in der asseburgschen Herrschaft Falkenstein (nicht Wolmerswende, wie es in der Biographie von Althof, in den biographischen Notizen bei Echtermeyer, Schwab, Wolff u. s. w. heißt), eine freilich nicht besonders romantische, aber gesegnete und nicht uninteressante Gegend. Am 8. September 1760 kam B. auf das Pädagogium (nicht 1762, wie die gewöhnliche Angabe lautet). Aus dem Schularchiv theilt Hr. D. Nachrichten über die Wohnung B's. mit. Allgemeines Interesse findet die Bemerkung, daß unter B's. Schulkameraden genannt werden: der Kanzler Niemeyer, der Theologe Knapp und der Dichter von Göckingk, über dessen Freundschaft mit B. aber genauere Kunde fehlt.

Die Biographen sagen ferner, daß B. langsam an Leib und Seele gewachsen sei. Wir wissen aber nun sicher, daß B. als er nach Halle kam, von dem strengen Niemeyer mit Ausnahme des Französischen in allen Gegenständen nach Secunda gesetzt wurde, daß sich nirgends Klagen über Mangel an Fleiß finden, daß er im Sommer 1761 auf dem Actus ein selbstgefertigtes lateinisches Gedicht vortrug und zu Ostern 1763 im Lateinischen und Griechischen nach Prima versetzt wurde. Es wird ferner von Althof erwähnt, daß B. auf dem Pädagogium an dem üblichen Chrieenmachen keinen Gefallen gefunden, desto größern aber an den Versübungen bei Leiste; die Lectionspläne aber sagen uns, daß B. nie bei Leiste oratorischen oder deutschen Unterricht gehabt hat, jedoch nimmt Hr. D. an, daß die Nachricht Grund haben möge und entweder die Lectionspläne ungenau seien oder Leiste auch bei der Lectüre lateinischer Dichter solche Uebungen veranstaltet habe. Am 29. Januar 1761 hielt B. eine deutsche Rede contra eos qui contumeliose dicunt, und am 24. Juli 1761 ein carmen latinum, „non titulos sed merita esse aestimanda." Ostern 1762 schilderte er in einem lateinischen Gedichte, dessen Titel

schon den großen Einfluß Klopstocks bezeugt, concilium patrum et angelorum in monte Golgatha. Am 18. — 20. April fand eine Schulfeier des Hubertsburger Friedens statt, am ersten Tage declamirte B. eine Friedensode, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß an diesem Tage die Empfindungen laut wurden, aus denen die berühmte Strophe entstand: „Der König und die Kaiserin u. s. w." Zuletzt noch auf dem Examen am 29. und 30. Septbr. 1763 besang er in einer deutschen Ode „Christum in Gethsemane."

Von Excessen auf der Schule, von denen seine Biographen reden, sagen die Schulakten nichts aus, und ehrenvoll bleiben die zwei Zeugnisse Niemeyer's, das eine ein Jahr nach seiner Reception abgefaßt: „des alten Herrn Provisors Bauer in Aschersleben Enkel, hat ganz ungemeine Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz;" das andere bei seinem Abgange niedergeschrieben: „Bürger, des alten Hospital-Provisors Bauer aus Aschersleben Enkel, bekam einen Brief, wie ich auch von seinem Großvater, daß er auf Michaeli weggehen sollte. Es ist ein alter, eigensinniger Mann. Der kleine Enkel sitzt in Prima ein Halbjahr und ist ohngefähr 15 Jahr alt. Er weinte und bat, ich möchte seine Stelle doch nicht vergeben; er wollte beim Großvater um Prolongation bitten. Aber der alte Mann hat's abgeschlagen."

Extrait d'un commentaire sur „Avant, Pendant et Après," esquisses historiques, par Scribe, précédé de quelques notices sur la manière d'enseigner la langue française aux commençants. Von Professor Dr. Braunhard. Progr. des Gymnasiums zu Arnstadt. 1845.

In der Einleitung entwickelt der Hr. Verfasser die Gründe, weshalb an den Gymnasien der Unterricht im Französischen gewöhnlich eine so höchst untergeordnete Stellung einnimmt und die Resultate desselben fast durchgängig auf diesen Anstalten als nur höchst unbedeutend bezeichnet werden können. Daß hieran vorzüglich die Unkenntniß des Französischen bei denjenigen Schuld ist, welche mit vornehmer Miene über die Sprache aburtheilen, ohne daß sie sich nur im Geringsten die Mühe geben, ein wenig tiefer in die Sache einzudringen, als sie dieses eben auf den Schulbänken an der Hand von Meidinger, Sanguin, Hirzel und wie die Heroen alle weiter heißen mögen, vermochten, das ist eine freilich sehr bekannte Thatsache, aber noch unter den jetzigen Verhältnissen kann man nicht oft und dringend genug darauf aufmerksam machen. Wir könnten in dieser Beziehung unseren Lesern die interessantesten Stückchen erzählen, woraus sie entnehmen möchten, woher es eigentlich komme, daß so manche innige Verehrer der klassischen Sprachen von den „Absurditäten" der franz. Gram. reden, welche für sie eine wahre terra incognita ist. Nur Beispiels halber führen wir an, daß ein sehr bedeutender Schulmann gegen uns sein wegwerfendes Urtheil dadurch zu begründen suchte, daß er die Ansicht aussprach, es sei denn doch widersinnig, in dem Satze J'ai parlé à son frère, le pasteur... den Nom. in der Apposition zu stellen, während im Hauptsatze die Beziehung im Dativ stehe. Man weiß wirklich nicht, was man auf solche Albernheiten antworten soll; nur das Eine dringt sich unwillkürlich dem Denkenden auf: „Ihr Lehrer, die ihr ordentliche gramm. Studien des Französischen gemacht habt, sucht nur durch tüchtigen Unterricht eure Kenntniß zu verbreiten,

dadurch verschafft ihr der Sprache allmählich die beste Stellung in der Schule, und es wird die Zeit kommen, in welcher die ganze Wahrheit der Characteristik anerkannt wird, welche Schmidt in Neiße (Progr. 1843) von der französischen Sprache gemacht hat:

On pourra prétendre que la langue française, fine dans sa grammaire, directe dans sa construction, simple dans ses figures, précise, rapide, harmonieuse, facile surpasse toute autre langue en clarté et qu'enfin plusieurs auteurs fr. peuvent aller de pair avec ceux des Grecs et des Latins.

Hr. B. liefert uns in dem Vorliegenden den Beweis, wie viel ein tüchtiger Unterricht im Französischen auch in formeller Hinsicht nützen müsse; nachdem er nämlich noch einige Bemerkungen über das Methodische des Unterrichts in den neueren Sprachen gemacht hat, geht er zur Hauptsache und gibt uns das Bruchstück einer Erklärung der Scribe'schen Comödie (Scene 1 und 2), welche mit Gründlichkeit und Umsicht ausgearbeitet ist. Höchst dankenswerth ist auch noch der Anhang, in welchem sich eine Uebersetzung der 16 ersten Kapitel des III. Buches von Cäsars comment. de bell. Gall. vorfinden, welche dem lateinischen Texte nach der Schneider'schen Ausgabe gegenübergedruckt und mit Anmerkungen versehen ist. Der Verfasser ist der Ansicht, daß man auf den Gymnasien recht oft aus dem Lateinischen ins Französische übersetzen müsse, weil man dadurch eine große Menge Zeit gewinne. Da die Artaud'sche Bearbeitung des Cäsar sehr kostspielig ist und besonders in Rücksicht der Critik Vieles zu wünschen übrig läßt, so wird der Verfasser in einiger Zeit eine vollständige und billige Ausgabe des Caesar de bell. Gall. mit franz. Uebersetzung veranstalten. Wir müssen die ausgesprochene Ansicht auf das Entschiedenste unterstützen, denn bei den Uebersetzungen, welche Geübtere aus einer fremden Sprache in die andere machen, lernen sie ihre Kräfte stärken und erproben; die Vorstellungen der einzelnen Wörter und Redensarten gewinnen für sie an Deutlichkeit und auch in syntactischer Hinsicht ist der Nutzen nicht unbedeutend.

Exposition des lois qui gouvernent la permutation des lettres, dans le passage des mots latins aux mots français. Vom Oberlehrer Dr. Zange. Progr. des Gymnasiums zu Sondershausen. 1845.

Wenngleich die Abhandlung des rühmlichst bekannten Verfassers über die Verwandlung der Buchstaben eben keine neuen Resultate liefert, sondern in anspruchloser Weise nur eine Zusammenstellung des bereits von Friedrich Diez Aufgefundenen ist, so begrüßten wir sie doch mit aufrichtiger Freude. Nicht nur die ansprechende Form und die Klarheit der Darstellung ist es, welche dem Leser die Schrift des Hrn. Z. willkommen machen muß, sondern vielmehr die Eigenschaft, nach welcher sie als eine Zugabe und wichtiger Anhang zu dem trefflichen etymologischen Wörterbuche des verdienstvollen Hauschild in Leipzig betrachtet werden kann. Beide Schriften werden unzweifelhaft sehr dazu beitragen, einen größeren Einfluß dem Diez'schen Werke zu verschaffen, welches nach seinem hohen Werthe noch lange nicht genug gewürdigt wird.

Ecole poëtique moderne de la Erance par Eugène Borel. Progr. des Gymnasiums in Stuttgart. 1845.

In der Einleitung begründet der Verf. die Ansicht, daß es ungeachtet der Bemühungen der Vermittler nicht mehr geläugnet werden könne, daß die französische Poesie zwei so streng entgegengesetzte Elemente besitze, daß aus ihnen nothwendig zwei verschiedene Dichterschulen hervorgehen mußten; wenngleich die jüngere nach dem mehr denn 25jährigen Kampfe in sich das untrügliche Vorgefühl des nahen Sieges mit freudiger Zuversicht trägt, so kann doch die ältere ihrer Niederlage wegen leicht trösten, denn es sind ihr Lorbeeren in reicher Fülle geblieben. Ehe sich Hr. B. in die Schilderung des Kampfes einläßt, definirt und beschreibt er zuvörderst die Begriffe des „Classicismus und Romanticismus," wie man dieselben in Bezug auf französische Poesie aufzufassen gewohnt ist. Die ganze Abhandlung zerfällt in zwei Haupttheile, in deren erstem er weiter ausführt: „les préludes et les circonstances les plus saillantes de la revolution littéraire operée dans nos jours;" ein zweiter Abschnitt schildert die neuere und die ältere Schule nach ihren charakteristischen Eigenschaften ganz im Einzelnen sowohl dem Inhalte als der Form nach und liefert interessante Punkte zur Vergleichung der beiden Richtungen. Die ganze Darstellung hält sich möglichst objektiv und wenngleich der Verf. nicht umhin kann, seine Freude über alle die Schätze auszusprechen, welche die neuere Schule einer Fundgrube entnahm, die skeptische und mürrische Geister längst für erschöpft hielten, wenngleich er es sich gestehen muß, daß sie noch für die fernste Zukunft reiche Ausbeute verspreche, so scheut er sich doch, irgend einer der beiden Schulen die Palme des Sieges zuzuerkennen. — Es ergibt sich aus diesen Andeutungen wohl von selbst, daß die ganze Schilderung ziemlich unparteiisch gehalten ist, und da sie zugleich in einer höchst angemessenen Form erscheint und die Entwickelung pragmatisch und gründlich durchführt, so verdient sie Beifall und Anerkennung. An einzelnen Stellen nur erscheint uns der Styl etwas zu gesucht, wie wir es auch mißbilligen müssen, daß sich in der Schrift mehrere sehr störende Druckfehler vorfinden z. B. p. 26. Nous sommes bion éloig*né* dé partager . . . und weiter unten ce*ll*e prétendue reforme se réduit . . . u. s. w. Uebrigens verdient die kleine Schrift weitere Verbreitung und gewährt auch Schülern der oberen Klassen eine angenehme und belehrende Lektüre.

Sur l'origine de l'Alexandréide du Clerc Lambert von Dr. A. Philippi. Programm der Realschule zu Düsseldorf. 1846.

Das dem Pfaffen Lamprecht zugeschriebene Alexanderlied gehört, wenn es gleich nicht die feurigen Lobsprüche verdient, die ihm Gervinus zollt, doch jedenfalls zu den besten poetischen Erzeugnissen der Zeit, in welcher es entstanden ist. Fehlt es dem Styl auch an Beweglichkeit, der Ausführung im Ganzen an Leben, Leichtigkeit und Anmuth, so hat es dafür an vielen Stellen sowohl kräftige als liebliche Schilderungen und manchen ernsten und großen Gedanken. Eine neue, sorgfältige Untersuchung der Quellen dieser interessanten Dichtung, wie sie das vorliegende Programm bringt, wird daher den Freunden mittelalterlicher Literatur eine willkommene Erscheinung sein. Der Verfasser

beginnt damit, den Ursprung der zu Grunde liegenden Fabeln im Allgemeinen in den Biographien Alexanders des Großen nachzuweisen, und zeigt, daß jene Fabeln so alt sind, als die wahrhafte Geschichte des macedonischen Eroberers. Er geht sodann auf die alten mythischen Behandlungen des Lebens desselben über und leitet alle diejenigen, die sich über Europa verbreitet haben, aus zwei Quellen ab: 1) aus dem Quint. Curtius und dem ihm nachgebildeten mittelalterlichen Gedichte des Gautier de Châtillon, und 2) aus dem griechischen Romans des Pseudo-Callisthenes. Bei der Besprechung des Gedichtes des Gautier de Châtillon benutzt der Verf. die Gelegenheit, die Resultate seiner bibliographischen Forschungen mitzutheilen, indem er die handschriftliche wie gedruckte Literatur dieses Werkes ausführlich angibt. — Das Werk des Pseudo-Callisthenes aber wird dann der Hauptgegenstand der Untersuchung. Dieselbe beschäftigt sich zuerst (S. 10 u. 11) mit den verschiedenen Namen von Schriftstellern, welchen dieses Werk beigelegt wurde, und sucht daran das Alter des Werkes selbst zu bestimmen, das in das fünfte oder gar vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaufzureichen scheint. Da dasselbe bisher noch nicht gedruckt worden, so theilt der Verf. aus der Kopie einer alten Handschrift (codex 1711 ms. gr. der Bibliothek des Königs zu Paris) Auszüge mit; und um das Verhältniß, in welchem die verschiedenen Handschriften, die von diesem Werke vorhanden sind, zu einander stehen, genau erkennen zu lassen, fügt er die parallele Stelle aus einer andern Handschrift (Cod. 113 suppl.) hinzu. Diese Fragmente enthalten den Anfang der Alexander-Geschichte, welche der Verf., im fernern Verlaufe seiner Abhandlung, bis zu der Krankheit Alexanders auszugsweise mittheilt und mit dem altdeutschen Gedichte vergleicht, wodurch sich das Resultat herausstellt, daß die Quelle dieses Werkes der Roman des Pseudo-Callisthenes sei, den der Pfaffe Lambrecht entweder im Original oder in einer der zahlreichen, schon seit dem neunten Jahrhundert existirenden lateinischen Uebersetzungen studirt haben konnte. — Die Untersuchung bewegt sich in einer leichten, klaren und gefälligen Sprache, und die ganze Arbeit stellt sich als die gereifte Frucht sehr umfassender und gründlicher literarhistorischer Studien dar.

Ueber das Verhältniß der deutschen und romanischen Elemente der englischen Sprache von Dr. Behnsch. Programm der Realschule in Breslau. 1844.

„Die Sprache ist das Hauptbildungsmittel des Menschen und jeder geistige Unterricht ist eigentlich Sprachunterricht. Die Sprache ist die Trägerin der Gesammtbildung des Volkes, dessen innerstes Sein man nicht begreifen kann, ohne das Organ, wodurch sein Geist sich ausdrückt, in seinen Lebensäußerungen zu kennen.“ Von dieser richtigen Ansicht ausgehend führt es der Verf. in seinem Vorworte weiter aus, wie es die Volksschule mit der Volkssprache zu thun habe und wie andrerseits das Gymnasium, um eine vorzugsweise generelle Bildung zu geben, den Geist überhaupt zu schärfen und ihn vorzugsweise zur Erfassung und Wahrung des ideellen Eigenthums des Volkes geschickt zu machen, sein Hauptaugenmerk auf die beiden Basen allgemeiner europäischer Bildung, das griechische und römische Alterthum richten müsse.

Eine dritte, die beiden eben genannten durchdringende Art von Bildung hatten die Realschulen zu verleihen. Ihre Zöglinge sollten als spätere Staatsbürger durch ihren Einfluß allmälig befruchtend und erziehend auf die Masse wirken, und dieses könnten sie nur, wenn sie sich außer den Kenntnissen, welche ein Jeder im Volke habe, auch solche angeeignet hätten, welche der europäischen Gesammtbildung angehören. „Nun sind aber, fährt der Verf. fort, die drei Hauptträger der europäischen Bildung das deutsche, französische und englische Volk: wer in dem Leben und Geiste dieser drei großen Kultur-Völker heimisch geworden ist, steht auf der Höhe der europäischen Bildung; es muß daher ein Hauptgegenstand der höhern Bürgerschulen sein, ihre Schüler mit den Organen jener drei Völker bekannt zu machen.“ Referent hat diese Stelle um so ausführlicher angeführt, da auf der letzten Versammlung der Realschullehrer in Mainz es von einigen Seiten in Frage gestellt wurde, ob das Englische in dem Lehrplane der Realschule ein nothwendiger Unterrichtsgegenstand sei. So wie auf dem Gymnasio Griechisch und Lateinisch, die Bildung des gesammten klassischen Alterthums, fast gleich berücksichtigt wird; so sollte es auch auf der höhern Bürgerschule mit der französischen und englischen Sprache, der außerdeutschen europäischen Kultur der Gegenwart, gehalten werden. Warum dies nicht geschieht, ist schwer einzusehen, da man die Bildung des englischen, uns noch überdies stammverwandten Volkes, wenn nicht grade höher, doch wahrlich nicht niedriger anschlagen kann, als die des französischen. Der Verfasser zeigt nun in Folgendem, wie unter jetzigen Verhältnissen, indem das Englische auf den meisten Schulen nur facultativ und mit sehr wenigen Stunden bedacht ist, nichts als Flickwerk sein kann; er spricht darauf die Anforderungen aus, welche an einen wahrhaft bildenden Sprachunterricht überhaupt zu stellen seien und hofft daß seine Worte, wie auch die folgenden Beiträge zur Characteristik der englischen Sprache mit dazu beitragen möchten, dem so wichtigen Lehrgegenstande eine sorgfältigere Benutzung zu gewinnen. Nach den Anforderungen, welche die Prüfungs-Reglements sowohl an die Schulamts-Candidaten als auch an die Abiturienten stellen ist es überhaupt zu erwarten, daß die hohe Behörde bald geneigt sein werde, für den immer wichtiger werdenden Unterrichtszweig etwas mehr zu thun, als es bis jetzt geschehen konnte. Hr. Behnsch sagt in dieser Rücksicht in einer Anmerkung: „Uebrigens ist das Studium der beiden neueren Hauptsprachen und der neueren Philologie im Allgemeinen auf den Universitäten kläglich bestellt. Außer in Bonn, wo Prof. Diez lehrt, sind an den Königl. Preuß. Universitäten Lectoren für die neuen Sprachen mit 60—80 Thalern jährlichen Gehaltes angestellt. Vergleicht man damit die Munificenz, mit der dem Professor der slavischen Literatur an der Universität Breslau ein zwanzigmal größeres Gehalt ausgesetzt worden ist, so steht wohl zu erwarten, daß das hohe Ministerium des Cultus auch für die Belebung des Studiums der neueren europäischen Hauptsprachen bald geneigte Maßregeln ergreifen werde, um das immer fühlbarer werdende Bedürfniß der Schulen, auf Universitäten gebildete Lehrer dieser Sprachen zu haben, befriedigen zu können.“

Denkt man an die Bildungsmittel, welche den Jüngern der klassischen Philologie geboten werden, so läßt es sich gar nicht in Abrede stellen, daß die höheren Bürgerschulen in dieser Hinsicht noch immer etwas stiefmütterlich behandelt worden sind und ihre Bedürfnisse bis jetzt nur wenig berücksichtigt

wurden. Doch wir haben die feste Zuversicht zu der weisen Fürsorge unserer Behörden, daß es bald anders und besser werden müsse; ist es ja auch für die Gymnasien wünschenswerth, daß sie überall für die neueren Sprachen, welche auf ihnen gelehrt werden, Lehrer erhalten, welche ihres Gegenstandes völlig mächtig sind.

Was nun den weitern Inhalt des Programmes betrifft, so wünschen wir demselben recht weite Verbreitung und können es nicht unterlassen, unsere Freude darüber auszusprechen, daß Hr. B. diese kleine aber werthvolle Schrift in den Buchhandel gegeben hat. Sie liefert ein sehr klares Bild von der Entwicklungsgeschichte der englischen Sprache und ist zugleich mit trefflich gewählten Sprachproben versehen, die dem Verfasser zu den interessantesten Vergleichungen Veranlassung gaben. Mit besonderer Vorliebe vertritt er das deutsche Element und es scheint uns nur, daß er den Einfluß des Scandinavischen ein wenig mehr hätte berücksichtigen sollen, als es in der Abhandlung geschehen ist.

Hs.

IV. Miscellen.

Rüge eines eingewurzelten Druckfehlers.

Je mehr wir Deutsche geneigt sind, etwaige Druckfehler oder Schreibfehler unsrer westlichen Nachbaren lächerlich zu finden, (wie z. B. le chemin de fer du mont Taunus, wenn von der Schienenbahn durch die Weinberge am Mainufer die Rede ist) und in ihnen den Beweis für volksthümliche Oberflächlichkeit und Unwissenheit derselben zu erkennen, desto mehr sollten wir uns hüten, in ähnliche Fehler zu verfallen. Ohne sein Augenmerk auf dergleichen Vorkommnisse absichtlich gerichtet zu haben erinnert sich Referent, in einem der bedeutendsten unsrer Tagesblätter bei Gelegenheit eines Berichtes über die französischen Kammerverhandlungen gelesen zu haben: Alles drängt nach Geld! Alles muß der Speculation dienen! Man geht so weit, Börsen in den Klöstern zu errichten! — Es ist nicht schwer, darin das Französische: on établit des bourses (man gründet Freistellen oder Stipendien in den Klöstern, um zum Eintritt zu veranlassen) zu erkennen. Was soll man Anderes zur Entschuldigung sagen als bonus dormitat Homerus, wenn ein jetziger namhafter deutscher Literat übersetzt: Der Kopf Napoleons war das Mühlrad Europas, und im Originale heißt es: le moule = die Form, in welcher Europa eine neue Gestalt annahm. Allein dergleichen Verstöße sind in der Regel doch nur eine Folge der drängenden Eile unsrer Zeit, haften daher auch wohl hauptsächlich nur an den ephemeren Erzeugnissen politischer und literarischer Uebertragungen, und sind in ihren Wirkungen eben so ephemer wie diese Erzeugnisse selbst. Ernsterer Art ist dagegen die Betrachtung, die sich uns aufdrängt, wenn wir sehen, daß fünfzig Jahre lang und darüber ein und derselbe sinnentstellende Druckfehler in einem, vorzugsweise in Schulen, vielgelesenen Schriftsteller aus einer Ausgabe in die andere hinübergeht.

Dieser Fehler findet sich in Voltaire's histoire de Charles XII. (auf der 8. Seite etwa des 2. Buches am Ende eines Absatzes) wo es heißt: dont ils *furent* la véritable cause anstatt: dont ils *surent* la véritable cause, und zwar in allen deutschen Ausgaben, welche Referent hat vergleichen können, namentlich bei Ernst Fleischer in Leipzig, ferner in den 7 Ausgaben von Thibaut bei Volkmar, in der von Schiebler bei Müller, in der in Deutschland verbreitetesten Zweibrücker Ausgabe der vollst. Werke Voltaire's von 1791 u. ff., dann in den Pariser Stéréotyp-Ausgaben von Didot und von Bossange von den Jahren 1813, 1817, 1827 und 1828, in den bei Lecointe und bei Pougin in Paris 1832 und 1836 erschienenen, und so wahrscheinlich auch in denjenigen, welche nicht haben verglichen werden können. — Die Genfer Ausgabe der vollst. Werke, von welcher Voltaire sagt: je déclare que ...... c'est à cette seule édition que ceux qui me veulent du mal ou du bien doivent

ajouter foi, hat den Druckfehler nicht, eben so wenig wie eine Londoner elegante Schulausgabe von Charles XII. (1842) besorgt von Catty.

Der geschichtliche Zusammenhang weiset zu deutlich den Fehler nach, als daß nicht jeder denkende Leser und besonders viele erklärende Lehrer denselben sollten gefunden haben, und doch sind die Herausgeber auf denselben nicht aufmersam geworden.

Die Sachlage ist folgende: Riga, vertheidigt durch den Grafen Dahlberg, wird von Flemming und Patkül unter den Augen des Königs August belagert. Letzterer verzweifelt am glücklichen Erfolge seines Unternehmens und ergreift eine günstige Gelegenheit, die Belagerung aufzuheben. Riga war nämlich angefüllt mit holländischen Waaren. Der Gesandte der vereinigten Provinzen macht dem Könige Vorstellungen darüber, und August läßt sich nicht lange bitten. Er „will lieber die Belagerung aufheben als seinen Verbündeten den geringsten Verlust veranlassen.“ Diese letztern wunderten sich jedoch keinesweges über diese übergroße Gefälligkeit, da sie die wahre Ursache derselben kannten (surent) und nicht waren (furent).

Solingen. **Philippi.**

Joseph Labatut.

Es ist bekannt, daß der Almanach populaire in Frankreich sehr beliebt ist, da er wirklich treffliche Artikel liefert; und auch in diesem Jahre zeichnet er sich vor anderen Schriften der Art durch die Gediegenheit seines Inhalts rühmlichst aus. Einer der werthvollsten Aufsätze ist von M. A. Pourchel welcher das Leben des in Deutschland noch gänzlich unbekannten Dichters, Joseph Labatut schildert, dem wie Chatterton, Hégésippe Moreau oder Escousse nur Leid hier auf Erden zu Theil geworden, der aber deshalb das Interesse seiner Zeit um so mehr in Anspruch nimmt, weil er, ungleich seinen Schicksalsgenossen mit einer seltenen Energie gegen das furchtbarste Geschick siegreich anzukämpfen vermochte. Der Vater des Dichters war in Spanien von den Engländern als Soldat gefangen genommen und später nach Malta gebracht. Sein Geschick führte ihn dann nach Messina, wo er eine schöne Sicilianerin heirathete, welche ihn mit einem Sohne beschenkte. Joseph war erst 5 Jahre alt, als das Heimweh seinen Vater veranlaßte, nach Frankreich zurückzukehren. Unterweges starb die Mutter an der Pest, verschiedene Unglücksfälle entrissen dem armen Soldaten all seine Habe und er wäre in das höchste Elend versetzt, wenn sich nicht der edle Raynouard, der Verfässer der Templiers, großmüthig seiner angenommen hätte. Sie zogen nach Bugue, wo Joseph sehr bald nachher seinen Vater verlor; eine arme Frau nahm die Waise bei sich auf und unterrichtete Joseph mit Hülfe des Geistlichen. Lafontaine's Fabeln und eine Uebersetzung der Iliade Homer's wurden seine Lieblingslectüre, und der lebhafte Knabe entwickelte sich in wunderbarer Weise. Doch nach wenigen Jahren entriß ihm der Tod seine zweite Mutter und leider auch den liebevollen Geistlichen. Das unglückliche Kind war wiederum ganz verlassen und einsam in seinem Schmerze; da nahm sich Raynouard von Neuem seines Schützlings an und weil der Knabe große Neigung zum Zeichnen hatte, brachte man ihn zu einem Lithographen in die Lehre. Er hatte daselbst kaum zwei Monate gearbeitet, als er schon im Stande war, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben;

sein Talent für Zeichnen und Malerei zeigte sich so entschieden, daß er sich entschloß, Maler zu werden und schon hatte er das Glück gehabt, mehrere tüchtige Leistungen für bedeutende Summen zu verkaufen, als ihn plötzlich ein Augenübel nöthigte, alles Arbeiten einzustellen. Der Arzt rieth ihm, nachdem viele Mittel sich ganz erfolglos gezeigt hatten, nach dem Süden zu gehen; aber die Krankheit nahm zu, und nachdem er noch einmal das Land seiner Kindheit gesehen, wurde der Schleier, welcher über seinen Augen ruhete immer dichter, bis J. zuletzt völlig erblindete. Ein junger Chirurg, der ihn in seiner Krankheit mit behandelte, hatte Mitleiden mit seinem schrecklichen Loose und nahm den Unglücklichen in sein Haus auf, wo ihn die Familie aufs Liebevollste pflegte; Joseph wollte sich dankbar bezeigen und unterrichtete deshalb die kleine Tochter seines Gastfreundes, welche für ihn eine Antigone wurde. So kam es, daß ihm mehrere Familienväter ihre Kinder zum Unterrichte in verschiedenen Gegenständen anvertrauten und er erwarb sich Zuneigung aller derer, welche mit ihm in Berührung kamen. In den Stunden der Einsamkeit ergab er sich ganz der Poesie, er dichtete und bewahrte Alles, ohne zu schreiben oder zu dictiren, treu in seinem Gedächtnisse, ohne irgend einmal Jemandem eine seiner Schöpfungen mitzutheilen. Ein junger Officier, welcher zufällig vor etwa zwei Jahren in Bugue war, wurde genauer mit ihm bekannt und erhielt zufällig Kunde von den Gedichten. Nach vielem Bitten vermochte er Labatut endlich, ihm Einiges zu dictiren, und wir haben auf diese Weise einen ganzen Band der herrlichsten lyrischen Schöpfungen erhalten. Alfred Pourchel hat dem Dichter durch seine eifrigen Bemühungen eine kleine Pension verschafft und es scheint, als ob das Glück dem jungen dreißigjährigen Greise noch am frühen Abende seines Lebens lächeln wolle.

Unter der großen Menge von Büchern, welche fortwährend für den Schulunterricht in den neuern Sprachen erscheinen, findet man leider nur selten etwas Gutes, und die Aufmerksamkeit der Lehrer und Lernenden verdient deßhalb auf Werke letzterer Art um so mehr hingelenkt zu werden. Zu den besseren Erscheinungen verdient in dieser Hinsicht gerechnet zu werden 1) Französisches Lesebuch für Bürger- und Realschulen von Dr. F. M. Trögel (Leipz. Jackowitz) 2. Aufl. und 2) A. Thiers' Geschichte des Consulats. Ein Auszug aus der Par. Ausg. für Schulen nebst Wörterb. von Fr. Herrman (Berl. Trautwein). Hr. Trögel theilt sein Lesebuch in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste — ein vorbereitender Kursus — Lesestücke zur Einübung der Formenlehre sowohl, als auch über die syntaktischen Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache enthält; der Verf. hat auf diese Weise, wie er es beabsichtigte, ein Mittel gefunden, die Grammatik zu einem leichten, angenehmen und rasch zum Ziele führenden Unterrichtsgegenstande zu machen. Die Stufenfolge ist genau beobachtet und die Beispiele sind leicht und faßlich. Gewiß mit gutem Grunde darf man sich von dieser praktisch-theoretischen Methode gute Früchte versprechen und der Verf. hat Recht, wenn er in der Vorrede sagt: „Während nach der gewöhnlichen Methode das Studium der Schüler leicht in Versuchung geräth, Grammatik zur reinen Gedächtnißsache zu machen, kann er hier nur im Nachdenken, in der Vergleichung, dem Abstrahiren, kurz nur in den Operationen des Verstandes Mittel zur Lösung der Aufgabe finden. Er kann sich

auch nicht in ungewissen Conjecturen verlieren, denn er fußt immer auf einem sicheren, festen Boden, nämlich dem Concreten, und erlangt Alles durch die Anschauung u. s. w." Was den andern Theil des Buches betrifft, so dürfen wir sagen, daß er ebenfalls sehr geeignet ist, den Schüler die Sprache tüchtig kennen zu lehren. Der Stoff ist formell und materiell bildend; die Lesestücke sind gut geschrieben, der Fassungskraft des Jugendalters angemessen und bieten zugleich eine reiche Abwechslung. — Hr. Herrmann will durch sein Buch nicht gerade einem „wesentlichen Bedürfnisse" abhelfen — was denn doch auch wohl nicht eigentlich vorhanden war; — er meint indessen, daß das Französische, eben als neuere Sprache gerade in ihren neuesten Erzeugnissen gewürdigt und als Lektüre benutzt werden müsse; besonders sei dies in Beziehung auf historische Produktionen der Fall, weil in der neueren Zeit die Geschichtschreibung überhaupt bedeutende Fortschritte gemacht habe und noch mache. Wenngleich wir dieser Ansicht nicht ganz beipflichten können und auch nicht recht einsehen, wie der Thiers gerade den Guillaume Tell oder Numa Pompilius ersetzen könne (wie der Hr. Verf. will), da denn doch in Beziehung auf die Schwierigkeit der resp. Schriften ein außerordentlicher Unterschied ist, so können wir dennoch diese Schulausgabe mit vollem Rechte empfehlen, da die Scenen gut ausgewählt und in möglichstem Zusammenhange aneinander gereiht sind und sowohl der Form als auch dem Inhalte nach anregend und erhebend auf die Jugend einwirken müssen. Das angehängte Wörterverzeichniß scheint uns ganz überflüssig zu sein, da es theils ein ordentliches Wörterbuch keineswegs ersetzt, anderntheils über Sachen Aufschluß ertheilt, welche Lesern des Thiers — also Geübteren — längst bekannt sein müssen. Die Ausstattung beider Schriften ist sehr gut und der Preis mäßig.

In ähnlicher Weise müssen wir auch über zwei Hülfsbücher zum Unterricht in der französischen Conversation berichten, nämlich 1) Guide de la Conversation française et allemande p. Charles Bigot (Stuttgart bei Hallberger) und 2) Causeries Parisiennes p. A. Péschier (Stuttgart bei Neff). Der Verf. von Nr. 1. theilt sein Werk in 4 Abtheilungen: a) Choix de mots usuels, b) choix de phrases sur divers sujets, c) recueil de gallicismes et de germanismes, d) les principaux proverbes des deux langues. Wir finden hier also keine langweiligen Gespräche, welche nichts lehren; sondern der Verf. gibt zuerst das Nothwendigste des Sprachstoffes und benutzt denselben nachher zu den verschiedenartigsten Zusammensetzungen, wobei ein methodischer Stufengang genau beobachtet ist. Den Gallicismen ist mit vollem Rechte der größte Raum gewidmet, da sie auch ganz besonders der Beachtung werth sind; auch die gute Auswahl von Sprichwörtern wird den Lehrern willkommen sein. — Das kleine Werkchen des Hrn. Peschier, welches hier in einer neuen Auflage vor uns liegt, ist zu bekannt, als daß es nur im Geringsten nöthig wäre, dasselbe weiter zu empfehlen. Wir bemerken deßhalb nur, daß es durch die sorgfältige Bearbeitung des Verfassers nur noch gewonnen hat und mit vielen Zusätzen bereichert ist*).

*) Die eingegangenen grammatischen Werke sollen im nächsten Hefte ausführlich besprochen werden.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Der Sprachunterricht nach Hamilton und Jacotot für Lehrer an Gymnasien und Realschulen, dargestellt von J. A. Pfau. 15 Sgr.

Immen von C. Smelzkopf. 20 Sgr.

Scheppenstiddesche streiche in C-dur mit Fis-moll for hoch- un beipnäsige lüe von C. Smelzkop. 7½ Sgr.

Ueber den regelmäßigen Unterricht in der Muttersprache. Eine von der französischen Akademie gekrönte Preisschrift. Deutsch herausgegeben von K. A. Papst. 1 Thlr. 15 Sgr.

F. Génin, Lexique comparé de la langue de Molière et des écrivains du dix-septième siècle, suivi d'une lettre à M. Didot sur quelques points de philologie française. 10 frs.

Neuere Phonologie für das Englische, Italienische, Französische. Von Max Mocher, Professor. 20 Sgr.

Lexicographische Schriften.

H. Bode, Wörterbuch der deutschen Synonymen. 1 Thlr.

Dr. Lorenz Diefenbach, vergleichendes Wörterbuch der gothischen Sprache. I. Bd. 3 Thlr.

Dictionnaire provençal-français, ou Dictionnaire de la langue d'Oc ancienne et moderne, suivi d'un vocabulaire français-provençal par L. J. Honorat. T. I. (A—D) 15 frs.

Le cabinet secret du Dictionnaire de l'académie, ou Vocabulaire critique de certains mots qui ne devraient pas se trouver dans le dictionnaire de la docte assemblée; par un membre de plusieurs académies. 50 cent.

Dictionnaire français-allemand et allemand-fr., par J. Venedey. 3 frs.

Sermet, J. B. Philèmon, Histoire de la formation des langues, servant d'Introduction au Dictionnaire général étymologique, ou tableaux polyglottes comparatifs des langues anciennes et modernes. I Part.

A. Mège. Dictionnaire des homonymes français.

A. Young, Nautical Dictionary. 10 s. 6 d.

Grieb's englisches Wörterbuch. II. Bd. 3te Abth. Schluß des ganzen Werks.

Grammatik.

Praktisches grammatikalisches Handbuch der deutschen Sprache. I. Lieferung. ⅛ Thlr.

Deutsche Sprachlehre von Josua Eiselein. (Auszug und Umarbeitung seiner Grammatik nach Jacob Grimm.)

Tabellarische französische Grammatik von Pablaseck. 1 5/12 Thlr.

J. F. Wolfart, die Formen des französischen Zeitworts 5/12 Thlr.

J. de Malvin-Cazal, Prononciation de la langue fr. au XIX. siècle tant dans le langage soutenu que dans la conversation. Paris. Imp. roy.

Lehrbuch für den wissenschaftlichen Unterricht in der englischen Sprache von Dr. J. Fölsing. 3te Aufl. 1 Thlr.

Literatur.

G. Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 2r. Thl. 3te umgearbeitete Aufl. 2³/₄ Thlr.

Das Nibelungen-Lied, übersetzt von L. Braunfels. 16¹/₂ Sgr.

Dr. J. K. F. Rinne, Geschichte der deutschen National-Literatur. Ein methodisches Handbuch. 2 Thle. 3 Thlr.

F. J. Mone, die Schauspiele des Mittelalters. Aus Handschriften herausgegeben und erklärt. 2 Bde. 1 Thlr. 24 Sgr.

K. Eitner, Tabellen der deutschen Literaturgeschichte. 4te Lief. 12¹/₂ Sgr.

Deutsche Dichter. Erläutert von M. W. Götzinger. 2r Thl. 2te Auflage. 2 Thlr. 10 Sgr.

H. Düntzer, die Sage von Dr. Johannes Faust. 16 Sgr.

Kleine Schriften von R. E. Prutz. 2 Bde. 3 Thlr.

Die Frithiofssage, übersetzt von v. Heinemann, mit Illustrationen. 4 Lief. à ²/₃ Thlr.

Das Lied der Nibelungen in der alten vollendeten Gestalt herausgegeben von O. F. H. Schönhuth. N. A. ⁵/₆ Thlr.

Die Nibelungen-Sage und das Nibelungen-Lied. Eine historisch-kritische Uebersetzung von O. F. H. Schönhuth. N. A. ¹/₄ Thlr.

H. Döring, poetischer Sagenkreis auf historischem Grunde. ¹/₄ Thlr.

Ueber den dichterischen Plan von Goethe's Faust, von Dr. E. T. L. Lucas. 10 Sgr.

Th. G. v. Karajan, deutsche Sprachdenkmale des zwölften Jahrhunderts, zum ersten Mal herausgegeben, mit 32 Bildern und einem Facsimile der Handschrift. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bericht vom Jahr 1846 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer. Herausgegeben von Dr. K. A. Espe. 12 Sgr.

C. A. F. Mahn, die Werke der Troubadours, in provenzalischer Sprache, mit einer Grammatik und einem Wörterbuche. I. Bd. 2 Thlr.

Chansons, nationales et populaires de la France, précédées d'une histoire, de la chanson française, et accompagnées de notices historiques et littéraires; par Dumersan. 3 frs. 50 cent.

Poésies allemandes de J. P. Hébel, Th. Körner, L. Uhland, H. Heine, traduites par Max. Buchon. 10 Sgr.

C. A. Cap. Casimir Délavigne, éloge couronné par l'Acad. Roy. des sciences, belles lettres et arts de Rouen en 1846. Paris. Dubochet.

H. Ulrici, Shakspeare's dramatische Kunst. Zweite umgearbeitete Auflage 1te Abth. 1 Thlr. 14 Sgr.

The Druidical Temples of the County of Wilts. By E. Duke. 5 s.

Die Tieck'sche Shakspeare-Kritik beleuchtet von N. Delius. 20 Sgr.

Ossian, deutsch von A. Böttger. 1²/₃ Thlr.

H. R. Montgomery, specimens of the early native poetry of Ireland in English metrical Translations. 2 sh. 6 d.

Hülfsbücher.

W. Gruffendorf, deutsche Sprache. Ein didaktisch-methodologischer Kursus über die Redetheile und deren Anwendung im Satze. $^{1}/_{4}$ Thlr.

W. Stern, Lehrgang der zusammengesetzten Satz- und Aufsatzübungen. 1 Thlr.

W. Stern, zergliedernder Sprachunterricht nach geistbildenden Grundsätzen. 6 Sgr.

C. Döring, Anleitung zu Stylübungen in 50 Beispielen. 9 Sgr.

Rinne, deutsche Styllehre. 3 Thle. à $1^{1}/_{2}$ Thlr.

A. C. Engelbrecht, kurz gefaßte teutsche Sprachlehre. $^{1}/_{4}$ Thlr.

Geschichte der deutschen National-Literatur mit Proben von Ufila bis Gottsched, nebst einem Glossar, für Gymnasien und höhere Lehranstalten, von B. Hüppe. $22^{1}/_{2}$ Sgr.

H. Hattemer, kurzgefaßte teutsche Sprachlehre.

Französische Wandtafeln. 2 gr. Blätter in Futteral, von H. Jensch. (Das Hauptsächlichste von der Aussprache enthaltend.) 5 Sgr.

Bellenger, Witcomb & Taillefer, nouveau guide de la conversation franç. angl. 24 Sgr.

A. Thiers' Geschichte des Consulats. Ein Auszug aus der Pariser Original-Ausgabe, für Schulen, mit einem Wörterbuch versehen, von F. Hermann. 1 Thlr.

C. A. Babelli, praktische französische Grammatik. 20 Sgr.

P. Schifflin, neues Lehrbuch der französischen Sprache für die zweite Unterrichtsstufe. 12 Sgr.

J. Hillebrand, Leitfaden beim Unterricht im Französischen. 2ter Cursus. $^{3}/_{4}$ Thlr.

J. Hillebrand, Anleitung zum Gebrauch des Leitfadens. $26^{1}/_{4}$ Sgr.

Gallicismes dialoguées. Französische Gespräche von Dr. A. Peschier. 15 Sgr.

The life and exploits of Don Quixote de la Mancha; with the humorous conceits of his facetious squire, Sancho Pansa. Abridged, nebst Wörterbuch mit Aussprache. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Goldsmith's dramatical works. Zum Selbstgebrauche eingerichtet von Melford. 12 Sgr.

Guide de la conversation française et allemande par Ch. Bigot. 15 Sgr.

C. Francke, Elementarbuch der englischen Sprache. $^{1}/_{4}$ Thlr.

C. J. Hauschild, Elementarbuch der englischen Sprache, nach der sogenannten calculirenden Methode. 9 Sgr.

Ch. Graeser, a Selection from Lord Byron's poetical works, intended for the use of young people. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Clairmont, zweites prosaisches Lesebuch der englischen Sprache. 1 Thlr.

Gedruckt bei Sam. Lucas
in Elberfeld.

I. Abhandlungen.

Der modernen Philologie wird fortdauernde Rücksicht auf die antike empfohlen*)

von Dr. Fr. Tr. Friedemann.

Wie ehedem die hebräische und die neutestamentliche Exegese Namen und Methode ganz von der griechisch-römischen Philologie

*) Wenn mir die Einladung zu Beiträgen für diese Zeitschrift zuging, so durfte ich sie theils als ein Zeichen der Pietät von Seiten des Herrn Dr. Herrig, eines mir werthen Schülers von Braunschweig, betrachten, theils die Veranlassung in den Rücksichten finden, welche meine Paränesen (namentlich Bd. I. und II. 2. Aufl. und Bd. VI.) von jeher dem täglich sich erweiternden Begriffe der Philologie widmeten; theils hat auch wohl das persönliche Zusammensein mit den Herren Herausgebern zu Darmstadt im Jahr 1845 und meine zufälligen zustimmenden Aeußerungen über das antike und moderne Sprachelement für die höheren Unterrichtsanstalten jeder Art dazu Anlaß gegeben. (Vergl. die gedruckten Verhandlungen der ersten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Darmstadt bei Lange, S. 87 ff.). Obwohl nun der besondere Gegenstand der Zeitschrift meine volle Aufmerksamkeit an sich in Anspruch nimmt und der reiche Inhalt des ersten Heftes dieselbe aufs Beste befriedigt hat; so fühle ich mich doch nicht in der Lage, andere als indirekte Beiträge dazu zu liefern, und bitte daher für das Gegenwärtige vielmehr um Entschuldigung, als um geneigte Aufnahme. Kaum darf ich hinzusetzen, um meine alte Verwandtschaft mit den modernen Philologen nachzuweisen, daß ich in früherer Zeit, zur Ausfüllung des zufällig herrschenden Mangels, Jahre lang den französischen Sprachunterricht auf mehreren Gymnasien allein durch alle Klassen nach Kräften ertheilt habe, so daß ich alle Leiden und Freuden der modernen Sprachmeister aus eigener Anschauung kenne, weßhalb auch die seit 10 bis 20 Jahren für dieses Fach gewonnenen Fortschritte meine vollste Sympathie erregen mußten.

entnehmen konnte und mußte, wegen der Aehnlichkeit des Substrates und des Zweckes, nur daß sie sich philologia sacra*) nannte, bis in die neuere Zeit, wo der Ausdruck „Profangeschichte" und „Profanscribenten" noch in Schneider's griechischem Wörterbuche**) erscheint; so hat auch die moderne Philologie ganz an der Hand der antiken sich emporgerichtet und ebenfalls Namen und Methode sachgemäß von ihr entlehnt, wenn auch, wie natürlich, mit mancherlei Modifikationen***). Daß einige Männer, welche mit der altklassischen Philologie sich beschäftigen, zugleich auch in der modernen mit Erfolg arbeiten, wie jetzt C. Lachmann in Berlin, M. Haupt in Leipzig, ist ein weiterer anschaulicher Beweis der vorhandenen Gemeinsamkeit, und wird dazu dienen, daß Vorurtheile und beschränkte Ansichten der antiken Philologen, oder wenigstens eines Theiles derselben, immer mehr schwinden, wie sie denn seit langer Zeit im Abnehmen begriffen sind und einer gründlicheren und freisinnigeren Auffassung Platz gemacht haben, wodurch der alte Spruch Cicero's von dem vinculum commune litterarum omnium, zumal so nahe verwandte, neue und wahrhaftere Geltung erhalten muß.

---

*) Vergl. Sal. Glassii philologia sacra Tom. I. Gramm. et Rhet. Ed. 3 cur. J. A. Dathe. Lips. 1818. T. II. Sect. 1. 2. Crit. et Hermen. Ed. nov. cur. G. L. Bauer. Ibid. 1795.

**) Selbst im Jahr 1846 trägt manche bischöfliche Bibliothek noch die Aufschriften historia sacra et profana; scriptores sacri et profani.

***) So nahm die moderne Philologie sogar die Kritik auf, nicht etwa blos die ästhetische, oder die historische sogenannte höhere, über Aechtheit der Schriftwerke von Autoren, sondern sogar die niedere Wortkritik, mit Einschluß der Verbesserung verderbter Lesarten durch Conjecturen u. s. w., mag in Schreibfehlern der Handschriften oder in Druckfehlern der Ausgaben der Grund liegen. Es ist daher sogar bei Schriftstellern, die nach Erfindung der Buchdruckerkunst lebten, von einer kritischen Ausgabe die Rede, von einer editio princeps, vom Collationiren der verschiedenen Ausgaben zu rein kritischen Zwecken, für die Herstellung eines unverfälschten Textes. Um das Altdeutsche und Indische zu übergehen, wozu Handschriften die nächsten Quellen sind, hat z. B. Dr. Mager an verschiedenen Orten aus neueren deutschen und französischen Schriftstellern Proben hierzu in hinreichender Zahl und Bedeutung gegeben; vergl. dessen Schrift über moderne Philologie (Stuttg. 1840) S. 19 ff. und des Herrn Dr. Bromig Beiträge zu der Texteskritik des Corneille in dieser Zeitschrift Heft 1. S. 189 ff. Die Shakespeare-Literatur ist reich in diesem Stücke. Selbst die slavische Philologie kann nicht anders: man darf nur an Kopitar (denn so, und nicht Kópitar accentuirte er seinen Namen) in Wien erinnern.

Nur entsteht hierbei wiederum das Bedürfniß und der Wunsch, daß auch die moderne Philologie fortdauernde Rücksicht auf die antike nehmen möge, um so mehr, da die letztere jene engen Grenzen, in welche sie ehedem pedantisch sich einschloß, täglich erweitert und fester stellt, wodurch sogar ihr ganzes Gebiet eine andere Eintheilung erhält und die Gemeinsamkeit mit der modernen immer mehr hervortritt. Können doch auch zugleich in praktischer Hinsicht die Lehrer der neuern Sprachen auf Gymnasien für ihre gedeihliche wissenschaftliche und disciplinarische Wirksamkeit nicht besser sorgen, als wenn sie das altklassische Element möglichst in sich aufnehmen oder wenigstens mit ihm sich befreunden und in Bekanntschaft zu erhalten suchen. Sagt doch ein Vertreter und Vorkämpfer der modernen Philologie*) selbst wörtlich: „Wie billig, lassen wir der klassischen Philologie, welche Hellas und Latium bewohnt, den Vorrang; ihr, als der Erstgeborenen, ist das schönste Erbtheil zugefallen. Auch sei Keinem, der sich Philologe nennen will, der Zugang zu einem andern Volke gestattet, er habe denn seinen Weg dahin über Rom und Athen genommen."

Wollte die moderne Philologie der antiken entgegnen, daß sie selbst in ihrem Wesen noch zu keinem Abschlusse gelangt sei, daß alle Encyclopädieen und Darstellungen von ihr noch die Zeichen großer Unvollkommenheiten an sich tragen, daß somit das Muster, welches der modernen vorgehalten werde, gar nicht maßgebend erscheine; so kann man den Vorwurf zwar zugeben als wohlbegründet, aber doch zugleich auch Alles das zur Abwehr entgegen halten, was bereits dafür seit Jahrhunderten Großes von allen den Männern gethan worden ist, welche in der Literatur einen ewigdauernden Ruhm sich erworben haben, durch alle europäische Länder. Denn, wie überall die Praxis naturgemäß der Theorie vorangeht, und jeder Wissenschaft, besonders im historischen Gebiete, durch Thatsachen erst die Gegenstände der Be-

*) Mager a. a. O. S. 8. Vergl. Paränes. Bd. 6. S. 89 ff. So hat ebenderselbe in andern Schriften ganz gleiche Grundsätze aufgestellt, wenn er auch viele pia desideria auf seinem Wege für die Lehrer der alten Sprachen findet und unverholen ausspricht. Vergl. dessen „Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neueren Sprachen und Literaturen und die Mittel ihm aufzuhelfen." (Zürich 1843.) Noch mehr schlägt hier ein dessen „Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen nebst Darstellung der analytischen und der synthetischen Methoden." Dritte Bearbeitung. (Zürich 1846.)

trachtung zugeführt werden müssen, so hat man auch das Wesen der altklassischen Philologie für Namen, Umfang, Zweck und Gliederung der Theile erst in neuerer Zeit fester zu stellen begonnen, und ein kurzer Blick auf die Geschichte des Studiums der altklassischen Schriftwerke wird darthun können, daß und wie hier die Theorie erst spät sich entwickeln konnte*).

Im Mittelalter nahm man die Schriftwerke der alten Griechen und Römer (denn von den Kunstwerken war weniger die Rede) als unmittelbare Quellen für eigene höhere menschliche Bildung (Humanität), um aus ihnen das Fehlende für sich zu ergänzen, so daß in die Beschäftigung mit ihnen sowohl die Gelehrten als die nach Bildung Strebenden sich theilten. Dadurch entstanden die Humanisten, d. h. alle Lehrer auf den allgemeinen Vorbildungsanstalten (ehedem lateinische Stadtschulen, jetzt Gymnasien genannt) und diejenigen Lehrer der allgemeinern Fachbildungsanstalten (Universitäten), welche dort griechische und römische Schriftsteller in höherer Potenz erklärten. Die Fachwissenschaften selbst mußte man damals noch ausschließend von den Griechen und Römern entlehnen, sowohl in der höheren Sphäre, als besonders in der niederen. Auf den Universitäten hatten die Theologen ihre griechischen und römischen Bibeltexte und Kirchenväter, und sonst hieß es: Dat Galenus opes dat Justinianus honores; die Philosophen schworen auf Aristoteles. Auf den Gymnasien, wo die Anfänge der sieben freien Künste gelehrt**) wurden, geschah dies, was damals sehr leicht möglich war, nach und aus alten Autoren***). So creirten nun auch wieder die Universitäten doctores theologiae oder sacrae scripturae, juris utriusque, medicinae, philosophiae oder magistros artium liberalium. Jahrhunderte sind darüber hingegangen, ehe Jemand an dem gewohnten Geleise Anstoß nahm. Die Buchdruckerkunst vervielfältigte nur äußerlich die Bildungsmittel. Höchstens überschritt Tag für Tag die Geschichte

*) Gräfenhans Geschichte der klassischen Philologie im Alterthume (Bonn 1844, 2 Bde.) schlägt eigentlich in ein ganz anderes Gebiet ein, liefert aber viele hierher gehörige Beweise indirekt.

**) *Gram* loquitur, *Dia* vera docet, *Rhe* verba colorat; *Mus* canit, *Ar* numerat, *Geo* ponderat, *As* colit astra. Das Nähere gibt K. v. Raumer in der Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen der klassischen Studien bis auf unsere Zeit. 2 Bde. Stuttgart 1843.

***) Noch im neunzehnten Jahrhundert wurde Pomponius Mela auf Gymnasien öffentlich gelesen, um die alte Geographie durch ihn zu lehren.

die alten Grenzen, aber begnügte sich mit einfachen Chroniken. Die Entdeckung Amerika's freilich brachte in die Geographie eine unerwartete Erweiterung, aber anfangs ohne alle wesentliche Folgen. Die Reformation, deren Vorgänger schon in Italien mehr oder minder bewußt auf einem viel tieferen und breiteren Fundamente standen, als dem bloßen Uebermaße kirchlicher Mißbräuche aller Art, wiewohl dies überall zufällig den ersten, aber freilich handgreiflichsten, Anstoß gab, mußte bei ihrer Entwickelung mit der Theologie auch die Philosophie, und damit wieder alle Grundlagen der Geistesbildung, berühren und beleuchten. Dadurch erfolgte auch eine ganz andere Schätzung und Behandlung der Schrift- und Kunstdenkmäler des griechischen und römischen Alterthums.

Wiewohl nun zwar erst von hieran die bessere Ausbildung der Philologie sich datirt, so geschah dies doch nur sehr allmälig, obschon alle europäischen Länder einige Matadore dieser Wissenschaft aufweisen können. Denn die philosophische Fakultät auf den Universitäten war immer noch lange die Fackelträgerin der übrigen, und was sie lehrte, gehörte nur zur Vorbereitung auf die drei eigentlichen und dominirenden Wissenschaften; sie war gewissermaßen nur die Fortsetzung der Schule in etwas erhöheter und erweiterter Art. Ist doch dieses Verhältniß bis auf den heutigen Tag in der äußeren Form meist überall noch vorhanden; nur das Innere und die Selbstständigkeit der einzelnen Wissenschaften, deren Lehrer in dieser Fakultät ohne Unterschied eingepfercht sind, hat sich emancipirt. Auf der andern Seite blieb das klassische Alterthum noch lange zugleich Quelle und Muster der Bildung, und so dauerte auch der Name der Humanisten und der Humanitätsstudien. Zugleich war die Schule, sowohl die Elementar- als die Gelehrten-Schule, von Haus aus die Tochter der Kirche, und alle Lehrer, dem theologischen Stande in allerlei Abstufungen angehörend, waren Kirchendiener.

Sachsen und Preußen haben in Deutschland zuerst auch hier die Reformation, freilich anfangs ohne alle amtliche Sanction und nur thatsächlich und gleichsam ausnahmsweise an einzelnen Beispielen, hervorgebracht. Ruhnken, aus Pommern, studirte in Wittenberg, ging nach Holland und wurde dort, als Universitätsprofessor, insofern Reformator der Philologie ohne Theologie, als er in zwei Schriften Wesen und Umfang des philologischen Wissens und Thuns an zwei entgegengesetzten Punkten darstellte. Die Verkehrtheiten der Pedanten schilderte er im Allgemeinen in

seiner akademischen Antrittsrede de doctore umbratico, wozu in der Nähe viele Originale zu den einzelnen Zügen sich fanden, daß dadurch allerlei gehässige Anwendungen entstehen mußten. Das Muster eines Philologen (obschon er nicht diesen Namen, sondern Kritiker, brauchte) zeigte er speziell an dem elogium Hemsterhusii, welches jetzt noch als eine höchst lesenswerthe Encyclopädie des ganzen Studiums gelten kann*). Als man in Göttingen einen Nachfolger für J. M. Gesner suchte und Ruhnken den Antrag ablehnte, empfahl er Heyne, welcher, fast unbekannt, ohne Theologie privatim zu Dresden die Philologie trieb und die Empfehlung später glänzend rechtfertigte**). Ernesti und Morus waren in Leipzig gleichzeitig Theologen und Philologen***). Erst F. A. Wolf in Halle und Berlin und G. Hermann in Leipzig waren reine Philologen, und nach und von ihnen datirt sich die neue Aera, worin eine wahrhaftere und umfangreichere förmliche „Wissenschaft des griechischen†) und des römischen Alterthums“ sich herausgearbeitet hat aus den bisherigen vielen Partikularitäten, worin sie, wie in einer Schale der Kern, umschlossen lag.

Das neunzehnte Jahrhundert, und zwar das Jahr sieben, war es, wo aus Süden und aus Norden Deutschlands hierzu ein mächtiger Anstoß geschah. Wolf gab da von Berlin seine „Darstellung der Alterthumswissenschaft“ und gleichzeitig Creuzer von Heidelberg sein „akademisches Studium des Alterthums.“ Preußen sammelte seine innere Kraft und benutzte die von Napoleon

*) Vergl. Paränes. Bd. 3. Aufl. 2. S. 202 ff. und 220 ff.

**) J. Hillebrand, welcher in seiner deutschen Nationalliteratur seit Lessing (Hamburg und Gotha 1845) Th. 1. S. 255 ff. Heyne's Wirksamkeit dafür sehr gut schildert (vergl. auch Prutz über den Göttinger Heynbund, woraus ich Paränes. Bd. 6. S. 315 ff. Einiges gab), übergeht aber das Beispiel Ruhnken's ganz mit Stillschweigen, obschon der ununterbrochene literarische und briefliche Verkehr Beider unter einander deutlich zeigt, wie damals die richtigeren Ansichten für Betreibung der Philologie von Holland ausgingen, und wie selbst die Kunstgeschichte, die Heyne trieb, [illegible] Hemsterhuys Vorgang hatte.

***) Klotz in Halle und Lessing in Wolfenbüttel nebst einigen Anderen (Winkelmann u. s. w.) müssen auch noch hier mehr oder weniger beigezogen werden.

†) Absichtlich brauche ich hier den Ausdruck hellenisch nicht, weil man die ganze altgriechische Welt in die pelasgische, die hellenische und alexandrinische Periode untertheilt.

kurz gehaltenen und vielfach beschnittenen*) Alterthumsstudien auf Gymnasien und Universitäten zu neuem Aufschwunge des Volkes, besonders der studirenden Jugend. Nach dem glücklichen Ende der deutschen Befreiungskriege war es wieder Preußen, welches zuerst seine Gymnasien und Universitäten neu organisirte und dotirte, und aus allen Theilen Deutschlands ohne Unterschied mitwirkende Kräfte dem Stande der Lehrer und der Behörden zuzog**). Nassau und Preußen verordneten zuerst eine von den theologischen Candidaten völlig abgesonderte Prüfung für die Candidaten der Philologie oder des Gymnasial-Lehramtes, und andere Länder, Sachsen fast am spätesten, folgten dem Beispiele. Erst nachdem der ganze Boden so gereiniget und geebnet war, konnte der seit Jahren ausgestreute Samen gehörig Frucht bringen und als vollere selbstständigere Pflanze die „altklassische Philologie" emportreiben.

Nur auf so zubereitetem Boden konnte auch eine verwandte Abart, die „moderne Philologie"***), entstehen, welche ganz gleichen Gang, wie die antike, eingehalten hat. Denn die moderne begann, wie jene, mit Sprachstudien und mit der Erklärung der Schriftsteller, und trieb, wie die antike, ihre Wurzel, wegen des gelockerten Bodens nur rascher, in die Breite. Denn während die antike Philologie aus allen Autoren aller Zeiten sich ein volleres Bild des klassischen Alterthums mühsam zusammenzustellen hatte und erst allmälig den Unterschied der Autoren für diese und andere Zwecke herausarbeiten mußte, fand die moderne Philologie den Begriff der National-Literatur im neunzehnten Jahrhundert bereits festgestellt, neben der Geschichte der speciellen Fachwissen-

*) Verboten war damals Tacitus auf den Collegien Frankreichs, und selbst Suetonius beschränkt.

**) Vergl. meine nähere Nachweisung über das Gedeihen der preußischen Gymnasien in Paränes. Bd. 1. Aufl. 2. S. 288 ff.

***) Eine erweiterte Darstellung ihres Wesens, die uns noch fehlt, ist in der neuen und vermehrten Auflage von Mager's Schrift zu erwarten, welche der Verfasser vorbereitet, um die in unserer Zeit rasch vermehrten Thatsachen vollständig aufzunehmen. Es wäre sogar sehr wünschenswerth, daß wir eine wirkliche „Encyclopädie der modernen Philologie" erhielten, um auch hiernach die Vergleichung mit der antiken anstellen zu können, von der uns Bernhardy, wie man auch über die Anordnung seiner Theile denken mag, ein so außerordentlich reiches und genaues Material geliefert hat, als vor und nach ihm Niemand gethan, so daß seine Schrift allerdings in dieser Hinsicht eine wahre Fundgrube bleibt.

schaften*), und in voller Bearbeitung begriffen. Wie die antike Philologie den nächsten Zweck in dem Unterrichte der Jugend auf Gymnasien hatte und von der praktischen Seite erst zu dem volleren Begriffe einer theoretischen Wissenschaft aufstieg, so auch die moderne Philologie, nur eben rascheren Schrittes, weil von der älteren Schwester unterstützt. Eine neue Begleiterin, welche sich auf demselben Wege einfand und der antiken Philologie Wenig oder Nichts verdanken will, gesellte sich bald dazu, die Sprachwissenschaft (Linguistik), theils durch materielle Bedürfnisse größerer Staaten gepflegt, theils durch erweiterte historische und geographische Studien auch in dem engen Binnenlande der Deutschen mit Eifer angeregt, theils durch anthropologische Untersuchungen in den Kreis gezogen. Haben die altklassischen Philologen wenig hierbei die Hand angelegt, so waren sie in dem Vortheile, daß die indischen, die germanischen und die romantischen Sprachforscher ohne Rücksicht auf das Griechische und Lateinische keinen Schritt in ihrem Gebiete vorwärts thun konnten**).

Vergleichen wir die Leistungen der modernen Philologie im Einzelnen mit denen der antiken, so zeigen sich gleichmäßig viele Aehnlichkeiten, und zwar zu großem Vortheile der altklassischen. Man nehme die oberflächlichen Anfänge der Interpretation deutscher Klassiker, wie sie Pölitz zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts brachte in mehreren Chrestomathieen, und dagegen die Commentare, die jetzt zu Goethe's und Schiller's Produkten zahlreich mit gleicher Tiefe und Gelehrsamkeit täglich erscheinen***). Der Zeitabstand ist gering für diese riesigen Fortschritte; aber man bedenke alle die Wissenschaften,

*) Irre ich nicht, so hat L. Wachler zuerst unter den Literarhistorikern den Namen und die abgesonderte Hervorhebung der Nationalliteraturen gegeben. Wie viele Faktoren mitwirken müssen, um solche Dinge hervorzurufen, zeigt Schlosser's umfangreiche Geschichte des 18. Jahrhunderts recht augenscheinlich.

**) Die deutsche Philologie von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1836) ist freilich blos ein unförmliches Register von allerlei Schriften älterer und neuerer Zeit über die betreffenden Gegenstände, statt einer lebensvollen Darstellung des Wesens und Strebens der besonderen deutschen Philologie, welche daher noch erwartet werden muß, wie denn auch die Systematik der antiken Philologie erst spät erschien, nachdem alle ihre Theile durchgearbeitet waren.

***) Von dem Buchhändler Engelmann in Leipzig sind genaue Verzeichnisse darüber erschienen, und ihre Menge bildet an sich eine kleine Bibliothek.

welche inzwischen darauf den günstigsten Einfluß hatten, und das Beispiel, welches die antike Philologie, von ähnlichen Anfängen beginnend, Jahrhunderte hindurch durch ihre nimmer ruhenden Commentare und Kritiken ununterbrochen und unermüdet an den Schriftwerken der Griechen und Römer liefert, so daß sie aus ihnen, wie aus unerschöpflichen Brunnen, tagtäglich neue Resultate hervorziehet.

Nachdem die antike Philologie ihr Feld neu geöffnet sah, dachte man auch daran, den Namen derselben dem Begriffe entsprechend theils zu deuten, theils zu modeln, beides jedoch ohne Erfolg*). Der erweiterte Anbau aller ihrer Theile ließ zwar das Unbequeme der Benennung des Ganzen deutlich erkennen und gestattete eine prinzipvollere Uebersicht und Anordnung, um einen vollen Organismus darzustellen, so daß das Prädikat einer Wissenschaft mit Recht dafür in Anspruch genommen werden konnte; aber eine kurze prägnante Benennung zu finden, wollte durchaus nicht gelingen. Der frühere Name eines „Kritikers" wurde ganz verlassen, und mit Recht; mehr adoptirte man den adäquateren eines „Philologen," zumal da λόγος das Objekt und das Instrument seiner Operationen glücklicher Weise besagte und auch die Literatur als λόγος, je nach Verschiedenheit der Nationen, darstellte. Man faßte zwar Wolf's „Alterthumswissenschaft" bald**) als die „Geschichte eines ganzen Volkslebens," und

*) Paränesen Bd. I. und VI. enthalten diese Versuche von O. Müller, Mützell, Milhausen u. A.

**) Wolf selbst hatte, obschon seine 24 Theile nur als loses Aggregat nebeneinander gereihet (kurz dargestellt in Paränesen Bd. 1.) erscheinen, einen tieferen Gedanken des Zusammenhanges dabei gehabt und denselben mit nachstehenden Worten zweifellos angedeutet: „Es beruht in dieser Wissenschaft, die sich hauptsächlich mit der moralischen Seite der Menschheit beschäftigt, aller wahre und tief eingreifende Sinn des Studiums auf den höchsten Forderungen, die jede einzelne Bemühung leiten und endlich das Ganze zu seinem letzten Zweck hinführen müssen." „Es ist aber dieses Ziel kein anderes, als die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst, welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht." „Nur im alten Griechenland findet sich, was wir anderswo fast überall vergeblich suchen, Völker und Staaten, die in ihrer Natur die meisten solcher Eigenschaften besaßen, welche die Grundlage eines zu ächter Menschlichkeit vollendeten Charakters ausmachen."

Böckh*) hat diesen Inbegriff thatsächlich weiter dargestellt; aber man konnte sich nicht verhehlen, daß es nicht ein einziges Alterthum gebe, sondern daß am Ende jedes Volk, lebendes oder ausgestorbenes, das seinige habe, und man wenigstens genöthigt sei, ein Adjektiv vorzusetzen zum Unterschiede, nachdem das indische Alterthum und das germanische, sogar das slavische, sich Geltung verschafft hatte zur Existenz in der Literatur. Nach Hegel**) meist nahm man drei allgemeine Haupt-Kultur-Perioden an, die orientalische, die griechisch-römische und die christlich-germanische, und wollte darnach auch blos drei Alterthumswissenschaften gestatten, inwiefern nämlich eine Alterthumswissenschaft nur der Entwickelung eines Kultur-Prinzipes, einer Periode der Gesammt-Weltanschauung, einer organisch gegliederten Totalität, einer wesentlichen Bildungsstufe der Menschheit folgen und für sie entstehen könne. Aber zweierlei konnte man hierbei nicht in Abrede stellen. Erstlich hat das griechische und römische Volksleben schon an und für sich wieder allein sein specielles Alterthum, indem für jedes abgesondert eine Vorzeit (d. i. Alterthum), eine Blüthezeit und eine Verfallzeit existirt, oder, wie man sonst***) wohl bildlich sich ausdrückte, ein Kindes-, Mannes- und Greisenalter. Nannte doch schon Cicero†) die Griechen seiner Zeit Neugriechen, nicht ohne Grund, und verglich sie, aber nicht zum Vortheile, mit „jenen alten" Griechen. Künftig, wenn sich die Nationalität des neugriechischen Volkes unter seinen legitimen Königen weiter entwickelt haben wird, wird man ein Alterthum der Altgriechen so gut haben, wie ein Alterthum der Neugriechen, das unter die türkische Botmäßigkeit fällt oder noch weiter in die byzantinische Zeit zurück-

---

*) Neben gelegentlichen Aeußerungen in Schriften, besonders in Vorlesungen über die Encyclopädie der Philologie, woraus Einzelnes öffentlich mitgetheilt wurde, wovon in Paränesen Bd. 1. Aufl. 2. S. 64 ff. 211 ff. die Hauptsätze stehen. Nach einer vor Jahren brieflich mir von dem verehrten Manne gewordenen Mittheilung dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, diese Vorlesungen noch von der eigenen Hand ihres Verfassers zum Druck gebracht zu erhalten, was in hohem Grade zu wünschen bleibt.

**) S. dessen Aesthetik und Philosophie der Geschichte, und die Hauptsätze daraus in Paränes. Bd. 5. S. 42 ff. Bd. 6. S. 365 ff.

***) Vergl. Funccius de pueritia, de adolescentia, de virili aetate, de vegeta et decrepita senectute linguae lat. Lemgo 1790 ff.

†) In der bekannten epist. ad Quintum fratr.

steigt. Sodann muß jedes Volk, das irgend eine Geschichte*) hat, auch einen Anfang haben, und dieser ist eben sein Alterthum, gleich viel, ob das Volk noch lebt, oder ob es ausgestorben ist, da das Wort Alterthum ein ganz relativer Begriff bleibt. Dies hindert aber nicht, daß die Geschichte mehr mit den merkwürdigen Kultur-Völkern, als mit den bedeutungslosen sich beschäftigen wird und muß. — So brauchte man entweder den Ausdruck „Wissenschaft des griechischen und des römischen Alterthums" oder begnügte sich mit dem allgemeinen Namen „Philologie," an den Spruch des Horatius denkend: Verba valent sicut numi, selbst nachdem die „moderne Philologie" als neue Species aufgetreten ist und eine „antike" wenigstens als Gegensatz unabweislich fordert. Doch scheinen die alten Philologen gar nicht geneigt, auf ihr Besitzthum der allgemeinen Benennung Verzicht zu leisten. Denn was in neuerer und neuester Zeit von ihnen erschien, trägt den einfachen Namen Philologie, mögen es vollständige Encyclopädieen sein, wie die von Bernhardy (1832) oder einzelne Abhandlungen, wie von Elze (1845) und Reinhardt (1846). Der Letztere hat zuerst mit „Philologie" das Ganze, und mit „Alterthumswissenschaft" einen Theil des Ganzen zu benennen vorgeschlagen oder vielmehr begonnen**). Dadurch sind aber die vor-

---

*) Man hat gesagt, daß die amerikanischen Freistaaten keine Geschichte und keine Philologie hätten. Allerdings hängt es vom Zufall ab, ob die Einwohner des Landes, welches die eindringende Kolonie eines fremden Volkes einnimmt, eine Geschichte haben. Aber dieses Alterthum ist nicht das Alterthum der Eindringlinge, so wenig als die Alterthümer der Mexikanischen Vorzeit der jetzigen spanischen Bevölkerung angehören. Aber die Geschichte der amerikanischen Freistaaten ist bereits jetzt schon vorhanden, eben die Geschichte ihrer Existenz vom Anfang bis zur Gegenwart. Eine Philologie und eine Nationalliteratur derselben hängt freilich von ganz anderen Elementen ab. Indessen besteht schon eine eigenthümliche Geistesentwickelung, und in der Sprache treten bereits Amerikanismen hervor, wenn dies auch Verschlechterungen sein sollten, wie die Flandricismen, wovon Heft I. dieser Zeitschrift eine interessante Darstellung brachte. Aber eine Nationalität herrscht schon mächtig, wiewohl sie, nach der Natur der Sache, mehr eine politische ist, als eine ethnische, obschon nicht ohne ethischen Charakter, in dem das Pathos als nordamerikanischer Patriotismus erscheint.

**) Die Gliederung der Philologie, entwickelt von Dr. Hans Reichardt, Stiftsbibliothekar zu Tübingen. (Tüb. 1846.) S. 99. „Es ist gewiß kein gutes Zeichen für eine Wissenschaft, wenn sie so ganz verschiedenartige Namen, wie diese beiden, in ganz gleichem Sinne führt. Ich habe

stehenden Umstände noch gar nicht gehoben. „Die Zeit ist gar ein wunderthätger Gott," sagt Schiller; wollen wir ihr also auch hierin das Weitere überlassen, wie sie sonst schon Manches entwirret und geordnet hat, und uns mit dem Inneren begnügen, das täglich gefegt und gesäubert wird, so daß wir Wesen und Umfang bereits auf eine unzerstörbare Art dargelegt besitzen.

Wenn nun aber die moderne Philologie die Philologie an sich so definirt, daß sie sagt, sie sei dieses, „ein Volk oder einen Kreis von Völkern in der Allseitigkeit ihrer Existenz bis auf den Grund ihrer Seele erforscht zu haben;" so darf nur auf das Vorstehende Bezug genommen werden, um klar darzuthun, daß die antike Philologie auch hierin thatsächlich in Theorie und Praxis vorangegangen ist. Wie die moderne Philologie zunächst an „solche Nationen sich halten will, bei denen ein Schöner und Guter mit Nutzen für eigene Geistes- und Gemüthsbildung Wohnung aufschlagen kann," ohne jedoch, um der historischen Gründlichkeit willen, andere unberücksichtiget zu lassen: so hat auch die antike Philologie zunächst auf Griechenland und Rom sich beschränkt, ohne andere Völker des Alterthums zu vernachlässigen. Es ist oben von uns zugestanden worden, daß auch schon bei lebenden Nationen die Geschichte eines ganzen Volkslebens sich finden kann, und so wird weiter zugestanden, daß, wenn auch der Neu-Europäismus manche Unterschiede verwischt und eine kosmopolitische Civilisation vermittelst des Christenthums verbreitet hat, dennoch genug specifische Unterschiede der Völker des modernen Europa übrig bleiben, deren Darstellung den gesonderten modernen Philologieen anheim fällt, wie auch ehedem die griechische und die römische Nation ihre Eigenthümlichkeit hatte, ungerechnet der Gemeinsamkeit des klassischen Prinzipes ihrer Weltanschauung, und jede von ihnen getrennt erforscht und dargestellt worden ist. So wird also die moderne Philologie Europa's zunächst die drei Hauptvölker (des germanischen, des romanischen und des slavischen

---

daher jeder dieser beiden Bezeichnungen einen besondern Inhalt gegeben, und nach Anleitung der Geschichte den Namen Philologie für das Ganze unserer Wissenschaft beibehalten, den Namen der Alterthumswissenschaft aber, der sich zu derselben Zeit, in welcher man anfing, den Inhalt unseres dritten Theils als eine selbstständige Disciplin zu behandeln, und mit Beziehung auf den neuen Inhalt dieser Disciplin gebildet hat, demgemäß auf diesen dritten Haupttheil der Philologie beschränkt. Diese Bestimmung rechtfertigt sich nicht nur historisch, sondern eben so sehr logisch."

Stammes) mehr oder minder getrennt oder vereint zu ihrem Gegenstande haben. Alle drei aber können der antiken Philologie, wenigstens der Ergebnisse ihrer Forschungen, nicht entbehren, sondern müssen sogar in das Materielle derselben bis auf einen gewissen Punkt wesentlich eingehen.

Selbst die oben erwähnte neueste Schrift über die „Gliederung der (antiken) Philologie“ wird von der modernen nicht ohne Nutzen verglichen werden, obwohl von letzterer gar nicht die Rede dabei ist, nicht sowohl wegen der Gliederung an sich, als besonders wegen aller der hier zur Sprache kommenden Gegenstände, wobei die Begriffe fester gestellt werden, um endlich, wie man sagt, Manches aufzuräumen. Der Verfasser war durch Bernhardy's*) Gliederung nicht befriedigt, und noch weniger durch A. Matthiä's, die allerdings besser, nach seinem Tode, ungedruckt geblieben wäre. Auch Anderes, was inzwischen erschien, konnte seine Billigung nicht erhalten. So hat er, auf Wolf's und Böckh's Vorgang weiter bauend, folgende Theile und neue Anordnung aufgestellt: I. Der objektive Theil: Die Denkmälerkunde. II. Der subjektive Theil: Die Auslegung. 1) Hermeneutik und Kritik sind ausschließlicher Inhalt dieses Theiles. 2) Verhältniß der Hermeneutik und Kritik zu einander. 3) Die Momente der Auslegung. III. Die Alterthumswissenschaft. 1) Die sogenannten Hülfswissenschaften nebst der Geographie. 2) Die Trennung der Alterthumswissenschaft in allgemeine und specielle Theile, insbesondere Alterthümer und Geschichte. 3) Das Verhältniß der Alterthumswissenschaft zu den Specialwissenschaften. a. Der quantitative, b. der qualitative Unterschied beider. 4) Die Gliederung der Alterthumswissenschaft**). Darauf behandelt der

---

*) In Paränes. Bd. I. Aufl. 2. S. 73 ist das Wesentliche davon verzeichnet.

**) Als Beispiel von der Auffassungsweise des Ganzen wird das Nachfolgende genügen, S. 68 ff. „Hat die Alterthumswissenschaft die Aufgabe, eine bestimmte Kulturperiode der Menschheit nach ihrer allseitigen Entfaltung so darzustellen, daß dieser ganze Komplex von Erscheinungen als ein in verschiedenen Richtungen und Formen sich verkörpernder Ausdruck eines und desselben Kultur- oder Volksgeistes sich erweist, so muß dieselbe in ihrer Ausführung vor allem dahin streben, in jedem wichtigen Moment die ganze Summe von Offenbarungsformen, in deren Verzweigung der Volksgeist in jenem Momente sich realisirt, beisammen zu haben, und wie daraus schon oben negativ gefolgert wurde, daß die selbstständige Darstellung einzelner Gebiete des antiken Lebens ohne Beziehung auf jenen Mittelpunkt und Zusammenhang nicht zur Alterthumswissenschaft, sondern

Verfasser noch besonders: Die Sprache, die sogenannte praktische Philologie und die Geschichte der Philologie. In drei abgesonderten Anhängen behandelt er noch weiter: I. Die Namen Philologie und Alterthumswissenschaft. II. Die Popularisirung der Philologie. III. Die vergleichende Analyse der Theorieen von Wolf und Bernhardy.

Eine weitere Rücksicht, welche bei dem Fortbaue jedes Wissenschaftszweiges zu nehmen ist, bezieht sich auf die Stellung, welche dieselbe an dem großen Baume menschlicher Erkenntniß hat. Diese Stellung hängt aber von der Philosophie ab, welche hier durchaus maßgebend auftritt, wie wir seit Plato und Aristoteles, seit Baco und Kant gesehen haben. Im vorigen Jahrhundert war die Zahl dieser Mappe-monde viel größer als jetzt: auf Schulen und Universitäten war nämlich der Vortrag über akademische Hodegetik

---

zu den historischen Fachwissenschaften zu rechnen sei, so ergibt sich jetzt positiv für die Alterthumswissenschaft die Forderung, statt jener Linien der Länge nach, durch welche die verschiedenen Gebiete des Lebens, Staat, Privatleben, Literatur, Kunst u. s. w. von einander abgeschieden werden, die Hauptlinien der Breite nach zu ziehen, so daß die Haupteintheilung nach den verschiedenen Entwickelungsstufen des betreffenden Kulturgeistes sich richtet, auf deren jeder man diesen in der gesammten Ausbreitung seines Wirkungskreises übersieht. Denn die Alterthumswissenschaft ist weder eine Geschichte der Literatur, noch der Religion u. s. w. — solche Geschichten hat man schon ohne dieselbe — sondern eine Geschichte des Volkslebens, das aus dem Ineinandersein und Zusammenwirken aller dieser Momente besteht. Die Forderung einer solchen Darstellung will nichts als historische Treue, daß nämlich das, was in einer bestimmten Zeit zugleich mit und durch einander dagewesen ist, auch als gleichzeitig und gegenseitig bedingt anerkannt werde, während die gewöhnliche Darstellung, statt diesen Zusammenhang, wie er an dem Objekt selbst geschichtlich geworden ist, nachzubilden, mit willkürlichen modernen, der Sache völlig äußerlichen Fachwerken herbeikommt und das Alterthum nach diesen zerstückelt. Wird doch selbst die durchgreifendste Gliederung der klassischen Kulturperiode, der Unterschied des griechischen und römischen Volksthums diesem Fachwerk geopfert, und in jedem einzelnen Fache, z. B. Alterthümer oder Literatur, zuerst das Griechische und dann das Römische von Anfang bis zu Ende abgehandelt, als ob dies alles unter denselben Bedingungen und in demselben Zusammenhang entstanden wäre. Mit dieser Forderung, die Wissenschaft des Alterthums nach dem historischen Zusammenhange des letzteren, nicht nach jenen Fächern zu gliedern, ist natürlich eine abgesonderte Bearbeitung einzelner Gebiete des Alterthums nicht ausgeschlossen, vielmehr nothwendig als die Vorarbeit für die Gesammtdarstellung des Alterthums und selbst nach derselben möglich."

und Wissenschaftskunde eine stereotype Lektion, welche in unserer Zeit immer spärlicher geworden und an manchen Orten ganz ausgestorben ist. Wenn dies auf der einen Seite zu beklagen ist, so muß freilich auf der andern zugestanden werden, daß sich die Schwierigkeiten gehäuft haben*). Aber zu leugnen ist auch nicht, daß unsere Gymnasiallehrer und die Universitätsprofessoren der philosophischen Fakultät exclusiver geworden sind als sonst. Ehedem befaßten sich mit diesem Gegenstande in Vorlesungen und Druckschriften sogar Theologen von ausgezeichnetem Rufe, die von mehreren Universitäten namhaft gemacht werden könnten, und berühmte Philologen, wie F. A. Wolf, redeten diesem Studium das Wort. In der neuesten Zeit haben sich einige literarische Erscheinungen dieser Art wieder gezeigt mit verschiedener Tendenz und Bewährung. Löwe**) hat sich brauchbar erwiesen in einer kurzen Uebersicht der Wissenschaften nach neuerem Prinzip. Kirchner***) hat sehr ausführliche Skiagraphie nach dem Hegel'schen Systeme geliefert, das einzige Buch dieser Art, und es ist fast zu verwundern, daß diese Schule nicht besser für die Popularisirung und Verbreitung ihrer Grundsätze auf diesem Wege gesorgt hat. Die „moderne Philologie" hat hierin freilich noch keinen besondern Platz gefunden; aber daß „Sprachwissenschaft" und „Philologie" überhaupt darin mit den allgemeinen Unterabtheilungen schon erscheint, ist ein Fortschritt. Wie man auch Einzelnes anders wünschen mag, so finden sich doch überall die besseren neueren Grundideen, obschon durchgängig ohne alle und jede literarische Nachweisung, was sehr zu bedauern ist, wenn auch das Mühsame solcher bibliographischen Notizen am Tage liegt. Die Sprache wird als Naturthat des in dem Menschen wirkenden Gottesgeistes gefaßt, und Philologie als Wissenschaft der in der Sprache sich offenbarenden Vernunft. Die Schrift ist antiken und modernen Philologen gleichmäßig zu empfehlen, ohne daß hier auf eine

---

*) Vergl. Paränesen Bd. 2. Aufl. 2. S. 44 ff. u. 445, S. 265 ff.

**) Grundriß der allgemeinen Hodegetik, als Leitfaden beim Beginn der akademischen Studien und bei allgemeinen methodologisch-encyclopädischen Vorträgen. Dresden 1849.

***) Akademische Propädeutik oder Vorbereitungswissenschaft zum akademischen Studium. Leipzig 1842. Th. 1. Bildungslehre S. 6—106. Th. 2. Universitätskunde S. 107 226. Th. 3. Wissenschaftskunde S. 227—436. Th. 4. Methodik oder Lehre von der Einrichtung des akademischen Studiums und Lebens S. 437—590.

nähere Charakterisirung oder Beurtheilung des Einzelnen eingegangen werden kann. Inwiefern man in neuester Zeit die Schleiermacher'sche Philosophie häufig neben die Hegel'sche gestellt hat, war es erwünscht, auch eine Darstellung der Wissenschaftskunde darnach zu erhalten, welche Vetter*) gegeben hat. — Einen neuen Versuch hat so eben Dr. Mager**) begonnen, und bei ihm darf die moderne Philologie eine größere Hervorhebung und bessere Berücksichtigung erwarten. Das Ueberraschende mancher neugewonnenen Abtheilung und Unterabtheilung wird sich vielleicht bei näherer Einsicht der Gründe in dem noch nicht vollendeten Ganzen verlieren***). Beifallswerth ist der Gedanke, durch das Lesebuch dem dürren Gerippe des Systemes sogleich Fleisch und Bein mitzugeben und auf diese Art die neuesten Ansichten anschaulich zu machen, selbst stylistisch durch Vorführung der eigenen Worte aller Hauptsprecher, soweit sie der Jugend auf dem angenommenen Standpunkte dienlich und verständlich sind. Muß auch ein volleres Urtheil bis zur Beendigung beider Hauptabtheilungen ausgesetzt bleiben, so darf man doch mit allem Rechte die Aufmerksamkeit antiker und moderner Philologen schon jetzt darauf hinlenken und die neue pädagogische Erscheinung mit verdienter Theilnahme begrüßen.

Endlich hat die moderne Philologie, wie die antike, darauf zu sehen, daß, wenn sie als Lehrerin der Jugend auftritt, ein genauer Unterschied gemacht werden muß zwischen der absoluten Wissenschaft und der daraus zu wählenden Theile und Stücke für

---

*) Die Encyclopädie oder die Philosophie der Wissenschaften als Propädeutik und Hodegetik für abgehende Schüler der gelehrten und Bürger-Gymnasien und angehende Studirende auf Hoch- und Fachschulen, so wie für andere Liebhaber wissenschaftlicher Bildung. Lehr- und Lesebuch. Erste Lieferung des Lesebuches. Zürich 1846. Auf gespaltenen Quart-Columnen ist darin enthalten S. 1—304.

**) Die Anfangsgründe der Logik nebst einer encyclopädischen Uebersicht der gesammten Wissenschaften; ein Leitfaden für das Studium der Philosophie. Breslau 1835.

***) Schelling hat zwar in seinen „Vorlesungen über das akademische Studium“ gewissermaßen selbst eine Art von Uebersicht der Wissenschaften gegeben und auch sonst auf die Nothwendigkeit derselben für den Eintritt in die Universität dringend hingewiesen; aber eine besondere Darstellung nach dessen Systeme, namentlich nach dem neuesten von Berlin ausgegangenen, hat noch Niemand gebracht. Vergl. Paränes. Bd. 2. Aufl. 2. S. 75 ff.

die Bildungszwecke der jedesmaligen Lebens- und Altersstufe, für welche die Wahl geschiehet. Die Wissenschaft an sich sucht Wahrheit und nichts weiter; sie benutzt alle Quellen, die sich ihr darbieten, auch die trübsten, ohne Unterschied und scheuet keinen Umweg, um zu ihrem Ziele zu gelangen, das ein unendliches ist. Diese pädagogische Hauptrücksicht ist von dem klassischen Philologen, bis in die neueste Zeit herab nicht immer genommen worden, und so ist es geschehen, daß sie bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin gewaltig fehlten *). Die Wissenschaft des griechischen und römischen Alterthums muß für die Gymnasien immer nur als altklassisches Studium, als Bildungsmittel erscheinen, und wenn auch dort ein lebensvolles Bild des Alterthumes, worauf ein neuer Radical-Reformer des Gymnasial-Unterrichtes **) mit vollem Rechte dringt, vorgeführt werden soll, muß und kann es doch nur in bestimmter Beschränkung und mit genauer Wahl der Mittel geschehen. Mußte doch noch F. A. Wolff gegen den Irrthum warnen, daß alle alte Schriftsteller ohne Unterschied für Classiker genommen würden ***). Man denke nur, welche schauderhafte Autoren bis lange in das 19. Jahrhundert herein der Jugend zur Kenntniß des Alterthumes und zur Geistesbildung vorgelegt wurden. In den Mittelklassen herrschte Eutropius und Palaephatus; in den Oberklassen kam man gar nicht bis zu den griechischen Tragikern †). Das verkehrte Streben mancher Philologen

*) An einem glänzenden Beispiele, des verehrten und verehrungswürdigen Hrn. W. van Heusde zu Utrecht, hatte ich Veranlassung, dies anschaulich nachzuweisen in Paränes. Bd. 2. Aufl. 2., S. 204 ff. S. 279 fl., für Philologie und Philosophie, bei den Anmerkungen zur Uebersetzung von dessen „Briefen über das Studium der Philosophie und der alten Literatur, mit besonderer Rücksicht auf unsere Zeit."

**) S. Köchly: 1) Ueber das Princip des Gymnasialunterrichtes der Gegenwart und dessen Anwendung auf die Behandlung der griech. und römisch. Schriftsteller. Dresden 1845. 2) Zur Gymnasialreform. Theoretisches und Praktisches. Ebendaselbst 1846. Neben vielem Wahren, was hierin enthalten ist, finden sich auch eben so viele Uebertreibungen, welche mehrere Beurtheilungen in der pädagog. Revue von 1845 und 1846 zu rügen Veranlassung nehmen, um das Gleichgewicht des pädagogischen Schiffleins unserer Zeit, das ohne dies sovielen Schwankungen ausgesetzt ist, möglichst aufrecht zu erhalten.

***) Vergl. Paränes. Bd. 5. S, 301 ff. und 309, wo auch Niebuhr's Urtheil stehet, daß es unter den alten Schriftstellern „viele schlechte" gibt.

†) Eine nähere Darlegung der Thatsachen habe ich zu geben begonnen mit zwei Artikeln „über Wahl und Folge der alten Schriftsteller für Gymnasien" in der pädagogischen Revue vom Jahre 1844 und 1845, welchen

statt angemessener Chrestomathieen in Unterklassen schon möglichst bald ganze Schriftsteller zu lesen, muß in sprachlicher, sachlicher, ja sogar in moralischer Hinsicht nur verderbliche Folgen haben. Denn wenn Goethe zweierlei Arten haben will, um Geschichte zu schreiben, für Wissende und Nichtwissende, so wird auch das Studium der alten Classiker verschiedene Arten fordern, zumal da sogar mehrere Bildungsanstalten für Nichtwissende in drei von einander ziemlich verschiedene Stufen zerfallen, nämlich die Unterklassen der Gymnasien mit total elementarer Natur, die Oberklassen der Gymnasien mit ausschließend noch immer propädeutischem Character und die Universitäten, wo allein die eigentliche Wissenschaft hingehört, und selbst dort auch manche zarte Rücksicht fordert. — Die moderne Philologie nun, insofern sie auch als Lehrerin in Realschulen und Gelehrtenschulen auftritt, muß, wie die antike, ganz gleichen Unterschied der Gebiete machen und ganz und gar in die pädagogischen Fragen eingehen, nach allen Seiten, theils um eine begrenzte Schulwissenschaft der absoluten Wissenschaft entgegen zu stellen, theils um in allen Klassen jeder Art von Unterrichtsanstalten die dort erforderliche Methode zu befolgen. Wie die alten Autoren, so bedürfen auch die neueren noch einer besonderen Sichtung in Auswahl und Aufeinanderfolge, und die Pädagogik hat hierbei an die antike wie an die moderne Philologie noch manche bisher ganz und gar nicht berücksichtigte, geschweige erledigte Aufgabe und wohlbegründete Forderung zu thun. Herr Mager, als Hauptrepräsentant der modernen, hat das Seine theoretisch und praktisch geleistet auf mancherlei Art, selbst der antiken zur naturgemäßerer Methode deutliche Fingerzeige gegeben, nicht ohne lebhafte Beistimmung von vielen Seiten *). So hat also auch auf diesem Felde die moderne Philologie auf die antike Rücksicht zu nehmen und Hand in Hand mit ihr zu gehen.

---

noch weitere folgen sollen, um das in der Vorrede der 3. Aufl. der kleinen Ciceronianschen Chrestomathie (Braunschw. 1845.) Angedeutete zu begründen. Der Ausdruck „Jugendschriftsteller," den ich in Aufl. 2. meiner „philolog. Handbiblioth. nebst Verzeichniß der vorzügl. Schriften über allgemeine Studien für Gymn. und Univers. mit Andeutungen über Wahl und Gebrauch, und mit einem biogr.-litter.-alphab. Lexikon der Philologen und Literatoren alter und neuer Zeit" (Lpzg. 1835.) gebraucht hatte, nicht ohne Anfechtung von altphilologischer Seite, fand inzwischen seine Rechtfertigung.

*) Die moderne Philologie darf auch nicht fürchten, daß antike Philologen rechter Art sie in den Schulen mißverstehen oder beeinträchtigen. Es

In einem Stücke nun klagt die moderne Philologie mit Recht über ungebührliche Zurücksetzung: sie hat keine besonderen Lehrstühle auf Universitäten, und was vereinzelt hier und da geschiehet, kann ihr nicht genügen, eben weil es nur als vorübergehende Ausnahme von der Regel erscheint. Dafür gibt es jetzt freilich nur den leidigen Trost des Horatius: Non, si male nunc, et olim Sic erit. Die Staatsmänner müssen allmählig einsehen, daß das Bedürfniß der Gymnasien groß genug ist, um andere Abhülfe eintreten zu lassen, als durch die bisherigen Lectoren der neueren Sprachen, welche auf Universitäten diese Fächer versehen. Vor allen fordert die deutsche Literatur mehr, als daß sich dieser oder jener Professor freiwillig herbeiläßt, dann und wann eine Vorlesung zu halten. Aber dieses Bedürfniß der modernen Philologie, hängt mit einem ähnlichen zusammen, welches die antike Philologie auch fühlt und oft schon ausgesprochen hat. Die zahlreichen künftigen Gymnasiallehrer haben wohl Seminarien für die Zwecke der alten Philologie, aber gar keine Lehr- und practischen Uebungsanstalten, für ihre weit wichtigere didactische und pädagogische Wirksamkeit. Die eingeführten Probejahre sind, wie sie jetzt sind, ganz illusorisch, da Niemand Bürgschaft dafür leistet, daß den Candidaten die

gibt Viele, welche genau so denken wie Niebuhr: „Was in den Metaphern nicht ganz tadellos ist, ist unausstehlich, und eben daher ist das Lateinschreiben eine so herrliche Schule alles guten Styls: und nächst dem Latein das Französische, welches auch nichts Ungereimtes duldet, worüber der Deutsche in seiner eigenen Sprache so fatal gleichgültig ist.“ (Paränes. Bd. 5. S. 286 ff.) Grade die französischen Schriftsteller des Anfangs und der Mitte des 18. Jahrh. betrachtete Niebuhr als Muster richtigen Denkens und angemessenen ungekünstelten Sprechens, etwa wie Jules Janin jetzt alle Tage wenigstens einen Brief der Mad. Sevigné lieset, um im französischen Tone zu bleiben. Bei den jetzt wieder auftauchenden Gehässigkeiten gegen das Lateinschreiben, wie sie ehedem Campe und Basedow in ihrem schroffen Nützlichkeits-Fanatismus maaßlos vorbrachten, kommt es darauf an, die angegebene Seite fest zu halten, die ich schon früher näher geschildert habe in den Beiträg. zur Verfass. u. Verwalt. der Gymnas. Bd. 2. S. 61 ff. und 205 ff. Alle andern Rücksichten kann man ohne Verlust aufgeben. Im Deutschen lieset man jetzt keine drei Zeilen, ohne daß die disparatesten Metaphern in einem Athem verbunden werden zu hohlem Bombaste, zumal im 19. Jahrh., wo Jedermann mit allem Aufwande, um geistreich zu sein, sich spreizen und in die Höhe schrauben zu müssen glaubt. Dagegen zunächst ist Niebuhr's Heilmittel gerichtet, und dazu das Studium der Griechen zu fügen. Denn nach Schiller, „Griechheit, was war sie? Verstand und Maaß und Klarheit &c. &c.“

rechten Leute mit Rath und That beistehen, für die antiken und die modernen Philologen, inwiefern sie dem Lehramte sich widmen, sollten auf Universitäten gemeinsame pädagogische Vorlesungen und practische Anstalten bestehen, um sie recht zeitig schon gleichmäßig für Alles, was das Amt fordert, ein- und anzuführen. Die Candidaten der modernen Philologie haben sogar noch keine amtliche Stelle, wo sie geprüft werden, sondern man nimmt sie, auf gut Glück fast, wie man ehedem auch die Candidaten der antiken und modernen Philologie unter den Theologen aufgriff. Alles verlangt seine Zeit, und so wird auch die moderne Philologie ihre gerechten Wünsche erfüllt erhalten, sogar noch behender als es früher der antiken gelang. Wenn inzwischen beide fortfahren, einträchtig neben einander die bisherige Bahn erfolgreich und fest einzuhalten, so werden sie, wie alles Wahre und Gute in der Welt erkämpft sein will, auch ihre Siege feiern, wie dieselben bei keinem ehrenhaften Streben je ausgeblieben sind, wenn sie auch durch Umstände verzögert wurden.

Gibt das Vorstehende Anderen zu weiteren Ausführungen und Begründungen Veranlassung, und wird wenigstens der wohlgemeinten Absicht einige Zustimmung zu Theil, so wird es mich nicht reuen dürfen, in einem fremden Kreise als Sprecher aufgetreten zu sein.

Nachweisungen über die Quellen bekannter und im Unterricht oft gebrauchter Gedichte.

Was man auch von den neuerdings aufgekommenen Erläuterungen halten, wie verschieden man Götzinger's, Viehoff's und Anderer Vorarbeiten beurtheilen möge: es ist für den Lehrer von Bedeutung, die Quellen der Gedichte, welche er in seinem Lese- oder Deklamationsbuche mit den Schülern behandelt, durchspricht, verarbeitet, möglichst genau zu kennen. Viele Dichter stehen in einem ganz anderen Glanze, wenn man sieht, wie der Stoff unter ihren Händen Leben und Regsamkeit gewann, wie sie mit dem feinen Maaßstab der Schönheit herzutraten und wahrhaft schöpferisch umgestalteten. Als Beispiel diene Schiller's Taucher, verglichen mit dem kargen, sogar spröden Bericht vom Pesce Cola, der bei einigen Commentatoren zu lesen ist. Hingegen entblättert sich auch der Kranz auf dem Haupte Anderer fast zusehends, wenn man gewahrt, aus welchen Quellen sie schöpften und wie ärmlich ihre Zuthat ist. Ich möchte daher, daß im Archiv ein ständiger Raum für Nachweisungen über die Quellen solcher Gedichte aufgehalten würde, die häufig in Sammlungen für die Jugend stehen, aber noch weniger auf die Quellen zurückgeführt sind. Ich fordere die Mitarbeiter, welche grade in diesem Fache sich umsehen, zu weiteren Beiträgen auf. Manches wird sich aus andern Zeitblättern u. s. w. herbei holen lassen, ohne daß wir grade nachdrucken; im Archiv sucht man die beabsichtigten Nachweisungen wohl am Ersten, das Archiv kann dadurch für künftige Erklärer unserer Volksdichtungen einen noch besondern Werth erhalten, was ich wünsche.

1. Die beiden Todtenköpfe.

G. E. Guhrauer hat in den Blättern für literar. Unterhaltung 1846, Nr. 295. die Quelle des bekannten, wohl in allen Sammlungen für die Jugend stehenden Gedichtes:

Beim Graben einer Grube sah
Ein Todtenkopf den andern liegen u. s. w.

in einem französischen Madrigal nachgewiesen, welches den Peter Patrix, einen nur wenig gekannten lyrischen Dichter aus der Zeit von Louis XIV. zum Verfasser hat. Patrix — geb. zu Caen in der Normandie 1583, gest. 1671, soll dies „bekannte Madrigal" — nach dem historischen Wörterbuch von Ladvokat — nur wenige Tage vor seinem Tode gedichtet haben. Es heißt:

Je songeais cette nuit, que de mal consumé
Côté à côte d'un pauvre on m'avait inhumé:
Mais que, n'en pouvant pas souffrir le voisinage,
En mort de qualité je lui tins ce langage:
Retire-toi, coquin, va pourrir loin d'ici;
Il ne t'appartient pas de m'approcher ainsi!
Coquin, ce me dit-il, d'une arrogance extrême,
Va chercher tes coquins ailleurs, coquin toi-même!
Ici tous sont égaux, je ne te dois plus rien,
Je suis sur mon fumier, comme toi sur le tien!

So findet sich dasselbe in Recueil de plus belles pièces des poëtes français, Paris 1752, vol. IV., 222. Die deutsche Bearbeitung hat, wie sich dies auch bei andern Nachbildungen aus dem vorigen Jahrhundert nachweisen läßt, das Ganze nur vermattet. Schon der Anfang ist weniger werth, weil die Todtenköpfe sich erst beim Graben einer neuen Grube, also zu einer Zeit begegnen, wo der Kopf des Reichen längst zur Besinnung gekommen sein mußte. Auch ist nicht unerheblich, daß Patrix von sich selbst erzählt und somit sich des Dünkels auf seine Geburt und andere Verhältnisse anklagt. Guhrauer versichert, er kenne den Verfasser der deutschen Bearbeitung nicht; ich bin auch nicht gewiß, vermuthe aber, daß es Pfeffel ist; die Sprache hat mit der seinen große Aehnlichkeit.

2. Das Crucifix von Lessing.

In der neuen Ausgabe der gesammelten Werke Lessing's (Leipzig 1841) findet sich Thl. I. S. 115. f. diese Schnurre. Ihre Quelle ist bei Pauli Schimpf und Ernst, 173: Drei Bawren kamen zu einem Maler, vnnd hetten gern ein Crucifix, ein Gott an dem Creutz auff den Kirchhoff gehabt. Vnnd da er verdinget war für Fünffzehn Gülden, sprach der Maler, wolltet jhr einen lebendigen oder todten Gott haben? Sie sprachen, Wir wöllens zu Rath werden. Vnd traten beseits ab. Vnd da der Rath auß war, sprach einer, lieber Meister, wir wöllen einen lebendigen Gott haben, gefellet er den Bawren nicht, so können wir jhn wol selber zu todt schlagen. — Die Lessingische Bearbeitung steht meines Wissens nur in Einer Anthologie für die Jugend, nämlich in „Lesestücke von Tetzner," einem sonst sehr verbreiteten Buche. Sie verdient aber mehr bekannt zu sein.

---

3. Der Milchtopf von Gleim.

Wer kennt nicht die Geschichte der Frau Martha, die

> Gehörig aufgeschürzt, mit starken Schritten
> Den Milchtopf auf den Kopf —

nach der Stadt geht, unterwegs Luftschlösser baut, aber diese selbst zerstört, weil sie zu voreilig den besten Erfolg träumt? Gleim hat seine Erzählung dem Franzosen La Fontaine nachgebildet. Beide kannten schwerlich die älteste Quelle, auf welche ich hier zurückweise. Das „Buch von den alten Weisen" enthält Kap. VII. folgende Erzählung: Man sagt es wondt eins mals ein bruder der dritten regel der got vast dienet by eins künigs hoff dem versachr der künig alle tag zu vffenthalt seins lebens (d. h. zu seinem Lebensunterhalt) ein küchin spyß vnd ein fläschlin mit honig. Diser aß alle tag die spyß von der küchin vnd den honig behielt er in ein irdin väßlin daz hieng ob siner bettstat so lang bis es vol ward. Nun kam bald eine große türi in das honig vnd eins morgens frü lag er an seinem bett vnd gewart des honigs In dem väßlin ob sinem houbt hangende. Do viel Im in sinen gedanck die türi des honigs vnd fing an mit im selbs zu reden wan diß väßlin ganntz vol honigs wirt, so verkoff ich das vmb fünnff guldin, darumb kouff ich mir zehen guter schaff vnd

die machen alle des jares lember vnd der werden eins Jars zwienzig vnd die vnnd das von jn kommen mag in zehen jaren werden tusig dann kouff ich vmb vier schaff ein ku vnnd kouff da by ochsen vnd erdtrich vnd die kü meren sich mit ir frucht da nym ich die ochsen zur arbeit der äcker Von den andern küen vnnd schaffen nym ich milich Vnnd so also andre fünf iar für komen so wirt es sich also meren das ich eine grosse hab vnd richtung überkommen würd Dann will ich mir selbs hoch vnnd hübsch büw thon vnd mir selbs knecht vnd kellerin kouffen vnnd darnach so nym ich mir ein hübsch wyb von einem edlen geschlecht vnnd die beschlaff ich mit kurtzwiliger liebi vnnd so empfecht sie vnnd gebirt mir einen schönen glücksälgen vnd gotzfürchtigen sun vnd der wirt wachsen in lere und künsten vnd in wyßheit. Durch den laß ich mir ein guten lümbden (d. h. Leumund) nach meinem tod aber wurde er mir gefölig sein vnd meiner straff nit achtnemen so wölt ich in mit minen stecken über sein rücken on erbermde hart schlahen, vnd nam den stecken damit man pflag das bett zu machen jm selbs zu zaigen wie freuenlich er sinen sun schlahen wölt vnd schlug das irdin väßlin dz ob sinen houbt hieng zu stucken das jm das honig vnder sein antlit vnd an das bett troff vnd ward jm von allen sinen gedencken nicht dan das er sein antlit vnd bett wäschen must.

Nach meinem Dafürhalten ist diese Erzählung noch komischer, als die vom Milchtopf. In sprachlicher Beziehung läßt sich viel daraus bemerken! Der Lehrer wird dies aber leicht selbst heraus finden.

---

4. Der Kater und der Fuchs.

F. Rückert hat unter dieser Ueberschrift in seinen „Brahmanischen Erzählungen" eine Fabel — S. 102 bis 104 — die so anfängt:

> Vernimm vom Katerstolz, wie er auf Fuchses Rath
> Zuletzt das Weib, das ihm gebührt, bekommen hat.

Der Kater als Freier zieht nämlich den Fuchs zu Rath und nachdem dieser ihm mehrere glänzende Partieen vorgeschlagen hat, bleiben sie zuletzt dabei, daß „der Katze Tochter" sich für den Kater am besten eigene. Diese Fabel muß im Mittelalter allgemein verbreitet gewesen sein. Sie scheint auch wirklich indischen

Ursprungs, wie Rückert annimmt. Bei Polier II, 577—580 findet sich die indische Erzählung. Dort bittet ein Weiser die Gottheit, ein armes Mäuschen, welches er den Klauen von zwei Katzen entriß, in ein Mädchen zu verwandeln. Als dies sein Pflegekind mannbar wird, sucht er einen Gemahl, kommt zum Mond, zur Sonne, zu Maich, (ou nuage) zum Berg Parbut u. s. w. Alle schicken ihn unter einem Vorwande fort, bis endlich: „le Muny confus reconnut, qu'il avait eu tort en voulant déranger l'ordre établi dans les décrets du destin, et que sa fille née souris, était destinée à la rester jusqu'à une autre existence, déterminée aussi dans les decrets éternels. Il lui ordonna donc de reprendre sa nature originaire, et elle devint femme de la souris montagnarde." So der Schluß der Metamorphose. Woher der Stricker dieselbe genommen, weiß ich nicht. Er hat sie als Bispel bearbeitet, welches unter andern bei Wackernagel altd. Lesebuch, 2. Ausg. S. 561 nach Grimm in den altd. Wäldern abgedruckt ist. Der Kater kommt hier zum vohe = Fuchs und holt sich Rath. Der Dichter wendet die Moral der Fabel einzig auf die hôhvart an:

> Alsam geschiht dem tumben man
> der daz niht bedenken kan,
> wer er ist und war er sol:
> dem ergêt ez selten wol.
> swenne er sich sô vergâhet,
> daz er diu dinc versmâhet
> diu im ze mâze waeren u. s. w.

Auch im „Buch von den alten Weisen," Kap. 5. steht die Erzählung; ich lasse sie nach demselben hier folgen, weil gerade dies Buch jetzt zu den Seltenheiten gehört:

Man sagt es wär ein einsidel der got dient vnd nach dem er ein volkomner mensch waz Do erhort in Gott in sinen gebett Vff ein zit saß er by einem wasser darüber flog ein sperber der trug ein müßlin in sinen fuß vnd dis müßly empfiel dem sperber für die fuß des einsidels Der einsidel erbarmdt sich ir vnd band die in ein lind tüchlin und hed begird die In sinem huß zu ziehen vnd forcht doch dz sein huß gesind darab vnlust het vnd batt got das er das müßly ließ werden zu einem töchterlin Dise bett ward von got erhört vnd ward das müßly verwandelt in ein mätlin vast schön Der einsidel furt die heim in sein huß vnd zoch die vnd seyt sinem hußgesind nicht dauon dz es ein müßlin gewesen wär Dann sy gedachten das dis kind sein gesippter wär oder koufft

Vnnd do das töchterlein manbar ward gedacht der einsidel Dise tochter mag mit allweg on einen man sein der sy regier vnd von dem sie fröud, vnd hab sprach zu der tochter Erwel dir einen welt-lichen du wilt zu einem man Sy antwurt ja aber einen dem niemant gelych sy in gewalt vnnd herschafft Sprach der einsidel ich weiß niemans der sunen gelych in gewalt vnnd herschafft daruff reiniget sich der einsidel vnd batt die sunn ein erlüchterin aller welt vnd mächtig über all ander geschöfft sein tochter zu nemen Die gab Im antwurt Es wär vnmüglich das ich dir der vonn got so miltiglich erhört wirt das versagen solt Aber ich bin nit der mächtigest Besonder so gang zu dem gewaligen fürer der wolcken der ist mächtiger dann ich dann wenn er will so verhebt er mir den schein das ich den dem erdtrich nit geben mag Vnd do der einsidel zu dem kam by ennd des meeres da sich alle wolcken er-heben, do batt er in wie er die sunnen gebetten hat Der antwurt Es ist war mir hat got solichen gewalt geben den sein engel in sinem hymel nit haben mögen. Aber noch einer der noch mer ge-walts hat dann ich vnnd das ist der meister der wind der mich vndancks würfet von ein ennd der welt an das andere Vnd das im nit widerston mag oder sinen gewalt vnd gebott widerrüfen mag Vnd der einsidel gieng zu dem meister der wind vnd wie er vor gesprochen het also sprach er zu im ouch Er antwurt es ist war mir hat got mer gewalts geben dann vil andern geschöpfften aber ich hab dir einen zu zeigen der mächtiger ist dann ich den ich dick hab wöllen wider standt thun vnd mocht in nie überwinden Der einsidel fragt in wer er wär Der regierer der wind sprach Es ist diser grosser berg der vor dir ist, vnd der einsidel kort sich gegen den berg vnd sprach ich will dz du mein tochter zu wyb nemest so du dah der mächtigest vnd gewaltigest bist Der berg sprach Es ist war dz du sagest aber ich will dir einen zeigen der mächtiger und stercker ist dann ich der in mich grabt vnd tilbet vnd ich mag im nit widerston Der einsidel sprach wer ist der antwurt der berg Es ist die mus vnd der einsidel sprach zu der mus sein bitt wie er das vor gegen den andern gethan hatt Antwurt im die mus Es ist war was der berg von mir iesagt hat Aber wie gebürt es mir ein wyb zu haben von menschlichem geschlecht So ich ein mus bin vnd mein wonung ist in den nydern hülinen des bergs vnd löchern der velsen Vff das sprach der einsidel tochter wilt du der mus wyb sein, dann ich find kein sterckern noch gewaltigern wie wol ich sie all ersucht hab, wilt du nun also so will ich gott bitten dich wider lassen zu einer mus werden oder was du wilt vnnd

die tochter erwelet ir wieder zu einer mus zu werden das geschah vnd gab sie der einsidel der andern mus die fürt sy mit in den berg in ir hüly.

Die Sprache dieser Erzählung ist ebenfalls originell, wiewohl im Ganzen nicht schwer. Das Wort tilben muß ein seltener Provinzialismus sein, ich verstehe es hier nicht zu erklären, habe es auch nie gelesen.

Darmstadt.

A. Nodnagel.

Ein Stück aus Goethe's Leben.

(Ausflug nach Waldeck im Spätjahr 1775.)

Zu den dunklern Partien in Goethe's Leben gehört besonders die erste Weimarische Zeit. Um so dankbarer müssen wir selbst kleinere Beiträge aufnehmen, die zur Aufhellung jener Periode dienen können. Zu diesen gehört ein jüngst bereits im Morgenblatte*) veröffentlichter Brief Goethe's an den Herzog Karl August, datirt: „Waldeck, 14. Dec. 1775.“ Er eröffnet nicht blos einen Blick in Goethe's damaligen Gemüthszustand und in die „Geniewirthschaft“ jener Tage, sondern wirft auch ein helles Licht auf sein Verhältniß zum Herzog, wie es sich schon gleich in den ersten Monaten seines Aufenthalts zu Weimar entwickelte. Indem ich den Brief in Folgendem mittheile, bringe ich damit ein Schreiben des Herzogs an Goethe, ferner ein von Dorow bekannt gemachtes Tagebuchfragment Goethe's, dessen Entstehungszeit bisher zweifelhaft war, dann eine Hindeutung aus einem Briefe an Lavater und endlich eine Stelle aus Wahrheit und Dichtung in Verbindung, die sich nun alle wechselseitig, und zugleich die Epoche, worauf sie sich beziehen, in ein überraschend klares Licht stellen.

Zuvörderst ist hier zu bemerken, daß hier nicht das Waldeck im gleichnamigen Fürstenthum, auf einem Berge an der Edder, sondern ein Ort unweit Jena in einer waldig-gebirgigen Gegend gemeint ist. Dann ist statt des 14. Dec. 1775, wie das Datum des Briefes im Morgenblatt heißt, den 22. Dec. 1775 zu lesen, was weiter unten nachgewiesen werden soll. Der Brief beginnt mit dem bekannten Goethe'schen Zigeunerliede;

*) Jahrgang 1846, Nr. 123.

Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald in der Mitternacht u. s. w. *)

und fährt dann so fort:

„Daß mir in diesem Winkel der Welt, Nachts in dieser Jahreszeit mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, ist eben so natürlich, mein lieber gnädiger Herr, als daß ich mich gleich hinsetze, es Ihnen aufzuschreiben und hintendrein einen Brief zu sudeln; denn ich vermisse Sie wahrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden auseinander sind. Drunten sitzen sie noch nach aufgehobenem Tische und schmauchen und schwatzen, daß ich's durch den Boden höre. Ich bin herauf gegangen, es ist halb Neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was daran hängt. Die Kluft nach Jena hinein hat mich im glücklichen Abendsonnenblick mit all ihrer dürren Herrlichkeit angelächelt. Die Lage von Jena selbst hat mich erfreut, der Ort mich gedrückt, und zwischen da und hier war nicht viel Gaffens: es kam ein Regen aus Italien, wie uns ein Alter versicherte, der mit dem Schubkarren an uns vorbeifuhr. In Italien sei es warm, da komme der warme Wind her; in den Dreißigern sei er dagewesen, erzählte er so ganz flüchtig weg. — Hier liegen wir recht in den Fichten drin, bei natürlich guten Menschen. Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Karl August gegrüßt und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem (L. S.) Freude machte. Einsiedel ist zu Bette. Sein Magen liegt schief; Kaffee und Branntwein wollens nicht bessern. Ich will auch gehen. Gute herzliche Nacht. — Noch ein Wort, ehe ich schlafen gehe. Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All mein Lust und all mein Sang,
Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

Nun aber und abermal gute Nacht.

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern;
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen.
Findst doch nur wahre Freud und Ruh
Bei Seelen, grad und treu wie du.

Sonntags früh bei Tagesanbruch. — Fatales Thauwetter, und so der ganze Ton des Tages verstimmt; wollen sehen, wie wir ihn wieder aufbringen. Der herrliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme,

*) In Goethe's Werken (Ausg. in 10 B.) I. 124 ff.; auch mit andern Lesarten am Anfange des 5. Akts von Berlichingen in seiner ältesten Gestalt.

steht hoch am Himmel. Ich habe die ganze Nacht von Heerzügen geträumt, die alle wohl abgelaufen sind, besonders von einer Reise aus der Schweiz nach Polen, die ich that, den Marschall de Saxe zu sehen und unter ihm zu dienen, der eben in meiner Traumwelt noch lebte. Die Kirche geht an, in die wir nicht gehen werden, aber den Pfarrer laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat, und hat er sie nicht, schicke ich nach Jena, denn unmöglich ist die zu entbehren in dieser homerisch einfachen Welt. Besonders fielen mir einige Verse ein und recht auf, da ich heut früh lang ausgeschlafen hatte und es nicht Tag werden wollte, was ungefähr so heißt: „Und in ihre Felle gehüllt, lagen sie am glimmenden Herde; über ihnen wehete der nasse Sturm durch die unendliche Nacht, und lagen und schliefen den erquicklichen Schlaf bis zum spät dämmernden Morgen.“ Ich muß nach Bürgel zum Rektor schicken um den Homer, hab' indessen in der Bibel gelesen. Hier ein Stück Jesaias: „Siehe der Herr macht's Land leer und zerstreut seine Einwohner. — Der Most verschwindet, die Rebe verschmachtet, und alle, die herzlich fröhlich waren, ächzen. Der Pauken Jubel feiert, das festliche Jauchzen verstummet und der Harfer Gesang ist dahin. Niemand singt mehr zum Weintrinken, das beste Getränk ist bitter dem Munde. Die leere Stadt ist zerbrochen, die Häuser sind geschlossen, Niemand gehet aus noch ein. Eitel Wüstung ist in der Stadt und die Thore stehen öde, denn im Land und Volk gehts eben, als wenn ein Oelbaum abgepflückt ist, als wenn man nachlieset, so die Weinerndte aus ist.“

Nun muß ich meinen Boten fortschicken, der das nach Weimar trägt. Lassen Sie, lieber gnädiger Herr, den Brief Niemand sehen als Wedeln.

Alles was mich umgibt, Einsiedel, Kalb, Bertuch, das ganze Haus legt sich zu Füßen.

Der Pflicht vergessen
Wir Fische nie.

Goethe.“

Dieser Ausflug Goethe's nach Waldeck scheint angekündigt zu sein in einem Briefe an Lavater, datirt: „Freitag den 21. Dec. 1776,“ worin es gegen den Schluß heißt: „Morgen geh ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen aufzusuchen.“ Da sich nun aber dieses Datum mit dem des Briefes im Morgenblatte (d. 14. Dec.) nicht verträgt, so hätte man, die Richtigkeit des letztern angenommen, nur die Wahl, das Datum des Briefs an Lavater für falsch zu erklären, oder eine zweimalige Excursion nach Waldeck zu unterstellen. Man kommt leicht auf den Gedanken, in dem Briefe an Lavater „Freitag den 12. Dec. zu lesen, woran sich dann das Datum des Briefes aus Waldeck ziemlich gut anschließen würde. Allein im Jahr 1775 fiel nicht der 12. Dec., sondern in der That der 21. Dec. auf einen Freitag, was stark für die Richtigkeit des letztern Datums spricht. Die Annahme eines zweimaligen Ausfluges nach Waldeck so bald nacheinander, in solcher Jahreszeit, hat schon an

und für sich etwas Unwahrscheinliches. Dazu kommt, daß die im Briefe angedeuteten Wochentage nicht zum Datum passen. Goethe schreibt an den Herzog gleich Abends bei der Ankunft in Waldeck; die Gesellschaft hat nur einen Tag zur Reise gebraucht; Goethe ist erst seit zwölf Stunden vom Herzog entfernt; auch stimmt dazu die Entfernung des Ortes von Weimar. Demnach muß die Excursion auf einen Samstag stattgefunden haben; denn die am andern Morgen geschriebene Fortsetzung des Briefes ist Sonntags früh überschrieben. Nun fiel aber im Jahr 1775 der 14. Dec. auf einen Freitag. Wir werden also darauf hingewiesen, daß dieses Datum falsch sein müsse, und zwar, daß dafür der 22. Dec. zu lesen sei, der auf einen Samstag fiel und im Briefe an Lavater als der Reisetag angekündigt ist.

Die Vermuthung wird fast zur Gewißheit erhoben durch ein Tagebuchfragment Goethe's aus einem für den Herzog geschriebenen Diarium, welches Dorow aus der schätzbaren Sammlung des Herrn von Gerstenbergk in Weimar bekannt gemacht hat*). Bisher fehlte es uns an festen Anhaltspunkten, um die Entstehungszeit dieses Blattes genau zu ermitteln. Nun aber ergibt sich durch die Vergleichung desselben mit dem obigen Briefe aus Waldeck, daß es höchst wahrscheinlich derselben Zeit angehört. Es spricht von derselben Gesellschaft, derselben Oertlichkeit, derselben Jahreszeit, wie der Brief aus Waldeck, und die Ueberschrift des zweiten Abschnitts: „Den ersten Feiertag früh acht" weis't nicht undeutlich auf Weihnachten hin. Nur Eines ist auffallend, daß nämlich im ersten Abschnitt, „Sonntag früh eilf" überschrieben, welcher mit der zweiten Hälfte jenes Briefes an demselben Tage entstanden sein müßte, von einer „lieben Morgensonne" und vom Schlittschuhlaufen die Rede ist, während der Brief von Thauwetter spricht. Indeß wurde der Brief „früh bei Tagesanbruch" fortgesetzt und eine beginnende Aufheiterung des Himmels ist auch in ihm durch den „herrlichen Morgenstern, der hoch am Himmel leuchtet," angedeutet. So unterliegt es kaum noch einem Zweifel, daß wir das Tagebuchfragment als eine Fortsetzung des Briefes und als der Weihnachtzeit 1775 angehörig zu betrachten haben. Es lautet:

„Sonntags früh eilfe. Unser Bote ist noch nicht da, der Schrittschuhe mitbringt; ihm sind tausend Flüche entgegen geschickt worden, wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten

*) In der Schrift: Krieg, Literatur und Theater. Leipzig 1845.

führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal. Bertuch hat mit seinem Mägdlein Rasen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind; die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Felsentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb. Ich stieg mit Bertuch seitwärts einen Felsenstieg ab zu einem Brunnen und Fischkasten, die Eiszapfung die Felsen herab! — Der Bote ist da und nun aufs Eis! Segen zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr! — — Die Schrittschuhe sind vergessen! Ich habe gestampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault; nun laben sie mich mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach. Muß also ohne geschritten zu Tische. — Abends vier. Sind gekommen, habe gefahren, und mir ist's wohl."

„Den ersten Feiertag früh acht. Hab ziemlich lang geschlafen; die Sonne steht schon am Himmel. Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vervagabundirt. — Abends sechs. So auch der ganze heutige Tag. Nach Bürgel geritten. Das Amtshaus ist schön. Wäre wohl einmal ein Sommerritt für Ew. Durchlaucht. Und das Revier Waldend ist recht schön. Die Waldungen in gutem Stande, daß es wohl eine Freude ist. Der Hofrath Hochhausen hat ein Portrait vom Herzog Ernst August. Es hat was Starres, Scheues, bezeichnet einen Mann, der eigentlich nicht nachdenkt, mehr durch die ersten gegenwärtigen Eindrücke sich bestimmen läßt, trocken, schroff, aber gut, und ohne einen einwägenden Zug von Güte, bei übrigen trefflichen Anlagen Tyrann. — Auch hing da der letzte Herzog von Weißenfels. Einsiedel mußte mir seinen Charakter machen, traf's: Gradheit, Güte, vorschwebende Schwäche, Unthätigkeit und Alles, was daran hängt*). Darauf nach Hause. Die Odyssee war endlich aufgetrieben. Nach Tische rammelten sich Rugantino und Basko, nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären, und, um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten. Krause war auch gekommen und sah in Bertuch's weißem Tressenrock und einer alten Perücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bübchen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Capitalspitzbube aus."

Auf diese Tagebuchblätter fällt nun wieder ein helles Licht durch eine Stelle in Wahrheit und Dichtung**). Wir erfahren daraus, daß der eben genannte Krause, oder wie er in Goethe's Selbstbiographie heißt, Johann Melchior Kraus, ein Landsmann des Dichters, Maler und Director des freien Zeichen-Instituts zu Weimar, Goethe'n schon früher in Frankfurt auf die

*) Wir sehen hier Goethe recht tief in seinen physiognomischen Träumereien befangen. Er gerirt sich ganz als Lehrer und Meister, läßt Andere physiognomische Versuche machen und traut sich über Gelingen und Mißlingen ein entschiedenes Urtheil zu.

**) Goethe's Werke (Ausg. in 40 B.) XXII, 397.

Gegend von Bürgel aufmerksam gemacht hatte. Ferner ergibt sich, was für Magnete, außer der romantischen Gegend, die lustigen Gesellen, und besonders Bertuch und Kraus, in jene winterlichen Felsschluchten lockten. „Unter Kraus Zeichnungen," erzählt Goethe, „fanden sich mehrere bezüglich auf die Wild- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann („der Wildmeister," bei dem wir uns die „tolle Compagnie von Volk" als Gäste zu denken haben) hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern, als sich selbst, zu Liebe, rauh gestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstrecken, durch Brücken, Geländer und sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht (nach dem Tagebuchblatt hatte Bertuch mit seinem Mägdlein dazu beigetragen); man sah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen, nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, dessen ernste Absichten auf die älteste (das „Mägdlein") nicht geläugnet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu beziehen wagte."

Endlich gewinnt nun auch durch jenen Brief Goethe's aus Waldeck vom 22. Dec. das schon 1841 von Riemer *) mitgetheilte Fragment eines Briefes vom Herzog an Goethe sein volles Verständniß. Es ist offenbar die Antwort auf jenen Brief aus Waldeck (nicht auf einen aus Jena geschriebenen wie Riemer meint) und lautet: „Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage (der Herzog war mittlerweile nach Gotha gereis't), aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Ebene, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, lustiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt haben! daß mir's ganz schwindelig und übel ward. — Ich komme erst Freitag (den 28. Dec.) wieder. Mache doch, daß du hierher kommst. Die Leute sind gar zu neugierig auf Dich."

Somit wäre uns denn nun in ein halbes Dutzend Tage aus Goethe's frühestem Aufenhalt zu Weimar ein so heller Blick geöffnet, wie in wenige andere Epochen seines Lebens.

W.

---

*) Mittheilungen über Goethe II, S. 19 f.

Ueber Wortbildung besonders der neuern Sprachen.

Betrachtet man die Wurzel eines Wortes hinsichtlich ihrer Genesis, ihrer organischen Metamorphose und individuellen Entwickelung in irgend einem Wortstamm und hinsichtlich dessen organischer Verzweigung in eine oder mehrere Wortfamilien, so tritt uns ein, auf den Verhältnissen der geistigen und physischen Naturerscheinungen beruhendes, dynamisch-organisches Wortbildungs-System entgegen, dessen Durchdringung zu interessanten Wahrnehmungen von Ideen führt, von denjenigen Ideen nämlich, welche die Urvölker bei der Sprachbildung in den Bau der Wörter niedergelegt haben. Eine solche Wortwurzel, die wir meinen, kann aber keinen andern als einen sehr allgemeinen, hohen und weit umfassenden Begriff d. h. einen sehr unbestimmten Qualitäts-Charakter haben; da nur ein solcher Begriff sich durch stetig fortgesetztes Individualisiren mit organischer Verwandlung der Wurzel und Stammelemente dynamisch oder qualitativ verändert und auch bei der entferntesten Individualität noch ein Verhältniß der Qualität zu dem Wurzel- und Stammbegriffe erkennen läßt. Zudem dürfte die zu betrachtende logisch-phonetische Individualisation der, sich in Worte gestaltenden, Sprach-Elemente mit Sicherheit nur auf dem Gebiete zweier oder mehrerer stammverwandten z. B. der indo-germanischen oder biblisch-orientalischen Sprachen zu verfolgen sein. Denn nur die phonetisch-ähnlichen Wörter solcher Sprachen können zur Annahme einer logischen Verwandtschaft ihrer innern und äußern Naturverhältnisse berechtigen.

Dr. K. F. Becker erkennt in seiner Schrift: „Das Wort in seiner organischen Verwandlung“ S. 91 ein natürliches Begriffssystem an, welches sich auf der logischen Seite eben so verhalte, wie das natürliche Lautsystem auf der phonetischen; aber über den Begriff, welcher die oberste Einheit aller Begriffe bildet, über die Verhältnisse der Begriffe, welche die Grund-

verhältnisse dieses Systems sind, und, wie sich aus wenigen Grundverhältnissen eine unendliche Welt von Begriffen entwickelt, hat er uns doch keine, wenigstens nicht befriedigende Aufschlüsse gegeben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Beantwortung der fraglichen Momente zu den schwierigsten Aufgaben der Sprachforschung gehört; „indem," wie B. weiter sagt, „nur eine umfassende und tiefer eindringende Betrachtung des Geschichtlichen sie geben kann." Indessen scheint mir zur Lösung dieser Probleme auch ein gewisser natürlicher Takt erforderlich, der den Forscher bei jedem Vorschritte im Felde der Sprachengeschichte zu leiten habe. Im Uebrigen halte ich mit B. dafür, daß der Begriff des Substantiv-Verbums Sein den obersten Wortbegriff bilde; da in demselbem, als dem allgemeinsten Begriffe, nicht nur Thätigkeit und Bewegung, sondern zugleich auch jedes sinnliche und geistige Object des Lebens aufgenommen ist.

Es sei mir hiernach erlaubt, mit Berücksichtigung des Vorbemerkten einmal eine physiologische d. h. eine logisch-phonetische Entwickelung verschiedener Wortfamilien vom Verbum Sein (Leben) in einigen indo-germanischen Sprachen zu versuchen und die Qualität oder die in den individuellen Wortgebilden liegenden Naturanschauungen des indo-germanischen Urvolkes zu erforschen. Vielleicht gelingt es mir oder einem meiner Begleiter, dabei auf den Weg einer Namen-Poesie oder dynamisch-organischen Physiologie der Sprache zu kommen und die Production des Wortes aus der Erkenntniß des Naturlebens — zu begreifen. Bei diesem Streben dürfte es sich zeigen, wie durch Uebertragung des Aeußern auf das Innere und des Innern auf das Aeußere der Natur ganze Familien von Wörtern von dem schaffenden Menschengeiste aus den gemeinsamen innern und äußern Lebensverhältnissen der Dinge erzeugt werden, und daß in dieser Reciprocität oder Wechselwirkung auch die Qualität der Wörter mittelst des reinen, lebendigen Natursinnes, den wir oben den natürlichen Takt genannt haben, gefaßt werden könne und müsse.

Daß ein solcher Versuch wohl schon von namhaften Sprachgelehrten gemacht worden, ist bekannt; daß er aber bis jetzt die gewünschten Resultate nicht geliefert hat, weiß ebenfalls Jeder, den seine Studien in die Sphäre der Sprachwissenschaft geführt haben. Daher wird der billig Denkende den kleinen Versuch mit gebührender Nachsicht beurtheilen: sollte er uns auch zur Erkennt-

niß des innern Grundes der Naturnothwendigkeit, nach welcher Geist und Natur einer und derselben Lebensrichtung folgen, nicht führen; sollte er uns auch nicht überzeugen, daß die Bildung der Wörter fern von dem Spiele des Zufalles und der Willkühr gewesen sei, und daß die Sache einmal so und nicht auch anders habe sein können.

Betrachten wir nun das Wort Sein, so erkennen wir in demselben die Elemente S–e als Wurzel-Elemente, die sich durch den Diphthonge ei aus e–e mit dem Auslaute n zum Stammworte formirt haben. Zugleich erkennen wir die Verwandtschaft dieses Stammwortes mit dem griech. Verbum *Εἶναι*. Auch mit dem lat. Verbum Es–se ist Se–in wurzelmäßig verwandt, aber nur in Beziehung der zweiten Sylbe Se, welche eben so natürlich im Lateinischen wie So, Es oder Ein im Deutschen den höchsten Formbegriff der Objekte bezeichnet. Analysiren wir zuerst das Wort es–se, so erscheint es als Verbal-Stamm, dessen Wurzel e ist, und se als Pronominal-Stamm, welcher gleichfalls e zur Wurzel hat. In diesem Vocale liegt der oberste Wurzelbegriff, in diesem Vocale, welcher sich durch Verdichtung oder Verkörperung des Aushauches in den Consonanten s zum Verbal-Stamme es (sanskr. ans) erweitert. Auch von se liegt der oberste substantive Wurzelbegriff in dem Vocale e, der sich durch Verkörperung seines Anhauches in den hinweisenden Zischlauts zum Pronominal-Stamm se, welches schon anderwärts das Urpronomen genannt wurde, gebildet hat. In dem Vocale E, als der Seele der beiden Wörter, finden also beide Wortstämme die oberste Einheit ihrer Begriffe, und die einzige Modification dieser Begriffe liegt in der Verkörperung des An- oder Aushauches dieses Vocals. In Uebereinstimmung mit diesem ersten Resultate der Betrachtung erscheint auch der, von dem zischenden Dentalen s eingeführte dumpfe Vocal e als se im Spanischen und Französischen mit dem allgemeinen Pronominal-Begriffe von Es, Ein oder Man verbunden. Im Italien. erscheint se, bei der organischen Wandelbarkeit des e in i, als si mit derselben Bedeutung, wie se in den vorgenannten Sprachen; und selbst im spätern Lateinischen dürfte si, so wie im frühern Latein, statt is, ea, id, ii, eae, ea, verbunden mit quis, qua, quid in jedem Genus, Numerus und Casus vorkommen. Das Wort se oder si hat also den allgemeinsten Formalbegriff des Demonstrativ-Pronomens, welcher noch dadurch gesichert ist, daß se noch in se–mel (dtsch. ein–mal) unter dem

Begriff der Einheit, und si in si-mul (dtsch. zugleich) unter den der Gleichzeitigkeit gestellt wird.

Der lat. Verbal-Stamm es, griech. εἶν(-αι), dtsch. sei(-n) bezeichnet, da alles Sein von Gegenständen mit deren Leben Eins ist, zugleich jede, mit dem Leben gesetzte, Thätigkeit und Bewegung. So sieht man also in es mehr das verbale oder thätige, in se mehr das nominale oder gegenständliche Moment ausgedrückt. Und der Stamm des indo-germanischen Urvolkes hat hiernach in jedem wahrgenommenen sinnlichen Gegenstande eine demonstrative Beziehung desselben zu sich, und eine solche in sich zu jedem Gegenstande erkannt, somit in diesen Beziehungen der Reflexivität und Reprocität die Grundverhältnisse der logisch-organischen Wortbildung, von welcher B. in der oben angeführten Stelle spricht, gefunden.

Und eben daraus ist dann auch erklärlich, wie eine und dieselbe Wortwurzel so gut als Keim oder Wurzel eines Pronomens und Nomens, wie als Keim oder Wurzel eines Verbums in der Sprache erscheinen kann. Daher ist die Annahme, daß das Wort aus dem innigsten Zusammentreffen des Erkennens und des Seins eines Dinges d. h. aus der höhern Identität beider, aus einem höhern Eins (Se) erzeugt worden, über allen Zweifel gewiß. — Die nächste Thätigkeit z. B. des organischen Lebens ist aber die zur Erhaltung desselben, welche das Es-sen, lat. es-se, oder, mit Verwandlung des s von es in d, ed-ere ist. In dem griech. εἶναι ist der verbale Wurzel-Vocal ε noch ohne Verwandlung des Aushauches in s gegeben, der jedoch in ἐσ-μί, ἐσ-σί, ἐσ-τί etc. erscheint; so wie der Anhauch des pronominalen Wurzelvocals ε noch nicht in σ sich verdichtet hat, sondern beide ε (in ἔ-ε-ναι) sich in den Diphthongen εἶ (in εἶ-ν-αι) organisirt haben. In dem deutschen Verbal-Stamm sein ist das Wurzel-E von es abgefallen, dagegen das e des Pronomens en (= ein) durch Wiederholung desselben in dem verwandten Vocal i, der mit e den Diphthongen ei bildet, zum Stamme erweitert. Das n von sei-n hat aber gleichen Werth, wie das n in den Infinitivformen: geb-e-n, flieg-en, schlaf-en, und das ι der griech. Infinitivf. εἶ-ν-αι, wo αι statt ε steht, und der dor. Form τύπτ-ε-ν (schlag-e-n); da das, an die Wurzel se sich angebildete, Pronomen e mit dem Auslaute n als en (= ein) zu betrachten ist. Im Ahd. lautete der Wortstamm syn (sin), wo i als Wurzel erscheint, von welchem das e des angebildeten

Pronomens en (in si-en verschlungen wurde, so daß also die Wurzel bald se bald si war und gleichen Laut mit den Demonstrativ-Stämmen Se und Si hatte.

Wollen wir nun die logische Bedeutung der Wörter, welche Se oder Si zur Wurzel haben, oder die organischen Verwandlungen dieser Elemente in ganzen damit verwandten Wortfamilien verfolgen; so müssen wir vorausschicken, in welche Elemente se und si d. h. in welche e, i und der Zischlaut s übergehen können. Der Vocal e kann nämlich übergehen in i, auch in o und a, wie die Deutschen z. B. ich spreche, sprach, gesprochen; so i in u, wie im Lateinischen z. B. monimentum und monumentum, und dieses sodann auch noch in o, z. B. ich ziehe, zog, das s in sh, sch, dsch, tsch, z, d, t und in th ꝛc., wovon unten mehr.

Indem wir uns hauptsächlich an das Deutsche halten wollen, und an das demselben zunächst verwandte Persische, Griechische und Lateinische insofern, als Wörter aus diesen Sprachen mit deutschen in logisch-phonetischer Verwandtschaft stehen, fragen wir zuerst nach einem Verbum, welches die Sylbe Se oder Si zur Wurzel hat.

In der Wurzel se des Verbums sein, oder in si des ahd. sin haben wir den allgemeinen Begriff des demonstrativen und reflexiven d. h. des reciproken Verhältnisses zwischen dem unbekannten Objecte und dem erkennenden Subjecte gefunden. Wir haben erkannt, daß mit diesem Verhältnisse sowohl der Begriff der Beziehung, Richtung oder Hinweisung des Subjects auf das Object und umgekehrt des Objects auf das Subject gegeben ist. Dieselben logischen Elemente müssen wir auch z. B. in dem Verbum Sehen finden. Das logische Element der Wurzel se dieses Verbums ist also zunächst ein, auf einen Gegenstand sich beziehendes, sich richtendes d. h. hinweisendes oder demonstratives. Der Begriff des Sehens kann aber, wie wir ihn auffassen, in der That kein anderer sein, als der des Hinweisens, nämlich mit dem Blicke des Auges, auf einen Gegenstand, auf den der Geist gerichtet ist. Man vergleiche hierzu die Bedeutung des griech. Verbums δενδίλλω (von δέων, δείνω auch δίνω) εἰς τινά, die Augen auf einen richten und, den Augapfel seitwärts drehend, ihm einen Wink, eine Hinweisung geben. Selbst das Wort weisen ist verwandt mit videre, εἰδέναι (οἶδα). Im Persischen und Gothischen findet sich si-man, welches deutsch sehen heißt. Geht e in i über, so erscheint si in: Ge-si-cht hinweisend, wie in: sieh! Eben so in si-e demonstrativ, in si-ch aber reflexiv und reciprok. Mit der Wurzel se in sehen steht

dieselbe in mehreren andern Wörtern in logisch-phonetischer Verwandtschaft, z. B. in Se-ele, wo el stammbildend ist und das schließende e zur Nominalform des Wortes gehört. In dem Verbum Sehen haben wir als Grundbegriff eine hinweisende, demonstrative Richtung nach einem Gegenstande erkannt; in dem Nomen Seele, das ganz dieselben phonetischen Wurzel-Elemente mit Sehen hat, finden wir auch dasselbe logische Moment des Sehens nach einem Objecte hin. Die qualitative Bedeutung des Wortes Seele ist also, nach dieser Etymologie, die des innern, lebendigen Seh- und Erkenntnißvermögens. Auch in Se-ule (das nicht: Sä-ule geschrieben werden sollte) welche eine dem Zeigefinger ähnliche Form hat, finden wir das logische Element des Hinweisens mit dem des Zeigefingers verwandt; desgl. in Se-il (s. v. a. Schnur.) — Lassen wir se in si sich verändern, so treffen wir durch gegenwärtige Gedanken-Association auf die Wurzel Si in Sinn (= Sin) und sinnen, dessen Begriff, wie wir oben in Gesicht bemerkt, wieder eine Richtung des Sehens nach einem Objecte bezeichnet. Jeder Sinn hat eine hinweisende oder demonstrative Richtung; aber der innere Sinn, welcher unserer Etymologie nach, die Seele ist, ist denn doch der eigentliche Seh-Sinn. Im Persischen findet sich zwar Si, in der Bedeutung von leben, auch als Substantiv das Leben, si-an lebend und belebend, was seine logisch-organische Verwandtschaft zeigt; aber vollkommen rechtfertigt unsere Etymologie das japanesische Wort Sin, welches Seele heißt. Ob Sin mit einem oder zwei n geschrieben wird, verschlägt Nichts; heißt doch das angels. Wort Sunna s. v. a. das engl. Sun — nämlich Sonne. Im Fränkischen findet man sogar So mit gleicher Bedeutung. Den alten Deutschen bedeutet Sol Seele und Sonne, deren logisch-organische Verwandtschaft aus der nachfolgenden Etymologie von Sonne erhellen wird.

Um nach dieser kleinen Abschweifung zur weitern Betrachtung der Wurzel si zurück zu kommen, wollen wir noch anführen, daß nach der Saem. Edda Sinna gehen, fortschreiten und Si-nni Gang, Reise bedeutet, wobei wieder Bewegung und Richtung nach einem bestimmten Punkte hin erscheint. Mit dem pers. Si, Leben ist log.-org. verwandt das sanskr. Shiva, der Lebengebende, verwandt mit Zee-meno (lebend) in der Zendspr. und s. v. a. das griech. Ζεύς, äol. Δεύς, Deus. Ingleichen erscheint die Wurzel se in se-nden eigentlich nach einem bestimmten Orte hinschicken, aber in se-ngen wie im pers. se-nd und

si im pers. si-nde, dtsch. Zu-nder, ist vom Strahlen und Blitzen die Rede, ähnlich dem Strahlen und Blitzen des Auges, des lebendigen, thätigen Auges, beim Se-hen. Daher ist auch das pers. sche-nk, sol, Sonne, und sü-wan Feuer, Flamme in dieser Rücksicht mit dem deutschen se-hen und se-ngen verwandt. Eben so findet sich si im pers. si-mistan, Weisheit, eigentlich erhaltene Erkenntniß der Seele durch's Sehen, oder Ersehen, oder Einsicht. Verwandt mit s ist, wie wir oben beobachtet haben, auch sch in dem pers. Worte sche-nactan, si-nnen, kennen, wissen, verstehen, zunächst von sche-nas, Sinn abzuleiten. Auch ist s mit tsch organisch verwandt im Pers. mit tschem, Sinn, so wie mit tsche-nim s. v. a. dsche-nane, Herz und dscha-n, Gemüth, Leben, wo dsch = tsch = s ist. In dem Auge zeigt sich äußerlich das Leben, mit der Richtung oder Hinweisung nach einem sinnlichen Objecte. Indeß, das Auge sieht eigentlich nicht, sondern nur der innere Sinn, die Seele, welche der Urmenschheit nichts Anders, als das innere Auge, der allgemeine Seh- oder Erkenntniß-Sinn, das Ich war, welches sieht oder versteht, und dem das äußere Auge wie das Ohr und die übrigen s. g. Sinnes-Organe nur zum Dienste gegeben sind, die Außen- oder s. g. Sinnenwelt zu vernehmen, zu erkennen. Die eigentliche Sinnenwelt ist das Reich der Seelen oder Geister, die einander sehen, d. h. verstehen oder begreifen. Daher sagt man: „Ich sehe," nicht: mein Auge sieht, „Ich höre," nicht: mein Ohr hört, ganz richtig; denn wenn die Richtung des Auges oder Ohres nach einem vernehmbaren Gegenstande nicht auch von der Richtung des innern Sinnes, der Seele oder des Ich begleitet wird; so sieht man nicht, hört man nicht. Soll gesehen werden, so darf also der innere Sinn nicht fehlen oder zusein. Dieser Sinn muß offen sein und dieselbe Richtung wie die Organe haben. — Auch geht e von se in o über, und es erscheint im Deutschen das Pronomen so, auch so-lcher als demonstratives Moment zu dem relativen wo. Daher ist mit Sehen, Seele und sinnen, Sinn der Wurzel und den logischen Elementen nach auch wohl verwandt das Nomen subst. So-n(-n)e, angels. Su-n(-n)a, goth. So-n(-n)ô, altd. Sol, welche wie das offene, lebendige Auge beim Blicken, besonders nach einem der Seele interessanten Gegenstande, Blitze oder Strahlen sendet, welche auf die Erde gerichtet sind und sie treffen. Darum steht auch Som-(m-)er, die Zeit, wo die Sonne mit ihren Strahlen

am Meisten und Wirksamsten auf die Erde hinweiset, auf sie sendet, in einem logisch-phonetischen Verhältnisse mit Sonne, sehendes Wesen. Es sind hiernach sehen, Seele, Sinn, sinnen, so, solcher, sollen, Sonne, Sommer mit einander logisch-organisch verwandt, deren Cardinal-Begriff der Begriff des Hinweisens, der hinrichtenden Bewegung ist. Die Aehnlichkeit des lebendigen, nach einem Gegenstande hingerichteten, strahlenden Auges und der leuchtenden, strahlenden Sonne ist zu evident, als daß man vorbemerkte logische Verwandtschaft beider Objecte nicht wahrnehmen sollte, obgleich man möchte eher geneigt gewesen sein, sehen von Sonne als, umgekehrt, Sonne von sehen abzuleiten. Aus gedachtem ersten Grunde der logischen Verwandtschaft scheint die Sonne von den Dichtern das Auge des Himmels, sogar das Auge Gottes, nach letzterer Ableitung die Augen selbst Sonnen genannt worden zu sein. Auch ist bekannt, daß in der Sonne, als dem Organe, wodurch die Naturseele oder das göttliche Wesen auf die Menschen herabsieht, dieses Wesen selbst verehrt wurde. Nach einer andern unten vorkommenden etymologischen Deutung heißt Sonne, lat. und altd. Sol etc. aber auch das erzeugende Wesen, der Erzeuger, und ist mit Sohn, mhd. Su-on und engl. Sun (son) s. v. a. der Erzeugte, logisch-phonetisch verwandt. Wie mit Ze-he das pers. Wort tscheh, qualis? d. h. eigentl.: mittelst welcher Zehe gebildet? verwandt ist, so ist mit dem engl. Sun (Sohn) das pers. tschu, ähnlich, eigentlich: von ähnlicher Zehe gebildet, und das pers. tschü-n, qüi, quomodo, cur, wie, warum? eigentlich: nach welcher oder von welcher Zehe gemacht, erzeugt?, so wie das pers. Wort tschun die Qualität der Dinge d. h. welcher Zehe, welchen Bildungsmomenten oder zeugenden Wesen sie ihr Dasein verdanken, von welchen zeugenden Dingen oder Objecten sie entstanden sind, und das türk. jun Ursache, der dynamische Ursprung. Uebrigens ist das zweite n in Sin-n, wie in Son-n-e unwesentliche Verdoppelung. Auch scheinen die lat. Wörter sonus (Ton), sonare (tönen), eine logisch-organische Verwandtschaft mit Sonne und Sohn zu haben, mit: Sonne, da z. B. der Ton ähnliche Blitze für das Ohr, wie die Sonne für das Auge gibt, und mit: Sohn, da der Ton z. B. im Wiederhall eine Wiederholung oder Fortsetzung des ersten Tones ist, gerade, wie im Sohne der Vater gleichsam wiederholt ist. In den pers. Wörtern Se-min, Erde, eigentlich Gebärerinn, Er-zi-eherinn, (mittelst der Brustzehe, Zi-ze oder Zi-tze)

und Se-man, Universum, Welt, kann se nicht sowohl den objectiven Begriff einer Gebärerinn (Mutter) und Er-zi-eherinn als auch das griech. Σε-λήνη (Selene) Erzeugerinn, den subjectiven des Zeugens und Hervorbringens haben, der unten erörtert werden soll. Daher ist mit se, σε, in se-min und Σε-λήνη auch das deutsche Wort se-ugen (= sä-ugen) Jungen, Kinder (mittelst der Brust-Zehe) logisch oder qualitativ verwandt. Desgl. se-rum, der wässerige Theil der geronnenen Milch, Molke.

Geht e in a über, so ist die Wurzel Sa. Die logische Verwandtschaft der Wurzel sa mit se findet sich auch im Lateinischen, z. B. in se-o eigentl. ich (se-e, wofür später Unrecht:) sä-e (geschrieben), se-men, der Sa-men, span. se-milla, das Samen-Korn, sa-tor, der Sä-er (Se-er) oder Erzeuger, (Vater) und sa-tus, der Sohn (Gezeugte, Erzogene). Im Deutschen findet sich die Wurzel sa z. B. sa-gen und Sa-ge, das logische Element beider Wörter ist ebenfalls ein Hinweisen auf das, wovon man spricht, und die Sache ist der Gegenstand selbst, den die Seele oder der innere Sinn sieht und besagt; unten mehr von dieser Verwandlung des e in a. —

Geht i von si in u über, so tritt die Wurzel su auf, z. B. in su-chen, Su-cht, welche Wörter ebenfalls in logischer Verwandtschaft mit Sehen, als dem Richten seiner Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand hin, sehen. —

Geht s in z über, so ist die Wurzel Ze. Diese erscheint in dem deutschen Worte Ze-he, womit der Deutsche ursprünglich auch den Begriff von dem spätern Worte Finger (aus Fenger oder Fanger entstanden, oder vielmehr vom Imperf. fing [fangen] abzuleiten) und selbst jenen des membr. viril. (σά-θη) verbunden hat. Mit Zehe (lat. digitus, griech. δά-κτυλος) in der bezeichneten Bedeutung ist zunächst logisch-phonetisch verwandt das deutsche Verbum ze-hlen (später: zäh-len geschr. und gespr.); weil die Urmenschheit an den Fingern (welche, wie bemerkt, auch Zehen hießen) ab- und erzählte: daher auch Zahl und Zoll (ein Längenmaaß von der Dicke einer Zehe [oder eines Fingers]). Auch sind mit Zehe in der Bedeutung von Finger, als der Zehe der Hand, logisch-organisch verwandt die Verben ze-chen, s. v. a. Rechnung machen, ze-ihen d. h. mit der Zehe der Hand oder dem Zeigefinger auf den Schuldigen hinweisen, daher auch ze-igen, s. v. a. mit dem Finger nach einem Gegenstande weisen. Von nächster Verwandtschaft mit Zehe ist auch

das Verb. ze-ichnen, d. h. durch Malen einen Gegenstand zeigen; und Ze-ichen, lat. sig-num, span. se-na, Zeichen, Kennzeichen, das Mittel des Zeigens oder Hinweisens auf ein Object. Daher auch Zeile, s. v. a. eine gezogene, hinweisende Linie, und Zeit, die vorüber gehende, vorüber ziehende Form des Lebens. — Eben so sind bei Verwandlung des e in a, zahm und i des Verb. ziehen, (er-ziehen), in u des Nom. Zu-g logisch-organisch verwandt mit Hand-, Fuß- oder Brust-Zehe, mittelst welcher man zieht, einen Zug macht von einem Orte zum andern (geht), Kinder erzieht. Aber auch ze-ugen, Ze-ugniß geben involvirt den Begriff des Hinweisens, und be-zeugen s. v. a. versichern (nämlich mit den Handzehen); daher auch Ze-ug z. B. Seiden-Zeug (was nämlich mit den Handzehen aus Seide gezeugt, gemacht ist). Auch gehört hieher das Wort Ze-uchen (dichterisch alt) statt ziehen (nämlich mit dem Fuß gehen) z. B. der Feind zeucht heran. Ja selbst ze-ugen s. v. a. erze-ugen z. B. einen Sprößling, muß als mit Zehe logisch-organisch verwandt angenommen werden, obgleich das Verwandtschafts-Verhältniß nicht sogleich in die Augen springt, da hierbei nicht an eine Zehe der Hand oder des Fußes zu denken ist. Jedoch ist an die Mittelzehe d. i. an den s. g. digitus medius, impudicus oder infamis, wie das membrum virile auch von den Römern genannt wurde, zu denken. Nicht nur in phonetischer Hinsicht sind die Wörter zeugen, erzeugen, Erzeuger, Erzeugter wurzelmäßig verwandt mit Zehe, sondern auch logisch. Die logische Verwandtschaft des Zeugens mit Zeigen erklärt sich aus der, der Bewegung des Zeigefingers ähnlichen, Erscheinung des digiti medii bei der Zeugung, wo denn für den Urmenschen der dig. med. dem Zeigefinger ähnlich auf den zu erzeugenden Sprößling (Zôn, Sun oder nhd. Sohn) hinzeigt. Mit Sohn, ald. Zôn (s. v. a. Erzeugter) ist ebenfalls logisch-organisch verwandt das Wort Sonne (Sunne, Sunna, Sunno) hinsichtlich ihrer Zeugungs- und Lebenskraft, womit sie vorzugsweise die organische Natur erfüllt und stärkt. Sie wurde ja von den alten Aegyptern unter dem Namen Osiris als männliches, selbst die organischen Naturen erzeugendes Wesen verehrt, was die gemalten Symbole und Allegorien bezeugen, welche jene auf Fahnen bei ihren Processionen herumtrugen. Wie irrig indessen die bisherige Ansicht der Philologen war, daß die Lateiner unter dem digitus medius den unter den fünf Fingern der Hand in der Mitte sich befindenden verstanden

haben, ist zugleich aus unserer Etymologie des Wortes erzeugen klar, welche unten noch bestätigt werden soll. Im Pers. erscheint, wie im griech. σά-θη, membr. viril., zwar noch das s in sa-jiden, zeugen oder Leben geben, auch geboren werden oder Leben empfangen, aber auch als z in za-ideh, gezeugt, lebendig gemacht, und im Zend: in za-nthre, zeugen, verwandt mit ζά-ω, ζῆ-ν, leben, und mit Ζεύς s. v. a. der Zeugende, Vater, der Leben gebende, der Alles schaffende und belebende Gott; ferner wird mit ζεῦ-ξις, connexio, conjunctio zum Zwecke der Zeugung; so mit ζεῦ-γος, conjugium, ein Paar z. B. Tauben, daher auch Ehepaar von ζευ-γνύναι, jungere, conjungere, und ζευ-γνύσθαι sich paaren. Desgleichen ist verwandt ζέ-εω, fervere et bullire e. gr. semen in conjunctione sive concubitu. Nicht minder verwandt sind ζεῦ-γμα, Zusammenjochung, Verbindung, ζευ-γίτης, gepaart, verehelicht (von ζεῦ-γος) und ζεύ-κτειρα, die Gebärerinn (Venus), eben so ζευ-κτός, verehelicht. Mit ζέ-ω und Ζεύς ist verwandt das dor. σέ-ω (= θέ-ω) ich laufe, mache Bewegungen mit den Zehen (oder Füßen), daher σε-ίω ich bewege, und σε-ύω ich bewege oder erschüttere mit den Zehen der Hände oder Füße. Ferner ist mit ζέω, σέω, σε-ύω auch verwandt θεύω, θύω (σύ-ω), ferveo et macto, und sofort auch σῦ-ς, su-s, das befleckend, besudelnde Thier, Schwein, wo ζ mit θ wechselt, wie in θεός statt Ζεύς θ für ζ steht. Mit Zehe, in der Bedeutung von Handzehe, Fußzehe und Mittelzehe (dig. med.) sind auch verwandt ζυ-γός, ζυ-γὸν und ζεῦ-γος, Querholz, Querband, überhaupt jeder Gegenstand, durch welchen zwei Körper, zunächst thierische, äußerlich und innerlich verbunden werden. ꝛc. ꝛc. —

Main. (Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Dr. A. Schmitt.

Aesthetische Erläuterungen zu einer Reihe von Gedichten aus Echtermeyers Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen.

1. Der Tod des Carus, von Platen.

Noch einmal nach wiederholter schmählicher Demüthigung leuchtet der Stern der weltbeherrschenden Roma glänzend auf. Siege, welche an die alte Heldengröße Rom's erinnern, sind von Aurelian und Probus erfochten über Zenobia und über die germanischen andringenden Völkerschaften: ein neuer heldenmüthiger Kaiser Carus wird auch die letzte noch ungesühnte Schmach tilgen; die Rache an den Persern gilt jedem im Heere, über welches die alte stolze Siegeszuversicht gekommen, für gewiß und unzweifelhaft. Da auf einmal wird der Kaiser vom Blitz erschlagen, und mit diesem Einen Schlage ist alle jene freudige Hoffnung niedergeschmettert: die Götter haben selbst gerichtet; der Untergang Rom's ist unzweifelhaft entschieden.

Also der welthistorische Moment, wo der Kern des Römervolkes sich und sein Vaterland verzweifelnd selber aufgibt; der Untergang des Einen Mannes als den Untergang Rom's selbst: das ist das großartige Thema dieses Gedichtes voll großartigen Schwunges. Kräftig ausgeprägt die verschiedenen Situationen und Empfindungen: breit, meisterhaft, stolz, prachtvoll, und doch in seinem fallenden Gange von einer Empfindung des Schmerzes und der Klage leise durchzogen das Metrum, um die weiche, unbetonte Endsylbe des vollständigen trochäischen Achtfüßlers *) kürzer, wie es der Darstellung des schicksalsschwangern Momentes geziemt:

*) So im Deutschen. Die Griechen nannten den Vers bekanntlich, nach gepaarten Füßen ihn messend, den gekürzten trochäischen Tetrameter.

ganz das aus der griechischen Tragödie uns wohlbekannte Metrum mit Recht, denn die Tragödie, deren Held Rom war, ist zu Ende; seine ganze übrige Geschichte ist nur noch Todeszuckung und Verwesung, denen die Poesie sich fern hält *).

*) Dagegen sprechen nicht die jeweiligen spätern Erfolge der römischen Waffen: sie sind eben nur vorübergehend und, was noch wichtiger, der alte Römergeist ist nicht mehr darin. Mit Diocletian, schon vor Constantin und vor der Verlegung des Kaisersitzes nach Constantinopel, beginnt bereits der Byzantinismus, der Orientalismus im schlechtesten Sinne dieses Wortes; denn was der Orient Heilendes und Erneuendes gebracht, das größte Geschenk der Weltgeschichte, das Christenthum, wurde von der entarteten Römerwelt nur äußerlich aufgenommen, und konnte also nur zur völligen Austilgung des alten heidnisch=großen Sinnes, nicht zur Erweckung eines neuen, größern wirken. — Nur auf Julian und Theodosius den Großen könnte sich berufen, wer den Dichter tadeln wollte, daß er dem Tode des Carus eine zu hohe Bedeutung beigelegt habe. Allein Theodosius, um von diesem zuerst zu sprechen, so ausgezeichnet er war, ist doch schon kein rechter Römer mehr, ist schon — wenigstens ein halber Byzantiner, und gibt auch Rom in der Theilung unter seine beiden Söhne, wenn gleich er damit keine Zerreißung des Reichs beabsichtigte, in der That doch auf. Julian aber, bei aller seiner subjectiven Geistes= und Charactergröße ein verblendeter Reactionär, ist auch nur scheinbar ein alter Römer. Byzantinischen Schlags ist er freilich nicht, aber berauscht vom Geiste des spätern Hellenismus, ein Halbgrieche. Zu einem Drama allerdings gäbe er einen höchst bedeutsamen Stoff ab, immer aber würde dies nur äußerlich der Sphäre des alten Rom, in Wahrheit aber einer über dasselbe schon hinausliegenden (Untergang des Heidenthums) angehören. — Man könnte etwa noch einwenden, daß ja gerade Julian, indem auch er einen Perserzug unternimmt, und gleichfalls ein Opfer desselben wird, eine doppelte Aehnlichkeit mit Carus darböte — allein diese Aehnlichkeit ist nur eine äußerliche. Julians Heereszug war ein phatastisch=genialer Alexanderzug, nicht, wie der des Carus, eine praktisch motivirte Ehrensache römischer Nation. Auch sein Ende, wenn gleich Beweis seines Muthes und seiner Tapferkeit, (er wird tödlich verwundet, indem er ohne Rüstung flüchtigen feindlichen Haufen nachsetzt,) trägt den Character subjectiver Phantastik, welche seinem ganzen Leben eigen gewesen. Ganz anders der Tod des Carus, wie ihn der Dichter darstellt, der mit wenigstens poetischem Recht andere Berichte, welche ihn an einer Krankheit oder durch heimlichen Mord sterben lassen, verworfen hat: ein Blitz von dem Gotte, der vom Capitole herab gebietend so lange des Römervolkes Hort gewesen, — das war die dem Geiste des Römervolkes und darum diesem Stoffe gemäße, die symbolische, aber die im ächten poetischen Sinne gehaltene symbolische Fassung des tragischen Momentes.

2. Das Grab des Busento, von Platen.

Unter den Völkern, welche der Weltherrscherin den Untergang bereiteten, war das edelste, nicht das glücklichste, das der Gothen. Den einen Hauptzweig derselben, die Westgothen, führt uns das vorliegende Gedicht vor, nicht zwar in einem welthistorisch entscheidenden *), wohl aber in einem bedeutenden, für Sinn und Geist des Volkes characteristischen Momente. — Bis tief in das feindliche Land hinein **) hat sie ihr kühner jugendlicher König Alerich geführt: da stirbt er, — für seine großen Pläne, so Großes er schon gethan, allzufrüh, und noch seinem Grabe droht im fremden Lande, wenn sein wanderndes Volk es wird verlassen haben, durch die Habsucht der entarteten Römer, die den Muth, der ihnen gegen den Lebenden gefehlt, gegen den Todten haben würden, Plünderung und in dieser dem Todten selbst Schmach und Entehrung. Davor ihn zu sichern, bereiten ihm die Seinen ein unzugängliches Grab in dem zu diesem Ende erst abzuleitenden, dann wieder in sein altes Bett zurückzuleitenden Flusse Busento ***).

---

*) Sofern der Tod Alerich's eine Beschränkung in der Ausführung seiner Pläne zur Folge hat, ist er allerdings auch historisch wichtig, aber immer nicht welthistorisch entscheidend zu nennen.

**) Ich sage absichtlich nicht: „bis an die äußerste Spitze Unteritaliens," um auch den bloßen Schein zu vermeiden, a s ob ich die Kenntniß dieser Notiz für das poetische Verständniß als nothwendig ansähe. Der Dichter läßt ihn „fern der Heimath" und im erobernd durchzogenen Römerlande (sonst wäre keine Versehrung des Grabes zu besorgen) sterben, und damit ist man eigentlich für das poetische Verständniß schon hinreichend orientirt. Allerdings liegt noch eine nähere Localisirung in der Nennung von Consenza und des Busento, und so wird, wer das Gedicht in allen Beziehungen zu erklären unternimmt, nicht unterlassen diesen die Lage jener Stadt und dieses Flusses anzugeben, und allenfalls auf der Charte nachsehen zu lassen: aber für das poetische Verständniß hätte dies nur dann Bedeutung, wenn der Dichter den fernen Norden und diese der Südspitze Italiens nahe Gegend schärfer hätte contrastiren, und den Gedanken: ein Volk des Nordens tief im Süden Europa's! hätte wecken wollen.

***) Es wird berichtet, daß die Gothen zu der Arbeit des Flußabgrabens Gefangene benutzt, und diese sodann, damit sie die Stelle nicht verrathen konnten, getödtet. Offenbar that der Dichter wohl, diese Barbarei so großartig und characteristisch sie ist, abzustreifen, d. h. zu idealisiren.

So höhnen die Sieger noch beim Weggange die Ohnmacht der Besiegten, und befriedigen ihre Liebe zu ihres Volkes bestem Todten, indem sie zugleich dem heroischen Schwunge ihrer Seele eine unvergängliche Erinnerung stiften. —

Das Andenken an diese merkwürdige Kraftäußerung der Liebe eines großgesinnten Volkes zu seinem abgeschiedenen Führer hat ohne Zweifel nachdem der Dichter an der Stätte selbst gestanden, in ihm dies Gedicht geschaffen, gewiß eins der schönsten des hochgesinnten Sängers. Wie voll, ganz und wahr ist die Empfindung, und doch wie wenig ist dadurch die Anschaulichkeit, wie nur zu oft bei ungeübtern Dichtern der Fall ist, beeinträchtigt! Und wie entspricht das breit hinwallende Metrum dem Stolze des tapfern, selbstbewußten Volkes, und wiederum das fallende elegische Maaß seiner Trauer! Wie glücklich ist dabei der Griff, daß der letzte Trochäus voll ausklingt, nicht gekürzt ist, wie im vorigen Gedichte: so werden die Reime in aller ihrer Fülle doch weiblich klagend, während der Trochäus, seiner Kürze beraubt, der Reim, mit männlicher Kraft am Schlusse aufschlagend, den Character des Gedichtes wesentlich, und zwar zu dessen Nachtheile, ändern würde: jetzt ist es zugleich von stolzem Selbstgefühl und — noch in höherem, durch dieses noch gehobenem Grade, — von ergreifender Wehmuth durchhaucht.

Kaum der Bemerkung wird es bedürfen, daß auch die geringe Ausdehnung des Gedichtes die Wirkung erhöht: „der Tod des Carus" (noch einmal so lang) forderte ein mächtiger sich entfaltendes Pathos. — Zu gedenken ist nur der schönen Einleitung und des entsprechenden Abschlusses. Noch jetzt, (und daher, nicht vom todten Pergament, hat der Dichter die Kunde, denn das entsiegelte Auge des Dichters sieht heller, sein Ohr hört leiser als das der andern mühseligen Sterblichen,) noch jetzt tönen in schwächerem Nachklange die Grabgesänge, denen aus den mitfühlenden Wellen Antwort schallt: die Wirbel und die hohen Stromgewässer deuten leise noch jetzt auf die Stätte des Heldenmales hin, und auf- und abziehen in nächtlicher Stille die Schaaren der klagenden Tapfern. Aber nicht an diese Stelle sollen jene Trauer- und Lobgesänge gebannt sein: ein so großer Verlust, eine so großartig sich äußernde Trauer ist werth, daß die Sympathie der Busentowellen sie von Meer zu Meere tragen zum unvergänglichen Zeugniß der Liebe eines Heldenvolkes zu seinem todten Heldenkönig.

8. Bertran de Born, von Uhland.

So gewaltiger Zauber liegt in dem Göttergeschenke der Poesie, daß, selbst wo der damit Begnadigte sich noch nicht zu einem lauteren Organe derselben gereinigt hat, wo sie noch im Dienste selbstisch kühner und trotzig stolzer Kraft auftritt, sie dennoch mit dämonischer Macht das Gemüth der Hörer zu bestricken vermag. Das ist die Wahrheit, die uns zunächst aus dem genannten Gedicht entgegenleuchtet.

Der schlachtenlustige, in stolzem Selbstgefühl gegen jedes Abhängigkeitsverhältniß sich auflehnende Troubadour Bertran de Born hat mit Einem Liede ganze Landschaften gegen ihren Gebieter aufgewiegelt, ja die eigenen Kinder des Königs hat er gegen diesen auf seine Seite herübergezogen, und so selbst deren Sinn sich unterworfen, über welche dem König als Vater die Macht am gewissesten und zweifellosesten verbürgt erscheinen mochte. Denn der Tochter des Königs, als sie, eines Herzogs Braut, weit über den Sänger, ihren frühern Geliebten, in eine seinem Liede unerreichbare Stellung hinausgerückt scheinen mußte, — dieser hat er durch sein Lied den tiefsten Schmerz über das verlorne Liebesglück in der Brust aufgeregt, und das Herz, das gehorsam dem väterlichen Willen einem Fürsten sich zugeneigt, wenn auch ohne äußern Erfolg, doch im Stillen wieder zu sich umgewendet; und wenn beim weiblichen Gemüthe diese Auflehnung der innerlichen Gesinnung schon für einen Abfall vom Vater gelten muß, so hat derselbe mit dämonischer Gewalt ausgerüstete Mann den besten Sohn des Königs nicht nur in seiner Gesinnung dem Vater abwendig gemacht, sondern — wie denn beim Manne die verwerfliche Gesinnung auch eher in der frevelhaften That sich ihren Ausdruck geben wird, — durch zornige Schlachtgesänge hat er diesen Sohn sogar nach geschlossenem Frieden zum offenen Aufruhr gegen den Vater entflammt, und so einen Krieg entzündet, von welchem der Unbändige sich zugleich die Befriedigung seiner Thatenlust und seines Unabhängigkeitssinnes verspricht.

Aber in diesem dämonischen Zauber des Gesanges, durch welchen er, der länderarme Burgherr und zum Dienst bestimmte Vasall, sich mächtiger als sein Lehnsherr erwiesen, — in ihm tritt doch nicht die reine und nicht die volle Macht der Poesie hervor. Die Kinder des Königs vermochte Bertran zu bethören; den König selbst, der mit gleicher Characterkraft und mit dem

Bewußtsein seines Rechtes ihm gegenübersteht, — den konnte er auf diese Weise nicht bezwingen, vielmehr nur zu erbitterterem Hasse, zu entschlossnerer Gegenwehr entflammen. Und bittere Frucht hat dem Sänger die Verführung des Königssohnes getragen; denn nicht genug, daß dieser sein Freund gleich im Beginn des Streites einen frühen Tod gefunden, auch Bertran selbst ist im Kampfe unterlegen: sein festes, auf schroffen Felsen trotzendes Schloß ist erobert, gebrochen und von rächerischen Flammen verzehrt, und er, der Burgherr selbst, steht gefesselt vor des Königs Zelte, preisgegeben der Gewalt des erzürnten Gebieters und Vaters, der nun am Genusse seiner Macht sich weidet gegenüber dem Vermessenen, der sich gerühmt, daß ihm nie mehr als die Hälfte seines Geistes (Königsmuth oder Dichterkraft) gegen den König nöthig sei. Aber dem Hohne beugt sich am wenigsten der starre Mann: wehrlos fordert er doch noch den Zorn des Mächtigen heraus, indem er stolz sich zu dem bekennt, was ihm jener vorgeworfen, ja in breiterer Aufzählung die Macht noch feiert, welche er gegen ihn besessen und geübt. Weiß er doch, daß nicht die Waffengewalt des Königs, sondern das Bewußtsein des gestifteten Unheils seine Kraft gebrochen, und ihn wehrlos den Händen seines Feindes überantwortet hat! Seine Schuld ist es, daß der Sohn des Königs, sein Freund, im Kampfe gegen den Vater und gequält von dessen Fluche gestorben; die Hand, welche reuevoll der Sohn in dem Momente des Todes dem Vater Verzeihung flehend hätte reichen mögen, hat er, da dies versagt war, ihm, dem Freunde, gedrückt und dieser bedeutungsschwere Händedruck des unter dem Vaterfluche sterbenden Freundes hat den selbstsüchtig Unbändigen zur Besinnung gebracht, und seine ganze Kraft — mit der Heldenkraft auch die Dichterkraft, welche ihm wohl noch neue Verbündete hätte schaffen können, — untergraben und gebrochen. Zwar den Kampf sogleich aufgegeben hat selbst der Schwergetroffne nicht: von der Gewohnheit trotzigen Widerstrebens abzulassen hat er nicht vermocht, — wäre ihm doch Unterwerfung wohl gar als Feigheit gemißdeutet worden! — aber eben so wenig zum wahren Gegenkampfe mehr den Muth und die Entschlossenheit in sich gefühlt. So ist er unterlegen, — nicht der physischen Macht des Königs, sondern der durch die Liebe zum unversöhnt hingestorbenen Freunde vermittelten innern, sittlichen Macht des Gefühls seiner Schuld.

Dieses Gefühl ist es, welches ihm nur noch zu einem Trauerliede sich aufzuraffen gestattet hat, und dieses Gefühl ist es auch,

welches mit der ganzen Stärke männlich an sich haltender und doch zugleich frei strömender Beredtsamkeit sich aussprechend, unerwartet und unbeabsichtigt dem Geschicke des Sängers eine neue Wendung gibt. Verzeihung und Straflosigkeit, die er ja von dem Schwerbeleidigten gar nicht hätte erwarten dürfen, ist er so wenig bedacht gewesen sich zu erbitten, daß noch der Schluß seiner Rede, in welchem er dem König alles Verdienst des Sieges abspricht, jeden Verdacht niedrigen Erbangens vor den äußern Folgen seiner Vergehung unmöglich macht. Aber durch all diesen Stolz, den er der äußern Gewalt gegenüber behauptet, ist doch der tiefste Seelenschmerz um den Freund hindurch erklungen, um den Freund, der wortlos seine Schuld gestraft, der mit einer und derselben bedeutsamen Handlung seinem Verführer verziehen und ihm die heilige, aber scheinbar nicht zu erfüllende Verpflichtung, selbst dem Todten noch die Verzeihung des Vaters zu gewinnen, als ein letztes Vermächtniß auferlegt. Und dieser Seelenschmerz, in ergreifender Schlichtheit sich darlegend, erficht dem Sänger einen neuen Sieg, — den schwersten von allen: absichtslos erreicht er, was keine Absicht und Berechnung erreicht hätte, die Verzeihung des Königs, nicht blos für sich, (so hätte sie ihm ja auch nicht genügen können,) sondern — damit nichts Unausgeglichenes zurückbleibe, — noch über das Grab hinaus auch für den Todten. —

So entläßt uns das Gedicht *) mit einem tief tragischen Eindruck, mit dem demüthigenden zugleich erhebenden Gedanken an die göttliche Ordnung der Dinge, wonach selbst schwere Verschuldung und tiefes Leiden noch gesühnt und aufgehoben werden kann, (in dem höhern Sinne der Verklärung) selbst da, wo eine äußere Wiederherstellung nicht mehr möglich ist, wo eine offen bleibende Wunde mit ernster Mahnung fort und fort an die Schwäche menschlicher Stärke, und an die Endlichkeit aller menschlichen Größe und Hoheit erinnert. —

Wir haben gesehen, was es war, das die Verwickelung herbeigeführt: die Macht der Poesie trat uns gleich anfänglich, aber als dämonische Macht entgegen. Aber woher die Lösung? Fließt sie aus einer andern Quelle als die Verwickelung? oder ist es

*) Aehnlich in Romeo und Julie. Freilich ist dort die Vertheilung der Schuld auf die beiden gegenüberstehenden Familien eine andere: doch ist auch hier der andere Theil, der König, nicht ganz frei von Schuld zu denken; denn einen Character wie Bertran früher für sich zu gewinnen, wäre für ihn ohne Zweifel ein würdiges Ziel des Strebens gewesen.

nicht vielmehr gleichfalls die Macht der Poesie, welche jetzt die von ihr gestiftete Verwickelung löst, die von ihr geschlagene Wunde heilt, und gerade in dieser segensreichen Wirkung sich erst in ihrer ganzen Fülle und Reinheit kund gibt?

Zwar diese Ansicht kann befremden. Nicht doch, die Liebe des Gefangenen zu dem Freunde, diese allein kann man sagen, ist es, welche das Herz des Königs rührt. Was soll denn zur psychologischen Erklärung hier wieder die Macht der Poesie herangezogen werden, die doch wahrlich in dem hier vorgeführten Kreise von Thaten und Geschichten unzweideutig genug sich als Verderben bringend erwiesen hat? Ja, wenn der König das Trauerlied, wozu der Sänger nach des Freundes Tode einzig noch sich aufgerafft, wenn er dieses vernommen hätte, dann könnte der Poesie jener Sieg zugeschrieben werden, der hier vielmehr der sittlichen Empfindung der Liebe zuzusprechen ist, in welcher, so feindlich sie sich sonst gegenüber stehen, Sänger und König sich begegnen.

Was wäre wohl auf diesen Einwurf zu erwiedern? Dieses, daß er gegründet und doch ungegründet ist. Freilich, ein eigentliches Lied ist das nicht, was der König vernommen hat; freilich, die Saiten hat der Gefesselte nicht rühren können, und nicht hat er, wie früher seine bethörenden Liebeslieder und zornigen Schlachtgesänge, so jetzt ein reuiges Trauer- und Versöhnungslied gesungen. Aber ist denn das nicht Poesie, was mit der Kraft und Beseeltheit des tiefsten Schmerzens sich aus dem ergriffenen Innern eines Dichtergemüthes losringt? Und hat sich also in dieser Seelenerschütterung, von wannen ja alle Lyrik stammt, nicht der ursprünglich Dichtergeist geoffenbart? — Doch der Schöpfer des Gedichtes, könnte man wieder entgegnen, gibt uns ja selbst den Aufschluß, daß es die Liebe des Sängers zum Todten ist, welche das Herz des Königs zur Verzeihung stimmt, indem er diesen dem Gefesselten die Hand mit den Worten reichen läßt: „Nimm die Hand du Freund des Todten!" — Aber woher und wie wird diese Liebe dem Könige klar, und wie wird die ursprüngliche Liebe des schwerbeleidigten Vaters gegen den schuldvollen Sohn unwiederstehlich wieder geweckt? Doch wohl durch nichts anderes, als dadurch, daß der seit jenem Unglückstage in Haft liegende Dichtergeist, der nur noch eines Trauerliedes fähig gewesen, (dessen bloße Erwähnung überdies schon zur Versöhnung mitwirkt,) jetzt wieder aus den Worten des Gefangenen, um so mächtiger, je weniger dieser selbst davon weiß, geredet hat? Ist nicht, was er gesprochen, unwillkührlich zu einem zweiten Trauerliede gewor-

den, wenn auch ohne die Form eines solchen? — Allerdings, der alte Dichtergeist, der nur Unfrieden zu stiften vermochte, ist es nicht mehr, welcher diesen wunderbaren Umschwung herbeigeführt, vielmehr ist er jetzt gereinigt und mit der sittlichen Substanz geeinigt, welche in dem Gefangenen, nachdem dessen selbstisches Ich gebrochen ist, rein und mächtig waltet: aber ist diese sittliche Substanz nicht selbst der eigentlichste und wahrste Lebensgeist der Poesie, welcher in deren Gebilden nur die schöne Gestalt und Form gewinnt, die dem schönen Innern entspricht? Doch wen alles dies nicht überzeugen könnte, wer mit der vorgefaßten Meinung, daß die neuern Ausleger es lieben, vorgefaßte Meinungen in Gedichte hineinzulegen, alle diese Betrachtungen nur für künstliche, dem Schöpfer des Gedichtes fremde und fernliegende Gedankengespinnste halten wollte, der wäre ja glücklicher Weise an den Dichter selbst zu verweisen, welcher den König sich selbst in Eine Reihe mit dem Sohne und der Tochter, die des Sängers Macht empfunden haben, stellen läßt:

„Meinen Sohn hast du verführt;
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt."

und überdies zu den darauf folgenden Worten:

„Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die verzeihend ihm gebührt."

dem Könige noch die Schlußzeilen in den Mund legt:

„Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt."

Verstehe man nun recht, was vernünftiger Weise allein heißen kann, wenn man von Macht und Gewalt der Poesie spricht. Nicht die Verführung durch eine dem Inhalte gleichgültige Fertigkeit kann darunter gemeint sein, sondern die Gewalt, welche die steigernde Behandlung eines ächt menschlichen Pathos (Seelengehaltes) über die Menschenseele übt, und eben dadurch übt, daß sie die Seele, welche bei gleichförmiger Formirung desselben Inhalts nach einer Menge anderweitiger, theils abziehender, theils sogar entgegenwirkender Einflüsse und Motive offen bleibt, durch den Zauber der Form von allen diesen andern Einflüssen isolirt, und dem durch die Form verklärten Gehalte gleichsam die Pforten eröffnet, durch welche er seinen siegreichen Einzug in die Seele halten kann. Allerdings kömmt es wesentlich auf den Gehalt an, aber gleichgültig ist doch auch die Form nicht, mit welcher derselbe

sich bekleidet. Gewiß würden auch die frühern Wirkungen Bertran's unmöglich gewesen sein, wenn er nicht in dem Pathos einer keine conventionellen Schranken kennenden und anerkennenden Liebe, wie in dem Stolze einer freien, kühnen, hochstrebenden Männerseele einen an sich nicht unberechtigten, im Conflikte freilich mit der höhern Kindespflicht unberechtigten Gehalt zur Grundlage und zum Hebel gehabt hätte, aber er würde jene Wirkungen auch nicht geübt haben, wenn jenes doppelte Pathos des Gehaltes nicht in Bund getreten wäre mit einem unwiderstehlichen Pathos der Form.

Und so wird wohl kein Widerspruch mehr zu befürchten sein, wenn ich die gegebene Entwickelung abschließend so zusammenfasse: Dämonisch waltend hat die Macht der Poesie, an das noch selbstische Wesen des Dichters gebunden, Unfrieden und Krieg bis zum Tode unter den Lebenden gestiftet, welche durch Liebe eng an einander geknüpft sich hätten fühlen sollen, aber auch rächend Unglück und innere Entzweiung dem gebracht, welcher jene hohe Gabe im Dienste selbstischer Gesinnung verwendet; mit Himmelsgewalt stiftet derselbe Geist der Poesie, in dem von Selbstsucht gereinigten Wesen des Gefangenen ohne sein Wissen und Wollen frei wirkend, Frieden und Versöhnung der Lebenden unter einander und mit dem Todten. Oder kürzer: Wir bewundern in dem großartigen Gedichte eine ergreifende Darstellung der Macht, welche die Poesie in ihrer Getrenntheit von der sittlichen Substanz und der unendlich höhern Macht, welche sie in ihrer Verbindung und Einheit mit der sittlichen Substanz auf das Menschenherz ausübt *). — —

Bis jetzt ist zwar der blos äußerliche, dem Dichter erst zur Verarbeitung vorliegende Stoff, aber doch an dem Gedichte nur die stoffliche Seite betrachtet worden, wenn anders es erlaubt ist, unter diesem Namen auch den Gehalt mit zu begreifen, welchen der Dichter in jenem Stoffe erkannt und so wirksam zur vollen und unverkümmerten Erscheinung herausgestaltet hat. Aber von dieser Gestaltung selbst, von der idealen Form des substantiellen Gehaltes (des idealen Stoffes,) ist bis jetzt nur mittelbar und so weit dieselbe von dem factischen

*) Ich erlaube mir, was diese Nothwendigkeit betrifft, zur Feststellung der Idee eines Dichterwerkes zwei Bestimmungen (so jedoch, daß die eine davon vorherrscht,) zusammenzufassen, auf die Entwickelung in meiner Schrift über Shakspeare's Macbeth S. 65—67 mich zu beziehn.

Inhalte und von dem ethischen Gehalte sich nicht abtrennen läßt, die Rede gewesen. Nunmehr auch noch diese Seite ausdrücklich ins Auge zu fassen bin ich hier um so mehr verpflichtet, je höher ich oben den Werth der poetischen Form angeschlagen. Dabei läßt sich das Gedicht entweder als gewordenes, wie es da vorliegt, oder als werdendes, d. h. nach seinem Verhältniß zu dem rohen, vom Dichter erst verarbeiteten und gestalteten Stoffe betrachten. Ich schlage zuerst den nächsten Weg ein.

Ein sehr achtungswerther Beurtheiler (Götzinger in seinem höchst verdienstlichen Werke: Deutsche Dichter, 1. Th. 2. Aufl. 1844, S. 527 und 531) bemerkt zu diesem Gedichte erst im Allgemeinen: „Wenn die frühesten Balladen Uhland's oft einen düstern Character tragen, die darauf folgenden alle ein heiteres Colorit aufweisen: so zeigen nun die spätern fast ohne Ausnahme einen feierlichen, gemessnen Ernst. Von dem frühern Streben nach Volksmäßigkeit ist nichts geblieben als Einfachheit und Gedrängtheit des Ausdrucks; dagegen finden wir nun keine Bearbeitungen der Sage mehr blos als solche; der Dichter legt überall eine Grundidee hinein und nähert sich in dieser Hinsicht Schillern, aber blos in dieser Hinsicht." Sodann, nachdem er „die nöthigen Nachrichten über Bertran de Born" mitgetheilt, gibt G. über das vorliegende Gedicht im Besondern folgendes Urtheil ab: „Bertran de Born gehört nicht nur zu Uhland's vortrefflichsten Balladen, sondern überhaupt zu den vollendetsten, die wir in deutscher Sprache besitzen. Die große Gewalt, welche Bertran laut der Geschichte als Dichter und vermöge seiner Persönlichkeit über die Herzen der Menschen ausübte, tritt hell und kräftig hervor. Hierzu trägt nicht nur die gewohnte feste Zeichnung bei, sondern auch die künstlerische Anordnung, wodurch lange Zeiträume in einen Augenblick zusammengeschmolzen werden. Der sprachliche Ausdruck ist spiegelhell, einfach, würdig, nie auf derbe augenblickliche Wirkung ausgehend. Auch der Strophenbau ist beachtenswerth. Eigentlich besteht die Strophe aus vier trochäischen Langzeilen von acht Füßen, und alle vier Zeilen haben nur einen Reim."

Ich stimme in das Lob des Gedichts von ganzer Seele ein, und habe auch gegen die Begründung desselben nicht eben etwas einzuwenden, halte es jedoch um des hohen Werthes der Dichtung willen nicht für unangemessen, auch in Bezug auf die Form dieses Urtheil etwas näher zu motiviren, womit sich eine

theils directe, theils indirecte Kritik von Götzinger's Urtheil und dessen Fassung verbinden wird.

Zunächst mag es befremden, daß G., der doch hervorhebt, daß Uhland in seine spätern Balladen eine Grundidee hineinlege, diese nicht einmal angibt, geschweige denn entwickelt; denn die Anfangszeilen der angeführten Stelle sprechen keine Idee, die nothwendig ein wesentlich Allgemeines des Menschengeistes sein muß, aus, sondern deuten höchstens ganz von ferne und sehr indirect darauf hin. — Ganz gegründet ist das Lob der festen Zeichnung, wie der künstlerischen Anordnung.

Diese letztere, bei der ich zunächst etwas verweile, trägt allerdings wesentlich zur Schönheit des Gedichtes bei. Es beginnt nämlich im drohendsten Momente, und gerade dadurch unmittelbar vor dem glücklichen Ausgange. Die reiche Fülle vorausliegender, die gegenwärtige Lage motivirender Thatsachen ist nicht in ihrer chronologischen Folge vorausgeschickt, sondern den feindlich Gegenüberstehenden in den Mund gelegt, und so in die Mitte des Ganzen hereingehoben. Dieser verschränkte Bau steigert die Spannung und die Plastik in der Zeichnung der beiden Hauptfiguren. Denkt man sich dagegen das Vorausgegangene auch vorausgestellt, so stimmt sich, trotz dem daß die Sachlage ganz dieselbe bleibt, die Theilnahme doch sogleich zu der löslich epischeren herab. Dies hätte nun am Ende an sich weniger zu sagen, da ein dramatischer Character doch schwerlich der Ballade so wesentlich sein dürfte, als nach manchen Stellen seines Buches Götzinger meint. Hier aber verlöre allerdings das Gedicht, weil dann die Idee nicht mit der gerade ihr zukommenden Macht und Energie sich geltend machen würde. Denn wenn nicht Wiederholungen eintreten sollten, so wären dem König und Sänger auch wenig Worte angewiesen, bei denen nicht nur die Energie ihres Wesens minder hervortreten würde, sondern auch die Umstimmung des Königs, welche ja durch die ihm fühlbar werdende Macht von Bertran's Dichtergeiste herbeigeführt wird, an Begreiflichkeit und Wahrheit verlieren müßte.

Die Zeichnung steht im engen Zusammenhange mit dem sprachlichen Ausdruck, als dem Mittel, worin der Dichter darstellt. Sie ist fest und charactervoll, ohne auch nur in Einem Zuge grell und übertrieben zu werden. Von den Personen sind die beiden sprechend eingeführten gedrungene Gestalten, wahre Männerseelen, in denen eben deshalb die Empfindung ihrer gegenwärtigen Lage und Stellung, wie der Vergangenheit, zu ihrem vollen, aber

ebenfalls gedrungenen Ausdruck kömmt. Dieser Character der Gedrungenheit geht selbst in den Mittelstrophen bei aller erst stolzen, dann wehmüthigen Darlegung der Vergangenheit nicht verloren, wenn er sich darin auch modificirt. Mag man die Behandlung in diesem Theile Entfaltung nennen im Gegensatz zu den übrigen Parthieen, immer ist es doch nur relativ Entfaltung; Entfaltung nicht in epischem Tone, sondern in lyrischem, wenn auch die Zeichnung der Vergangenheit so gründlich ist, daß das Gedicht an bedeutenden Zügen zur Characteristik jener Periode des Mittelalters gar reich ist, (selbst der Spielmann, dem das Lied als Boten anvertraut worden, fehlt nicht,) so ist doch Alles kurz und bündig zusammengefaßt. Durchaus empfindet man aus der markigen Sprache des Ganzen, daß König wie Sänger (letzterer tritt natürlich noch mehr hervor,). Naturen sind, deren Reden mehr als bloße Reden, und selbst nur eine Aeußerung inwohnender Thatkraft sind: durch das Wort blickt noch die natürliche Sprödigkeit und Starrheit dieser Naturen hindurch, die um so ergreifender wirkt, je weniger sie bei strengeren Schicksalsproben den ursprünglichen Zug zu einer nur um so trotzigern, krampfhaftern Zusammenziehung in sich selbst behauptet. Die Kruste, welche das edle Mark der Seele umschließt, sie springt, und um so mächtigeren Eindruck macht die erst allmählich zu Tage kommende Weichheit und Zartheit der Empfindung. Oder noch richtiger, (in der That, man kann sich nicht ersättigen in dem Kreise des köstlichen Gedichts!) das schon anfänglich zu Tage liegende, aber noch ganz sprödgediegne, zum Theil schlackenhafte Metall kommt durch das Feuer schwerer Schicksale in Fluß und zu seiner Läuterung. — Und wie schön contrastiren damit die unselbstständigen und doch so anziehenden beiden Königskinder! Und wie harmonirt auch deren Zeichnung mit dem Geiste und der Haltung des Ganzen, diesem inhaltsschweren, nachdrücklichen Ernste, welcher alles bloße Beiwerk ausschließt. Mit Einem Striche steht die unglücklich Liebende in ihrem ganzen Seelenschmerze vor uns, und auch die Figur des Sohnes, wenn auch natülich ihr mehr Raum gegönnt ist, ist doch nicht etwa ausgemalt, sondern nur in mehrfacher Situation scharf und sicher umrissen. — Dasselbe, was von der Darstellung der Personen und Situationen, gilt von der Zeichnung der Localitäten. Auch hier wenige, aber durchaus wirksame Mittel. Vier Zeilen, und die ganze Grundsituation ist mit ihrer Localität uns vollkommen klar zur Anschauung gebracht und unverlierbar fest eingeprägt: kein Wort, das nicht gehaltvoll wäre

und die Phantasie zur Erzeugung und Festhaltung des Bildes bestimmte und nöthigte *).

Dem bisher über die Sprache schon Gesagten wäre nur etwa noch beizufügen, daß der tiefe, schwere Ernst so wenig, als der so eng zusammengehaltne Reichthum an Anschauungen irgendwo zur Undeutlichkeit geführt hat, vielmehr Alles trotz des theils grollend finstern, theils schwermüthig düstern Colorits ganz wohl erkennbar wird, und daß die Prägnanz frei von Geschränktheit und Gesuchtheit, die mächtig ausschreitende Fortbewegung frei von aller sich überstürzenden Hast, wie von springender Heftigkeit ist.

Endlich stimmt zu der Würde und Hoheit der Idee, dem Ergreifenden der Situationen, der geschlossenen Kernhaftigkeit der beiden Hauptcharactere auch ganz die phonetische Seite des Gedichtes. Mit Recht hat Götzinger die vierfache Wiederkehr des Reims in jeder Strophe, wodurch der Strophenbau eine imponirende Geschlossenheit erhält, hervorgehoben. Wenn er aber zugleich sagt, daß eigentlich die Strophe aus vier trochäischen Langzeilen bestehe, so wäre dagegen wohl die Frage zu erheben, warum dann der Dichter sie nicht als solche bezeichnet habe. Hat er doch die von ihm umgebildete Nibelungenstrophe (oder kürzer: die Uhlandsstrophe) nicht achtzeilig, sondern vierzeilig geschrieben! Gewiß, die Darstellung für das Auge ist auch eine für das Ohr, indem sie die Länge und Ausdehung der rhythmischen Glieder andeutet. Ist der Reim zur Constituirung eines Verses überhaupt nicht schlechthin nothwendig, weshalb soll er denn in Gedichten mit Reimen durchweg nothwendig sein, und gerade nur sein Eintreten das Ende der Zeile bestimmen? Consequent müssen dann auch alle regelmäßig wiederkehrenden Binnenreime verbannt werden: denn sonst könnte man mit gleichem Rechte, wie G. die vorliegende achtzeilige Strophe zu einer vierzeiligen machen will, gerade umgekehrt ein achtzeiliges Gedicht mit gekreuzten Reimen als ein vierzeiliges mit Binnenreimen ansehn. Doch wie dem auch sei, so lange nicht eine strenge Deduction mich zu einer andern Absicht nöthigt, wird mir immer in unserm Gedicht dieser Wechsel von freiem Gehenlassen der Rede und das immer wieder Hindurchbrechen des bändigenden Reimes als ein höchst characteristischer Contrast erscheinen. — Bei weitem wichtiger aber ist na-

---

*) Ich kann hier nicht unterlassen, auf die, wie mir scheint, noch nicht allgemein beachteten feinsinnigen Bemerkungen in Viehoff's Schrift: „Wie malt der Dichter Gestalten“ (Emmerich, 1834.) hinzuweisen.

türlich die Tiefe, Fülle und Wucht des Klanges der Worte überhaupt in ihren vocalischen, wie in ihren consonantlichen Lauten und namentlich der Reime, wozu bei letztern noch die Schwere der Bedeutung hinzukömmt. Fast ohne alle Ausnahme fallen in diese Stellen die gehaltvollsten Vorstellungen und Anschauungen, so daß auch von dieser Seite an dieser Ballade eine seltne Vollendung zu bewundern ist. —

Die Exegese unsrer Dichter ist in neuerer Zeit gern auf die Quellen, aus denen diese geschöpft, zurückgegangen, und wenn auch diese Richtung der Exegese nicht eigentlich nothwendig ist, wenigstens bei solchen Gedichten es nicht ist, welche wirklich zu voller, selbstständiger Klarheit ausgestaltet sind, so ist ein solches Bemühen doch immer dankenswerth, da es zu interessanten Einblicken in den Proceß des dichterischen Verfahrens Anlaß gibt. Ein sehr großes Verdienst hat bekanntlich grade in dieser Beziehung Götzinger in dem oben genannten Buche sich erworben. Doch droht hier eine Gefahr, welche auch von sehr tüchtigen Erklärern nicht immer vermieden worden ist. Der Dichter wirft natürlich von dem ihm vorliegenden Stoffe Manches weg, Andres bildet er um, setzt auch wohl hinzu, kurz er verfährt, auch wo er nicht frei erdichtet, (was immer bedenklich ist,) doch ganz frei sich gestaltend. Wird nun aber sein Stoff in der Urgestalt ausfindig gemacht, so kann die materielle Verschiedenheit desselben, die wohl gar als ein Ueberschuß an Reichthum sich geltend macht, dazu verleiten, daß man im Gedichte Manches vermißt, was in dem Grundstoffe sich vorfindet, und daß man dann einen Mangel an Klarheit und Vollständigkeit wahrzunehmen glaubt, wo doch für den poetischen Sinn Alles gegeben ist, wessen derselbe bedarf. Auf diesen Abweg hatte sich Götzinger in der ersten Aufgabe seines Buches eben bei dem vorliegenden Gedichte verirrt. Dort sagt er nämlich S. 410: „Keine Ballade bedarf wohl so sehr eines erläuternden Commentars als diese, denn wirklich kann sie durchaus nicht verstanden werden, sobald man nicht die auftretenden Personen näher kennt. Insofern hat das Gedicht etwas Bedenkliches. Ist es schon beim dramatischen Dichter nicht zu billigen, wenn er das Verständniß seiner Dichtung auf die Bedingung baut, daß die Zuschauer eine Menge historischer Kenntnisse mitbringen, so kann man es dem Balladendichter wohl noch weniger gestatten, wenn dieser bei einem so kleinen Gedichte viel voraussetzt. Es handelt sich hier gar nicht um gewöhnliches historisches Wissen, sondern um eigentliche gelehrte Kenntniß der altfranzösi-

schen Litteraturgeschichte, und wie viele Leser bringen die wohl mit, und welcher Dichter könnte wünschen, nur gelehrten Lesern zu gefallen?" Später wird dieser Tadel kurz dahin zusammengefaßt, daß diese Ballade zu viel voraussetze, um verstanden zu werden. — Aber wo in aller Welt setzt sie denn die nöthigen Nachrichten über Bertran de Born, welche G. aus Diez (Leben und Werke der Troubadurs,) und aus Willot (históire littéraire des Troubadours) beibringt, zu ihrem Verständniß voraus? Nichts, auch gar nichts braucht man davon um das Gedicht vollkommen zu verstehen und zu genießen: vielmehr könnte sich der aufmerksame, aber sonst über jene Zeit, in die es fällt, nicht unterrichtete Leser aus ihm ganz allein ein vollständiges und anschauliches Bild des Geistes jener Periode des noch unbefestigten Königsthums entwerfen: ein Bild nach seinen wesentlichen Zügen, freilich nicht mit dem eben nur prosaischen factischen Beiwerke Königthum und Vasallenthum, jenes mit seinem Anspruch auf Gehorsam und seinem Zorn, wo dieser verweigert wird, dieses mit seiner Unfügsamkeit und Widerspenstigkeit, und daneben, oder vielmehr damit eng verbunden ein stolzes, zauberisch über die Gemüther waltendes Sängerthum, ist denn das nicht auf das klarste und schärfste in unserm Gedichte ausgeprägt? Tritt uns denn dies Alles nicht viel lebendiger und nachdrücklicher aus ihm als aus G's. beigefügten „nöthigen Nachrichten" entgegen? Denn was enthalten denn diese Nachrichten? Der Raum verbietet sie alle aufzunehmen, (auf einige davon komme ich später noch zu sprechen,) und so den Beweis zu führen, daß wir daraus allerdings mehr erfahren, als aus dem Gedicht selbst, aber daß dies Mehr nur in einem verwirrenden Hin und Her von Begebenheiten besteht, welches den eigentlichen Gehalt nur verdunkelt, daß wir dadurch einen Ballast von Thatsächlikeiten und Persönlilichkeiten erhalten, durch welchen die tiefe Idee des Ganzen erdrückt wird, und welchen der Dichter grade wohlgethan wegzuwerfen, und sich in Auswahl von Facten und Zahl der Personen auf das Nothwendige zu beschränken. — Doch G. hat sein nicht wohl bedachtes Urtheil in der zweiten Ausgabe theils stillschweigend zurückgenommen, theils, wenn er den Ausdruck im Gedichte „spiegelhell" nennt, (eine Bezeichnung, die ich übrigens für den bei aller Deutlichkeit der Umrisse doch düstern Farbenton nicht recht passend finden kann,) sogar von Grund aus reformirt, und so würd' ich diesen Mißgriff des verdienstvollen Mannes auch gar nicht erwähnt haben, wenn nicht Mißgriffe gerade tüchtiger Männer eine wohl zu beherzigende

Lehre einschlössen, und wenn ich nicht glaubte, daß die Achtung vor so anerkennenswerthen Leistungen durch eine Rüge keinen Eintrag erleiden kann. Ein Rest übrigens von jenem Irrthum ist doch stehn geblieben, wenn er die in der ersten Ausgabe beibehaltnen Nachrichten über Bertran auch jetzt noch nöthig findet. Das sind sie nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, den man an jener Stelle mit diesem Worte verbinden muß, sie sind nur lehrreich, um zu sehen, — wie viel der Stoff unter den Händen des Dichters gewonnen hat. Und eben deshalb hätte G. in der zweiten Ausgabe noch etwas mehr thun sollen. Die Facten, wie sie Uhland gibt, stimmen nämlich vollkommen mit dem von G. Mitgetheilten, und G. vermuthet eben deshalb, daß Uhland den Stoff einer andern Quelle, etwa des Nostradamus Biographien der Troubadours oder ähnlichen Ueberlieferungen entnommen. Er kann damit Recht haben; indeß warum sollte denn eben Uhland, dem gründlichen Kenner auch der altfranzösischen Poesie, (auf die beiläufig gesagt er unter uns zuerst — in einem Aufsatze in W. Naumann's Musen — durch Mittheilung ernster Forschungen den Blick hingelenkt,) Millot's schon 1778, und Diez im gleichen Jahre mit unserm Gedicht (1829) erschienene Buch unbekannt geblieben sein, warum sollte nicht eben so gut die Vermuthung ausgesprochen werden dürfen, daß das Buch von Diez unserm Uhland gerade den Anlaß zu seinem Gedichte geboten habe? Doch das verhalte sich wie es wolle. Wenn nur die Abweichungen poetische Schönheiten sind, mögen sie nun aus einer andern Quelle geflossen sei, oder mag sie Uhland kraft seines Dichterrechtes sich selbstständig erlaubt haben! Und Schönheiten sind sie, was eben G., statt sie als Verwechselungen und Unrichtigkeiten zu bezeichnen, hätte nachweisen sollen. — „Als Troubadour huldigte Bertran auch den Frauen, und zwar sind unter den Damen denen er seine Huldigung darbrachte, zwei Mathilden zu bemerken. Die erste war eine vermählte Frau von Montignac zu Perigord; die spätere Heinrich's II. (des Königs in unserm Gedicht) Tochter, die Gemahlin Heinrich's des Löwen von Sachsen. — — In unserer Ballade sind diese zwei Mathilden offenbar verwechselt. Denn bei der Gefangennehmung Bertran's war Mathilde von England chon 15—16 Jahre verheirathet. Das Lied, auf welches Str. 4. angespielt wird, ist vermuthlich dasjenige, welches in dem genannten Buche von Diez (S. 184) übersetzt steht. Es ist an die frühere Mathilde gerichtet, welche ihn eines Mißverständnisses wegen verabschiedet hatte. Er schickte ihr dasselbe durch seinen

Spielmann Papiol." Nun, ich denke, nöthig ist diese historische Notiz eben nicht, aber nicht uninteressant, wenn die Bemerkung beigefügt wird, daß Uhland — ganz Recht gethan, die beiden Mathilden zu „verwechseln." Wer wird denn dem Dichter aus einer anderweitig erhaltnen Kunde das Alter seiner Personen oder von deren Ehe so nachrechnen? Es durfte eben keine andre Dame sein, als die Tochter des Königs; das lehrt doch in der That ein Blick auf die Idee des Gedichts. — Ferner: der Sohn ist nicht an einem rächenden Todespfeil gestorben, sondern, bevor er den beabsichtigten entscheidenden Schlag gegen seinen Vater ausführen konnte, hat ihn ein Fieber hingerafft. Auch hat er vor seinem Sterben den Vater durch einen Eilboten um Vergebung angefleht, und auch wirklich von diesem zum Zeichen derselben sterbend einen Ring zugesandt erhalten. Wer sieht nicht auch hier, daß Uhland mit der „völlig unhistorischen Todesart" des Königssohnes durch einen Pfeil, die aus einer Verwechselung des Berichterstatters, dem Uhland gefolgt sein soll, abgeleitet wird, vollkommen im Rechte ist? Richard Löwenherz, der Bruder von Bertran's Freunde, war es, der bei der Belagerung einer Feste, die aber nicht Montfort, sondern Chalus hieß, einen Pfeilschuß in die Schulter erhielt, an welchem er sterben mußte. Das wäre an einem Factensammler allerdings zu rügen, der Dichter aber ist entweder glücklich zu preisen, daß ihm ein unkritischer Berichterstatter unabsichtlich so trefflich vorgearbeitet, oder zu loben, daß er das Factum verbessert. Es gilt der alte Lessingsche Satz, daß, wo die Geschichte nicht poetisch genug ist, der Dichter entweder davon bleiben, oder sie corrigiren muß. Man denke sich nur in unserm Gedichte eine andre Dame, als des Königs Tochter, von dem Zauberlied des Dichters erschüttert! Was hätte eine solche denn hier vorstellen sollen? Die konnte Uhland doch offenbar gar nicht brauchen. Man denke sich den Sohn des Königs an einem Fieber sterbend! Man denke sich die Versöhnung zwischen Vater und Sohn schon vollbracht, Bertran also nicht vom Sohne durch den schmerzlichen Händedruck aufgefordert, noch nach seinem Tode Verzeihung auszuwirken, Bertran's Kraft nicht durch die Erinnerung daran, daß der Sohn in des Vaters Fluche gestorben sei, gebrochen, sondern statt dessen die Notiz, daß Bertran, dessen Pläne durch des Königssohnes Tode vernichtet waren, zwei *) Trauerlieder dich-

*) Es wird wohl jeder Leser ganz froh sein, daß Uhland ihm eins davon erlassen hat.

tete, in welchen er den verstorbenen Prinzen auf's Höchste pries. Das Gedicht ist damit sogleich aus allen Fugen gerissen, und vollkommen zerstört, was wohl nach der im Anfang dieses Aufsatzes gegebenen Entwickelung des ideellen Zusammenhanges der Ballade keiner weitern Auseinandersetzung mehr bedürfen wird. Genug: hat Uhland Millot und Diez gekannt, so ist er eben so frei mit seinen Quellen verfahren, als Shakspeare z. B. mit der Macbethsage *) gethan: Recht hat er jedenfalls, vollkommen Recht.

Merseburg. **N. H. Piecke.**

*) Darüber kann, wen dies interessirt, Näheres finden in meiner oben bereits in anderer Beziehung angeführten Schrift über Macbeth. Seite 81—102.

Ueber die Entwicklung des englischen Drama's.

Dritter Artikel.

Der berühmteste Zeitgenosse Ch. Marlow's, welchen wir im zweiten Hefte dieser Zeitschrift (S. 384) zu characterisiren suchten, war Robert Greene, ein reichbegabter Mensch, dessen unzählige Schriften sich alle durch eine gewisse Heiterkeit, Frische, Leichtigkeit und Lebendigkeit auszeichnen, und mit geringer Anstrengung und ohne eigentliches Studium hingeworfen zu sein scheinen. Bei einer großen Meisterschaft über die Sprache bewies er in manchen seiner moralischen Schriften eine Lukrezische Seele, die extra flammantia moenia mundi hinausstrebt; die Schilderung seiner eigenen Verirrungen führte ihn zu den Regionen der eigentlichen Speculation, führte ihn aber auch zur Reue und Zerknirschung, welche den Leser wunderbar ergreift. In seinen Schauspielen und Gedichten ist er der stärksten und zartesten, der süßesten und schrecklichsten Töne fähig, er hat die Geheimnisse des innigsten Naturlebens belauscht.

Robert Greene, der seinem Namen häufig das Epitheton Norfolciensis hinzufügte, wurde etwa um das Jahr 1550 geboren, oder vielleicht etwas später. Er erhielt in Clare-Hall in Cambridge eine gelehrte Erziehung und machte nach Beendigung seiner Studien mit mehreren jungen Leuten eine größere Reise durch Italien und Spanien, wo er sehr ausschweifend lebte und seine geistige und körperliche Kraft bedeutend schwächte. Nachdem er in die Heimath zurückgekehrt, erwarb er sich im Jahre 1578 den academischen Grad eines Bachelor of arts und erhielt im Jahre 1583 die Würde eines Master of arts. Wie man gewöhnlich annimmt wurde er darauf nach einem kurzen Aufenthalte in London ordinirt und erhielt eine Pfarrstelle in Tollesbury in der Grafschaft Essex, die er indessen kurze Zeit nachher wieder aufgab und

von nun an ein höchst leichtsinniges zügelloses Leben führte. Die Ungebundenheit seiner frühern Verhältnisse hatte einen zu nachtheiligen Einfluß auf seine ganze Sinnesart ausgeübt, als daß ihn die stille friedliche Lebensweise und Wirksamkeit eines Landgeistlichen hätte befriedigen können! Sein unruhiger Geist verlangte stets nach neuer Aufregung, nach neuer Thätigkeit, und da er sich bereits mit einigem Glücke als Schriftsteller versucht hatte, beschloß er, sich diesem Berufe ausschließlich zu widmen und begab sich deshalb nach London, um besonders für die Bühne thätig zu sein. Die Liebe zu einem schönen, liebenswürdigen Mädchen, mit welcher er sich kurze Zeit nachher verheirathete, führte ihn indessen noch einmal in die ländliche Einsamkeit zurück, wo er mehrere Jahre glücklich und zufrieden lebte und die wohlthätigsten Eindrücke für Herz und Geist erhielt, die er selbst in rührender Weise in seinem „Never too late" ergreifend schildert; und mag man auch Vieles in dieser Schrift für Dichtung halten, so bleibt doch immer ein schöner Kern von Wahrheit über.

Leider führte ihn das Schicksal im Jahre 1586 auf einer Geschäftsreise noch einmal nach dem Schauplatze seines früheren wüsten Lebens zurück; er gerieth in London in schlechte Gesellschaft und ließ sich verleiten, ganz dort zu bleiben. Bei einem wüsten, regellosen Leben gerieth er in das höchste Elend, die Kraft seines Characters brach allmählich zusammen und voll von Reue und Zerknirschung starb er im Jahre 1592 ganz plötzlich an den Folgen einer unmäßigen Schwelgerei.

Greene verfaßte eine außerordentliche Menge von Flugschriften über die verschiedenartigsten Gegenstände, und nach der Angabe seines Freundes Nash arbeitete er dergleichen Sachen äußerst schnell und leicht. Seine Prosa ist sehr concis und klar, seine Beweisführung wohl begründend und überzeugend und der ganze Styl äußerst frisch und anziehend. Hier und da scheint er allerdings oft etwas zu geziert und gesucht; der Ausdruck ist sehr gewählt und zuweilen wahrhaft kraftvoll und gewinnend. Es fehlt ihm sehr häufig an der edlen Einfachheit, und er hielt sich durchaus nicht frei von der vorherrschenden Neigung seiner Zeit, mit klassischen Citaten die eigenen Gedanken breit und pedantisch aufzuputzen.

Mehrere seiner Flugschriften und Abhandlungen haben mit Recht außerordentliche Berühmtheit erlangt; wir erwähnen z. B. Pandosto the Triumph of Time (1588) worauf Shakspeare sein „Wintermährchen" gründete, und die folgenden Zeilen mögen den Beweis liefern, daß auch in den kleineren Schöpfungen Greene's

sich manches außerordentlich Schöne findet und daß Tieck unseren Dichter keinesweges überschätzt habe.

Ah, were she pitiful as she is fair,
Or but as mild as she is seeming so,
Then were my hopes greater than my despair —
Then all the world were heaven, nothing woe.
Ah, were her heart relenting as her hand,
That seems to melt e'en with the mildest touch,
Then knew I where to seat me in a land
Under the wide heavens, but yet not such
So as she shows, she seems the budding rose,
Yet sweeter far than is an earthly flower;
Sovereign of beauty, like the spray she grows,
Compass'd she is with thorns and canker'd flower;
Yet, were she willing to be pluck'd and worn,
She would be gather'd though she grew on thorn.

Abgesehen von seinen moralischen, lyrischen und humoristischen Werken beschäftigen uns hier vorzugsweise seine Schauspiele, welche von Al. Dyce im Jahr 1831 gesammelt und herausgegeben sind. Einzeln waren sie bereits früher erschienen unter dem Titel: 1) The honorable history of fryer Bacon and fryer Bongay (Lond. 1594. 1630. 4.); 2) A looking glasse for London and Englande (1598. 1617. 4.); 3) A pleasant conceited comedie of George a Greene, the pinner of Wakefield (1599. 4.); 4) The historie of Orlando Furioso one of the twelve Pieres (1594. 1599. 4. nicht in Acte eingetheilt, fast wörtliche Uebersetzung des Ariost.); 5) A most pleasant comedy of Macedony the kings son of Valencia and Amadine the kings daughter of Aragon (1611. 1619. 1663. 1668. 4. Das Stück erschien anonym, und die Authenthie desselben ist von vielen Seiten nicht ohne Grund angegriffen.); 6) The comicall history of Alphonsus, king of Aragon (1599. 4.); 7) The scottish history of James the fourth slaine at Flodden, entermixed with a pleasant comedie pres. by Oboram king of Fayeries (1598.) Außerdem erschien noch Fair Emm 1631 aber ebenfalls anonym.

Man erkennt Robert Greene mit vollem Rechte das Verdienst zu, Marlowe's Vorbilde in der Anordnung des blank-verse bei öffentlichen dramatischen Darstellungen zuerst und zwar mit Glück gefolgt zu sein; er übertraf außerdem seinen Zeitgenossen Peele noch darin, daß er dem Rhythmus eine etwas größere Mannigfaltigkeit zu geben wußte. Seine Diction war vortrefflich und wenn gleich er oft nicht so energisch und gewaltig ist, als Marlowe,

so erinnert er dagegen andrerseits an Shakspeare durch seinen blühendenden heitern Styl und durch den Ueberreichthum an Bildern. Nach der Ansicht des oben erwähnten Kritikers Dyce gehen seine Bilder freilich in der Anlage sowohl, als auch in der Ausführung oft über das Bereich der Wahrheit und Natürlichkeit hinaus, die Sprache schwillt oft zu großem Bombast und sinkt dann wieder bis zu dem Gemeinen und Niedrigen; aber öfters noch malt er auch, ohne irgend ein Vorbild zu haben, die menschlichen Leidenschaften mit sicherer Hand und kräftigen entsprechenden Farben, und wenn gleich der Ausdruck zuweilen einförmig und monoton erscheint, so ist er doch andrerseits auch wieder voll von ächt poetischem Schwunge und reich an harmonischem Flusse.

Welchen Werth man seinen dramatischen Leistungen schon zu seiner Zeit beilegte, das beweisen unter Anderen die bekannten 14 Sonnette, welche 1594 nach seinem Tode unter dem Titel: „Greene's Funeralls" erschienen und dem Dichter unbegränzte Verehrung zollten. Es heißt darin z. B.

For Judgement Jove, for learning deepe he still Apollo seemde;
For floent tongue, for eloquence, men Mercury him deemde;
For cortesie suppose him Guy, or Guyons somewhat lesse.
His life and manners, though I would, I cannot halfe expresse:
Nor mouth, nor mind, nor Muse can halfe declare,
His life, his love, his laude, so excellent they were.

Bei allem Talente Green's indessen, bei der Frische und Lebendigkeit seiner Diction, der Heiterkeit seines Scherzes und der Zartheit des Gefühls, bei dem Schwunge seiner Phantasie und der Kraft der Harmonie des ganzen Colorits — bei allen diesen Vorzügen darf man nicht vergessen, daß in Green's Character zugleich der Grund lag für manche Mängel, welche wir an seinen Dramen finden, Mängel, welche Ulrici (p. 44) vortrefflich characterisirt hat indem er sagte: „Green handhabt die dramatische Kunst noch zu sehr im epischen Style: das innere Leben tritt bei ihm in den Hintergrund zurück, die Action entfaltet sich zu wenig aus dem subjectiven Geiste und Character der handelnden Personen, und was geschieht, erscheint daher zu sehr als Begebenheit, zu wenig als Handlung."

In der History of Orlando Furioso one of the twelve Peers of France, einem seiner ältesten Stücke, welches freilich seinem ganzen Versbau nach höchst lahm genannt werden muß, ist die Raserei des Helden wegen Angelica's und Medoro's Liebe ganz

nach Ariost's berühmten Gedichte geschildert, und Roland wird am Schlusse des Stückes mit seiner Geliebten vereinigt.

Zu Anfange des Stückes findet man Angelica auf der Bühne, die Tochter des Marsillus, Kaisers von Afrika; sie ist umgeben von mehreren Freiern, Sacripant, Rodamont, Mandricard, Brandemart und Orlando, welche ihr mit Ausdrücken der größten Leidenschaft ihre Liebe erklären und sich um ihre Hand bewerben. Nachdem Angelica in Uebereinstimmung mit ihrem Vater sich endlich dahin ausgesprochen hat, daß sie Orlando den Vorzug gebe, schwören die Anderen blutige Rache. Roland vereitelt indessen die Plane seiner Nebenbuhler; es kommt zu mehreren Kämpfen, aus denen er stets siegreich hervorgeht und Rodamont und Brandemart müssen vor seinem Zorne fliehen, nachdem er sie aus ihren Schlössern vertrieben. Im Gefühle seiner Ohnmacht schmiedet der ränkevolle Sacripant nun den Plan, in Roland das Gefühl der Eifersucht rege zu machen und ihn seiner Geliebten durch trügerische Fallstricke zu entfremden. Er hängt an verschiedenen Bäumen Liebeslieder auf, welche auf ein geheimes Einverständniß zwischen Angelica und Medoro schließen lassen. Nachdem Roland die Lieder entdeckt, überläßt er sich ganz seinem Schmerze; er unterliegt der Gewalt der Leidenschaft und geräth zuletzt in völlige Verzweiflung, in welcher er auf der Bühne die abgeschmacktesten Streiche ausübt. Endlich führt ihn das Geschick zu der Zauberin Ariost's, Melissa, welche ihm durch einen heilenden Trank seine Vernunft wieder gibt. Er stellt sich indessen noch immer rasend und erst nachdem er Oliver, Ogier und die übrigen Paladine als Angelica's Ritter siegreich bekämpft hat, zeigt er sich in seiner wahren Gestalt und wird mit seiner Geliebten vereinigt.

Das Stück ist eine Hofcomödie, wie schon der Titel besagt, und es finden sich in demselben viele Anspielungen auf die Königin, ihre Zeit und Umgebung. Wenn gleich nun aber die Allegorie an manchen Stellen sehr versteckt und fein angebracht ist, so erscheint sie dagegen an andern um so plumper, und die oft sehr weit ausgesponnenen Gleichnisse und spitzfindigen Witzspiele, vor Allem aber der Schwall von Citaten aus den Klassikern und die weit hergeholten Anspielungen auf Mythologie und Geschichte sind wahrhaft geschmacklos und lächerlich und vernichten allen Eindruck der besten Scenen. Das Ganze ist allerdings eine ziemlich leicht hingeworfene Arbeit, welche man in den meisten Beziehungen den andern Stücken Green's nicht an die Seite stellen

kann; es finden sich aber auch hier schon im Einzelnen viele Proben von Sinnigkeit und poetischer Zartheit.

Außerordentlich schön sind die folgenden Worte, mit welchen Roland den Abendstern anredet, und sie sind jedenfalls das Beste im ganzen Stücke:

Fair Queen of love, thou mistress of delight,
Thou gladsome lamp that wait'st on Phoebe's train,
Spreading thy kindness through the jarring orbs,
That in their union praise thy lasting powers;
Thou that hast stay'd the fiery Phlegon's course,
And mad'st the coachman of the glorious wain
To droop in view of Daphne's excellence;
Fair pride of morn, sweet beauty of the even,
Look on Orlando languishing in love.
Sweet solitary groves, whereas the nymphs
With pleasance laugh too see the Satires play,
Witness Orlando's faith unto his love.
Tread she these lawns? — kind Flora, boast thy pride:
Seek she for shades? — spread, cedars, for her sake.
Fair Flora, make her couch amidst thy flowers.
Sweet crystal springs,
Wash ye with roses when she longs to drink.
Ah thought, my heaven! Ah heaven, that knows my thought!
Smile, joy in her that my content hath wrought!

Ein anderes Stück Scottish History of James the fourth slain at Flodden, 1598 kann auf historischen Werth sehr wenig Anspruch machen, und ist eigentlich mehr eine romantische Fiction, welche noch in der Hinsicht bemerkenswerth ist, daß der Dichter sich hier gegen seine frühere Gewohnheit wieder des Reimes bediente. Von historischer Auffassung kann hier keine Rede sein, und im Gefühl seiner Schwäche nahm Greene ohne Zweifel seine Zuflucht zu Oberon und den Elfen und warf über seinen Stoff eine romantische Hülle, wodurch er die eigentliche Entwickelung hemmte und die Kraft des leitenden Gedankens völlig paralysirte.

Jacob IV. hat sich in Ida, die Tochter der Countess of Arrain verliebt, und weil ihm seine Gattin Dorothea in der Erfüllung seiner Wünsche hinderlich ist, entfernt er sie von seinem Hofe. Dies erregt die entschiedenste Mißbilligung der Großen; der König wird immer herrischer und wahrhaft tyrannisch, und es bedroht ihn zuletzt ein offener Aufstand. Die Königin ist heimlich in männlicher Verkleidung entflohen und bemüht sich, die aufgeregten Gemüther zu besänftigen. Während dessen wird gegen

Dorothea ein Mordversuch gemacht, welchem die Verstoßene noch glücklich entgeht. Man hält sie für todt; aber sie war nicht ermordet und gewinnt sogar die Liebe ihres Gatten wieder, der sie von Neuem bei sich aufnimmt, weil ihn Ida verschmähet und er dadurch reuig geworden.

Wir übergehen eine ausführliche Exposition des nun folgenden Stückes: The Comicall Historie of Alphonsus, King of Aragon (1599) wo der Verfasser auf halbgeschichtlichem Boden stehend sich freier als bei den früheren Leistungen in seiner Romantik bewegen konnte und deshalb auch allen Ansprüchen besser genügte. Die Vorzüge dieses Stücks finden sich in noch weiterer Ausdehnung im Friar Bacon, dem bekanntsten Stücke Greene's, welches wir weiter unten näher betrachten werden, und wir begnügen uns vorläufig nur darauf aufmerksam zu machen, daß der Alphonsus gewissermaßen eine Nachahmung von Marlowe's Tamerlan ist und bei der oft einförmigen, wiederholten Schilderung des Schlachtenlärms und bei der häufig unmotivirten Fortbewegung der Aktion an denselben Fehlern leidet, welche wir oben (Archiv I. S. 391) in Beziehung auf Tamerlan ausführlich besprochen haben.

Unter allen Stücken Greene's fand den größten Beifall die Honorable History of Friar Bacon and Friar Bongay, welche nach Collier's Ansicht eine Nachahmung von Marlowe's Faust sein soll, dem sie indessen einigermaßen nachsteht. Der bekannte Franciskaner-Mönch Roger Bacon war durch seine außerordentlichen Kenntnisse und Erfindungen in den Verdacht der Zauberei gekommen, und starb 1229 im Collegium zu Oxford, nachdem er früher zehn Jahre im Gefängnisse gesessen und erst durch die Vermittlung mehrerer Edelleute seine Freiheit wieder erlangt hatte. Mit der Tradition über diesen alten Hexenmeister hat Greene die Liebesgeschichte der schönen Försterstochter Margaretha von Fressingfeld verknüpft, welche mit dem Grafen Lacy sich verbindet, nachdem der Prinz von Wallis seine Leidenschaft zu ihr überwunden hat. Der Letztere heirathet die Tochter des deutschen Kaisers Friedrich, welcher in seinem Gefolge den großen Mathematiker und Zauberer Vandermast mitgebracht hat, um diesen mit den englischen Gelehrten disputiren zu lassen. Baco siegt freilich in diesem Kampfe; aber durch die Fahrlässigkeit seines Dieners verliert er die Macht über die Geister und bereitet sich selbst den Untergang.

Die Verbindung zwischen den beiden verschiedenen Handlungen erscheint äußerst locker, und ihre Entwickelung steht eigentlich in gar keiner Beziehung zu einander: der Prinz von Wallis nimmt

zwar in Liebesgluth seine Zuflucht zu dem Zauberer, der seinen Wünschen ensprricht und ihm die Geliebte zeigt, wie sie der Liebe des Grafen Lacy sich hingibt; aber der Untergang des Baco hat gar nichts mit der Liebesgeschichte gemein. Ebenso ist das Auftreten des Königs Heinrich und des Kaisers Friedrich eine ganz äußerliche Begebenheit, welche auf die Entwickelung einer der beiden Haupthandlungen durchaus keinen Einfluß ausübt. Hiervon abgesehen muß man indessen zugeben, daß die Scenen des Stückes im Allgemeinen rasch in einander greifen, die Entwickelung der Handlung ist natürlich und oft überraschend anmuthig; die einzelnen Charactere sind gut und bestimmt gezeichnet und das ganze Werk kann zugleich als höchst jovial, mannigfaltig und launig bezeichnet werden.

Baco erscheint, bei seinem ersten Auftreten, im Kreise seiner Schüler und Freunde, welche er über manchfache Gegenstände unterrichtet*). Wir sehen keinesweges den Weisen der Geschichte vor uns, sondern vielmehr den Helden, wie ihn die Volkssage sich zugestutzt, und sein hochfahrendes Streben zeigt sich schon sehr deutlich in der Antwort, welche er seinem Verehrer Burden gibt.

Burden.

„Wir hören Baco, was wir längst vermuthet,
Dir sei das magische Geheimniß kund.
Durch Pyromantik weissagt dir die Flamme,
Durch Hydromantik kennst du Ebb' und Fluth,
Du lösest Zweifel durch die Aeromantik,
Um, wie Apollo, Fragen aufzuklären. —

* * *

Baco, noch mehr, Oxford erzählt sich laut,
Ja, England selbst und Heinrichs Hof verbreitet,
Daß du, durch Kunst; ein erzen Haupt erschafft,
Das Zweifel lösen soll und Aphorismen,
Und Vorlesungen hoher Weisheit halten;
Daß du durch Hülfe teuflisch böser Feinde
Gedenkst, in kurzer Frist von wen'gen Jahren,
Mit erznem Walle England einzuschließen.“

Baco.

„Als Freunde, seh' ich, kommt ihr zu dem Mönch.
So wißt Doctoren, Baco kann durch Bücher
Den rauhen Boreas zum Donner wecken,
In Finsterniß die schöne Luna hüllen;
Der große Herrscher, Potentat der Hölle,
Zittert, wenn Baco ihn und seine Diener
Beugt vor dem mächtigen Pentagonen:

*) S. Tieck's Bearbeitung in seiner „Vorschule Shakspeare's.“

Was Kunst vermag, das weiß der wack're Mönch;
Deshalb will ich die Zauberbücher öffnen,
Der Nekromantik Kraft auf's höchste spannen:
Ja, ich ersann und schuf ein erzen Haupt,
Die Masse mußte Belcephon mir hämmern,
Das soll Philosophie durch Zauber lesen:
England will ich durch meine Macht befest'gen,
Daß wenn zwölf Cäsars jetzo Rom beherrschten,
In ihrem Sold Europa's Legionen,
Kein Grashalm rührten sie auf Englands Boden.
Des Ninus Bau, in Babylon erhoben,
Der Erzwall, den Semiramis geschmiedet,
Und hoch geschwungen, wie das Thor der Sonne,
War nicht wie der, der Englands Strand umgürtet
Von Dover her bis zu dem Markt von Rye."

In Uebereinstimmung hiermit ist der Character Bacon's im weiteren Verlaufe des Stückes durchgeführt, und selbst sein Gegner Vandermast erkennt schon bei dem ersten Zusammentreffen den Gelehrten in ihm, welchem er das Zeugniß geben muß:

„Erhaben, Weisheit kündend ist dein Blick,
In deinem Antlitz scheint die Kunst zu thronen
Auf den gewölbten Brauen deiner Stirn."

Die Disputation wird von Bacon siegreich durchgeführt, der Fremdling muß sich vor seiner Macht und Weisheit beugen. Unbegreiflich bleibt es nun aber, wie Greene gegen das Ende des Stücks so ganz unmotivirt seinen Helden aus der Rolle fallen läßt. Baco tritt dort nämlich mit seinem Diener Miles auf, den man im ganzen Verlaufe der Handlung als einen höchst albernen Menschen kennen gelernt hat.

Er erzählt dem Diener, daß er durch siebenjähriges nekromantisches Zaubern und seine Forschungen in Hecate's verborgnen Lehren, ein ungeheures Haupt von Erz erschaffen habe, welches durch ein wunderbares Wirken Belcephon's, neue Aphorismen künden und England mit einem neuen Walle von Erz umgürten solle. Baco fügt hinzu, daß seine Lebensgeister jetzt der Ruhe bedürften und beschwört Miles, treulich zu wachen und ihn zu wecken, wenn der Kopf anfange zu sprechen, welches noch vor Tagesanbruch geschehen werde. Nichtsdestoweniger versinkt Miles bald nachher in einen leichten Schlummer; plötzlich fährt ein Blitz herab, eine Hand erscheint, die den Kopf mit einem Hammer zerschlägt, die Geister werden frei und Baco's Ruhm und Glorie sinkt auf ewig.

Die Lösung ist offenbar übereilt und unmotivirt und unser Held durfte seinem Character gemäß einem solchen Thoren einen so wichtigen Dienst durchaus nicht anvertrauen; um so weniger, da er sogar nicht umhin kann, selbst seine Angst wegen der ihm bekannten Fahrlässigkeit des Dieners auszusprechen.

Mit außerordentlicher Zartheit ist die liebliche Novelle von der Liebe des Prinzen und des Grafen Lacy gezeichnet, und man begreift schon hieraus zur Genüge, wie das Stück so sehr beliebt wurde. Der Character des Prinzen ist im Ganzen recht gut skizzirt; die schöne Försterstochter hat ihn bezaubert und er entsendet ihr seinen Busenfreund Lacy als Unterhändler. Aber Margaretha empfindet Liebe zu dem Grafen, und die Macht des Gefühls ist auch bei ihm plötzlich so mächtig, daß er ganz und gar seines Auftrages vergißt und sich seinem Glücke überläßt. Die Glücklichen hoffen Gnade vor dem Prinzen zu erhalten; doch dieser, welcher mit Hülfe des Zauberers Bacon zu ihnen geführt, Zeuge der Treulosigkeit seines Dieners wird, weiß sich kaum vor Zorn zu halten und ruft aus:

„Boshafter Lacy, liebt ich dich nicht mehr,
Als Alexander den Hephästion!
Enthüllt' ich dir die Schmerzen meiner Liebe,
Und schloß sie ein in deines Herzens Kammer!
Warst du nicht Eduards zweites Selbst! Sein Freund,
Einz'ger Vertrauter der geheimen Liebe?
Und brach ein Blitz der leicht verwelkten Schönheit
Die mächt'gen Ketten so vereinter Freunde?
Verworfner, falsch, und weibisch, Nebenbuhler
Zu sein, nur in Gedanken, deinem Prinzen!
Von Oxford eilt' ich her, seit ich gespeist,
Um noch vor Nacht dich Bösewicht zu strafen."

Margarethe entgegnet ihm hierauf:

„Ich war's mein Prinz, die fehlte, Lacy nicht.
Denn oftmals fleht und bat er mich für euch,
Und warb stets für den Herrn in Grün gekleidet:
Doch ich, von Liebesphantasie bethört,
Sucht' ihn mit süßen Blicken zu gewinnen.
Mein Auge nährt' ich, in sein Antlitz schauend,
Bezaubert liebt' ich Lacy mit den Blicken,
In Seufzern sprach mein Herz, das Aug' in Thränen.
Mitleid und Freude stritten mir im Antlitz.
Und alle diese stumm beredten Zeichen
Sie sollten meines Herzens Andacht künden.

Drum würd'ger Eduard, miß es nach dir selbst,
Ob Frauengunst den Mann zum Fall nicht zwinge,
Ob Schönheit und der heißen Liebe Pfeil
Nicht mächtig sind, der Freundschaft Bund zu lösen."

Nicht mit Unrecht hat man nach dem Vorhergehenden den plötzlichen Wechsel in dem Benehmen des Prinzen getadelt. Aus dem höchsten Zorne verfällt er in der folgenden Scene in einen plötzlichen ganz unmotivirten Edelmuth und verzichtet auf das schöne Mädchen zu Gunsten seines Freundes, welcher Margarethe heirathen und zur Gräfin erheben will. Auch in dem Character Lacy's erscheint es ganz unbegreiflich, daß er nach seiner früher ausgesprochenen Begeisterung noch immer zögert und zuletzt seine Geliebte in unbarmherziger Weise eine qualvolle Probe bestehen läßt.

Ganz besondere Sorgfalt hat Greene auf die Zeichnung von Margarethen's Character verwendet und dadurch zugleich eine feine Beobachtung des weiblichen Herzens bekundet. Gleich bei ihrem ersten Auftreten zeigt sie sich des Lobes werth, welches ihr der Prinz von Wallis zu Anfange des Stücks so reichlich spendet; aber der ganze Liebreiz ihres Wesens entfaltet sich erst dann recht, nachdem sie sich von Lacy geliebt weiß, und wir haben bereits oben gesehen, wie sie den Geliebten bei seinem Herrn wegen der scheinbaren Treulosigkeit entschuldigt.

In einer Zwischenscene bewerben sich zwei Freier, Lambert und Serlsby, um Margarethen's Hand, bei ihrem Vater, suchen sodann des Mädchen Gunst zu gewinnen und flehen mit den innigsten Liebesbetheuerungen um eine entscheidende Antwort, indem sie die Versicherung geben, sich damit beruhigen zu wollen, wie sie auch ausfallen möge. Da entgegnete ihnen Margarethe:

„Drum wißt Ihr Herr'n, daß kurz die Liebe dauert,
Und daß die Flammen, welche Venus zündet,
Nur brennen, wenn sie Neigung angefacht.
Deshalb verzeiht, wenn eines Mädchens Antwort
In Zweifel steht, bis ich mit mir berathen,
Weß Liebe noch mein Herz bezwingen möchte.

— — — —

Drum gebt mir Raum, mich etwas zu bedenken,
Denn Liebe blüht nicht gleich beim ersten Sturm;
Zehn Tage Frist und ihr sollt Antwort haben
Zu welchem Mann mein Herz sich neigen könnte."

Der glücklich Liebende läßt sich in dem Rausche des Hoflebens dazu verleiten, seine Margarethe auf eine Probe zu stellen.

Während sie noch darüber nachsinnt, wie sie dem Vater und den Freiern die Kunde ihres Glückes mittheilen solle, bringt ihr plötzlich ein Bote von Lacy einen Brief mit der Nachricht, daß er sich auf Befehl des Königs mit einer Hofdame verheirathen und sich deshalb von ihr trennen müsse. Den Betheuerungen seines herzlichen Andenkens hat er zugleich ein für die damalige Zeit reiches Geschenk hinzugefügt. — Margaretha ist wie vernichtet, und ihr Schmerz wahrhaft elegisch; endlich ermannt sie sich einigermaßen und entgegnet dem Boten:

„Nimm du mein Freund die hundert Pfund für dich,
Denn keine Mitgift braucht mein letzter Wunsch;
Von nun an ist die Welt mir Eitelkeit,
Das Gold nur Spreu, die Liebe Haß, Vergnügen Schmerz;
Denn ich will schnell zum hohen Fremingham,
Als Nonne will ich dort den Schleier nehmen,
Und opfern meine Lieb' und Freiheit Gott.
Nimm dies, du Mann, doch nicht für diesen Brief,
Denn hassenswerth ist er für Margarethe,
Nein, weil du Lacy dienst, den ich einst liebte."

Der Bote scheint gerührt und verspricht ihr, seinem Herrn die Kunde von ihrem tiefen Schmerze zu bringen; da entgegnet sie:

„Sag' ich bin froh, daß er verschmerzt die Liebe,
Ich bete, daß ihr Leiden mich nur treffe."

Der später herbeikommende Vater sucht sie, nachdem er die ganze Größe ihres Schmerzes begriffen, von dem gefaßten Entschlusse wieder abzubringen; aber vergebens, nur im Kloster glaubt sie die verlorne Ruhe wieder finden zu können.

„Ach Vater! wann des Himmels Harmonie
Im holden Klang nur ew'ge Treue tönt,
So wird der eitle Trug der Schmeichelwelt
Dem Herzen Margarethens nur verhaßt.
Ich liebte einst, Lacy war mein Geliebter,
Nun haff' ich mich dafür, daß ich geliebt,
Und mehr an ihn als meinem Gotte hing;
Dafür straf' ich mich selbst mit bitt'rer Reue:
Doch nun sagt mir der Schmerz so stolzer Sünden:
Lieb' ist nur Lust, und Himmels-Lieb' ist Liebe,
Und Schönheit, die der Liebe dient, ist eitel,
Die Welt hat nichts als lockende Verführung,
Stolz, Schmeichelei und unbeständ'gen Sinn.
Des Todes Dorn zu fliehn laff' ich die Welt,
Gelobe, nur des Himmels Heil zu suchen,

In Fremingham will ich als Nonne leben,
Heilig und rein in That, wie in Gedanken,
Und mögen alle Mädchen von mir lernen,
Um Himmelslust sich von der Welt entfernen."

Außerordentlich ergreifend ist nun endlich noch der Moment geschildert, in welchem das Herz der armen Margaretha vom Schmerze durch Wehmuth zur Freude geführt wird, als ihr der Geliebte wiedergegeben ist und sie der frühern Gelübde bald nicht mehr gedenkt.

Was endlich die Nebenpersonen betrifft, so erwähnen wir noch schließlich des Hofnarren, der eine wahrhaft komische Figur ist und jovial und ergötzlich die Zuhörer unterhält; das glänzende Beiwerk des deutschen Kaisers *) Friedrich II. und seiner Tochter

---

*) Man lese zur Characterisirung dieser Zeichnung folgende Stelle:

Heinrich.

„Europa's große Fürsten, Herr'n des Abends,
Ummauert rings vom alten Ocean,
Deß Wogen, hochgethürmt, den Zinnen gleichen
Die Babels Prachtbau wolkenhoch umzogen,
Willkomm', ihr Herr'n, willkomm' des Westlands Kön'ge
An Englands Küste, deß gespalt'ne Klippen
Zur eignen kleinen Welt dies Albion machen:
Willkomm' ruft Englands Heinrich euch entgegen,
Vor allen doch der schönen Leonore,
Die kühn für Eduard durch die Wogen schritt,
Der Fluth sich wie Agenors Kind vertraute,
Des wilden Sohnes Liebe zu gewinnen.
Englands Monarch, hoher Plantagenet,
Der Pyrenäen himmelhohe Berge,
Die felsenfest Castiliens Land ummauern,
Sie hemmten nicht die schöne Leonore.
Nein, hörend von des jungen Eduards Ruhm,
Hat sie dem grausen Stolz Neptuns getrötzt,
Die Stirn dem rauhen Aeolus geboten,
Drum froher mag sie Englands Herr begrüßen."

Leonore.

„Als Englands Herr durch seine Lords mir sandte
Des Prinzen Eduards liebliches Gemälde,
Ein theu'r Geschenk Castiliens Leonoren,
Die schöne Bildung dieses wackern Helden,
Die Tugend, die der Ruf von ihm verkündet
Des jungen Eduards kühnes Wagestück
Im heil'gen Lande vor Damaskus Mauern,
Schlugen mir Aug' und Sinn in gleiche Ketten,

wie auch des Königs Heinrichs III. ist eine höchst absonderliche Zuthat, welcher, wie auch den Disputationen des gelehrten Vandermast, eben kein sehr großer Werth beizulegen ist.

Das bekannte Stück „The pleasant conceited Comedie of George-a-Greene, the Pinner of Wakefield (1599)“ können wir um so kürzer behandeln, da es bereits vielfach besprochen und in früherer Zeit fast allgemein für eine Jugendarbeit Shakspeare's gehalten ist. Dyce und Tieck erklären es indessen wohlbegründet für ein Werk Greene's, und eine vorurtheilsfreie Betrachtung der ganzen Anlage sowohl als auch des Einzelnen wird diese Ansicht nur unterstützen können. Wir finden in dem Stücke ein Paar volksthümliche Sagen in epischer, rein äußerlicher Verbindung und dabei dieselben Vorzüge und Mängel der Green'schen Diction und Anschauungsweise.

Auffallend und vielleicht unpassend möchte es ganz besonders erscheinen, daß die einfachen Landmädchen in diesem Stücke eine ungewöhnliche Kenntniß der Mythologie bekunden. Es ist in

---

So sprach mein Herz für Englands tapfern Sohn,
Daß ich Gefahren seinethalb bestand.
Wo ist der Prinz, mein König?“

Heinrich.

„Vor kurzem erst entfernt er sich vom Hofe,
Nach Suffolk hin zum schönen Fresingfeld,
Im Jagen eines Wilds sich zu ergötzen
Nach Hampton Hauf' gesandte Briefe melden,
Es sei der Prinz mit seinen Lords geritten
Nach Oxford hin zur Universität,
Die Weisen disputiren dort zu hören.
Doch Briefe send' ich eilig meinem Sohn,
Von Oxford ihn an unsern Hof zu laden.“

Friedrich.

„Nein, Heinrich, laßt uns alle wie wir sind,
Mit unserm Zug sogleich nach Oxford reiten,
Gern möcht' ich eure hohen Schulen sehen,
Was eur' Academien an Weisen haben;
Von Habsburg bracht' ich diesen Tiefgelehrten,
Mit Englands Rednern hier zu disputiren:
Des Doctors Nam' ist Jacob Vandermast.
Ein Deutscher von Geburt, ging er nach Padua,
Nach Florenz und zum herrlichen Bologna,
Und dort die tief Gelehrten sprechend, schlug
Er die berühmtesten mit Aphorismen,
Und in Magie, in Kunst, Mathematik:
Nun mag er sich in deinen Schulen prüfen.“

dieser Hinsicht indessen mit vollem Rechte von verschiedenen Seiten*) darauf aufmerksam gemacht worden, daß diese Kenntniß in damaliger Zeit ziemlich allgemein verbreitet war und daß die Stadtfeste, Aufzüge, die moralischen und allegorischen Feierlichkeiten, alle beliebte Gedichte und Romane dafür sorgten, die Kenntniß der griechischen Gottheiten zu verbreiten und zu erhalten.

Nach dem bisher Mitgetheilten wird hoffentlich die Behauptung als gerechtfertigt erscheinen, daß Shakspeare bei seinem Auftreten einen guten Boden für seine Bestrebungen bereits vorfand, und daß besonders Marlowe und Greene nicht ohne Erfolg dafür gesorgt hatten, den rohen Geschmack der Zuschauer zu bilden und ungeachtet der vorherrschenden Begierde nach stetem Wechsel, ungeachtet des bloßen Verlangens nach Lust und Vergnügen, Sinn für das Wahre und Bleibende, für die eigentliche dramatische Poesie zu verbreiten und demselben Nahrung zu geben.

Ehe wir indessen die Entwicklungsgeschichte des englischen Drama's abbrechen, müssen wir hier vor dem Auftreten Shakspeare's noch einiger Dichter erwähnen, deren Namen wohl genannt zu werden verdienen, wenngleich sie nicht eigentlich Epoche machten, nämlich John Lyly, George Peele, Th. Kydd, Th. Nash und Th. Lodge.

John Lyly, den wir hier voranstellen, lieferte in seinen Schriften manche Züge von wahrer Genialität, die man bei seinem ziemlich schlechten Geschmacke nicht hätte erwarten sollen, und neben vielen Seltsamkeiten und Albernheiten findet sich in seiner Poesie zuweilen ein süßer lyrischer Gesang. Er wurde 1554 in der Grafschaft Kent geboren, erhielt in Oxford und Cambridge eine gelehrte Erziehung, wurde 1573 B. A., 1576 M. A. und starb etwa um das Jahr 1600. Wenngleich er kein eigentlicher Dichter genannt werden kann, so besaß er doch bei außerordentlicher Gelehrsamkeit einige Phantasie und übte nicht nur auf das Drama, sondern auf die damalige Sprache und Bildung überhaupt einen bedeutenden Einfluß. Durch die Herausgabe seiner Euphues (1580) führte er jene phantastisch verkehrte und lächerlich pathetische Unterhaltungssprache**) ein, welche mit einer Art von

*) S. Tieck's Vorschule Shakspeare's I. Bd. XXI.

**) Die unter dem Namen „Euphuism" bekannte gezierte Schreibart war die Erfindung Lyly's; dieses neue Englisch fand gleich anfangs solchen Beifall, daß sich Niemand an den Hof oder in die höheren Regionen der Gesellschaft wagen durfte, der es nicht verstand to parley Euphuism.

Manie am Hofe geredet und von Frankreich aus im 18. Jahrhundert auch an die deutschen Höfe verpflanzt wurde. Seine Werke enthalten eine fabelhafte und widernatürliche Naturphilosophie und man begreift nicht, wie Malone die Behauptung aufstellen konnte, Lyly habe sich einer guten Zeichnung des Charakters und des Lebens mehr als irgend ein anderer Schriftsteller seiner Zeit genähert. Von der consequenten Durchführung einer leitenden Idee kann nämlich in seinen Stücken eben so wenig die Rede sein, als von einer treuen Haltung der Charaktere; schon der von ihm gewählte Stoff, welcher meistentheils rein mythologisch war, läßt vermuthen, daß Lyly wahres menschliches Leben nicht eben schildern konnte, und es genügte ihm auch eigentlich in seiner Stellung zu dem Hofe durch seine feinen und oft sehr versteckten Allegorien seine hohen Gönner zu erfreuen und sie durch Witze und Scherze zugleich zu belustigen. Er besaß übrigens außerordentlich viel Talent für die leichtern Arten lyrischer Poesie und erwarb sich um das Drama noch das besondere Verdienst, der Prosa auch an diesem Orte zuerst Geltung verschafft und so gleichsam Shakspeare vorgearbeitet zu haben. Von seinen neun dramatischen Stücken waren sieben in Prosa, eins in Versen und eins im sogenannten blank verse oder jambischen Versmaße ohne Reime. Sein bestes und wahrscheinlich ältestes Stück ist Campaspe (1584 A most excellent comedie of Alexander, Campaspe and Diogenes), welches im Ganzen nicht recht befriedigt, wenngleich es viele einzelne Schönheiten enthält, und man hat mit Recht darüber die Bemerkung gemacht*), es sei ein warnendes Beispiel, daß man aus Anekdoten und epigrammatischen Einfällen niemals ein dramatisches Ganzes zusammenbaue. Der Verfasser ist ein gelehrter Witzling, aber durchaus kein dramatischer Dichter.

Man erinnert sich indessen nach dem Lesen seiner Stücke unwillkürlich einer großen Anzahl kleiner Lieder und kurzer poeti-

Eine gewisse Vorstellung von diesem „pure and reformed English" gibt der berühmte Verfasser des „Klosters" in der Rede des Sir Piercie Shafton, wenn gleich die ganze Zeichnung mehr eine Karrikatur zu nennen ist. Ein interessanter Beitrag hierzu findet sich auch bei Shakspeare in Love's labour lost, wo Holofernes über den Euphuist Don Adriano de Armada schmähet und seine Sprachweise ziemlich ausführlich schildert: a man of fire-new words, fashion's own knight, — that hath a mint of phrases in his brain — one of whom the music of his own vain tongue doth ravish like enchanting harmony u. s. w.

*) S. Schlegel's dramatische Vorlesungen II. 2. p. 269.

scher Sentenzen, welche in den Dialog eingeflochten und in ihrer Art unübertrefflich sind; z. B.

Cupid and Campaspe.

Cupid and my Campaspe play'd
At cards for kisses; Cupid paid.
He stakes his quiver, bow, and arrows,
His mother's doves and team of sparrows;
Loves them too, and down he throws
The coral of his lip — the rose
Growing on's cheek; but none knows how;
With these the crystal on his brow,
And then the dimple of his chin;
All these did my Campaspe win:
At last he set her both his eyes;
She won, and Cupid blind did rise.
Oh Love, hath she done this to thee?
What shall, alas, become of me!

Song.

What bird so sings, yet so does wail?
O 't'is the ravish'd nightingale —
Jug, jug, jug, jug — tereu — she cries,
And still her woes at midnight rise.
Brave prick — song! who is't now we hear?
None but the lark so shrill and clear,
Now at heaven's gate she claps her wings,
The morn not waking till she sings.
Harh, hark! but what a pretty note,
Poor Robin red-breast tunes his throat;
Hark, how the jolly cuckoos sing
„Cuckoo!" to welcome in the spring.

Neben Lyly verdient vor Allem George Peele genannt zu werden, welcher als Stadtpoet und Leiter der Hofspiele (pageants) ein freies ungebundenes Leben führte und sich durch seinen Leichtsinn zu manchen schlechten Streichen hinreißen ließ, welche ihm die Achtung seiner Zeitgenossen rauben mußte. Man verzieh ihm indessen Vieles in Anerkennung seines Talentes und aus Mitleiden mit der Noth, in welche er sich oft versetzt fand. Er stammte aus Devonshire, erhielt in Oxford von 1573 an eine gelehrte Erziehung und im Jahre 1579 von Christ church college den akademischen Grad eines Master of arts. Nach seiner Rückkehr nach London, trat er daselbst als Dichter und Schauspieler auf, wurde 1589 Theilhaber am Blackfriars Theater und verfaßte außer seinen Schaustücken (shows) und Dramen eine große Menge

von Gelegenheitsgedichten. Erst nach seinem Tode, im Jahre 1606, erschienen die Merry conceited Jests, eine Art von Lebensbeschreibung, welche auf seine Moralität kein eben sehr günstiges Licht wirft.

In seiner dramatischen Poesie entfaltete er eine reiche Phantasie und viel Zartheit; aber es fehlte ihm die höhere Weihe des Dichters: bei aller Schönheit und Idealität seiner Charaktere fehlt es ihnen sehr oft an der inneren Wahrheit, bei aller Anmuth des Ausdrucks, bei aller Melodie des Verses fehlt es an jener Kühnheit des Genies und jener Originalität der Erfindung, welche den wahren Dichter charakterisiren. Dessen ungeachtet erfreute er sich des höchsten Beifalls in seiner Zeit und der bekannte Nash unter Andern empfiehlt ihn in his Address vor Greene's Menaphon 1587 mit folgenden Worten:

I dare commend George Peele unto all that know him, as the chief supporter of pleasance now living, the Atlas of poetry, and *primus verborum artifex;* whose first increase, the Arraignmeut of Paris, might plead to your opinions his pregnant dexterity of wit and manifold variety of invention, wherein, *(me judice)* he goeth a step beyond all that write.

Wenn gleich indessen Peele's Stücke viele einzelne poetische Schönheiten enthalten, so stehen sie doch — abgesehen von allem Uebrigen — auch in Hinsicht des Versbaues Marlow's Leistungen bei weitem nach, und es fehlt ihnen überhaupt an dem eigentlich dramatischen Charakter.

Wenn man die Schriften Peele's ohne Vorurtheil betrachtet, so muß man gegen Campbell*), welcher ihm ein überschwängliches Lob ertheilte, der Ansicht Collier's beipflichten, welcher dieses Rühmen für übertrieben erklärt. Peele ist allerdings nicht ohne Phantasie und hat in der Schilderung einzelner Scenen oft höchst glänzende Farben; was aber den Totaleindruck des Ganzen betrifft, so befriedigt dieser auch die bescheidensten Ansprüche nicht im Geringsten. Sein Eduard I. ist z. B. ein höchst abgeschmacktes Stück, und wenn gleich man es hie und da wegen der Leichtigkeit

*) Campbell sagt über Peele: His David and Bethsabe is the earliest fountain of pathos and harmony that can be traced in our dramatic poetry. His fancy is rich and his feeling tender; and his conceptions of dramatic character have no inconsiderable mixture of solid veracity (??) and ideal beauty. There is no such sweetness of versification and imagery to be found in our blank verse anterior to Shakespeare.

des Dialogs loben mag, so verdient es andrerseits schon aus dem Grunde den entschiedensten Tadel, weil es den Thatsachen der Geschichte geradezu Hohn spricht und die tugendhafte Eleonore von Castilien in ein scheußliches Fratzenbild umgewandelt hat; eine Thatsache, welche, wie man vermuthet, wohl nur in der unedlen Absicht ihren Grund hat, die spanische Nation dem Volke verhaßt zu machen. Den meisten und gerechtesten Beifall fand the Love of King David and fair Bethsabe, ein Stück, welches indessen häufig überschätzt worden ist. Wir haben hier ein abgerundetes Ganze vor uns, dessen Inhalt genau mit der alttestamentlichen Erzählung übereinstimmt; die Form ist ebenfalls wohl gelungen zu nennen, wenn gleich der Vers zuweilen etwas monoton erscheint. Die Charaktere sind im Allgemeinen gut gezeichnet, nur stellenweise zu sehr idealisirt. Große Sorgfalt ist auf die Schilderung des David verwendet, und die Scenen, in denen er seiner Schuld bewußt wird oder auch seine Liebe zu Bethsabe ausspricht, die Scenen, in denen er des Urias kriegerischen Ehrgeiz zu entflammen sucht, oder auch seinem Kummer um Absalon freien Lauf läßt, sind meisterhaft.

Außer diesen beiden Stücken erwähnen wir noch kurz des Arraignment of Paris (1584), einer Jugendarbeit, welches als show am Höfe vor der Königin Elisabeth aufgeführt wurde; the Old Wives tale und the battel of Alcazar verdienen nur geringe Beachtung, indem das eine nur eine trockene Skizze von Mährchen und das andere von Schlachten liefert, wobei sich der Verfasser zugleich im ganzen Plane manche nicht zu rechtfertigende Licenz erlaubt hat.

Ueber die Zeit, in welcher Th. Kyd seine Dramen schrieb, wie überhaupt über seine Lebensumstände läßt sich mit Sicherheit nichts feststellen. Er erhielt ohne Zweifel eine gelehrte Erziehung und dichtete wahrscheinlich um das Jahr 1588 seinen Jeronimo, welchem in späterer Zeit the Spanish tragedy, eine Art von Fortsetzung, folgte.

Es ist außer allem Zweifel, daß Kyd die Sprache außerordentlich beherrschte, aber in Ansehung seines dramatischen Verdienstes sind gar viele Zweifel erhoben worden, da nach der Ansicht vieler Kritiker das Beste aus seinen beiden Stücken der Feder Jonson's angehören soll. Lamb hat die fraglichen Stellen alle gesammelt und unserer Meinung nach überzeugend dargethan, daß sie „das eigentliche Salz" des alten Stückes seien welches, ohne sie, nur ein caput mortuum gewesen wäre.

Collier trägt indessen nicht im Geringsten Bedenken, zu behaupten, daß Jonson diese Zusätze gemacht habe, obgleich er dafür durchaus keinen genügenden Grund anzuführen weiß, ja sogar gestehen muß, daß diese Zusätze Jonson in einem ganz neuen Lichte zeigten und daß sich in Jonson's eignen Stücken nichts vorfände, was in Beziehung auf pathetische Schönheit einigen der fraglichen Stellen an die Seite gesetzt werden könne. Lamb ist der Ansicht, daß man die Zusätze mit weit besserem Grunde Webster zuschreiben könne, wenn man sie überhaupt nicht für das Werk Kyd's annehmen wolle; „They are full, sagt er, of that wild, solemn preternatural cast of grief which bewilders us in the Duchess of Malfy." Beide Stücke hielten sich bei dem schaulustigen Publikum sehr lange in ihrer Popularität, was sich nur aus der einfachen und kräftigen Diktion sowohl, die freilich oft sehr schwülstig ist, als auch aus der gelungenen Schilderung einzelner Charaktere erklären läßt. Um so mehr wurden sie von anderen Dichtern angefeindet und besonders die spanische Tragödie ward in späterer Zeit aufs Bitterste verspottet und parodirt, und sie verdiente dieses gewissermaßen wegen der oft manierirten Schilderung der gewaltigsten Leidenschaften und wegen der höchst matten Katastrophe, die nicht tragisch, sondern nur albern und lächerlich ist.

Kyd übersetzte außerdem eine Tragödie von Garnier aus dem Französischen: „Pompey the Great and his fair Cornelia's Tragedie, welche 1595 gedruckt ward.

In Rücksicht seiner dramatischen Leistungen stand Thomas Nash noch tiefer; auch über seine Lebensverhältnisse ist wenig mit Sicherheit bekannt. Er war in Leostoff in Suffolk etwa um 1558 geboren, studirte in Cambridge, sah sich in späterer Zeit durch die Bitterkeit seiner Satyre vielen Verfolgungen preisgegeben und starb etwa um das Jahr 1600.

Als Satyriker verdiente er weit mehr Lob und Anerkennung, als wegen seiner Dramen; sein sprudelnder ergötzlicher Witz, wie auch die beißende Bitterkeit seiner Satyre*), vor Allem aber die rasche Aufeinanderfolge seiner Streitschriften gegen die Puritaner und deren Vorkämpfer Martin Mar-Prelate, wie auch der Kampf

*) His style was witty, though he had some gall,
Something he might have mended, though not all.
Return from Parnassus.

gegen den armen Gabriel Harvey*) haben ihm eine wohlverdiente Berühmtheit verschafft, welche noch kürzlich durch D' Israeli in den bekannten Quarrels und Calamities in meisterhafter Weise geschildert sind.

Außer dem kleinen Stücke „Summer's Last Will and Testament," welches theils in Prosa, theils in jambischem Versmaße (blank verse) geschrieben ist und 1592 in Nonsuch vor der Königin Elisabeth aufgeführt wurde, unterstützte er Marlow bei der Abfassung seiner Tragedy of Dido, Queen of Carthage, wie wir dies bereits oben gezeigt haben. Der Versbau Nash's ist durchaus nicht melodisch, sondern vielmehr hart und monoton, und die besten Verse, welche er überhaupt jemals machte, sind diejenigen, in denen er seine eigne Verzweiflung beschreibt. Die Aufführung des satyrischen Stückes Dido, queen of Carthage, welches nicht gedruckt wurde, brachte den Verfasser ins Gefängniß, und da er mit der Schärfe seiner Satyre Alles geißelte, so war die Zahl seiner Feinde außerordentlich groß und es ist nur von Sydney bekannt, daß er sich mit Edelmuth und Wärme des verfolgten Dichters zu wiederholten Malen annahm.

Wir erwähnen noch zum Schlusse des Dichters Thomas Lodge, welcher mit den besten Dramatikern seiner Zeit in engstem Freundschaftsbündnisse lebte. Er studirte im Jahr 1573 in Oxford, widmete sich anfangs der Rechtswissenschaft, später indessen dem Studium der Medicin und wurde in Avignon zum Doctor promovirt. Späterhin begleitete er den Capitain Clarke nach den Canarischen Inseln als Wundarzt. Sein außerordentliches poetisches Talent veranlaßte ihn im Jahre 1590 eine Novelle unter dem Namen Rosalind, Euphues' golden Legacy zu veröffentlichen, in welcher er den manierirten Styl Lyly's mit Wärme empfahl. Das Werk fand großen Beifall und Shakspeare nahm aus demselben später den Stoff zu seinem Stücke „As you like it." — Lodge wurde nach seiner Rückkehr in das Vaterland mit Marlow, Greene und Peele bekannt und innig befreundet, und da er in sich den Beruf fühlte, für die Fortbildung des Drama's zu wirken, so gab er seine bisherige Stellung auf, um sich ganz und gar der Bühne zu widmen und trat zuerst mit einem historischen Stücke auf the Wounds of Civil War, lively set forth in the true tragedies of Marius and Sylla. Wahrscheinlich ist dieses

*) H. hatte bekanntlich die Vereinigung des Jupiter und Saturn 1582 vorausgesagt.

Werk dem Tamerlan nachgebildet; es enthält eine Menge von Gräuelscenen, deren Verbindung ziemlich locker ist, und es fehlt ihm an der rechten Einheit. Im Einzelnen finden sich recht schöne Momente und der Dichter ist besonders wegen seiner Einfachheit und Zartheit des Ausdrucks zu loben, worin er Marlow bei weitem übertrifft.

Ein höchst eigenthümliches Drama verfaßte Lodge in Verbindung mit Greene unter dem Titel: A looking glass for London and England, worin sie mit Benutzung der biblischen Geschichte der Stadt Ninive (London) die puritanischen Jammerlieder parodirten, welche über die Unsittlichkeit der Bühne lamentirten. Es ist schwer zu bestimmen, wie groß Lodge's Antheil an dieser Arbeit gewesen sein mag; die Entscheidung der Frage, welche gewöhnlich zum Nachtheile Greene's ausgefallen, ist übrigens von keiner großen Bedeutung, da das Stück im Ganzen geringen Werth hat und zur Genüge beweis't, daß Lodge sehr wenig dramatisches Talent besaß. Ein größeres Verdienst erwarb er sich durch seine lyrischen Gedichte und Satyren, wie auch durch seine Uebersetzung des Josephus. Sein Versbau war außerordentlich schön und mit einem Reichthum und einer natürlichen Einfachheit des poetischen Beiwerks verband er eine Zartheit des Gedankens und eine Eleganz des Ausdrucks, welche ihm die Herzen gewinnen mußte. Als Dichter wird er mit vollem Rechte über Greene gesetzt und übertrifft auch Kyd in der Zeichnung des Charakters, wenn gleich er letzterem in der Kraft und Kühnheit der Conception bei weitem nachsteht. Man lese z. B.

Turn I my looks unto the skies,
Love with his arrows wounds mine eyes;
If so I gaze upon the ground;
Love then in every flower is found;
Search I the shade to fly my pain,
Love meets me in the shade again;
Want I to walk in secret grove,
E'en there I meet with sacred love;
If so I bathe me in the spring,
E'en on the brink I hear him sing;
If so I meditate alone,
He will be partner of my moan;
If so I mourn he weeps with me,
And where I am there will he be!

Werfen wir von dem jetzt erreichten Standpunkte nochmals einen Blick zurück, so können wir vor Allem die Bemerkung nicht

unterdrücken, daß fast sämmtliche Dichter, welche das eigentliche Drama begründen und bisher fortbilden halfen, eine gelehrte Erziehung erhalten hatten, und es erklärt sich daraus, daß nicht nur die Form, sondern auch der Geist der alten Stücke eine klassische Färbung besaß. Vor allem beweis't die ganze Diction der besprochenen Werke, daß ihre Verfasser gelehrte Studien getrieben hatten und die Latinität auf die kräftige aber oft klanglose angelsächsische Sprache einwirken ließen. Die bedeutendsten unter ihnen hatten aber außer ihren Büchern auch das Leben zugleich gehörig kennen gelernt und die Triebfedern des menschlichen Handelns wie auch das ganze Treiben der Welt mit scharfem Auge sorgfältig beobachtet. Shakspeare fand in diesen Vorgängen freilich kein vollendetes Vorbild, wohl aber viele einzelne Elemente, welche er in sich aufnahm, veredelte und zu einem harmonischen Ganzen in genialer Weise verband. Fehlte ihm freilich eine gelehrte Bildung, so vermied er eben dadurch um so leichter die Gefahren, denen der verbildete Geschmack der Zeit die Dichter aussetzte, und er konnte ungehemmt auf das große Ganze die Kraft seines Genies in solcher Weise wenden, daß wir bei dem Lesen seiner Tragödien mit unserm Goethe fühlen müssen, gleichsam vor den ungeheuren Blättern des Schicksals selbst zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Nicht sowohl in dem Glanze einzelner Scenen oder in der Haltung einzelner Personen mußte das Drama fortentwickelt werden, sondern vielmehr durch den eigentlichen Fortschritt der Fabel und den ganzen Schwung des Dialogs, und äußerst treffend ist in dieser Hinsicht das Wort des „Dr. Johnson,“ daß derjenige, welcher es versuchen wollte, Shakspeare durch einzelne Citate zu empfehlen, nicht besser erscheinen möchte, als der Pedant in Hierocles, welcher bei dem Feilbieten seines Hauses einen Dachziegel zur Probe vorzeigte. Shakspeare wandelte anfangs die Bahn seiner Vorgänger, wich aber allmählig mehr von den Einzelnen ab, je mehr sich die Blüthe des Genius in ihm entfaltete und je mehr sich die verschiedenen Elemente in ihm harmonisch gliederten, bis er endlich die Regelmäßigkeit der Disposition, die Symmetrie der einzelnen Theile und die planmäßige Gegensätzlichkeit der Charaktere und Handlungen erreichte, welche die Nachwelt in vielen seiner Stücke nicht genug bewundern kann.

Zwei Fabeln von Lafontaine.

Ob wir schon eine vollständige Uebersetzung von Lafontaine'schen Fabeln besitzen, weiß ich nicht. Die mir bekannten Nachahmungen, in denen sich unsere frühere Literatur gefiel, entfernen sich so sehr vom Original, daß man dasselbe kaum daraus kennen lernen kann. Sie stehen etwa in demselben Verhältniß zu Lafontaine, wie dieser zu Aesop, Babrius und Phaedrus, nur mit dem Unterschiede, daß Lafontaine, der sorglose Liebling der Musen, den oft noch rohen Stoff mit unnachahmlicher Laune, Anmuth und Feinheit zum neuen Kunstwerk umschmilzt und ihm durch neue Anwendung und Beziehung ein selbstständiges Leben einhaucht, während jene ihr Original nur verwässern. Unsere Zeit glaubt sich der Fabel entwachsen, ohne zu bedenken, daß selbst die Politik, der sie sich besonders zuneigt, grade in dieser Dichtungsform ein anspielungsreiches, ausdrucksvolles Organ finden könnte, in dem sich, Lafontaine beweist es, allerlei Wahrheiten aussprechen lassen, die dem directen Ausdruck verschlossen bleiben. Ob die Herausgabe einer Sammlung Lafontaine'scher Fabeln in möglichst treuer Nachbildung Anklang finden würde, ist zweifelhaft. Die beiden folgenden Proben mögen als ballon d'essai dienen.

Der Rabe und der Fuchs.

Herr Rabe saß auf einem Ast gehockt,
Im Schnabel einen Käse haltend,
Herr Fuchs, von dem Geruch herbeigelockt,
Spricht, alle seine List entfaltend:
Wie freut michs, Herr von Rabe, Sie zu sehn.
Doch, ach mein Herr! wie sind Sie schön!

Wie blühen Antlitz und Gestalt!
Entsprechen Ihre Lieder
Dem strahlenden Gefieder,
Dann nenn' ich Phönix Sie im Wald.
Vor Lust weiß kaum der Rabe sich zu fassen,
Es drängt ihn, hören sich zu lassen,
Er reißt den Schnabel auf und läßt die Beute fallen,
Der Fuchs greift zu, er hat sie schon in seinen Krallen
Und spricht: Mein Herr, der Schmeichler pflegt zu leben
Auf Kosten derer, die Gehör ihm geben,
Dies ist die Lehre, die mein Thun erklärt,
Sie ist schon, denk ich, einen Käse werth.
Der Rabe, wie er das vernimmt,
Schwört, ganz beschämt und ganz ergrimmt,
Nur etwas spät: „Durch Schmeichelein
Zieht Niemand mehr mich in sein Netz hinein!"

Die Eichel und der Kürbis.

Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Um diese Wahrheit zu beweisen
Brauch' ich mit Euch nicht durch die Welt zu reisen,
Ein Kürbis führt uns auf die Bahn.
„Wie schwer ist diese Frucht, wie schwach ihr Stengel,
Woran, sprach Hans, hat Gott gedacht,
Das Ding hat, scheint mir, seine Mängel,
Ich hätt' es anders wohl gemacht,
Der dicke Kürbis sollte hangen
An jener Eiche starkem Zweig,
Das, mein ich, wäre schon gegangen.
Wie schade, Hans, daß er um Rath dich nicht
Gefragt, von dem der Pfarrer Sonntags spricht,
Gewiß, es würde Manches besser sein,
Die Eichel, wie mein Finger klein,
Pflanzt' ich an diesem Platze ein,
Sie paßt hier wahrlich besser her,
Als jener Kürbis, groß und schwer.
Je mehr ich sinne, wird mir klar,
Daß Gott in großem Irrthum war."
Geblendet so von seiner Weisheit Licht
Sprach Hans: Mit so viel Geist, da schläft man nicht,
Und läßt im Schatten jener Eichen
Gar bald vom Schlummer sich beschleichen.
Da sieh, fällt eine Eichel 'runter,
Sie fällt just auf die Nasenspitze
Und, wie geweckt vom Blitze,
Wird Hans auf einmal munter,

Und greift, von Schmerz und Angst gedrängt,
Zur Eichel, die im Bart ihm hängt.
O weh! o weh! mein Nasenbein,
Was aber würde dann es sein,
Wenn mir ein Kürbis mit der ganzen Schwere
Statt jener Eichel in's Gesicht gefallen wäre. —
Gott wollt' es nicht, das Ding hat seinen Grund,
Schon fanq ich an, es einzusehn,
Drum will ich nun nach Hause gehn,
Gott preisend mit bescheidnem Mund. —

Bremen.

A. Laun.

Ueber eine Art der Attraktion des Relativs im Französischen und Italienischen (Lateinischen, Deutschen, Englischen.)

Im Griechischen ist es häufig, daß das Relativum den Casus des ausgelassenen Demonstrativums annimmt. Bisweilen wird dieser Casus von einer Präposition regiert, bisweilen nicht. Vgl. einerseits Xen. memorab. Socr. 2, 6, 34: *ἐμοὶ ἐγγίγνεται εὔνοια πρὸς οὓς ἂν ὑπολάβω εὐνοϊκῶς ἔχειν πρὸς ἐμέ*, — vergl. 4, 7, 2. *μέχρις οὗ* für *μέχρις ἐκείνου, ὅπου*, Anab. 1, 9, 25; Plat. Phaedon. p. 61 c; — andrerseits Thuc. 1, 4: *Μίνως παλαιότατος, ὧν ἀκοῇ ἴσμεν, ναυτικὸν ἐκτήσατο*, das. 5: *ὧν πυνθάνονται ἀπαξιούντων τὸ ἔργον*. — Im Deutschen ist ein ähnlicher Sprachgebrauch, doch seltner, und im Neuhochdeutschen für anomal zu achten. So sagt Kleist im „Käthchen von Heilbron" Akt 1 Auftr. 2: „Als ich auf der Schwelle saß und weinte, und dir auf was du sprachst, nicht Rede stand" — und etwas vorher: „Du sollst sogleich vor jene Schranken treten und Rede stehen auf was man fragen wird." Bei Häring (Alexis) heißt es (Shakespeare und seine Freunde B. 3. S. 270): „Kümmre dich nicht nicht um was ich sagte, schier dich nicht um was ich that;" bei Oehlenschläger (Corregio Ausg. von 1820 S. 101): „Ihr seid kein blinder Greis, der artige Sachen in Holz ausschneidet ohne Auge für was Andere thun;" bei Hans Sachs (s. Kunisch B. 3. S. 251): „Die zween (Erstochenen) ich auch alltag besich, daß sie zu rach ergrimmen mich über die sie entleibten" und Heinr. von Morrungen singt (Wackernagels Lesеb. B. 1. Ausg. 1. S. 229 V. 11): Singe ab ich durch die mich frout hie bevoren, sô velsche dur got nieman mîne triuwe." Möglicher Weise kann man über diese Sätze dreifacher Ansicht sein. Man kann einmal das Relativ von der Präposition regiert denken, wie das im Griechischen augenfällig ist, man kann ferner den ganzen Relativsatz als ein unwandelbares Substantiv ansehn und

von der Präposition abhängig denken, oder man kann endlich hinter der Präposition eine Pause setzen und dieselbe adverbial *) auffassen. Im Deutschen dürfen wir den ersten Fall zulassen, da auch ohne Präposition das Relativ den Casus des ausgelassenen Demonstrativums durch Attraktion annimmt. So steht bei Wackernagel a. a. O. S. 19 „Wê demo vinstrî scal sînô virinâ stuen.“ Es dürften sich also im Deutschen wenigstens für die frühere Periode auch Beispiele finden wie: „Sprich mit denen es gesehen haben.“ Wie weit die englische Sprache in dieser Wortfügung gehe, ist uns nicht bekannt. Sie findet sich in Beispielen wie: I gave him part of what I had. I gave only a part of what you want. He gave me some of what he had. From what you say **). Im Hebräischen, wo sich auch die genannte Verbindung der Präpositionen mit dem Relativ findet, kann wegen der mangelnden Casusendung nicht so leicht entschieden werden, welcher der oben genannten drei Fälle anzunehmen ist. Vergl. 1 Mos. 43, 16. Jer. 15, 4. Doch s. das Nähere bei Ewald (Gram. der hebräischen Sprache des A. T. 2. Aufl. §. 592. f.) Fast eben so ist es im Französischen und Italienischen. Voltaire läßt in seiner Geschichte Karl's XII. (l. 4 p. 165 ed. 2 Leipzig bei G. Fleischer d. J. 1825 p. 165) den russischen Kaiser zur Arrieregarde sagen: „Je vous ordonne, de tirer *sur quiconque* fuira et de me tuer moi-même, si j'étais assez lâche pour me retirer. Maynard sagt in einem Chanson (S. Handbuch der franz. Sprache und Literatur von Ideler und Nolte poet. Th. 4. Aufl. S. 19): „Je demande sur toutes choses, garçon, que les portes soient closes *à qui* voudra parler à moi. Boileau in der 4. Satyre V. 50 (Ideler rc. S. 185): Cela s'est dit *pour qui* veut se connaître, le plus sage est celui, qui ne pense point l'être; Deshoulières (Reflexions diverses das. p. 262): *De qui*

*) In freilich anderer Weise gebraucht man in der Conversationssprache mitunter „ohne“ adverbial z. B. „Das ist nicht ohne“ oder auch „er ist nicht ohne,“ wie denn auch Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik (Sämmtl. W. 12. B. Leipzig bei G. J. Göschen 1823 S. 67) sagt: „Es ist nicht ohne, daß die Gesetzgeber gegen eingewurzelte und hartnäckige Schaden...

**) Wenn Milton (Paradise lost B. 1, 180 ff.) singt: „Seest thou yon dreary plain forlorn and wild, the seat of desolation, void of light, *save what* the glimmering of these livid flames casts pale and dreadful? so gehört dies wohl nicht hierher, noch weniger B. 1, 75. O how unlike the place *from whence* they fell!“ obwohl es eine Uebersetzung so scheint aufgefaßt zu haben.

nous a servi la vue est importune; Lafontaine in der „Phoebus et Borée" überschriebenen Fabel (das. p. 283): Celui-ci, dit le Vent, prétend avoir pourvu à tous les accidens; mais il n'a pas prévu que je saurai souffler de sorte, qu'il n'est bouton qui tienne; il faudra, si je veux que le manteau s'en aille au diable. L'ébattement pourrait nous en être agréable. Vous plait-il de l'avoir? Eh bien gageons nous deux, dit Phoebus sans tant de paroles; *à qui* plutôt aura dégarni les épaules du cavalier, que nous voyons; Piron (les deux tonneaux conte allégorique das. S. 444): Quand de Japet le fils, tant bien que mal eut fagotté le risible animal au front superbe, à cervelle débile, d'orgueil ayant la tare indélébile; *de qui* le mange assurant qu'il est Roi, pour tout réptile avouant son effroi, et qui pourtant raisonnable se nomme u. s. w. Delille im ersten Gesange des Gedichtes: Les Jardins (Idel. a. a. O. S. 608): „Ainsi l'arbre et les eaux se prêtent leur secours... Sachez donc les unir; ou si dans des beaux lieux la nature sans nous fit cet hymen heureux respectez-la. Malheur *à qui* ferait mieux qu'elle! Molière (l'avare Acte 5 scene 5 Ideler S. 111.): „Je suis prêt à soutenir cette vérité *contre qui* que ce soit." Andere Beispiele der bezeichneten Verbindung einer Präposition mit dem Relativ geben die Grammatiken.

Bei Delille heißt es an einer andern Stelle: Le bonheur appartient à qui fait des heureux. Ferner sagt man: On promit cent louis à qui découvrirait l'auteur de cette pasquinade. — Il n'y a pas de Dieu *pour qui* ne croit pas à la vertu. — On ne peut rien exiger *de qui* n'a rien (*de quiconque* n'a rien). — Nous pardonnons *à qui* nous a offensés. — C'est une consolation *pour qui* est dans la même situation. Il raconte sa bonne fortune *à qui (à quiconque)* veut l'entendre. — Je gagerai *à qui* le voudra. — C'est bon *pour qui* le fait. — *A qui* venge son père, il n'est rien d'impossible. — *Pour qui* ne sait se vaincre, il n'y a point de victoire. — *De qui* se rend trop tôt, il faut craindre une embûche. — La plupart des villes d'Afrique étant peu fortifiées, se rendaient *à quiconque* se présentait pour les prendre. — Nous vous protègerons *contre quiconque* nous attaquera. — Je le dirai *à quiconque* le voudra apprendre. Hierher gehören auch noch folgende eigenthümliche Wendungen: Ce jeune homme est si aimable, que c'est *à qui* l'aura = daß es an dem liegt, der ihn haben will (da ihn nämlich

Jeder gern haben will.) C'était *à qui* crierait le plus fort oder *à qui* boirait davantage d. i. es lag an dem, der am lautsten schrie; ihm lag nämlich ganz was besonders ob, da jeder am lautesten schreien wollte. Eben so: C'est *à qui* apprendra le mieux sa leçon. C'est *à qui* fera le mieux son travail. C'est *à qui* l'aura. C'était *à qui* précipiterait l'exécution de ce destin. C'est *à qui* de nos jeunes filles atteindra sa quinzième année. Die Redensart à qui mieux mieux wird so zu erklären sein, daß zum Relativsatz das Verb des vorhergehenden Satzes, zu der Präposition mit dem hinzuzudenkenden Demonstrativ ein Tempus von être zu suppliren ist. Oder ist das zweite mieux vielleicht nur zur Verstärkung hinzugefügt und einigermaßen mit sese, selbselbst (s. P. Flemming bei Müller — Dichter des 17 Jahrh. B. 3, 125) und derartiger Wiederholung im Hebräischen zu vergleichen? Es hieße dann z. B.: „sie arbeiten zum (dahin): wer besser, besser.“ Wir würden dann folgendes Beispiel aus Molière (Avare, act. 1. scène 5.): Nous marchandons, mon frère et moi, *à qui* parlera le premier, et nous avons tous quelque chose à vous dire so erklären: „Wir handeln dahin, darauf los, wer zuerst... und in dem aus Lafontaine angeführten Satze würden wir konstruiren: „Laß uns wetten aufs oder drauf hin: Wer eher &c. &c.“ Wir trauen uns so viel tiefe Sprachkunde in der romanischen Zunge nicht zu, daß wir hierüber entscheiden könnten; uns genügt es, die Sache zur Entscheidung anzuregen.

Im Italienischen sagt man: Non guardate al carattere *di chi* vi prega. Credi *a chi* ti salva. Le quali *da chi* non le conosce, sono tenute onestissime donne. Il perder tempo *a chi* più sa più dispiace. So singt Petrarka in der 11. Kanzone (Il parnasso Italiano Lipsia 1826 p. 40): assai mi doglio, quand'un soverchio orgoglio molte virtute in bella donna asconde, alcun è, che risponde *a chi* nol chiama, altri *a chi*'l prega, si dilegua è fugge. Wie sollten wir nun diese Konstruktionen erklären? Schifflin scheint in seiner französischen Sprachlehre, wenn wir ihn §. 1063. recht verstehen, die zweite von uns angegebene Erklärungsweise einschlagen zu wollen. Wir müssen zunächst wohl auf das Lateinische zurückkommen. Man hat aber bei Erläuterung des Sprachgebrauches der romanischen Sprache mehr auf die Ausdrucksweise des Volkes und der nachklassischen Periode, als auf die Latinität des Cicero und seiner Zeitgenossen

zu sehen.*) Läßt sich nun im Lateinischen diese Ausdrucksweise vorzeigen? Daß Präpositionen mitunter adverbial gebraucht werden, ist bekannt und wenn Sallust Catil. 36 schreibt: Ceterae multitudini diem statuit, ante quam sine fraude liceret ab armis discedere, *praeter* rerum capitalium condemnatis, so wird es auch erlaubt sein zu sagen: *praeter qui* rerum capitalium condemnati essent, nimmer aber praeter quos. So heißt es dann auch bei Attic. 5, 3. 2: Nullas enim adhuc acceperam (literas) praeter quae mihi binae redditae sunt. Bei Plautus findet sich prae auf ähnliche Weise gebraucht z. B. Stich. 2, 2, 38 (ed. Bothe 2, 3, 339): Res omnes relictas habeo, prae quod tu velis wie denn Terentius Andr. 1, 1, 144; Eun. 5, 2, 69, Plaut. Pseud. 1, 2, 37 (ed. Bothe 167) sagen: i prae! oder Ter. Eun. 3, 2, 46; Plaut. Amph. 1, 3, 45 (ed. Bothe 389) abi prae! Von ad ist es bekannt, daß es bei unbestimmt angegebenen Zahlen adverbial gebraucht wird. So heißt es Caes. 6. g. 2, 33: Occisis ad hominum millibus quatuor reliqui in oppidum rejecti sunt; — Liv. 3, 15: Exsules servique ad quatuor millia hominum et quingenti... Capitolium atque arcem occupavere; 8, 18: ad vingenti mactronis accitis. Aehnlich 38, 16: Ad viginti millia hominum... in Thraciam iter averterunt; Caes. 6. g. 1, 29: Summa omnium fuerunt ad millia CCCLXVIII. — Darnach scheint erklärt werden zu müssen Cic. Att. 5, 11, 6: Nunc redeo, ad quae mihi mandas und Quint. inst. orat. 4, 2, 92 (p. 245 ed. Bipont): non respondere ad quae interrogatur. Auch von juxta ist der adverbiale Gebrauch bekannt, z. B. Vulg. 5 Mos. 13, 7: quae juxta vel

---

*) In dieser Hinsicht sind vorzüglich die latein. Kirchenväter wichtig. Wie viel Uebergänge sind in Bezug auf syntaktische Fügung noch unerörtert. Cic. Depot. 3 sagt: querelae cum Dejotaro; ad Attic. 6, 1, 25: Vedius venit mihi obviam *cum* duobus essedis et rheda equis juncta et lectica et familia magna, wo der Grund, weshalb cum steht, leicht zu sehen ist; ders. Tusc. q. 5, 5, 13: imagines constituit arte oculos cum amplissima dignitate; Plaut. mil. glorios. 16: Illum dicis cum armis aureis; August. de civ. D. 11, 23: Sicut pictura cum colore nigro, loco suo posito, ita universitas rerum... etiam cum peccatoribus pulchra est. Wie drücken sich hier die röm. Sprachen aus? — Cic. nat. deor. 1, 23: de divis neque ut sint neque ut non sint, habeo dicere vergl. Rosc. Amer. 35, 100; Ambros. hexaem. 1, 9, 33: divina incipere habebat operatio. Vergl. ibid. 1, 7, 25: „Lucem habitat inaccessibilem."

procul sunt, wie dann auch Sallust Cat. 2. in einer etwas eigenthümlichen Wendung sagt: Eorum vitam mortemque juxta aestimo. Hiernach ist wohl zu erklären Vulg. 4 Mos. 6, 21: *Juxta quod* mente devoverat, ita faciet ad perfectionem sanctificationis suae und 4 Kön. 7, 17: mortuus est juxta quod locutus fuerat vir dei und ebendas. 14, 6: *Juxta quod* scriptum est in libro legis Moysi; das. 2 Chron. (paralip. 2) 30, 18: Non *juxta quod* scriptum est; das. 35, 13: *juxta quod* in lege scriptum est; 1 Esdr. 3, 7: *juxta quod* praeceperat Cyrus, rex Persarum eis; 2 Esdr. (Nehem.) 5, 12: Et vocavi sacerdotes et adjuravi eos, ut facerent *juxta quod* dixeram; Jerem. 48, 30: Ego scio, ait dominus, jactantiam ejus et quod non sit juxta eam virtus ejus nec *juxta quod* poterat, conata sit facere, wo jedoch wahrscheinlich zu konstruiren ist: quod non juxta id conata sit facere, juxta quod facere poterat; Apostelgesch. 2, 24: Quem deus suscitavit solutis doloribus inferni *juxta quod* impossibile erat teneri illum ab eo; 2 Kor. 4, 1: Habentes administrationem *juxta quod* misericordiam consecuti sumus, non deficimus (*καθὼς ἠλεήθημεν* = dem gemäß, daß = da oder weil). — *Propter* steht in der Bedeutung „neben" auch bei guten Lateinern adverbial z. B. Terent. ad 4, 2, 37: Ibi angiportum propter est; Eun. 2, 3, 76: interdum propter dormiet, Cic. Verr. 4, 48, 107: Propter est spelunca quaedam. Wir nehmen bei der Erklärung von Baruch 4, 6. auf diesen adverb. Gebrauch Rücksicht, mag dort auch die Bedeutung eine andere sein. Die Stelle heißt: Venumdati estis gentibus; non in perditionem, sed *propter quod* (= deshalb oder weil) in ira ad iracundiam provocastis deum, traditi estis adversariis. Man hat ferner: *ante* et *pone* moveri (Cic. de univ. 13 extr.); ingredi ante, non retro (Cic. fin. 5, 12) vergl. Krüger's Grammatik der lat. Sprache (Hannover 1842) §. 249; doch ist uns hiervon keine attraktionsartige Verbindung mit einem Relativum bekannt. Für die Wendung *per quidquid deorum* est Liv. 23, 9. ist zu vergleichen Virg. Aen. 2, 142: Per, si qua est. quae restet adhuc mortalibus usquam intemerata fides, oro, miserere laborum tantorum; Liv. 23, 9: Per ego te, fili, quaequnque jura liberos jungunt parentibus, precor quaesoque. Es scheint hier allerdings die Präposition ihren Casus in der folgenden Wendung finden zu müssen, wie auch Krüger a. a. O. §. 691. Anmerk. 1. andeutet. Doch ist hiermit die adverbiale Fassung keineswegs abgewiesen, ja bei dem Beispiele aus Virgil möchten wir sie vorzugsweise

gern annehmen. Denn kommt es freilich auch dem Sinne nach auf eins hinaus, so glauben wir doch der Analogie des obigen Beispiels folgen zu müssen. Krüger läßt auch in dem aus Cic. Att. 5, 11, 6. angeführten Beispiele die Präposition, welche vor dem ausgelassenen Determinativum stehen sollte, gleich vor das Relativ treten. Ja, er nimmt auch sonst eine Attraktion des Relativs im Lateinischen an. Dahin rechnet er Cic. Att. 10, 8, 7: Nos tamen hoc confirmamus illo augurio, quo diximus. Aber Cicero nimmt hier einen das. Nr. 6. angeregten Gedanken, den er mit dem corruat u. s. w. klar ausspricht, nämlich, daß Cäsar fallen müssen, wieder auf und sagt: nos tamen hoc confirmamus illo augurio, quo nos id confirmari diximus. Terent. heaut. tim. 1, 1, 35: Hac quidem causa, qua dixi tibi (scire volo) kann sein: qua me scire velle dixi. Gell. 1, 25. sagt: Ex iis, quibus dixi vocibus .... nomen induciarum connexum est d. i. ex quibus connexum esse dixi, wo die Präposition vor dem Relativ nicht wiederholt ist — s. Krüger a. a. O. §. 550. Eben so ist 1, 3: In eo quo dixi libro ... disserit zu erklären, nämlich in eo libro, in quo eum disserere dixi. Die Stelle aus ad Herenn. 1, 7: Principium ejusmodi debet esse, ut statim apertis his rationibus, quibus praescripsimus, aut benevolum aut attentum aut docilem faciamus auditorem läßt eine ähnliche Erklärung zu, nämlich quibus ut aut benev. aut att. aut doc. faciamus praescripsimus. Die Stelle bei Liv. 25, 32: Ibi C. Scipio, cum quibus ante dictum est copiis, substitit enthält jedenfalls eine Nachlässigkeit und Unklarheit, da man mit Krüger kein accepisse ergänzen kann, weil keines im Satze verborgen ist; man muß also etwa ergänzen: cum quibus eum subsistere (posse) ante dictum est. Liv. 1, 29. ist nothwendig eine der griechischen gleiche Attraktion anzunehmen und aufzulösen: raptim, quae quisque efferre poterat, elatis da man wohl den Nebensatz, der mit quum anhebt auf das raptim beziehen muß; quum quibus elatis quisque exire poterat, exirent wird sich nicht konstruiren lassen. Uebrigens ist jedenfalls eine unlogische Verwirrung im Satze, denn die Verbindung ut instabat... audiebatur... impleverat, jam agmen impleverat vias schwächt wieder das raptim. Die rhetorische Malerei hat der klaren Darstellung Abbruch gethan. Bei 2, 26: sed in iis tamen coloribus, quibus modo dixisti, denominandis non proinde inopes sumus, ut tibi videmur, ist es nicht unbedingt nöthig, eine Attraktion anzunehmen, die Konstruktion quibus den. nos, inopes esse m. d. ist auch noch möglich, obwohl hart. Die Stellen

aus Horaz sat. 1, 6, 14: notante judice quo nosti populo und aus Ovid trist. 5. 6, 35 sq.: Elige nostrorum minimum minimumque laborum, isto, quo reris, grandius illud erit können nur durch Annahme einer Attraktion erklärt werden, aber grade aus solchen Beispielen geht hervor, daß diese Konstruktion wohl eine seltene, gerade der Ungewöhnlichkeit wegen gewählt war. Bei Suet. Cal. 43: Caligula contracto omnis generis commeatu, quanto nunquam alias, iter ingressus est ist zu q. n. a. zu ergänzen contracto und die Konstruktion verläuft also: Cal. contracto o. g. commeatu iter ingressus est, quanto n. a contracto i. ingr. erat. Wir sind also keinesweges berechtigt, zu glauben, daß im eigentlichen lateinischen Idiome die bei den Griechen gebräuchliche Attraktion des Relativs stattgefunden habe. Die aus Plaut. Stich. und C. Att. 5, 3, 2. beigebrachten Stellen dünken uns entscheidend. Somit bleibt uns nur die Wahl in den folgenden Beispielen das secundum adverbial zu fassen, oder den ganzen Relativsatz als abhängig davon zu denken. Für die erste Auffassung spricht Plaut. Amphitr. 2, 1, 1 (397 ed. Bothe): Age, i tu secundum! Die Beispiele sind aber: Ambros. hexaemeron l. i. c. 2, 7: Is itaque Moyses aperuit os suum et effudit, quae in eo dominus loquebatur, *secundum quod* ei dixerat, cum eum ad Pharao regem dirigeret: Vade ergo, et ego aperiam os tuum et instruam te, quid debeas loqui; — epist. Barnab. c. 4: Unusquisque *secundum quae* facit, accipiet; — Clem. recognitt. l. 2 c. 53 p. 66 (ed. Gersdorf): Ego ergo cum cognovissem deum hunc qui creaverat mundum, *secundum quod* lex docet, in multis esse infirmum, longe autem abhorret infirmitas a perfecto deo, et hunc viderem non esse perfectum, necessario alium esse intellexi qui esset perfectus. Hic enim ut dixi, *secundum qaod* scriptura legis docet, in multis infirmus esse deprehenditur; — das. l. 3, 7 p. 80: Sine principio ergo substantiam, *secundum quod* sentire potuimus, absque periculo suscepistis; — Cyprian. ep. 28 (ad clerum de Gajo etc.): qui ... in pravis erroribus suis frequenter deprehensi et semel atque iterum, *secundum quod* mihi scripsistis, a collegis meis moniti ne hoc facerent, in praesumtione et audacia sua pertinaciter perstiterunt. Wir fügen aus der Vulgata hinzu 4 Kön. 23, 21: Facite Phase Domino Deo vestro, *secundum quod* scriptum est in libro foederis hujus; 1 Esdr. 6, 13: *Secundum quod* praeceperat Darius rex, sic diligenter exsecuti sunt; Judith 4, 7: Et fecerunt filii Israel *secundum quod* constituerat eis

sacerdos Domini Eliachim; B. der Weish. 3, 10: Impii autem, *secundum quae* cogitaverunt, correptionem habebunt; Sirach 8, 17: *Secundum quod* justum est judicat; Baruch 2, 2: *Secundum quae* scripta sunt in lege Moisi; Daniel 2, 45: *Secundum quod* vidisti; 9, 12: *secundum quod* factum est in Jerusalem; Luc. 2, 24: *Secundum quod* dictum est in lege Moysi; das. 22, 22: Et quidem Filius hominis *secundum quod* definitum est, vadit; Röm. 4, 18: Qui (Abraham) praeter spem in spem credidit, ut fieret pater multarum gentium, *secundum quod* dictum est ei: Sic erit semen tuum; 2 Petri 1, 14: *Secundum quod* et Dominus noster Jesus Christus significavit mihi etc. Obwohl wir uns insbesondere mit Bezug auf die adverbiale Fassung des ad vor Zahlwörtern ziemlich deutlich für die uns wahrscheinliche Erklärungsweise ausgesprochen haben, so können wir doch nicht leugnen, daß derjenigen, welche den Relativsatz von der Präposition abhängig denkt, bis auf lichtvollere und entscheidendere Besprechung dieses Gegenstandes, die wir erwarten, ihre Berechtigung verbleiben muß.

Coesfeld.

Teipel.

Das Ludwigslied.

Uebersetzung und Anmerkungen von A. Nodnagel.

Einen König kenne ich,
Der genannt ist Ludwig,
Willig dient er Gott dem Herrn,
Gott belohnet das ihm gern.

Kind war er schon vaterlos,
Doch der Schaden ward nicht groß.
Denn der Herr selbst nahm ihn an,
Führte ihn auf seiner Bahn;

Gab ihm Muth und Geisteskraft,
Degen edler Ritterschaft,
Einen Thron in Franken,
Mög' er nimmer wanken.

Dieses theilt er dann
Gleich mit Karlemann,
Wie sein Bruder ward genannt,
List und Trug blieb da verbannt.

Als dies nun vollendet war,
Prüfte Gott ihn durch Gefahr,
Ob er noch so jung zum Streit
Und zur Duldung sei bereit.

Heidenschaaren über Meer
Rief mit großer Macht er her,
Mahnte Frankenvolk in Huld
Seiner schweren Sündenschuld.

Mancher gar verloren war,
Mancher doch erkoren war,
Harm in Schaaren traf den Mann,
Der nur Frevel sonst begann.

Der zuvor mit Dieben ging
Und sein reiches Theil empfing,
Nach der Reu genoß er dies,
Seit er nun ein Gutsherr hieß.

Mancher ward als Lügner groß,
Mancher Schächer Blut vergoß,
War voll Trug und schnöder Lust
Und warf stolz sich in die Brust.

Ach! der König war im Wahn,
Um das Reich schien es gethan,
Schwer erzürnte Jesus Christ
Und vergalt in kurzer Frist.

Da erbarmete sich Gott,
Wußt' er ja um alle Noth,
Ließ, daß Einer Retter sei,
Ludwig reiten schnell herbei.

Ludewig, o König mein,
Eile du, uns zu befrei'n,
Die der wilde Norman drang
Und zu hartem Dienste zwang.

Drauf begann Herr Ludwig:
So mit Freuden thu' ich,
Wehret nicht der Tod es mir,
Was du wünschest jetzt von mir.

Gottes Urlaub nahm er dann,
Hub empor die Kriegesfahn',
Daß er gleich nach Franken reit',
Mit Normannen in den Streit.

Wie erglühten sie von Dank! —
Ach, sie harrten seiner lang —,
Sprachen all: o Herre mein
Lange harren wir schon Dein!

Da versetzt mit Heldenmuth
Ludewig so fromm und gut:
O Gesellen, tröstet euch,
Die die Noth mir stellet gleich.

Her zu euch mich sandte Gott,
Der es selber mir gebot,
Und ihr seht zum ernsten Streit,
Euch zum Heile mich bereit!

Meines Lebens spar' ich nicht,
Bis ich euch erfüllt die Pflicht.
Auf nun, mit mir in Gefahr!
Folge, Gottes treue Schaar!

Nur so lang ist Lebens Frist,
Als es uns bescheeret Christ,
Will er aber unsern Tod —
O wer hindert sein Gebot?

Drum, wer hier in Kraft und Muth
Kämpfend Gottes Willen thut,
Und gesund der Schlacht entrinnt,
Reichen Lohn von mir gewinnt.

Wer im Streite fällt, deß Lohn
Nimmt dahin ein edler Sohn —

Dann ergriff er Schild und Speer,
Heldenkühn in's Feld ritt er,
An den Gegner wollt' er dann
Rache nehmen wie ein Mann.

Lange war dies nicht gethan,
Traf er die Normannen an,
Dankte Gott, der ihn bewehrt,
Und ihm zeigt', die er begehrt.

Kühn der König ritt voran,
Stimmt ein heilig Lied erst an,
Alle sangen mit sogleich:
Hilf, o Herr vom Himmelreich!

Und gesungen war das Lied,
Und die Streitlust war erglüht,
In den Wangen schien das Blut,
Franken jubelten voll Muth.

Aller Helden in dem Heer
Keiner stritt wie Ludwig mehr,
Schnell und kühn in dem Gefecht,
Wie gewohnt war sein Geschlecht.

Manchen streckt' er hin zur Stund',
Manchen schlug er todeswund,
Seinen Feinden schenkt er ein
Bittre Todespein.

Sei gelobt des Herren Kraft,
Ludewig ward siegeshaft,
Allen Heil'gen sagt er Dank,
Daß der Siegeskampf gelang.

So geschlagen war die Schlacht.
Schütz', o Gott, durch deine Macht
Ludwig, edler Väter Sohn,
Und erhalte seinen Thron!

Dieser ursprünglich wohl volksmäßige Gesang, in seiner jetzigen Fassung vermuthlich von einem fränk. Geistlichen zugeschnitten, verherrlicht den Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Sodalcourt (Saucourt) im Jahre 881. Dieser war Sohn Ludwigs des Stammlers, mithin Enkel Karls des Kahlen und seit 879 König in Westfranken. Nach einer andern gar gekünstelten Erklärung sind zwei Helden Ludwig angeführt, der Eine Ludwig II. oder Jüngere, Sohn Ludwigs des Deutschen, der 876 die Normannen bei Thimiun (Thuin an der Sambre bei Maubeuge) furchtbar schlug. Wer dieser letzten Ansicht beipflichtet, muß V. 1 — 40 als Schilderung der Noth des Westfranken Ludwig III. ansehen. V. 41. thô erbarmêdes got beginne dann von der Hülfe des ostfränk. Ludwig II., den V. 45 der andere, nämlich Ludwig III. anrede. Allein dieser Meinung kann ich schon darum nicht sein, weil die beiden Ludwige ja durch kein Wörtchen unterschieden würden und man also rathen müsse, wann das Gedicht von Einem oder dem Andern spricht. Man kann daher mit andern Erklärern sich für Einen Ludwig entscheiden, die Worte V. 49 sind als Worte Gottes zu betrachten. Das Gedicht ist verschieden beurtheilt worden; Gervinus meint, es bleibe immer ein durchaus volksmäßiger Gesang, möge es auch durch die Hände eines Geistlichen gegangen sein; Vilmar sagt: „Dieses zu der Zeit als man wenig von der deutschen Poesie wußte, vielbesprochene und hochberühmte Lied hat allerdings noch einige volksmäßige Färbung und größtentheils eine bedeutende Lebendigkeit, doch reicht es weit nicht aus, um mit der alten, nunmehr untergegangenen epischen Poesie verglichen zu werden. Auch in ihm herrscht das nunmehr schon zur allgemeinen Geltung durchgedrungene neue metrische Prinzip, der Reim." Der unbekannte Verfasser könnte, wie man vermuthet, Mönch im Kloster St. Amand für l'Elnon gewesen sein. In der Klosterbibliothek von St. Amand wurde

das Lied zuerst von Mabillon aufgefunden; dieser schickte eine Abschrift an Schilter, welcher es 1696 herausgab; nachher erschien es in Mabillon's Anal. ord. Bened. III, im Thesaur. Tom. II. Den Text verbesserten neuerdings Docen: Lied eines fränkischen Dichters auf Ludwig III. München, 1813, dann Lachmann Specim. ling. franc. Berlin, 1825, Hoffmann Fundgruben Thl. 1. Die alte Handschrift, welche schon zu Mabillon's Zeit verschwunden war, wurde 1837 von Hoffmann in Valenciennes neu aufgefunden. Er und Willems gaben dieselbe mit flämischer und franz. Uebersetzung und Anmerk. unter dem Titel: Elnonensia. Monuments des langues romane et tudesque dans le IX siècle, Gand 1837. heraus, welche Recension Wackernagel im altd. Lesebuche, 2. Ausg. zu Grunde legt, weil sie die beste ist. Auch meine Uebersetzung hält sich meistens daran.

V. 2. her, nach Andern herro, Herr, im Verse macht es keinen Unterschied. V. 4. ih uueiz imoſ lonot, ich weiß, er lohnet es ihm; nach anderer Lesart wol hër imos lônôt, wohl, gern lohnt er ihm. V. 6. Eigentlich: dafür ward ihm bald Ersatz, denn buoz, Buße, Entschädigung. V. 7. *truhtin*, der Herr, wofür auch trehtin, es heißt im weltlichen Sinn dominus, steht aber häufig von Gott. Als Benennung des höchsten Herrn steht es wie cot ohne Artikel. Der Artikel fehlt aber überhaupt häufig bei den Subst. in diesem Liede. V. 8. *magaczogo*, schwaches Maskul:, Knabenerzieher, hängt mit dem goth. magus παῖς zusammen und erinnert an παιδαγωγός. V. 9. *dugidi*. tuged, erst im Mhd. tugent, Brauchbarkeit, Tüchtigkeit. V. 10. *fronisc githigini*, herrliche Degenschaft = treffliches Gefolge von Kämpfern. frônisc (von frô, Herr) Adjekt. herrschaftlich, herrlich; der Stamm noch in fröhnen, Frohnleichnam. Rückert versucht ein neues Wort: fröhnig, dienstbar. *githigini*, starkes Neutr. hier als Collectiv von dëgen, Kämpfer. So bei Otfried: ther kuning irdisgo mit sinemo githigine. Nach Uhland: Ich bin ein alter Degen. Haudegen ist volksthümlicher Ausdruck. V. 11—12: „Stuhl hier in Franken, so brauche er es lange." bruchê, Conjunktiv von pruhhan, brauchen, gebrauchen. Durch hier gibt sich der Verfasser wohl als Franken zu erkennen. V. 14. sar, sogleich, nun. V. 16. Ich behalte die alte Lesart: thia zâla wârun âno = die List, Uebervortheilungen waren ohne = fern. Nach Wackernagel: thia czala uuunniono, denn zala eine ganze Menge, Zahl; wunne, Lust, Freude, also: Freude in Menge. V. 17—20. wörtlich: da dies all geendet war, wollte Gott ihn küren; (prüfen) ob er Arbeit so

sung dulden möchte. *tholôn*, mhd. doln, dulden, aushalten. V. 21—24: ließ er heidnische Männer über See leiten, das Volk der Franken an seine Sünden zu mahnen. Die Lesart manôn sundiono ist der ältern mannon sîn dionon (ihren Mannen dienen) vorzuziehen. V. 25—28: Manche wurden verlorene, manche erkorene, Harm in Schaaren duldete, wer eher mislebte. *sum*, engl. some, dem griech. τις entsprechend. Es ist Pronominal-adjektiv der Zahl. *harauskara* für haramskara, Strafe, erklärt Wackernagel: haram, Harm, Leid und scara, der Reihe nach vertheilte und ungehemmte Dienstleistung, Frohndienst, Jak. Grimm, Rechtsalterth. 681. Es erinnert an bescheren. V. 29. Eine Art Alliteration. *thanne*, damals, τότε und *thanana*, davon, τόθεν. V. 31. *nam sina uaston*, nahm seine Fasten, büßte dadurch, daß er fastete, that sonach der Kirche genug und versöhnte sich mit Gott. Ein Mißverständniß ist es, wenn Genthe übersetzt: seine Vesten = feste Schlösser. „Nach der Reue" entspricht nicht ganz dem Text. V. 33—36: Mancher war Lügner, Mancher ein Schächer, Mancher voll Truges und er büßte dies. *skachari*, Räuber, Mörder; die mit Jesu Gekreuzigten hießen noch die Schächer. Statt *gibuozta*, mit Genitiv, welche Lesart Wackernagel im Wörterbuche selbst noch in Frage stellt, behalte ich *giburta*, also giburthan von bairan, sich erheben, vielleicht sich brüsten. *fol loses*, voll Unzucht, von lôs starkes Neutr., das mit dem Adjektiv zusammenhängen wird, in der Bedeutung Zuchtlosigkeit. Andere übersetzen: voll Truges. V. 37—40. König war entfernt, das Reich ganz geirret, erzürnet war Christ, leider entgalt es dies. — *ervirran*, wegführen, entfernen. *erbolgan* ist Particip von erbëlgan, zürnen, mit dem Dativ. Wackernagel weis't darauf hin, daß das Paritcip mit wesan häufig eine Redensart bildet. (Balgen heißt mithin zunächst: zürnen, sich streiten; oder wie Schwenck im Wörterbuch angibt: von Unmuth schwellen; so hängt es mit Balg zusammen, was ursprünglich die aufgeblasene Haut bedeutet.) In dem Vers uuas erbolgan krist fehlt ein Wort nach Wackernagel etwa imo. leidhor, leider, Interjektion. *ingëltan*, wofür Strafe leiden, büßen müssen; hier mit Genitiv. Das nhd. entgelten noch im nämlichen Sinne; auch die Redensart Fersengelt geben gehört hierher, sie bedeutet: mit den Fersen = mit Laufen zahlen, aber Fersengeld ist unrichtig. V. 44. *tharot*, dorthin, wozu Wackernagel im Wörterbuche tharort für tharawert, darwärts bemerkt. V. 47. *heijun*, es haben, von eigan, womit das griech. ἔχειν, Imperfekt εἶχον und das

Nhd. eigen verglichen werden muß. *sa* statt siâ, sie; später se, welches noch mundartlich vorkommt und in unserer Gegend nach dem Verb immer für sie gebraucht wird. V. 51 und 52: „Der Tod entreiße mir es nicht — Alles was du gebietest" = wenn der Tod mich nicht hindert. *rettau*, entreißen, entziehen. Das nhd. retten ist folglich: herausreißen aus Gefahr. V. 53. *urlub*, Erlaubniß, noch jetzt Urlaub. *gundfano*, Kriegesfahne von gundea, gundja, Kampf. Wackernagel führt das italiän. gonfalone an, wozu sich auch der Titel eines Gonfaloniere in der Republik St. Marino vergleichen läßt. Der Stamm gund findet sich noch in Eigennamen Kunigunde, Gunther, Gundrat, Gundhelm. V. 58. die sein warteten. *beilôn* schwaches Verb. hier mit Genitiv: harren, warten. V. 59. *qhuëdan*, sprechen; daz quit, das heißt; vielleicht mit dem latein. inquit zusammenhängend. *frômin* statt frô mîn, mein Herr. V. 63. *hiu* statt in. V. 64. *nôtstallo*, Nothgefährte, Genosse in der Noth — wohl für nôtgistallo. V. 65—69: „Her sandte mich Gott und mir selber gebot (er) ob euch Rath däuchte, daß ich hier föchte, mich selbst nicht sparte, bis ich euch gerettet." *sparôn*, schonen, sparen. *uncih* statt unzi ih, bis ich. V. 70. *gineriti*, Präterit. von nerjan, retten, aus dem Unglück reißen. V. 72. *holt*, geneigt, hier Diener, als Subst. mit Genitiv. V. 73 u. 74: Bescheret ist das Hiersein, (Erdenleben) so lange Christ will. *skerjan*, zutheilen. *hierwist*, Hiersein, starkes Femin. von wisen; den Gegensatz macht das *hinauarth*, Hinfahrt, Tod. Die Verse zeugen von lebendigem Vertrauen auf die Vorsehung. V. 77—82: „Wer hier mit Kraft thut Gottes Willen, kommt er gesund aus, ich lohne ihm es; bleibet er darinne, (im Streit) seinem Geschlechte." *elljan*, Kühnheit und Kraft; davon Ellenthier, starkes Thier, nachher verändet in Elendthier, Elend. *he* für er; sonst nur altsächsisch und mittelniederdeutsch. *kunni*, Geschlecht. V. 84. *ellianlicho*, Adv. tapfer, zu elljan. V. 85. *errahchôn*, schwaches Verb, nach Wackernagel ist es ironisch: mit Reden auseinander setzen und begründen. Das einfache rahhôn, rachôn heißt sagen, besprechen. Nach Andern ist wâr errahchôn, Wahrheit beweisen. Wagner, poet. Geschichte S. 68: wollte in Wahrheit (ernstlich) ausspähen, dafür läßt sich wohl kein Beweis führen. Am wenigsten trifft es Genthe (Deutsche Dichtungen des Mittelalters I, 31): „wollt' er wahrlich erreichen seine Widersacher." Diese Uebersetzung scheint nur gerathen. Die meinige „Rache nehmen" hält sich eben nur an den Wortlaut. *widersahcho*, schwaches Maskul.

Widersacher, d. h. Gegner in einer Sache vor Gericht; man verbindet das spätere *fiant*, Feind, damit und erklärt zugleich den Unterschied zwischen Feind, Gegner, Widersacher. V. 86: „da nicht war es sehr lang.“ *burolang*, allzu lang, mit ni = gar nicht lang. V. 90. *gerôn*, begehren. V. 92. *lioth*, Lied, Gesangstrophe. V. 94. *Kyrrie leison* statt Kyrie eleison, *κύριε ἐλέησον*, bekannte Worte des geistlichen Liedes. Die falsche Schreibung zeigt, daß Verfasser oder Abschreiber des Gedichtes der Orthographie nicht mächtig war. V. 95. Die lebendigste Stelle des ganzen Liedes, die besonders durch die ausdrucksvolle Kürze der Sprache ungemein gewinnt. Will man das Ganze als von einem Geistlichen überarbeitet ansehen, so wäre möglich, daß diese Verse noch dem ursprünglichen Volksliede ohne weitere Zusätze und Umgestaltung angehören; im Nhd. ist es nicht möglich, diese Kürze wieder zu geben, zumal weil wir die Artikel nöthig haben. *wig* oder *wic*, Krieg, Kampf, davon wigant, Krieger, Kämpfer — noch jetzt häufig als Familienname. V. 98. *spilodum ther urankon*, dann ist es mit Wackernagel im Wörterbuch von spilôn, scherzen, sich vergnügen — abzuleiten, welches den genit. caus. bei sich hat. Eine zweite Lesart: *spilod unther vrankon* soll an den vorangehenden Vers sich anschließen, also: (Blut) spielt (rollt, wallt, rinnt) unter den Franken. Wagner, poet. Geschichte 68 übersetzt: Jubel unter Franken und bemerkt: „spël, spil, Rede, spillôn, erzählen, wozu bispel, Beispiel, Fabel gehört.“ Am wenigsten ist gerechtfertigt die alte Lesart: spilionder Vrankon, kämpfender Franken, denn im Wettkampfe sich vergnügen heißt: spilôn. V. 99. *thegeno gelich*, einem Helden gleich, vergl. zu V. 10. V. 100. *nichein* sonst nehein, nechein, keiner. V. 101. sôsô, wie; man vergl. V. 77 die Verstärkung durch sô wer sô. V. 103. *gekunni*, angeboren, vom Geschlecht her eigen; es ist Adjektiv mit Dativ und schließt sich an kunni V. 81. V. 106. *skancta* von skenkjan, einschenken, mit Genitiv. *ce hanton*, mit den Händen. V. 108. Der Genitiv von „einschenken“ regiert. *lid*, Obstwein, Most; vergl. Wackernagel zur Stelle. Er vergleicht Leykauf, Befestigung eines Kaufes durch Aufgeld zum Trinken; auch Leitgeber, Weinwirth, mag dazu gehören. V. 109: „so weh ihnen hier des Leibes!“ wê mit Genitiv kann hier verwünschen oder beklagen. *lip*, Genitiv: libes, Leben; noch jetzt „Leib und Leben.“ Was die Konstruktion betrifft, ähnelt: sô wol dich des kindis — Wackernagel altd. Leseb. I, 276, 2. Ausgabe. V. 111. *sigihaft*, des Sieges theilhaftig und *sigi kamf*, siegreicher

Kampf, beide von sigo. V. 114—117 nicht klar. Der Sinn scheint: Da war nachher König Ludwig selig (hoch erfreut), bereit, so wie er hier war, so auch wo es Noth that. *sês* = sô es. *garo,* bereit, fertig, vergl. ganz und gar. *thurft,* Bedürfniß; mir ist des thurft, mir ist das nöthig, ich bedarf dessen. V. 119: bei seinen Herrlichkeiten. *êrgrêhti* von êre und gereht, Aufrechtstehen in Ehren, Majestät; vergl. Wackernagel im Wörterbuch.

Das Ludwigslied ist mehrfach in Prosa und Versen übersetzt. Solche Uebersetzungen haben große Schwierigkeiten und sind im Grunde nicht belohnend, weil der poetische Werth der noch erhaltenen altdeutschen Gedichte nur gering anzuschlagen ist. Am schwierigsten wird es hier, sich für ein bestimmtes Versmaß zu entscheiden. Die altdeutschen Verse haben ursprünglich 4 Arsen oder Hebungen, zu denen die Thesen oder Senkungen in beliebiger Zahl treten, ja bei denen sie ganz fehlen dürfen. Hierdurch erhält der Vers, wenigstens für unser Ohr, etwas Regelloses; wozu noch kommt, daß auch zwei Hebungen in zweisylbigen Wörtern nebeneinander liegen können und oft im Anfange des Verses, wie noch jetzt bei unsern Dichtern eine Basis, ein Vortakt steht, welcher zu den Hebungen des Verses nicht hinzu gerechnet wird. Wie soll man ferner den so ganz einfachen Reim, der gewöhnlich stumpf ist, nachbilden? Ja, in unserm Gedicht ist mitunter der Reim eher noch ein bloßer Anklang der Vokale, demnach ist das eigentliche Prinzip noch nicht völlig durchgedrungen. Man vergleiche: dugidi: githigini — arbeidi: mahti — vrankon: northmannon; auf der andern Seite findet sich sogar ein schwebender Reim: uerlorane: erkorane, aber dieser gilt hier, wie noch im spätern Mittelalter nur gleich einem stumpfen. Man mag daher meine Uebersetzung, die ich nicht ohne Bedenken veröffentliche, nachsichtig ansehen, wenigstens wird sie Vielen lesbarer sein, als die noch kürzlich im „Hausschatz deutscher Volkslieder" von O. L. B. Wolff abgedruckte alte Nachbildung. Eine andere Frage ist die: Wäre es nicht angemessener, altdeutsche Gedichte in einem andern Versmaße nachzubilden? Solche Schlachtgesänge und epische Schilderungen etwa in der Odenstrophe oder im Hexameter? Gervinus hat bekanntlich vor einigen Jahren einen Probegesang der „Gudrun" in Hexameter gebracht und sich dahin ausgesprochen, daß man auf ähnliche Weise die altdeutschen Gedichte bearbeiten müsse; die Gudrun hat aber, wie man weiß, die Nibelungenstrophe, die uns

nicht allein zufällig in das Ohr tönt, sondern auch schon durch Uhland und viele neuere Dichter geläufig ist, abgesehen davon, daß sie der Schwierigkeiten weniger zeigt, als die Strophe des Ludwigsliedes. Ich bin inzwischen nicht der Meinung, alt- oder mitteldeutsche Dichtungen im Hexameter oder sonst einem antiken Verse nachzubilden; diese Versarten widerstreben gewöhnlich unserer Sprache, da diese meist den Accent und nicht die Quantität allein walten läßt. Auch muß man bei solchen Umschmelzungen den Reim wegschaffen, der doch selbst in seiner naiven Unbeholfenheit, womit er in jenen Gedichten nicht selten auftritt, eine für unser Ohr unersetzliche Zierde bleibt. Ich muß auch hier wieder den alten Kohl wärmen und wiederholen, daß unser Ohr für die Rhythmen der Hellenen nicht mehr geschärft genug ist und gewisse Herren, die sich einbilden, den süßesten Wohllaut zu hören, wenn man jene Rhythmen im Deutschen nachpfuscht — sind nur in einer Selbsttäuschung begriffen. Goethe und Schiller verstanden es in der That, wohlklingende Verse zu bilden, aber wie häufig staunt man über den übeln Klang, wenn sie z. B. Hexameter haben! Sogar ein Platen bietet verunglückte Beispiele, denn der Sprachgeist läßt sich keine Gewalt anthun, ohne Rache dafür zu nehmen. Bleiben wir also bei unsern Reimversen!

Will der Lehrer das Ludwigslied zum Gegenstande besonderer Aufgaben wählen, so habe ich gegen diese Wahl selbst dann nichts zu erinnern, wenn er mit seinen Schülern nachher so viel Zeit behält, um den Otfried mehr im Vorbeigehen betrachten zu müssen: das Ludwigslied ist ja ein Ganzes und aus dem „Krist" darf er nur Bruchstücke wählen. Es wird daher genügen, wenn er die Eigenthümlichkeiten des Althochdeutschen an diesem Liede zeigt; er kann darauf den vermittelnden Uebergang zu der Sprache des Nibelungenliedes suchen, welches der Schüler zum größten Theil im Original kennen lernen soll. — Ist der Inhalt angegeben und jede Schwierigkeit der Worterklärung beseitigt, so lasse man Einiges aufsuchen, was noch im Nhd. vorkommt und erinnere daran, daß sich Manches davon ohne Kenntniß des Altdeutschen gar nicht verstehen lasse. Alsdann versuchen die Schüler eine Nachbildung und zwar in Versen. In der Schule mag eine hexametrische Uebersetzung nicht allein gebilligt, sie darf sogar aufgegeben werden, denn die Schüler unserer obern Gymnasialklassen, die gewöhnlich Jahre lang den Homer, Ovid, Virgil gelesen, stellen sich zur Bildung eines Hexameters meistens weit besser an, als wenn man Reimverse verlangt. Nur würde ich nicht unter-

lassen, bei der Gelegenheit überhaupt zu erörtern, wie ferne der Hexameter dem Geist unserer Sprache zusagt und was als eigenthümliche Erscheinung bei den meisten Uebersetzern augenfällig wird. Natürlich läßt sich dies nicht mit einigen oberflächlichen Bemerkungen über den Gegenstand abthun; der Lehrer muß z. B. Wackernagels „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock" (Berlin 1831) kennen, sowie eine Schrift von F. Wachter „Die Anwendbarkeit des Hexameters und der ihm verwandten Versarten in der deutschen Sprache" (Jena 1820) ihm nicht fremd sein darf. Mit diesen verbindet er K. Poggel „Grundzüge einer Theorie des Reims und der Gleichklänge, mit besonderer Rücksicht auf Goethe" (Hamm 1834) und was ihm eigene Studien und ein reichliches Nachdenken darüber als Stoff zur Hand liefern.

Endlich möchte ich das „Ludwigslied als Schlachtgesang betrachtet" mit andern Denkmälern des Alterthums und der neuern Zeit vergleichen lassen. Nur nicht mit Schilderungen aus dem Homer, mit denen ich nicht einmal das Nibelungenlied vergleiche, um nicht den ehrwürdigen Rest unserer alten Volkspoesie unverdient herabzusetzen. Was kann sich denn auch sonst in epischer Dichtung dem Homer an die Seite stellen? Und ist es ein Wunder, wenn ein so reich begabtes Land und Volk in seiner Jugendzeit Unübertreffliches dichtet? Also keine Vergleichung mit Homer, sondern etwa mit dem Siegsgesang der Debora, im Buche der Richter, Kap. 5, wo sich einige ganz passende Stellen finden. Das Volk Israel steht in demselben ungefähr auf der Bildungsstufe wie die Franken zur Zeit, als das Ludwigslied gedichtet ward. Will man in die neuere Zeit gehen, so bietet sich unter Andern ein Schlachtlied Gleim's, „des preuß. Grenadiers" zur Vergleichung dar, z. B. das Lowositzer Lied. Gervinus endlich vergleicht es mit dem angelsächsischen Siegeslied auf Athelstans Sieg bei Brunaburg, welches er sehr hoch stellt, weil es den Hörer unmittelbar in die Schlacht, zwischen gespaltete Schilde und gestürzte Banner versetzt, weil die Beschreibung der Schlacht nicht wie hier mit wenig kurzen Worten abgemacht wird, sondern das ganze angelsächsische Lied füllt, wo wir mit den Theilen des siegenden und besiegten Heeres bekannt werden, mit den Führern und Erschlagenen, wo wir die Fliehenden und Verfolgenden begleiten, die Sieger und Besiegten heimkehren sehen u. s. w., vergl. Gervinus I, 78. Man hüte sich jedoch auch hier, das Ludwigslied zu tief in den Schatten zu stellen, was es in keinem Falle verdient.

Das psychologische und nationale Moment in dem deutschen Sprachunterrichte.

Um den Einfluß des Unterrichtes in unserer Muttersprache auf den Geist der Jugend zu erörtern, unterscheiden wir den psychologischen und nationalen Werth desselben. Jenes nennt man wohl den formalen Nutzen und setzt demselben den materialen entgegen. Diese Benennungen entsprechen aber unserer Idee nicht, und wir müssen die hier aufgestellte Benennung — der psychologische Einfluß — festhalten, auch den zweiten Punkt besonders betrachten und die zu beschränkte Bezeichnung — material — fahren lassen. Man könnte einwenden, daß der nationale Einfluß ebenfalls zum psychologischen gehöre. Im weitesten Sinne des letzteren Ausdrucks mag dies wahr sein; jedoch kann hier das Nationale auch das Politische, auf den Staat sich beziehende, genannt werden und somit ist hinlänglicher Grund zur Scheidung vorhanden. Worin also besteht der psychologische Einfluß des Unterrichtes in der Muttersprache, und warum soll er insonderheit auf Realschulen beachtet werden?

Die Gegenstände, mit denen auf Realschulen der jugendliche Geist hauptsächlich beschäftigt wird, verdienen vorzugsweise die Benennung real. Sie beziehen sich auf Größe und Ausdehnung der Dinge, auf ihre Zusammensetzung, ihre Kräfte und Wirkungen. Sie regen das mathematische Anschauungsvermögen an und vervollkommnen dasselbe; sie schärfen die Beobachtungsgabe; sie stärken die geistige Kraft überhaupt und das Gedächtniß insbesondere; sie betreffen den Menschen in seiner Herrschaft über die Außenwelt: aber sie berühren die eigentlichen Tiefen des Geistes nicht; sie dringen nicht in's Innere desselben; sie lassen, wie schon mehrfach ausgesprochen worden, den Geist, wie er ist. Somit geht von selbst hervor, daß es eines Gegengewichtes bedarf, wenn Gleichförmigkeit in der Bildung statt finden soll. Der Jüngling soll nicht blos rechnen und messen, Stoffe trennen und verbinden

lernen; er soll auch sich rein und würdig aussprechen und das Schöne in den sprachlichen Erzeugnissen des Menschengeistes und vor Allem der ihm verwandten Geister seines Volkes erkennen und beurtheilen lernen. Dies kann aber ohne einen anregenden und umfassenden Unterricht in der Muttersprache nicht geschehen.

Die Einwendungen, die man hiergegen machen kann, scheinen hauptsächlich von zwei Seiten herzukommen, nämlich von der Ueberschätzung des Einflusses der alten, und von der der neueren fremden Sprachen. Die fremden Sprachen, sagt man, insonderheit die alten und namentlich die lateinische, leisten dies Alles hinlänglich und besser, als unsere Muttersprache. Aber abgesehen davon, daß die alten Sprachen auf Realschulen nicht umfassend gelehrt werden können, scheint auch diese Ansicht an sich irrig und des Grundes ermangelnd. — Was die alten Sprachen betrifft, so ist freilich behauptet worden, und zwar besonders von einem jetzt sehr hochstehenden Schulmanne, daß sie allein, und, wie schon gesagt, namentlich die lateinische, die Grundlage einer wahren und genügenden Schulbildung seien. Es haben sich aber andere, ebenfalls bedeutende Stimmen dagegen erhoben, unter welchen ich jetzt nur als das Neueste anführe den „offenen Brief" von Dr. B. Matthiae — Jena 1846, in welchem es heißt: (S. 8) — „die Zeiten, in denen der Quell des klassischen Alterthums allein die durstenden Glieder tränkte, stärkte und erquickte, sind vorbei — diese ruhigen und schönen Zeiten, wo die Gegenwart demüthig sich vor der Größe der Vergangenheit beugte, keine Kraft zur eigenen Belebung in ihr zündete, kein Athemzug eines politischen Volksgeistes die patriarchalische Stille der Erdenhimmel störte und beunruhigte. Die Zeiten sind vorbei, in denen Alles nur den cyclopischen Wortfechtereien der Vorkämpfer der formalen und realen Philologie lauschte, und die Schaar der Gläubigen dem Sieger zujauchzte, als habe er eine neue Welt oder eine neue Staatsform in's Leben gerufen. Die Zeiten sind vorbei, in denen es als Kriterium eines gelehrten Mannes von Charakter galt, daß er gut lateinisch spreche und schreibe, und die Tugenden eines ersten Latinisten selbst die Fehler und Laster des Menschen noch verherrlichten." Ueberhaupt möchte das Bestreben, eine von dem Zeitgeist ausgestoßene Ansicht durch Anpreisung wieder geltend zu machen, stets ein vergebliches sein. Daher kann auch der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes, obwohl selbst ein Zögling der alten, dieser Ansicht huldigenden philologischen Schule, doch derselben nicht das Wort reden. Er muß vielmehr darauf dringen, daß

man nicht bei Fremden suche, was man in der Heimath haben kann; nicht in der entfernten Vergangenheit, was in der Gegenwart vor uns liegt. Also wenn auch für den Unterricht in den alten Sprachen auf Realschulen der Raum zu gewinnen wäre, so würde doch durch diesen der psychologische Einfluß der Muttersprache nicht ersetzt oder entbehrlich gemacht werden können. Was jene Sprachen für ihr Volk waren, können sie für das unsrige nicht sein. Sie sind Gebilde der Vorzeit, verflossener und verschwundener Völker und Zustände, und können ungeachtet aller ihrer Vortrefflichkeit das Lebende nicht ersetzen oder verdrängen.

Wenn nun die alten Sprachen dies nicht vermögen, so können es die Sprachen der neueren Zeit, die auf jenen als ihrer Grundlage ruhen, noch weit weniger. Weder die französische Sprache, noch die englische, obwohl letztere durch den bedeutenden Antheil des Germanischen uns näher steht, vermögen den psychologischen Einfluß unserer Muttersprache bei unserer Jugend hervorzubringen. Jenen Sprachen fehlt die freie, eigene Organisation, die Urkraft, welche in unserer Sprache so mächtig gewirkt hat und noch fortwirkt. Ihre Erzeugnisse, seien sie auch noch so vortrefflich, bringen nicht die Wirkung auf den Geist des Jünglings hervor, wie die der eigenen Sprache. Und welche Vorarbeit gehört dazu, ehe der Jüngling befähigt ist, die besten dieser Erzeugnisse recht aufzufassen und zu genießen! Vermögen doch Manche gar nicht bis zu diesem Ziele zu gelangen! Ja selbst in grammatischer Hinsicht können jene Sprachen mit der unsrigen sich nicht vergleichen. Oder hätte etwa die Ausbildung der Grammatik dieser Sprachen den Standpunkt der unsrigen erreicht? Was ist in ihnen die Wortbildungslehre, die Syntaxis, die Metrik? Die französische Sprache, fast nur durch das Medium der italiänischen aus der lateinischen hervorgegangen, wenigstens in syntaktischer Hinsicht, kann beinahe gar nichts Eigenes aufweisen. Die englische, aus zu verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, hat eine zu große Licenz des Sprachgebrauches und zu viel Unbestimmtes, um in ihrem grammatischen Bau den Forderungen des Geistes zu genügen. Es bleibt also als hinlängliches Gegengewicht der blos realen Erkenntniß und Bildung auf unseren Realschulen nur die Muttersprache übrig, und wir haben demnächst die Frage zu beantworten, ob und inwiefern sie zur Befriedigung dieses geistigen Bedürfnisses geeignet sei.

Wir können den grammatischen Gehalt einer Sprache unter folgende vier Gesichtspunkte bringen: Wortbildung, Biegung

(Flexion), Satzbildung (Syntaxis), Sylben- und Versmessung (Metrik). Sehen wir, inwiefern unsere Sprache in dieser vierfachen Hinsicht den Anforderungen des denkenden Geistes entspreche!

In ihrer Wortbildung kann sie es gewiß. Deutlich und genügend bildet sich in ihr aus der Wurzelform die abgeleitete, theilt sich diese wieder in Stammform und Sproßform u. s. w., wie dieses in Becker's Grammatik zur Genüge nachgewiesen ist. Es gewährt dem jugendlichen Geiste eine angenehme und lehrreiche Beschäftigung, dieser Bildung nachzugehen, und wenn einmal ihr Gang gezeigt worden ist, sie in die besondern Gestaltungen zu verfolgen. Eben so ist es mit der Zusammensetzung. Auch ihre Regeln und Gebilde zu betrachten, ist befriedigend für den Geist und lehrreich. Ueberhaupt kann keine der romanischen Mischsprachen sich in Hinsicht der Wortbildung mit unserer Sprache vergleichen, und von den Sprachen des Alterthums ist nur die griechische ihr darin überlegen. Weniger genügend in geistiger Hinsicht ist im Deutschen die Flexion, welche man wohl in Vergleich mit den Sprachen des Alterthums mangelhaft nennen kann. Allein ganz ohne Befriedigung wird auch sie uns nicht lassen. Auch in ihr finden wir manche Spuren tiefer und richtiger Ansichten, und können anziehende Vergleichungen mit anderen Sprachen anstellen. — Den Satz von seiner einfachsten, auf einem unumstößlichen Dualismus *) beruhenden Gestalt durch seine ganze Ausbildung in Haupt- und Nebensätzen bis zur verschlungensten Periode zu verfolgen; zu sehen, mit welcher Kunst der menschliche Geist in jede Wort- und Satzfolge, in jede Verbindung eigenthümliche Schattirungen des Gedankens legte; wie im Satze rhythmische Vollendung und Klarheit des Gedankens selbst sich stets durchdringen und Eines zu sein scheinen — dies Alles ist höchst bildend und weckt und erfreut den Geist des denkenden Jünglings. Dies aber leistet die Satzlehre unserer Sprache in hoher Vollkommenheit und mit größerer Vollendung, als es in den fremden Sprachen der Fall ist, die auf Realschulen gelehrt werden können. Nicht einmal die hierzu nöthige Terminologie besitzen diese Sprachen, und sie haben es in ihrer grammatischen Ausbildung nicht so weit gebracht, daß ihre Syntaxis mit der deutschen sich gleichstellen könnte.

*) S. darüber des Verf. Abhandlung zum Programm der Crefelder Schule vom Jahre 1838.

Den vierten unserer Gesichtspunkte, den der Sylben- und Versmessung, werden Viele von Realschulen lieber ganz ausgeschlossen sehen. Wir glauben mit Unrecht. Auch der metrische Gehalt der Sprache gewährt dem Geiste manche Befriedigung, und es wird nicht viel Zeit erforderlich sein, das Wichtigste aus der Metrik der Jugend vorzutragen. Welche andere der neueren Sprachen kann aber in dieser Hinsicht mit der unsrigen zusammengestellt werden? Den Engländern und Franzosen fehlt in ihrer Sprache das rhythmische Element fast gänzlich. Schon ihre getrübten Selbstlauter taugen dazu nicht, und im Ganzen zeigt es sich, daß sie unmusikalische Nationen sind und ihr Gefühl für Rhythmus nicht geweckt ist. Die Italiener unterliegen in metrischer Hinsicht zum Theil dem nämlichen Tadel, und dabei hat ihre Poesie eine zu große Licenz der Elision, um metrisch befriedigen zu können. Daher ist auch in diesen Sprachen die Nachbildung der antiken Versmaße, Weniges ausgenommen, schwerlich ausführbar und kaum einmal versucht worden, dahingegen sie im Deutschen so trefflich gelungen ist. Wie aber dieser Gegenstand im Unterrichte zu behandeln sei, darüber hat der Verfasser in seiner Abhandlung zum Programm der Crefelder Schule vom Jahr 1845 Vorschläge gethan, auf welche er hier aufmerksam zu machen sich erlaubt.

Wenn es also gegründet ist, daß die deutsche Sprache den grammatischen Forderungen im Ganzen auf ausgezeichnete Weise genügt, so ist auch erwiesen, daß der Unterricht in derselben auf den Geist des denkenden Jünglings einen höchst bedeutenden Einfluß üben, daß ihm in denselben eine reiche Quelle der Erkenntniß und der Anregung sich öffnen werde; daß also dieser Unterricht in psychologischer Hinsicht höchst wichtig und durch keinen andern Lehrgegenstand zu ersetzen sei. —

Wir haben nun über den zweiten der hier aufgestellten Gesichtspunkte, nämlich über den nationalen Einfluß des Unterrichts in der deutschen Sprache noch wenige Worte zu sagen. Auch dieser ist nicht gering anzuschlagen. Abgesehen davon, daß es eine Mißachtung des eigenen Besitzes verrathen würde, wenn man diesem Unterrichte keine oder nur eine ganz dürftige Rücksicht einräumen wollte; so ist es gerade die nationale Einheit und Selbstständigkeit, welche unserem Volke fehlt und von jeher gefehlt hat, und worin allein noch Heil für dasselbe zu hoffen ist*).

*) Man sehe darüber die treffliche deutsche Gesch., v. Dr. Wirth, an vielen Stellen

Sollte nun nicht eine gründliche Bekanntschaft mit seiner Sprache, eine verdiente Würdigung ihrer Vorzüge in dem Geiste des deutschen Jünglings das Nationalgefühl stärken und fördern? Das ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Nur allzu oft finden wir — was auch schon von Vielen bemerkt und getadelt worden ist, bei dem Deutschen die Schwäche, daß er eine besondere Ehre darin sucht, fremde Sprachen, wenn auch mangelhaft und stolpernd, zu sprechen und sich ihrer zu bedienen, wohingegen er auf das gute und richtige Sprechen der Muttersprache nur geringen Werth legt. So sollte es nicht sein! Ein genügender Unterricht in seiner eigenen Sprache wird den deutschen Jüngling hier auf den richtigen Standpunkt bringen. Er wird ihn befähigen, seinen Bildungsgrad auch in seiner eigenen Sprache hinlänglich zu Tage zu legen, ohne dazu der fremden Sprachen als Aushängeschild zu bedürfen. Dies gilt um so mehr, da es doch eine Täuschung ist, zu glauben, man könne sich eine fremde Sprache so zu eigen machen, wie seine Muttersprache, und sie in demselben Grade als Auslegerin des Geistes gebrauchen. Warum also seine ganze Fassungskraft auf einen Besitz richten, den man nie vollständig erlangen kann? Mag immerhin der deutsche Knabe und Jüngling fremden Sprachen so viel Zeit und Anstrengung widmen, als zu ihrer genügenden Auffassung nothwendig ist — schon zu praktischen Zwecken muß dies geschehen — aber vernachlässigen darf er das Organ seines eigenen Nationalgeistes nicht. Er muß vielmehr dahin streben, sich dasselbe zu mündlichem und schriftlichem Gebrauche in möglichster Vollkommenheit zu eigen zu machen.

Der Sinn für das Nationale soll also ebenfalls bei dem deutschen Jüngling durch einen gründlichen, umfassenden und anregenden Unterricht in der deutschen Sprache geweckt und unterhalten werden, daß er in Sprache und Gesinnung ächt deutsch sei, bei einem deutschen Herzen auch eine deutsche Zunge habe, die seine schöne und kraftvolle Sprache auch schön und kraftvoll zu gebrauchen wisse. —

C. Risler.

Ueber Englische Hexameter.

Die zehnsylbigen iambischen Verse bilden, wie bekannt, das eigenthümliche heroische Versmaß der Engländer, und gleich den elegischen und lyrischen wollte sich auch die heroische Versart der Alten der englischen Sprache nicht recht fügen.

In den letzten Heften des Blackwood'schen Edinburgh Magazine hat man nun mehrfach versucht, theoretisch und praktisch das klassische heroische Versmaß auch dem Englischen zu vindiciren. Frühere Versuche in dieser Hinsicht waren nicht sehr glücklich gewesen. Sidney und die Dichter zur Zeit der Königin Elisabeth gingen von dem Grundsatze aus, den Werth der einzelnen Sylben nach lateinischen Regeln abzumessen, welche das englische Ohr nicht anerkennen kann, und deren Anwendung eine unerträgliche Härte des Ausdrucks und der Aussprache veranlassen mußten. Stanihurst's Virgil ist in der Phraseologie so seltsam und komisch, daß eigentlich Alles in dem Werke dadurch den Character des Lächerlichen gewinnen mußte; Southey's Vision ist ferner in ihrer ganzen Anlage so völlig verfehlt, daß dafür eigentlich gar kein Versmaß als geeignet erscheinen konnte. Der Anfang des letztgenannten Werkes ist indessen eine gut gelungene Probe von der Art und Weise, in welcher sich das epische Versmaß modificirt auch im Englischen anwenden läßt und selbst demjenigen, welcher mit der klassischen Versart ganz unbekannt ist, wird hier das Metrum als ein gut gewähltes und der Sprache angemessenes scheinen müssen. Ließe sich nun in dieser Weise z. B. die epische Erzählung der Ilias nachahmen, so würde die englische Nation dadurch jedenfalls ein treueres, besseres Bild von Homer gewinnen, als sie bei den gegenwärtigen Leistungen haben kann.

Gewöhnlich hat man gegen den Hexameter im Englischen den Einwand gemacht, daß man so sehr wenig Spondeen besitze, und Southey behauptet geradezu, daß Egypt der einzige Spondeus sei. Hier irrt er indessen, man denke z. B. nur an precept oder

rescript, und ganz abgesehen davon möchte man vielmehr geneigt sejn, den Gebrauch der vielen Spondeen am Schlusse der Versfüße für die Hauptursache zu erklären, weshalb es im Englischen so wenig gute Hexameter gibt. Das englische Gefühl für Rhythmus verwirft den Spondeus am Ende aufs Entschiedenste, und selbst wo die Wörter nach der gewöhnlichen Aussprache einen Spondeus bilden würden, zwängt man ihnen, wenn sie am Schlusse des Verses stehen, fast unwillkührlich den trochäischen Character auf. Man vergleiche z. B. folgende Verse von Sidney:

But yet well do I find each man most wise in his *own case.*
And yet neither of ŭs great ŏr blest deemeth his *own self.*
Shall such morning dews be an ease to heat of a *love's fire?*

Man kann fast nicht umhin, den letzten Fuß obiger Verse als Trochäus zu lesen, und wer überhaupt an der Nothwendigkeit des Trochäus für den englischen Hexameter noch zweifelt, der bedenke nur, daß man bei dem Versuche, einen Reim in diesem Versmaße anzubringen, sich stets des doppelten Reimes bedienen mußte z. B.

See, o citizens, here old Ennius's image pre*sented.*
Honour me not with your tears, by none let my death be pre*sented.*

— und ein Reim wie der folgende müßte dem Ohre durchaus mißfallen:

But yet well do I find each man most wise in his own *case:*
Wisely let each resolve, and meet the event with a calm *face.*

So lange man nun dabei stehen bleibt, nur diejenigen Hexameter für gut zu erklären, welche am Schlusse den Spondeus anwenden, so lange wird man in unnatürlicher Weise dem Klange Gewalt anthun und deshalb dem englischen Ohre das epische Versmaß nicht empfehlen können. Wir finden nur bei Southey, ungeachtet seiner oben erwähnten Behauptung, eine große Menge ächter Spondeen, die durch ihre Stellung gezwungen den Character des Trochäus annehmen, der dem englischen Verse wesentlich ist; außerdem bleibt es übrigens bei Southey zu tadeln, daß er sehr häufig die Cäsur gar nicht beobachtet und überhaupt mehrfach Ausdrücke und Wendungen gebraucht, die in einem Gedichte nicht am rechten Orte sind.

Was die Quantität der Sylben betrifft, die sich im Englischen nicht nach Art der lateinischen und griechischen Sprache behandeln läßt, so kann sie der Anwendung des Hexameters kein erhebliches Hinderniß bereiten. Die eigentliche Länge und Kürze kommt im

Englischen eigentlich gar nicht in Betracht, sondern es handelt sich nur darum, ob die Sylben stark oder schwach sind. Man vergleiche z. B.

When in *death* I shall *calm* re*cline*,
O *bear* my *heart* to my *mis*tress *dear*.
Tell her it *lived* upon *smiles* and *wine*,
Of the *bright*est *hue* while it *linger'*d *here*.

Die mit Cursiv-Schrift gedruckten Sylben stehen hier an der Stelle der langen, und umgekehrt; so ist denn auch z. B. I und while schwach aber lang: Wir erfahren von Spenser, daß man es in seiner Zeit versuchte, die lateinischen Quantitäts-Regeln bei den ältern englischen Hexametern anzuwenden und z. B. in carpenter die zweite Sylbe als lang (Position) gebrauchte, um gehörig scandiren zu können. Man lese z. B.

Unto a caitiff wretch whom long affliction holdeth,
Grant yet, grant yet a look to the last monument of his anguish.

Es liegt am Tage, wie gering der Gewinn dieser Methode sein mußte, und der Hexameter konnte offenbar in England keinen rechten Beifall gewinnen, weil man ihm die Gelegenheit abschnitt, sich frei und selbstständig national zu entwickeln.

Ein anderer Hauptübelstand war es ferner noch, daß Southey und mehrere seiner Nachfolger einzelne wichtige klassische Regeln des Hexameters unbeachtet ließen und sich Freiheiten und Nachlässigkeiten erlaubten, worin sie seltsamer Weise die nationale Ausbildung des Hexameters erkannten. Es scheint uns durchaus nothwendig zu sein, daß jeder Vers mit einer langen Sylbe beginne, wenn er nicht ein wesentliches Moment des Hexameters verlieren soll; Southey fing aber zuweilen seine Verse mit it oder the — als Vorschlagssylbe — an, was ihm die Sache natürlich sehr erleichtern mußte, das eigentliche Versmaß aber völlig vernichtete z. B.

Upon all seas and shores, wheresoever her rights were offended.

Ebenso tadelnswerth sind die häufig vorkommenden überzähligen Sylben, und diejenigen, welche nur durch eine harte Elysion abgeschnitten werden können, ein Fall, der besonders am Schlusse der Verse sich mehrfach findet, wo nur durch eine gezwungene Elysion der Dactylus entfernt werden kann z. B.

Still it deceiveth the weak, inflmeth the rash and the *desperate*.
Rich in Italy's works and the masterly labours of *Belgium*.

Ungeachtet aller Schwierigkeiten, welche die Anwendung des klassischen Metrums der englischen Sprache in den Weg legt und ungeachtet der manchfachen mißglückten Versuche hat man sich in der neuesten Zeit, wie wir dies bereits oben andeuteten, mit besonderer Vorliebe in England dem klassisch heroischen Versmaße wieder zugewendet und neben dem Hexameter auch dem Pentameter seine Geltung zu verschaffen gesucht; wir theilen hier eine ganz neue Uebersetzung des „Tanzes" von Schiller mit, deren Verfasser mit einigem Glücke die antike Form nachgeahmt hat, ohne dabei die nationale Eigenthümlichkeit der Sprache unberücksichtigt zu lassen.

The Dance. From Schiller.

See with floating tread the bright pair whirl in a wave-like
  Swing, and the winged foot scarce gives a touch to the floor.
Say, is it shadows that flit unclogg'd by the load of the body?
  Say, is it elves that weave fairy-wings under the moon?
So rolls the curling smoke through air on the breath of the zephyr;
  So sways the light canoe borne on the silvery lake
— Bounds the well — taught foot on the sweet-flowing wave of the measure;
  Whispering musical strains buoy up the aëry forms.
Now, as if in its rush it would break the chain of the dancers,
  Dives an adventurous pair into the thick of the throng.
Quick before them a pathway is formed, and closes behind them;
  As by a magical hand, open'd and shut is the way.
Now it is lost to the eye; into wild confusion resolved —
  So! that revolving world loses its orderly frame.
No! from the mass there it gaily emerges and glides from the tangle;
  Order resumes her sway, only with altered charm.
Vanishing still, it still reappears, the revolving creation,
  And, deep-working, a law governs the aspects of change.
Say, how is it that forms ever passing are ever restored?
  How still fixity stays, even where motions most reigns?
How each, master and free, by his own heart shaping his pathway,
  Finds in the hurrying maze simply the path that he seeks?
This thou would'st know? 'Tis he might divine harmony's empire;
  She in the social dance governs the motions of each.
She, like the Goddess Severe, with the golden bridle of order,
  Tames and guides at her will wild and tumultuous strength.
And avound thee in vain the word its harmonies utters
  If the heart be not swept on in the stream of the strain,
— Not by the measure of life which beats through all beings avound thee,
  — Not by the whirl of the dance, which through the vacant abyss
Launches the blazing suns in the spacious sweeps of their orbits.
  Order rules in thy sports: so let it rule in thy acts.

M. L.

Das Distichon ist dem Ohre noch wohlgefälliger, als der stets wiederkehrende Hexameter, und wenn gleich die englische Literatur in diesem Metrum nicht grade eben so viele Schätze besitzt als die deutsche, so hat sie doch bereits mehrere gute Proben gegeben und dadurch zugleich den Beweis geliefert, daß sich auch hierzu die englische Sprache einigermaßen eignet. Man kann deshalb nach den bisherigen Erfahrungen die Ansicht aussprechen, daß sich dieses Versmaß in England eines größeren Beifalls noch als der bloße Hexameter selbst erfreuen und sich demzufolge vielleicht um so schneller volksthümlich entwickeln dürfte.

Hg.

Gedankenspäne über Sprachunterricht; mit Bezugnahme auf Mager's „genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts in fremden Sprachen und Literaturen."

Das oben genannte pädagogische Werk Mager's ist so voll gesunden Urtheils und gesunder Ansichten, daß es auf die künftige Gestaltung unseres Schulwesens und speciell der Methodik des Sprachunterrichts nicht ohne Einfluß bleiben kann. Je trefflicher und beherzigungswerther aber diese Schrift im Ganzen ist, desto weniger kann ich mich enthalten, unumwunden hier auszusprechen, was mir im Einzelnen daran verfehlt oder mißlungen scheint. Eine Kritik des Mager'schen Werkes soll aber das Folgende durchaus nicht sein, sondern nur einzelne Gedanken enthalten, von denen Schreiber dieses glaubt, daß sie bei einer künftigen Reform des Sprachunterrichts auch ihrerseits eine Berücksichtigung beanspruchen dürften.

Das Erste, worin ich mit Hrn. Mager nicht einverstanden bin, ist seine Benennung „gelehrtes Gymnasium und Bürgergymnasium," wofür ich lieber die Ausdrücke: klassisches Gymnasium und Realgymnasium gebraucht gesehen hätte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir, denke ich, einer Zeit entgehen gehen, wo Gelehrtenthum und Bürgerthum nicht mehr als ein so Getrenntes erscheinen, sondern mehr und mehr sich decken und in einander aufgehen wird. Wie unter den Gelehrten selbst die hervorragenden Größen in dem Maße verschwinden als die Bildung sich verallgemeinert, so wird auch die Kluft zwischen dem Bürger und Gelehrten immer kleiner werden, und darum sollten wir nicht Schulen bekommen, die Gelehrte oder Bürger, sondern Gelehrte und Bürger, oder vielmehr erst Bürger und dann Gelehrte erziehen. Eben deshalb sollten wir aber unsere männliche Jugend nicht schon im zehnten Jahr, wie Hr. Mager will, durch ein sogenanntes

gelehrtes Gymnasium und Bürger-Gymnasium von einander abschließen, sondern sie bis zum Abschluß des Knabenalters durch die Confirmation, also bis zum vierzehnten Lebensjahre zusammen gehen lassen, wo dann die Lebenswege von selbst aus einander gehen. Damit hängt aber noch ein zweiter Uebelstand zusammen, der mir im Folgenden zu liegen scheint. Einmal will Hr. Mager, daß der Unterricht in einer fremden Sprache erst im zehnten Lebensjahre beginne, und das ist höchst vernünftig. Nun soll aber der Knabe, noch ehe er überhaupt eine fremde Sprache zu lernen begonnen hat, sich entweder für das gelehrte oder das Bürger-Gymnasium entscheiden, wo gleich vom ersten Anfang an der Sprachunterricht völlig aus einander geht, indem das gelehrte Gymnasium denselben mit der lateinischen, das Bürger-Gymnasium mit der französischen Sprache beginnt. Bei dieser Einrichtung soll sich aber einmal der Knabe schon im zehnten Jahr für einen bestimmten Lebenslauf entscheiden, was im Allgemeinen wohl viel zu früh ist; und dann soll er sich entweder für eine alte oder neuere Sprache entscheiden, wo er doch außer der Muttersprache noch gar keine kennen gelernt hat. Sollte er nicht erst eine fremde Sprache überhaupt ein wenig gesehen haben, ehe er sich für die eine oder andere entscheidet, zumal diese Entscheidung so genau mit seiner ganzen Zukunft zusammenhängt? Wie mir aber ein solcher Griff auf gut Glück hin mißlich erscheint, so wie mich diese frühe Trennung unserer Jugend überhaupt nicht befriedigt (Zersplitterung haben wir ja so schon genug), eben so kann ich mit Hrn. Mager darin nicht übereinstimmen, daß die erste fremde Sprache für das gelehrte Gymnasium die lateinische, für das Bürger-Gymnasium die französische sein soll. Beides scheint mir unnatürlich und ist unnatürlich, daß ich es offen heraussage. Die Natur, meines Wissens, thut niemals Sprünge, sondern Alles entwickelt sich in ihr in homogener Stufenfolge. Aber ein moderner Knabe von zehn Jahren und ein alter römischer Schriftsteller mit seinem Ideengang und seiner Sprache scheinen mir nicht minder heterogene Gegenstände zu sein als z. B. deutsches Wesen und französisches. Will man daher einmal zu den Grundsätzen unserer großen alten Pädagogen, wie Ratich und Comenius, d. h. zur Natur zurückkehren, so sollte man doch einen zehnjährigen Knaben dieser unserer Zeit nicht zuerst Lateinisch lehren, sondern die erste fremde Sprache, die er lernt, doch ebenfalls ein Produkt dieser unserer Zeit, also eine neuere sein lassen, wie es schon vor 200 Jahren der treffliche Comenius gewollt hat und

wie es endlich Zeit wäre, daß wir es auch wollten. Ist aber diese Forderung Natur und nichts als Natur, so ist auch Hr. Mager nothwendig im Widerspruch mit der Natur; denn weder die lateinische noch französische Sprache reiht sich naturgemäß der deutschen an oder steht mit ihr in einem natürlichen Zusammenhang. Dieses thut unter allen neueren Sprachen, die zu lernen überhaupt der Mühe sich lohnt, am meisten die englische, die nicht nur mit der unsrigen in nächster natürlicher Verwandtschaft steht, sondern auch, nach und neben der unsrigen, selbst wieder der reinste Abdruck der Natur ist, und zugleich die Sprache eines der tüchtigsten und mächtigsten Völker der Welt. Englisch wäre es also, was unsere Jugend — naturgemäß — zuerst zu lernen hätte, sobald sie einmal fremde Sprachen lernen soll und diese nicht auf einmal lernen kann, sondern mit Einer den Anfang machen muß. Soll aber diese eine und erste von natürlicher Wirkung und dem gehörigen Erfolg sein, soll sie, mit Einem Wort, durchschlagen, so muß sie gleich tüchtig und völlig, und vor Allem schnell gelernt werden, wie die Muttersprache. Darum werden wir als die erste fremde Sprache eine solche wählen müssen, die in ihren Formen möglichst einfach und leicht sei, damit unser Lehrling möglichst bald durch die äußere Schale hindurch zu dem Kern und Inhalt, zu dem Geist derselben vor- und in denselben eindringe, denn nur Geist zeugt und bildet wieder Geist, und geistbildend soll ja vor Allem der Sprachunterricht sein. Auch dieser Anforderung entspricht die englische Sprache vollkommen; denn ein zehnjähriger deutscher Knabe, vorausgesetzt, daß er mit der deutschen Muttersprache schon einigermaßen umzugehen gelernt hat, kann die englische Sprache, bei wöchentlich sechs Stunden Unterricht, binnen zwei Jahren schon ziemlich fertig sprechen und schreiben lernen, auch wenn er den Unterricht mit mehreren zusammen hat. Noch wäre für die Wahl dieser ersten fremden Sprache wünschenswerth, daß sie ihrem materiellen und geistigen Inhalt nach schon die Elemente der Sprache oder Sprachen enthielte, die der Schüler zunächst nach ihr lernen soll. Und auch dieser Anforderung genügt die englische Sprache, denn sie enthält von dem Griechischen und Lateinischen, und folglich Französischen, nicht nur viele Wörter, sondern auch Vieles von dem ganzen Bau und Geist jener Sprachen. Diese verschiedenen Bestandtheile nun müssen unsere Zöglinge vom zwölften Jahre an aufsuchen und unterscheiden lernen, so daß sie also erführen, daß z. B. catastrophe und philosophy ursprünglich griechische, religion und pronunciation aber lateinische und

französische Wörter sind (wobei kaum bemerkt zu werden braucht, daß das deutsche Element der Sprache vorzugsweise genützt werden muß, als vorläufig das allinteressanteste und allerbildendste). Zu dem Ende müßte etwa vom zwölften Jahre an unseren Schülern ein Buch in die Hände gegeben werden, das in übersichtlicher Zusammenstellung die Formenlehre der griechischen, lateinischen und französischen Sprache böte; denn sie sind nunmehr gedächtniß- und geistesstark genug, um diese drei Sprachen in ihren ersten Anfängen zu übersehen und zusammen zu betreiben. Würden für diese vergleichende Formenlehre, in die gerade durch die Vergleichung ein gewisser Sporn und Reiz käme, noch wöchentlich zwei Stunden angesetzt, so würden unsere Schüler im vierzehnten Jahre griechische, lateinische und französische Wörter nach ihren verschiedenen Formen sattsam unterscheiden, und diese Formen selbst nach ihren verschiedenen Wandlungen innehaben, deutsch und englisch aber mittlerweile gleich gut, d. h. das Englische wie eine zweite Muttersprache gelernt haben.

Jetzt ist das Knabenalter zurückgelegt und unsere jungen Leute entscheiden sich, je nach Neigung und Beruf, für das klassische oder das Realgymnasium. Im ersteren tritt jetzt Griechisch, Lateinisch und Französisch vorauf und Englisch zurück; und wie früher die Formenlehre dieser Sprachen, so wird jetzt auch ihre Syntax, woran sich noch Deutsch und Englisch knüpft, vergleichend behandelt; in dem Realgymnasium dagegen tritt jetzt das Französische, der Stundenzahl nach, vorauf, Englisch zurück, Griechisch und Latein natürlich noch mehr zurück, doch so, daß auch der Realgymnasiast wenigstens einen leichten lateinischen Schriftsteller lesen und verstehen lernt. — Dies wäre, so weit ich die Natur des menschlichen Geistes begriffen zu haben glaube, der naturgemäße Gang des Sprachunterrichts für unsere deutsche Jugend. Im klassischen Gymnasium würde nunmehr in zwei bis drei Jahren sicherlich mehr Griechisch und Latein gelernt werden als früher in sechs und mehr Jahren; auch würden wohl die klassischen Schriftsteller nicht mehr so allgemein gleich mit oder nach der Universitätszeit bei Seite gelegt werden, und geschähe es doch, so würde wenigstens Eine fremde Sprache fortgeübt und mit Dank fortgeübt werden, die neben und mit der Muttersprache erlernte Englische.

Aber auch noch andere, äußere und innere Gründe gibt es, die uns bei einer Reform des Sprachunterrichts bestimmen sollten, die zu erlernende erste fremde Sprache für uns die englische sein

zu lassen. Die Aussprache des Englischen, ob es gleich keinen Laut enthält, den ein schon sprachlicher geübter Knabe von zehn Jahren nicht alsbald eben so gut wie der Eingeborne wiedergeben könnte*), erfordert jedoch junge, noch geschmeidige Organe und eine lange Uebung, wiewohl sie binnen drei bis vier Wochen in Bausch und Bogen schon ziemlich fertig erlernt werden kann. Ein Student lernt sie, nach meiner Erfahrung, schon nicht mehr vollkommen, auch wenn er sich wirklich Mühe gibt; ein Professor noch weniger. Die alten Sprachen sind der Ausbildung unserer Sprachorgane mehr hinderlich als förderlich, weil es fast Niemand damit genau nimmt. Was würde wohl ein alter Grieche dazu sagen, wenn er z. B. sein δ, 7 und ϑ von uns so gar nicht unterscheiden hörte? Er würde gewiß mit jenem abgerichteten Deutsch-Griechen (in Hauff's Memoiren des Satan) sagen: „mein Herr, das ist nicht Griechisch." Dagegen würde ein frühzeitiges Erlernen des Englischen, d. h. eine frühe allseitige Entwicklung und Ausbildung unserer Sprachorgane gewiß auch sehr vortheilhaft auf den Betrieb der alten Sprachen, von phonetischer Seite betrachtet, zurückwirken. Bedächten z. B. unsere klassischen Philologen, daß die englische die einzige neuere Sprache ist, in der wir die Doppellauter ae, oe, th (αι, οι, ϑ) nicht in die Monothongen äh, öh, t verflacht und verkümmert finden; daß vielmehr die englische Sprache Laute wie äh und öh gar nicht kennt, so würden sie bei der sonstigen nahen Verwandtschaft der englischen und griechischen Sprache, mit ziemlicher, wo nicht voller Sicherheit, von der erstern auf die letztere zurückschließen und darum 1) sich nicht streiten, wie man z. B. και aussprechen soll; 2) aber würde keiner von ihnen so inconsequent sein, αι als Monothong (äh), οι aber als Diphthong zu betrachten. — Ein viel triftigerer und tieferer Grund aber, warum unsere erste fremde Sprache die englische sein sollte, liegt noch darin, daß die englische Sprache ihren geistigen Anhalts- und Hauptstützpunkt an England selbst mehr und mehr zu verlieren scheint; gewiß ist, daß sie sich dort von Tag zu Tag verschlechtert und so zersetzt und zerklüftet, daß sie eines wissenschaftlichen Anbaues mehr als jede andere bedarf, um nicht allmälig völlig sich aufzulösen und ganz zu verderben. Sollten wir ihr, die wir es mehr als jede andere Nation,

*) Ganz anders verhält es sich in dieser Hinsicht schon mit dem Französischen, dessen Nasenlaute von dem deutschen Organ sehr selten völlig erreicht werden.

ja die wir es allein zu thun vermögen, diesen Anbau versagen? Und können wir dies besser thun, als wenn wir sie als unsere nächste Verwandte gleichsam adoptiren, da die Arme im eigenen Lande betteln geht? Würden wir sie aber, sie, die sich zugleich mehr und mehr anschickt, sich über den ganzen Erdboden auszubreiten, in ihrer Reinheit und Kraftfülle zu erhalten wissen, dadurch, daß wir sie, unter der Wacht der Wissenschaft, als zweite Muttersprache an unsere Jugend bringen, und würden wir mit ihr vielleicht einen Theil der Thatkraft ererben, die das englische Volk groß gemacht hat, so dürfte die Sache für unsere ganze Zukunft nicht ohne Bedeutung sein. Doch lassen wir Ungewisses und Fernes und wenden uns zu Thatsachen und dem Naheliegenden. Vom Standpunkt der klassischen Philologie hat man oft den modernen Sprachen vorgeworfen, daß sie nicht reich genug an Bildungsstoff wären, um einen wesentlichen Bestandtheil unserer Jugendbildung auszumachen. Wenn aber die alten Sprachen vorzugsweise und allein die rechten Bildner des Geistes sind, wie kommt es dann, frage ich, daß ein deutscher Professor der griechischen und lateinischen Literatur und Beredtsamkeit, und Direktor eines philologischen Seminars, der eine bekannte englische Grammatik geschrieben hat, doch so wenig Nutzen für diese Arbeit aus seinen klassischen Studien zu ziehen gewußt hat, daß ein Schulknabe, der ein bis zwei Jahr gründlichen Unterricht im Englischen gehabt hätte, sich über viele der Regeln des klassischen Professors höchlichst verwundern dürfte? So ist es z. B. gewiß nicht schwer, einem zehn- bis zwölfjährigen Knaben begreiflich zu machen, daß das deutsche Wörtchen noch im Englischen durch zwei Wörter vertreten wird, durch yet und still; und daß dabei die englische Sprache genauer und bestimmter ist als die deutsche, indem sie in dem Begriff des Wortes ein Doppeltes unterscheidet, nämlich Zeitpunkt, d. h. Gegenwart mit Beziehung auf Zukunft; und Zeitdauer, d. i. Gegenwart mit Beziehung auf Vergangenheit, welches Erstere sich durch yet (jetzt), und das Letztere durch still (stets) ausdrückt, so daß auch der schwächere Schüler den Unterschied von yet und still leicht begreifen wird, wenn man ihm sagt, das erste stehe für jetzt noch, das zweite für stets noch, noch immer. Er wird demnach leicht übersetzen: Ich bin noch jung, hoffe aber alt zu werden — I am *yet* young, etc.; oder: Franz ist zwei Jahre in N. gewesen und ist noch dort — and is *still* there. Er würde somit leicht begreifen, daß eine Versetzung dieser Conjunctionen in beiden Sätzen

Unsinn zu Wege brächte. Nun höre man aber die Erklärung des klassisch gebildeten Grammatikers (§. 885 der Wagner'schen Grammatik):

„Yet und still sollen, selbst nach Horne Tooke, völlig gleichbedeutend sein und durchaus mit einander verwechselt werden können. Daß diesem aber nicht so sei, erhellet daraus, daß man statt he is *not yet* arrived, nicht sagen kann, he is *not still* arrived. Der Unterschied scheint darin zu liegen, daß yet auf die Zeit, still hingegen auf die Fortdauer einer Handlung oder eines Zustandes hindeutet, so daß man also, wo diese, nämlich Handlung oder Zustand, noch nicht eingetreten sind, von still nicht Gebrauch machen kann, sondern vermittelst des Adverbii yet die Verneinung auf die Zeit beziehen muß. Daß in allen übrigen Fällen ihr Gebrauch gleichgültig sei, bezeugen folgende Stellen: Though it was *yet* early, I insisted upon seeing him immediately (Goldsmith). As I was *yet* but weak, I resolved to return home by easy journeys (Ebend.). The forest sheds what of his tarnished honours *yet* remain (Thomson). Part of the front remained *still* entire (Fielding). His wife was not only *still* alive, but, what was worse, known to be so by Mr. Allworthy (Ebend.)." Dazu die Anmerkung: „Wenn gleich in den aufgestellten Sätzen yet und still miteinander vertauscht werden können, so möchte dieses doch wohl nicht in folgender Stelle der Fall sein: Woods — whose gloomy horrors *yet* no desperate foot has ever dar'd to pierce (Thomson). Doch liegt auch hier, wie es scheint, der Grund in der Verneinung." —

Ich füge diesem nichts bei als die Bemerkung, daß eine Menge anderer nicht minder starker Verstöße in demselben Buche zu finden sind, und daß somit die englische Sprache unserer Jugend doch wohl einigen Stoff zu ihrer Verstandes- und Geistesbildung bieten könnte. Was aber Horne Tooke betrifft, so würde er als Engländer eine solche Abgeschmacktheit wahrscheinlich nicht ausgesprochen haben, wenn er in seiner Schule, statt Latein und Griechisch, vorerst hübsch Englisch zu lernen wäre angewiesen worden. — Haben wir es doch mit all unserer klassischen Gelehrsamkeit in Bezug auf die Sprache unserer nächsten Verwandten und Nachbarn noch nicht so weit gebracht, daß wir z. B. wüßten, daß einsilbige Wörter nicht zweisilbig sein können, d. h. unabtheilbar sind, wovon ich ganze Seiten von Beispielen aufführen könnte, die durchaus nicht auf Rechnung des Setzers geschrieben werden können, wodurch wir uns aber in den Augen des Engländers alle Tage lächerlich machen. Geradezu abgeschmackt ist es auch bei einer gelehrten Philologenversammlung vom Redner gelegentlich ein „asiatikäl resihrtsches," statt Asiatical Researches vernehmen zu müssen. Und wie kommt, um noch Eins zu sagen, ein Gottfried Hermann dazu, seinen ehrenwerthen Namen den

Büchern eines Flügel beizugesellen? — Dies Alles und mehr noch zeigt ja wohl, daß etwas faul sein muß in unserm Bildungsgange in Bezug auf den Sprachunterricht, und daß die Zeit eine Umkehrung der Verhältnisse verlangt. Die klassischen Sprachen sollen und dürfen von ihrem Werthe nichts verlieren, aber sie müssen vor Allem natur- und zeitgemäßer, und so namentlich zeitsparender betrieben werden.

Gründlichkeit des Wissens aber und Ehrfurcht vor der Wissenschaft darf auch dem Zöglinge des Realgymnasiums nicht fremd bleiben und bleibt es nicht, wenn die Sprachen in der hier angedeuteten naturgemäßen Weise betrieben werden. Einen leichten lateinischen Schriftsteller z. B. muß auch der Realgymnasiast verstehen lernen und es im Griechischen wenigstens bis zum fertigen Lesen und Verstehen leichter Sätze bringen; außerdem bleibt ihm schon die erste fremde Sprache, die er lernt, ein miserables Stück- und Flickwerk. Darum schließt Hr. Mager gewiß mit großem Unrecht die alten Sprachen von seinem Bürger-Gymnasium aus, so wie schon oben getadelt worden ist, daß er überhaupt dem Gelehrten und dem Bürger zu getrennte Bahnen anweis't. Man nütze nur den in der englischen Sprache liegenden Bildungsstoff tüchtig, und der Realgymnasiast wird dem klassischen in sprachlicher Hinsicht wenig genug nachstehen; bleiben aber in unseren Gymnasien die Sachen, wie sie eben sind, so dürfte er ihn mit der Zeit sogar überflügeln.

Soll ich schließlich auch noch Hrn. Mager einen, obwohl kaum nöthigen Beweis geben, daß in der englischen Sprache recht viel gesunder Takt und eine tüchtige Logik steckt, so daß sie einen gar vortrefflichen geistigen Tummelplatz für unsere Jugend abgeben könnte, so mag es die Berührung eines kleinen Versehens sein, das er — ohl nur in der Eile — auf Seite 254 seines Werkes gemacht hat, nämlich in dem Satze: j'eus à peine dîné *quand* le maître entra, statt *que* le maître entra. In diesem Falle setzt die englische Sprache sehr logisch before (s. meine engl. Grammatik §. 290, Anmerk. 2.). So gleich im Anfang des Vicar of Wakefield: I had scarcely taken orders a year, *before* I began to think seriously of matrimony; nach der französischen Uebersetzung von Dauthereau: il y avait à peine un an que j'avais pris les ordres, *que* je commençai à penser sérieusement à prendre une femme. Läßt sich nun wohl auch im Französischen durch ein vor que supplirtes *avant* die Sache veranschaulichen, so ist doch keine Frage, daß die englische Sprache das

Verhältniß viel schärfer und klarer auffaßt, so wie sie überhaupt in ihrer klaren Ruhe, Einfachheit, Gedrungenheit und Kraft den alten Sprachen unter den neuern, neben der deutschen, am nächsten steht, sie vielleicht im Einzelnen selbst übertrifft. Schon in ihrer Aussprache entwickelt sie eine natürliche Logik, wie wir sie in keiner bekannten Sprache, weder alten noch neuern, wiederfinden. Und wie man England überhaupt das Land der Gegensätze genannt hat, so kann man auch von der Sprache dieses Landes sagen, daß sie zugleich die leichteste und schwerste der Welt sei.

Eine solche Sprache, die, wenn man will, einfaches Kind, kräftiger Jüngling und gereifter Mann zugleich ist, wäre unter allen fremden gewiß am meisten geschickt zur ersten sprachlichen Entwickelung, d. i. Geistes- und Characterbildung unserer Jugend. Darum: Prüfet Alles und das Beste behaltet!

Jena.

Voigtmann.

Beitrag zur Kenntniß der deutschen Wortbildung.

Bei der Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M., wo manche nützliche Anregung gegeben, manches Samenkorn ausgestreut wurde, das gewiß nicht auf felsigem Boden oder unter den Dornen verkümmern wird, kam, durch eine Frage des Herrn Prof. **Schmeller** aus München veranlaßt, die Rede auch auf die Bildungssylben **-ieren** und **-ien** (diese bei Ländernamen) in der deutschen Sprache. Herr Präsident J. **Grimm** gab mit gewohnter Meisterschaft einige Erläuterungen, wünschte jedoch, daß die Sache gelegentlich weiter untersucht, namentlich die Zeit festgestellt werden möchte, wo Ländernamen mit der aus -ie gebildeten Endung **-ien** zuerst erscheinen.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß durch ein wechselseitiges Fördern, oft durch einen glücklichen Fund, solche Punkte klar werden *), wage ich nachfolgende Zeilen der Prüfung und Vervollständigung nachsichtiger Leser vorzulegen. Nur das muß ich noch vorausschicken, daß ich, aus Mangel älterer geschichtlichen und geographischen Werke, bei der Frage nach der „Bildung **-ien** bei Ländernamen" mich kurz fassen und fast nur auf Anführung der belehrenden Worte **Grimms** und einiger Beispiele beschränken muß.

Grimm sagt (Gram. II, 97.): „In fremden wörtern wurde bald tieftoniges *-ei* gelassen, wie *partei, schalmei, türkei, barbarei, pedanterei* etc., bald die französische aussprache hergestellt: *astronomie, theorie, artillerie* (wofür im 15-17. jahrh. durchaus *-ei* **), einigen ländernamen *-ien* gegeben: *italien*,

---

*) So wurde das erste Eintreten des **worden** neben dem Partic. Prät. durch die Untersuchungen von **Grimm** (in seiner Gram.) **Weigand** (in s. syn. Wörterbuche und in der Schulzeitung) und den Unterzeichneten (im Archiv f. d. Unterr. im Deutschen) im 13. Jahrh. nachgewiesen.

**) Ist im Allgemeinen richtig, doch finden sich einzelne Ausnahmen z. B. bei Opitz († 1639) Fantasie neben Fantasey und im 16. Jahrh. bei

romanien, gallien, spanien etc. nach der analogie von schwêden, franken, hessen (d. h. schwêden-land etc.) vgl. I, 779, 780. oder stammt *persien*, *indien* aus dem alten *persiân*, *indiân?*" — An dem angeführten Orte (I, 779-80.) heißt es: „Lat. fem. auf -ia behalten (im Mittelhochdeutschen) selten -a, als *âsiâ, europâ, traciâ*, zuweilen nehmen sie -ê, -î *(arabê, arabî, valturniê)*, meist ein unbetontes -e an, richten sich aber in der aussprache des ihm vorstehenden i nach dem romanischen. Nämlich î gilt in *turkîe, barbarîe, surîe, bulgerîe, picardîe, rûmenîe, armenîe* etc. geht ein nasales an, on voraus, so entspringt ein franz. agne, ogne; ital. agna, ogna; span. aña, uña und mittelhochd. anje, onje, als: *spanje, schampanje, almanje, britanje, katelanje, babilonje, macedonje, wildonje* mit zwei nebenformen, theils verhärtung des j in g *(spangen, katelangen*, wie im mittelniederl. *spaengen*, *almaengen)* theils gänzlichem ausstoss des j mit vocalverlängerung *(spâne, britâne, macedône, babilône)*. Ebenso wird aus ili ein ital. igli, span. ill, franz. ill, mittelhochd. ilj *(sibilje, sicilje)*. Alle diese namen auf -e decliniren wie die städtenamen auf -e; consonantisch auslautende *(indiân, persiân* etc.) sind inflexibel. Deutsche ländernamen pflegen durch den dat. pl. des völkernamens und die praepos. ze, von, in umschrieben zu werden, als: zen *burgunden*, zen *swâben*; oder ohne artikel: ze *burgunden*; aus diesem dat. pl. (vielleicht auch aus dem schwachen gen. pl. mit weggelaßnem *lant*, statt: sahsenlant?) führte sich nach und nach der unorganische ländername *burgunden schwâben, sahsen* ein, und wird ein neutrales sing. construirt."

Zu diesen Worten des großen Sprachforschers, die, an sich klar und erschöpfend, nur die Zeit, in welcher jenes **-ien** zuerst eintritt, nicht genauer bezeichnen, erlaube ich mir einige Beispiele mit näherer Zeitangabe beizufügen. Im Parzival (13. Jahrh. in W. Wackernagels altd. Lesebuch 2. A. I. 406, 12. 411, 23.) steht von *Arâbî* gereimt vrî, achmardî; in Gottfrieds Tristan (13. Jahrh. W. I. 448, 23.) von *Arâbe* gereimt gâbe; im Osterspiel (15. Jahrh. W. J. 1020, 28.) das noch mehr verkürzte: die brachte ich von *arab* gereimt stap. In der Weltchronik, Annolied aus

Hugen und Fischart mehrere Substantiva auf ý, die jedoch etwas anderer Art sind, als: Leibsgwardy, Glaßprechst vnd einlaßbrüchy, gehorsamy, gewißny, gewaltsamy, gerechtigkeit und ehaffty. Hier steht y für mhd. î, nhd. e, wie denn auch gewißne neben gewißny sich findet.

dem 12. Jahrh. (W. 180, 3. 22. 18, 18. 182, 33.) steht von *Armenie*, ci *Babilonie*, in *Siciljen* gereimt gesindin, ciclopin *), ûzir *Gallia*, unt *Germanje;* in Lamprechts Alexander aus dem 12. Jahrh. (W. I.255, 2. 268, 2: daz di *macedonjen* **) deme hêrren von *Indjen* hie vore sins sanden... unde wurden all undertân deme hêrren von *Macedonjân*. Bei Otfried aus dem 9. Jahrh. (W. I. 82, 12.) heißt es *macedónju* gereimt rédinu. In der genannten Weltchronik, Annolied, (W. I. 181 26): nû havit (hat) si got van uns virtribin hinnân in daz gewelde hienhalf (d. i. hie en half = diesseits) *Indiâ*. Im Nibelungenlied (13. Jahrh. 387, 1.) heißt es: von *Indiâ* dem lande sach man si steine tragen; in der Weltchronik von Rudolf von Ems (um 1250 in Pischons Denkmälern I, 448 f.): diu obere *Germania*, daz *Alemania* heiz, zi *Caluaria*, *Moguncia*, in der Mörin des Hermann von Sachsenheim (15. Jahrh. W. I. 1002, 41.): do sich die *Türkey* fahet an; im Weltbuch von Sebastian Franck (16. Jahrh. W. III. 329, 24.): in *Germanien*; bei Aegidus Tschudi (16. Jahrh. W. III. 382, 11.): die statt *Massilien;* daselbst 383: in *Rhetia; Germania*, von *Massilia* u. a. auf -ia; in der Cosmographie von Sebastian Münster (16. Jahrh. W. III. 399, 8.): zwischen *Hispanien* und *Indiam;* in der Gargantua des Fischart (16. Jahrh. W. III. 470.): Greiffen inn *India*, Pantherthier in *Parthia*, Siegerthier inn *Hircania*, Perlin inn *Persien*, Myrrhen in *Arabien*... Magneten in *Macedonien*, gifft in *Thessalien*... Kungelein in *Spanien*. In Hugens Rethorica vom Jahre 1528 heißt Karl V. Keyser in Germanien, zuo Hispanien, beider Sicilien, Dalmacien, Croacien rc.

Aus den angeführten Beispielen scheint hervorzugehen:

1) daß die Namen auf -ien aus dem dat. pl. entsprungen sind, wobei noch bemerkt werden mag, daß vielleicht nur wenige so gebildet wurden, andere der Analogie jener folgten. Man kann schwerlich annehmen, daß an das einmal abgeschwächte -ie aus -ia, wie z. B. die weiblichen Personen Amalie, Sophie u. a. aus Amalia, Sophia abgeschwächt sind, ein -n gefügt worden sei. Wir sind im Gegentheil geneigt, das auslautende -n oft wegzuwerfen, im Sprechen zwar mehr als im Schreiben;

*) Der nicht genaue Reim in diesem Gedicht kann nicht streng genommen werden. So reimt gleich unten hinnân: Indiâ.

**) Macedonje ist ein schwaches masc. und heißt Macedonier.

2) daß die ältesten Spuren dieser Bildung in das 12—13. Jahrh. zurückreichen, daß aber ihr Gebrauch erst im 15—16. Jahrh. allgemeiner, wenn auch noch nicht durchgehends herrschend wurde.

Bildungen -ier -ieren.

Grimm sagt hierüber (Gram. II, 142.): „*ier*, *iur* finden bloß statt in einzelnen fremden wörtern. Masc. auf -*ier*: mhd. *beschelier* (franz. bachelier), *soldier*, *schevalier* etc. Nhd. gilt dieses -*ier* statt des deutschen -*er* in: *falkenier* (mhd. falkenere, d. i. falkner), *juwelier*, *kämmerier* *). Starke fem. auf -*iere*: mhd. *baniere* (Fahne) u. a. Starke neutra: *banier*, *refier*, *turnier* etc. Schwache verba zweiter conjugation mhd. nhd. auf -*ieren* in menge: *parlieren*, *turnieren* etc. Alle diese -*ier* reißen erst seit dem 13. jahrh. ein, und sind der ältern sprache unbekannt, welche nur einige fremde auf -*ur* aufgenommen hatte."

Heut zu Tage haben wir solche Bildungen, besonders schwache Verba im Uebermaß, nicht allein fremde, deren Zahl kaum zu übersehen ist, sondern auch halbdeutsche, indem man deutschen Stämmen das fremde -ieren anfügte: buchstabieren, schattieren, halbieren, hausieren, stolzieren u. a. Minder zahlreich sind die isieren, z. B. bei Goethe (ital. Reise 10. Jan. 1787): Wir wollen darüber nicht weiter grillisiren und rechten. Derselbe gebraucht dagegen (Campagne in Frankreich) die Form katalogiren, wofür Andere katalogisiren sagen. Das, wie es scheint, zunächst vom franz. hanter gebildete handthieren, hantthieren, hanthieren, hantiren, schreibt Goethe (Campagne von Frankreich 30. Aug.) handiren: „Eine Anzahl Soldaten hatten sich in einen Kreis gesetzt und handirten etwas innerhalb desselben." Unter den Schriftstellern des 15—16. Jahrh. ist der sprachgewandte und sprachkühne Fischart am reichsten an solchen Bildungen, deren viele nur bei ihm sich finden. Ich will eine Reihe aus seiner „Gargantua" hier anführen, und zwar ganz in seiner Schreibweise. Jubilirer vnd Gesteinhändeler; Kleidfuhrierer, Hosenquartierer; Saffranirer; Pastetenmangierer; Klingenbalierer vnd Waldsauger; Grandgusier; Falckonier; Schwartzthurnier. —

*) So sagt auch Goethe öfters, z. B. in der Campagne in Frankreich, wo er Hr. v. Rietz, Kämmerier Friedr. Wilhelm II., Königs von Preußen anführt. Im Leben des Benv. Cellini gebraucht er die Form Kämmerer.

Banckletierer; verpanckletiren; hoffieren; thoniren; glasiren; ergrossiren; aufblähiren; entbouchieren; bosselieren; truchsessiren; glockentrinckeballieren; wurstelirеn; Saumagiren; gehalbirt; bäurisch quartirt von leib; der boß stumpfirt vns; schumpfierboß; da lindirt, kelberirt, dorffarirt er; pätschirt mit dem Hallenpart; das heißt Narriert. — extrahiren, saluiren, calcinieren, reuerberiren, cimentiren, sublimiren, fixiren, putreficirn, circulirn, ascrubirn, lauiren, imbibiren, cohibiren, coaguliren, tingiren, transmutiren, laniniren, straliſticiren, paradiren, potiren, potioniren, politioniren, compotiren, expotiren, apportiren, petiren, appetiren, christianisiren, verdistilliren, schlafftrinkeliren, fabuliren, balliren, conferieren, repetieren, repliciren, recitieren, practiciren, postiren, decliniren, bassieren (boß singen). Tenorieren, vagieren, formieren, excipieren, exprimieren, representiren, tabulieren, rotulieren, trutinieren, insinuiren, releviren, granuliren, larsiren, parlamentieren, purgieren, abverieren, lanciren, studieren, doctoriren, trichumbiren. — Das bellischieren mit wurstanatomieren; mit Wachsbossiren, schnidelgebäuvisieren, Papirenschiffformiren; woltischponiert; Lugenpreviligiert. — losiren, Sillogisiren, solmisieren, arborisieren, herbieren, colonisiren, verpithisiren (nach Art der Pythia in Verzuckung gerathen), Pindarisiren, neptunisieren, Pantagruelisiren, Alchimisieren, cardinalisiren (roth machen), quidproquoquisiren, promuscisiren (vermischen), außdensieren (ausdehnen), den Heraclytisenten Democritum vnd den democrytisenden Heraclitum, sie Lauanveliert s (das Tuch) vnd einspickenarbisierts.

Als im 17. Jahrh. die deutsche Sprache durch das Einmischen, ja Ueberhandnehmen fremder Ausdrücke ein buntscheckiges Ansehen gewann, da nahmen die Bildungen auf -ieren so zu, daß das 18. und 19. Jahrh. alle Mühe aufwenden mußten, um dieselben nicht vollständig Herr werden zu lassen. Man findet sie besonders zahlreich in den deutsch-lateinischen Anmerkungen zu den lateinischen und griechischen Schulautoren.

Die Endung dieser Verba wird, wie aus den angeführten Beispielen sich ergibt, wie ferner ein Blick in unsere neueren und neuesten Schriftsteller lehrt, schwankend geschrieben, -ieren und -iren. Die Ableitungsformel ist -ier, nicht -ir; der ältere Gebrauch stimmt für -ier, nicht für -ir; unser größter Grammatiker J. Grimm, schreibt -ieren, und mit ihm alle Anhänger der historischen Sprachforschung; die Substantive Juwelier, Hatschier, Clavier, Manier, Turnier u. v. a. schreiben wir mit -ier, wie auch regieren und Regierung. Manche wollen

-iren. den fremden, -ieren den deutschen Wörtern geben. Abgesehen von den Widersprüchen, da Niemand regiren, Regirung schreibt; da Turnir, weil turniren u. s. w. geschrieben werden müßte, wird durch solche Unterscheidung nichts bewirkt, da die Endung eine fremde ist, die sich an einen fremden oder an einen deutschen Namen fügt. Nicht -iren oder -ieren zeigt uns das Deutsche oder Fremde, sondern der Stamm des Wortes. Von den wirklich deutschen Formen frieren, schmieren, stieren, verlieren, zieren, deren ier-, als organischer Diphthong ior, iur, in der Wurzel liegt, sind darum diese Bildungen mit dem fremden -iren leicht zu unterscheiden.

Hadamar. **J. Kehrein.**

Zur Beurtheilung des Chaucer.

(Schluß.)

Wir kommen nun zu Lukanus, bei dem wir nicht nöthig haben, lange zu verweilen. Außer der oben S. 22. angeführten Stelle wird er meines Wissens nur noch einmal erwähnt und zwar C. T. 14637 in der Erzählung des Mönches; wo er, nachdem er die Geschichte Julius Cäsar's erzählt hat, hinzufügt:

> Lukanus, dir verdank' ich die Geschichte
> Und dem Sueton und dem Valerius.

Doch ist die Geschichte so erzählt, daß eine Benutzung des Lukanus nirgends sichtbar ist. Stellen von einiger Bedeutung scheint Chaucer nicht aus Lukanus entlehnt zu haben.

Wichtiger ist Statius. Es ist schon oben bemerkt, daß Chaucer weit größere Vorliebe für den schwülstigen Statius als für die Einfachheit des Virgil zeigt. Diese Vorliebe offenbart sich schon durch die Art, wie Chaucer aus beiden Dichtern entlehnt. Wir haben oben unter Virgil gesehen, wie Chaucer zwar an mehreren Stellen sich auf Virgilius stützt; aber mit Ausnahme weniger Stellen hat er fast nur den Inhalt der Virgil'schen Stellen entlehnt und diesem ein eigenes Gewand geliehen. Anders ist dies bei den Nachahmungen aus Statius, wenigstens dem größten Theile nach. Statius gefällt sich, wie bekannt, namentlich in Beschreibungen, Schilderungen und Gemälden, die er mit üppiger, oft krankhafter Phantasie meistens überladen hat. Diese Gemälde finden sich bei Chaucer gewöhnlich sehr treu wiedergegeben, sogar dann, wenn Chaucer dieselben nicht von Statius selbst, sondern erst mittelbar durch Boccaccio erhalten hat, wie dies in der aus des Ritters Erzählung mitgetheilten Stelle der Fall war. Ueberhaupt finden sich in jener Erzählung viele Stellen, die offenbar mit Statius übereinstimmen und von denen ich es

zum Theil wenigstens zweifelhaft lassen muß, ob Chaucer sie aus Boccaccio oder unmittelbar aus Statius entnommen hat, so lange Boccaccio's Theseide nicht bekannt ist. Doch glaube ich, von allen diesen Stellen das Erstere annehmen zu dürfen. Der Anfang jener Erzählung wenigstens, wo Theseus bei seiner Heimkehr die Frauen der vor Theben gefallenen Helden am Wege knieend und um seinen Beistand flehend findet, ist sicher aus Boccaccio entlehnt, wie einige aus der Theseide in der Anmerkung zu V. 907 mitgetheilte Verse lehren. Die entsprechende Stelle bei Statius ist XII. 545 ff. Derselbe Fall dürfte es mit dem Leichenbegängniß des Arcitas (V. 2940) sein, das mit der Beschreibung des Statius VI. 195 ff. übereinstimmt.

In Troilus und Cressida sind die aus Statius entnommenen Stellen nicht selten; Cressida selbst wird durch einen etwas starken Anachronismus*) als in Statius Thebaide eingeführt (II. V. 81), welche er bald the geste of the siege of Thebes, bald the Romance of Thebes nennt (II. V. 84. 100). Im 5. Buche V. 1485 finden wir die lateinische Inhaltsanzeige der 12 Bücher des Statius in 12 Versen, nebst einer Umschreibung derselben in 4 Stanzen. Da diese Inhaltsanzeige in den gewöhnlichen Ausgaben des Statius ganz anders lautet, will ich sie hier mittheilen:

Associat profuges Tydeus primo Polynicem;
Tydea legatum docet insidiasque secundus;
Tertius Haemonidem canit et vatem latitantem;
Quartus habet Reges ineuntes praelia septem;
Lemniadum furiae quinto narrantur et angues;
Archemori bustum sexto ludique leguntur;
Dat Thebis vatem Grajorum septimus umbris;
Octavo cecidit Tydeus, spes, vita Pelasgum;
Hippomedon nono moritur cum Parthenopaeo;
Fulmine percussus decimo Capaneus superatur;
Undecimo sese perimunt per vulnera fratres;
Argidum flentem narrat duodenus et ignem.

Die Uebersetzung von Chaucer's trockener Umschreibung dieser trockenen Inhaltsanzeige wird mir der Leser gern erlassen.

*) Ueberhaupt finden sich hier nicht wenig Anachronismen. Amphiaraus heißt hier Bishop Amphiorax II. 104. Troilus geht auf die Habichtjagd III. 1785. Cressida verlangt von Troilus, daß er sich dem Gottesgericht unterwerfe III. 1490. Doch dergleichen ist in den mittelaltrigen Dichtern, auch in unsern deutschen sehr gewöhnlich.

Die Rückkehr des Theseus nach Athen, welche, wie wir bereits gesehen haben, den Eingang zu des Ritters Erzählung machte, ist auch noch in einer andern abgesonderten Erzählung Chaucer's, welche den Titel führt „Königin Annelida und der falsche Arcites (Queen Annelida and the false Arcite)," zum Eingange benutzt worden; dort verweilt er jedoch bei dem Triumphzuge selbst nur wenig und geht sogleich zu den flehenden Weibern über; hier beschreibt er den Triumphzug ausführlich. V. 21 dieser Erzählung gibt Chaucer selbst an, daß er im Anfange derselben dem Statius, nachher der Corinna gefolgt sei. Wer unter Corinna zu verstehen sei, ist eine schwierige Frage, auf welche wir weiter unten wieder zurückkommen werden: Die genannte Beschreibung des Triumphzuges ist aus dem 12. Buche der Thebeis V. 519 ff. entlehnt und die ersten Verse dieser Stelle stehen lateinisch im Texte. Bei Statius heißt die Beschreibung nach meiner Uebersetzung etwa so:

Schon nach geendetem Kampf mit dem rauhen Volke der Scythen
Zeiget des Volkes Freude, das Jubelgeschrei, das zum Himmel
Steigt und die heitere Tuba zugleich mit den ruhenden Treffen
An, daß Theseus lorbeerbekränzt heimkehret zur Heimath.
Vor dem Feldherrn führt man die Beut' und des schrecklichen Mavors
Bild, jungfräuliche Wagen und Bahren mit Helmen beladen;
Trauernde Rosse sodann, stiellose zweischneidige Aexte,
Die zu der Hain' Umhau und der starken Maeoterin Tödtung
Dienten und leichte Pfeile dazu und Gürtel, von Gemmen
Strahlend und Schilde vom Blute der Kriegerinnen beflecket.
Aber sie zittern nicht und bekennen noch ihr Geschlecht nicht,
Lassen zu Seufzern sich nicht und nimmer herab zu den Bitten,
Suchen den Tempel allein der unvermählten Minerva
Jeder strebet den Sieger zuerst zu erschauen; ihn ziehet
Schneeiges Viergespann; dann lenket die Augen des Volkes
Auch Hyppolita auf sich u. s. w.

Chaucer hat diese Beschreibung in 3 siebenzeilige Stanzen gebracht:

Als Theseus nun in langen blut'gen Kriegen,
Der Scythen wilde Völker hat geschlagen
Und er zur Heimath kehrt von seinen Siegen
Lorbeerbekränzt in goldbeschlag'nen Wagen.
Da ihm entgegen alle Herzen schlagen.
Ihr Jubelruf empor zum Himmel steigt
Und Jeder sich vor ihm mit Ehrfurcht neigt.
    Trompeter gingen vor dem Herzog her
Als Siegeszeichen und des Mars Gebild
In seinem Banner war; und rings umher

Sah manchen großen Schatz man im Gefild,
Zum Ruhmeszeichen, manchen Speer und Schild
Und Helm, und schöne Ritter und zu Roß
Und Fuß um ihn den hocherfreuten Troß.
Und Scythiens Königin Hyppolita,
Die Kühne, die erkämpft zum Weib er sich
Und ihre Schwester jung, Emilia
Führt er im gold'nen Wagen prächtiglich.
Die Erde um den Wagen rings erblich,
Vor ihres Angesichtes Schönheitsglanz,
Das war erfüllt mit Mild und Anmuth ganz.

Namentlich angeführt wird Statius an ziemlich zahlreichen Stellen.

Der letzte der in der S. 23 angeführten Stelle genannten Dichter ist Claudianus, auf dessen Gedichte de raptu Proserpinae sowohl hier, als auch C. T. 10103 ff. hingedeutet wird, in der letztern Stelle mit den deutlichen Worten:

Und manche Dame, die vom Hofstaat war,
Bei seinem Weibe der Proserpina,
Die er geraubet hat von dem Aetna
Als auf der Wiese sie die Blumen windet.
Im Claudian man die Geschichte findet
Wie er in seinen Wagen sie gebracht u. s. w.

Aus Claudian entlehnte Stellen vermag ich bei Chaucer nicht nachzuweisen.

Außer diesen 5 Dichtern finden wir in Chaucer's Werken noch eine ziemlich große Anzahl römischer Schriftsteller, sowohl Dichter als Prosaiker, theils nur erwähnt, theils auch benutzt.

Der Erste und zugleich der Wichtigste in Rücksicht auf Chaucer ist Boethius. Kaum ein Schriftsteller des römischen Alterthums ist im Mittelalter so viel gelesen worden, als dieser bereits auf der Grenzscheide zwischen Alterthum und Mittelalter stehende Philosoph; das beweisen schon die Uebersetzungen seines wichtigsten Werkes, der consolatio philosophiae, in verschiedenen Sprachen des Mittelalters, von denen die Griechische des Planudes, die Angelsächsische des Alfred, die Althochdeutsche des Notker, eine Altflammändische und die Altfranzösischen von Jean de Meun und Jean de Langres die wichtigsten sind. Auch von Chaucer haben wir bekanntlich eine Uebersetzung dieses Werkes und außerdem, wie schon erwähnt, im Testament of love eine Nachahmung, die von Chaucer ebenfalls im Gefängnisse verfaßt ist. Aber Chaucer's Vorliebe für Boethius zeigt sich noch an vielen andern Stellen seiner Werke. Er nennt ihn nicht nur ziemlich häufig

(z. B. C. T. 6750. 15248) und führt einzelne Aussprüche von ihm an; z. B. C. T. V. 1165:

> Und weißt du nicht was jener Alte sprach?
> Niemand Gesetz Verliebten geben mag.
> Ein größeres Gesetz bei meinem Leben
> Ist Lieb', als Erdenmenschen können geben.

nach cons. Buch 3, metr. 12:

> Quis legem dat amantibus?
> Major lex amor est sibi.

16. V. 1267:

> Der trunk'ne Mann weiß wohl, er hat ein Haus
> Doch weiß er nicht den rechten Weg dahin.

aus cons. III. pros. 2, auch lange Stellen hat er aus ihm fast wörtlich übersetzt, wie man denn überhaupt fast durchgängig mit Recht wird sagen können, daß, wo Chaucer philosophirt, seine Philosophie aus dem Boethius entlehnt ist. Die längsten aus Boethius entnommenen Stellen finden sich in dem schon oft genannten Gedichte. Troilus und Cressida, wo Troilus bald über Liebe, bald über Vorsehung, bald über Natur mit den Worten des Boethius philosophirt. Ich theile eine Stelle aus Troilus und Cressida mit im 3. Buche V. 1743—64 aus den Schlußversen des 2. Buches der consolatio, übersetzt.

Die Stelle heißt bei Chaucer so:

> Die Liebe ist Lenkerin von Meer und Land,
> Sie hat den hohen Himmel selbst bezwungen.
> Die Liebe ist's, der mit heilsamen Band
> Die Völker zu vereinen ist gelungen
> Die der Gesetz' und Sitten Band geschlungen,
> Und keuschen Liebenden den Bund der Eh'
> Gegeben, den gepriesen ich schon eh.
> Daß so die Welt mit Treu und Festigkeit
> Harmonisch sich in stetem Wechsel schwinget
> Daß selbst der Elemente Widerstreit
> Zum ew'gen Bunde sich zusammenschlinget,
> Daß Phoebus her den ros'gen Tag uns bringet,
> Und daß der Mond der Herrscher ist der Nacht:
> Die Liebe thuts; auf, preiset ihre Macht!
> Und daß das Meer, das immer strebt zu fließen,
> In feste Schranken seine Fluthen zwängt,
> Daß sie in wilder Wuth sich nicht ergießen,
> Die Erde nicht von ihnen wird ertränkt.

Wenn Liebe nicht der Welten Zügel lenkt
Dann was sich liebet, auseinander fällt
Und Alles stürzt, was jetzt die Liebe hält.

Die Vergleichung mit Boethius zeigt, daß Chaucer sich nur die Voranstellung des Schlusses an den Anfang erlaubt hat, im Uebrigen aber der Urschrift fast wörtlich gefolgt ist.

Daß mit stätiger Ruh die Welt
In harmonischem Wechsel kreis't;
Daß ein ewiger Bund besteht
Der die streitenden Kräfte eint;
Daß mit gold'nem Wagen uns
Phoebus bringet den ros'gen Tag,
Phoebe über die Nächte herrscht
Womit Hesperus uns beschenkt;
Daß die Wogen das gier'ge Meer
Schließt in hemmende Schranken ein,
Daß die schweifenden Welten nicht
Aus den mächtigen Bahnen gehn:
Er nur schließet der Dinge Bund,
Der die Erd' und das Meer beherrscht,
Amor, Lenker des Himmels auch.
Was jetzt Liebe verbunden hält
Alles im ewigen Kriege liegt,
Wenn die Zügel er fallen läßt.
Und zu stören den künstlichen Bau
Müh'n die Kräfte sich, die vereint
Jetzt ihn bringen in schönen Schwung.
Auch die Völker vereint er, hält
Sie zusammen im heil'gen Bund;
Knüpft durch's heil'ge Band der Eh'
Aneinander die Liebenden.
Stellet seine Gesetze auch
Für die treuen Gefährten auf
O glückseliges Menschenvolk,
Wenn die Liebe regiert Eu'r Herz,
Wie der Himmel sie selbst regiert.

Auch in des Ritters Erzählung finden sich einzelne aus Boethius entlehnte Stellen, die jedoch hier nicht in Betracht kommen können, da Chaucer's Vorbild bei dieser Erzählung, Boccaccio, dieselben ebenfalls hat, wie einige in den Anmerkungen (cf. V. 3019) beigebrachte Verse aus der Theseide beweisen.

Vielfach benutzt ist auch Cato, d. h. die unter dem Namen des Dionysius Cato vorhandene Sammlung von Sittensprüchen

in Distichen, die im Mittelalter ebenso wie des Boethius consolatio ungemein verbreitet war, fast in alle Sprachen des Mittelalters übersetzt und in alle Schulen aufgenommen wurde. (S. Bähr Römische Literaturgeschichte §. 100.) Wir finden ihn bei Chaucer öfter erwähnt, aber stets unter dem Namen Caton, woraus man schließen kann, daß Chaucer auch französische Uebersetzungen dieser Sprüche zur Hand waren. So finden wir C. T. V. 9251:

Laß reden auch dein Weib, wie Cato spricht.
Befehlen laß sie, widersprich ihr nicht.

nach Dist. III. 24:

Höre die Rede der Frau, wofern zum Guten sie redet.
Schlimm ist's, läßt du sie nicht reden, wenn reden sie muß.

ebendaselbst V. 16155:

Denn Cato sagt: Der wer sich schuldig fühlt
Glaubt, daß ein jedes Wort auf ihn nur zielt.

nach Dist. I. 17:

Achte nicht drauf wenn Jemand im Sprechen die Namen verschweiget:
Alles beziehet auf sich nur wer der Schuld sich bewußt.

nach V. 14946

Sieh Cato der doch war ein weiser Mann
Sprach er nicht so: auf Träume baue nicht.

nach Dist. I. 31:

Kümmr' um Träume dich nicht; denn was die menschliche Seele
Wachend hofft und wünscht, siehet im Traume sie auch.

S. noch die Erzählung des Melibeus IV. S. 157, 163 nach Beles Ausgabe.

Auch Nachahmungen und Zusätze zu der Catonischen Sammlung von Sprüchen wurden häufig gemacht und gingen meistens auch unter Cato's Namen. So finden wir C. T. 3227:

Sein Wittwar blöd' und Cato kannt' er nicht.
„Ein Jeder such' ein Weib," wie Jener spricht,
„Das ihm sei gleich an Alter und an Stand."

Dieser Spruch ist in der gewöhnlichen Sammlung nicht zu finden, wohl aber in einer Art von Zusatz zu derselben, der unter dem Titel Facetus auctes octo morales 1538 zu Leyden erschienen ist:

Wähle die Gattinn Stand dir gleich und von zierlichen Sitten
Willst dein Leben du hin bringen in Frieden und Ruh.

Dieser Spruch wird in einer Dubliner Handschrift dem Daniel Ecclesiensis zugeschrieben, der um 1180 lebte.

Juvenalis. Auch dieser römische Satyriker, dessen Verbreitung im Mittelalter sehr gering gewesen zu sein scheint, wird von Chaucer an zwei Stellen erwähnt und Aussprüche von ihm werden angeführt. So Troilus und Cressida IV. 197 ff. und C. T. V. 677 ff. Die erste Stelle:

> O Juvenal, wohl sagtest du mit Recht,
> Der Mensch weiß wenig, was er soll erflehen.
> Er sieht nicht ein, daß seine Bitt' ist schlecht;
> Des Irrthums Wolken lassen ihn nicht sehen
> Was gut ist —

ist aus dem Anfange der 10. Satyre entnommen:

> Such in jeglichem Land, das zwischen dem Aufgang der Sonne
> Ganges und Gades liegt — nur Wenige wissen zu trennen
> Wahres Gut von weit entlegenem Nebel des Irrthums.

Die andern:

> Im Scherz sagt von der Armuth Juvenal:
> Der arme Mann, der seines Weges zieht,
> Der spiel' und sing', auch wenn ein Dieb ihn sieht.

aus dem 22. Vers derselben Satyre:

> Coram vacuus cantat latrone viator.

Uebrigens konnte Chaucer aus Juvenalis nichts weiter entlehnen als einige derartige Sprüche, da ihm der größte Theil jener Werke theils wegen der unzähligen Anspielungen auf Zeitereignisse und Anekdoten, unverständlich, theils wegen der zu großen Verschiedenheit der von Juvenal geschilderten Sitten von denen zu Chaucers Zeit und der verschiedenen Eigenthümlichkeit beider Dichter, ungenießbar war.

Wir erwähnen hier noch ganz kurz des T. Livius, Macrobius, Maximianus, Seneca, Suetonius, Tullius (Cicero) und Valerius Maximus, aus denen Chaucer Manches benutzte; und es muß hier zugleich bemerkt werden, daß er ebenfalls mehrere lateinische Kirchenväter wie z. B. Augustinus, Hieronymus und Tertullian mehrfach in seinen Werken angeführt und aus ihnen viele einzelne Stellen entlehnt hat, was wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit weiter darlegen werden.

So groß nun auch die Anzahl der von Chaucer benutzten und erwähnten römischen Schriftsteller ist, so sind doch Manche von Chaucer übergangen, deren Nichterwähnung sonderbar ist.

Daß Tacitus nicht erwähnt ist, ist natürlich, er war zu Chaucers Zeiten unbekannt; derselbe Fall mag vielleicht mit Sallust stattgefunden haben. Plautus und Terentius, zum wenigsten der Letztere waren im Mittelalter sehr bekannt und beliebt; aber Chaucer hätte aus ihnen nur einzelne Sentenzen anbringen können und da gewährten ihm Cato, Seneca und andere an Sittensprüchen reiche Bücher schon hinlänglichen Stoff. Daß Chaucer Horatius nicht gekannt haben sollte, ist kaum glaublich, da dieser im Mittelalter ungemein verbreitet war, wie die Unzahl der vorhandenen Handschriften schon zur Genüge beweisen könnten, wenn es eines Beweises bedürfte. Auch mußten Horatius Satiren, verständlich und klar, reich an Sittensprüchen und Geschichten, wie sie sind, Chaucer sehr zusagen. Die Elegiker mochte er vielleicht nicht zu benutzen wissen, obwohl er den spätern Maximianus Gallus benutzt hat und einzelne Stücke aus ihren Elegien, namentlich im Troilus und Cressida, das bei Chaucer der Sammelplatz für alle Liebeslieder ist, auch wohl hätten Platz finden können. Der Grundsatz, den man bei Chaucer sonst aufstellen könnte, daß er die Schriftsteller, die er nicht erwähnt, nicht gekannt hat, scheint bei diesen Dichtern keine Anwendung finden zu können.

Wir haben gesehen, daß Chaucer keine verächtliche Kenntniß des Lateinischen und seines Schriftenthums besaß, und daß er genügenden Anspruch auf den Namen eines gelehrten Dichters hatte. Aber er war auch Hofdichter und für einen solchen war dies nordfranzösische Schriftenthum von noch weit größerer Wichtigkeit. Es ist die Behauptung aufgestellt worden, daß Chaucer seine Werke nur eigentlich für die des Französischen Unkundigen geschrieben habe, und in der That ist wenigstens ein großer Theil seiner Werke gradezu aus dem Französischen übersetzt, oder so enge Nachahmung und Umarbeitung, daß sie fast für Uebersetzungen gelten können. Das Französische kam zu Chaucers Zeit selbst bei Hofe mehr und mehr in Verfall; die Gerichtsverhandlungen wurden Englisch und in allen Schulen wurde wieder Englisch gelehrt. Das Französische war bereits der großen Mehrzahl unbekannt und so war es natürlich, daß Chaucer, ein großer Freund der französischen Dichtung, seine Landsleute durch Uebertragungen und Bearbeitungen mit den Schätzen derselben bekannt zu machen suchte. Wir brauchen hier nicht erst Chaucers Kenntniß der französischen Dichtung zu erweisen und begnügen uns daher mit einer kurzen Angabe des Wichtigsten, was Chaucer aus derselben entlehnte.

Ein Lieblingsbuch Chaucers war der Roman de la Rose, um die Mitte des 13. Jahrh. von Guillaume de Lorris begonnen, später von Jean de Meung vollendet. Chaucer hat uns eine Uebersetzung dieses Gedichts hinterlassen, welche indessen nur das Werk des Lorris vollständig, Meung's Fortsetzung aber nur zum Theil enthält. Wahrscheinlich sagte ihm letztere weniger zu als der an Erfindungsgeist reichere und mit Schilderungen prangendere Lorris. Ueber die Art und Weise der Uebersetzung spricht sich Chaucer selbst in der of leg. women 329. aus, indem er Cupido zu sich sagen läßt:

In reinem Text und ohne weitere Glosse
Hast übersetzt du den Roman der Rose.

was im Ganzen genommen auch wahr ist, wenn man übersieht, daß Chaucer bald die Urschrift etwas ausführt, bald etwas abkürzt. Viele Stellen sind sehr gut übersetzt. Außerdem aber finden sich in Chaucers Werken zerstreut viele Stellen, die dem Roman de la Rose entlehnt sind. So ist C. T. Vers 12159 die Erzählung von der Virginie aus dem R. de la. R. Vers 5871 ff. und in des Mönchs Erzählung Vers 14381 ff. die Geschichte des Nero zum großen Theil eben daher Vers 6500 ff. entnommen. Auch einzelne Aussprüche finden sich hier und da entlehnt, so in der Einleitung zur Erzählung der Frau von Bath 5809,10:

Nicht halb so kühnlich schwören kann
Und lügen, als das Weib, der Mann.

nach R. de la R. 19013; so C. T. 6049.

Die trunkenen Weiber sind des Anstands leer

aus Rose 14222. Vgl. C. T. 17132 und Rose 8142, C. T. 6137 und Rose 12492 u. s. w. Wie hoch Chaucer übrigens den Roman de la Rose schätzte, geht auch daraus hervor, daß er in seinem Traum die Wände des Zimmers, in dem er er schläft, mit der Geschichte dieses Romans bemalt denkt. Chaucers Vorliebe für den R. de la Rose theilen die Meisten seiner Zeitgenossen in England, Frankreich und Italien. Manche verwarfen ihn zwar völlig, aber nur aus theologischen Gründen; der Einzige fast, der ihn aus Gründen des Geschmacks mißbilligte, war Petrarca, der gebildet durch die eifrige Beschäftigung mit den Alten, dies Gedicht mit Recht kalt und ungezügelt nennt. (Carm. L. 1. 50.) Chaucers Geschmack erhob sich so hoch nicht;

er hatte die alten Dichter zwar, wie wir wissen, ziemlich fleißig studiert, allein mehr mit der Absicht Stoffe zu Erzählungen aus ihnen zu suchen, als seinen Geschmack an ihnen zu bilden. Chaucer steht daher auch als Dichter ganz im Mittelalter, während Petrarca den Uebergang zu der neuen Zeit bildet.

Daß Chaucer auch mit einigen französischen Romanen bekannt war, leidet keinen Zweifel, obwohl er sie nur selten anführt und vielleicht auch nur selten benutzt hat. Seine Kenntniß des Troischen Krieges (C. T. 15147) schöpfte er wahrscheinlich aus Benoit's Roman de Troye, obwohl er dieselbe auch aus Guido dalle Colonne, der den Benoit ebenfalls benutzte, geschöpft haben kann. Die Erwähnung von La belle Isaude House of fame III. 707 und von Launcelot du lake C. T. 15218 deuten auf seine Bekanntschaft mit den Romanen des Chrétien von Troyes hin; eine Anspielung auf den Roman de Roncevaux findet Tyrrwhitt in dem Namen einer saracenischen Gottheit Termagaunt C. T. 13741, der in jenem Roman öfters vorkommt.

Am wichtigsten für Chaucer waren jedoch die Lais, fabliaux et contes, erstere ernsthaften, letztere gewöhnlich scherzhaften Inhalts. Von beiden finden sich zahlreiche Nachahmungen bei Chaucer. Die lais waren zum Theil Uebersetzungen von Bretagnischen Dichtungen, mit denen die Franzosen und Engländer, namentlich durch die Bearbeitungen der Marie de France, welche meistens in England lebte, bekannt wurde. So sagt auch Chaucer in der Einleitung zu des Freisassen Erzählung Vers 11021 ff.

Die alten Britten vordem, brav und bieder,
Die brachten Abenteuer viel in Lieder,
In alter Brittensprach' und Reimesklang,
Mit Musik meist begleitend den Gesang.
Auch lasen nach Belieben sie darin
Und eins von diesen hab' ich noch im Sinn
Erzählen will ich es so gut ich kann.

Das französische Lai aber nach welchem des Freisassen Erzählung bearbeitet ist, ist meines Wissens bis jetzt nicht aufgefunden worden. (Vgl. Tyrrwhitt Anm. zu C. T. 11021 und Discourse to the C. T. Anm. 24). Dieselbe Erzählung findet sich übrigens bei Boccaccio Dec. X. 5. und in Filocopo im 5. Buche. Wahrscheinlich schöpfte Boccaccio aus derselben Quelle wie Chaucer.

Die Lais und fabliaux nach welchen Chaucer seine Erzählungen gearbeitet hat, sind nicht immer bekannt; wir dürfen vermuthen, daß ein großer Theil der Canterbury-Erzählungen auf franzö-

sischen Quellen fußen, obwohl wir diese Quellen nur zum kleinen Theile kennen. Von des Vogts Erzählung nahm man früher Boccacio Dec. IX. 6.) als Quelle an; Tyrrwhitt machte zuerst auf das Fabliau de Gombert et des deux clercs von Jean de Boves aufmerksam, und seitdem hat man eben so allgemein dieses Fabliau für die Quelle gehalten, bis Thomas Wright vor wenigen Jahren in den Anecdotis literariis das wirkliche französische Original aus einer Berner Handschrift mitgetheilt hat, wodurch sich denn auch meine Vermuthungen über Chaucers Verdienst bei dieser Erzählung (s. meine Uebersetzung S. 153 ff.) als unrichtig erwiesen: das von Wright mitgetheilte Fabliau ist eine weit bessere Erzählung als das von Jean de Boves und stimmt mit der Erzählung Chaucers in den Hauptpunkten überein, sie hat unter Chaucers Händen unzweifelhaft sehr gewonnen, aber doch nicht in dem Maße als man früher, als man nur Jean de Boves kannte, vermuthen mußte.

Die Erzählung des Priesters der Nonne scheint einer Sammlung der Fabeln der Marie de France entlehnt, obwohl sie bedeutend länger ist; vielleicht lag noch ein ausgedehntes französisches Gedicht zu Grunde. Des Schiffers Erzählung stimmt im Stoff mit Boccaccio Dec. VIII. 1., ist aber wahrscheinlich aus derselben französischen Quelle geschöpft, aus der Boccacio die seinige hat. Des Müllers Erzählung findet sich beim Italier Masuccio und dürfte eben so auf französische Urschrift zuruckzuführen sein; eine Masse anderer Erzählungen (z. B. des Bettelmönchs, des Pedells u. a. m.) haben höchst wahrscheinlich ebenfalls denselben Ursprung, vielleicht daß eine genauere Durchforschung der Bibliotheken uns noch manche französische Quellen Chaucers nachweist.

Ueber das was Chaucer dem Italischen verdankte, habe ich, wie schon oben gesagt, bereits in den Bl. für literarische Unterhaltung gesprochen. Aus eigentlich englischen Quellen entnahm er nur wenig, am meisten noch von seinem Freund Gower, dem er mehrere Erzählungen, wie die des Advocaten und der Frau von Bath nacherzählte, nicht ohne an verschiedenen Stellen ihn wegen schlechter Erzählungsweise zu tadeln.

Sehen wir nun Chaucers Werke noch einmal durch, so werden wir nur einen kleinen Theil derselben sein Eigenthum nennen können. Die größern Gedichte, die Canterbury-Erzählungen, Troilus, Cressida, der Roman von der Rose und die Legende der guten Weiber sind nur Bearbeitungen fremder Gedichte und selbst unter seinen kleinern Gedichten findet sich kaum eins, in dem nicht

wenigstens ein Theil anders woher als aus Chaucers Dichtergeiste entsprungen wäre. Wenn uns dies vor einer Ueberschätzung Chaucers gewiß bewahrt, so darf es uns doch nicht dahin bringen, seinen Werth zu gering anzuschlagen; es bleibt ihm immer noch genug, wodurch er den Namen eines Dichters mit dem vollsten Rechte verdient, in Schilderungen der äußern Natur und aller Kunstgegenstände mag er immerhin gern an fremde Muster sich anlehnen, seine philosophischen Ansichten mag er aus allen Weltgegenden zusammenstoppeln, seine tiefe Kenntniß des menschlichen Innern allein wird schon hinreichen, ihn zu einem Dichter zu stempeln, dem die schärfste Kritik seinen hohen Werth nicht nehmen kann.

Dessau.

E. Fiedler.

Mystifikationen der Goetheliteratur.

Manche unschädliche Mystifikationen, zu denen wir vor allen die Schrift „Goethe als Mensch und Schriftsteller; aus dem Englischen von Friedrich Glover" rechnen, welche eine Spekulation ihres Verlegers ist, des Buchhändler Vogler (Glover ist bloßes Anagramm), bedürfen keiner weitern Würdigung, dagegen gibt es andere, welche nur zu geeignet sind, die oft schwierigen Untersuchungen über den großen Dichter und seine Werke unsäglich zu verwirren, woher es gerathen scheint, die Täuschung derselben offen darzulegen. Zwei Mystifikationen, von denen der Verfasser der zweiten selbst von der ersten getäuscht worden ist, gedenken wir hier kurz darzulegen.

In der Schrift „Goethe in Frankfurt am Main oder zerstreute Blätter aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts in den Jahren 1757 bis 1775; gesammelt von Dr. Heinrich Döring" (1839)*) finden sich S. 61 bis 88 „Auszüge aus Goethe's Briefen in den Jahren 1768 bis 1775," welche wir hier deßhalb besprechen, weil bei vielen dieser, zuweilen nicht einmal genau gegebenen Auszüge ein falsches, oft ein rein ersonnenes Datum beigefügt ist, wodurch manche sich haben täuschen lassen. Die Namen der Personen, an welche die Briefe gerichtet sind, hat der Herausgeber seltsamer Weise, als ob er nicht gern kontrollirt werden wolle, ganz weggelassen. Die vom 9. Nov. 1768, 13. Febr. 1769, 20. Febr. 1770 richtig datirten Auszüge sind aus Briefen an Oeser, Oeser's Tochter und den Buchhändler Reich nur nicht genau abgedruckt, dagegen stimmen die sechs folgenden aus Goethe's auf der Straßburger Bibliothek aufbewahrten Briefen an Salzmann, von denen die vier ersten kein Datum haben, aber bei

*) Einen seltsamen Verstoß finden wir in dieser Schrift S. 59, wonach Goethe im Jahr 1775 in seinem 16. Jahre gestanden haben soll.

Döring fehlt ein solches auf das Gerathewohl ersonnenes Datum nicht. Daß aber die hier gegebenen Datirungen falsch sind, läßt sich leicht erweisen. Die vier ersten Briefauszüge, welche vom 16. April, 14. und 20. Juni, 4. Oktober 1770 datirt sind, beziehen sich auf das Verhältniß zu Sesenheim, das aber erst im Oktober 1770 angeknüpft ward und in der ersten Zeit keineswegs etwas Beunruhigendes hatte, wie es sich in allen vier Briefen ausspricht. Vergl. Schöll Briefe und Aufsätze von Goethe S. 50 ff. Der erste dieser Briefe ist geschrieben, als Goethe bereits vier Wochen in Sesenheim war; denn wenn wir bei Döring (und nach ihm in Pfeiffer's später zu besprechendem Buche) lesen: „Und dann bin ich eine Woche älter," so ist dies ein Falsum, da in dem Briefe Goethe's vier Wochen steht, nicht eine Woche. Zwischen dem ersten und zweiten dieser Briefe kann unmöglich eine Zeit von fast zwei Monaten liegen, wie hier angenommen wird. Auch scheint der zweite Brief nicht lange nach Pfingstmontag geschrieben (diese Zeitbestimmung hat Döring weggelassen), der im Jahre 1779 auf den 4. Juni fiel. Vergl. meine Abhandlung über Goethe's Friederike in den Blättern für literarische Unterhaltung. Die falschen Datirungen Döring's haben nicht bloß Freimund Pfeiffer getäuscht, sondern auch Schöll a. a. O. S. 115, während Döring selbst sie in „Goethes Leben" S. 154 ff. unbeachtet gelassen hat, wo er den argen Fehler eine Woche statt vier Wochen unverbessert beibehält. Nach den Briefen von Salzmann folgen Auszüge aus Briefen an den Consul Schönborn in Algier, die hier nach der Angabe in der Schrift „Schönborn und seine Zeit" dem Jahre 1774 zugeschrieben werden, wogegen sehr viele Erwähnungen in denselben es unzweifelhaft machen, daß sie dem folgenden Jahre angehören, in welches sie auch in Goethe's Werken Bd. 27, 474 versetzt werden. Auf wie arge Weise Goethe's Biograph, welcher den offenbaren Irrthum in der Jahresangabe übersah, auch hier die Chronologie in Verwirrung gebracht hat (S. 169 ff.), bedarf keiner weitern Ausführung. Auf den Brief an Schönborn vom 4. Juli 1773 (d. i. 1774) folgt zunächst ein Stück aus einem Briefe an Lavater, richtig vom 26. April 1774 datirt, wogegen das Datum des folgenden Brifchens an Lavater (14. Juli 1774) rein ersonnen ist, und dazu höchst unglücklich, da Goethe am 15. Juli 1774 wieder bei Lavater in Ems war,*)

*) Vergl. die Darstellung von Lavater's Reise in „Lavater's Lebensbeschreibung" von Geßner II. 126, womit Goethe's Erzählung in „Wahrheit

jenes Briefchen aber nicht kurz vor der Zusammenkunft beider geschrieben sein kann. Auf diese Briefe an Lavater folgen zwei Stücke aus Briefen an Merck, die seltsam in einen Brief verbunden und vom 18. Oktober 1774 datirt sind, während der sehr genaue Herausgeber der Briefe an Merck den ersten allgemein in den Spätherbst 1774 setzt, dem andern keine Zeitangabe beifügt. Hieran schließt sich der undatirte Brief Goethe's an Pfenninger an, den Döring hier (S. 76) und in „Goethe's Leben" (S. 187) auf den 24. Nov. 1774 verlegt, während er in der Sammlung von Goethe's Briefen (S. 3) bloß bemerkt: „Vom Jahr 1774." Der Herausgeber von Lavater's Briefen setzt mit Recht diesen und den nach Döring am 14. Juli geschriebenen Brief vor die erste Zusammenkunft Goethe's und Lavater's. S. 78 f. haben wir Stücke aus drei Briefen an die Gräfin Auguste von Stolberg, von denen die beiden ersten richtig datirt sind, der dritte aber nicht am 6., sondern am 7. März geschrieben ist. Von dem folgenden Briefe gehört der erste Absatz dem 19., nicht dem 25. März an. Noch unverzeihlicher ist das Versehen bei dem diesem zunächst stehenden Auszuge, wo Döring den 26. statt den 15. April gesetzt hat. S. 81 folgt ein Auszug aus einem Briefe von Lavater, den der Herausgeber von Lavater's Briefen, dem Döring in der Sammlung der Briefe (S. 4) folgt, vom Juni, Döring dagegen an unserer Stelle bestimmter vom 4. Juni datirt. Aber im Juni 1775 war Goethe nicht in Frankfurt, wo der Brief geschrieben ist, sondern auf der Reise in die Schweiz*) und der ganze Brief deutet darauf hin, daß er vom 23. September ist. Hier lesen wir: „Ich bin bis zehn Uhr im Bette liegen blieben, um einen Katarrh auszubrüten, mehr aber, um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vor's Bette gekommen, es ward vertraulich discurirt; ich hab meinen Thee getrunken und so ist's besser. Ich hab wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden, wie lange es währt. — Es gibt der Zerstreuungen die Menge. Der Herzog von Weimar ist hier, wird nun bald Luisen davon tragen. — Ich bin seit 14 Tagen ganz im Schauen der großen Welt." Hiermit vergleiche man, was

und Dichtung" nicht übereinstimmt. Nach jener, die glaubwürdiger ist, reiste Lavater am 12. Juni ab und kam am 29. Juni in Ems an, von wo Goethe bald nach Frankfurt zurückkehrte. Basedow kam am 12. Juli nach Ems, Goethe zum zweiten Male am 15. Juli.

*) Wir behalten die Zeit der Schweizerreise einer spätern Besprechung vor.

Goethe am 23. September an Auguste Stolberg schreibt: „Es hat tolles Zeug gesetzt. Ich hab nicht zum Schreiben kommen können. Gestern lauter Altessen. Heut hab ich einen Husten.“ Am 20. September hatte er sich den Prinzen von Meiningen dargestellt. Schon am 14. September hatte er geschrieben: „Heute einen guten Nachmittag, der selten ist, mit Großen, das noch seltner ist. Ich konnte zwei Fürstinnen in einem Zimmer lieb und werth halten.“ Der folgende Auszug aus einem Briefe an Auguste Stolberg (S. 82) ist irrig vom 10. August statt vom 14. September datirt. Darauf gibt Döring einen Auszug aus einem Briefe an die Karschin vom 17. August, welcher in Mundt's „Schriften in bunter Reihe“ (1834), aber mit einigen Verschiedenheiten schon lange vorher (1817) von Helmine von Chezy mitgetheilt wurde. Den hier vom 18. August datirten Brief (S. 83 f.) schrieb Goethe am 3. August an Augusten, den vom 16. September datirten im August an Merck, was auch Döring selbst in der Sammlung der Briefe angibt. Bei den folgenden Auszügen aus den Briefen an Augusten ist die Angabe des Datums richtig. Nach den manchen seltsamen Abweichungen von den überlieferten Datirungen und den vielen rein ersonnenen Angaben der Abfassungszeit können wir hier nur eine absichtliche Täuschung annehmen, die durch Weglassung der Namen der Personen, an welche die einzelnen Briefe gerichtet sind, verdeckt werden sollte. Daher auch die ganz ungenügende Erklärung der Vorrede, daß diese Auszüge aus Goethes Briefen „keiner Erläuterung bedürfen,“ ohne Angabe, aus welchen Briefen die Auszüge genommen sind.

Eine andere eben so unzweifelhafte und noch bedenklichere Mystifikation erkennen wir in der Schrift „Goethe's Friederike; von Pfeiffer“ (1841), deren Verfasser am Anfange nur eine Darstellung des Sesenheimer Verhältnisses mit Benutzung der bekannten Quellen theils in dramatischer Form, theils in Briefen beabsichtigt zu haben und erst bei der Arbeit selbst auf den Gedanken gekommen zu sein scheint, seine Erfindungen, als ständen ihm sonst unbekannte Quellen zu Gebote, für ächt auszugeben.

S. 9—14 führt der Verfasser uns die Straßburger Societät in lebhaftem Dialoge vor, wobei er die Einzelheiten aus Goethe genommen, aber ein paar erdichtete Züge hinzugethan hat, welche beglaubigten Angaben widersprechen. S. 12 redet Lenz den jungen Goethe an: Goethe, tauf den Markulfus in deinem herrlichen Faust um, thu mir die einzige Liebe, nenn' den Bücherwurm und Pedanten Wagner!“ Aber den Namen von Faust's Famulus

hat Goethe nicht von seinem Freunde, dem keineswegs pedantischen H. Leopold Wagner, hergenommen, sondern aus der Faustsage und dem Puppenspiele beibehalten. S. 14 kündigt Goethe der Gesellschaft, in welcher Lenz eine Hauptrolle spielt, die Ankunft Herder's an, der aber längst in Straßburg und mit unserm Dichter befreundet war, ehe Lenz nach Straßburg kam. Das verlorene französische Gedicht Goethe's darf nicht als ächt angesehen werden, wie Boas, Schöll (S. 67) u. a. thun, sondern ist nach Goethe's allgemeiner Inhaltsangabe gefertigt.

S. 17—22 beehrt uns Freimund Pfeiffer mit Briefen Friederikens an eine Verwandte, Lucia, in Straßburg, welche den Charakter des Gemachten deutlich genug an sich tragen. Nach Goethe's Bericht wird hier der erste Besuch in Sesenheim auf zwei Tage beschränkt, während derselbe nach den Briefen bei Schöll S. 50 ff. mehrere Tage gedauert haben muß. Auch wird durch den dort mitgetheilten ersten Brief von Goethe an Friederiken der Satz (S. 20): „Der liebe, hübsche Goethe hat mir zwei herrliche Bücher von Straßburg zu schicken versprochen," widerlegt, der auch Goethe's eigener Erzählung in „Wahrheit und Dichtung" widerspricht, wo das Versprechen, Friederiken Bücher zu schicken, in eine spätere Zeit verlegt wird. Vergl. B. 22, 11. Friederikens Voraussagung der Ankunft Goethe's wird hier S. 20 auf eine höchst nüchterne, von der Erzählung in „Wahrheit und Dichtung" verschiedene Weise erklärt. „Freilich konnt' ich das (prophezeihen); denn durch George erhielt ich gestern Abend einen Brief mit drei neuen Büchern von Straßburg." Nach Goethe's Erzählung ward dieser Besuch so plötzlich und unvorbereitet unternommen, daß er ihn gar nicht Friederiken voraus melden konnte, woher es ihm höchst auffallend schien, daß man sich über seinen ganz unerwarteten Besuch gar nicht wunderte. Auch diesmal war Goethe an einem Sonnabend angekommen (B. 22, 7), wie es auch hier angenommen wird. Der Brief soll am Freitage darauf geschrieben sein. S. 21 lesen wir: „In die Linde am Brunnen hat er unser beider Namen eingeschnitten," was aus einem in Friederikens Nachlasse erhaltenen Gedichte Goethe's geschöpft ist, wo es heißt:

> Der Baum, in dessen Rinde
> Mein Nam' bei deinem steht.

Daß Goethe geschrieben habe, er könne in langer Zeit nicht hinauskommen (S. 21) ist insofern irrig, als er dies bei seinem letzten Besuche Friederiken bemerkt hatte.

S. 26—28 haben wir Auszüge aus Straßburger Briefen, welche wörtlich mit den falschen Datirungen aus der oben besprochenen Schrift von Heinrich Döring genommen sind. Pfeiffer leitet sie mit den Worten ein: „Einige Briefe aus den Straßburger Tagen liegen uns vor, und mögen dazu dienen, das Bild des Werdenden zu vervollständigen.“ Die Briefe an Salzmann, aus denen Döring geschöpft hat, scheint er gar nicht gekannt zu haben, da er sonst viel Bedeutenderes daraus hätte mittheilen müssen.

Die Bemerkung (S. 34), daß Goethe den Sesenheimern eine eigenhändige Uebersetzung des ganzen Ossian gegeben habe (S. 34), ist auf die Lieder Selma's zu beschränken. Stöber hat in der Schrift über den Dichter Lenz diese Uebersetzung nach Goethe's Handschrift herausgegeben.

Den seltsamsten, bei vielen noch immer spukenden Betrug, der endlich einmal mit vollster Entschiedenheit zurückgewiesen werden muß, damit er in Zukunft keine Verwirrung mehr anrichten könne, hat Pfeiffer mit dem sogenannten „Sesenheimer Liederbuche“ gespielt, zu welchem er die dankenswerthen Mittheilungen von Fr. Laun (Schulz) im Morgenblatte 1840 Nr. 212 ff. mißbraucht hat, obgleich er selbst das Liederbuch in Händen gehabt haben will. „Nimm nun Friederikens Liederbuch,“ sagt er (S. 119 ff.). „O daß ich aussprechen könnte, welchen Eindruck die vergelbten Blätter auf mich machten! Das sind die Lieder und Gedichte, wie sie frisch aus Goethe'scher Feder für das muntere Riekchen auf's Papier flossen und sie mit all den tausend Ahnungen erster Liebe umwebten.“ Er selbst will aus der Hand von Friederikens Schwester Sophien das „Liederbuch mit manchen Beiträgen aus Goethe's Hand“ erhalten haben. „Des Dichters Hand,“ sagt er (S. 78 f.), ist bald nachlässig und zitterig, bald zierlich, fest und rein. Das Gedicht „Erwache“ führt die Jahrzahl 1770.“ Das ist aus Laun's Bericht genommen, der von einem „Bändchen Gedichte“ spricht, „theils von Friederikens Hand geschrieben, theils von des Dichters bald sehr zierlicher, bald nachlässiger Handschrift.“ Goethe selbst äußert sich (B. 22, 22): „Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden.“ Von einem eigentlichen Liederbuche zum Singen ist gar nicht die Rede. Goethe legte neue Texte einigen Melodien unter; daneben schrieb er Gedichte an Friederiken selbst, welche diese Gedichte nebst jenen zum Andenken an Goethe in einem Bändchen verbun-

den zu haben scheint. Das genannte Gedicht „Erwache, muß in das Jahr 1771 fallen.

Die Unächtheit von Pfeiffer's sogenanntem Sesenheimer Liederbuche läßt sich überzeugend nachweisen. Das Ganze besteht aus 19 Stücken, von denen vier (Nr. 10, 11, 15, 16) bekannte Volkslieder sind (vergl. Erlach's Volkslieder III. 70. IV. 66, 175, 378), sechs (Nr. 3, 5, 6, 7, 13, 17) aus dem von Laun herausgegebenen Nachlasse Friederikens stammen, vier (Nr. 8, 12, 14, 18) aus der Iris genommen sind, und zwar mit den dort erhaltenen älteren Lesarten, wodurch sich Boas täuschen ließ, eines (Nr. 19) aus Goethe's Gedichten, eines (Nr. 4) aus der ersten Bearbeitung des Götz. Hiernach blieben nur noch drei (Nr. 1, 2, 9) nachzuweisen, wenn sie nicht etwa Pfeifer's Eigenthum sind. Ein seltsames Mißgeschick ist dem Erfinder des Sesenheimer Liederbuches bei Nr. 18 begegnet, wodurch der Betrug schlagend nachgewiesen wird. Pfeiffer hat unter dies Gedicht neben die Unterschrift G. weislich ein Fragezeichen gesetzt, wogegen Boas keineswegs an der Aechtheit desselben zweifelt, da „jede Zeile das Zaubersiegel Goethe'scher Dichtweise an sich trage." Und dennoch gehört das Gedicht J. G. Jacobi! Es ist aus der Iris IV. 250 f. genommen, wo es, wie bei Jacobi's Gedichten gewöhnlich der Fall ist, ohne Namensunterschrift steht, während die Gedichte Goethe's mit P. unterzeichnet sind. In der von Joh. Georg Schlosser 1784 herausgegebenen Sammlung: „Auserlesene Lieder von J. G. Jacobi," welche der Herausgeber in der Zuschrift an Pfeffel mit den Worten einleitet: „Ich schenke Dir, mein alter, würdiger Freund, hier eine Sammlung einiger theils zerstreut, theils gar nicht gedruckter Lieder, die ich von dem Verfasser zu dem Zwecke mir ausgebeten habe," steht unser Gedicht S. 55, später in Jacobi's Werken III. 61. Dieses im Jahr 1775 zuerst erschienene und ohne Zweifel nicht lange vorher geschriebene Gedicht konnte Goethe, der erst 1774 mit den Jacobi's in Verbindung trat, im Jahre 1771 unmöglich kennen und an Friederiken mittheilen. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem in Goethe's Gedichte (B. 1, 64) übergegangenen Gedichte „Im Sommer," welches in der ersten Ausgabe der Gedichte (1790) sich nicht findet. Es steht in der Iris VII. 560 ohne Namensunterschrift, und als Glied eines Liederkranzes in Schlosser's Sammlung S. 46, in Jacobi's Werken III. 108. Goethe hatte es, als er zur Vervollständigung seiner Gedichte die Iris durchging, als sein Eigenthum angesprochen und wollte es auch später, als man ihn auf

den Irrthum aufmerksam machte, nicht fahren lassen, obgleich ihm das tiefe Gefühl und der glückliche Fluß seiner gleichzeitigen Gedichte (man vergl. das „Mailied“ und „Herbstgefühl“) abzugehn scheint. Jacobi dichtete es wohl gleichsam als Gegenstück zu dem obengenannten „Herbstgefühl,“ welches in der Iris IV. 249 mit der Ueberschrift „der Herbst 1775“ erschienen war*).

---

*) Eine arge Verläumdung ist es, wenn Freimund Pfeiffer S. 108 ff. behauptet, Merck sei es gewesen, der das Band zwischen Friederiken und Goethen getrennt habe, freilich aus Liebe zu Goethe. Dies Band war schon bei der Abreise Goethe's von Straßburg auf immer gelöst, noch ehe Goethe Merck's Bekanntschaft gemacht hatte, was nach der Rückkehr von Straßburg erfolgte (B. 22, 70), wohl nicht vor dem Jahre 1772.

H. Düntzer.

Remarks on the English grammar and language with some illustrations from Lindley Murray's English grammar.

The ancient schools of grammatical learning were; — that of the Greeks of the lower empire, commonly called the Byzantine grammarians, who taught and illustrated the works of the ancients; — the Latin, which was much respected throughout the middle ages in consequence of the wants of the church, and which, on the revival of letters, was simplified end adapted to modern use; the Masora, which preserved both the writings and theory of the ancient Hebrew, and finally the Arabian, to which alone however, we shall have no further occasion to allude.

As soon as the art of printing made it desirable to appeal to the understandings of men through their mother tongues, it was found necessary to reduce these to order, and reference was forthwith made to these ancient schools, but above all to the Latin, for principles on which grammatical rules might be based. It was much to be regretted, that English scholars did not turn to the Greek in preference, there being these points of analogy; Greek has no ablative case any more than English; it has aorists which correspond remarkably to what some of our grammarians call our past, and some our imperfect tense; and it, like English, abounds in the use of the participle instead of connective adverbs. In consequence however of the adoption of the Latin grammatical model, those languages which, like it, abounded most in terminations were the easiest to reduce to rule, but on the other hand, those which had few terminations, and were consequently easiest to learn, puzzled the grammarians most, and were worst used by them. Dr. Johnson felt this, when he was obliged to preface his large dictionary by a grammar; so having no real knowledge of Anglosaxon, the parent type of the language, all his derivations being taken from Leye, Skinner, and Junius, hedeclared English had *no syntax*, and cut down his work to the smallest possible dimensions.

Thus in England the grammar of our own language was almost universally neglected, and the learned maintained, that if a young man knew the Latin, he knew enough. And therefore, though Ben Jonson had printed a very excellent tract on the subject, it was hardly known even to the readers of his other works, and though Dr. Wallis had given some excellent hints, and Swift had directed public attention to this defect in our educa-

tion, it was not till the publication of a small book by Dr. Lowth, Bishop of London that anything was done to instruct the young, or the illiterate classes on this important point. The great value of his grammar is, that being a Hebraist, he had been led to compare English with one of the most ancient and simple languages in the world, and so if he did not discover its real rules, proposed at any rate what very much resembled them.

Meanwhile the encrease of wealth throughout the country was producing large middle schools and extending the influence of the middle class. It was found, that to be able to read the Bible, and understand the four first rules of arithmetic was no longer all that was necessary for a youth, who was not destined for the law or the church. It was doubtless to meet the demands of this class, that Sheridan wrote his pronouncing dictionary. Johnson pronounced the labour useless, the accents in his opinion being all that required marking, and this appears to be the general feeling among English scholars, so rarely is the book to be seen on their shelves. But the language had now broken loose from the fetters of Latin, and the demand for the instruction of the middle classes was becoming hourly more urgent, when in the beginning of this century Lindley Murray an American by birth, residing near York, undertook to meet it in his series of grammatical works. Two important fields lay beyond the sphere of his enquiries; — the whole period of our language lying between the accession of Henry VIII. and the Revolution, — and the common language of the people in ordinary business and daily life, all the commercial phraseology and all the works of dramatists or novelists. The common judgment of scholars in the earlier part of George the third's reign was against Shakspear's diction, which Goldsmith pronounced obsolete, and Johnson, the first who vindicated his claims as a scientific dramatist, declared to be often obscure, bombastic, and vulgar. There might be much gold here, but Murray did not dare to use it. The learned had not adopted it, and it was to him therefore but uncoined bullion. It is astonishing, however, that he had not studied Hooker, whom Goldsmith pronounces to have never used an expression, that was not the purest English even in his day, and the rythmical beauty of whose prose is admirably classical. Still more surprising that he never quotes Barrow, whom Lord Chatham, himself a purist in phrases, proposed as a model of eloquence to William Pitt. The popular idiom was left in the hands of Cobbett, who uses it most dextrously to show, how badly the classical scholars often wrote their mother tongue. His grammar would be our best were it not written in the form of letters to his son, and did it not constantly obtrude his own views of the politics and statesmen of the regency and reign of George IV. Still it is deserving of more attention than it has received, from foreign scholars.

Murray's pretensions, however, to become an authority were, that he had employed abundant leisure on a very extensive reading, and collation for his purpose, including all the standard English authors of half the 17th. and the whole of the 18th. century. When he had formed an opinion he expressed it clearly and well, and, to use a French expression, „il savait rédiger" much better than most Englishmen. This last

is an essential point for a good class or schoolbook; for a teacher has no time, and a pupil no ability, to supply what is wanting or illustrate what is obscure. On the other hand his demerits were, an utter ignorance of the original authorities in grammatical science, of Saxon, German, and all the languages and dialects cognate to the English, and but a very limited Knowledge of Latin and Greek. In addition to these, which one would certainly imagine a sufficiently long list of objections against his claim, he had evidently paid no attention to the history and antiquities of the language, and therefore had no idea, how certain forms had come to be adopted or rejected, and on what models the great writers who had adorned our native tongue had formed themselves.

But to give instances of the working of the various sorts of ignorance we have mentioned. It is a curious fact, though now not generally known, that several successive editions (we think we once saw a thirteenth) were published in which English was denied an accusative case to the noun. Now this, be it observed was not done by adopting the modern French system of subject and object; for the words Nominative and Genitive were admitted though not adopted, and then straightway the language was refused an Objective or Accusative This arose from revolting against latinizing the system of our grammar but would have been a fault impossible to a man who had any ideas of grammar as a science.

But in truth his whole theory of case is wrong. He classes My Thy. His Her. and the plurals as adjectives, though they are the real genitives of I Thou etc. We give three cases of the use of adjectives in English to show that they cannot be classed among them

We can say.	We cannot say.
This is true.	That is my.
Here are the white.	Here are the my.
The blue eyes.	The my eyes.

We hope this is conclusive; but he fell into the mistake from not understanding the word Genitive, which means, that case which unnamed the subsequent word would be unintelligible, or the begetting case; for instance „Where is my hat" I should not think of the hat did I not first think of, and name, myself. The mischief does not stop here; but he goes clear off the track of the language, and henceforth his nouns and verbs may be English words, but English nouns or verbs they assuredly are not. For in the pronouns we have a remarkable type of what happens all through the language. My is the real genitive, Mine the objective, and Ofme the solute, or the same case in solution.

The use of the objective genitive is to limit the idea to possession, to make it a merely relative idea, and that of the solute to introduce, with ease, notions of production, connexion, affirmation and negation. And exactly correspondent is the real theory of the English verb, which first declares its meaning, then limits it to a relative continuity, and then solves it, to admit the various notions stated above Thus

My	Mine	Of me
I love	I am loving	I do love
I loved	I was loving	I did love.

This is the real system of our pronouns nouns and verbs, and not to state it thus is not to write English grammar, but rather some ideas of general grammar, which may apparently coincide with it. It is essential to foreigners, that this should be well explained, or the grammar will prove a hindrance to them in learning the language: With these remarks, which we hope hereafter to develop more thoroughly and usefully, we dismiss the consideration of Chapt. V. Section and the opening observations of Sec. 3. together with the whole Chapter on Verbs or VI.

We will now consider Murray as a critic; our examples being found principally in the exercises designed to accompany his grammar. He condemns for its grammatical structure Milton's expression „the fairest of her daughters Eve.“ Now the poets object was to call up to the eyes of the mind the daughters of Eve and place their general mother in the midst, supereminent in majesty and beauty; and the business of the grammatical critic therefore was to indicate it as an inimitable turn of phrase, unfit as such Italian structures generally are for our language. As it is, he leaves a doubt on our mind whether he understood Milton, and we are quite sure he knew nothing of Italian.

Pope wrote

„O thou my voice inspire“
„Who touch'd Isaiah's hallow'd lips wih fire.“

The analogy of the tenses here seems to require *touchedst* which Murray would adopt; — but another and a wider analogy immediately occurs to exclude it. The *ed* in the past tenses of verbs was never pronounced in English, and its use by the old poets and in the public reading of the Scriptures is no proof of the contrary. Several dialects had always prevailed in the island, and so it became necessary in grave declamation to sustain the reading against the speaking tones. And further, it was the custom of all old Churches to read the services in a species of recitative, which required the *ed* to be uttered. This custom was adopted by great popular preachers in their public discourses, and thence we have to this day the word *Cant*. In Pope's time the sound had disappeared in poetry, and the *st* ought to have disappeared with it; for without the *e* in *ed*, it is an unpronounceable compound of consonants. Here we feel the necessity of an historical study of the language.

Again, he criticises the phraseology of our received version in Matt. Chapr. XV. v. 31. „In so much that the multitude wondered, when they saw the dumb to speak etc. etc.“ saying that it ought to have been *those that had been dumb*, which is altogether altering the sense of the passage, for the wonder was, that the healing was so instantaneous as to confound the senses. Accordingly it is a just and literal translation of the Greek, and is similarly rendered in German; and no one, we imagine, will deny to Luther great skill and mastery in the use of his splendid language.

But after all our business with Murray is limited to showing, that his grammar is not a good one, and if we wanted authority for this, we should be borne out by Coleridge, who perfectly scoffs at his pretensions. Murray may rest in peace for us; — it was less his fault,

than that of good scholars, that his book became an authority. Its success probably exceeded his utmost expectations. Indeed if diligence and honest effort were all that were necessary he would demand high respect. Whatever he could do to improve and elevate the rising generation, in moral and intellectual character he did most heartily. But the mischief exhibited in his works had a deep root in the neglect of the true sources of grammatical learning; which are twofold; — those we have already indicated at the beginning of this article; — and the study of the peculiar characteristic forms of the language in its chief words, its pronouns, and its type or leading verbs, united with a careful comparison of the same, with those of the cognate dialects. To this should be added, to form a perfect grammar, a very careful historical comparison of the forms of expression throughout the whole period of our existence as a people.

This latter study would begin for English in the Saxon Chronicle, run through the Saxon poetry, the Dano-Saxon, and Norman-Saxon, all of which show how obstinately our fathers' speech resisted foreign interference, and really losing very little, swept the language of the conquerors up, and winnowed and garnered the best of it. At length, Chaucer cultivated nature into art, and wrought up into the rich web of its language, the coloured and flowery phraseology of the Troubadour and of Italy; until there came the mightier than he, though not more truly English, Shakspear and Milton, with all their satellites and built upon the same model of high literary skill. Chaucer was our Homer, the sponsor for good written English at the font of Catholic humanity, Shakspear and Milton the priests who led it to confirmation. Henceforth the language was formed, but ere this was effected Jonson of „the learned sock" had taught it how to appear with dignity, and many a writer had followed him, nor did even Milton scorn his aid. Yet up to this time, the Italian was our literary pattern, not servilely followed, but suggesting much for phraseology, and almost all for versification and prose-rythm. And if it be granted, that Shakspear did not know Italian, it is to be observed, that he preserved more of our ancient spoken English than any other writer, and that all which had been borrowed from foreign sources was adopted and often improved by him. Hence came the form of his sonnets, and his poems. It was in that school he learned to write, and even when he became his own master we meet with many an Italian word in his plays, which we should now hardly make use of.

And now came another change. Our mother tongue having attained her majority, must be taught the airs and manners of a lady, and how to present herself to the world. This work was begun by Waller, carried on by Dryden and consummated by Pope. Since their time, there is no question, about the exact pronunciation or accentuation of any word in the language; and a well educated man has no difficulty in expressing himself neatly and pertinently, without loss of time or waste of force. Here again our language modelled itself on Boileau and Racine, and the reader of old criticism is often amused to see, both how much

and in how independent a style England drew upon France. From this time the principle is distinctly marked and carefully carried out; that our native Saxon must serve for the house and the market, and be the basis of all plain speaking; but that the figurative, the scientific, the polite and the honorary shall be expressed in words of Italian and French, and consequently originally of Latin origin. Johnson saw the advantage of this as a means of giving both precision and majesty to his diction, and carrying out the principles of Dr. Browne (author of the Religio Medici etc.) wrought up his style on a latinized model with immense power, and so enabled English to grapple with abstract questions and treat them with ease. Indeed in this was his excellence, that even in common matters, he threw aside every thing that was merely incidental, and seized at once the vital question. Hence he is unjust to the lovers of forms of speech and thought, and treats roughly Gray and Milton, who were so capable of producing forms as to be indifferent to them all; whereas to him a form was nothing, if it did not become a positive formality. And thus he did wonders, by making precision a beauty, and giving the language an astonishing mechanical force, and so preparing it for the rude work of our days, when all this is requisite to produce the daily broadsheets and monthly and weekly journals.

Such then is our language, and such are the reasons, why it has not hitherto been endowed with a perfect grammar.

And such too, briefly and rapidly indicated, are the courses of study and thought, by which a dialect of the ancient Teutonic, now spoken extensively in every continent of the globe, ought to be learned, to acquire a thorough knowledge of its grammar, and use it at once freely and correctly.

Wm. Odell Elwell.

II. Beurtheilungen und Anzeigen.

Französische Uebersetzungen deutscher Dichter. — Poésies de Goethe traduites par Henri Blaze. (Paris. Charpentier. 1843.)

Unter den literarischen Völkern Europa's eignet sich der Franzose am wenigsten zum Uebersetzen, seine abgeschlossene Nationalität und die Zimperlichkeit seiner Sprache, die stets wie eine petite maîtresse behandelt sein will, stehen ihm dabei im Wege. Letzteres geschieht besonders, wenn es sich nicht mehr um romanische Sprachen handelt, die im Prokrustesbett der französischen Eleganz schon weniger Gliederverrenkung erleiden, sondern wenn orientalische, germanische und griechische Texte wiedergegeben werden sollen. Man lese nur einige Zeilen im Aeschylus des Père Brumay oder im Homer des Akademikers Bitaubé, der zwar kühner als Madame Dacier, aber doch gewaltig zahm ist, und man wird sehen, was der goût châtié eines älteren Franzosen aus der rauhen Größe des Tragöden und aus der kindlichen Einfalt des Epikers zu machen im Stande ist. — Seit dem Auftreten der romantischen Schule hat bekanntlich auch in dieser Hinsicht ein bedeutender Umschwung statt gehabt. — Die Sprache und die Uebersetzungskunst sind der Ruthe des Maître Boileau entlaufen und fürchten selbst nicht mehr der Vierziger peinliches Halsgericht. — Man fragt jetzt nicht bloß, wie klingt das im Französischen, durch welche von der Akademie geheiligte Phrase läßt sich der Text veredelt und verständigt à peu près wiedergeben? sondern man fragt auch: wie klingt das in der Ursprache, wie kann ich die fremde Blume in mein Beet verpflanzen, ohne ihr Duft und Farbe abzustreifen? Man trägt nicht mehr den bloßen, abgezogenen Begriff herüber, indem man ihn durch Paraphrasen verwässert, sondern man sucht auch, ihm den eigenthümlichen Körper, mit dem er zur Welt kam und durch den er nur ganz er selbst ist, zu bewahren; auch durch Periodenbau, Wortstellung und Rhythmus

strebt man, das geheimnißvolle Etwas: Styl, in dem der Geist des Schriftstellers sich offenbart, wiederzugeben. — Da nun aber zugleich die kitzlichen Ohren, der zarte Geschmack der Franzosen geschont werden müssen, da in Frankreich über jeder Neuerung das Damoklesschwert des ridicule hängt, da noch immer eine starke Partei von Geschmacklegitimisten Nichts von Emancipation wissen will und stets die Aristarchenscheere in Händen führt, so macht Alles dies das Uebersetzen dort zu einer schweren verfänglichen Kunst, zumal die wort- und formarme Sprache, wie gesagt, zugleich sehr spröde und eigensinnig ist und nur wenigen Bevorzugten einige Freiheiten gestattet. Eine andere Schwierigkeit liegt für den Franzosen darin, daß es ihm außerordentlich schwer wird, in Geist und Organismus einer fremden Sprache zu dringen, sich ausländische Gefühls- und Anschauungsweisen anzueignen und dabei über die in seinem Lande so scharf abgegränzten Kategorien und Geschmacksregeln hinauszugehen. Während der kosmopolitische Deutsche sich mit seinen allseitigen Fühlfäden in jegliches Fremde leicht hineinfühlt und alles vom Ausland Herübergetragene bequem ins weite, faltenreiche Gewand seiner Muttersprache hüllt, die jeder Form sich anschmiegt, muß der Franzose das mühsam Gewonnene in sein enges habit français einschnüren, in das zum Beispiel der Götterwuchs eines griechischen Heroen und der starke Gliederbau eines alten Germanen wenig hineinpassen. Doch gerade das geschickte Ueberwinden aller dieser Schwierigkeiten macht in Frankreich, weil es neben dort sehr seltnen Sprachkenntnissen eine große geistige Gewandheit voraussetzt, das Uebersetzen zu einer ehrenvollen Kunst, die in Deutschland längst zum Handwerk herabgesunken ist. Dazu kommt, daß, während wir allen möglichen Schofel für unsere Dampf- und Wassermühlen aus Frankreich herüber holen, dort mit wenigen Ausnahmen nur das Tüchtige und Gute aus Deutschland eingeführt wird, eine Sorgfalt, über die wir uns im Interesse beider Länder freuen. Große klassische Namen haben in Frankreich überhaupt mehr Einfluß und Bedeutung als in Deutschland und halten sich auch von selbst länger über der Fluth des Neuen empor, und sogar gelungene Uebersetzungen vermögen daselbst noch immer einem Gelehrten Ruf und Ansehen zu verschaffen, was sie bei uns kaum mehr können. Wer ist Monsieur de Barante? le traducteur de Schiller, auch in England ist es noch so, wie Coleridge, the translator of Wallenstein beweist. Wie heißen aber die Uebersetzer von Eugene Sue und Alexandre Dumas? Wer frägt darnach? ihr Name

„fleußt ungenannt mit der großen Fluth." — Der Geschmack der Franzosen an unserer Literatur, die zuerst von Madame de Stael entdeckt wurde, und die bei der Schilderhebung der Romantiker eine große Rolle spielte, wird wahrscheinlich die hier und da schon beginnende Reaction von Seiten der klassisch Gesinnten überdauern, denn die Franzosen, die schon viele ihrer Vorurtheile gegen Deutschland überwunden haben, die sich schon seit lange zu einer Ideen-Allianz mit dem Halben hingezogen fühlen, sehen sehr gut ein, daß wir ihnen noch etwas anderes, als Hoffmann'sche Spukgestalten, Elfenkönige und Nebelbilder zu bieten haben, daß sie selbst an unsren Dichtern besser den Geist der Alten studiren können, als an ihren classiques du grand siècle, und daß überhaupt in künstlerischer, wissenschaftlicher und philosophischer Hinsicht viel bei uns zu holen ist. Jenes erste etwas alberne engouement für alles Deutsche, für lieds, sehnsucht und vergissmeinnichts, das selbst bis in die Pariser Salons gedrungen war, ist, wie sich von einer Modethorheit erwarten ließ, schon verflogen. Die schöngeistigen Herren und Damen fanden die Nuß unsrer Sprache für ihre zarten Zähne doch zu hart, die Schale für ihren leckeren Geschmack doch zu bitter und warfen sie bald wieder weg. — Das quantitativ schon abnehmende Studium des Deutschen hat qualitativ aber gewonnen und bedeutend an Intensität zugenommen. Diese Modesache ist vielen jungen Gelehrten ein geistiges Bedürfniß geworden, sie machen die deutsche Literatur zu ihrer Spezialität und reisen selbst ins Land, um Sitte und Volksgeist besser kennen zu lernen. Sollten sie mit dem so eifrig Begonnenen beharrlich fortfahren und noch ferner in so geschmackvoller Form die Resultate ihrer Forschung ihren Landsleuten mittheilen und somit die schwierige Vermittelung der französischen und deutschen Denkweise befördern, so läßt sich hoffen, daß wir in Frankreich immer besser erkannt und gewürdigt werden, verflöge dabei auch die blaue Bewunderung, die, da sie sich nicht auf eigentliche Kenntniß stützt, uns gar nicht einmal schmeichelhaft ist, gleich jenem engouement, das der Neuheit galt. Ein später zu schreibender Aufsatz über die deutsche Sprache und Literatur in Frankreich wird mir Gelegenheit geben, auf das hier nur flüchtig Berührte näher einzugehen, und die Leistungen Marmiers, Taillondiers, Thomas, Daniel Sterns und anderer Deutschliteraten, die in den beiden Revuen: indépendante und des deux mondes ein weithin wirkendes Organ finden, zu würdigen, ich kehre deßhalb zu den Uebersetzungen zurück. —

Die in Deutschland bekanntesten Dichter Schiller und Goethe sind es auch in Frankreich, ihnen ist daher auch vor Allen die Ehre des Uebersetztwerdens, die Herder, Wieland, Lessing, Jacobi, Jean Paul und andere nur theilweise genossen, schon wiederholt zu Theil geworden. Von Schiller ist mit Ausnahme eines Theils seiner lyrischen Gedichte und seiner kleineren prosaischen Schriften (doch auch von diesen gab die Revue indépendante schon Proben) schon vollständig und theilweise wiederholt übertragen. Nicht so leicht ging das mit den 60 Bänden der Werke Goethe's, dessen Name in gewissen Kreisen der ästhetischen Aristokratie übrigens noch heller als der Schiller's leuchtet. Die Vielseitigkeit unseres Dichterkönigs imponirt den Franzosen besonders an ihm, einige gehen sogar so weit, ihn mit Voltaire zu vergleichen, was wir für ein großes Kompliment zu nehmen haben. Die Peines du Jeune Werther sind übrigens schon seit sehr lange in Frankreich bekannt und haben auch dort, indem sie den Obermann von de Sénancour hervorriefen, einen gewissen Einfluß auf die Stimmung der Zeit ausgeübt; auch dort haben sie zu spaßhaften Parodieen, in denen Lalatte und Albért komisch figuriren, Veranlassung gegeben, und in neuester Zeit hat sich sogar ein Pierre Leroux an eine nochmalige Bearbeitung dieses auch in Frankreich vielbesprochenen Werkes gemacht, zu dem eine G. Sand eine Einleitung schrieb. Auch die anderen Romane Goethe's, unter denen die affinités électives besonderes Aufsehen machten, sind gleich seinen Theaterstücken öfters übersetzt worden, und allmälig beschäftigt man sich mit seinen Mémoires (Wahrheit und Dichtung) und seinen wissenschaftlichen Schriften. Der Faust, der den Romantikern vor Allem dienen konnte, wurde schon oft besprochen, analysirt und zweimal übersetzt. Das letzte Mal von H. Blaze, der recht eigentlich für Goethe schwärmt, und sogar die Kühnheit hatte, sich an den zweiten Theil des wunderbaren Werkes zu machen. Diese letztere Arbeit hat wegen ihrer außerordentlichen Vorzüge in Frankreich ein solches Aufsehen gemacht, daß sie, als wahrer tour de force, eine besondere die Gränzen dieses Aufsatzes überschreitende kritische Würdigung verlangt. Derselbe Verfasser, der mit Castil Blaze, dem Vermittler der deutschen Musik, zu den enthusiastischen Bewunderern der deutschen Poesie und besonders Goethe's gehört, hat nun auch vor einigen Jahren eine Sammlung der Goethe'schen Gedichte unter dem Titel: poésies lyriques de Goethe, die mich zu den obigen allgemein einleitenden Bemerkungen veranlaßten, herausgegeben. Es sei mir gestattet, diese Arbeit in

einer Weise, wie sie mir der Tendenz dieser Zeitschrift gemäß scheint, etwas näher zu betrachten.

Goethe's lyrische Gedichte, besonders die Balladen, von denen Madame de Stael in ihrer Allemagne einige analysirt, die Emile Deschamps, Marmier, Martin und Andere zum Theil poetisch nachbildeten, waren schon einigermaßen bekannt, aber an eine vollständige Uebersetzung hatte sich bis dahin Niemand gewagt, zumal Leute, wie Nisard, einer der Anführer der Reactionspartei, sich entschieden gegen solche Versuche aussprachen. Man höre nur, wie er schimpft:

On n'a pas senti l'absurdité d'enlever à leur vraie patrie des idées qui y trouvent pour leurs images et leur pénombre des langues sans règles absolues, ouvertes à tous venant, pour les transcrire dans une langue constituée, exclusive, sacrée en quelque sorte où l'originalité n'est possible que dans le cercte fatal des convenances reçues. Le plus illustre de nos poétes (ich denke er meint Lamertine), a regretté publiquement que notre langue ne lui permet pas d'écrire les ballades de Goethe etc.

Wenn schon die Franzosen an der Möglichkeit, Goethe's Gedichte wiederzugeben zweifeln, so müssen wir, die wir wissen, was wir an ihnen haben, die wir ganz anders, wie sie, das Unaussprechliche, Ahnungsvolle und zugleich Körnige und Derbvolksthümliche derselben empfinden, es noch vielmehr thun, zumal wir noch mehr wie die Franzosen von der Armuth der französischen Sprache überzeugt sind. Uns, die wir, was das Wort nicht sagt, was durch keinen Gedankenausdruck vermittelt wird, am Klange ahnen und empfinden, uns muß ein solcher Versuch als ein kühner, ja als ein verwegener erscheinen. Der Verfasser hat das sehr wohl empfunden. Folgende Stelle der Einleitung bezeugt es:

C'est surtout dans les Lieds que cette science du rhythme, de l'harmonie, pour parler la langue de Beethoven, vous frappe et vous étonne. Là, chaque mot double de prix par la place qu'il occupe, la moindre syllabe, le moindre chiffre a sa valeur, à peu près comme dans l'hiéroglyphe musical; et nulle part le maitre, chez Goethe, ne vous apparait davantage que dans ces petites piéces d'un fini sans exemple, contextures profondes où le travail ne se sent pas, bulles de savon, taillées dans le cristal de roche et le diamant. Enumérer dans l'original de semblables qualités, c'est d'avance faire le procès à notre traduction. En effet, dira-t-on, qu'espérez vous d'une si hasardeuse tentative. Comment oser s'attaquer à des oeuvres de marqueterie qui n'existent la plupart du temps que par les détails et les nuances, choses fragiles, s'il en fut, et qui doivent naturellement s'altérer et perdre tout leur charme en passant d'un climat dans un autre. Quelle image froide et décolorée nous apportez-vous de ce printemps sonore, vaporeux, qui scintille et

bourdonne et frémit au soleil d'Allemagne, quel triste et stérile reflet de cette vie si généreuse et feconde, si puissante en sa concentration calculée? —

Doch ich will nur gleich meine Meinung heraussagen, mir scheint das Unternehmen geglückt, wenigstens so viel es im Französischen glücken konnte. Ich erkenne in diesem fremden Kleide die lieben, alten Goethe'schen Lieder und Balladen wieder, es haucht mich aus Rhythmus, Periodenbau und Wortstellung, aus dem Ton des ganzen selbst etwas von jener innern Musik, von jenem mystischen Zauber, von jener volksthümlichen Frische an, das mir zeigt, der Verfasser habe nicht bloß mit dem Verstande und dem Wörterbuche, sondern auch mit der Seele und einer tieferen Divinationsgabe übersetzt. Er gibt nicht blos den Sinn, er gibt auch Duft und Farbe des Wortes wieder und weiß über die meist so prosaisch und handgreiflich klare französische Sprache, wo der Text es verlangt, selbst jenen mystischen Schleier des Ahnungsvollen und Unbestimmten zu breiten.

Dies tiefere Eindringen in den Geist der Goethe'schen Dichtung hat ihn denn auch natürlich gleich fühlen lassen, daß so etwas nicht in gereimter Uebersetzung à la Delille paraphrasirt und verwässert werden darf, er hat, womit die Franzosen gleich bei der Hand sind, nicht einmal ans Verschönern und Decentermachen gedacht und cru gelassen, was cru war, ohne eine phrase de convenance darüber zu hängen, er hat in Prosa übersetzt und dabei besser die rhythmischen Bewegungen des Originals durchfühlen lassen, als es ihm im entsetzlich beschränkten französischen Verse möglich gewesen wäre. — An die bieg- und schmiegsame, wort- und formreiche deutsche Sprache macht man jetzt mit Recht die Forderung, daß sie poetische Originale im Verse wiedergebe, aber bei der französischen thäte man sehr Unrecht daran, da ist die Prosa, die jetzt durch Lamenais, Chateaubriand, G. Sand, Ballanche und Andere fähig geworden ist, selbst das Halbdunkel einer romantischen Anschauungsweise wiederzustrahlen, und die sich mit Ausdrücken für das, was in den dunkleren Tiefen der Gemüthswelt schläft, bereichert hat, geeigneter als die gebundene Sprache, die im Französischen leicht zu einer gefetteten wird und bis jetzt erst wenig befriedigende Nachbildungen lieferte. Man vergleiche nur Blaze's König von Thule mit dem von Deschamps, der sonst ein geschmackvoller Mann und geschickter Verskünstler ist, und man wird sehen, zu welchen Albernheiten und remplissages der unbarmherzige Reim den letzteren führte, während der erste die hohe

Einfachheit des Originals fast erreicht. Ich setze beide Stücke her und zeichne aus was mir bei Deschamp als besonders abgeschmackt erscheint.

Blaze.	Deschamps.
Il était un roi dans Thulé, très fidèle jusqu'au tombeau auquel, en mourant, sa maîtresse une coupe en or donna.	Il fut à Thulé, *dit l'histoire*, Un roi tendre et fidèle *encor*, La maîtresse, en mourant, *pour boire* Lui fit don d'une coupe d'or.
Rien pour lui ne valait cette coupe, il la vidait à tout gala, et ses yeux se fondaient en larmes aussi souvent qu'il y buvait.	Rien n'avoit pour lui tant de charmes, Soir et matin il s'en servait, Ses yeux se remplissaient de larmes, A chaque fois qu'il y buvait.
Et lorsqu'il se sentit mourir, il compta les villes de son royaume, donna tout à son héritier, tout, excepté la coupe. Il présidait le festin royal, ses chevaliers autour de lui, dans la haute salle de ses ancêtres, en son château sur la mer.	*Et quand l'écuyer sombre, en croupe,* *Vint le prendre* . . . à son héritier Il laissa son royaume entier, Mais non, *certes*, sa belle coupe. Il siégeait au royal gala, Dans la grande salle gothique, Dans son chateau sur la *Baltique*, Tous ses chevaliers étaient là.
Or, le vieux compagnon se lève, boit le dernier coup de la vie, et jette la coupe sacrée au sein des flots.	La *mort au coeur*, le vieux convive, *Réchauffa sa force* en buvant; Et sur la mer, loin de la *rive* Jeta sa chère coupe au *vent*.
Il la vit tomber, se remplir, s'enfoncer dans l'abîme; ses yeux alors s'appésantirent, et plus jamais il ne but une goutte.	Il la vit tomber, s'emplir, toute Et s'engloutir *en moins de rien;* Puis, fermant les yeux, dit: *C'est bien!* Et plus il ne but une goutte. —

Bei Blaze ist wohl nur an: ses yeux se fondaient en larmes, die Augen gingen ihm über, etwas auszusetzen, doch mag es unmöglich sein, die Unbestimmtheit des Ausdrucks im französischen wiederzugeben.

Hinsichtlich der Lieds genüge folgende Probe:

La convertie.

A l'éclat de la pourpre du soir, le long du bois, j'allais seulette; Damon, assis, jouait de la flûte, que les rochers à l'entour en retentissaient. Tra la la!

Et voilà qu'hélas! il m'attira près de lui, puis m'embrassa si bien, si tendrement! Moi je lui dis: „Joue encore." Et le bon garçon de jouer. Tra la la!

Mon repos maintenant est perdu, mon bonheur s'est évanoui, et je n'entends plus dans mes oreilles que les sons d'autrefois: Tra la leralla, ralla etc.

Die Sammlung ist ziemlich vollständig, wenn auch die Reihenfolge nicht immer beobachtet wurde, nur, deucht uns, hätte einiges der französischen Auffassung Widerstrebende weggelassen und dafür Mehreres aus den spätern Gedichten genommen werden können; auch wären erklärende Anmerkungen, deren wir ja im Deutschen bedürfen, zu wünschen gewesen. Wie sollen die Franzosen z. B. ohne dieselben Ilmenau, der deutsche Parnaß und mehrere der Epigramme verstehen? So etwas vermehrt nur noch ihr Vorurtheil von den undurchdringlichen brouillards unserer Poesie. Daß übrigens Alles, was sich mehr von der unmittelbaren Naturempfindung und der Romantik entfernt und der classischen Form zuneigt, am besten gelingen würde, ließ sich erwarten und sah auch der Verfasser voraus, wie er in der Einleitung sagt, die mit der den Franzosen eigenen Darstellungs- und Gruppirungskunst einen zusammenfassenden Ueberblick über Goethe's poetische Thätigkeit gibt und manche geistreiche Bemerkung enthält. Bei den Elegieen, besonders den Römischen, die sehr gelungen sind, fühlt man selbst im Französischen die eigentliche Mischung von antikem und modernem Geiste durch. Ich citire zum Belege gleich die erste und erlaube mir zum Behuf der Vergleichung eine von mir, vor Bekanntschaft mit Blaze, versuchte Uebersetzung daneben zu stellen.

Parlez pierres oh, répondez, palais sublimes! quartiers, dites un mot. N'est-ce pas que tu te meus ô genie! Oui, tout est animé dans tes murailles saintes, Rome éternelle.

Pour moi seul règne encore le silence. Oh! qui me souflera, à quelle fenêtre je dois voir un jour la douce créature qui va me ranimer en m'enflammant? Je ne les flaire pas encore les sentiers où mon temps précieux se consumera en allées et venues autour d'elle.

Jusqu'ici je n'ai vu qu'églises et que palais, ruines et colonnades tel qu'un voyageur prudent, jaloux, d'utiliser son voyage. Mais bientôt adieu tout cela! Un temple unique alors subsistera pour moi, le temple de l'amour, prêt à recevoir l'initié.

Parlez-moi, pierres monumentales. Vous, vastes palais, palais, et vous, rues antiques proférez un mot. Esprit de ces lieux es-tu sans mouvement?

Non, tout vit, tout est anime dans tes murs sacrés, ô Rome éternelle, mais pour moi tout reste encore silencieux.

Hélas, qui me le dit en secret? à quelle fenêtre découvrirai-je un jour l'aimable enfant qui apaisera les désirs brûlants qu'elle-même aura excités?

Ne prévois-je pas sur quels chemins je perdrai le temps précieux, à toujours aller et à venir toujours?

Je contemple encore les palais et les églises, les ruines et les colonnes, comme il convient à l'homme raisonnable qui veut profiter de son voyage.

Oui tu es un monde ô Rome! mais sans l'amour, le monde ne serait pas le monde et Rome elle-même ne serait pas Rome.

Mais bientôt cela changera; hélas alors il n'y aura plus qu'un seul temple, le temple de l'amour, et j'y serai reçu comme un initié!

Rome, il est vrai, tu es l'univers mais sans l'amour l'univers ne serait pas l'univers et Rome ne serait pas Rome.

Die Oden boten größere Schwierigkeit dar, doch auch diese ist glücklich überwunden und es ist bis zu einem gewissen Grade selbst die Kühnheit der Wortstellung, das Sprung- und Schwunghafte des Ganzen wiedergegeben. Ich setze den Prometheus her und wage auch hier einen eignen frühern Versuch daneben zu stellen.

Blaze.

Couvre ton ciel, ô Jésus! des vapeurs des nuages, et semblable à l'enfant qui abat les têtes des chardons, exerce loi contre les chênes et les montagnes. Il faudra bien cependant que tu me laisses ma terre, à moi, et ma hutte que tu n'as point bâtie, et mon foyer dont tu m'envies la flamme.

Je ne sais rien sous le soleil de plus misérable que vous autres dieux! Votre majesté se nourrit péniblement d'offrandes, de victimes, de fumée, de prières, et dépérirait s'il n'y avait là des enfants et des mendiants, pauvres tous qui se bercent d'espérances.

Quand j'étais enfant, que je ne savais que devenir, je tournais mon oeil égaré vers le soleil comme s'il y avait eu par derrière une oreille pour entendre ma plainte, un coeur comme le mien pour prendre en pitié les opprimés

Qui m'est venu en aide contre l'arrogance des titans? Qui m'a sauvé de la mort, de l'esclavage? N'as-tu pas tout accompli toi-même, o coeur saintement embrasé! et, dupe que tu étais, ne brûlais-tu pas d'un jeune et naif sentiment de roconnaissance pour le dormeur là-haut?

Oh Jupiter! couvre ton ciel d'un voile de nuages, exerce ta force contre les chênes et les sommets des montagnes, sembable à l'enfant qui abat la tête des chardons, il te faut bien laisser debout cette terre qui est la mienne, et ma hutte que tu n'as pas bâtie, et mon foyer dont tu m'envies les flammes.

Je ne connais rien de plus misérable sous le soleil que vous dieux, vous nourrissez pauvrement votre majesté du tribut des offrandes et du souffle et vous mourriez de faim. s'il n'y avait ici des enfants, des mendiants et des fous pleins de vaines espérances.

Lorsque j'étais enfant et que je ne savais de quel côté me tourner, je dirigeais mais regards vers le soleil, comme s'il y avait là une oreille pour entendre mes plaintes, un coeur semblable au mien pour sympathiser avec mes souffrances.

Qui m'a aidé contre l'insolence des titans? qui m'a sauvé de la mort, de l'esclavage? n'as-tu pas seul tout fait, mon âme, remplie d'une sainte ardeur? et jeune et bonne, comme tu l'es, tu te laisserais tromper et tu offrirais des remerciments à celui qui dort là-haut?

Moi t'adorer, et pourquoi? As-tu jamais adouci les douleurs de l'opprimé, as-tu jamais essuyé les larmes de celui qui souffre? L'éternité toute-puissante et l'éternel destin, mes maîtres comme les tiens, ne m'ont-ils pas forgé homme?

Croirais-tu par hasard que je doive haïr la vie et fuir au desert, parce que toutes les fleurs de mes rêves n'ont pas donné!?

Ici je reste à fabriquer des hommes à mon image, une race qui me ressemble pour souffrir et pleurer, et te dédaigner, toi, comme je fais!

Jupiter.

. Moi t'honorer, pourquoi? as-tu jamais apaisé mes douleurs, quand j'étais chargé de chagrins as-tu jamais séché mes larmes, quand j'étais tourmenté, le temps tout puissant et la destinée éternelle, mes maîtres et les tiens, ne m'ont-ils pas fait devenir homme, comme le fer se durcit sans les coups du marteau?

Crois-tu peutêtre, que je haïrai la vie, que je me retirerai dans les deserts, parce que tous mes rêves fleuris ne se sont pas réalisés?

Je suis ici, je forme des hommes à mon image, une race qui me ressemble pour souffrir, pour pleurer, pour s'égayer et pour jouir sans faire cas plus que moi de toi.

Besonders schwierig war es, die Kraft einzelner concentrirter Ausdrücke, Wortzusammensetzungen und gehäufter Beiwörter wieder zu geben, doch das gelingt dem Verfasser recht gut z. B. in Ma déesse: Couronnée de vases, une branche de lys à la main soit qu'elle foule la valée épanouie, commande aux papillons et suce sur les fleurs, de ses lévres d'abeille, la vasée, nourriture étrangère; ou que, les cheveux dénoués, le regard sombre, elle gronde avec le vent autour des rochers et sous mille couleurs comme l'aurore et le soir, toujours changeante, comme les rayons de la lune, elle apparaisse aux mortels etc.

Den Schluß hat Herr Blaze aber nicht verstanden, er übersetzt: et dire hélas! qu'avec le flambeau de la vie elle se détourne de moi, elle, cette noble motrice, consolatrice, l'Espérance. Im dire hélas liegt eine Klage, daß sie schon mit dem Tode ihn verläßt, im Text liegt aber der Wunsch, sie möge es erst dann thun, klar durch: O daß u. s. w. ausgedrückt. Herrn Blaze, der meistens richtig fühlt und dann vortrefflich übersetzt, entschlüpft mitunter der genaue Wortsinn und da begegnen ihm Irrthümer, auf die ein deutscher, beide Sprachen kennender Freund ihn leicht hätte aufmerksam machen können. Uebrigens sind seine Böcklein meistens nur klein und unschuldig und können sich durchaus nicht mit den großen Böcken, die Herr Lerminier, Herr Marmier und Andere auf dem Jagdrevier der Deutschlitteratur schießen, verglichen werden. Ich will hier Einiges von dem mir Aufgestoßenen anführen, weil ich das Betrachten solcher Irrthümer in sprachlicher

Hinsicht für anregend halte und zugleich gern beweisen möchte, daß sich das reichlich von mir gespendete Lob, das diese Ausstellungen nicht schmälern sollen, auf eine genauere Durchsicht des Buches gründet. Ich finde in der sonst gut übersetzten Ode: Das Göttliche: le bonheur, lui aussi tâtonne dans la foule, tantôt il ceint de l'enfant la chevelure bouclée, tantôt le crâne chauve du coupable. Das Glück ist hier, denke ich, für ein Verbum zu nehmen und könnte durch: le sort oder la fortune, wie auch das eine durchaus schiefe Auffassung verrathende ceint durch saisit ersetzt werden. So ist auch das spätere: Er allein darf durch sait nicht gut gegeben. Il lui est permis scheint mir entsprechender zu sein. Man sieht nicht recht ein, weshalb im Schatzgräber pag. 63 die Blumenkrone durch la couronne du bois wieder gegeben worden. Pag. 75 in der Braut von Corinth heißt es: laisse, que nous voyons combien les dieux nous sont propices, sehen wie froh die Götter sind heißt aber so viel als connaître les jouissances des immortels. Pag. 196 in Alexis und Dora ist das: rudert am Segel durch: s'appuie contre la voile und das steht rückwärts gewendet am Mast durch tournant tristement le dos au mât verkehrt wiedergegeben. Pag. 197 zeugt la décence für: deiner Bewegungen Maaß von falscher Auffassung, es handelt sich ja nicht um Decenz sondern um den anmuthigen Rhythmus: *la grace mélodieuse?* des mouvements. Pag. 43 mußte in dem: *vanitas vanitatum vanitas:* die beste war nicht feil durch so etwas wie: ne se donnait pas und nicht durch n'était pas à vendre gegeben werden; denn sie soll ja nicht ver- sondern gekauft werden. Was das gleich darauf folgende: nous entrâmes sur les terres étrangères, à quoi l'ennemi ne gagnait pas grand' chose heißen soll, begreife ich nicht, doch entschlüpft mir auch, aufrichtig gesagt, der Sinn des Textes: Dem Freunde sollt's nicht besser sein. Pag. 35 in dem schönen Liede: An den Mond, aus dem selbst im Französischen die Innigkeit des Originals herausklingt, ist der Schluß mißverstanden worden. Blaze übersetzt nämlich: heureux, qui se ferme au monde sans haine et garde à son sein un ami et, jouissant avec lui des biens que l'homme ignore ou ne soit pas apprecier chemine dans la nuit à travers le labyrinthe du coeur. Es handelt sich aber um das Was, das durch das Labyrinth der Brust wandelt, und nicht um den Menschen. Im Fischer pag. 56 wo das Kühl bis ans Herz hinan, auf das ich gespannt war, durch calme dans le fond du coeur

mir gut umschrieben, wenn auch nicht übersetzt zu sein scheint, hat Blaze bei der Stelle: Lockt dich der tiefe Himmel nicht, das feucht verklärte Blau nicht gesehen, daß der zweite Satz eine Apposition des ersten ist, denn er schreibt das Dich zum Dativ machend: le ciel profond ne l'attire-t-il pas la transparence humide? Hans Sachsens Sendung ist, wie sich im Voraus bei der volksthümlichen, veralteten Sprache erwarten ließ, reich an Mißverständnissen. Pag. 132 ist wie er die Frühlingsonne spürt wörtlich, aber falsch durch épier wiedergegeben, denn es bedeutet hier ja nicht nachspüren, sondern verspüren (sentir); auch fremdartige Einschiebungen wie: mine pleine de gentilesse hinter oeil doux, et avisé sind zu tadeln. Sans se tortiller le moins du monde; ni lancer de folles oeillades für: Ohne mit Schlepp' und Steiß zu schwenzen und mit den Augen herum zu schorlenzen ist jedenfalls matt. Doch war es wohl schwer die Derbheit des Originals ohne Gemeinheit wiederzugeben. Wenn andre bärmlich sich beklagen, sollst deine Sache schwankweis fürtragen, hat Blaze durch tenir dans équilibre übersetzt, ohne zu merken, daß schwankweis hier vom Substantiv: Schwank (la force) und nicht vom Verbum: schwanken herkommt. Mit diesem größten Schnitzer will ich mein Sündenregister, das ich leicht noch weiter ausdehnen könnte, schließen.

Ich hoffe, es wird aus dem Vorhergehenden klar geworden sein, daß die Franzosen, denen wir nur noch eine gründlichere Kenntniß der deutschen Sprache wünschen, jetzt mit ihrem Uebersetzungssystem auf rechtem Wege sind, in dem sie nicht mehr verschönern und verbessern, sondern Geist, Ton und Farbe des Originals wiederzugeben suchen. Blaze ist nämlich nicht der einzige, auch Marmier, der Hermann und Dorothea und Schiller's und Goethe's Theater in Prosa übersetzte, Taillandier, Madame de Corlowitz und Andere verfahren in diesem Sinne. —

Man erlaube mir zum Schluß noch eine gelegentliche pädagogische Bemerkung: Solche Uebersetzungen, wie die vorliegende, können bei vorgeschritteneren Schülern mit großem Nutzen angewendet werden; denn an ihnen läßt sich Geist und Verschiedenheit beider Sprachen vortrefflich studiren, und an ihnen kann man sich im Auffinden der mannigfachen Hülfsquellen, die trotz ihrer Armuth auch die französische dem recht Suchenden bietet, üben.

Man gebe den Schülern ein Goethisches Gedicht schriftlich zu übersetzen und dictire ihnen hinterher die Uebersetzung Blaze's.

Es wird sie das zu höchst interessanten und belehrenden Vergleichungen führen und hilft ihnen tiefer in den Geist beider Sprachen eindringen.

Bremen.

Dr. Ad. Laun.

Geschichte der deutschen National-Literatur mit Proben von Ulfila bis Gottsched nebst einem Glossar für Gymnasien und höhere Lehranstalten von Bernhard Hüppe, Oberlehrer am Gymnasium zu Coesfeld. — Coesfeld 1846.

Der Verfasser hat ganz richtig erkannt, daß bei dem weiten Gebiete der deutschen Literatur hauptsächlich die Uebersicht erleichtert werden muß. Demgemäß muß auf eine in der Natur der geistigen Richtungen begründete Eintheilung in Perioden gesehen werden. Diese Richtungen müssen voraus charakterisirt, ihr Zusammenhang mit den früheren auseinandergesetzt werden; dann treten erst als Träger der Richtungen die einzelnen Persönlichkeiten hervor. Bei diesen kommt es daher weniger auf das äußere Leben als auf ihre Werke und deren Inhalt an. An diese sind die minder bedeutenden Schriftsteller anzureihen, so aber, daß sie nur in dem Gefolge der Hauptpersonen erscheinen. Zur Charakterisirung der Hauptpersonen oder Richtungen ist aber eine Mittheilung von Proben unerläßlich.

Das jetzt schon ziemlich genau bekannte Gebiet recht überschaulich für die Schüler darzustellen, ist die Hauptaufgabe des Schulbuches, und von dem vorliegenden Lehrbuche müssen wir gestehen, daß es dieselbe auf eine treffliche Weise gelöst hat. Es kann nicht fehlen, daß der Schüler durch den Gebrauch desselben, namentlich unter Anleitung des Lehrers, ein treues Bild von der Geschichte unserer Literatur erhält, und wer da weiß, wie viele Lehrbücher trotz vieler Vorzüge dem Schüler die Uebersichtlichkeit noch schwer machen, wird darum dem Verf. für sein Buch danken. Dabei ist es als ein besonderer Vorzug hervorzuheben, daß hier Proben von der ältesten Zeit bis auf Gottsched nebst einem Glossar mitgetheilt sind; denn die eigene Anschauung nützt natürlich mehr als die Mittheilung blos durch den Mund des Lehrers, und an billigen Anthologieen werden wir noch so lange Mangel haben, als das Alt- und Mittelhochdeutsche noch nicht Gegenstand des Schulunterrichtes geworden ist. Die Auswahl der Proben ist

sehr zweckmäßig, so wie es auch eine lobenswerthe Einrichtung ist, daß bei denen aus der ältesten Zeit die Uebersetzung beigefügt ist. Daß die Mittheilung der Proben seit Gottsched unterblieben ist, wird Jedermann billigen.

Es erscheint somit das Buch sehr empfehlenswerth und es ist nicht zu zweifeln, daß es in vielen Schulen werde eingeführt werden. Um aber die Pflicht der Kritik zu erfüllen, will Referent auf einige Punkte aufmerksam machen, die er gern anders behandelt gesehen hätte oder in denen kleine Versehen sich finden.

Das Ganze ist in zwei Hauptheile getheilt: Aeltere und neuere Literatur. Jene rechnet der Verfasser bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts, wo die Literatur den gelehrten Charakter annimmt. Die Nachbildung des Alterthums ist aber bei den schlesischen Dichtern nicht so einflußreich gewesen, daß sie würdig wäre, einen solchen Hauptabschnitt zu bilden; der erste Haupttheil konnte bis 1740 ausgedehnt werden.

Im 1. Theil ist der erste Zeitraum bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts gerechnet und in demselben sind die einzelnen Erscheinungen sehr übersichtlich geordnet. Der Inhalt des alten Hildebrandliedes (§. 6.) geht nicht so weit, wie der Verfasser hier anzudeuten scheint. Die Zeit der Ottonen ist in der politischen Geschichte so ruhmvoll, daß wir über die literarische Bildung der Zeit etwas mehr zu hören wünschen als der Verf. §. 9. bietet. Ebenso ist in sprachlicher Hinsicht Ulfila zu wichtig, um so kurz abgemacht zu werden (§. 10.), und bei dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, daß auf die vorzüglichsten Ausgaben nicht bloß, sondern namentlich auch Handschriften der ältesten und bedeutendsten Schriftwerke der Schüler wol aufmerksam gemacht werden kann, so beim Ulfila, dem Nibelungenliede u. s. w.

Der zweite Zeitraum ist gerechnet bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, und die Bearbeitung ist eben so zu loben, wie die des ersten. Ueber Heinrich Glichesäre (§. 14.) ist zu vergleichen J. Grimm's Sendschreiben an Lachmann: Ueber Reinhard Fuchs 1840, wonach einzelne Blätter einer alten Handschrift aus dem 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts erhalten sind. — Daß weiterhin (§. 16.) der Inhalt des Parzival mitgetheilt ist, finden wir bei der Schwierigkeit des Gedichts sehr angemessen. Eben dort konnten aber auch die trefflichen Bearbeitungen und Fortsetzungen des Tristan von Immermann und Kurtz angeführt werden. Bei Flecke's Flore und Blanscheflur fehlt die Ausgabe von Sommer 1846. Die beiden Ausgaben des Nibelungenliedes

von Lachmann sind von 1826 und 1841, die von Vollmer 1843. — Die Proben, welche am Schluß dieses Zeitraums für die erste und zweite Periode gegeben sind, sind nach der Versicherung des Verfassers nach den besten Texten; Referent hat diese nicht überall zur Hand; vom Hildebrandsliede z. B. nur die Ausgabe von Lachmann und in der ersten Ausgabe von Wackernagel's Lesebuche, von deren beider Texte weicht der Verf. freilich mehrfach ab.

Den dritten Zeitraum rechnet der Verfasser von der Mitte des 14. bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts. Hier bildet aber sicher der Eintritt des Neuhochdeutschen einen zu bedeutenden Abschnitt, als daß nicht besser der Zeitraum bis auf Luther gerechnet wäre. Darüber scheint ein Zweifel kaum möglich, und auch der Verfasser würde keine andere Scheidung wahrscheinlich getroffen haben, wenn er nicht seinem Buche einen gewissen konfessionellen Charakter hätte geben wollen. Es ist das ein Punkt, der gerade keinen erfreulichen Eindruck macht; ableugnen läßt er sich nicht, denn nicht blos finden sich, wo von der Kanzelberedtsamkeit die Rede ist, in der doch ohne Zweifel die protestantische Kirche ihre Schwesterkirche weit überragt, neben einigen protestantischen Rednern eine große Anzahl wenig bedeutender katholischer Redner aufgeführt (vergl. S. 209, 249), sondern es sind auch alle aus dem Protestantismus hervorgehenden oder damit zusammenhängenden geschichtlichen Erscheinungen mit einer gewissen Bitterkeit besprochen. So ist (S. 91) das protestantische Kirchenlied zu wenig gewürdigt. S. 98 führt der Verf. zwar Grimm's schöne Worte über Luther's Bibelübersetzung an, findet es aber nöthig, dies Lob durch die Bemerkung, daß keineswegs Luther eine durchaus neue Bahn gebrochen, daß es früher schon deutsche Bibelübersetzungen gegeben, einzuschränken, als ob diese in Betracht kommen könnten. Weiterhin knüpft der Verfasser an die Person Nicolai's ein unedles Bild der protestantischen Kanzelberedtsamkeit (S. 205): Man predigte in den Kanzeln nicht mehr von Christus, sondern von Sparsamkeit, Runkelrüben und Kartoffeln. Die katholisirende Richtung der Romantiker wird mit großer Vorliebe behandelt, als ein unvergleichlicher Geist Fr. Schlegel aufgefaßt, und von Zach. Werner heißt es, daß er zwar zur katholischen Kirche zuletzt übergetreten sei, zuvor aber doch manche Irrwege durchwandelt habe. In einem Schulbuche sind immer solche konfessionelle Andeutungen zu vermeiden.

Dadurch aber, daß dieser dritte Zeitraum so weit ausgedehnt ist, wird die Uebersichtlichkeit gestört. Denn da der Verfasser auch

noch fortwährend die Scheidung nach den einzelnen Gattungen der Poesie und Prosa festhält, wodurch außerdem die Uebersichtlichkeit häufig erschwert ist, wie denn namentlich in der neueren Zeit die Thätigkeit der Schriftsteller sich nach diesen Kategorien kaum bestimmen läßt, so rücken nun unmittelbar an den Untergang der höfischen Dichtung Dichter des 17. Jahrhunderts, wie Rollenhagen. Dieser Abschnitt müßte demnach in zwei Theile gesondert werden.

Im 2. Hauptheil rechnet der Verfasser den ersten Abschnitt bis 1740, den zweiten bis 1770, den dritten bis 1796 (Schiller's und Goethe's Vereinigung), den vierten von da bis 1830. Ein Anhang nennt die Dichter und Romanschriftsteller seit 1830 (unter denen aber manche, die vor 1830 aufgetreten sind). Daß hier die Abschnitte im Gegentheil so kurz angenommen sind, erscheint vollkommen angemessen; auch die Charakteristiken der Priester sind zweckmäßig, nur ist die romantische Schule mit zu großer Ausführlichkeit behandelt im Vergleich zu den Dichtern der zweiten und dritten Periode.

Bei der Erwähnung von Haller und Hagedorn (§. 53.) konnte deren Wichtigkeit bestimmter angegeben werden, darin nämlich bestehend, daß sie wirkliche Gefühlsdichter waren. Die Bedeutung der Schweizerischen Streitigkeiten ist ebenfalls nicht genug gewürdigt, namentlich auch der Einfluß, den die Schweizer durch ihre Hinneigung zur englischen Literatur ausübten. — Gieske (S. 162) war nicht in Günz, sondern in Csoba in Niederungarn geboren. — Im Leben Lessing's (S. 172) muß es heißen: Er verließ 1748 Leipzig, ging im Frühjahr 1751 nach Wittenberg und blieb da bis Ende 1752; Sara Sampson ist in Potsdam gedichtet; — Winckelmann (S. 177) verdiente seine Stelle unter den Kunstkritikern. — Bürger's (S. 186) Geburtsort heißt nicht aus Siegen, sondern aus dem Dorfe Grund im ehemaligen Fürstenthum Siegen. Dieser Mann ist zu wenig gewürdigt, es genüge auf Gelzer deßhalb zu verweisen. — Bei den Freiheitsdichtern mußte nothwendig vor Allen Rückert erwähnt werden. Heine (S. 241) ist von Chamisso und Müller zu verschieden, als daß er mit ihnen zusammengestellt werden könnte. Bei Marheinecke (S. 247), Otf. Müller (S. 248), Mich. Beer fehlt das Todesjahr. —

Herford.

Hölscher.

Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau; gesammelt und herausgegeben von Eduard Fiedler. Dessau bei J. Fritsche. 1847. kl. 8. 202.

Der Verfasser der vorliegenden anmuthigen Arbeit hat die Vorsicht, gleich in der Vorrede den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß er hier nicht etwa nur ursprünglich Anhalt-Dessauisches zu erwarten habe, sondern vielmehr Reime und Lieder wie sie dem Volke in Anhalt-Dessau geläufig sind. Das Land ist kein durch natürliche Grenzen abgeschlossenes oder durch Gleichmäßigkeit seiner Bewohner zusammengehaltenes Ganze. „In fünf Theile gestückelt, sagt Herr F., hat es fast eben so viel verschiedenartige Bevölkerungen. Die Bewohner des Zerbster Theiles und die von Groß-Alsleben sprechen Niederdeutsch, jene ähnlich dem Märkischen, diese dem Braunschweigischen. In den übrigen Landestheilen wird Oberdeutsch aber auch mit mannigfachen Verschiedenheiten gesprochen." Man muß zugeben, daß die Grenzen, welche sich der Verfasser gesteckt hat, indem er nur Volksdichtungen aus Anhalt-Dessau sammelte, etwas willkührlich sind, und die Sache findet nur darin ihre Entschuldigung, daß Herr F. es vorzog aus einem kleinen Kreise etwas Vollständiges, als Unvollständiges aus größerem zu liefern.

Das Ganze zerfällt, wie es schon der Titel andeutet, in die beiden Theile 1) Volksreime; 2) Volkslieder. In der Einleitung des ersten Abschnittes sucht der Verfasser den Werth der Volksreime im Allgemeinen zu begründen, indem er darauf aufmerksam macht, daß sie unsere Begleiter in den Kinderspielen und unsere erste geistige Nahrung gewesen seien, daß sie ferner ein mit dem Gemüthsleben des Volkes eng zusammenhängendes und daraus hervorgegangenes Gewächs seien, und es zeige sich in ihnen „der Grundton echt deutschen Haus- und Familienlebens, phantasievolle Gemüthlichkeit und Innerlichkeit, aber zu Heiterkeit geneigt." Ein besonderer Werth wird den Volksreimen mit vollem Rechte auch noch deshalb beigelegt, weil sehr viele von ihnen schon eines überaus hohen Alters sich erfreuen und Hr. F. hat sich in dieser Hinsicht ein ganz besonderes Verdienst erworben, indem er die beiden Sammlungen englischer und schottischer Volksreime von J. O. Halliwell und Robert Chambers zur Anstellung interessanter Vergleiche höchst vorsichtig benutzte. Was die Grundsätze betrifft, welche den Verfasser bei seiner Auswahl leiteten, so bemerken wir, daß er nur wirklich Volksthümliches aufnahm, alles Rohe und Gemeine fern hielt ohne jedoch mit Ziererei jeden Ausdruck auf die Goldwage zu legen. Da der größte Theil der Volksreime

für Kinder ursprünglich bestimmt ist, so nahm sich der Verfasser bei der Anordnung die Entwickelung des Kindes zum Muster und gab: 1) Wiegenlieder; 2) Spiele zur Unterhaltung kleiner Kinder; 3) Reime zur Uebung des Gedächtnisses und Verstandes kl. K.; 4) Spiele; 5) Die Natur. An der Schwelle des Jünglingsalters fängt das Kind an, auf die Gegenstände und Geschöpfe der umgebenden Natur genauer zu achten und die auf diese Periode bezüglichen Lieder faßte der Verfasser unter der Bezeichnung „Natur“ zusammen. Es springt in die Augen, daß die Abgrenzung für diesen Abschnitt besondere Schwierigkeiten darbot; nichtsdestoweniger können wir es nicht billigen, daß sich Hr. F. nicht rein an dem Kindermäßigen hielt, sondern vielmehr schon in diesen Abschnitt viele Reime aufnahm, von denen er selbst gestehen muß, daß sie nicht aus dem Kindermunde kamen. Dem Jünglingsalter vindicirt der Verfasser vorzugsweise die Volkslieder und widmet die beiden folgenden Abschnitte seiner Sammlung besonders dem reiferen Alter: 6) Erfahrungs- und Klugheitssätze; 7) Spottlieder. Das Ganze beschließt eine besondere Abtheilung für 8) Vermischte Reime, welche sich ohne große Willkühr in die anderen Abschnitte nicht gut aufnehmen ließen.

In Rücksicht der Behandlungsweise der Volksreime bemerken wir noch, daß sie der Herausgeber möglichst treu nach Form und Sprache wiederzugeben suchte. „Viele der mir zugesandten Reime, sagt Herr F., waren von den Einsendern in eine hochdeutsche Form gebracht worden, und diese ihrer mundartlichen Form zurückzugeben, war selbst wenn ich alle die kleinen Abänderungen in den Mundarten der verschiedenen Dörfer kännte, schon um deswillen eine schwierige Aufgabe, da eine große Anzahl Volksreime nie in reiner Mundart, sondern in einem Gemisch von Mundart und Hochdeutsch gehört werden.“ Aus diesem Grunde finden wir die Reime in der Gestalt wiedergegeben, in welcher sie dem Herausgeber überliefert worden, d. h. in einer Mittelform zwischen Mundart und Hochdeutsch. Wir können uns hierbei der Ansicht des Hrn. F. nicht ganz anschließen und glauben vielmehr, daß die Sammlung einen noch weit höheren Werth haben würde, wenn die Reime stets genau in der Redeweise des Ortes aufgezeichnet wären, dessen Namen am Fuße zu finden ist. Wir müssen freilich zugeben, daß Hr. F. sehr häufig die Form und Sprache des betreffenden Ortes — so viel wir darüber zu urtheilen im Stande sind — treu wiederzugeben bemüht war, aber Ref. hätte

diesem Grundsatze eine mehr ausgedehnte und consequente Durchführung gewünscht. — Außer den bereits oben erwähnten höchst dankeswerthen Vergleichungen findet sich auch ein Reichthum von verschiedenen Lesarten, und Hr. F. würde auch dafür Anerkennung gefunden haben, wenn er bei seiner umfassenden Kenntniß des Gegenstandes einzelne Erklärungen oder auch wohl Conjecturen gegeben hätte, deren er sich absichtlich völlig enthalten hat.

In dem zweiten Theile der Sammlung II. Volkslieder bespricht der Verfasser zuvörderst die verschiedenartige Anwendung, welche sich das Wort „Volkslied" hat müssen gefallen lassen. Abgesehen von den verschiedenartigen Liedersammlungen in welchen abusive Lieder aller Art aufgenommen sind, wenn sie nur einigermaßen beliebt waren, muß man hierbei auch der Jahrmarktsbücher erwähnen, welche die sogenannten Neuen Lieder bringen, deren Zahl Legion, deren Werth aber äußerst gering ist. Der eigentlichen Volkslieder, „welche aus dem Volke selbst hervorgegangen, das wahre Eigenthum des Volkes" sind, gibt es nur wenige und die Zeit ihrer Entstehung fällt größtentheils in das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert. Die Volksdichtung ist noch nicht erstorben (wofür auch in unserer Sammlung zur Beweisführung schöne Proben gegeben werden) aber Hr. F. bemerkt mit Recht, daß sie die langdauernde Lebenskraft nicht in sich tragen, welche die alten deutschen Volkslieder besitzen. „Der dichterische Sinn, der das Volk antrieb, seine Liebesabenteuer, seine von der Natur empfangenen Eindrücke, seine Freude, sein Leid und seinen Stolz poetisch auszudrücken, der sichere Takt, mit dem dies geschah, sie sind von unserem Volke mehr und mehr gewichen. Es ist zu viel Ueberlegung, zu viel Berechnung eingetreten, der Volksdichter hat selbst zu viel gelesen, zu viele alte und neue Lieder gehört, und dadurch ist ihm der sichere Takt genommen, der früher die Volksdichter leitete." Man wird dieser Ansicht des Hrn. F. gewiß beistimmen und außerdem zugeben müssen, daß die neue Volksdichtung nicht mehr eine Dichtung aus dem Volke heraus, sondern eine Kunstdichtung fürs Volk, ins Volk hinein sein kann. Hr. F. hielt sich vorzüglich an den älteren Volksliedern und stellte sie aus den verschiedenen Ueberlieferungen mit großer Sorgfalt zusammen, wobei er natürlich auch ältere Sammlungen gehörig berücksichtigte und demnach wie auch durch seine ganze Arbeit seine Leser zur Anerkennung verpflichtet hat.

Hg.

——— ———

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 4r Band. Leipzig, Göschen'sche Buchhandlung, 1843 – 1845.

Ueber dieses ganze, sehr dankenswerthe literarische Unternehmen überhaupt, und die beiden ersten Bände insbesondere, hat sich schon ein Referent in dem Archive für den deutschen Unterricht (Jahrg. 1843, Heft 4, S. 178 ff.) ausgesprochen. Dann wurde weiter in dem ersten Hefte dieses neuen Archivs (S. 201 ff.) über den fünften Band ausführlich berichtet. Die gegenwärtige Anzeige möchte die Lücke zwischen diesen beiden Referaten einigermaßen ausfüllen.

Der dritte Band der werthvollen Sammlung bringt uns Baarlam und Josaphat von Rudolf von Ems, herausg. von Franz Pfeiffer. Es ist diese Dichtung freilich nicht von ferne mit dem Nibelungenliede, dem Tristan, Gudrun u. s. w. zu vergleichen; geniale Erfindung, kunstreiche Composition, glühende Phantasie, hochpoetische Diction sind hier nicht zu finden; dennoch verdient das Werk, sowohl was den Inhalt, als die Darstellung betrifft, in weitern Kreisen bekannt zu werden, wie es denn auch zu den beliebtesten Büchern des Mittelalters gehört hat. Es erzählt die Bekehrung des indischen Königssohnes Josaphat durch den Eremiten Baarlam in klarer, wohlklingender, ausgebildeter Sprache und kann, wie Vilmar urtheilt, als Muster der ausführlichern Legendenerzählung der bessern Zeit betrachtet werden. Ein von dem Herausgeber beigegebenes Vorwort verbreitet sich nicht blos über das Gedicht selbst, die wahrscheinliche Grundquelle des Stoffes und zwei andere Bearbeitungen desselben, sondern bespricht auch die übrigen Werke Rudolfs der Reihe nach. Am Schlusse wird über die verschiedenen Handschriften berichtet und daraus eine reiche Sammlung variirender Lesarten mitgetheilt, so daß die Schrift auch für den, der sie zum Gegenstande ernsterer Studien machen will, einen großen Werth besitzt.

Der vierte Band der Sammlung führt ein Werkchen aufs Neue bei uns ein, das nicht bloß von der Zeit seiner Entstehung an zwei Jahrhunderte hindurch ein Lieblingsbuch der deutschen Lesewelt geblieben ist, sondern auch eine Reihe berühmter Männer der neuern Zeit, wie Bodmer, Breitinger, Lessing, Oberlin, Eschenburg, Benecke zu literarischen Arbeiten anregte, wodurch sie es dem lesenden Publikum ihres Jahrhunderts näher zu rücken suchten, — Boner's Edelstein. Wir besaßen zwar schon seit 1816 eine vollständige Ausgabe des alten Textes von G. Fr. Benecke, mit trefflichen Erläuterungen und einem muster-

haft ausgearbeiteten Wörterbuche, die zur Weckung des Sinnes für die ältere deutsche Literatur kräftig mitgewirkt hat. Nichts destoweniger war eine neue Ausgabe, wie die gegenwärtige von Pfeiffer besorgte, ein wahres Bedürfniß. Es ist seitdem erst eine deutsche Grammatik entstanden, deren Resultate auch dieser Dichtung für die Herstellung eines echten Textes zu gut kommen, und es haben sich speziell für den Edelstein Quellen erschlossen, aus denen Benecke noch nicht schöpfen konnte.

Da das ganze Unternehmen auch mit darauf berechnet ist, die Mehrzahl der Gebildeten, die bisher mehr vom Hörensagen, als aus eigener Anschauung von den Dichtungen des Mittelalters redete, auf eine gründlichere Weise in dieselben einzuführen: so müssen wir es sehr billigen, daß der Edelstein zu den ersten gehört, welche uns die Sammlung bringt. Denn er möchte, da er aus einer großen Zahl kleinerer, leicht zu bewältigender Theile besteht, die, jeder für sich, ein Ganzes bilden, ganz besonders sich dazu eignen, die erste Bekanntschaft mit der Poesie jener Zeit zu vermitteln, und daher auch für den Gebrauch beim Unterricht zu empfehlen sein. Weiter haben wir nun noch, nach dem ursprünglich entworfenen Plane, die folgende Reihe von Dichtungen zu erwarten: Des Strickers Beispiele und Schwänke, durch Maßmann; die Eneit von Heinrich von Veldeke, durch Ettmüller; die Minnesänger (in Auswahl), durch Pfeiffer; Graf Mai und Beleflor, durch Vollmer; den Parzival und Titurel von Wolfram von Eschenbach; den Wigalois von Wirnt von Gravenberg; das Rolandslied vom Pfaffen Konrad; und eine Sammlung von Erzählungen und Schwänken. Besonders gespannt sind wir auf die zum Schlusse in Aussicht gestellte Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter von Albert Schott, und auf das Mittelhochdeutsche Wörterbuch von Maßmann und Vollmer, wodurch erst die ganze Sammlung ihre volle Brauchbarkeit gewinnen wird. — Möge eine rege Theilnahme des Lesepublikums die Verlagshandlung in Stand setzen, das Unternehmen glücklich zu seinem Ziele hinauszuführen!

B.

Schulwörterbuch der französischen Sprache, etymologisch bearbeitet nach Wurzel-Stamm- und Sproßformen von Franz. Ch. Busch, Lehrer der deutschen und französischen Sprache und der Geschichte. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer, 1846.

Etymologische Wörterbücher der französischen Sprache gehören zur Zeit noch zu den Seltenheiten unter den Erscheinungen auf dem Gebiet der französischen Sprachwissenschaft, und zwar aus zwei guten Gründen, einmal weil ungeachtet der gediegenen Forschungen eines Ménage, de Brosses, Champollion-Figéac, Roquefort, Boiste, Diez, Weinhart u. A. noch lange nicht Alles im Klaren ist, sodann aber auch hauptsächlich, weil etymologische Wörterbücher nur das Ergebniß jahrelanger Studien und Beschäftigungen mit diesem Zweige der Literatur sein sollen. Läßt sich Jemand nur durch den äußerlichen Reiz, den der Gegenstand gewährt, bestechen und zur Abfassung eines etymologischen Wörterbuchs verführen, so läuft er Gefahr, einen Eimer Wasser ins Meer zu tragen.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Zeit gekommen ist, auch an den Unterricht in der französischen Sprache die gleichen Anforderungen zu stellen, wie an den lateinischen, daß also das etymologische Element auch mit in denselben aufgenommen werde; doch waren bisher die Verhältnisse noch nicht der Sache günstig. Das Bedürfniß hat sich indessen gezeigt, und es sind in den letzten Jahren mehrere desfallsige Versuche ans Licht getreten, die jedoch, zu unserm großen Erstaunen, der Verfasser des vorliegenden Buches gar nicht zu kennen scheint. Er nennt in der Vorrede unter den neuern Werken, die er benutzt, nur Diez, Grammatik der romanischen Sprachen, ein aus diesem Werk zusammengestelltes etymologisches Wörterbuch von Hauschild, und das Dictionnaire étymologique par B. de Roquefort. Es sind indessen weiter erschienen: C. F. Deyhle, vollständig französisch-deutsches Wörterbuch in etymologischer Ordnung, Stuttgart 1832, an welchem Herr Busch viel hätte lernen können, nämlich wie man ein etymologisches Wörterbuch nicht abfassen muß, das nichts destoweniger, wenn ich nicht irre, kürzlich eine zweite Auflage erlebt hat, sodann: Kleines etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache von Dr. Julius Risch, Leipzig 1840, das ungeachtet mancher Fehler und Lücken sich recht gut zu einem Schulbuche eignet; endlich eines kleinen Büchleins von dem Unterzeichneten nicht zu gedenken, das 1840 erschienen ist.*) Nun läßt sich aber doch annehmen,

*) Der Titel heißt: Kleines Wörterbuch der französischen Stammwörter nach ihrer lateinischen Etymologie von Dr Emil Otto. Karlsruhe 1840.

daß bei Bearbeitung irgend eines Werkes der Bearbeiter die Absicht hat, das vorher auf diesem Felde Geleistete zu verbessern, zu ergänzen oder zu übertreffen, was aber nicht möglich ist, wenn man die vorher erschienenen Werke nicht berücksichtigt. Indessen ist die Arbeit und Mühe, die zur Ausführung eines solchen Werkes erfordert wird, zu groß, als daß sie nicht eine volle Anerkennung verdiente, und wir stehen keinen Augenblick an, dem Verfasser hierin volle Anerkennung widerfahren zu lassen. Wir können dieses um so eher thun, als wir selbst schon seit längeren Jahren mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt sind. Doch kommen wir nun näher zu dem Inhalte des Buches. Herr Busch gibt zuerst auf zwei Seiten, in der Absicht, den Schüler zu orientiren, eine historische Uebersicht über den Entwickelungsgang der französischen Sprache, die freilich mit dem Einzug der Phokäer in Gallien ums Jahr 560 vor Chr. etwas weit ausholt; dann folgen noch einige Bemerkungen für Lehrer und eventualiter für die Kritik, woraus unter Anderm angeführt ist, daß die dem Latein entstammenden Wortfamilien nach Kärcher's etymologischem Wörterbuch der lateinischen Sprache geordnet sind, woran allerdings der Verfasser sehr wohl gethan hat; wenn gleich auch hier etwas mehr Selbständigkeit zu wünschen ist. Nur ist es nicht ganz leicht, einen scharf gezeichneten Plan dabei zu erkennen. So finden wir z. B. im Buchstaben A, gleich auf der ersten Seite, noch zwei mit a beginnende lateinische Wurzeln der Wurzel Dico eingereiht, die man unter D erwartet, weil keine Stammformen, sondern nur Sproßformen davon übrig sind, so durch das ganze Buch, was etwas störend ist. Es scheint hiernach, daß die Stamm- oder Sproßformen, da wo keine französischen Wurzelwörter vorhanden sind, die Reihenfolge bestimmen; dann hätte dieß aber jedenfalls durch den Druck so hervortreten müssen, daß die fremden Wurzeln in kleiner Schrift gedruckt würden, dagegen die Stamm- oder Sproßformen besser in die Augen fielen. Wir finden indessen, daß der Verfasser öfter als nöthig ist zur fremden Wurzel seine Zuflucht nimmt; die ganze Reihe von Cumulus abgeleiteten Formen erwartet man im C, weil ja die Stammform cumuler, die der Herr Verfasser nicht zu kennen scheint, nicht nur überhaupt noch existirt, sondern auch öfters gebraucht wird. Nach dem obigen Grundsatz sucht man absorber im A, es ist aber weder im A noch im S zu finden. Ebenso fehlen noch viele der bekanntesten Stämme, z. B. aus dem Buchstaben A adulateur, arlequin, alezan, albâtre, âcre; aus B bourse etc.; aus C comme, cécilé etc.; aus S souvent; mit ihren abgeleiteten Sproßformen,

wo solche existiren. Es versteht sich von selbst, daß wir nur von den gebräuchlichen Wörtern reden.

Was die etymologische Ableitung betrifft, so sind auch manche Unrichtigkeiten unterlaufen; z. B. abri wird wohl eher vom mittelb. alberga kommen, als vom ahd. rihan; noch wahrscheinlicher aber vom lat. operior; fauve eher von fulvas (d. falb) als von flavus, wenn gleich beide nahe verwandt sind; arracher eher von eradicare, als von rapio und ravir; archal kommt nicht von arcus. wohl aber von aurichalcum (orichalcum); sale, schmutzig vom lat. squalidus; cracher vom lat. screare; égarer von evagari; lécher von linguere. Sourdre scheint wohl von surgere gebildet zu sein, wie plaindre von plangere; da indessen aus surgere die Form surgir (welches Wort im Wörterbuch fehlt) entstanden ist, so müssen wir uns vielleicht nach einer anderen Wurzel umsehen und etwa scaturire dafür annehmen. Epaule ist wohl eher abzuleiten von scabulae als von spatula; étoffe und étoupe mögen wohl verwandt sein mit dem ahd. stopfôn, stopfen, kommen aber zunächst vom lat. stupa oder stuppa (griechisch στύπη oder στύππη) her u. s. w.

Wünschenswerth wäre es gewiß, daß außer der Wurzel auch bei den Stammformen die fremde Form angegeben sein möchte; so z. B. bei caillou von calculus, cellier von cellarium, maître von magister, ailleurs von aliorsum, siége von sedes; aigre und aigu stehen zwar unter der Wurzel acuo; allein der Schüler soll doch auch lernen, daß die beiden französischen Wörter nur mittelbar von jener Wurzel, unmittelbar aber von acer und acutus gebildet sind. Wir halten dies keineswegs für überflüssig.

Was nun die Vollständigkeit betrifft, in Bezug auf die Ableitung der Sproßformen, so sind wir ganz mit dem Verfasser einverstanden, daß nur das Wichtigere und Gebräuchlichere in ein Schulwörterbuch aufgenommen werden soll. Alles übrige ist ein unnützer, störender Ballast. Wir wollen einmal einen beliebigen Buchstaben, z. B. F hier besprechen. Wir vermissen unter andern folgende Wörter: faïence, falsifier, fausser mit fausseur und fausset; faisceau, fariner mit enfarines und farinière, fastidiotus; fau und fouteau, faîne von fagina, fagotage, fagoteur: fasciner von fascinare, gr. βασκαίνω, se défacher, défaveur, transfigurer, transfiguration, effigie u. s. w. Wie faible unter flebilis kommt, ist mir nicht recht begreiflich; eher ließe sich eine Verkürzung aus faillible erkennen; wahrscheinlicher aber ist es zusammengezogen aus fatigable; fange ist weit natürlicher auf das

italienische sango zurückzuführen, als auf das gothische sani und ahd. senni sarce, die Posse 2c. kann nicht dasselbe Wort sein wie sarce das Füllsel, so wenig wie das lat. limus der Schwamm eins ist mit limus, Adj. quer; es muß daher doppelt aufgefaßt werden. Der Nachtrag enthält vieles Nothwendige, was ausgeblieben war, doch ist auch Manches aufgenommen, was füglich hätte wegbleiben können, z. B. foison, chiche, chômer. Daß poltron vom ahd. polslar, unserm Polster herkommen soll, erinnert an die bekannte Anecdote von der Ableitung des Wortes Emmethaler Käse von Mehemed Ali. Poltron hat vielmehr eine historische und archäologisch gesicherte Etymologie und kömmt von pollex. Römische Schriftsteller erzählen uns, daß junge Leute durch Abhauen des Daumens sich dem Kriegsdienste zu entziehen suchten aus Feigheit, qui pollicem truncabant, somit pollice trunci (verstümmelt) waren. Man vgl. hierüber Sueton Aug. 24. Val. Max. VI. 23. u. A.

Diese Andeutungen mögen genügen, um dem Verfasser zu zeigen, daß das Buch allerdings — wie er auch in der Vorrede gerne zugibt — viele „Mängel und Gebrechen enthält und daß es beim Gebrauch einer sorgfältigen Beobachtung bedarf, damit es mit der Zeit jenen Grad von Vollkommenheit erhalte, den man von jedem Schulbuch verlangen kann und verlangen muß." Uebrigens wiederholen wir, daß die Ausdauer und der unermüdliche Fleiß, der zur Abfassung eines solchen Buches gehört, volle Anerkennung verdient.

Mannheim.

Dr. E. Otto.

Onomatisches Wörterbuch, zugleich ein Beitrag zu einem auf die Sprache der classischen Schriftsteller gegründeten Wörterbuche der neuhochdeutschen Sprache, von Joseph Kehrein, Professor 2c. Wiesbaden, 1847.

Der fleißige Verfasser dieser Schrift empfing die Anregung zu derselben durch Mager's deutsches Sprachbuch, namentlich durch den onomatischen Abschnitt. In diesem hat Mager den mitgetheilten Wörtern keine Erläuterungen beigegeben, indem er sie dem mündlichen Unterricht überlassen zu können glaubte. Nun fanden aber, wie uns Herr Kehrein berichtet, „einige wackere Lehrer an höhern Schulanstalten" Schwierigkeiten in der Behandlung jenes onomatischen Abschnitts, und wandten sich daher an ihn mit dem Ersuchen, die von Mager absichtlich gelassene Lücke auszufüllen. So entschloß sich Herr Kehrein zur Anfertigung eines onomatischen Wörterbuches, das er nach den Formen des Ablauts, mit Beachtung des auf den Wurzelvocal folgenden Consonanten,

ordnete. Bei der Ausarbeitung zog er die Werke von Grimm, Graff, Schmeller, Wackernagel, Ziemann, Diefenbach, Weigand u. A. zu Rathe, suchte aber seinem Werke einen besondern Werth dadurch zu geben, daß er die einzelnen Wortbildungen nach Bedeutung und Form durch zahlreiche Beispiele aus unsern classischen Schriftstellern erhärtete. Die Schrift soll sich indeß auf die starken Verba, in deren Ablaut sich die lebendigste Kraft der deutschen Sprache zeigt, mit den dazu gehörigen Bildungen und Synonymen beschränken.

Bis jetzt liegt nur das erste Heft vor, welches die neuhochdeutschen Verba des Ablautes e (ä), a (o), o enthält: Be-, empfehlen; hehlen; stehlen; nehmen; kommen; gebären; bersten; treffen; brechen; sprechen; stechen; stecken. Es zeugt von großem Fleiße, geht überall auf die älteren Sprachformen zurück und behandelt auch die Synonymen mit Sorgfalt. Nur möchten bei manchen Wörtern wohl die Belegstellen einen ungebührlich großen Raum einnehmen. Wozu einen allgemein bekannten und durchaus feststehenden Sprachgebrauch noch durch Beispiele aus Classikern erhärten? Mir scheint es vollkommen auszureichen, wenn seltner vorkommende Ausdrücke, Wörter von schwankender Bedeutung und die Synonyma durch Belege aus unsern besten Schriftstellern erörtert werden.

Am Schlusse des Werkes soll ein Verzeichniß der darin aufgeführten und größtentheils erklärten Wortformen beigegeben werden. — Die äußere Ausstattung ist beifallswürdig.

C. H. E.

Jahrbuch für Poesie und Prosa, herausgegeben von H. Pröhle. Merseburg, L. Garcke. 1847.

Dieses mit trefflichen poetischen Beiträgen von Mörike, den beiden Kerner, Geibel, Kinkel, Prutz, K. Beck u. A. ausgestattete Jahrbuch nimmt das Interesse des Archivs vorzüglich durch seinen Anhang, das „Feuilleton" in Anspruch. Es enthält eine Vorlesung über die Leiden und die Liebe des Castellans von Coucy und die Liebe im Mittelalter überhaupt, vor Damen, Studenten und Professoren in Jena gehalten von O. L. B. Wolff. Der Gegenstand ist anziehend behandelt und hat noch ein besonderes Interesse durch seine Beziehung zu einem der schönsten Gedichte von Uhland. Wir wünschen dem Jahrbuche ein glückliches Gedeihen und möchten auch fernerhin einen Theil seines Raumes von Beiträgen eingenommen sehen, worin die Ausbeute der modernen Philologie, soweit sie sich für ein größeres Publicum eignet, diesem in einer lebhaften und fesselnden Darstellung überliefert würde.

X.

Lesebücher.

1) Choix du théâtre français à l'usage des écoles. II. Ed. (Leipsic chez H. Fritsche). 3 Hefte in 1 Bde. 1847.

2) Französisches Lesebuch (mit Erklärungen und Wörterverzeichnissen herausgegeben) von H. Berneaud. Stettin bei Weiß, 1846. 1r. Thl. 123 S. 2r. Thl. 297 S.

3) Englisches Lesebuch für die höheren Classen der Real- und Handelsschulen von Dr. C. Schütz. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1847. 480 S.

Obige Sammlungen gehören zu der Zahl der besseren Handbücher, welche in der letzteren Zeit erschienen sind, und verdienen deßhalb Beachtung. Nr. 1 liefert in guter Ausstattung und für einen sehr mäßigen Preis die Stücke: L'avare, le Cid, le bourgeois gentilhomme und Racine's Phèdre, mit welchen jeder Freund der französischen Sprache bekannt sein sollte. Der Druck ist correct und das Ganze der Empfehlung würdig. Der Herausgeber von Nr. 2. wünschte seinen Schülern ein Buch in die Hände geben zu können, welches Alles enthielte, was zur häuslichen Vorbereitung auf die Lectüre nöthig wäre, und an welches sich eine Geschichte der französischen Literatur nach ihren Hauptumrissen anschließen könnte; und dieses veranlaßte ihn zur Herausgabe seiner Sammlung. Wenngleich nun Referent keineswegs die Ansicht theilen kann, daß es in Deutschland an dergleichen Handbüchern fehle, so muß er doch zugestehen, daß Herr Verneaud mit vielem Geschmacke und Sorgfalt ausgewählt, und mit großer Vorsicht (besonders in dem 1sten Theile) Alles fortgelassen hat, was durch die Schwierigkeit seines Inhaltes dem Schüler zu schwer fallen würde, der mit der Ueberwindung der Form schon hinlänglich beschäftigt ist. Die Lesestücke bilden zugleich stets ein abgerundetes Ganze und finden sich, mit wenigen Ausnahmen, in keiner ähnlichen Sammlung bereits abgedruckt. Weniger einverstanden können wir uns mit der Vertheilung des Stoffes erklären; Herr V. hat eine chronologische Reihefolge beobachtet, was uns besonders für den elementaren Theil nicht recht passend zu sein scheint, wo eine Stufenfolge von dem Leichteren zum Schwereren wohl besser hätte berücksichtigt werden sollen. Außerdem begreift man nicht recht, weshalb einige Stücke des 2ten Theiles, z. B. die Fabeln von Florian und Lafontaine, nicht neben denen stehen, welche von denselben Verfassern im 1sten Theile aufgeführt sind; sie sind der Form und dem Inhalte nach jedenfalls leichter als manche andere Stücke des ersten Theiles. Als eine besondere Zugabe bringt der zweite Theil noch eine gute Zusammenstellung von Proverbes und Gallicismes; das am Schluß folgende Wörterverzeichniß konnte füglich fehlen, da man Schülern, welche den 2ten Theil gebrauchen, am besten ein gutes Lexicon in die Hand gibt. Druck und Papier verdienen Lob.

Mit Freude begrüßen wir endlich das Werk des bekannten Verfassers von Nr. 3 als ein höchst praktisches Handbuch. Herr Schütz wollte nur solche Stücke aufnehmen, „die durch ihren anziehenden Gegenstand im Stande wären, den jugendlichen Geist zu fesseln und zum Weiterlesen anzureizen; sodann sollte dieser Inhalt nicht nur unterhaltend, sondern auch belehrend sein.“ Wir finden diesen Grundsatz im Buche selbst aufs Strengste befolgt, und Herr Schütz lieferte deshalb unter Anderen anziehende Auszüge aus den besten Reisebeschreibungen. In dem poetischen Theile wollte er nur Stücke geben, „die der Jugend völlig angemessen, doch so beschaffen sind, daß auch der gereifte Mann mit Freude zu ihnen zurückkehrt,“ und wir müssen bekennen, daß die Sammlung nur Vortreffliches gibt, was sich großentheils auch zum Memoriren sehr gut eignet. Herr Schütz hat es verschmäht, die Sammlung so einzurichten, daß sie bei Behandlung der englischen Literaturgeschichte als Anhaltpunkt dienen könnte, da er sich in seiner Auswahl nur auf wenige Schriftsteller beschränkte. Wir können

dies nur bedauern, da wir überzeugt sind, daß er bei seiner großen Belesenheit diesen Punkt leicht hätte mit berücksichtigen können, ohne seinen oben ausgesprochenen wohlbegründeten Ansichten Eintrag zu thun. Der Inhalt und die äußere Ausstattung, wie auch der außerordentlich niedrig gestellte Preis sichern diesem Buche eine weite Verbreitung. **H.**

Der Kunstgenius der deutschen Literatur des letzten Jahrhunderts in seiner geschichtlich organischen Entwickelung. Vorlesungen von Dr. Wolfgang Robert Griepenkerl *). Erster Band. Leipzig, 1846.

In der trüben Zeit, welche dem dreißigjährigen Kriege folgte, waren Kunst und Literatur in Deutschland so gut wie ganz verloren gegangen. Die schöpferische Kraft schien versiegt zu sein, Nachahmung des Fremden trat an die Stelle des eigenen nationalen Schaffens, man schien sogar die eigene Sprache in einer unerhörten Sprachmengerei vergessen zu wollen, und Alle, welche noch über die trockene Gelehrsamkeit der Fachwissenschaften hinausgehende geistige Bedürfnisse hatten, sahen sich auf das Ausland und namentlich auf Frankreich verwiesen, wo sich damals eine reiche und werthvolle Literatur entfaltete. So tief indeß die Erniedrigung war, so rasch und kräftig war auch die Erhebung. Es sind jetzt etwa hundert Jahre verflossen, seit man begann, mit dem Ausländischen zu ringen, seit man die eigene Sprache wiedersuchte und wiederfand und es unternahm, eine völlig neue und an keinen historisch überlieferten Stoff anknüpfende Literatur zu schaffen. Schon jetzt aber, nach Ablauf einer im Verhältniß zu der vollführten Arbeit kurzen Zeit, schon jetzt dürfen wir uns rühmen, einen ächt nationalen Literaturschatz und in ihm ein Element der Civilisation und des vernünftigen Fortschrittes zu besitzen, der von ähnlichen Errungenschaften anderer Nationen kaum erreicht, geschweige denn übertroffen wird. So ist denn die in der Literatur uns gewordene Aufgabe erfüllt und die Arbeit, welche gethan werden mußte, ist vollbracht. Auf die ursprüngliche Arbeit folgt dann die zweite, die des Verarbeitens des Errungenen. Die gewonnene Bildung dringt tiefer in die Schichten der Gesellschaft ein, sie verallgemeint sich, Mehrere nehmen sie an, Mehrere arbeiten an ihrer Verbreitung. Sie verliert dabei an Gehalt und Tiefe eben so viel, als sie an Ausdehnung gewinnt. Das Erzeugen und Verzehren steht hier in Wechselwirkung. Wir haben unendlich viele Schriftsteller, aber kaum noch Einzelne, die wirklich als Begründer unsers geistigen Reichthums, oder als diesen Begründern ebenbürtig bezeichnet werden könnten, und jenen großen und mächtigen Sternen am literarischen Himmel ist eine Unzahl kleiner Lichter und Irrlichter gefolgt, die wohl überall und selbst in die bisher finster gebliebenen Winkel und Abgründe hinleuchten, aber doch nur in ihrer Massenhaftigkeit Bedeutung gewinnen und einzeln betrachtet meist sehr wenig Werth haben. Ebenso ist es mit dem Publikum. Vormals machten die ästhetisch Gebildeten eine gar nicht zahlreiche Aristokratie aus, die durch bessere Erziehung und strengere literarische Diät den werthvollen Leistungen der klassischen deutschen Schriftsteller zuge-

---

*) Siehe das Braunschw. Magazin. 30. Stück. 1846.

wendet wurde. Heute hat sich dieser Kreis erweitert, ist aber dafür auch ganz in anderer Weise gegen die Literatur empfänglich als früher. Der ernstere, strengere Schriftsteller findet wenig Beachtung, und wenn sich darüber Klage führen läßt, daß so viele Schriftsteller ohne Originalitat und Gehalt die Literatur verseichtigen und verderben, so läßt sich die Schuld davon dem Publikum zuschieben, das sich mehr von dem Leichten, blos Unterhaltenden, angezogen fühlt, sich der Autorität des Klassischen in der Literatur nicht mehr gläubig unterwirft und ohne Fähigkeit zu einem eigenen, an die Stelle jener Autorität tretenden Urtheile, einer Richtung folgt, in welcher Sinn und Geschmack für Ernstes und Werthvolles völlig verloren gehen. Dieser Abweg, der am Ende den heilsamen Einfluß der Literatur gefährdet, findet dann in der Lösung einer Aufgabe sein Gegenmittel, welche durch den heutigen Stand der Literatur gegeben ist. Ist der geistige Schatz angesammelt, so kommt es darauf an, das Erworbene zu ordnen, zu überschauen, seinen Werth zu prüfen und seinen Einfluß zu erkennen. Dieses leisten die Literaturgeschichte und die Kunstkritik; zwei erst in der neuesten Zeit begründete Wissenschaften. Die Literaturgeschichte kann weniger durch Darstellung der Einzelheiten das Selbststudium ersetzen, als vielmehr nur zu diesem anleiten, und den engen Zusammenhang der Literatur mit allen übrigen Gesellschaftselementen, mit religiösem, politischem und geistigem Leben überhaupt, so wie selbst mit der materiellen Seite des socialen Zustandes nachweisen. Seit Schlosser's und Gervinus Arbeiten bezweifelt Niemand, daß sich die Geschichte ohne Berücksichtigung dieses Zusammenhangs gar nicht mehr den heutigen Anforderungen gemäß lehren und lernen läßt. Eben so wichtig wird dann die eigentliche Kunstkritik, die nicht blos einzelne Mängel sucht, sondern die Kunstwerke in ihrem wahren Sinne begreifen lehrt, und dabei nicht von den vagen Eindrücken des Gefallens und Schönfindens, sondern von einer wissenschaftlichen ästhetischen Grundlage ausgeht. Nun liefert uns aber die wissenschaftliche Aesthetik keinen Schematismus von Regeln, den man nur anzulegen brauchte, um ein Kunsturtheil zu haben, und ist am allerwenigsten eine — wohl Manchem erwünschte — kurzgefaßte und leichte Anweisung, in wenigen Tagen ein Kunstrichter zu werden. Sie zeigt vielmehr — und dieses tritt gerade in der hohen Ausbildung, die sie durch Hegel bekommen hat, hervor — das Schöne im Erscheinen des Geistigen im Sinnlichen, und kann so, da das sinnlich Erscheinende historisch wechselt und sich modificirt, weniger ein absolutes, für alle Zeiten gültiges Kunstideal aufstellen, als eben nur den Sinn und Character der in der Geschichte sich folgenden Kunstepochen, als die Bethätigung des Geistigen auf dieser oder jener welthistorischen Stufe und somit in dieser oder jener ihm entsprechenden Erscheinungsform darlegen. Wir sehen so, wie die jetzige Stufe sich aus der vorhergehenden entfaltet, und nehmen statt zusammenhangloser Einzelheiten ein Ganzes wahr, in welchem das Einzelne seine bedeutungsvolle Stelle einnimmt und in seinem Verhalten zu der der Zeit gegebenen Aufgabe beurtheilt werden kann.

Zu einer Beurtheilung der Literatur Deutschlands in diesem Sinne liefert die vorliegende Schrift eine nach unserer Ansicht sehr werthvolle Vorarbeit. Der Verf. gibt keine umständliche Literaturgeschichte, und setzt doch auch das Material einer solchen aus Gervinus und andern Historikern nicht geradezu voraus. Seine Behandlungsweise ist vielmehr eine von den bisherigen verschiedene, und scheint uns speziell für einen bestimmten Zeitabschnitt und einen

bestimmten Theil der Kunst das leisten zu sollen, was Hegel in seiner großartig historischen Darstellung der Aesthetik überhaupt in weiteren und allgemeineren Umrissen für das Ganze leisten wollte. Der Verf. hat es versucht, die allgemeinste und höchste Idee, welche sich in der Entwickelung der schönen Literatur seit 1740 auffinden läßt, darzulegen, und historisch durch ein reiches Detail zu verfolgen, so daß die spekulative Entwickelung mit der historischen Darstellung Hand in Hand geht, und diese durch jene einen Grad von Zusammenhang und Klarheit gewinnt, welcher bei einer blossen Zusammenstellung des Materials vermißt wird, jene aber durch diese überall ihre faktische Bestätigung in dem historisch Ausgemachten findet. Ist also die letzte Idee gefunden und hiermit ein Gesichtspunkt für die Beurtheilung des Einzelnen festgestellt, so ist auch der Weg zu einer sichern Erforschung der mannigfachen Zusammenhänge der Literatur mit allen übrigen Gesellschafts- und Lebenselementen leichter und offener gemacht. Diese weitere Erforschung mußte freilich der Verfasser seinem ganzen Plane nach der allgemeinen Geschichte überlassen.

Von entschiedener Wichtigkeit für das Ganze sind zunächst die beiden ersten Vorlesungen, welche den kunstphilosophischen Standpunkt des Verfassers darlegen. Als das Prinzip des jetzigen Zeitalters erkennt derselbe das ächt christliche Prinzip der Durchdringung des Allgemeinen und des Individuellen. die Wahrheit, daß das Einzelne, das Individuum, mit seinem Wollen und Erkennen nicht den allgemeinen sittlichen und geistigen Mächten getrennt und entfernt gegenüberstehe, sondern daß diese Mächte im Einzelnen, unbeschadet der individuellen Freiheit, ihren Ausdruck gewinnen. Für die Frage, wie sich das Wesen der Kunst zu diesen Prinzipien verhalte, ist die Antwort aus einem nähern Eingehen in den Begriff der Schönheit zu entnehmen. Hierin folgt der Verf. alsdann der Hegel'schen Aesthetik und der von Vischer in einem einzelnen Punkte versuchten Ergänzung derselben. Dieses Anschließen an Hegel ist in der That für jetzt ein nothwendiges. Wer auch, wie eben der Ref., kein Anhänger der Hegel'schen Schule ist, muß doch zugestehen, daß gerade die Aesthetik von Hegel so tief begründet und durch die glücklichste Verbindung des Spekulativen mit dem Historischen zu einer solchen wissenschaftlichen Höhe gebracht ist, daß für jetzt wohl in einzelnen Punkten daran gebessert und vervollständigt, etwas wesentlich Neues aber nicht vorgebracht werden kann. Die Lehren Hegel's hier mitzutheilen, gebricht es an Raum: Wir wünschen, daß die Leser des Verfassers, durch dessen Darstellung dieser Lehren bestimmt werden mögen, sich mit Hegel's Aesthetik selbst — die außerdem in Ansehung der Form eines der bedeutendsten Kunstwerke unserer Literatur ist — zu beschäftigen. Mit der dritten Vorlesung beginnt dann die historische Erörterung selbst. Die Schönheit war als die Einheit der beiden Momente der Idee und der Erscheinung erkannt. Diese Momente sind — nur je nach der Stellung einer verschieden Sphäre in anderer Färbung — auch die Grundbegriffe des oben angedeuteten Prinzips der modernen Welt. Was hier das Allgemeine, ist dort die Idee, was hier das Besondere, Einzelne, ist dort die individuelle, sinnliche Erscheinung. Jede von diesen beiden Seiten muß aber historisch erst in ihrer Schroffheit und Einseitigkeit hervortreten, ehe durch die geistige Arbeit eine harmonische Verbindung beider erreicht wird. Dies ist nun der Ansatz, den die Geschichte der Entwickelung der Kunstliteratur in

Deutschland seit etwa hundert Jahren wirklich gemacht hat. Es ergeben sich sofort zwei Reihen der Kunstthätigkeit: die eine Reihe, deren Tendenz mehr auf die ideale Weltanschauung gerichtet ist, die andere Reihe, deren Tendenz mehr auf die reale Weltanschauung geht. Beide liegen Anfangs getrennt aus einander und suchen sich in der organischen Fortentwickelung der Literatur immer mehr zu begegnen. Daß aber das an die Spitze gestellte Prinzip mit dieser Entwickelung der Kunstidee zusammengeht, zeigt sich darin, daß die Dichter von idealer Färbung, ein jeder immer in höherer Weise als der frühere, an allgemeinere Interessen der Menschheit, an den allgemeinen, idealen Weltzustand sich hingeben, während die Dichter von vorwiegend realer Färbung mehr das Einzelne, das Individuelle, das Subjektive als solches zum Boden ihrer künstlerischen Anschauungen wählen. Nach dieser Verschiedenheit ordnet sich dann das Einzelne. Zuerst treten sich Gottsched und Bodmer gegenüber, und alsdann folgen auf der Seite des Realismus auf Gottsched, Hagedorn, Wieland, Lessing und Goethe, auf der Seite des Idealismus aber auf Bodmer, Haller, Klopstock, Herder und Schiller. Wir können leider dem Vrf. hier nicht in die Einzelnheiten seiner Erörterungen und Beurtheilungen folgen, und müssen uns darauf beschränken, der geistvollen Gewandtheit, mit welcher derselbe theils seine ästhetischen Ansichten (z. B. über das Wesen der lyrischen, epischen und dramatischen Poesie, des Erhabenen und des Komischen) darlegt, theils die leitenden Ideen in dem von ihm mitgetheilten historischen Material nachweiset, unsere volle Anerkennung zu zollen. Ein noch größeres Interesse werden indeß die folgenden Vorlesungen, 7—12, erregen, in welchen die letzten großen Vertreter jener Richtungen, Schiller und Goethe, ausführlich characterisirt werden. In diesen Vorlesungen ist gewiß für die Kunstgeschichte und Kunstkritik etwas höchst Anerkennenswerthes geleistet, und schwerlich wird man die Lectüre derselben ohne das Gefühl einer geistigen Befriedigung beendigen. Auch hier müssen wir uns indeß eine auszugsweise Mittheilung versagen, und uns auf Einzelnes beschränken. Goethe's vorherrschend realistische Richtung wird in Verbindung mit seinen Lebensschicksalen treffend geschildert, und eben so Schiller's Idealismus. Schiller ist mit ganz besonderer Vorliebe behandelt. Namentlich heben wir hier die neunte Vorlesung hervor, wo beide Dichter einander unter scharfer Charakteristik ihrer Eigenthümlichkeiten entgegengesetzt werden. Es ist das Treffendste, was wir über diesen soviel besprochenen Gegenstand uns erinnern gelesen zu haben. „Diese „poetische Weltanschauung Goethe's — sagt der Vrf. — das Leben in seiner „Wahrheit zu ergreifen; die schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und „des Wirkens, wie den Helden dieser Worte, im Zusammenspiel interessanter „Verwickelungen zu zeigen; die Wirklichkeit zu gestatten, wie sie vor unsern „Augen eben steigt und fällt, für den einen so, für den Andern anders sich „gestaltet — diese in Willkür und Zufälligkeit sich sättigende poetische Welt„ansicht, diese ist es, die unsern Dichter nicht selten den Faden verlieren läßt, „der sicher durch das Labyrinth des Endlichen hindurchführt. Dieser Faden ist „aber kein anderer, als das Unterpfand des Waltens einer sittlichen Weltordnung „der durch alle Conflikte, durch alle Dissonanzen der Endlichkeit hindurch„klingende Grundton von der objectiven Macht ewig giltiger Gesetze, die der „Mensch nicht gemacht hat in seinem Wahn. Nun kann man zwar nicht sagen, „daß bei Goethe das Walten einer sittlichen Weltordnung verschwinde; aber

„es zeigt sich, wo es sich zeigt, in anderer Weise, als in rein künstlerischer.
„Wir wissen es bereits aus dem Früheren, daß es das Wesen der Kunst ist,
„die Idee ganz in die Erscheinung über und in ihr aufgehen zu lassen. Goethe,
„der Realist, fällt nach dieser Seite hin in's Extrem, in einseitigen, so zu
„sagen, philosophischen Idealismus. Das Göttliche ist nicht in der Erschei-
„nung, sondern steht jenseits derselben. Die ewigen, absoluten, idealen Mächte
„sind nicht die Lebenspunkte des Kunstwerkes, wie es doch einzig und allein
„dem Wesen der Kunst entspricht. Daher kommt es bei Goethe nicht, wie
„bei Shakspeare, zu jenem Wetterleuchten der göttlichen Gerechtigkeit mitten
„in der tragischen Nacht, wie selten diese Schlaglichter objectiver Wahrheit,
„die den Wahn der Menschen durchblitzen; — wo in seinen Werken, aus den
„innersten Zellen des Kunstprodukts selbst heraus dieser Posaunenstoß des Ge-
„richts, der da niederwirft die Bösen und aufrichtet die Gerechten, — wie
„selten in seinen Werken kommt es wie bei dem englischen Dichter und bei
„unserm Schiller zu dem vollen und unzweifelhaften Siege der Idee, da alles
„übereinanderstürzt und die Brandstätte dieser Endlichkeit vor uns raucht, und
„alles Zeug der Geschichte, was auf Thronen saß und in Hütten kroch, durch-
„einander liegt in der furchtbaren Gleichheit der Buße und des Todes." Wir
halten dieses Urtheil des Vrfrs. über Goethe nicht für zu hart. Goethe's
Kraft lag in der Formgebung, in der genialsten Fähigkeit der Idee die ent-
sprechendste äußere Erscheinung zu geben, also immer mehr auf der Seite des
Realen, als des Idealen. Letzteres hat hierunter zu leiden. Goethe's berühm-
teste Gedichte: der Gott und die Bajadere und die Braut von Korinth, sind
von plastischer Vollendung, aber die Form verschleiert einen Kern, den man
in seiner nackten Einfachheit kaum nennen kann. Eben so vollendet sind seine
Romane, aber der ideelle Gehalt beschränkt sich so rein auf kleine Privatinteressen
und Privattugenden und zeichnet ein so treues Bild der ganzen Misere des Be-
wußtseinszustandes einer Epoche, wo man für größere Ideen kein Herz hatte,
daß jene Romane wohl historischen Werth, aber Kunstwerth nur hinsichtlich
der Form haben. Die Helden legen ihr Pathos in Komödiespielen und Garten-
anlagenmachen, und, wie am Schlusse des zweiten Theils vom Faust, macht
sich in den Wahlverwandtschaften die schlechteste Realität in einer Situation
geltend, die wir nicht füglich anders bezeichnen können, als durch Hinweisung
auf die rhetorische Figur der decussatio und die Geschichte von gewissen bunten
Stäben. In der 10ten, 11ten und 12ten Vorlesung gibt der Vrf. eine Ex-
position des Goethe'schen Faust. Die Grundidee des Faust ist ihm die
Idee der Freiheit, die sich zunächst in der abstract geistigen Sphäre, dann in
der abstract sinnlichen, weltlichen Sphäre (Auerbachs Keller, Brockennacht),
und endlich in der Sphäre der Einheit des Sinnlichen und Geistigen, in der
Liebe zu Gretchen, zeigt, aber zu keinem wahrhaft tragischen Ende kommt,
da Faust als ein gewöhnlicher Verführer davon geht, auf's Neue lustig lebt
und zuletzt behaglich stirbt. Die Bezeichnung: Idee der Freiheit halten wir
freilich für etwas zu unbestimmt. Es ist überhaupt der Abfall des Einzelnen
von den allgemeinen Mächten, von Gott, der im Faust dargestellt wird. Aber
leider müssen wir, bei allen Schönheiten, die dieses Gedicht als ein einziges
und unübertroffenes auszeichnen, leider müssen wir über die Durchführung dieser
Idee schwere Klage führen. Im Prolog zu Faust ist es unumwunden aus-
gesprochen, daß am Ende das Böse gegen das göttliche Prinzip doch ohnmächtig

bleibe. Faust fällt von diesem Prinzip geistig und sinnlich ab, und das Scheitern in dem Verhältnisse zu Gretchen mußte zu seinem Untergange führen. Die Versöhnung lag nur darin, daß in dem Untergange die Fesseln der Endlichkeit und Sinnlichkeit fielen und der Schmerz über die durch eigene Schuld zerstörten irdischen Verhältnisse Trost für das Jenseits verhieß. Solchen Schmerz über irdische, der Idee nicht gemäße und verunstaltete Zustände kennt aber Goethe nicht. Er accommodirt und acceptirt die schlechteste Endlichkeit. Faust geht wie ein gewöhnlicher Wüstling davon, lebt befriedigt und ruhig weiter, und wirft sich zuletzt in materielle Interessen und verständig-praktische Tugenden, um als guter alter Mann zu sterben. Das Böse hat somit wirklich gesiegt, und die ewige Idee ist um so bitterer verhöhnt, als der Dichter sich mit ihr dadurch abgefunden zu haben glaubt, daß der Teufel Faust's Seele doch nicht bekommt, aber nur nicht bekommt, weil der Dichter einen ewig unverzeihlichen Cynismus einzuflechten nicht Scheu trug. Daß der in dem Prolog angekündigte Sieg des Guten blos darin besteht, daß der Teufel um eine Seele, auf die er ein Recht hatte, wie in der Puppencomödie, betrogen wird, ist der schwächste Abschluß, der sich irgend finden ließ. Wir können also das Wort des Vfrs. „die höchste Bewunderung der dichterischen Gestaltungsfähigkeit Goethe's! die höchste Mißbilligung der Hintansetzung des Idealen, ja um so entschiedener Mißbilligung, je größer die Macht der künstlerischen Gestaltungsfähigkeit ist!" nur aus voller Ueberzeugung wiederholen.

Wir müssen uns von dem reichen Inhalte dieser Erörterungen über Goethe und Schiller trennen, um noch die beiden letzten Vorlesungen zu berühren, die für die wissenschaftliche Aesthetik von großer Bedeutung sind. Die vorletzte Vorlesung prüft die Idee des Tragischen, wie sie durch Schiller und Goethe gewonnen ist, und zeigt, wie die moderne Wissenschaft, namentlich durch Hegel und Vischer, der Hegel's Ideen weiter fortgeführt hat, hier die treffendsten und bündigsten Aufklärungen über das Tragische gibt. Nach Vischer entsteht das Erhabene, wenn die ideale Seite, das Komische, wenn die reale Seite überwiegt. Eine der Stufen des Erhabenen ist das Tragische. Hatte man bisher das Tragische schlechthin im Sinne des classischen Alterthums gefaßt, so zeigt sich nun durch Hegel's und Vischer's Erörterungen, daß dasselbe sich historisch nach den verschiedenen Stufen der Weltanschauungen auch in verschiedener Weise offenbart. Im Tragischen sinkt das Individuum vor der absoluten Macht zusammen. Auf der ersten Stufe ist das Absolute blos der dunkele Grund der unendlichen Naturmacht, dem das Subject nicht wegen seiner Schuld, sondern überhaupt, weil es als endliche Existenz dem Allgemeinen nicht adäquat ist, als Opfer fällt. Das Schicksal erscheint hier als Nivelliren. Auf der zweiten Stufe, z. B. in Sophocles Oedipus, herrscht das Schicksal als Geist, aber nur als geistige Macht in einem sittlichen Kreise, als Gerechtigkeit. Das Individuum fällt durch seine Schuld, und sein Fall ist Strafe. Erst auf der dritten Stufe werden beide Elemente des Tragischen in ihre ganze Tiefe verfolgt. Das Eine derselben, der absolute Geist, erscheint jetzt als rein geistige Einheit aller sittlichen Wahrheiten und Gesetze. Das andere erscheint als ein Subject, das eine dieser sittlichen Wahrheiten zu seinem Pathos gemacht hat und mit energischem Eifer verfolgt. Dieses Subject hat Recht, weil es eine Wahrheit will, Unrecht, weil es nur eine Wahrheit will. Daher steht ihm in einem andern Subjecte das andere sittliche Gesetz mit der-

selben Kraft des Pathos gegenüber, und dieses andere Subject hat aus dem nämlichen Grunde in seinem Rechte Unrecht. Diese einseitigen Rechte treten nun in einen Kampf, dessen Resultat ist, daß beide ihre Einseitigkeiten im Feuer des Leidens abstreifen, und so, indem jedes dem andern das Zugeständniß seines Unrechts im Rechte macht, die höhere Einheit derselben im absoluten Geiste klar hervortritt. Dieses ist die reinste und höchste Stufe des Tragischen, weil hier nicht nur die Schranken des menschlichen Strebens in dem Grade klarer einleuchten, in welchem sie grade dem Trefflichen und in sich Berechtigten anhängen, sondern auch weil der ganze Verlauf klarer, als auf den andern Stufen, in dem Gebiete selbstbewußter Sittlichkeit vorgeht, welche bestimmt weiß, was sie will. Der Vrf. weiset diese Stufen des Tragischen an einigen Kunstwerken nach, und kommt dann auf Goethe und Schiller zurück, in denen sich freilich die Pole des Idealen und Realen nahe rücken, aber das Hauptgewicht noch immer auf die eine oder die andere Seite fällt. Worin kann hier der Fortschritt liegen? Nach dem Vrf. darin, daß sich beide Seiten, das Reale, dessen Aufspreizen in seiner Nichtigkeit und Endlichkeit der Idee gegenüber das Komische, und das Ideale, dessen Ueberwiegen über die Endlichkeit das Erhabene ergibt, daß sich also Erhabenes und Komisches vermitteln; und diese Vermittlung erfolgt im Humor. Zu dieser folgenden Stufe sind in Jean Paul und vielen neuern Kunsterzeugnissen der Gegenwart Uebergänge vorhanden, aber eben nur Uebergänge. Die wahre Vermittlung der zu verbindenden Elemente fehlt noch, und es kommt nur zu einer schroffen Entgegenstellung der Gegensätze, zu einem Herumjagen in Extremen. Diese Auffassung des Humors ist auf jeden Fall neu und originell. Bisher stellte man den Humor neben Laune und Witz zum Komischen. In Vischer's vortrefflicher Erörterung ist das Komische dem Erhabenen parallelisirt, als sinnliches, verständiges und vernünftiges. Das vernünftige Komische ist dann der Humor, in welchem die Ingredienzien des Komischen, etwas Erhabenes auf der einen, und eine ungereimte Einzelheit auf der andern Seite in absoluter Bedeutung auftreten. Das ideale Moment ist nicht blos eine relative Erhabenheit, sondern das absolut Erhabene, das Höchste und Heiligste selbst. Der Humor entspricht der dritten Stufe des Erhabenen, dem Tragischen. Im Tragischen, sagt Vischer, sinkt die ganze Welt vor Gott zusammen, im Humor ist der ganze Olymp entvölkert, die Erscheinung absorbirt alles Göttliche und weiß es als ihre eigene Macht.

Man sieht, wie sehr hier die Auffassung des Vrfrs. abweicht. Ihm ist der Humor keine Stufe des Komischen oder des Erhabenen, sondern die höchste und letzte Verbindung beider. Unstreitig hat der Vrf. gerade hier einen überzeugenden Beweis von seiner tiefen Einsicht in die höchsten Fragen der Aesthetik, und eben in diejenigen, aus deren Lösung ein Urtheil über die Fortentwickelung des Kunstgenius in der Gegenwart folgt, gegeben. Und wäre auch die Lösung unvollständig, so bliebe doch das Verdienst, jene Fragen erkannt, und sie durch Andeutung des Punkts, auf dem eben die Lösung erfolgen muß, dieser näher gebracht zu haben. Um aber zu beurtheilen, ob dieses der Fall sei, rufen wir uns die Resultate, an welche angeknüpft wird, zurück. Das Schöne hatte zwei Seiten, eine reale, sinnliche, und eine ideale. Bis auf Goethe und Schiller theilt sich die ganze Kunstthätigkeit in zwei Reihen, in deren einer das Ideale und in deren anderer das Reale überwiegt. Nun sahen wir auch, daß das

einfach Schöne durch eine Art von ästhetischer Disharmonie sich zum Erhabenen und zum Komischen sondert, je nachdem die sinnliche, endliche Seite, oder je nachdem die ideale Seite prävalirt und die andere übermeistert. Diese Sonderung fällt aber nicht schlechthin mit der Trennung einer idealistischen und realistischen Richtung zusammen: denn für diese kommt es darauf an, daß in einem Kunstwerke schlechthin die Richtung auf das eine oder andere prävalirt; für das Erhabene und Komische handelt es sich aber darum, daß das Ideale und Sinnliche gegen einander eine bestimmte Stellung annehmen. Goethe hat, ungeachtet seiner realistischen Richtung doch keine Komik. Kommt es also auf die höhere Stufe an, auf welcher sich der Idealismus und Realismus einigen sollen, so ist diese keine Einheit und Vermittlung von Erhabenem und Komischem, sondern nur eine Vermittlung und Ausgleichung der sinnlichen und materiellen Tendenz mit der idealen. Diese Ausgleichung wird aber nicht in der Zeit und Menschheit, nicht in einer bestimmten Kunstepoche, sondern nur in den Individuen eintreten. Von diesen wird jedes bald die eine, bald die andere Tendenz repräsentiren, und so in der Kunstliteratur die Mannigfaltigkeit des Erhabenen und Komischen auf deren verschiedenen Stufen mit darstellen helfen können, die Vermittlung beider Tendenzen, die Erreichung der Aristotelischen Mitte, aber dabei zu seinem individuellen Lebensberufe haben. Kommt es dagegen auf eine höhere, über dem Erhabenen und Komischen hinausliegende Stufe an, so wäre auch noch zu zweifeln, ob diese die vom Vrf. angegebene sein könnte. Im Erhabenen überwiegt das ideale, im Komischen überwiegt das reale Moment. Beide beruhen auf einer ästhetischen Disharmonie. Die rechte Vermittlung könnte nur in einem adäquaten, gleichmäßigen Verhalten beider Momente bestehen, woraus sich alsdann kein Humor, sondern die reine einfache Schönheit ergeben müßte. Die Combination des Erhabenen und Komischen, wie sie sich in den vom Vrf. beigebrachten Stellen aus Shakspeare findet, scheint uns so zu sagen eine binäre Verbindung zu sein, die sich aber doch als eines von beiden, als ein Erhabenes oder Komisches ausweiset, so daß man vielleicht am Besten thut, die Bezeichnung des (tragischen oder komischen) Humors geradezu auf die letzten Stufen des Erhabenen sowohl als des Komischen anzuwenden. Freilich müssen wir bekennen, daß in der für die Kunstkritik so äußerst wichtigen Vorrede Victor Hugo's zum Cromwell ganz auf gleiche Weise eine Combination des Komischen und Erhabenen als das eigentliche Ziel der dramatischen Poesie hingestellt wird, und wir versagen es uns ungern, in eine nähere Vergleichung der mehrfachen Berührungspunkte, die wir in dieser Vorrede mit den Ansichten des Vrfrs. wahrzunehmen glauben, einzugehen. Vieles versprechen wir uns hier noch von dem zu erwartenden zweiten Bande des vorliegenden Werks. **L.**

Erklärung in Sachen Philippi's.

Meine Behauptung, daß Herr Viehoff in seinem Commentar zu Goethe's Gedichten die Untersuchungen über Goethe's Geliebten ganz von der Hand gewiesen habe, muß ich auch jetzt wahr halten und die gegentheilige Versicherung des Herrn Philippi (vergl. Archiv II. 1, 236 f.) für eine Unwahrheit erklären. Zusammenstellungen aus nahe liegenden, zum Theil schon gesammelten Quellen

sind keine Untersuchungen. Wie viele eigentliche Untersuchungen über Goethe's Geliebten noch zu führen, wie manche Schwierigkeiten und Widersprüche hier noch zu lösen sind, gedenken wir nächstens in mehreren einzelnen Abhandlungen nachzuweisen. Wie gern wir auch zugestehn, daß diese Untersuchungen in extenso im Viehoffischen Buche nicht gegeben werden konnten, so mußte der Erklärer doch über die streitigen Punkte ins Klare gekommen sein, wonach sich vieles, auch in der Erkärung selbst, anders gestaltet haben würde. Uebrigens können wir die Beurtheilung unserer Kritik getrost dem kundigen Leser überlassen, indem wir eine Vergleichung mit Herrn Philippi's Antikritik und der freundlichen Anzeige des auch von uns hochgeschätzten Legationsrathes Varnhagen von Ense (womit man seine Ergänzungen im zweiten Hefte dieses Archivs verbinde), nicht zu scheuen brauchen.

Köln. **H. Düntzer.**

Erwiederung.

Ein Referent der Berliner „Literärischen Zeitung" stellt sub Nr. 104. p. 1678, bei der Veranlassung der Ankündigung der Abeille du Parnasse français v. Barbieux (Wiesbaden: Schellenberg; Frankfurt: Andreä) die Doppelfrage an den Verfasser: a) „warum er nicht auch ein paar Schiller'sche Gedichte hinzugefügt, und b) warum er die Namen der französischen Uebersetzer der mitgetheilten Gedichte verschwiegen habe." Ad a) ist zu erwiedern, daß die Schiller'schen Balladen bereits so vielfältig paraphrasirt und in französischen Alexandrinern breit getreten wurden, daß er es nicht für angemessen hielt, dem Publikum neue Uebersetzungsversuche dieser Meisterwerke zu bieten, welche nur schwach ausfallen können; die in einem bescheidenen Anhange zu jener Anthologie gebotenen Uebersetzungen waren daher hauptsächlich nach ihrem metrischen Gehalte zu beurtheilen. Ad b) ist zu bedauern, daß der Herr Ref. die Worte der Vorrede: „mes *propres* Traductions" übersehen hat. Uebrigens dürfte man sich bei Durchlesung des Inhaltes dieser poetischen Anthologie leicht überzeugen, daß die meisten Stücke keineswegs „für Kinder," sondern für Erwachsene berechnet sind. Schließlich hätte bemerkt werden können, daß die Correctheit dieses schön ausgestatteten Schulbuches demselben einen relativen Werth verleiht, welcher, des Schulzweckes wegen, nicht zu übersehen ist.

Hadamar. **Barbieux.**

III. Programmenschau.

Ueber Goethe's Novelle: Das Kind mit dem Löwen. Von dem Director Dr. Lehmann. Programm des Gymnasiums zu Marienwerder. 1846.

Der Verfasser dieser Abhandlung, von dem uns noch eine frühere treffliche Programmschrift: „Ueber Goethe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke, 1840" wohl im Andenken ist, hat hier den Versuch gemacht, in einer der spätesten, aber sicher nicht der schwächsten Dichtungen Goethe's den innern Zusammenhang nachzuweisen. Aus den Gesprächen mit Eckermann, worin der Dichter sich ziemlich ausführlich über diese Produktion ausläßt, geht hervor, daß die Aufgabe, die er sich in der Novelle gestellt, keine andere ist, als „zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde." Aber mit Recht fragt der Verfasser: „Wie hängt denn das stille Ende mit dem lauten Anfange zusammen? Warum die scheinbar weit ausgedehnte Vorbereitung? Warum die vielen Personen und ihre Verhältnisse, da die einfache Erzählung vom Feuer, von dem entsprungenen und wieder eingefangenen Löwen für die Pointe des Endes, wenn sie die Pointe der ganzen Novelle sein soll, hingereicht hätte? Für diese Fragen, glaubt der Verf., liege die Lösung in der Annahme: „Die unbändige Leidenschaft des Honorio's ist die Unbändigkeit des Löwen, die Fürstin dagegen das Kind, das diese Unbändigkeit durch reine Frömmigkeit bezähmt und läutert." Allerdings würde sich, wenn dieser Satz erwiesen wäre, der Aufwand von Erzählungen und Schilderungen, welcher der Katastrophe vorangeht, erklären und rechtfertigen. Allein Referent bezweifelt die Bündigkeit des gegebenen Beweises. Daß Honorio, der schöne Jüngling, die schöne Fürstin liebt, hat der Verf. durch eine Reihe von Belegen hinreichend ins Licht gestellt; aber es geht keineswegs daraus hervor, daß diese Liebe eine unbändige Leidenschaft gewesen wäre, die sich schicklich durch den Löwen hätte versinnbildlichen lassen. Dann ist auch gerade auf die Frömmigkeit der Fürstin vom Dichter kein Accent gelegt worden; und jedenfalls träfe ihn, wenn er die vom Verf. ihm beigelegte Absicht gehabt hätte, der Vorwurf, daß er die Umwandlung Honorio's durch die kindliche Seelenreinheit der Fürstin zu schwach angedeutet. Nun kommt aber noch dazu, daß Goethe, der sich in den Gesprächen mit Eckermann in ausführliche

Gespräche über die Novelle, namentlich auch über „das Ideelle“ derselben eingelassen, der Liebe Honorio's gar nicht erwähnt, und noch viel weniger auf einen Parallelismus zwischen der Bezähmung seiner Leidenschaft durch die Fürstin und der Bezähmung des Löwen durch das Kind hindeutet.

Wenn hiernach der Hauptgedanke, den der Verfasser in seiner Abhandlung entwickelt, trotz der feinen und gewandten Beweisführung, immerhin noch als eine gewagte Hypothese erscheint, so wird doch nicht leicht Jemand die Arbeit ohne Genuß und Gewinn für seine Einsicht in dieses interessante Geisteswerk Goethes lesen. Ueber die Entstehung der Novelle ist Alles, was sich ermitteln ließ, sorgfältig zusammengestellt, ihr Inhalt bündig wiedergegeben, manches Einzelne treffend erörtert, und der Dichter mit Wärme gegen die, welche ihn der Irreligiosität und Unchristlichkeit beschuldigen, in Schutz genommen.

X.

Zur Theorie des Casus. Mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Idioms. Vom Director C. F. A. Dewischeit. Programm des Progymnasiums in Hohenstein. 1846.

Nach einer einleitenden Bemerkung darüber, warum er diesen Stoff gewählt, die in etwas polemisirender und übertreibender Weise Dinge enthält, die sich theils ganz von selbst verstehen, theils noch lange nicht von selbst verstehen, also beide an diesem Orte überflüssig sind, geht der Verf. zunächst auf eine Stelle der Grimm'schen Grammatik (IV. p. 646) über, um seine in dem Programm zum Theil abgehandelte Aufgabe „Construktion mit dem Genitiv“ näher zu bezeichnen. Die Grimm'sche Stelle lautet: „Geringere Objectivisirung liegt im Genitiv (nämlich: als im Accus.); die thätige Kraft wird dabei gleichsam nur versucht und angehoben, nicht erschöpft.“ — „Der Acc. drückt reine, sichere Wirkungen aus, der Gen. gehemmte, modificirte. In den jüngeren Sprachen hat sich die Rection des Acc. größtentheils erhalten, die des Gen. meistens verloren und ist einer präpositionalen gewichen. Dem Acc. sagen transitiva, dem Gen. intransitiva (oder transitiva mit sich) zu.“ Diese Stelle glossirt der Verf. nun auf S. 6—10 in einer Weise, die für den Gymnasialschüler wohl Nützliches enthalten kann, aber eben die Wissenschaft der Grammatik nicht sehr bereichert; so wenn er S. 6 zu dem Resultat gelangt, daß in dem Grimm'schen „geringere Objectivisirung“ der Hauptsache nach nichts anderes enthalten sei, als die größere Weite der Beziehung, in welcher der Gen. zum verbo stehe. Aehnlicher Art ist, was S. 8 und 9 über Erklärung von in der historischen Entwickelung liegenden Veränderungen solcher sprachlichen Eigenthümlichkeiten gesagt wird; und was der Verf. S. 9 behufs analoger Erklärung aus den Alten (Homer, Xenophon, Plato — Plautus, Cicero) bemerkt, möchte selbst für den reiferen Gymnasialschüler prinzipieller zu fassen, und dabei auf eine Durchführung des Grundsatzes, daß, und zwar überall, in den frühesten Entwickelungsperioden der Sprache, wo der Formenreichthum beschränkter, das einzelne Wort an Umfang der Bedeutung reicher sei, und daß nach und nach im weiteren Entwickelungsgange das Verhältniß als ein umgekehrtes sich herausstelle, hinzudeuten gewesen sein. S. 10 geht der Verf. auf die Betrachtung der Genitivconstructionen im Einzelnen,

und zwar zunächst auf das über, was Grimm (IV. 887) absolute Genitive mit adverbialer Natur, und der Verf., „weil sie nicht äußerlich abhängen," unabhängige Genitivformen nennt. Ehe wir diese anführen, sei hier nur im Vorbeigehen gesagt, daß sich mit gutem Grunde mit dem Verf. rechten lasse, wenn er in den Verbindungen, „er ging unverrichteter Sache," „ich eile stehenden Fußes," causale Genitive sieht: Als unabhängige Genitive gelten dem Verf. nun 1) der Ortsgenitiv (S. 10 – 15); 2) der Genitiv der Zeit (S. 15—20). Hier (S. 16 von dem Genitiv auf die Frage: wie lange?) hat er gewiß Grimm gegenüber Recht, wenn er tages alt von *junc der jare* der grammatischen Verbindung nach unterscheidet, aber eben so unrichtig ist es, wenn er in „brannte ganzer acht Jahre." „So will ich meiner Lebtage mit den Gänsen trinken" seine Zuflucht zur Ellipsenreiterei nimmt. — 3) der Genitiv der Beschaffenheit. Hier folgt der Verf. mit einigen Abweichungen der Eintheilung von Grimm (III. 88; III. 127; mit Hinzufügung von IV. 679) und zwar a) adjectivisch-genitivische Adverbia; b) substantivisch-genitivische Adverbia, wo der Verf. zu dem bei Grimm (III. 127) gegebenen, besonders in Betreff des Mittelhochdeutschen, reichen Verzeichniß noch einige derartige Adv. hinzufügt; c) der abhängige *genitivus qualitatis*, dessen Abhängigkeit sich zunächst auf ein dabei stehendes Nomen erstreckt und daher nach des Verfassers genommener Eintheilung (I. unabhängige Genitivformen, die hier nur abgehandelt werden sollen) hierher gar nicht gehört. Wenn er annimmt, daß Goethe mit dieser Redeform (z. B. Vorstädte anmuthigen Styles; ein Mann vornehmen Umgangs; der Jüngling edeln Gefühles) vorangeschritten sei; so möchte dies nicht ganz richtig sein, denn einmal sind die angegebenen Beispiele alle aus Goethe's späterer, etwas steif gezierter Stylperiode, und dann lassen sich solche Verbindungen besser auf Joh. H. Voß in seinen Uebersetzungen und seinen formal diesen nahe gehaltenen eigenen Produktionen zurückführen; d) der *genitivus praedicativus* (des Todes, des Henkers, Willens sein), wo der Verf. wiederum) und zwar noch mit Hindeutung auf das lat. res, officium) auf die Ellipsenreiterei kommt.

Dieser Stoff ist von S. 10—25 mit Klarheit in seinen verschiedenen Nüancirungen entwickelt und durch gut gewählte, reiche Beispielsammlungen in chronologischer Ordnung erläutert. Als verdienstlich ist hier noch hervorzuheben, daß er auch unsere neuesten Schriftsteller von Bedeutung von Immermann bis auf Gutzkow berücksichtigt.

Hierbei ist es indessen auffallend, daß neben und vor diesen Schriftstellern nicht Lessing, Klopstock und Schiller, abgesehen von Herder u. A., berücksichtigt wurden, die, und namentlich Lessing, für die Entwicklung der Sprache viel wichtiger sind, um so mehr als wir bei ihnen ein tieferes Bewußtsein des Sprachgeistes voraussetzen müssen. Uebrigens darf man es nicht, wie es der Verf. thut, für einen Mißgriff halten, daß J. Grimm auf die Sprache der Gegenwart so wenig Rücksicht genommen hat. Ist die Sprache jetzt nicht mehr in lebendiger Entwicklung, so konnte es in des Grammatikers Aufgabe nicht liegen, auf eigenthümliche Spracherscheinungen, die nur in der Willkür oder dem Unverstand ihren Grund haben, Rücksicht zu nehmen. Er wollte die Geschichte der Sprache nur so weit verfolgen, als die organische Entwicklung ersichtlich ist; wo diese nicht mehr erkennbar, ist sein Ziel. Was der Verf.

von der Grammatik Grimm's fordert, gehört mehr in das Wörterbuch, und seine Wünsche werden durch das lange vorbereitete große deutsche Wörterbuch befriedigt werden.

Dr. Pelt.

Die nordische Sage von den Völsungen und Giukungen. Vom Rector Dr. J. K. G. Schütt. Programm der Gelehrtenschule zu Husum. 1845.

In diesem beabsichtigt der Verf. den Schülern der ersten Klasse, mit denen er im nächsten Jahre das Nibelungenlied oder richtiger aus demselben die zwanzig Nibelungenlieder lesen werde, als Einleitung die Sage in der ältesten Gestalt zu geben, in der wir sie besitzen. Daß er aber in den sich daran knüpfenden Bemerkungen (S. 10—31) mitunter diesen Gesichtspunkt aus den Augen verlor und weiter ging, glaubt der Verfasser, habe, wie es von selbst kam, auch hoffentlich in sich selbst seine Entschuldigung.

Diesem seinem Zwecke gemäß gibt der Verf. S. 3 und 4 die Quellen an: 1) die Edda, und zwar unter Anführung des Inhaltes der einzelnen Lieder im zweiten hierher gehörigen Bande; 2) die Völsunga Saga; 3) die Snorra Edda. S. 5—7 wird unter der Ueberschrift „Sigurds Ahnen" die Abstammung des Hauptthelden von Völsung, Odins Urenkel, dargelegt und weiterhin von S. 7—18 die Geschichten bis zu seinem und der Giukungen Untergang und Svanhilds, der Tochter Gudruns, Beziehungen zu dem Gothenkönig Jörmunrek und deren Ende. Dieser nach den Quellen geordneten Darstellung sind zahlreiche Anmerkungen untergelegt, die theils Mythologisches erklären, theils sachlich-kritischer Art sind, in passender Weise das Verständniß fördern und die weiter unten folgenden Bemerkungen des Verf. vorbereiten. Ehe er zu diesen übergeht, gibt er noch S. 18 und 19 die Hauptpunkte an, in denen sich die deutsche Sage im Nibelungenliede, die er mit den meisten unserer Forscher für die ursprüngliche hält (s. Gervinus I. S. 46 ff.), von der nordischen unterscheidet.

Die Bemerkungen selbst zerfallen in 4 Abschnitte. Der erste bespricht den Unterschied zwischen dem Charakter der nordischen und deutschen Dichtung, das Verhältniß der epischen zur lyrischen Poesie, die Einwirkung des Geschichtlichen auf das Mythische und die Art, wie das Erstere das Zweite überwindet und umbildet in der Dichtung. Wenn am Schlusse der Verf. aus dem Vorhergehenden folgernd von einer größeren Vollkommenheit des zweiten Theiles des Nibelungenliedes vor dem ersten spricht, so kann ihm Ref. nicht recht geben und möchte den Unterschied dahin feststellen, daß der erste Theil episch, der zweite vorherrschend dramatisch, d. h. tragisch in seiner einem jähen Sturze vergleichbaren raschen Entwicklung ist. Der Abschnitt II befaßt sich mit geographischen Angaben in der Sage, besonders die Namen Hunaland, Valland, Rhein, Danmörk und Goththiod. Der erste ist dem Verfasser zunächst uralter mythischer Stammname für Deutschland. Atli in der Sage ist aus Valland, d. i. ein Fremder (aus dem Süden); bei dem Bekanntwerden des Namens der Hunnen tritt eine Uebertragung des Namens Hunen auf die Hunnen ein und Atli wird eben so gut König von Hunaland genannt, als Gunnar von seinem (am Rhein gelegenen) Hof der Hunen zu Atli

sich geleiten läßt. War nun so Atli zu einem Hunen, d. i. Deutschen geworden, so konnte Valland, d. i. Fremdland, nicht mehr sein Vaterland sein, welcher Name daher auch nicht mehr in der Sage vorkommt. Rhein (althd. rin) ist unser deutscher Strom in der nordischen Sage und der Verf. leitet das Wort mit J. Grimm nicht von rinnan (fluere), sondern von hrinan (*tangere*, auch mugire) ab. Danmörk ist nach J. Grimm Jütland und Goththiod, welches sowohl Jörmunreks (Ermanarichs) Land bezeichnet, als das Gunnars, der gotna thiodan heißt, ist Deutschland im Allgemeinen und besonders das Reich der Gothen. In den beiden letzten Abschnitten bespricht der Verfasser das Geschichtliche der Sage und hebt (in III.) die Ansichten W. Grimm's und besonders Lachmann's in Betreff Sigurd's, Atli's und Diederich's von Bern hervor, ohne daß er sich auf diesem schlüpfrigen Gebiete einem dieser Forscher entschieden anschlösse, oder eine durchgeführte eigene Ansicht darlegte. Endlich (IV.) kommt er auf die Ansicht von Gervinus (I. 49 ff.), der bei verständigen, nüchternen Völkern, wie Griechen und Deutschen, zur epischen Dichtung eine gewisse Wirklichkeit, eine gewisse historische Grundlage verlangt. So sehr nun hier der Verf. andere Forscher für sich haben mag, so kann ihm doch Ref. in der Art seiner Polemik gegen Gervinus nicht beistimmen. Denn wenn er sagt: „In ihrem (der Griechen) Epos ist allerdings das Mythische das Hineingetragene (nämlich in das, was als historische Grundlage vorhanden war). Anders die Germanen, die die ganze Zeit hindurch vor ihrer Berührung mit den Römern Nichts hatten, als eben ihre Ideen; sie personificirten diese Ideen; und so entstand die Siegfriedsage, und sie war rein mythisch;“ so heißt das doch die Sache etwas übers Knie brechen. Wir halten es mit der Ansicht von Gervinus und werden auch durch die weitere Ausführung des Verf. (p. 27—31) nicht anders überzeugt.

Dr. Seltz.

Les langues synthétiques et analytiques sous le rapport phonétique. Von Dr. Winkler. Programm des Gymnasiums zu Oppeln. 1846.

Der Verf. geht von dem Gedanken aus, daß die Sprache nicht ein Kind des Zufalls, sondern vielmehr aus der Organisation des menschlichen Körpers hervorgegangen ist: „elle est production organique et par conséquent nécessaire à l'homme normalement formé.“ Sobald der Mensch zu denken anfing, redete er auch und der Geist des Menschen steht mit den Sprachorganen in der genauesten Beziehung. — Nach einer weiteren Ausführung und Begründung dieser Ansicht schreitet der Verf. zu dem Gedanken fort, daß man nur die Spuren der Entwickelung des Geistes zu verfolgen brauche, um die Entwickelung der Sprache genau kennen zu lernen. Er verfolgt demnach die Bildung des Kindes durch verschiedene Stufen und zeigt dabei, daß die Formation der Sprache mit den Vocalen anfing, und daß die schwach articulirten Klänge, welche indessen mannigfaltig in phonetischer Hinsicht individualisirt werden können, je nachdem die Ideen verschieden sind, als die eigentlichen Wurzeln betrachtet werden müssen, die man nur für Embryonen und nicht etwa schon für eigentliche Wörter zu halten habe. Durch die Fortentwickelung derselben entstanden erst die Bezeichnungen für die mehr oder weniger entwickelten

Begriffe; der Mensch fuhr fort immer mehr zu individualisiren und die Logik der Sprache hielt mit den phonetischen Formen gleichen Schritt — es entstanden die sogenannten synthetischen Sprachen.

Nach dieser Einleitung bespricht der Verf. im ersten Theile seiner Abhandlung die Physiologie der Vocale und Consonanten in den synthetischen Sprachen. Hierbei wird bemerkt, daß die Vocale sämmtlich primitiv sind und eben so auch ein großer Theil der Consonanten, wenn gleich ein anderer Theil derselben späteren Ursprunges ist. Es wird der ausführliche Beweis geliefert, daß die Bildung und Fortentwickelung der synthetischen Sprachen sich nach dem Principe der Consolidirung der Laute richtet und daß der Individualisirung der Begriffe zufolge die Repräsentanten derselben, nämlich die Wörter, sich mehr oder weniger nach ihrem Klange unterscheiden. In dem zweiten Theile der Abhandlung behandelt der Verf. die analytischen Sprachen, welche aus einer Auflösung der synthetischen Sprache hervorgegangen natürlicher Weise einem ganz entgegengesetzten Principe folgen. Die verschiedenen analytischen Sprachen, welche aus dem Lateinischen entstanden sind, geben zu einer interessanten Vergleichung Veranlassung und zeigen das Gesetz der phonetischen Bildung für die analytischen Sprachen.

Ungeachtet der Schwierigkeiten, welche der Gegenstand für die Form der Darstellung, müssen wir letztere wegen ihrer Einfachheit und Leichtigkeit rühmen und ein Jeder wird diesen schätzbaren Beitrag zur Physiologie der Sprache mit Befriedigung lesen, wie sehr er auch hier und da von den Ansichten des Verf. abweichen möge. Einzelne Druckfehler wie z. B. jettés (p. 3), mentionés (p. 3), du (statt dû p. 4), sons (statt sans p. 4) und andere hätten wohl vermieden werden können.

H.

Ueber die Nachahmung der italienischen und spanischen Versmaße in unserer Muttersprache, von Dr. S. A. Gotthold. Programmenschrift des Königl. Friedrichs-Collegiums zu Königsberg. 1846.

Die Abhandlung gibt mehr, als ihr Titel verspricht. Nach einer Uebersicht über die Entwickelung unserer Verskunst von dem schwäbischen Zeitraum an geht der Verf. zu seiner eigentlichen Aufgabe über, das Gesetz einer absichtlichen und kunstgemäßen Abweichung von dem einförmigen Verstakte reiner Jamben und Trochäen aufzustellen. Reime, Jamben und Trochäen, ohne Einmischung stellvertretender Füße, will er nur in den für den Gesang bestimmten Gedichten, aber in diesen auch mit größerer Strenge und Sorgfalt angewandt haben, als ihnen unsere Dichter meistens angedeihen lassen; von den übrigen verlangt er einen mannigfaltigern Rhythmus, einen angenehmen und ausdrucksvollen Wechsel verschiedener Füße; und besonders erklärt er reintrochäische und reinjambische Uebersetzungen südeuropäischer Dichter für unstatthaft. Sodann prüft er vier Auswege, die sich darbieten, um der mißfälligen Monorhythmie ungemischter Jamben und Trochäen zu entgehen. Es sind folgende: Entweder mischt man dreisylbige Füße statt der zweisylbigen ein; oder man zählt die erforderliche Sylbenzahl ohne alles Metrum ab; oder man folgt den Regeln der Spanier und Italiäner, die in

ihrem eilfsylbigen Verse (Endecasillabo) außer der zehnten oder Reimsylbe noch in der Mitte des Verses Einer oder zweien der graden Sylben den Wortton geben; oder endlich man mischt in die reinen Jamben und Trochäen andere zweisylbige Füße nach bestimmten Regeln, doch so, daß überall der ursprüngliche Rhythmus vernehmbar bleibt.

Hier tritt nun bei dem Leser der Abhandlung nothwendig das Bedenken ein, ob damit auch alle möglichen Auswege um jener Monorhythmie auszuweichen, angegeben seien. So kann man z. B. fragen, warum nicht auf die Verskunst der Hohenstaufenzeit Rücksicht genommen worden, nach welcher der Vers keine bestimmte Anzahl von Sylben, sondern von Hebungen erforderte. Davon abgesehen scheint es uns auch, als würden die drei ersten jener vier Auswege, namentlich der allererste, zu rasch beseitigt. Uns will bedünken, daß die Art, wie Wieland in manchen seiner Dichtungen dreisylbige Füße statt der zweisylbigen einmischt, häufig den Wohlklang und die Malerei des Metrums außerordentlich fördert, und in vielen Fällen den Vorzug vor dem hier empfohlenen Verfahren verdient. Dieses besteht aber eben in jenem vierten Auswege, demzufolge jeder Versart die ihr eigenthümliche Sylbenzahl unverändert bleibt, aber zur Erreichung einer mannigfachen Gestaltung des Verses folgende zwei Mittel zur Anwendung kommen: Erstens werden statt Kürzen Längen gesetzt, — oder was hier dasselbe sagt — Spondeen statt der Jamben und Trochäen; und zweitens läßt man Längen und Kürzen in verschiedener Ordnung auf einander folgen.

Auf eine allgemeine Entscheidung a priori, wie weit man hierin gehen dürfe, läßt sich der Verf. nicht ein, sondern will dies dem Ohr überlassen haben. Hierauf prüft er insbesondere den eilfsylbigen Jambus (resp. zehnsylbigen, bei männlichem Schluß) und findet bei demselben den Spondeus statt des Jambus in allen Füßen statthaft, mit Ausnahme des fünften Fußes, in welchem er jedoch den steigenden Spondeus noch für erträglich hält. Mit diesem Resultate kann sich Referent nicht durchweg einverstanden erklären. Schon im vierten Fuße beleidigt der Spondeus, z. B. in dem vom Verf. gegebenen Verse:

So wild entstürzt ja kein Waldstrom dem Felsen.

Noch viel mehr stört er den leichten Fluß des Verses im fünften Fuße, selbst wenn er ein steigender Spondeus ist:

Wo ist der Feind, der deinem Arm darf trotzen?

Es nicht zu übersehen, daß, so wie der einzelne Jambus steigend, emporstrebend ist, so auch innerhalb des ganzen jambischen Verses ein Aufsteigen stattfinden soll, so daß jede folgende Hebung die vorhergehende an Nachdruck übertrifft. Wir können daher als Regeln annehmen, daß in den Hendekasyllaben mit jedem Fuße weiter die Vertretung des Jambus durch einen Spondeus immer weniger zulässig wird, und dem vorletzten, und vollends im letzten Fuße, wo der Vers kräftig emporschnellen und seinen Character ganz kundgeben soll, durchaus unzulässig ist.

Was nun weiter die Frage betrifft, wie viele spondeische Verse der hendekasyllabische Vers, sowohl steigende als sinkende, neben einander vertrage, so erregt die vom Verf. aufgestellte Regel noch mehr Bedenken, als das Frühere. Er behauptet, daß in jenem Verse allenthalben zwei, drei, vier, ja fünf Spon-

deen, sinkende und steigende, und zwar durcheinander, erlaubt seien, und glaubt diese Regel durch Verse, wie folgende, belegen zu können:

Fühllos würgt, Unmensch, voll Wuth deine Horde.
Rings Nacht! Sturmwind heult hohl, grauenvoll kracht Donner!

Ref. hält diese Verse gerade für recht kräftige Belege gegen die aufgestellte Regel. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß man, zum Zwecke rhythmischer Malerei, in seltenen Fällen einmal durch mehrere neben einander gestellte Spondeen den rhythmischen Gang des jambischen Verses absichtlich schwerfällig machen dürfe; aber das sind eben nur Ausnahmfälle, wie der Dichter auch andere Gesetze, z. B. Gesetze des sprachlichen Wohlklangs, zur Erreichung eines gewissen Zweckes, zuweilen verletzen darf, ohne daß darum Euphonie aufhörte, im Allgemeinen ein Gesetz für Dichter zu sein.

Auch da, wo der Verf. von der Vertretung des Jambus durch den Trochäus handelt, findet sich Ref. mit ihm an mehreren Stellen in Widerspruch. Statthaft erscheint mir der Trochäus bloß im ersten Fuße, gleichsam einer Hermannischen Basis oder einem Bothischen Locus mobilis, in allen übrigen aber unerlaubt. Für mein Ohr wenigstens klingen folgende Verse nicht mehr wie jambische Quinare:

Nicht Gold, Tugend erflehn von den Göttern.
Wie bald erblaßt, Rose, dein Purpurschimmer!

Der Verf. geht so weit, sogar zwei Trochäen neben einander in den Hendekasyllaben für zulässig zu erklären, wenn nur eine Mittelzeit in Einem Trochäus vorkommt, und billigt daher Verse der folgenden Art:

Trau du nimmer dem Glück; am Ende täuscht es
Voll Grimm sprengten All' in des Feindes Schaaren.

So weit war die Abhandlung schon vor sechszehn Jahren geschrieben; später jedoch fügte der Verfasser noch einen Abschnitt über die vierfüßigen Trochäen hinzu, worin die Gesetze besprochen werden, nach denen der Trochäus durch einen Spondeus und Jambus vertreten werden kann. Hier möchte man was über die Vertretung durch den Spondeus gesagt ist, ganz unterschreiben können; aber schwer wird es, den Jambus überall da gelten zu lassen, wo ihn der Verf. statthaft findet. Schon im ersten Fuße ist er sehr störend:

Vorbei sprengen Reiterschaaren.

An andern Stellen zerstört er vollends den trochäischen Rhythmus:

Wenn sie vorbei sprengen werden.
Aber gewiß bleibt die Sache.

Ref. hat offen gestanden, welche Bedenken ihn bei der Lectüre dieser Abhandlung angewandelt, fühlt sich nun aber auch gedrungen zu bekennen, daß ihm viele andere, vom Verf. gezogene Resultate durchaus beifallswürdig erscheinen; namentlich enthält auch ein weiterer Zusatz über die Schleifung zweier Vocale in deutschen Versen sehr viel Anregendes und Neues; und so verdient die Arbeit nicht blos, wie der Titel könnte glauben lassen, den Uebersetzern italiänischer und spanischer Poesien, sondern auch unsern Original-Dichtern und Metrikern zu ernster Beachtung empfohlen zu werden.

B.

Ueber deutsche Lectüre und schriftliche Production in den höhern Classen der Gymnasien, von Dr. Chr. Jeep. Im Braunschweigischen Magazin, 1847, Stück 5—12.

Es wäre sehr zu wünschen, daß dem Archiv es sein Raum gestatte, von den in sein Gebiet einschlagenden Programmabhandlungen recht ausführliche und ins Detail gehende Inhaltsangaben und Auszüge zu liefern, indem es zu Manchen seinen Weg findet, denen jene Abhandlungen nicht zugänglich sind. Da das Letztere in noch höherem Grade bei der vorliegenden Abhandlung stattfindet, welche in einem wohl nur wenig verbreiteten, und jedenfalls nicht besonders für die Schulwelt bestimmten Wochenblatt erschienen ist: so möchten wir für dieselbe ausnahmsweise einen größern Raum in Anspruch nehmen, und um so mehr, als diese gediegene Arbeit es vollkommen verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Wir fassen uns jedoch in dem Bericht über die drei ersten Viertel des Aufsatzes möglichst kurz, um den Schluß, der für die Lehrer des Deutschen in höheren Gymnasial- und Realschulklassen ein besonderes praktisches Interesse hat, desto unverkürzter mittheilen zu können.

Der Verf., ein eifriger Verehrer der klassischen Studien, verhehlt sich doch nicht, daß auch eine andere Bildungsweise denkbar ist, die vorzugsweise auf deutschem Grunde ruhte und durch deutsche Elemente vermittelt würde. Er entwickelt das reiche und schöne Material, an welchem und durch welches der Geist und das Gemüth des deutschen Knaben und Jünglings geübt und gebildet werden könnte: eine herrliche Literatur, mit einer ältern und neuern Blüthezeit, eine gediegene Wissenschaft, eine vielbewegte, charactervolle Geschichte, und eine eben so bildsame wie gebildete Sprache, deren Grammatik vollkommener dargelegt ist, als die irgend einer anderen Sprache. Eine auf solchem Grunde ruhende Bildungsweise würde offenbar einen nationalen Character haben; aber daraus folgt noch nicht ihr absoluter Werth und Vorzug vor der altklassischen; es fragt sich, ob diese nationale Bildungsweise jene immer von Neuem anregende und befruchtende Kraft besitze, womit die klassischen Studien einst den erstorbenen Geist der Menschheit zu neuem Leben riefen, und von da an die Cultur im Ganzen und Großen immer weiter und weiter führen. Darüber, meint der Verf., könne die Erfahrung entscheiden; und um eine solche machen zu können, müsse man dem Deutschen auf den Gymnasien, zumal in den obern Klassen, mehr Raum gewähren. Hiergegen läßt sich, wie uns däucht, Zweierlei erinnern. Wir sollten denken, es ließe sich, auch ohne eine Erfahrung von Jahrzehnten und Jahrhunderten, a priori sagen, daß nachdem einmal der Geist unserer Nation durch die klassischen Studien aus tiefem Schlafe geweckt, sich zu einem neuen kräftigen Leben ermannt und herrliche Schätze der Kunst und Wissenschaft aus sich geboren hat, nun auch die Zeit gekommen sei, wo die große Masse des Volkes, die gebildeten Stände mitbegriffen, sich aus sich selbst weiter entwickeln müsse; wenn gleich es immer rathsam bleibt, daß die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum als ein secondaires Studium, dem der vaterländischen Literatur und Sprache zur Seite gehe, um für etwaige weitere Verirrungen als fortwährendes Correctiv zu dienen. Soll aber zweitens über jene Frage nur eine lange und gründliche Erfahrung entscheiden dürfen, so könnte diese nicht in Gymnasien gewonnen werden, wenn dort auch dem deutschen Unterricht eine weit größere Stundenzahl eingeräumt würde; denn ihre Zöglinge würden sich dann unter dem Einfluß einer doppelten Bil-

bungsweise entwickeln und keine reinen Resultate gewähren. Offenbar eignen sich dazu weit mehr die Realschulen; und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gehören diese Anstalten zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Culturgeschichte.

Um die Klage zu rechtfertigen, daß dem Deutschen in obern Klassen zu wenig Raum gegönnt werde, entwirft nun der Verf. im Folgenden ein schönes und reiches Bild des viel verzweigten deutschen Unterrichtes, und verweilt dann, wie es die Ueberschrift der Abhandlung ankündigte, besonders bei der Lectüre und der schriftlichen Production. Wir können hier unmöglich dem Verf. in das Detail seiner treffenden Erörterungen folgen, und bemerken nur, daß auch er, wie Hiecke, die Aufgaben zu den deutschen Stylübungen besonders gern aus der deutschen Lectüre entnommen wissen möchte, und diese für die fruchtbarste Quelle wahrhaft zweckmäßiger Themata hält. Um seinen Gedanken durch ein Beispiel zu erläutern und zu bewähren, wählt er Schiller's Tell und deutet eine Fülle von Aufgaben an, die sich theils auf die Sprache und dichterische Form des Schauspiels, theils auf den Inhalt, auf die dargestellten Gedanken beziehen. Von diesen sind aber die aus dem Inhalt geschöpften bei weitem die reichsten, angemessensten und interessantesten, weshalb wir bei ihnen besonders verweilen, und den Verf. selbst reden lassen:

„Wie bei der Lectüre von der Betrachtung und Erklärung des Einzelnen ausgegangen, so werden die einzelnen Gedanken an sich und in ihrem nächsten Zusammenhange, dann kleinere zusammengehörende und zusammenliegende Gedankenkreise der nächste Stoff sein, an welchem die schriftliche Production geübt werden muß. In dieser Hinsicht geben die alten Schriftsteller häufig Gelegenheit, das Urtheil und den Scharfsinn der Jugend zu üben; denn ihr Verständniß ist an sich schon schwierig; dazu sind sie reich an dunkeln, nach mehreren Seiten hin schwankenden Stellen. Diesen zufälligen, und an sich immer zweideutigen Vorzug theilt die deutsche Literatur, namentlich die neuere, nicht in dem Grade, schon deshalb nicht, weil ihre Werke in unserer Muttersprache abgefaßt, die Worte durch den Druck fester gebunden sind und die Gedanken selbst den Ideenkreis und die geistige Atmosphäre, in welcher wir leben, näher berühren. Allein auch ihr geht dies Bildungsmittel nicht ganz ab. Häufig ist es schon der Ausdruck, welcher eine verschiedene Auffassung zuläßt; öfters die Tiefe des dichtenden Geistes, welche so ursprüngliche und großartige Gedanken erzeugt hat, daß die Interpretation von verschiedenen Seiten sie angreifen muß und vielleicht erst allmählig durch den Kampf einzelner Erklärungen unter einander zu dem einzig richtigen Verständnisse hingelangen kann; endlich kann auch die verschiedene Verstandes- und Geschmacksbildung der Lesenden eine Verschiedenheit der Ansichten über die Auffassung und Erklärung einzelner Stellen herbeiführen. Aufgabe der Lectüre sowohl wie der schriftlichen Production nach den oben angegebenen Modificationen ist es hier, den wahren Sinn des Dichters, welcher nur einer sein kann, zu ermitteln und zu begründen. Hierher möchten, außer vielen anderen Thematen, welche sich aus unserem Stücke entnehmen lassen, folgende*) gehören:

---

*) Bei den folgenden Dispositionen sind die trefflichen Schriften Weber's, Meyer's, Hofmeister's über unser Stück benutzt und ihrer Erklärung und Auffassung einzelner Punkte ist hie und da, wo sie abweicht, die

1. Erklärung der Worte Geßler's: „Jetzt, Retter, hilf Dir selbst — Du rettest Alle!“ —
   1. Angabe des Zusammenhangs.
   2. Erklärungsversuche:
      a. „Der höhnende Tyrann denkt, der Schuß soll mißlingen, und „dann, allen Versuchen der Landleute, seinen Anordnungen je „wieder einigen Trotz entgegenzusetzen, auf immer ein Ende zu „machen. Sollte es anders ausfallen, welche Möglichkeit er in „seinen Gedanken gar nicht aufkommen läßt, so verheißt er mit „jener Aeußerung, seine Pläne aufzugeben und in den Wald- „stätten Alles zu lassen oder herzustellen, wie es den Bauern gut „dünkt“ — diese Erklärung gibt den Worten 1) eine Beziehung, die mit dem Schusse Tell's, um den sich das Ganze dreht, wie mit seinem daran geknüpften Schicksal in keinem nothwendigen Zusammenhange steht, und welche 2) schwerlich Einer der Anwesenden aus den Worten hätte entnehmen können.
      b. Wie im kurz — Vorhergehenden auf Tell's Fertigkeit im Schießen, so legt hier der Tyrann den ganzen Accent seines Hohns auf seine Bereitwilligkeit, überall dem Bedrängten zu helfen, wie neulich dem flüchtigen Baumgarten. „Du kannst Alles; Dich schreckt Nichts, wenn's zu retten gilt; jetzt, Retter, hilf Dir selbst, — Du rettest Alle!“ d. h. an Deiner Errettung hängt die Aller, welche, wenn sie Rettung bedürfen, nur bei Dir sie finden können, die also verloren gehn müssen, wenn Du, ihr einziger Retter, nicht mehr bist. Was so der Tyrann höhnend in mehr allgemeiner Beziehung spricht, erkennt Tell in Beziehung auf sich als wahr: es ist für ihn, sein Kind, seine Familie, für Alle keine andere Rettung, als durch den Schuß. Daher entschließt er sich dazu mit den Worten: „Es muß *)!“ —

2. Warum kann dem Liede des Fischers (I. 1.) nicht der Mythus vom Hylas unterliegen?

Einleitung: Wie bei Goethe's „Fischer,“ so wird man bei diesem Liede unwillkührlich an den Mythus vom schönen Knaben Hylas erinnert. — Erzählung des Mythus. — Allein dennoch hat dies nicht in der Absicht des Dichters gelegen; denn

1. trotz der allgemeinen Aehnlichkeit beider Stücke findet unter ihnen zu große Verschiedenheit im Einzelnen statt. Der Mythus ist in den

---

eigene beigefügt. Um als Belege für die Sache dienen zu können, haben sie zum Theil mehr Farbe und größere Ausführlichkeit erhalten, als sie, für den Schulgebrauch bestimmt, haben sollten. Schüler, welche das Stück unter Leitung des Lehrers nicht gelesen haben, werden sie auch in dieser Form nicht bearbeiten können; diejenigen aber, bei denen dies der Fall ist, ihrer nicht bedürfen, wenn der Lehrer schon bei der Lectüre auf die Punkte, welche einmal schriftlich bearbeitet werden sollen, das für einen jeden geeignetste Licht geworfen hat.

*) S. die 11. Aufgabe 2. Band.

bestimmtesten, einzelnen Zügen ausgeprägt; dagegen unser Lied ganz allgemein gehalten.

2. Schiller konnte nicht an jenen Mythus denken; denn

   a. Anspielungen aus der alten Mythologie passen überhaupt weder für die Zeit, in welche die Handlung unsers Stücks fällt, noch für die darin auftretenden Naturmenschen: sie setzen Kenntniß des Alterthums, höhere Bildung voraus. Darum finden sich im ganzen Tell nur folgende drei: „Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden (III, 2.); — Wohin die Rachegeister sie geführt (V., 2.);“ — „Bei diesem Feuer, das hier gastlich lodert (V. 2.),“ — von denen die erste der Bertha von Bruneck, die beiden andern dem Johann von Schwaben, also höher gebildeten Personen, in den Mund gelegt werden;

   b. unpassend wäre sie insbesondere 1) für den niedern Bildungsstand des Fischers, und 2) für den Character eines Liedes, welches der Natur- oder Volkspoësie angehören muß; diesen liegen gemeiniglich Ideen des Volksmythus, örtliche Sagen u. dgl. unter.

Schluß. So ist es auch hier wirklich. Der Dichter hat das Lied auf eine Sage *) von einem kleinen See im Samser-Gebiete gegründet, von dem es heißt: „Es hat dieser See die Eigenschaft, daß er die Menschen, so dabey schlaffen, an sich ziehe. Es sind noch mehr Leute im Leben, welche auch bey diesem See eingeschlaffen, und da sie erwachen schon mit ihren Füßen in dem Wasser gewesen.“

3. Wie ist Rösselmann's Rath an die Rütli-Verschworenen, sich an Oestreich zu ergeben, aufzufassen? (II., 2.).

Einleitung: Der Geschichte nach war die Schweizerische Geistlichkeit für den Anschluß an Oestreich: ohne National-Interesse neigte sie sich nach der Seite hin, von welcher ihr besonderes Interesse am besten gefördert werden konnte. Demnach konnte man Rösselmann's Rath an die Verschworenen: „Trennt euch vom Reich, erkennet Oestreich's Hoheit“ — als seine Ueberzeugung ansehn.

Allein dieser Annahme widersprechen folgende Punkte:

1. Der vorsichtige Walther Fürst würde nicht einen Mann, dessen Einfluß bedeutend war, zu der Versammlung mitgebracht haben, wenn er seiner Gesinnung nicht völlig versichert gewesen wäre.
2. In Rösselmann selbst würde der plötzliche Wechsel seiner Ansicht an sich unnatürlich sein, und seinem Character, wie er ihn späterhin bewährt, nicht entsprechen; denn ein Mann, welcher in der Scene des Apfelschusses ohne alle Furcht den Tyrannen auf die Rechenschaft hinweiset, die er im Himmel von seinen Thaten werde geben müssen, und der ihm, als er den Tell nach Küßnacht abführen will, mit den Worten entgegentritt: „Das dürft ihr nicht, das darf der Kaiser nicht!“ — kann sich durch die Entrüstung der Verschworenen unmöglich so bald umstimmen lassen.
3. Nachdem Rösselmann es veranlaßt hatte, daß die Verschworenen sich als Landsgemeine constituirten, war das Nächste, der Zuverläs-

*) Vergl. Meyer i. d. angeführten Schrift S. 21.

sigkeit derer, mit denen er in eine so gefährliche Verbindung treten will, und überhaupt des davon abhängenden, wahrscheinlichen Erfolges gewiß zu werden; in dieser Absicht räth er, sich an Oestreich zu ergeben. Die allgemeine Entrüstung, wie das dadurch hervorgerufene Gesetz über die Aechtung des Verräthers, geben ihm diese Gewißheit; daher die im freudigen Gefühle gesprochenen Worte: „Jetzt seid ihr frei, ihr seid's durch dies Gesetz!“ Nun nimmt er zuletzt noch seinen Mitverschworenen den Eid des neuen Bundes ab, und erfüllt so, was Klugheit und sein Stand von ihm forderte.

Darauf beschränken sich indeß die schriftlichen Uebungen dieser Art noch nicht; es können die Schüler weiter angeleitet werden, die in der Dichtung zerstreuten Züge zu Bildern des Schweizerlandes zusammen zu stellen; man kann ihnen eine Schilderung des Schweizervolkes, wie es uns Schiller in seinem Tell vorführt, zur Aufgabe machen; man kann von ihnen verlangen, daß sie das Leben der drei Hauptstände desselben, der Fischer, Jäger und Hirten, nach den speziellen Zügen, welche das Stück an verschiedenen Stellen enthält, darstellen; man kann von ihnen Characteristiken einzelner Personen des Drama's fordern. Zu einer Aufgabe der letzten Art gibt uns der Verf. folgende Disposition:

4. Tell, der Mann der That.

Der Dichter wendet verschiedene Mittel an, um seinen Helden als den thatkräftigen Mann darzustellen:

I. äußere:

a. das allgemeine Urtheil seiner nähern Umgebung wie des Volks überhaupt über ihn. — Ruodi: „Wohl beſſ're Menschen thun's dem Tell nicht nach; Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge.“ — Hedwig (III.; 1.) meint, sie würden ihn da hinstellen, wo die meiste Gefahr sein würde. — Geßler sagt (III., 3.): „Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte,“ weil er ihn für den Gefährlichsten hält. — Als Tell gefangen genommen ist, ruft Stauffacher: „O nun ist Alles, Alles hin! Mit euch sind wir gefesselt Alle und gebunden!“ und die Landleute fallen ein: „Mit euch geht unser letzter Trost dahin!“ — Der Fischer (IV, 1.): Der Tell gefangen und der Freiherr todt! Erheb die freche Stirne, Tyrannei! — — Der Arm, der retten konnte, ist gefesselt. — Stauffacher verspricht (IV., 2.), seinen Kerker aufzuthun; dagegen Hedwig: „Was könnt ihr schaffen ohne ihn? — Euch Alle rettete der Tell!“ —

b. der Contrast und Vergleich

a. in der ersten Scene mit dem Fischer Ruodi, dem bloßen Wortmenschen,

b. weiterhin mit den Rütli-Verschworenen, welche, obwohl sie anfänglich große Hoffnungen erregen, doch in dem Grade in den Hintergrund treten, als Tell kühner und kräftiger hervortritt.

c. seine isolirte Stellung: weder mit seinen nächsten Verwandten, noch mit den Verschworenen ist er zu gemeinsamen Handeln verbunden.

2. Tell besitzt alle Eigenschaften des Thatkräftigen:
   a. Er liebt weder langes Ueberlegen, noch breites Reden. Seine Sprache ist kurz, körnig, sententiös, voll Kraft. — Sein Grundsatz ist: „Wer zu viel bedenkt, wird wenig leisten." — Er ist ohne Reflexion: „Doch was ihr thut, laßt mich aus Eurem Rath; Ich kann nicht lange prüfen oder wählen." — Was jedesmal noth ist, das thut er auf's Beste: „Bedürft ihr meiner zur bestimmten That, dann ruft den Tell: Es soll an mir nicht fehlen!"
   b. Bei dem Bewußtsein seiner Kraft überhebt er sich derselben nicht. — „In Gottes Namen denn! — Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen." Und: „Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich euch, Aus Sturmesnöthen muß ein Andrer helfen. — Dem Apfelschusse geht ein langer, innerer Kampf vorher; nur die Ueberzeugung: „Es muß!" treibt ihn dazu.
   c. Nur in rastlos erneuter Thätigkeit findet er den wahren Genuß des Lebens: „Dann erst genieß ich meines Lebens recht, Wenn ich mir's jeden Tag auf's Neu erbeute: (III., 1.)." —
3. Beweise seiner Thatkraft selbst.
   a. Schon dadurch, daß seine Thaten auf der Scene, vor unsern Augen vorgehn, während die der Uebrigen nur erzählt werden, treten sie in ein helleres Licht.
   b. Mit dem characteristischen Worte tritt er zuerst auf: „Wer ist der Mann, der hier um Hülfe fleht? (I., 1.)" und stellt sich uns als der, welcher er ist, sofort dar durch das, was er thut.
   c. In den vier ersten Scenen ist er die allein handelnde Person im Stücke: Rettung Baumgartens; — Apfelschuß; — Tödtung Geßler's.

Dann gibt der Verfasser weiter noch eine Reihe Aufgaben, zu deren Lösung mehr das ästhetische und kritische Urtheil in Anspruch genommen wird. Dahin gehören:

5. Sind Melchthal's Worte über den Werth des Gesichts für die lebenden Wesen (I., 4.) seinem Bildungsstande und seiner Situation angemessen?

Einleitung: Jeder nicht ganz Gefühllose wird die Schönheit dieser Stelle sowohl was die Gedanken, als den Glanz des Ausdrucks betrifft, erkennen. — Kurze Erläuterung derselben. — Dennoch sind

1. mancherlei Ausstellungen, hergenommen von dem Bildungsstande und der Situation Melchthal's, daran gemacht:
   a. „Ein einfacher, junger Landmann aus dem Mittelalter rede hier, „keineswegs ein speculativer, zur Verallgemeinerung seiner Vorstellungen gebildeter Geist" — Allein ein Jeder hat wol schon an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß ein gewaltiger Affect, welcher ihn ergriffen hat, ihn so sehr in seinen Empfindungen und Worten über sich emporheben kann, daß er nach zurückgekehrtem ruhigem Zustande fühlt und glaubt, er sei in jener Aufregung ein ganz anderer gewesen. Schon das fremde Leid, wenn wir nur davon hören, kann unser Gefühl in einen solchen Zustand höherer Erregung versetzen, in welchem wir alle, welche das Unglück nicht

berührt hat, in einer fast poetischen Form der Darstellung glücklich preisen. Dazu ist Melchthal ein Jüngling, feurig und voll tiefen Gefühls, und schon durch seine Stellung neben Stauffacher und Walther Fürst als zu dem gebildeteren Theile seiner Landsleute gehörig bezeichnet.

b. „Ein durch seine Schuld mit so ungeheurem Unglück plötzlich „überraschter Sohn, wenn er dasselbe wirklich tief empfinde, werde „entweder auf das Unheil, wie durch Baseliskenblick gebannt, hin„starrend stumm bleiben, höchstens in abgebrochenen, kurzen Aus„rufungen seinen Schmerz äußern, oder wild und leidenschaftlich „zur Rache stürmen." — Was den ersten Punkt betrifft, so überwältigt freilich der heftigste Schmerz das Gefühl, macht starr, ist wie thränenlos, so lautlos; allein der Dichter, wie überhaupt der Künstler, stellt nicht die reine Natürlichkeit dar; ein schreiender Melchthal würde widerwärtig sein, ein stummer für den dramatischen Dichter nicht brauchbar; seine Personen müssen ihre Gefühle in Worten äußern und auch das Ungeheure zu fassen und zu tragen im Stande sein. Der zweite Einwurf fällt aber von selbst weg, wenn

2. die Stelle in ihrem Zusammenhange gefaßt wird. Unser Dichter läßt den gewaltigen Seelenschmerz Melchthal's gleichsam dramatisch vor unsern Augen sich entwickeln. In der Seele des liebevollsten Sohnes, des leidenschaftlichen Jünglings kann er sich nicht nach einer Seite hin äußern; auf verschiedene Weise, immer mit gesteigerter Heftigkeit fällt er ihn an; verschieden, aber furchtbar und wahr ist sein Ausdruck.

Kaum hat Melchthal im Nebenzimmer das gräßliche Wort Stauffacher's gehört, so stürzt er hervor. Er weiß nicht, hat er recht gehört? Er glaubt es nicht, kann's nicht glauben, weil es zu schrecklich ist. Daher die mehrmalige Frage: „In die Augen? — In „seine beiden Augen? — Wirklich blind und ganz geblendet?" — Erst mit dem: „Niemals, niemals wieder!" hat er die furchtbare Gewißheit. —

Er drückt die Hand vor die Augen, fühlt gleichsam des Vaters Schmerz ganz durch und durch: der edelsten Himmelsgabe, durch welche alles Lebende seines Daseins froh wird, ist er verlustig, verlustig durch ihn, der sie ihm nicht ersetzen kann.

Da entdeckt ihm Stauffacher noch das Letzte: „Dem Vater ist Alles geraubt; nackt und blind muß er von Thür zu Thüre wandern." — Darüber tritt der Schmerz in das letzte Stadium als Sorge für den grenzenlos Elenden und als Gefühl der Rache an dem Tyrannen.

Schluß: So gehört die fragliche Stelle nothwendig zum Ganzen, dies Ganze aber ist von Bedeutung für Melchthal's Charakter. Er ist der einzige, der sich erst im Verlaufe des Stückes entwickelt und vollendet. Dieser Schmerz ist gleichsam das Läuterungsfeuer, durch welches er aus einem leidenschaftlichen Jünglinge zum gesetzten, thatkräftigen Manne wird.

6. Wie lassen sich die Widersprüche in Tell's Character erklären?

Einleitung: Zwei Punkte sind es hauptsächlich, welche mit Tell's Character nicht ganz im Einklange zu sein scheinen: der Monolog (IV., 3.) und die Scene mit Johann von Schwaben (V., 2.).

I. Entwicklung des Widerspruchs.

1. Im Monologe faßt Tell nicht den Entschluß, den Landvogt zu tödten, sondern er rechtfertigt ihn vor sich selbst: Nothwehr; — Erfüllung seines Schwures bei'm Apfelschusse; — Gott straft durch ihn den Tyrannen. Allein
   a. dies Zerlegen der That, dies ängstliche, fast scrupulöse Abwägen der Motive paßt nicht zu seinem sonstigen Character: er ist der Mann der That; seiner selbst gewiß thut er, ohne lange zu überlegen und zu prüfen, was der Augenblick erfordert.*)
   b. Auch rücksichtlich des Ausdrucks, so schön er an sich ist, ist Tell ein Anderer: sonst kurz, sentiös, nur das Nothwendige sprechend; hier wortreich-bald elegisch-sentimental, bald pathetisch.

2. Die Scene mit Johann von Schwaben ist noch weniger in Tell's Character begründet.
   a. Der einfache, bescheidene, anspruchlose, vor dem Höheren selbst demüthige und unterwürfige Landmann überhebt sich seiner That, prahlt und brüstet sich mit ihr.
   b. Der Tell, welcher, voll tiefen Mitgefühls, rettet, hilft, wo er kann, der selbst „das verlorne Lamm vom Abgrund holt,“ kann über den unglücklichen, in seinem Gewissen gerichteten und zerknirschten Verbrecher nicht ein so grausames Strafgericht halten, wie er besonders in den Worten thut: „Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände, Verfluche Dich und Deine That?“ —

II. Erklärung dieser Widersprüche. Beide Stellen haben ihren Grund in dem Streben des Dichters, Tell's That als eine durchaus sittliche darzustellen, im Monologe vor der That durch ruhige Reflexion aber dieselbe, in der zweiten Scene nach derselben durch die Zusammenstellung mit Johannes Parricida. Vgl. den oben angeführten Spruch Börne's.

7. Ist der Fischer (IV., 1.) mit dem Fischer Ruodi (I., 1.) identisch? Diese Frage ist

I. aus folgenden Gründen verneint:

1. „Es löse sich dann der Widerspruch, in welchen der Dichter sonst „geriethe, indem er die I., 1. erwähnte Fischerhütte an das entgegen„gesetzte (östliche) Ufer des See's verlege.“ — Allein dieser läßt sich auch ohne diese Annahme heben: entweder kann der Fischer, nachdem die Landenberger Reiter die alte Hütte (I., 1.) zerstört haben, die neue aus irgend einem Grunde an diesem östlichen Ufer erbaut haben, oder die hier gelegene ist gar nicht sein Eigenthum. Eben so wie Kunz von Gersau kann auch er vor dem nahenden Sturme hier Schutz gesucht haben.

2. „Daß Schiller im Personenverzeichnisse diesen Fischer nicht beson„ders aufführe, sei kein Grund gegen diese Annahme, da er eben so „wenig den Hirten und den Alpenjäger dort besonders namhaft mache.“

*) S. die 4te Aufg. 2, a.

Ganz recht, weil auch der Hirt und der Alpenjäger mit dem Hirten Kuoni und dem Jäger Werni dieselben Personen sind. Bei dem Namen des Jägers Werni steht der ausdrückliche Zusatz: „steigt“ — nachdem er nämlich sein Lied beendigt hat, — „vom Felsen herab,“ und der Hirt, welcher eben den Matten sein Lebewohl gesungen hat, antwortet auf die Frage: „Treibt ihr jetzt heim?“ dem Ruodi: „Die Alp ist abgeweidet,“ worauf Werni ihm eine glückliche Heimkehr wünscht. Hierdurch löſ't sich der

3te Einwurf, „daß Schiller den Ruodi immer mit seinem Eigennamen bezeichne,“ von selbst.

II. Für die Identität Beider sprechen folgende positive Gründe:

1. ein äußerer. Der Fischer (IV., 1.) gesteht dem Tell auf seine Frage, daß er im Rütli mitgeschworen habe. Dort wird aber unter den von Uri kommenden Landleuten der Fischer Ruodi namentlich, aber kein zweiter Fischer genannt.

2. innere:

a. Es wäre unpassend, wenn der Dichter ein und denselben Charakter und zwar aus der untersten Volksklasse durch zwei Personen dargestellt hätte. Daß ihr Charakter aber

b nur einer ist, ergibt sich aus einer Zusammenstellung.

Der Fischer Ruodi kann durch kein Flehn bewogen werden, Baumgarten zu retten; Ausflüchte hat er genug: den Sturm, seine Familie, seinen Aberglauben. Ueber den Vorwurf des Hirten tröstet er sich leicht mit Tell's Trefflichkeit. Bei dem Unfuge der Landenberger ringt er die Hände und macht seinem patriotischen Schmerze in einem Stoßgebete Luft. Sein Wort Patriotismus culminirt V., 1.: Dem Stier von Uri gibt er Befehl, Lärm zu blasen; dem ehrwürdigen Walther Fürst, der zur Vorsicht räth, entgegnet er wenig geziemend; bei'm Niederreißen der Veste Zwing-Uri zeigt er sich als Held, und jetzt, wo er noch nicht zu befürchten hat, bei'm Worte genommen zu werden, verheißt er, Heldenthaten zu verrichten. Schön geredet hat er vom Anfang bis zu Ende, aber nicht eine nennenswerthe That vollbracht.

An unserer Stelle (IV., 1.) dieselbe Redseligkeit, dasselbe zur Schau tragen seines patriotischen Schmerzes, dasselbe Beklagen und Bejammern der auf der See Treibenden, ohne auch nur einen Schritt zur Hülfe zu thun, ohne Muth, Energie und Thatkraft dasselbe Pathos. Ja, er übertrifft sich hier selbst, indem er Sturm und Wetter überschreit: „Erheb' die freche Stirn ꝛc.“ Diese Stelle, eine bewußte oder unbewußte Nachahmung der Stelle im König Lear (III, 2.), läßt, so gewaltig sie an sich ist, vor dem Vorwurfe der Ueberschwenglichkeit und Unnatürlichkeit nur dadurch sich schützen, daß sie als aus der Seele eines im Pathos sich überbietenden Wortheldes stammend angesehen wird.

Endlich können sich auch die aus dem Inhalte des Stücks entnommenen Aufgaben auf größere zusammenhängende Theile oder auf das Ganze des Stücks selbst beziehen. Themata dieser Art sind:

8. Welches ist der Zweck des lyrischen Anfangs (I., 1.)?

Einleitung. Zweck des Stücks ist, zu zeigen, wie das harmlose Volk der Schweizer, aus dem glücklichen Naturzustande durch fremde Willkühr herausgerissen, sich durch eigene Kraft wieder in den Besitz seines geraubten Gutes setzt. Die Zeit der Handlung liegt vor der feineren Civilisation, hat einen idyllischen Character, wie der Ort. Der lyrische Anfang leitet demnach ein:

I. in diesen Character des Orts und veranschaulicht ihn der Phantasie
   1. durch Angabe der Scenerie: die romantische Umgegend des Vierwaldstätter-See's.
   2. Durch die Staffage, wodurch er eigenthümliches Leben und characteristische Bestimmtheit erhält: auf dem See der Fischer; von den Matten zurückkehrend der Hirt mit seiner Heerde; der Gemsjäger auf dem Felsen.
   3. Durch die Lieder, welche hier die lieblichsten, dort die furchtbarsten Züge von der Eigenthümlichkeit des Orts enthalten.

II. in das Volksthümliche. Das Volk wird uns
   1. seinen Hauptbestandtheilen nach vorgeführt. Es ist ein Naturvolk; durch die Natur ist seine Lebensweise und Beschäftigung bedingt: der Hirt, der Fischer und Jäger vertreten als die hauptsächlichsten und eigenthümlichsten Stände das Volk selbst.
   2. Durch die Lieder wird das Characteristische dieser Stände treffend angedeutet.
      a. Sie drücken die einem jeden eigenthümlichen Gefühle aus:
         a. das des Fischers das Gefühl höchster Lust neben der größten Gefahr. Das Wohlbehagen, welches das Baden im See gewährt, das Anziehende, Lockende, aber auch Betäubende, was die Geheimnisse der Tiefe und das Weben auf der weiten, bald ruhigen, hellen, bald bewegten oder mit Nebel bedeckten Oberfläche für die Phantasie haben, so wie das Gefährliche und Tückische des Wassers ist durch poetische Behandlung einer örtlichen Sage dargestellt*).
         b. Das Lied des Hirten den Frieden und die süße Ruhe auf den Matten. Er führt, auf sich beschränkt, fern von dem Beistande der Menschen, aber auch von ihren Leidenschaften ein einförmiges, aber glückliches Leben, daher die Wehmuth, mit der er scheidet, und die Freude bei dem Gedanken der freudigen Wiederkehr.
         c. Das Lied des Jägers das Gefühl der Unerschrockenheit und Todesverachtung. Durch den Kampf mit Gefahren, die ihn überall umringen, gewinnt er jene Selbstständigkeit und Freiheit, wodurch allein das Leben Reiz für ihn hat.
      b. Demnach stimmen die drei Stände in folgenden characteristischen Eigenthümlichkeiten überein:
         a. in gleich inniger Liebe zu dem Lande, das ihnen ihre Subsistenz und die erhebendsten Freuden gibt;
         b. im Vertrauen auf eigene Kraft und in einem Muthe, der durch Gefahren geübt und bewährt ist;

*) Vergl. d. 2. Aufg.

c. im Gefühle der Unabhängigkeit und höchster Freiheit.

Schluß. So tragen der Ort der Handlung so wie die Menschen selbst den idyllischen Character, der dem Zwecke des Stücks entspricht. Für Beide ist im Voraus unser höchstes Interesse gewonnen: Wie werden auf diesem Schauplatze solche Menschen handeln, zumal im Momente höchster Aufregung und im Kampfe für ihre heiligsten Interessen? —

9. Welchen Eindruck macht der erste Aufzug auf das Gefühl?

Einleitung. Jede Erscheinung im Leben wie in der Kunst ergreift unmittelbar das Gemüth. Dieser Eindruck wird desto bestimmter, je klarer und deutlicher die Erscheinung dem Geiste wird. Daher ist, um sich des Eindrucks, welchen der erste Aufzug unseres Stücks auf das Gefühl macht, bestimmt bewußt zu werden,

I. nothwendig, in den Zweck und die dadurch bedingte Anlage näher einzugehn.
   1. Zweck desselben ist, die Exposition des Stücks zu geben, insoweit sie das Volk angeht, während die erste Scene des zweiten Aufzugs sie mit dem abschließt, was den Adel betrifft.
   2. Demnach zerfällt er seiner Anlage nach in drei Hauptstücke:
      . den lyrischen Anfang als Einleitung in das ganze Stück*), insbesondere den Contrast zu den folgg. Gräuelscenen bildend.
      b. In die Darstellung
         a. des Jochs der Tyrannei: 1) Buhlerei des Wolfenschießen; Gewaltthätigkeiten der Landenbergischen Reiter (I., 1.) — 2) Klagen der Luzerner, die österreisch geworden sind (I., 2.) — 3) Bedrohung Stauffacher's durch Geßler (I., 2.) — 4) Bau der Veste in Altdorf (I, 3.) — 5) Aufstellung des Huts. — 6) Ungerechtigkeit und Grausamkeit des Landenbergers gegen Melchthal den Sohn und den Vater (I., 4.) —
         b. Des sich verkündenden Freiheitssinnes der Unterdrückten: Ruodi: „Wann wird der Retter kommen diesem Lande?" — Patriotische Gesinnung Gertrud's; — Stauffacher's Entschluß; — Grimm und Hohn der Bauleute (I., 2.) — Tell's und Stauffacher's gegenseitige Erklärungen. —
      c. Der Bund der drei Männer (I., 4.).

II. Durch diese Anlage des Aufzugs wird sein Eindruck auf das Gemüth bestimmt.
   1. Der lyrische Anfang versetzt in eine idyllische Stimmung. Aus dieser wird
   2. das Gemüth aufgeschreckt durch das mit jeder Scene mehr anwachsende Scheusal der Tyrannei und mit innigem Mitgefühle für das ohne seine Schuld unglückliche Volk erfüllt.
   3. Jedoch die allgemeine Entrüstung desselben, welche in gleichem Maße wie die Tyrannei steigt, der immer mächtiger sich aussprechende Freiheitssinn, endlich und vornehmlich der Bund der drei Ehrenmänner — alles Dies mildert und löst die Beklommenheit und macht der Hoffnung Raum, daß der Tag der Freiheit dem Lande kommen werde.

*) Vgl. b. Aufg.

10. **Warum läßt der Dichter seinen Tell an der Verschwörung nicht Theil nehmen?**

Einleitung. Nach Tschudi ist Tell einer der Verschworenen. Daß der Dichter in diesem Punkte von ihm abgewichen ist, hat

I. für das Stück die Uebelstände herbeigeführt, daß eine unerklärliche Lücke in den Beschlüssen der Landleute und reiner Zufall die Haupthandlung vermitteln und tragen.

1. Die Verschworenen fassen auf dem Rütli über Geßler keinen Beschluß. Stauffacher bezeichnet ihn zwar als den gefährlichsten; Baumgarten wünscht in Bezug darauf dahin gestellt zu werden, „wo's halsgefährlich ist." Reding aber schiebt die Sache sofort bei Seite: „Die Zeit bringt Rath, man müsse dem Augenblicke auch etwas vertrauen." — Mag nun ein Naturvolk im Beschließen ungeübt und mangelhaft sein, so zeigen sich namentlich die Häupter der Verschworenen doch sonst nicht darin ungeschickt: deshalb ist es unwahrscheinlich, daß sie das Wichtigste übergehen, während sie minder Wichtiges erledigen. Diese Lücke ist deshalb in ihren Berathungen gelassen, damit
2. Tell und zwar rein zufällig sie ausfülle. Zufällig begegnet er dem Landvogte im Gebirge; zufällig kommt er an den See und rettet Baumgarten; zufällig geht er vor dem Hute vorbei; zufällig — durch den Sturm — wird er aus des Vogts Gewalt befreit: die Tödtung Geßler's ist also das Resultat von lauter Zufällen.

II. Was bewog trotzdem dem Dichter, seinen Helden an der Verschwörung nicht Theil nehmen zu lassen?

1. Tell ist eine selbstständige Natur. Göthe: Ich war zufrieden, daß Schiller den Hauptbegriff eines selbstständigen, von den übrigen Verschworenen unabhängigen Tell's benutzte" — Tell's Grundsatz ist: „Ein Jeder zählt nur sicher auf sich selbst. — Der Starke ist am mächtigsten allein (I., 3.)." —
2. Berathend Beschließen ist nicht seine Sache*).
3. Er ist kein politischer Held. Er scheut die Obrigkeit, will sich gegen die Söldner nicht selbst helfen. Seine That ist Nothwehr: Weib und Kind muß er beschützen vor der Wuth des Vogts. Als solche erscheint sie nur, wenn er allein steht, nicht mit anderen conspirirt. Nicht den Unterdrücker des Landes tödtet er; — „Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden; — Sie werden endlich doch von selbst ermüden, Wenn sie die Lande ruhig bleiben sehn" — sondern den „Todfeind, der ihn will verderben." —

Schluß. Auch hier überwog also die Rücksicht auf den Character, insbesondere auf den sittlichen Character seines Helden die Rücksicht auf die genaue und streng motivirte Verbindung des Stücks.

11. **Inwiefern ist der Dichter in der Scene des Apfelschusses (III., 3.) von der Erzählung Tschudi's abgewichen?**

Einleitung. Auch in dieser Scene ist der Dichter dem Chronisten gefolgt, jedoch mit den Abweichungen, welche die dramatische Abhandlung nothwendig machte.

*) Vgl. d. 4. Aufg. 2, a.

1. Tschudi's Erzählung *).
2. Abweichungen davon
   a. in Rücksicht auf Geßler. Bei Tschudi verhört Geßler den Tell erst am Tage darauf, als er sein Gebot verletzt hatte; dann erst läßt er Tell's Kinder holen und befiehlt den Schuß. Der dramatische Dichter mußte einmal diese Begebenheiten in einen Moment zusammenfassen und sodann es motiviren, wie Geßler gerade auf den Apfelschuß verfiel und hartnäckig darauf bestand. — Tell entschuldigte sich mit Unbedachtsamkeit und Einfalt: „Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell.“ (Einfältige.) — Verhielt es sich mit ihm wirklich, wie er sagte, so war er dem Landvogte nicht furchtbar. Dieser will ihn daher prüfen, wie Palamedes den Ulysses **), und gerade durch die Waffe, vor der er im Schächenthal gezittert hatte (III., 1.) und welche er nur ungern in Tell's Händen sah. (Vgl. III., 3.: „Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen u. s. w.“) Dies steht in dem Augenblicke bei ihm fest, da er zu Tell sagt: „Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell.“ Auf die besondere Art der Prüfung wird er aber durch die Worte des vorlauten Knaben geführt, daß sein Vater einen Apfel auf hundert Schritte treffe. — Tell tiefergriffen weigert sich. Der Landvogt erkennt daraus die Unwahrheit seiner frühern Entschuldigung. Höhnend weiset er ihn darauf hin: „Ei, Tell, Du bist ja plötzlich so „besonnen?“ Nun muß er ihn, weil er von ihm das Aeußerste zu befürchten hat, unschädlich machen, und in diesem Entschlusse müssen ihn die Fürbitten, die Bewegung im Volke, das kühne Auftreten von Rudenz bestärken.
   b. In Rücksicht auf Tell. Schiller gibt ihm das innigste Gefühl väterlicher Liebe. Dies ist an sich nicht zu tadeln; denn dies Gefühl, in jedem Naturmenschen gegründet, muß sich hier im Tell so lebendig aussprechen, da es auf die furchtbarste Weise angeregt ist. Allein läßt dies Gefühl es zu, daß er den Schuß wagt? Tschudi's Tell zeigt es nicht in dem Grade; auch stärkt er sich durch Gottvertrauen zur That. Anfänglich will der dramatische Tell lieber sterben, als schießen. Nicht der Hohn des Tyrannen, nicht daß er seinen Ehrgeiz anstachelt, nicht das Vertrauen, was Tell selbst in seine Kunst setzen mag und der furchtlose Knabe in ihn setzt, bewegt ihn, sondern die Nothwendigkeit. Schießt er nicht, so ist er mit seinem Kinde verloren; eben so, wenn er gleich den von seinen Reisigen umringten Landvogt niederschösse. Mit den Worten: „Es muß!“ wählt er den Ausweg, wo einzig noch Rettung möglich war.

*) In Meyer's angeführter Schrift ist der Abschnitt der Chronik, welcher unser Stück betrifft, abgedruckt.

**) Alle Erklärer stimmen in dieser Annahme überein; läugnen jedoch läßt es sich nicht, daß der Dichter seine Meinung nur dunkel und unbestimmt angedeutet hat. Und unerklärlich bleibt dabei der Ausruf des Landvogts nach geschehenem Schusse: „Er hat geschossen? — Wie? der Rasende!“ —

c Die übrigen Personen kommen bei Tschudi nicht vor. Wie finden sich die Rütli-Verschworenen auf einmal hier zusammen? Stauffacher hat auf dem Rütli den weisen Rath gegeben, daß Jeder still zu Hause seine Geschäfte treiben soll bis zur bestimmten Zeit; — nun ist er selbst ohne bestimmten Grund von Schwyz nach Uri gekommen. — Melchthal, der nach Walther Fürst's Ausspruche „nicht sicher in Uri, weil die Tyrannen sich die Hände reichen, weil Verrath und Argwohn lauscht in allen Ecken (I., 4.)," der auf den einsamsten Pfaden in seine Heimath zieht (II., 2.), der so viel Selbstbeherrschung beweiset, daß er verkleidet seinen Todfeind sieht, ohne ihn zu tödten, widersetzt sich hier dem Trabanten des Vogts, stellt sich seinen eigenen, argwöhnischen Blicken dar, ruft die wehrlosen Landleute zur Gewalt auf. Dies letzte ist wieder eine Zuthat aus des Dichters Herzen. Auch läßt es sich nicht läugnen, daß alle passend in die Handlung eingreifen, sie beleben und befördern; aber erklärt ist dadurch ihr plötzliches Erscheinen nicht.

IV. Miscellen.

Die Percy Society, welche sich schon durch die Herausgabe mehrerer höchst werthvoller archäologischer Schriften verdient gemacht, hat so eben ein neues Werk veröffentlicht The lord Mayor's Pageants, (der Verfasser ist Frederik W. Fairholt) welches für die Geschichte der älteren dramatischen Literatur von großer Wichtigkeit ist. Die Schilderungen geben ein sehr lebhaftes Bild von den mittelalterlichen Festen, es sind zugleich sehr interessante Vergleichungen mit Belgien und Frankreich angestellt, und man gedenkt unwillkührlich der Melodramen des großen Sängerkönigs der alten Provence, der Fête Dieux d'Aix und der Jeux de Tarasque an den Rhône-Ufern. Die letzteren sind im vorigen Jahre wieder mit dem größten Glanze gefeiert worden und da uns über dieselben gerade der Bericht eines Mannes vorliegt, welcher als Antiquar und Dichter mysteriöse Bedeutung gefunden, so wird eine Mittheilung hierüber unseren Lesern um so anziehender sein, weil die Tarasque de sainte Marthe im „Drachen des Heiligen Georg" die beste Analogie findet.

Les jeux populaires du moyen âge avaient une gaieté qui convient à la place publique et qui se passait de l'élégance des idées et du bon goût des moyens. Pour animer les masses, le rire est le ressort le plus sûr. Les finesses de l'esprit ne sont appréciées que de quelques intelligences d'élite auxquelles il faut bien se garder de sacrifier les plaisirs du grand nombre. Le mieux, en pareil cas, consistait à revêtir d'une forme joviale une pensée utile.

Les divertissements de la Pentecôte à Tarascon appartiennent à cette catégorie. Ils sont à la fois un spectacle bouffon et l'expression d'une verité religieuse.

Les jeux de la tarasque *) cachent un drame religieux dont le premier acte commence le lendemain de la Pentecôte, et qui se dénoue à quelques semaines de là, le 29 juillet, jour de la procession de sainte Marthe.

A la Pentecôte, la tarasque, symbole du paganisme, se montre ardente et furieuse. Elle se rue sur la foule, renverse, blesse les hommes, s'environne de feux et d'une épaisse fumée comme pour mieux dissimuler ses attaques et porter plus sûrement ses coups. C'est l'image du désordre moral qui obscurcit l'esprit humain, fausse sa direction, l'agite et le porte aux violences.

*) Es hat die Gestalt eines Krokodills.

A quelques mois d'intervalle, la tarasque a été subjuguée par la verité religieuse.

Nouvelle convertie, elle figure aux cérémonies de la procession de sainte Marthe; toutes ses fureurs sont éteintes. Le christianisme, sous la forme d'une jeune fille, la tient enchaînée par un simple lien de ruban, la dirige, et si quelques rugissements lui échappent, si elle laisse entrevoir quelque indice de son ancien caractère, Marthe l'asperge aussitôt avec quelques gouttes d'eau bénite qui suffisent pour la ramener à la docilité. C'est avec ces alternatives de soumission et de résistance qu'elle suit la procession du 29 juillet, à laquelle assistent le clergé, les corps de métier, tous les notables de la ville; et quand le peuple et le clergé sont entrés dans l'église, quand le prêtre élève l'ostensoir pour bénir, un triple tressaillement agite le monstre qui témoigne par là que la bénédictio est arrivée jusqu'à lui et que le triomphe du christianisme est définitif et complet.

Telle est la forme, tel est l'esprit de cette fête imaginée en 1474 par le bon roi René, dans le but de divertir son épouse malade et de se distraire lui-même de la perte de ses Etats.

Le lendemain de la Pentecôte des jeunes hommes revêtus d'un riche costume de dentelle et de soie, portant, suspendue à un large ruban rouge jeté en sautoir, l'image de la tarasque, se rendent à l'église de Sainte-Marthe, et au sortir de l'office divin parcourent processionnellement les rues de la ville pour annoncer que la fête commence. Cette promenade connue sous le nom de *bravade*, est elle-même un spectacle. Un corps nombreux de musique, jouant des airs composés pour la fête, ouvre le cortège. Les chevaliers de la tarasque marchent en tête; après eux viennent les agriculteurs, les jardiniers, les bergers, les marins, chaque compagnie ayant une bannière, ses registres, et les signes caractéristiques de son industrie. La marche est fermée par des joueurs de fifre et de tambour, toujours joyeux enfants de l'ancienne Provence.

Un dîner de corps suit la bravade.

A une heure, la tarasque, escortée de ses chevaliers, arrive à la place de l'hôtel de ville, théâtre traditionnel de ses violences. Une foule immense s'y est déjà rendue, bruyante et frémissant de joie, appelant le spectacle de ses cris, ne comptant pour rien le soleil du midi dont l'ardeur tombe d'aplomb à cette heure du jour. Le soleil est un excitant de plus.

Lagadigadeau! la tarasque! la tarasque!

Lagadigadeau! la tarasque! le château!

Ce refrain, parolcs et musique du bon roi, est l'accompagnement obligé des courses et des jeux. Cependant toutes les croisées sont occupées par des dames et par ceux que la prudence écarte de la lice. Les maisons sont remplies jusqu'aux combles; il y a des curieux même sur les toits; enfin, pour multiplier les points de vue, des tréteaux, gradués en retraite des fenêtres, donnent place à des milliers de spectateurs.

Et maintenant, vienne la fête! . . . la voici:

Une pièce d'artifice, partie des naseaux de la tarasque, annonce qu'elle va courir. Aussitôt elle se rue sur la foule, qui fuit avec pré-

cipitation. Mue par de hommes cachés sous son énorme carapace, escortée par ses chevaliers, elle s'élance avec l'ardeur d'un crocodile. Ses naseaux vomissent des flammes et de la fumée; elle va, vient, s'arrête ou s'élance subitement, tourne sur elle-même, et, dans ses brusques évolutions, la poutre inflexible qui forme sa queue balaye à droite et à gauche les imprudents qui se trouvent dans le cercle qu'elle décrit. Dieu sait le nombre de contusions reçues en quelques minutes!

C'est la première course; allons à un autre épisode.

Voici les jeux des corps de métier.

La foule que la tarasque a poursuivie, haletante de fatigue et de soif, voit arriver à elle de bons paysans, à l'air naïf et hospitalier. Ils sont porteurs d'énormes calebasses remplies d'un vin généreux. Vous êtes fatigués, rafraîchissez-vous, buvez, vous disent ces excellents hommes. . . Ah! gardez-vous de boire: rachetez plutôt votre soif par une offrande faite au tronc que portent les suivants de la calebasse; car si vous vous laissez aller à l'invitation, à peine aurez-vous approché la courge de vos lèvres qu'un filet de vin parti d'un robinet secret vous inondera de ses flots, et votre mésaventure excitera la gaieté de tous les spectateurs.

Une seconde course vient de renouveler les divertissements de la première; à celle-ci succède la plantation de la vigne.

Des vignerons, armés de bêches, ayant des ceps à la main et traînant après eux une longue et grosse corde, sont devenus les maîtres de la lice. Ils fouillent la terre, plantent les ceps, se meuvent, se fatiguent en tout sens. Provoquée par cette manœuvre, la foule se presse bientôt autour d'eux. Alors deux vignerons, jeunes et alertes, saisissant chacun un bout de la corde, la déploient et s'élancent sur les spectateurs, qui fuient à leur approche. Manquer d'agilité, c'est être renversé par la corde, qui rampe avec la force et la rapidité d'un serpent. Les culbutes sont sans nombre; une chute en entraîne dix; en un clin d'œil la place est couverte de maladroits roulant les uns sur les autres. Les spectateurs rient, la corde a passé; chacun se relève; le plus froissé est souvent celui qui témoigne le plus d'allégresse.

Dans l'ordre des choses, l'ivresse succède à la plantation de la vigne. Quatre portefaix, en costume, arrivent portant un tonneau suspendu à des crochets. C'est la *boute ambriagou* — le tonneau, qui grise. Cette fois les barres font l'office de la corde. Encore des culbutes, encore des amas d'hommes et d'enfants renversés pêle-mêle, des éclats de rire, des transports de gaieté.

Cependant au milieu de la cohue, et comme pour y mettre fin, s'avance gravement une bannière d'église dont les couleurs éclatantes attirent l'attention, et que surmonte une croix d'or. La fête prend aussitôt un caractère imposant et religieux.

A la suite de la bannière marche un portefaix aux formes athlétiques, portant un jeune enfant sur ses épaules. C'est saint Christophe et l'enfant Jésus. Le saint a les jambes et les pieds nus; son vêtement de soie, jadis fort riche, mais à présent un peu usé, est fixé par une ceinture qui lui serre les reins. L'enfant est habillé avec élégance, ses

cheveux sont beaux, son air est gracieux et satisfait; de ses petites mains il donne des bénédictions que le peuple recherche avec empressement. Un dais cramoisi le met à l'abri des rayons du soleil.

Cette fois, vous pouvez satisfaire la curiosité qui vous porte à voir de près ce groupe et le regarder à votre aise. Vous n'avez rien à craindre. Il n'en était pas ainsi autrefois, car saint Christophe tenait à la main un balai fait de plantes d'ortie, et gare aux jambes qui n'avaient que le bas de laine ou de soie pour défense. Le balai, sans cesse agité. les piquait en tout sens; mais à présent que, dans notre costume, le pantalon a remplacé la culotte courte, les orties de saint Christophe ont perdu l'efficacité de leurs pointes. Le balai ne sert qu'à soulever la poussière de la rue et à témoigner de l'instabilité des modes, qui par leurs changements ont déjoué une des bonnes malices du roi de Chypre et de Jérusalem.

Les vignerons, les portefaix ont eû le tour. C'est à présent celui des pâtres, gens fins et malicieux, eux aussi cachant leurs ruses sous un appareil de religion.

De jolis enfants, aux joues fraiches et vermeilles, richement vêtus, sont assis sur un trône à baldaquin que porte une ânesse *au pas paisible et lent.* Une troupe de jeunes bergers, ayant des houlettes garnies de rubans, forme le cortége; savez-vous un moyen de refuser votre attention aux reflets de cette soie si brillante, de ces drapeaux si bien disposés, et surtout de ces jolis enfants qui vous sourient d'un air si candide et si attrayant? Cependant n'oubliez pas que la fête tout entière se compose de surprises faites à la bonne foi. Pendant que vos regards sont fixés sur se spectacle, un malin berger profite de cette inadvertance et vous passe, pardonnez-moi ce détail, entre la bouche et le nez une baguette enduite d'huile de cade, huile visqueuse, tenace, puante, résistant à des ablutions multioliées, qui vous rendra insupportable à vous-même pendant plusieurs heures, et vous mettra dans la nécessité de fuir momentanément toute sociéte. Telle est la fête, telle est la malice de Notre-Dame des Pâtres.

Enfin la tarasque fournit une troisième et dernière course.

On peut se faire une idée de ces divers jeux; mais ce qu'on ne saurait imaginer sans l'avoir vu, ce sont les transports de joie, les trépignements, le bonheur de la population tarasconnaise. Quel admirable accord entre ces hommes d'âge, de conditions, d'habitudes diverses, qui ce jour-là n'ont qu'une idée, qu'un sentiment unique! Riches et pauvres, magistrats et justiciables, tous vivent d'une vie commune. Les couleurs de la tarasque, représentées par un nœud de ruban rouge porté à la boutonnière et attaché par un petit lisère bleu, sont la parure de tous; les femmes, mêmes les enfants à la mamelle, portent la cocarde; ne serait ni de Terascon ni de la famille celui qui ne l'aurait pas. Les étrangers ont part à cette distinction, et, croyez-le bien, l'entrain des Tarasconnais se communique à tous les spectateurs. Les applaudissements, les cris, les témoignages d'approbation partent de toutes les mains, de toutes les bouches, de tous les cœurs. Le plaisir de la fête est là, bien plus que dans la diversité des jeux. Les poussées, les ondulations, les

acclamations de cette foule, riant, chantant, gambadant, s'agitant de toutes les manières, animent le tableau d'une vie si active, si complète, si pittoresque, q'on ne se lasse pas de le voir et de s'y intéresser. Personne ne reste inactif. Là ce sont des rondes joyeuses, se formant, se résolvant en un clin d'œil; ici une farandole qui, au son des tambourins, se déploie, grandit, resserre ou allonge ses anneaux, se glisse à travers la foule qui la salue de la voix et du geste, ou qui, mieux encore, se joint à elle jusqu'à ce qu'un nouveau divertissement mette fin à celui-ci, car les jeux ne sont pas finis.

Noé a planté la vigne; il a subi les effets du raisin; voici le troisième acte de la trilogie.

Un char attelé de huit mules richement harnachées arrive au grand galop sur la place. Il est couvert d'arcs de verdure, de colonnes, de dômes de feuillage et de fleurs disposées avec goût. Des hommes sont assis sous cette feuillée fraîche et odorante. On cherche le sens caché de ce nouveau spectacle, quand tout à coup des jets d'eau partent de tous les points du char; ils inondent les spectateurs répandus dans les rues et ceux qui, placés aux fenêtres, sont en retard de fermer leurs volets. C'est une image du déluge universel qui atteignit il y a bientôt cinq mille ans, les plus hautes montagnes, et qui à Tarascon arrive aux étages les plus élevés des maisons.

L'esturgeon, jeu nautique qui suit le char des jardiniers et jette aussi des eaux abondantes, achève de répandre la fraîcheur dans l'air et dans les rues.

Je ne sais si le célèbre cri des Romains de l'empire, *panem et circenses*, se faisait entendre au temps du roi René. Les bourgeois de la ville, marchant deux à deux, parcourent les rues, portant au bout d'une baguette d'osier un morceau de pain du plus pur froment. C'est la promenade de St. Sébastien. La musique précède le cortège, la population le suit avec des cris de joie, et par là se réalise la dévise du bon roi, *concordia felix*.“ Der übrige Theil der Beschreibung schildert Bälle, Illuminationen u. s. w. und die Größe der Kosten, welche eine solche Festlichkeit veranlaßt.

Old Scratch.

In dem bekannten Werke Brands Popular Antiquities, welches, eine rudis indigestaque moles, dem englischen Studenten ein förmliches Lehrbuch aller burschicosen Ausdrücke und Wendungen liefert, ist vielleicht kein Abschnitt so ungenügend, als derjenige, welcher betitelt ist: Popular notions concerning the apparition of the devil. Nach einer kurzen Anführung der Namen: „Old Nick, old Harry, old Scratch und the old one (wir fügen noch den gebräuchlichen Ausdruck „the old gentleman“ hinzu) bemerkt der Verfasser: The epithet „*old*“ to so many of his titles seems to favour the common opinion, that the Devil can only appear in the shape of an old man.“ Es läßt sich gegen diese Ansicht indessen anführen, ob nicht vielmehr die Bezeichnung „*old*“ von den alten lateinischen patres entnommen ist, die sich sehr häufig des Ausdrucks „Antiquus hostis“ bedienten. Ganz in derselben

Weise redete auch der angelsächsische Dichter Caedmon vom se calda deofol, dem alten Teufel, und se elda, dem Alten; und auch in Nordfriesland findet sich noch die Bezeichnung de ual duivel. Die Dänen nannten ihn Gammel Erik, der alte Erik, welches wahrscheinlich der Ursprung des old Harry ist.

Was den Ausdruck „Scratch" betrifft, der in England gegenwärtig nur dem Teufel vindicirt wird, so darf man nicht vergessen, daß dies ursprünglich durchaus nicht der Fall war. Im Althochdeutschen finden wir „Scrat" oder „Scrato" zur Bezeichnung eines niederen Geistes (die lateinischen Schriftsteller übersetzen das Wort durch Pilosus); ferner auch Waltschrate so viel als Satyrus. In dem Vocabularius von 1482 finden wir Schretlin als penates, Nacht-schrettele als Ephialtes; das angelsächsische Schritia ist Hermaphroditus und das Old Norse Skratii ist malus genius, gigas — sämmtlich Bezeichnungen, welche diesen Geistern beigelegt werden.

Nach Grimm's Erklärung ist der Schrat dem lateinischen Faunus und dem griechischen Satyr ähnlich, erscheint nie in weiblicher Gestalt und nicht in Haufen, wie die Elfen, sondern stets allein.

Es ergibt sich aus allem diesem, daß Old Scratch nur eine unpassende Vermehrung der Nomenclatur des Teufels ist.

Zur Behandlung der Aventures de Télémaque.

Welchen Werth Fénélon's Werk auch für unsere deutsche Jugend habe, ist bereits durch Klopstock in so genügender Weise nachgewiesen, daß dadurch allein die Lectüre dieses trefflichen Epos in unseren Schulen hinlänglich gerechtfertigt erscheint. Die drei ersten Bücher sind es aber, welche sich der Form und dem Inhalte nach ganz vornehmlich zum Schulgebrauche eignen, und auch dort, wo der Télémaque nicht auf dem Lectionsplane steht, sollte man die vorgerückteren Schüler damit bekannt machen und das Werk als ein Muster des Styls bei der Ausarbeitung der freien Aufsätze tüchtig benutzen. Es gewährt sowohl durch die darin enthaltenen Principes moraux Stoff zu kleineren Abhandlungen und gibt auch eine vortreffliche Anleitung zu Beschreibungen, Erzählungen, Reden, Characterschilderungen u. s. w. Wir theilen das Folgende als eine kleine Probe mit, wobei eben nur die drei ersten Bücher berücksichtigt sind.

Unter die Sommaires der einzelnen Bücher könnte man noch folgende Principes Moraux zur weiteren Benutzung aufstellen.

I.

On voit dans ce livre qu'un homme sage ne doit attacher aucun prix aux parures recherchées; que la jeunesse, pour n'être pas trompée, a besoin de conseils; que le langage le plus flatteur n'est pas celui qu'il faut croire; que les périls doivent être prévus d'avance et combattus avec couvage quand ils se présentent; et que la Providence peut nous faire passer promptement d'une grande infortune à une grande prospérité.

II.

Une âme généreuse ne se laisse pas abattre par le malheur. On peut se faire de l'étude un délassement. Ne donnons jamais notre con-

fiance aux méchants. L'adversité nous est une source d'instructions utiles pour notre conduite envers les autres hommes.

Elle adoucit par l'étude et le travail. Une vie simple et innocente dédommage des infidélités de la fortune. Il y a peu de ressources dans un homme qui n'a pas honte de la mollesse et de l'ignorance. La jeunesse doit souvent sa perte à une mauvaise éducation.

III.

On voit dans ce livre que la candeur et la simplicité inspirent la confiance; que la discrétion et la fidélité à garder un secret nous élèvent justement à nos propres yeux; qu'il n'est pas permis de se faire justice à soi-même; que l'avarice rend malheureux celui qui s'y livre, et que la vertu seule peut nous donner le véritable bonheur avec la paix de l'âme. Télémaque profite de ses voyages pour s'instruire, il remarque que l'ordre et le travail sont les principales causes de la prospérité; il préfère de mourir que de sauver sa vie par un mensonge; il en est recompensé.

Descriptions: La grotte de Calypso (I.). La ville de Tyr (III).

Narrations: Mentor pendant une navigation délivre Télémaque du danger d'être pris par les Troyens (I.). Arrivée de Télémaque en Egypte (II.). Apollon civilise les bergers de la Thessalie (II.). Combat de Télémaque et d'un lion (II.). Télémaque raconte comment son père lui inspira dès l'enfance la prudence et la discrétion (III.).

Discours: Calypso veut persuader à T. de rester dans son île (I.). Mentor à Aceste pour le dissuader de le faire mourir, lui et T. (I.).

Portraits et Caractères: Thermosiris (II.). Bocchoris, roi d'Egypte (II). Pygmalion, roi de Tyr (III.).

Philosophie pratique: Le mensonge n'est jamais permis (III.).

Es ist nicht zu verwundern, daß kein Gebiet der älteren Literatur ein so allgemeines Interesse erregt hat, als die provençalische Literatur, und jeder neue und gründliche Beitrag zur Geschichte derselben erregt die Aufmerksamkeit mit vollem Rechte. Ungeachtet der rühmlichen Leistungen Raynouards auf diesem Gebiete hat sich das kürzlich erschienene Werk M. Fauriel's, welches erst nach dem Tode des Verfassers unter dem Titel: Histoire de la poésie provençale (Paris. Labitte.) herausgekommen ist, bereits viele Freunde erworben. M. Fauriel war schon lange durch seine rühmlichen historischen Leistungen wohl bekannt, und das opus posthumum ist eine Sammlung von Vorlesungen, welche der Verfasser in früher Zeit als Professor an der Pariser Universität öffentlich gehalten hat. In den ersten Kapiteln zeigt F. den Einfluß, welchen die griechische Civilisation auf den südlichen Theil von Gallien ausübte, in meisterhafter Weise und schildert dann Südfrankreich unter den Barbaren mit demselben Glücke. Es wird gezeigt, wie entschieden das griechische

Element im südlichen Gallien zur Zeit der Unterwerfung durch die Römer vorgeherrscht habe, wie gering der Einfluß des Christenthums und das Eindringen der Barbaren darauf gewesen und mit welcher Treue ferner das eigentliche Volk manchen heidnischen Brauch noch bis vor ein Paar Jahrhunderten bewahrt habe. Im andern Kapitel erklärt der Verfasser die provençalische Sprache für einen Nachkömmling der lateinischen, mit einer bedeutenden Vermischung von Wörtern, die einer unbekannten Sprache entlehnt seien, welche, seiner Ansicht nach, die Ursprache Galliens gewesen sein mag. Mit großer Sorgfalt sind die übrigen Kapitel gearbeitet und liefern zugleich eine geschmackvolle Auswahl von Beispielen aus den verschiedenen Epochen. Am wenigsten befriedigend ist die Schilderung der „Poésie-genre populaire,“ welche Vieles zu wünschen übrig läßt. Höchst werthvoll ist noch eine im Anhange befindliche Abhandlung über die metrische Chronik des Kreuzzuges gegen die Albigenser.

Unter den Ausgaben der französischen Chronisten ist keine, die von den Freunden der älteren Literatur so freudig begrüßt zu werden verdient, als die von J. Panosky herausgegebene, welche bei Didot unter dem Titel erschien: Collection de Chroniques: Memoires, et autres documents pour servir à l'histoire de France, depuis le commencement du 13me siècle jusqu'à la mort de Louis XIV. Der erste Theil enthält die besten Stücke von Froissart mit etwas modernisirter Orthographie nebst einleitenden Bemerkungen, welche zugleich ein Fragment mit dem anderen verbinden und das Fehlende ergänzen. Alle Ermüdung des Lesers ist deshalb ausgeschlossen, und die getroffene Auswahl nebst den Anmerkungen zeugen von Geschmack und Sorgfalt, Scharfsinn und Gelehrsamkeit.

Das bekannte Abécédaire français p. Eberhard (Leipzig bei Fritsche), oder „Erster Unterricht in der französischen Sprache“ ist so eben in einer neuen Auflage erschienen, welche sich durch die vielfachen wesentlichen Verbesserungen noch vortheilhaft von den früheren Ausgaben unterscheiden und dem Werkchen seinen alten Ruhm erhalten wird. Ueber die Regeln der Aussprache findet sich eine neue höchst practische Zugabe, die neuere Orthographie ist gehörig berücksichtigt und vieles Unpassende weggelassen, welches sich in den früheren Ausgaben vorfand, so daß das Büchlein für den Elementarunterricht sehr geeignet erscheint. Die Ausstattung ist gut und der Druck, wenige Kleinigkeiten abgerechnet (z. B. p. 58 Les dix commendemens de la lois de Dieu) äußerst correct.

Nach dem so eben erschienenen Werke The Druidical Temples of the County of Wilts von E. Duke hat man vielfache Nachgrabungen in den celtischen Tumuli der Wiltshire Downs angestellt, welche aller Wahrscheinlichkeit nach nebst Stonehenge und Abury schon in den Zeiten Cäsars zu den Alterthümern der Urzeit gerechnet wurden. Als interessante Resultate der Forschungen stellt sich heraus, daß die in den Gräbern aufgefundenen Gebeine die mittlere Größe des jetzigen Menschengeschlechts nicht übersteigen, daß ferner die Tempel

der Druiden, nicht wie die Tradition sagt, in Höhlen und Grotten, sondern vielmehr im offenen, freien Felde waren. Der Verf. ist der Ansicht, daß die Druiden phönicischer Abstammung gewesen und keineswegs jene Thaten wilder Grausamkeit vollbracht hätten, deren die Römer sie beschuldigten.

Der rühmlichst bekannte J. Payne Collier, welcher sich bereits um die Geschichte Shakspeare's und des englischen Dramas überhaupt so viele Verdienste erworben, hat bei seinem unermüdlichen Fleiße durch die Veröffentlichung der Memoirs of the Principal Actors in the plays of Shakspeare wiederum einen interessanten Beitrag zur Literatur des britischen Dichters geliefert. Die bekannte Ausgabe „Mr. William Shakespeare's Comedies, Histories and Tragedies edited by Heminge & Condell 1623“ enthält nämlich auf einem besonderen Blatte ein Verzeichniß von den Namen der vorzüglichsten Schauspieler, welche in Shakspeare's Dichtungen aufgetreten sind, und Collier hat nun in vorliegendem Werke Alles zusammengestellt, was sich über diese Schauspieler hier und da zerstreut vorfand und durch eigne und neue Forschungen das Ganze bereichert. Die englischen Kritiker spechen sich mit großer Anerkennung über diese Leistung aus, und wir empfehlen das Werk schon deshalb als ein höchst werthvolles, da es über jeden einzelnen Namen neue interessante Thatsachen liefert und zugleich begründet.

In dem Bereiche der leichteren Unterhaltungs-Literatur ist so eben ein Werk unter dem Titel: „Pen-and-Ink Sketches of Poets, Preachers and Politicians“ erschienen, welches in mehrfacher Hinsicht der Beachtung werth ist. Es schildert viele interessante Persönlichkeiten, und manche von ihnen mit großer Schärfe und Gewandtheit, und wenn gleich das Buch wenig eigentliche Reflexion bietet, so besitzt es doch andrerseits einen großen Reichthum feiner Beobachtung, eine gewisse Anmuth der Darstellung und innere Wahrheit. Einzelne Bilder, z. B. das der Mrs. Hemans, sind völlig verzeichnet, andere dagegen z. B. von Charles Lamb und seiner Schwester, Mr. Hazlitt, und Lord Byron wahrhaft bewunderungswürdig.

In einem alten Rechenbuche aus dem siebenzehnten Jahrhunderte fand man kürzlich die Bezeichnung Dick Dandiprat für three halfpence, Tom Trip-and-go für threepence, Goodman Groat für fourpence und Tester für sixpence. Ueber den eigentlichen Ursprung dieser Namen hat man bis jetzt vergebliche Nachforschungen angestellt.

Eine so eben in England unter dem Titel: „Mr. Conran's National Music of Ireland — containing the History of the national melodies, the harp and other musical instruments of Erin“ erschienenes Werk, hat weit mehr literarischen als musicalischen Werth. Das Ganze ist eine Sammlung von höchst interessanten Vorlesungen, welche der Herausgeber im Mechanics Institution

zu Manchester gehalten hat, und theils belehrt er durch seine gründliche Kenntniß der Vorzeit, theils ergötzt er durch den Reichthum von Anecdoten und Specialitäten über die Harpers.

Das englische Theater hat in seiner Armuth und Armseligkeit schon seit mehreren Jahren viele seiner alten Traditionen wieder aufgenommen; dahin gehört unter andern der merkwürdige Gebrauch, in der Zeit des Weihnachts- und Osterfestes Feenspiele und Parodien zur Aufführung zu bringen. Man erfreute sich bei dieser Gelegenheit oft wahrhaft humoristischer Darstellungen, aber auch hierin sind die Leistungen mit jedem Jahre schwächer und die Anforderungen größer geworden. Eine besonders gute Aufnahme erhielt das in Haymarket aufgeführte Stück: „Der Bettler zu Pferde," welches nach einer poetischen Erzählung Crabbe's das Leben eines gesinnungslosen Emporkömmlings mit einigem Witze schildert. Hätte nicht Webster durch sein unübertreffliches Spiel in die Hauptperson erst eigentlich einen Charakter gelegt und hörte die sogenannte gute Gesellschaft nicht so gern über den Bourgeois gentilhomme spotten, so wäre der Beifall, den das Stück in so außerordentlichem Maße erntete, ganz unerklärlich, da sein eigentliches Hauptverdienst doch wohl nur darin besteht, daß es keine Uebersetzung aus dem Französischen oder Deutschen ist, ein Verdienst, welches heutzutage in England zu den seltenen gehört.

Die Herausgabe sämmtlicher Werke von Walter Savage Landor (The Collected Writings of W. S. L. 2 vols Lond. 1846.) ist ziemlich allgemein in England freudig begrüßt worden, und es gibt gewiß sehr wenige Schriftsteller der heutigen Zeit, welche eine so sichere Aussicht auf literarische Unsterblichkeit und Nachruhm haben, als gerade Landor. Wir finden in dieser ersten vollständigen Ausgabe seine Gedichte (Engl. und Lat.), Tragödien und dramatische Fragmente, nebst einem neuen fünfaktigen Stücke: The Siege of Ancona (welche der Verf. höchst bescheiden „Acts and Scenes betitelt); außerdem findet sich die Examination of Shakespeare das Pentameron nebst Pericles and Aspasia vor, welche sämmtlich ganz neu bearbeitet sind und außerordentlich gewonnen haben. Einen ganz besondern Schmuck für das Werk machen aber die berühmten Dialoge aus, welche bereits vor 23 Jahren unter dem Titel „Imaginary Conversations" erschienen Sie verbreiten sich in 125 Abtheilungen über die verschiedenartigsten Gegenstände der Literatur und Geschichte und zeichnen sich aus durch reiche Gelehrsamkeit und einen reinen und glänzenden Styl, durch eine Fülle von Phantasie, Witz und Humor und eine außerordentliche Kühnheit der Spekulation.

J. H. Burton hat vor Kurzem The Life and correspondance of David Hume herausgegeben, welches schon deshalb von großer Wichtigkeit ist, weil man hier zum ersten Male eine vollständige Zusammenstellung aller Dokumente findet, welche auf den philosophischen Historiker Bezug haben.

Das englische Theater hat jetzt einen zweiten Jeremy Collier gefunden. Ein gewisser M. G. Abbot a Becket, irgend ein literarischer Bouffon des Punch,

gibt gegenwärtig eine Mystifikation heraus und parodirt die bedeutendsten Dramatiker, die Hauptstellen ihrer besten Stücke und liefert zugleich einzelne höchst komische Skizzen der vornehmsten Theaterbeamten.

Außer der Reiseliteratur ist die englische Presse in der letzteren Zeit sehr fruchtbar für Bibliographie und Archäologie gewesen und wir nennen in dieser Beziehung als besonders bemerkenswerth die Autographen (Briefe) von Königen und Staatsmännern, welche Sir H. Ellis, der Curator der Bibliothek des British Museum, veröffentlicht. Die so eben herausgegebene dritte Abtheilung reicht bis auf Wilhelm den Eroberer, von welchem sich ein sehr interessanter Brief vorfindet, der an Gregor VII. gerichtet ist. Die wichtigen Bemerkungen des gelehrten Herausgebers verleihen dem Werke noch einen ganz besonderen Werth.

Zu den Curiositäten der neueren englischen Literatur gehört ein in dieser Zeit erschienenes Werk: „The Zoology of the English Poets, corrected by the writings of modern Naturalists,“ in welchem theils zoologische Unrichtigkeiten bei den bedeutendsten Dichtern nachgewiesen, theils Berichtigungen in Vorschlag gebracht werden. Wir liefern zur Characterisirung des Ganzen folgenden Auszug über die Ameise.

The natural history of Ants has been involved in much error. The accounts of the ancients are more fabulous than true; and those even of some modern naturalists are not entirely to be depended upon. Ants were long, and generally supposed to subsist on corn, and celebrated for their industry in collecting it — an error occasioned by the resemblance of their pupae, on a cursory view, to grains of wheat, and by their care in removing them to greater or smaller elevations, according to the state of the atmosphere. They were also anciently believed to bite the germ of the corn which they collected, in order to stop its vegetation, and to store it up for winter provision. Our poets, drawing their information from these fabulous sources, or sheltering themselves under classical authority, have followed each other in the self-same track of error, and by the introduction of these faults have disfigured many of their beautiful descriptions and illustrations of industry, sagacity, and foresight.

„First crept
„The parsimonious emmet, provident
„Of future, in small room large heart inclos'd;
„Pattern of just equality perhaps
„Hereafter, join'd in her popular tribes
„Of commonalty.“

Milton. Par. Lost, b. VII. l. 484.

„Tell me, why the ant
„In summer's plenty thinks of winter's want?
„By constant journey careful to prepare
„Her stores, and bringing home the corny ear.“

Die Poesie soll allerdings nicht dazu beitragen falsche Ansichten über Naturgegenstände und dergl. zu verbreiten; daß indessen das Aussprechen einer irrthümlichen Volksansicht oder die ungenaue Darstellung einer Thatsache, wie wir dieselbe mit unserer jetzigen Kenntniß zu kritisiren berechtigt sind, der Poesie, als solcher, Eintrag thue, möchten wir in Abrede stellen. Die Poesie stellt die Gefühle und Ansichten der Zeit dar, in welcher sie entstand, und schildert wie die Geschichte die Wahrheiten und Irrthümer ihrer Zeit. Unser Gefühl sträubt sich deshalb dagegen, die schönsten Stellen der Dichter darum geändert zu sehen, weil sie mit unserer heutigen Wissenschaft nicht ganz im Einklange stehen.

Unter den Auspicien der Royal Society of Literature erscheint die „Biographia Britannica Literaria," herausgegeben von Thomas Wright, welche überall mit dem größten Beifalle aufgenommen wird, und sich außerordentlich von den bis jetzt vorhandenen Vorarbeiten rühmlich auszeichnet. Ganz besondern Fleiß ist auf die Anglo-Normannischen Dichter verwendet und viele Irrthümer sind gründlich berichtigt, die noch bei dem Abbé de la Rue und in anderen Werken über diesen Gegenstand sich vorfinden. Der Artikel Geoffrey of Monmouth, Alfred of Beverly, Guiscard oder Guichard de Beaulieu, Lanfranc, Anselm — um nur Beispiels halber Einiges herauszuheben — sind ganz vortrefflich und liefern neue, interessante Resultate.

Mrs. Cowden Clarke hat vor kurzer Zeit ein höchst merkwürdiges Buch herausgegeben, wofür sie 16 Jahre gesammelt; es ist dies eine Concordanz zu Shakspeare's Werken, in welcher man bei jedem Worte die ganze Stelle aufgezeichnet findet, in der es vorkommt. In der Vorrede sagt die Verf., daß sie bei ihrem Werke auf bedeutungslose Wörter keine Rücksicht genommen z. B. auf das Wort let, so oft es als Hülfsverb vorkomme (nach ihrer Angabe 2184 Male); als actives Verbum und Substantiv (17 Male) ist es dagegen mit den betreffenden Stellen citirt.

